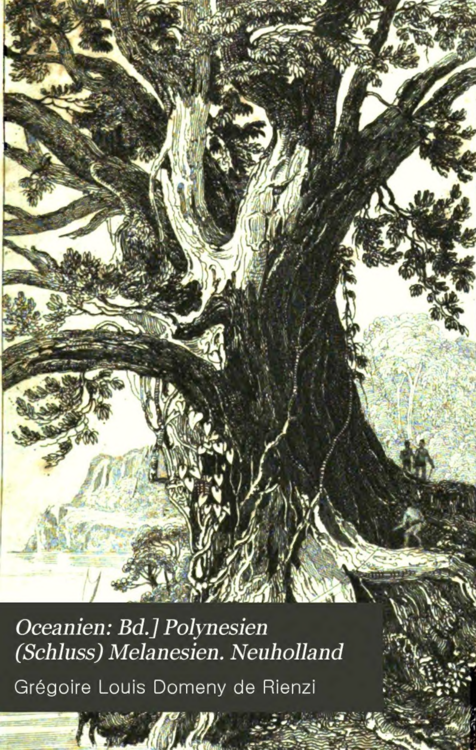


Oceanien: Bd.] Polynesien (Schluss) Melanesien. Neuholland

Grégoire Louis Domeny de Rienzi

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

226. Incomplets.
(X 24 bis). Nombr. pl.

16867

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller Länder und Völker,

ihrer Religionen, Sitten, Gebräuche u. s. w.

Mit vielen bildlichen Darstellungen von Lagen wichtiger Orte, alten und neuen Denkmälern, Trachten, Geräthschaften, Kunstsachen, verschiedenen anderen Gegenständen und Karten.

Aus dem Französischen.

OCEANIEN.

Dritter Band.

Domeny de R[illegible]. Gr[illegible] L[illegible]

POLYNESIEN (Schluß). **MELANESIEN.**
NEUHOLLAND.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1840.

Welt - Gemälde - Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. s. w.

OCEANIEN oder **DER FÜNFTE WELTTHEIL**

von

Domeny de Rienzi.

Polynesien.

(Schluß.)

Kurze Geschichte des Archipels von Taiti.

Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Quiros der Entdecker von Taiti*) ist. Es war am 10. Februar 1606, daß er eine Brigantine in einem der Häfen der Insel landen ließ. Seine Begleiter schilderten ihm die Eingebornen als Leute von schwarzbrauner Hautfarbe, groß und stark, mit Lanzen, Säbeln und hölzernen Keulen bewaffnet, in Hütten lebend, welche sie dem Gestade des Meeres entlang unter Kokosbäumen erbaut hätten. Die Einladung, sich an Bord zu begeben, nahmen sie nicht an. Das Interessanteste, was die Spanier während ihres mehrstündigen Aufenthaltes unter diesen Wilden sahen, war ein Häuptling, der den Kopf mit schwarzen Federn umsteckt hatte, und dessen Haare in blonden gerin- gelten Locken auf den Nacken herabwallten. Der Mann fiel um so mehr a , als er der einzige Insulaner war, an welchem man diese Eigenthüm- li eit wahrnahm. Zwei Tage darauf ging Quiros unter Segel und g der Insel den Namen Sagittaria. Sie wurde während des lan- Zeitraums von 160 Jahren nicht wieder gesehen.

Dieß geschah durch Wallis im Jahr 1767. Seine Landung in der von Matavai war mit einer großen Gefahr verbunden, die ihn leicht hätte zu Grund richten können, und „die erste Flagge,“ sagt der beredte Verfasser des Geistes des Christenthums, „welche man dort entfaltete, war die Flagge des Todes.“ Wie es scheint, so bediente sich der englische Kapitän etwas vorschnell gegen einige zudringliche und unordentliche Insulaner der Muskete. Sein Schiff wurde nämlich wenige Tage nach seiner Ankunft von 300 Piroguen, welche von 2000 Kriegern besezt waren, umringt, und mit einem Hagel von Steinen angegriffen. Kaum sah sie Wallis in der Schußweite, so gab er aus allen Batterien Feuer und trieb in einem Nu das ganze Geschwader der Insulaner in die Flucht. Ein kühnerer Haufe wagte sich auf einigen Piroguen näher heran und suchte durch den Schiffsschnabel an Bord zu kommen, allein eine einzige Kanone, die man aufs Vordertheil des Schiffes brachte, reichte hin, die Feinde zu vertreiben, indem sie noch dazu einen Häuptling tödtete. Die Insulaner baten um Frieden, allein gleich am andern Tag erfolgte ein neuer Angriff, ein neues Kartätschenfeuer von Seiten der Engländer.

*) Wir machen den Leser darauf aufmerksam, daß die Diphthonge ai, ei rc. in den polynesischen Namen getrennt gelesen werden: Taiti, Matavai, Haïtia u. s. w.

Wallis ließ alle Piroguen zerstören, sowohl die im Wasser, als die auf dem Trockenen, und dieser Schrecken befestigte den Frieden.

Während des Aufenthaltes auf der Insel besuchte der Kapitän mehrere Häuptlinge, wobei er zugleich das Land in Augenschein nahm. In seinem Berichte nennt er jedoch nur die Fürstin Oberea, nach ihrem wahren Namen Puria, eine sehr schöne Frau, von angenehmen Manieren, bei den Eingebornen in hohem Ansehen und über 40 Jahre alt. Sie bewohnte eine große Hütte 300 Fuß lang, 40 breit und 30 hoch, getragen von 51 Pfeilern und eine halbe Lieue von Matavai entfernt. Es scheint, daß Wallis bei dieser Fürstin die Rolle des Aeneas spielte, obwohl seine Dido nicht nach der Ehre des Scheiterhaufens trachtete. Nach seiner Abfahrt gab er der Insel den Namen Georg III., und ließ sie sich zu Gunsten des Königs von England abtreten, wenn man dem Kupferstich, welcher seinem Berichte beigegeben ist, Glauben schenken darf.

Im April 1768, also ein Jahr später, nahm Bougainville die Insel für die Krone Frankreichs in Besitz, gemäß der alten Sitte, über arme Völker zu verfügen, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, ob diese Verfügung mit ihrem Willen geschieht oder in ihrem Vortheil liegt. Er fand die Königin Oberea über die Abreise ihres Ungetreuen bereits getröstet, und mit Tu-Paia, dem Oberpriester von Taiti in ehelichen Verhältnissen, obwohl sie die Gemahlin des Fürsten war. Es ist dieß derselbe Tu-Paia, aus Raiatea gebürtig, welcher zu Batavia auf dem Rückweg von Neu-Seeland, wohin er auf einem Schiffe des Kapitän Cook eine Reise gemacht hatte, starb.

Wir haben bereits von der früheren Regierung von Taiti gesprochen; ohne uns hier nochmals weiter darauf einzulassen, bemerken wir, daß, nachdem Otin (Kind), der Sohn des Königs, den Königstitel angenommen, Oberea Königin-Mutter wurde und der König O'Ammo, ihr Gemahl, nur Regierungsverweser war. Zwei Theile der Insel standen unter Verwaltung zweier Brüder: Tutaha und Lapai, die Halbinsel von Taia-Rabu unter Wahi-Adua.

Bougainville stand in freundschaftlicher Verbindung mit Reti, dem Häuptling des Bezirkes Hidia, wo er Anker geworfen hatte; er bekam von Tutaha, einem der Triumvirn der Insel und einem Mann von mehr als 6 Fuß Höhe, einen Besuch, und derselbe trieb seine Höflichkeit, Uneigennützigkeit und Gastfreundschaft so weit, daß er ihm eine seiner jungen und hübschen Frauen anbot. Der berühmte Seemann nannte die Insel Neu-Cythere; allein der einheimische Name Taiti, welchen er den Europäern verrieth, trug dießmal den Sieg davon. Wir haben oben im Vorübergehen von dem Taitier Oturu, dem Bruder des Häuptlings Reti, gesprochen, welchen Bougainville nach Paris brachte, wo er ein Jahr lang sich aufhielt, und welcher von da sich auf dem Brissau nach Isle de France einschiffte. Von hier sollte er mit dem wackern Kapitän Marion nach seiner Insel heimkehren; allein als Marion in den Erfrischungshafen des Fort Dauphin, einer ungesunden französischen Niederlassung auf der Insel Madagaskar, einlief, starb Oturu daselbst an den Blattern, welche einige Zeit später zu London den liebenswürdigen Insulaner von Pellu, Li-Bu, dahinrafften.

Im Jahr 1769 legte Cook in Matavai an, um den Durchgang der Venus durch die Sonne daselbst zu beobachten. Die Eingebornen

überhäuften ihn und seine Leute mit Zuvorkommenheiten und Gefälligkeiten, und sie konnten frei und in größter Sicherheit die ganze Insel durchstreifen. Einige Male hatte er sich über kleine Diebereien zu beklagen, allein er züchtigte die Thäter so furchtbar, daß ihnen der Geschmack an diesem Handwerk verging. Kurz vor seiner Abreise desertirten ihm zwei Matrosen. Cook bemächtigte sich als ein wahrer Freibeuter der königl. Familie und mehrerer Häuptlinge und gab den Eingebornen zu verstehen, daß er die Gefangenen so lange als Geißel behalten würde, bis man ihm die Ausreißer eingeliefert haben würde — was denn auch schnell geschah. Cook bestrafte sie mit jener Strenge, von welcher er oft Beispiele aufstellte, und ließ alsbald seine gekrönten Geißel frei ziehen. Auf dieser Reise war es, wo er den Oberpriester Tupaia, dessen wir bereits erwähnt haben, an Bord nahm. — Bevor er die Insel verließ, erhielt er von Teroe, dem Könige von Eimeo, einen Besuch. Er besuchte sodann die Insel Wahine, wo der König Ori lebte, auch Raiatea, wo der alte Puni, der berühmte Krieger von Borabora, als Greis auf seinen Lorbeeren ausruhte. — Nach der Abfahrt des englischen Seemannes unterwarf sich der ehrgeizige Tutaha die Halbinsel Taiarabu. Allein er genoß nicht lange seines Sieges und hinterließ die Krone seinem Sohne.

Der Spanier Bonechea landete in den Jahren 1772 und 1773 auf Taiti; ein andrer Spanier, Langara, ließ einen Ausreißer darauf zurück, der sich später zum Günstling und Staatsrath des jungen Wahi-Adua II. aufschwang.

Im April 1773 landete Cook zum Zweitenmal auf Taiti, und zwar vor Taiarabu, wo er acht Tage verweilte. Der Häuptling von Hidia, Reti, stattete ihm einen Besuch ab und fragte ihn um Nachrichten von seinem Bruder Oturu, dem Begleiter Bougainville's. Von Taiarabu besuchte der englische Kapitän wiederum Matavai, wo der König Otu ihm den glänzendsten Empfang bereitete. Niemand, nicht einmal sein Vater O'Ammo, durfte sich vor Cook bedecken, und alle Anwesenden mußten nackt vom Kopf bis zum Gürtel erscheinen. Cook fand bei dem Könige Potatu wieder, welchen er bei seinem ersten Aufenthalt kennen gelernt, und der ihm in jeder Beziehung sehr viele Freundschaft bezeigt hatte. Potatu, mit seinem riesenhaften Wuchs, schien die ganze Versammlung zu beherrschen. Er besaß neben der Stärke eines Milon von Croton die Schönheit eines Antinous und eine äußerst sanfte Gemüthsart. Seine Frau Pota-Tetera hatte eine Größe von 6 Fuß. Während der ersten Reise Cooks war sie dessen Schwester (tuahine) geworden, und stolz auf diesen Titel, machte sie dem Kapitän einen Besuch. Die englische Schildwache wollte, wie sie angewiesen war, ihr den Eintritt in sein Gemach verweigern; aber dieser weibliche Grenadier faßte den Soldaten um den Leib, warf ihn leicht zu Boden und flog triumphirend in die Arme ihres Adoptivbruders, des Kapitäns Tute, wie man Cook auf Taiti nannte.

Im April des nächstfolgenden Jahres, 1774, erschien Cook noch einmal auf Matavai, wo er dem Häuptling Reti alle Tage von seinem Freunde Puta-Veri zu erzählen hatte. Er besuchte den alten König Ori auf Wahine, so wie den König Oreo auf Raiatea, wo er seinen liebenswürdigen Gefährten Hidi-Hidi (Oedidee) ließ.

Im Jahr 1777 unternahm Cook seine dritte Reise an Bord der

Decouverte, während Kapitän Clerke auf der Resolution sich einschiffte. Er erschien mit den beiden Schiffen vor der Halbinsel Taiarabu, wo Wahi-Adua, Bruder Wahi-Adua's II., regierte. Von Taiarabu begab er sich im September nach Matavai, segelte an Eimeo vorbei, legte zu Wahine an, wo Tairi-Tairia regierte, und schiffte daselbst den berühmten Mai, seinen Freund und Schützling, ein, von welchem wir bereits gesprochen haben.

In der Zwischenzeit dieser Reise des großen Weltumseglers, am 27. November 1774, landete der spanische Kapitän Domingo Bonechea mit zwei Fahrzeugen zu Watu-Tera auf der Halbinsel Taiarabu. Er brachte vom Vicekönig von Peru zwei Missionäre mit. König Otu und die Arii Wahi-Adua überhaupt nahmen ihn sehr günstig auf. Bonechea ließ die beiden Missionäre unter dem Schutze der Arii zurück, und ging unter Segel, um einige andere Punkte des Archipels zu besuchen; bei seiner Rückkehr, am 26. Januar 1775, starb er und wurde zu den Füßen des Missionskreuzes begraben. Wirklich vernahm Cook im Jahr 1777, wo er zum Zweitenmale Taiti besuchte, daß im Jahr 1774 zwei Fahrzeuge daselbst gelandet wären. Die Eingebornen erzählten, diese Fahrzeuge wären von Rima gekommen und hätten vier Personen, von denen eine sich Matima nannte, auf der Insel zurückgelassen, bei einem zweiten Besuche aber dieselben wieder an Bord genommen, wo dann der Befehlshaber dieser Expedition, von den Eingebornen Oride genannt, starb und auf der Insel begraben wurde. Der Kapitän und die Missionäre, hieß es weiter, hätten versichert, Cook sey gestorben und England der spanischen Krone unterthänig u. s. w. Diese Nachrichten, welche Cook aus dem Munde der Eingebornen sammeln konnte, und die Auffindung eines hölzernen Kreuzes, auf welchem die Worte: „Christus vincit et Carolus imperat, 1774," standen, brachten ihn auf die Vermuthung, daß diese Schiffe der spanischen Marine angehörten und aus dem Hafen von Lima, der Hauptstadt von Peru, ausgelaufen wären. Allein das Kabinet von Madrid beobachtete, sey es aus Gleichgültigkeit oder aus Politik, ein tiefes Stillschweigen über diese Reise. Gleichwohl wurde das Geheimniß endlich kund, und zwar durch das Regierungsblatt von Calcutta, der Hauptstadt des brittischen Indien, welches Auszüge aus einem Tagebuch mittheilte, das sein Herausgeber von Kapitän Dillon erhalten hatte. Dieses Tagebuch, von einem Spanier aus Lima, Namens Manuel Rodriguez, verfaßt, enthält Umstände, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß es sich von einer Reise, welche Cook anführt, handle. Das Tagebuch war unedirt in den Händen der Witwe von Rodriguez geblieben, und Kapitän Dillon kam zu Valparaiso in Chili in den Besitz desselben. Rodriguez, der Matima der Taitier, hatte sich einige Kenntniß der Landessprache erworben, und war bestimmt, eine von Callao ausgehende Mission, welche für Taiti bestimmt war, zu begleiten. Der Zweck der Mission war Bekehrung der Eingebornen zum Christenthum, nachdem bereits einige davon zu Lima die Taufe erhalten hatten. Unter den Missionären befanden sich zwei Mönche, welche von Callao auf dem Jupiter unter Segel gingen. Sie bauten auf Taiti zu Odjetatira (Ohitepeha) ein Haus, und das von Cook aufgefundene Kreuz stand vor diesem Gebäude. Der Kommandant der Fregatte, welche während seines zweiten Besuchs starb, hieß Don Domingo Bonechea, ein Name, der mit Oride so wenig gemein hat, als Matima

mit Rodriguez — es müßte nur seyn, daß diese Namen ihren tayos (Freunden) angehörten, mit welchen sie, nach polynesischer Sitte, die ihrigen vertauschten.

Die Fahrzeuge verließen am 28. Januar die Insel und ließen zwei Mönche, den Pater Hieronimo und Narcisso, den Dolmetscher Rodriguez und einen Diener zurück. Allein mit der Bekehrung der Eingebornen wollte es nicht vorwärts gehen. Rodriguez wirft den Missionären Mangel an Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth vor, sie hätten ihre Stellung bald satt bekommen und durch ihren Unmuth und ihre Verdrossenheit öfters die ärgerlichsten Scenen herbeigeführt, was sofort für ihn die Folge gehabt, daß auch seine Dienste als Dolmetscher nicht anschlugen. Um sich guten Muth zu machen, ging er meistentheils mit den Eingebornen um und durchzog die Insel nach allen Richtungen. Er war damals erst 20 Jahre alt, und seine Jugend, sein lebhaftes heiteres Wesen, so wie seine Kenntniß der taitischen Sprachen, machten ihn bei den Bewohnern der Insel beliebt. Aus der Erzählung, die man dem Kapitän Cook machte, ersieht man, daß die Spanier in Achtung standen, und das genannte Tagebuch zeigt deutlich, daß Rodriguez keinerlei wissenschaftliche Kenntnisse besaß, und daß er ein sehr oberflächlicher Beobachter war.

Bei der Rückkehr der Fahrzeuge verlangten die Missionäre die Insel zu verlassen. Rodriguez schiffte sich ebenfalls mit ein und langte am 28. Februar 1776 zu Callao an. Die Mönche lobten die Gutmüthigkeit der Eingebornen, und diese fanden die Spanier weniger hart als die Engländer.

Cook hatte kaum den Archipel verlassen, als König Otu die ältere Schwester Motu-Oro's, Hidia, heirathete; so wurden beide Fürsten durch ein doppeltes Band verbunden. Um ihre Titel zu behaupten, ließen sie das erste Kind, das aus dieser Vereinigung hervorging, erdrosseln. Otu, der sein zweitgebornes Kind retten wollte, mußte nach dem Landesgesetze, das wir im Kapitel von der Verwaltung und den Gesetzen aufgeführt haben, der Krone entsagen, so daß er vom König zum Regenten wurde. Mit der Umwandlung des Titels mußte er auch seinen Namen verändern, und nach mehrfachen Versuchen nahm er den Namen Pomare (Schnupfen) an, mit Anspielung auf einen Schnupfen, den er sich in Folge der Kämpfe zugezogen hatte, die er mit seinen Gegnern bestand. Sein Sohn wurde Pomare II., und dessen Gebiet gab Veranlassung zu einem Bruch zwischen dem König und der Königin. Hidia, eine junge, schöne und große Frau, lebhaft und geistreich, von feurigem Temperament und einer wollüstigen, glühenden Einbildungskraft, verließ aus Verdruß ihren königlichen Gemahl, um sich in Ausschweifungen zu stürzen, die ihr den Namen einer taitischen Messaline zu verschaffen geeignet wären, so wenig man auch Pomare I., trotz seines gefälligen und nachgiebigen, oder vielmehr schonungsvollen Benehmens gegen seine Frau, die ihm in politischer Beziehung treu blieb, mit Claudius vergleichen kann.

Eilf Jahre verflossen, bevor wieder ein Schiff auf Taiti landete. Das erste, welches erschien, war Lady Penrhyn, Kapitän Sever, im Jahr 1788. Er hatte eine Ladung Kolonisten, welche im Süden von Neu-Gallien sich niederlassen wollten, und legte in der Bai von Matavai an, um sich für seine Mannschaft, welche an Scorbut litt, mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Pomare I. zeigte sich gegen den Kapitän

Sever äußerst freigebig. Der leztere sah Hidi-Hidi, und gab demselben Nachricht von dem Tode Mai's und der beiden Seeländer, welche Cook mit sich genommen hatte, oder welche vielmehr Mai begleitet hatten. Die Insulaner wollten auch von Cook wissen, Sever fand aber für gut, ihnen den schrecklichen Tod, den der berühmte Seemann gefunden, zu verheimlichen.

Bligh, Kommandant des Bounty, besuchte jezt Matavai. Wir bemerken, um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen, nur so viel, daß von den Rebellen des Bounty, welche am 22. September 1789 wieder nach Matavai kamen, sechszehn eingeschifft wurden und sich daselbst ansiedelten, da sie ihren Mitschuldigen nicht nach Pitcairn folgen wollten. Churchill, ein alter Waffenmeister des Bounty, kam nach Taiarabu zu Wahi-Abua, dessen Günstling er wurde. Nach dem Tode dieses Häuptlings wurde er sogar zu seinem Nachfolger ernannt, und war eben im Begriffe, die Herrschaft über die Halbinsel anzutreten, als Thompson in seiner glühenden Eifersucht und Ehrsucht ihn mit einem Flintenschuß tödtete. Allein die Insulaner rächten ihren neuen König und opferten seinen Mörder. Ein Kind von vier Jahren bestieg den Thron von Taiarabu.

Einige Jahre darauf erschien Edwards, Kapitän der Fregatte Pandora, um im Namen seiner Regierung die Aufrührer des Bounty zu reklamiren. Sie wurden troz den Bitten, Thränen und dem Geschrei der taitischen Witwen und Waisen, von welchen sie sich nun trennen mußten, von den Insulanern ausgeliefert. Damals war es, wo Pomare I., der seit längerer Zeit den Entschluß gefaßt hatte, Europa zu sehen, nahe daran war, den Kapitän Edwards zu begleiten, und mit Mühe gelang es seinem Bruder Ara-Piha, ihn von diesem Entschlusse abzubringen.

Darauf landete Vancouver, der berühmte Entdeckungsreisende, auf Taiti. Dieser alte Gefährte Cooks fand den Archipel von seinem frühern Glanze sehr herabgekommen. Die Bevölkerung war in Folge der inneren Kriege und garstiger Krankheiten, welche die Europäer einschleppten, sehr zusammengeschmolzen. Vancouver wohnte der Tronbesteigung Pomare's II. bei. Er bemerkte, daß eine große Anzahl taitischer Wörter sich verändert hatte, und daß diese Worte streng verboten waren.

Im Jahr 1792 landete Mathilde, Kapitän Weasterhead, 1793 der Dädalus, Kapitän New, 1794 die Jenny und Britania, 1797 der Duff, Kapitän Wilson, auf Taiti und brachten Missionäre, um sie auf den Hauptinseln Polynesiens zu vertheilen.

Die Ankunft der Missionäre brachte eine völlige Umwälzung auf der Insel hervor. Der Oberpriester Mani-Mani wurde hinreichend entschädigt, um sich für die Ankömmlinge zu erklären, und die Apostel machten sich augenblicklich ans Werk. Am 16. März 1797 hatte in Gegenwart Pomare's II., der Prinzessin Hidia, Mapai's und Haitia's, eines Häuptlings von Matavai, eine feierliche Ceremonie Statt. Pomare II. trat den Missionären die Landschaft Matavai, einen sehr angenehmen Aufenthaltsort, ab.*) Nach der Ceremonie errichtete man den Aposteln, fünf Frauen und zwei Kindern, ein bequemes Haus, und der Duff ging nach dem Archipel von Nuka-Hiva unter Segel.

Am 6. Juli desselben Jahres kam der Duff wieder nach Matavai.

*) S. Blatt 153 und 154.

Die Missionäre waren mit der Behandlung, die sie erfuhren, zufrieden; inzwischen beklagten sie die geringen Fortschritte, welche ihr Bekehrungswerk nahm. Der Neffe des Kapitäns, welcher während des einmonatlichen Aufenthalts mehrere wichtige Nachforschungen anstellte, schäzte die Bevölkerung auf 16,000 Seelen.

Am 6. März 1798 legte der Nautilus, Kapitän Bishop, zu Matavai an. Pomare I. begünstigte die Missionäre, Pomare II. behandelte sie mit ausgesprochener Zuneigung.

Die Elise brachte den Missionär Henry und seine Frau nach Taiti. Sie meldeten die Rückkehr des Duff mit einer Verstärkung von Mannschaft und Lebensmitteln; aber wie groß war ihr Schmerz, als Kapitän Bumker, Kommandant des Albion, die traurige Nachricht überbrachte, daß ein französischer Korsar den Duff weggenommen hätte, daß die Mission auf Tonga-Tabu zerstört und die Missionäre theils von den Eingebornen von Tonga getödtet, theils genöthigt worden seyen, die Mission zu verlassen.

In der Zwischenzeit überbrachte der Purpoise dem König Pomare II. von dem Gouverneur von Port-Jackson Geschenke, und der Royal-Admiral, welchen noch Wilson befehligte, schiffte bald darauf acht neue Missionäre aus. Eine neue Hoffnung lebte in den Herzen dieser Apostel und ihrer Anhänger auf, und Nott, ihr Haupt, durchreiste die ganze Insel und predigte überall das Evangelium.

Ein Bürgerkrieg brach jezt aus, während dessen mehrere englische Schiffe ankamen, unter anderen Margarethe, Kapitän Byers, von dessen Subcargo Turnbull wir einen interessanten Bericht besitzen, und nach mehreren Schlachten starb, von Fremden und Eingebornen gleich betrauert, Hopai, der Vater Pomare's I. Der leztere verlor seinen Sohn, den jungen Fürsten von Taiarabu; er selbst starb eines plötzlichen Todes nach dem Mittagessen, in einem Alter von 55 Jahren. Er war ein Mann von kräftigem und beharrlichem Charakter und seltenem Scharfsinn. Er wußte die Regierung, den Gesetzen des Landes zuwider, unter dem Namen seines Sohnes bis an seinen Tod zu behaupten. Er hatte um die Kultur seiner Unterthanen große Verdienste, unterstüzte die Missionäre, und sein Leben war ein langer Kampf. Sein Sohn Pomare II. folgte ihm.

Pomare II.*) ist der Chlodwig, der Konstantin von Taiti. Er nahm zuerst das Christenthum an, und die Insulaner beeilten sich, sein Beispiel nachzuahmen. Sein ganzes Leben lang blieb er ein glühender Anhänger der von ihm umfaßten Religion, wirkte für die Ausbreitung derselben nicht nur durch seinen Einfluß als Souverän, sondern auch als Apostel. Man verdankt ihm die erste Uebersetzung des Evangeliums ins Taitische. Das Christenthum blühte neben ihm, ohne daß es den Charakter des Despotismus angenommen hätte, denn als die europäischen Geistlichen Uebergriffe sich erlauben wollten, wies er sie in die gebührenden Schranken zurück. Wir werden auch bald sehen, daß sie seinen Verlust nicht eben sehr bedauerten.

Bis zu dem Zeitpunkte, als er Christ wurde, hatten die Predigten der Missionäre keine Erfolge bewirkt. Wo sie sich zeigten, wurden sie verlacht, wenn man sie nicht etwa mißhandelte. Die Eingebornen lachten

*) Sein Bildniß s. Blatt 158.

über den Gott, den sie ihnen lehrten, und hießen ihn nur den Diener des großen Gottes Oro, auch möchten sie, wie sie sagten, den einen nicht mit dem andern vertauschen. Oefters kam es vor, daß, wenn ein Insulaner während des Besuchs von einem Missionär unwohl wurde, man den leztern der Behexung anklagte und ihn nöthigte, den Platz schleunig zu räumen. Troß dieser Hindernisse sezte die Mission ihr schwieriges Werk fort. Im Januar 1805 wurden die Vorarbeiten zu einem ausführlichen Katechismus gemacht, und im darauf folgenden März nahm man ein Alphabet an, das für die späteren Uebersetzungen als Grundlage dienen sollte. — Auf günstigere Ergebnisse machte man sich Hoffnung, als der von den Häuptlingen auf unbestimmte Zeit abgeschlossene Waffenstillstand plötzlich auf eine rohe Weise gebrochen wurde und lange und traurige Feindseligkeiten nach sich zog. Im Juni 1807 fielen die königlichen Truppen unversehens über den Bezirk von Ata-Huru her, sengten und brennten, hieben Alles vor sich nieder, jagten die Einwohner in die Berge und zogen sich mit den Leichnamen der Erschlagenen zurück, welche auf die Altäre Oro's geschleppt wurden.*) Dieser schaudererregende Feldzug ward nicht so bald wieder vergessen. Die Häuptlinge von Ata-Huru sannen seit längerer Zeit auf Rache; endlich brach sie furchtbar und in vollem Maße aus. Es gelang den Missionären noch vor der Katastrophe sich auf das englische Schiff Perseverance zu retten, welches gerade auf der Rhede vor Anker lag. Der Prediger Nott war der Lezte, welcher an Bord stieg, nachdem er zuvor einen lezten vergeblichen Versuch hatte machen wollen, die Rebellen mit Pomare zu versöhnen.

Dann brach der verhängnißvolle Krieg aus, welcher in den Geschichtbüchern Taiti's unter dem Namen Tamai rahi ia Arahu-Raia (der große Krieg vor Arahu-Raia) bekannt ist. Das Haupt der Empörer war Tanta, ein früherer Minister des Königs, damals sein grausamster Widersacher und der gefürchtetste Krieger auf dem Archipel. Schon sein Name bürgte für den Sieg. Als er von Pomare sich lossagte, hielt dieser sich schon für geschlagen und vergoß Thränen aus Schmerz. Uebrigens wollte er seine Sache nicht so schnell verloren geben, ohne zuvor eine Schlacht versucht zu haben. Auf den Rath des Oberpriesters des Oro ergriff er selbst die Initiative, griff seinen Gegner, der ihm an Zahl der Streiter überlegen war und eine günstige Stelle inne hatte, an, wurde aber kräftig zurückgeschlagen und mußte bis Pare fliehen, wo er aber den Feind nicht abwartete, sondern Taiti verließ und auf Wahine Zuflucht suchte, wo bereits auch die Missionäre angekommen waren.

Taiti und Taiarabu waren in den Händen der Rebellen, und kein Häuptling von Bedeutung trat auf, ihnen dieselben streitig zu machen. Ihre erste Handlung bei der Besitzergreifung war mit Blut und Verheerung bezeichnet; sie zertraten die Bezirke von Pare und Matavai, zerstörten die Wohnungen der Häuptlinge von der königlichen Partei, plünderten das Etablissement der Missionäre, schleppten Alles, was von Werth war, mit sich fort, schmelzten die Lettern in der Druckerei zu Klumpen zusammen, machten aus den Büchern Patronen, nahmen die vorgefundenen Waffen, oder schufen sich ganz sonderbare aus den Küchengeräthschaften. Berauscht durch diese glücklichen Erfolge, hofften sie noch weitere zu

*) S. Blatt 157.

erfechten; das erste Schiff, das sich sehen ließ, wollten sie bei guter Gelegenheit wegnehmen und die Offiziere niederhauen. Der Handschlag gelang ihnen wirklich mit dem Schooner Venus, welcher von der Gefahr nicht zeitig genug benachrichtigt werden konnte; aber das Glück wollte, daß die Mannschaft, statt auf der Stelle niedergehauen zu werden, zum Opfer für den Gott Oro aufgespart wurde, ein Umstand, der dem eben eingelaufenen Schiff Urania es möglich machte, Mannschaft und Schiff aus den Händen der Barbaren zu retten. Es war kein Bleiben mehr auf der Insel möglich. Nach dem Beispiel Taiti's waren auch die übrigen durch Parteiungen aufgewiegelten und in sich gespaltenen Inseln aufgestanden, ein wildes Feuer brannte in all diesen kriegerischen Köpfen, und es gab unter solchen Umständen für die Boten des Friedens Nichts mehr zu thun. So verließen am 26. Oktober 1809 alle Missionäre den Archipel und schifften sich nach Port-Jackson ein. Nur zwei Prediger blieben zurück: Haywood auf Wahine und Nott auf Eimeo.

Damals machte der leztere seine größte und entscheidendste Eroberung, und zwar war es der Krieg, welchem er sie verdankte. Aus seinem Besitze vertrieben, in Unglück und Kummer lebte Pomare auf Eimeo, ohne Hoffnung für die Zukunft, ohne Trost für seine gegenwärtige Lage, aber in einer Gemüthsverfassung, welche ihn für den Unterricht in der Religion empfänglich machte. Der Gott Oro hatte ihm seine Gunst entzogen, der Christengott konnte ihm gnädig seyn. Dieß war die religiöse Betrachtung der Dinge, die politische gab noch entscheidendern Grund an die Hand. Mit Recht vermuthete er, daß die englische Macht einen christlichen König unterstützen und auf seinen verlornen Thron wieder einsetzen werde. Welcher von diesen Beweggründen ihn bestimmt haben mag, Pomare ließ sich von dem Prediger Nott in dem Glauben der Christen unterrichten, lernte lesen und schreiben, und legte einen Eifer an den Tag, der einem Jüngling zur Ehre gereicht hätte. Sein Beispiel wirkte, die Insulaner folgten begierig nach, und bald zählte Eimeo eine Schaar von Täuflingen und Bekehrten, ja der Uebertritt geschah so zahlreich, daß Nott für die neue Kirche nicht mehr hinreichte und Gehülfen verlangte, worauf seine Kollegen im Jahr 1812 nach Eimeo zurückkehrten.

Jezt erkannte Pomare, daß die Entwicklung der religiösen Angelegenheiten zu einer Lösung reif wären, und daß er es wagen dürfe, seine Anhänglichkeit an die neue Gottesverehrung durch einen öffentlichen Akt feierlich kund zu thun. Dieß geschah in folgender Weise. Eines Tages brachte man ihm eine Schildkröte, ein Thier, das wesentlich tabu ist, und nur in dem Umkreise des Morai zubereitet werden durfte, wobei man dem Gotte seinen Theil vorbehielt. Statt die gewöhnliche Ceremonie vollziehen zu lassen, befahl Pomare das Thier wie gewöhnliche Fleischspeisen in der Küche zu behandeln und ihm den Braten zu bringen, ohne Etwas für den Götzen auf die Seite zu legen. Ein gewaltiges Geschrei, ein Aufruhr erhob sich unter den Dienern des Hauses und den Priestern des Tempels. Man erwartete nichts Anders, als daß ein Bliz vom Himmel den König wegen seiner entsetzlichen Entweihung des Tabu niederschmettern, oder daß er wenigstens an der Schildkröte, die er auf eine so ruchlose Weise verzehrte, ersticken müßte. Keines von beiden geschah; Pomare genoß einen ruhigen Schlaf auf die Mahlzeit, und das heilige Fleisch ließ ihn wer er war. Nachdem er auf eine so hervorstechende Weise den Bruch mit den

alten Götzen vollzogen hatte, stand er auf und hielt eine Rede ans Volk: „Ihr seht nun," sagte er, „was eure eingebildeten Götter sind: weder gut noch böse, unvermögend, euch zu nützen und zu schaden. Folgt mir nach. Es wird Keinen gereuen." — In der That folgten Viele seinem Beispiele nach. Die neue Gottesverehrung, voll Tröstungen und Milde, kannte keine jener blutigen Sühnen, an welchen dieses Volk mehr aus Furcht als Neigung festhielt. Nach und nach gewöhnte es sich, an die Macht dieser geheimnißvollen Idole weniger Glauben zu haben; es fürchtete sie weniger, es spottete ihrer und von Jezt an war Alles im Reinen. Die Häuptlinge standen in der ersten Reihe der Neubekehrten; Tapoa, Häuptling von Raiatea, Tamatua, Pomare's Schwiegervater, Mahine, Häuptling von Wahine, und eine Menge Anderer ließen sich unterrichten. Das Eis war gebrochen, die erste Eroberung gemacht, die Macht des Beispiels that das Uebrige. Pomare, fortan ein eifriger Christ, wollte, daß die Religion ihren Tempel hätte. Man errichtete eine Kanzel, wo die Apostel Tausenden von Insulanern predigten und mit dem Worte Gottes überzeugten oder erschütterten.

Um diese Zeit geschah es, daß sich zwei Häuptlinge von Taiti bei Pomare einfanden und ihn einluden, auf diese Insel, welche eine Beute der Anarchie geworden war, zurückzukehren, und seine frühere Gewalt wieder zu ergreifen. Alle Parteien wünschten ihn zurück, da seit seiner Vertreibung die Insel in der schauderhaftesten Unordnung sey und unter den Ausschweifungen wiederholter Revolten seufze. Statt ihre Eroberungen zu ordnen, waren die siegreichen Häuptlinge nur darauf bedacht gewesen, wie sie dieselben verschleuderten; die Feldarbeit wurde vernachlässigt, und man betrieb mit Wuth die Destillation der Ti-Wurzel (dracoena terminalis), woraus man einen Branntwein gewann. Die ganze Insel glich einer Schenke und einer Branntweinbrennerei. Der Kessel bestand aus einem gehöhlten Felsstück, die Retorte aus einer hölzernen Stürze, das Kühlgefäß war eine Rinne aus Rohr. Um diesen Brennapparat, der mit wenigen Kosten sich herstellen ließ,*) lagerten sich 10, 20, 30 Eingeborne, welche nach Maßgabe Dessen, was sie in den Kessel einlegten, ihren Theil Liqueur bekamen. Waren sie dann berauscht, so befiel sie eine wilde Wuth, worin sie über einander selbst herfielen und sich niedermetzelten. Später als sich die Missionäre wieder einfanden, zeigten ihnen die zerstreuten Menschenknochen noch den Ort, wo diese mörderische Fabrikation betrieben wurde.

Pomare war mit all diesen Vorgängen bekannt. Er glaubte, daß der Augenblick gekommen wäre, wo man dieser Unordnung ein Ziel setzen müsse, und vermuthete, vielleicht etwas voreilig, daß eben die lange Dauer des gesetzlosen Zustandes ihm eine ruhige Wiederherstellung seiner Macht vorbereitet haben möchte. Er begab sich daher nach Taiti, wo er Anfangs wenig Schwierigkeiten fand. Da er nicht wußte, welche Wendung die Sachen nehmen möchten, so wollte er nicht haben, daß die Missionäre ihm folgten, und tröstete sich über ihre Abwesenheit durch fromme Sendschreiben: „Könnte ich," schrieb er an den Prediger Nott, „den Zorn Jehova's gegen mich entwaffnen, da ich ein sündiger Mensch bin, durch gehäufte Verbrechen, durch Gleichgültigkeit, Unkenntniß des wahren Gottes, und

*) S. Blatt 165.

durch Beharrlichkeit im Bösen mich schuldig gemacht habe! O daß mi Jehova meine Thorheit, meinen Unglauben und meine Verachtung gegen seine Gesetze vergeben möchte! Daß er mir seinen guten Geist senden möchte, mein Herz zu heiligen, daß ich liebe, was gut ist, und kräftig zu werden, meine schlimmen Gewohnheiten abzuthun, um seinem Volke anzugehören und durch Christus, unsern einzigen Erlöser, errettet zu werden. Ja, ich bin ein verderbter Mensch und meine Sünden sind groß und zahlreich." — Ein anderes Mal schrieb er während einer Krankheit Folgendes: „Ich bin sehr betrübt, aber wenn ich nur vor meinem Tode die Gnade Gottes erlangen kann, so bin ich glücklich. Aber ach, wenn ich sterben müßte, bevor mir diese Gnade zu Theil wird, so wäre Dieß ein großes Unglück für mich. Möchten meine Sünden Vergebung finden, und meine Seele durch Jesus-Christ erlöst werden! Möchte Jehova, ehe ich sterbe, noch sein Auge auf mich werfen, so würde meine Freude vollkommen seyn."

Man sieht daraus, wie enthusiastisch der königliche Glaubenslehrling für die neue Religion, welche ihn tief durchdrungen hatte, eingenommen war. Auch hatte er Deß vor den Taitiern, welche in ihrem Götzendienst verharrten, keinen Hehl. Er bekannte sich offen als einen Christen, sprach von dem Dienste Oro's als von einer Entweihung, und übte die christlichen Gebräuche vor dem ganzen Volke aus. Anfangs trat auch seine religiöse Ueberzeugung seiner politischen Wiedereinsetzung sehr in den Weg. Mit Mühe entschloß sich der Bezirk von Matavai, sein Ansehen anzuerkennen; die anderen Distrikte behaupteten mit ihren Häuptlingen und Priestern ihre Unabhängigkeit und betrachteten Pomare als einen des Thrones fortan unwürdigen Apostaten. Während dieser Zeit wurde ihm von einer der Töchter Tamatua's von der Insel Raiatea ein Kind geboren, Aimata. Sonst trug sich in den beiden Jahren, 1812 und 1813, wenig Wichtiges zu. Der europäische Handel schien die taitischen Gewässer zu vermeiden; hier und dort legten zwar einige Schiffe an, allein ohne sich längere Zeit aufzuhalten. Nur zwei, die Königin-Charlotte, befehligt von dem Missionär Shelly, und der Dauphin, Kapitän Folger, machten durch ihre Verunglückung einiges Gerede. Beide gingen mit taitischer Mannschaft auf die Perlenfischerei nach der Insel Pomotu, wurden aber von dieser gefährlichen Mannschaft weggenommen. Der Kapitän der Königin-Charlotte wurde gerettet, der vom Dauphin kam aber in dem Gefechte um. Jene wurde unter Führung der Rebellen auf die Rhede von Matavai gebracht und ihrem Eigenthümer wieder ausgeliefert. Das zweite wurde auf dem Meere durch Walker, Kapitän des Endeavour, wieder weggenommen.

Unterdessen hatte die Kirche auf Eimeo ein glückliches Gedeihen. Der Andrang der Proselyten war ungeheuer, man konnte nicht genug predigen und taufen. Am 25. Juli 1813 wurde die Kirche eingeweiht; ein feierlicher Gottesdienst wurde gehalten in Gegenwart einer zahlreichen Menge von Glaubigen und dann den Neubekehrten das heilige Abendmahl gereicht. Viele Häuptlinge aus der Gesellschaft der Areois, sogar der Oberpriester von Eimeo, befanden sich darunter. Der Stellvertreter des leztern, Pali, wurde eines Tages durch die Predigt des Predigers Nott so überzeugt, daß er die Götzen und Tempelgeräthschaften ins Feuer warf un

sich für einen Christen erklärte. *) Der ganze Archipel folgte nach und nach diesem Anstoß. Zahlreiche Bekehrungen fanden auf Wahine, Raiatea und Tahaa Statt. Selbst von Taiti langten in Begleitung Pomare's, der sie für den Glauben gewonnen hatte, Häuptlinge an. Upa-Paru, eine der einflußreichsten Personen der Insel, befand sich darunter. Von dem glücklichsten Erfolge sahen endlich die Missionäre ihre Beharrlichkeit gekrönt. Am Schlusse des Jahres 1814 zählte man auf dem Archipel bereits 500 oder 600 Christen, und mit jedem Tage nahm diese Zahl zu. Es war unumgänglich nöthig, daß die Vorsteher der neuen Kirche in ihrer Wirksamkeit Unterstützung bekamen, man verlangte daher eine Sendung neuer Missionäre, veranstaltete vom neuen Testament eine Uebersetzung ins Taitische und ließ sie in Port-Jackson drucken.

Diese glücklichen Erfolge erregten den Haß und die Eifersucht Derer, welche ihren alten Götzen treu geblieben waren. So lange die Christen nur ein kleines isolirtes Häufchen ausmachten, hatte man sich darauf beschränkt, sie mit Verachtung zu bekämpfen; als ihre Zahl sich verstärkte, suchte man sie lächerlich zu machen, indem man ihnen den Spottnamen bure-atua (bure = Gebete, atua = Götter; Gebetgötter) auftrieb. Aber als sie trotz dem Haß der Einen und dem Spott der Anderen immer mehr Raum gewannen, als die Propaganda sich auf die königliche Familie erstreckte, immer thätiger und gewaltiger auftrat, schwuren die Götzendiener in ihrem Herzen den Tod durchs Schwert allen Denen, welche jenen bisherigen Demonstrationen friedlicherer Art widerstanden hatten. Die Häuptlinge, bisher unter sich uneinig, schlossen einen Waffenstillstand und errichteten einen Bund gegen die Feinde ihres gemeinschaftlichen Gottes. Die Distrikte Pare, Matavai, Wapai-Ano vereinigten sich, um eine christliche Vesper aufzuführen. Die Häuptlinge von Atahuru und Papara, zur Theilnahme an dieser Metzelei eingeladen, sagten ihren Beistand zu. In der Nacht vom 7. auf den 8. Julius 1814 sollten die Gebetgötter auf Taiti sämmtlich niedergemacht werden; kein Christ sollte der Metzelei entrinnen, keiner eine halbe Stunde vor sich haben, um die Piroguen ins Meer zu lassen und sich nach Eimeo zu retten, wenn nicht Verrath den geheim gehaltenen Plan vereitelte.

Bereits sezten sich die Verschworenen in Bewegung, schon sollte es an ein Einhauen gehen. Allein wer schildert ihre Wuth und Ueberraschung, als sie in keiner der mit dem verhängnißvollen Kreuze bezeichneten Wohnungen eine lebende Seele vorfanden. Die Beute, die sie so sicher zu erhaschen meinten, war entkommen. Wüthend bis zum Wahnsinn warfen sie sich gegenseitig Verrath vor, aber nicht lange blieben sie bei bloßer Beschuldigung stehen, von den Worten schritten sie zur That. Die Eingebornen von Papara und Atahuru, ewige Feinde der Pori Onu, was ein Gesammtname für die im Nordosten von Taiti wohnenden Völkerschaften ist, brachen zuerst die vorübergehende Allianz, stürzten sich auf ihre Gegner, hieben ein und rotteten ihre ersten Häuptlinge und besten Krieger aus. Die Bewohner von Taiarabu wurden überrascht, schlossen sich der Partei der Krieger an, und gingen sofort auf Raub und Plünderung aus, so daß das ganze Gestade, die reichen Distrikte von Pare und Faha, die romantischen Thäler von Hautuah, Matavai und Wapai-Ano in einen

---

*) S. Blatt 167.

großen Schauplatz von Trauer und Elend sich verwandelten. Als Alles niedergetreten war, Menschen und Wohnungen, Nichts mehr den Eroberern Widerstand leistete, zankten sie sich um die Beute, und da sie sich über die Theilung derselben nicht verständigen konnten, brach der Krieg unter ihnen *selbst* aus. Die Einwohner von Atahuru und Papara verbanden sich gegen die von Taiarabu und jagten sie in die Schluchten der Gebirge. Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht wütheten auf dem platten Lande und trieben viele Einwohner nach Eimeo, das die Götzendiener aufnahm, um sie zu Christen zu machen. So half selbst der Bürgerkrieg die Sache des neuen Glaubens unterstützen, und Pomare war das thätigste Werkzeug dieser allgemeinen Bekehrung geworden; er reiste von Dorf zu Dorf, als ob er selbst ein Apostel geworden wäre, stellte sich als Beispiel dar, und war aufs Lebendigste von den Wahrheiten, welche er verkündigte, durchdrungen.

Das Jahr 1815 eröffnete sich also: Eimeo, ruhig und glücklich, bevölkerte sich mit Christen, Taiti, aufrührerischen Häuptlingen preisgegeben, stürzte in sein Verderben. Es entging den Insurgenten nicht, wohin Dieß führen mußte, und sie beschlossen, es mit Verrath zu versuchen. Sie sandten Boten nach Eimeo, und ließen die taitischen Auswanderer einladen, in ihre Besitzungen wieder zurückzukehren, indem sie ihnen ruhigen Genuß und freie Ausübung ihres Glaubens zusagten. Man merkte wohl eine List, aber man nahm den Vorschlag an. Pomare unternahm es selbst, die Heimkehr der Verbannten zu beschützen; er sammelte die angesehensten Krieger von Eimeo und den benachbarten Inseln, lauter eifrige Christen und unerschrockene Soldaten, um sich. Die Flotte segelte ab — Schrecken befiel die Götzendiener; in großer Anzahl und bewaffnet stellten sie sich am Ufer auf und gaben durch Bewegungen und Geschrei zu verstehen, daß sie der Landung einer so beträchtlichen Schaar sich widersetzen würden. Sie gingen sogar so weit, daß sie die Piroguen aus der Ferne angriffen. Pomare wollte nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben, ließ sich mit ihnen in eine Unterredung ein und brachte es dahin, daß ein Frieden abgeschlossen wurde, der jedoch nicht aufrichtig gemeint war und von keiner langen Dauer seyn konnte.

Der 12. November 1815, Sonntag Nachmittags, war der in den Geschichtbüchern Taiti's merkwürdige Tag, an welchem Pomare mit seinen 500 Kriegern, die er aus Eimeo mitgenommen hatte, an einem Orte mit Namen Narli, bei dem Dorfe Buna-Aula, im Distrikte Atahuru, den Gottesdienst feiern wollte. Die Heiden hatten diese Gelegenheit abgewartet und waren davon benachrichtigt worden. Ihre zahlreichen und wohlbewaffneten Abtheilungen umstellten den Ort, wo die Bure-atua sich im Kreise versammelt hatten. Kaum hatte Pomare einen Lobgesang angestimmt, als das Schießen begann. Die Fahne Oro's an der Spitze und unter dem Geschrei: Krieg! Krieg! drangen die Feinde auf die versammelte Gemeinde ein. Trotz der drohenden Gefahr wollte Pomare, daß der Gottesdienst beginne. „Jehovah beschützt Euch," rief er; „was fürchtet Ihr?" und die Krieger blieben. Dann, als die Gebete gesprochen waren, stellten sie sich in drei Kolonnen staffelförmig am Ufer auf und machten gegen den Feind, der sich gegen die Gebirge hin zerstreut hatte, Front. In der Vorhut fochten drei berühmte Häuptlinge: Auna, Upa-Paru und Hitoti; einen vorgeschobenen Posten befehligte Mahine und die Amazone Pomare

Mahine, welche mit Flinte und Lanze bewaffnet und mit einem Panzerhemde bedeckt war. Pomare selbst hatte mit mehreren Scharfschützen, welche den Feind auf der Flanke beunruhigen sollten, seinen Posten auf einer Pirogue genommen. Auf einer andern, durch einen Engländer, Namens Joe, befehligten Pirogue befand sich ein Steinböller, welcher der königlichen Sache wesentliche Dienste leistete.

Kaum hatte Pomare diese Vorbereitungen getroffen, als die Heiden auf ihn losstürzten. Der Anlauf war furchtbar und warf die Vorhut; ein Haufen Krieger wurde kampfsunfähig gemacht; Upa-Paru ließ Stücke von seinem Kleide in den Händen der Feinde, floh durch ein Gebüsch und schloß sich dem bewaffneten Korps von Mahine an. Hier entspann sich das lebhafteste Gefecht. Der Insurgentenchef Upu-Fara fiel, von einem Lanzenstich durchbohrt; die Seinen wollten ihm zu Hülfe eilen, allein er rief ihnen zu: „Laßt Dieß! rächt mich! da ist er, der mich getroffen hat!" Er deutete auf einen Soldaten, Namens Raveae. Alsbald warfen sich zwanzig Helden auf ihn, aber man entriß ihn ihren Hieben. Mit wilder Erbitterung sezten die Insurgenten, troz des Verlustes ihres Generals, den Kampf fort, doch bald entschieden die Haltung der Truppen Mahine's, das mörderische Feuer des Steinböllers und die Musketiere Pomare's die Schlacht. Ein panischer Schrecken vollendete den Sieg; die Helden flohen ins Gebirge und nahmen die festen Punkte desselben ein.

Kaum war das Gestade von Feinden rein, so machten sich die Krieger Pomare's, von ihren alten Gewohnheiten hingerissen, auf, die Fliehenden zu verfolgen und niederzuhauen oder wenigstens den auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten den Garaus zu machen. Allein Pomare rief ihnen mit starker Stimme „Atira!" — es ist genug! — zu, denn er wollte den Krieg wie ein Christ führen, wie er denn auch die Gefangenen, statt sie zu opfern, mit Nahrungsmitteln versehen und für die Familien der Besiegten, statt sie zu mißhandeln, sorgen ließ. Man versprach den Rebellen Amnestie und rief sie zurück; der Leichnam des gefallenen Upu-Fara, welcher noch auf dem Boden lag, wurde nach der Landessitte im Grabe seiner Väter beerdigt; dann sandte Pomare ins Innere, um den Häuptlingen, jedem einzeln, Gnade und Vergessenheit des Vergangenen anzubieten. Eine solche Handlungsweise hatte man in Taiti noch nie erlebt, es konnte nicht fehlen, daß sie Pomare und seinem Gott eine Menge Anhänger gewann. Man verglich beide Religionen: die eine, voll Milde und Sanftmuth, vergoß nur zur Selbstvertheidigung Blut, die andere, wild und unversöhnlich, verlangte zu jeder Stunde neue Schlachtopfer: die schönste Vertheidigungsrede für das Christenthum — und dieser Tag eroberte ihm Taiti.

Um den Fortgang dieses Bekehrungswerkes noch weiter zu fördern, wollte Pomare die alten Götzen des Zaubers von Ehrfurcht und Gewalt, der sie noch umgab, völlig entkleiden, und ihnen eine so derbe und augenfällige Beleidigung zufügen, daß Jeder von der Furcht, die sie ihm einflößten, sich geheilt sehen sollte. Zu dem Ende sandte er eine Schaar von auserwählten Kriegern nach Tautira, wo sich damals das berühmteste Bild Oro's befand. Sie drangen seinem Befehle gemäß in den Morai ein, stürzten Angesichts der empörten Priester und der Anbetenden die Altäre um, nahmen die Opfer und heiligen Geräthschaften weg, warfen das Götzenbild — eine aus einem Casuarinablock ganz roh geschnitzelte Statue — zu

Boden, hieben ihm den Kopf ab und legten ihn Pomare zu Füßen. Dieser benuzte ihn Anfangs zu den niedrigsten Diensten, z. B. als Küchenblock, dann warf er ihn ins Feuer, und diese Exekution, öffentlich aufgeführt, ohne daß der Gott Rache nahm, war das Zeichen zu einem allgemeinen Feuergericht über alle Morai's und Götzenbilder der Insel.

Es gab nunmehr auf Taiti keinen Götzendienst mehr; bald wurde er auch auf den benachbarten Inseln, welche dem Beispiel der Hauptinsel folgten, ausgerottet. In sechs Monaten verschwanden Tempel und Götter im ganzen Archipel. Maupiti allein blieb bis zum Jahr 1817 der alten Religion treu; dann wurde sie von den Bewohnern von Borabora zum Christenthum bekehrt.

Erst jezt begann Pomare II. in Wahrheit zu regieren. Er ernannte zehn Missionen auf allen Inseln des Archipels, und die Missionäre, welche ihn so kräftig unterstüzt hatten, gewannen von Tag zu Tag mehr Einfluß. Allein sey es, daß sie sich nicht genug nach den früheren Sitten der Völkerschaften, welchen sie predigten, akkommodirten, oder daß sie ihre neuen Gebote etwas herrisch verkündigten — ihre Vorschriften waren für ein Volk, das bisher an so laxe Sitten gewöhnt war, viel zu streng. — Sie erhielten aus Port-Jackson die taitische Uebersetzung des Evangeliums; aber es schien ihnen nicht hinreichend, und der Missionär Ellis wurde aufgefordert, eine eigene Presse einzurichten. Derselbe langte in Eimeo an, und Pomare sezte ihn in den Stand, eine taitische Druckerei zu errichten. Der König selbst wollte in Gegenwart der Häuptlinge das erste taitische Alphabet drucken; Ellis hatte das Nöthige an Lettern und Druckereigeräthschaften hergestellt, und Pomare sezte die erste Seite, dann brachte er mittelst der Ballen die Schwärze auf die Lettern, legte das Papier darauf, trieb den Preßbengel, und das erste reinlich gedruckte Blatt kam zum Vorschein. Sein eigenes Werk bewundernd, zeigte es Pomare den Häuptlingen und dem Volke, welche, zum Theil mit den Anfangsgründen im Lesen und Schreiben bekannt, den Druckbogen mit Begeisterung hinnahmen. Täglich erschien Pomare in der Druckerei, bis das ABC-Buch völlig gedruckt war. Mit großer Geduld brachte er durch Zählen heraus, daß der Buchstabe a auf den sechszig Seiten des kleinen Buches, das in einer Auflage von 5000 Exemplaren erschien, 5000 Mal vorkomme. Nach einander wurden sofort ein taitischer Katechismus, ein ziemlich umfassender Auszug aus den heiligen Schriften und das Evangelium Lucä herausgegeben. Anfangs theilte man die Bücher unentgeldlich aus, später ließ man sich ein kleines Quantum Kokosöl dafür zahlen, wie uns Ellis berichtet. „Oefters," erzählt er, „sah ich dreißig bis vierzig Kanots aus den entferntesten Theilen von Eimeo oder der umliegenden Inseln, jedes mit fünf oder sechs Personen, ankommen, welche die Reise aus keinem andern Grunde machten, als um sich mit Gebetbüchern zu versehen, und manchmal fünf oder sechs Wochen darauf warten mußten. Zugleich brachten sie ungeheure Pakete von Briefen mit, welche auf Platanenblätter geschrieben und wie die alten Pergamente zusammengerollt waren, Bittgesuche von Solchen, welche nicht selbst kommen konnten, man möchte ihnen Bücher zusenden. — Eines Abends bei Sonnenuntergang langte eine Pirogue von Taiti mit fünf Personen an. Nachdem sie ans Land gestiegen waren, die Segel ein- und das Fahrzeug auf den Sand gezogen hatten, schritten sie auf meine Wohnung zu. Ich ging ihnen entgegen. Luka! te parau na Luka! riefen

mir Alle zumal entgegen, indem sie ihre Bambusrohre, mit Kokosöl gefüllt, vorwiesen, die sie als Zahlung anboten. Ich hatte keine Exemplare fertig, versprach ihnen aber, am folgenden Tage zu liefern, indem ich sie ersuchte, bei einem Freunde im Dorfe über Nacht zu bleiben. Die Abenddämmerung, die ohnedieß in den Tropengegenden sehr kurz ist, war gerade vorüber, und ich begab mich in meine Wohnung zurück. Wie überrascht war ich am andern Morgen, als ich bei Sonnenaufgang die Leute vor meinem Hause auf einer Streu von Kokosblättern gelagert fand, ohne eine andere Bedeckung als den kurzen Rock aus Bastzeug, den sie gewöhnlich tragen. Ich eilte hinaus und erfuhr von ihnen, daß sie die ganze Nacht hier auf der Erde zugebracht hätten, und als ich sie fragte, warum sie nicht in meinem Hause ein Lager nachgesucht hätten, antworteten sie: „Wir fürchteten, es möchte in unserer Abwesenheit vor Sonnenaufgang Einer kommen und die Bücher, welche Du für uns fertigen willst, wegnehmen, und wir möchten dann mit leeren Händen nach Hause gehen müssen; so haben wir denn gestern Abend Rath gehalten und beschlossen, uns nicht zu entfernen, bis wir Das erhalten hätten, weßhalb wir hieher gekommen sind." Ich führte sie in die Druckerei, legte in der Geschwindigkeit die Bogen zusammen und gab Jedem ein Exemplar. Sie verlangten noch zwei andere, das eine für eine Mutter, das andere für eine Schwester, wickelten die Bücher in ein Stück Zeug, verwahrten es an der Brust, wünschten mir einen guten Tag und gingen, ohne getrunken und gegessen oder auch nur eine einzige Person der Niederlassung gesehen zu haben, schnell unter Segel."

Inzwischen hatten die Missionäre den Wunsch geäußert, Ackerbau- und Handelsunternehmungen zu leiten. Allein Pomare, dessen Macht gestiegen war, seit er König über die ganze Insel geworden war, hatte den Muth, sich diesem Vorschlage zu widersetzen, und erklärte rundweg, daß er einen solchen Eingriff in seine Rechte nie dulden würde, da er wohl wisse, wie man in anderen Ländern mit solchen Unternehmungen anfange und mit Usurpation und Eroberung ende.

So eifersüchtig Pomare auf seine Rechte hielt, so nachgiebig und zuvorkommend war er in Allem, was auf religiöse Maßregeln Bezug hatte. Er schrieb zur Unterhaltung der untergeordneten Missionsanstalten eine eigene Steuer aus, welche im Jahr 1818 zum ersten Mal erhoben wurde, und bald darauf eine regelmäßige Abgabe wurde. Sie besteht noch jezt und ist sehr hoch. Im Jahr 1822 betrug sie allein für Taiti gegen 10,000 Stäbe Kokosöl, an 40,000 Franken im Werth, 24 Schweine, 270 Ballen Arrow-root, zu 1350 Livres im Werth, und 200 Ballen Baumwolle. Nach Verhältniß mußten auch die anderen Inseln des Archipels steuern.

Gegen das Ende seines Lebens überließ sich Pomare einer Leidenschaft, die bei einem Oberhaupt am wenigsten gut läßt, indem er sich einem unmäßigen Genuß geistiger Getränke hingab, so daß er seine früher so kräftige Gesundheit zerrüttete und seinen Geist dumm machte; und zwar brachte er dem Bacchus gerade zu der Zeit die reichlichsten Opfer, wo er die heiligen Schriften übersezte. Sein Verstand nahm immer mehr ab, und voll Zorn über sich selbst rief er aus: „O Pomare! o König von Taiti! Deine Sau ist nachgerade mehr im Stand zu regieren als Du!" — Er starb an der Wassersucht am 7. September 1821, in einem Alter

von 48 Jahren, in den Armen des Missionärs Crook, und hinterließ zwei Kinder von seiner Gemahlin Tere-Moe, eine Tochter, Aimata, acht Jahre alt, und einen Sohn von vier Jahren, welcher unter dem Namen Pomare III. zum König der ganzen Insel ausgerufen wurde. Seine Tante Pomare-Wahine wurde zur Regentin ernannt.

Um jene Zeit langten zwei Missionäre, Tyermann und Bennet, als Aufseher auf Taiti an; zugleich hatten sie von der Londner Gesellschaft den Auftrag, die Verhältnisse der Missionäre unter einander selbst, zu der Regierung und zu den Europäern, welche, meist Ausreißer von europäischen Schiffen oder Deportirte aus Neu-Süd-Wales, auf jenen Inseln sich niedergelassen hatten, zu ordnen.

Die beiden Inspektoren und ihre Forderungen wollten der Regentin Pomare-Wahine keineswegs behagen, und sie erklärte mit Festigkeit, daß sie keine Vormünder verlange. Die Missionäre beschlossen, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten.

Im Jahr 1820 ging der russische Kapitän Bellinghausen mit zwei Schiffen auf Taiti vor Anker.

Im Mai 1823 landete die Coquille, Kapitän Duperrey, und verwandte drei Wochen zu höchst interessanten Untersuchungen auf der Insel. Bevor der geschickte Seemann die Früchte seines Aufenthalts auf Taiti dem Publikum mittheilt, wollen wir aus dem Tagebuch des zweiten Kommandanten, Dumont d'Urville, eine Stelle mittheilen, welche uns den damaligen Zustand der Insel schildert.

„Im Augenblick unserer Ankunft,“ sagt d'Urville, „war die Generalversammlung der Taitier im Begriff, ihre Sitzungen zu eröffnen, und am 13. Mai feierte man als Einleitung dazu einen Gottesdienst. Begierig, dieß Schauspiel mit anzusehen, schiffte ich mich mit den Missionären Bennet und Wilson und mehreren an Bord befindlichen Offizieren ein. In Papaova angekommen, sah ich die Bewohner, Männer und Frauen, in zwei Reihen in guter Ordnung und tiefem Stillschweigen nach der Kirche wandern. Man glaubte einen schwarzen Zug von frommen Pilgern zu sehen. In der Kirche nahm Jedes nach seinem Bezirke und Dorf einen Platz. Bald war der ungeheure, 700 Fuß lange Schoppen zum größten Theile gefüllt, und dennoch herrschte, trotz der Menge, eine solche Stille, daß man den Missionär im ganzen Saale vollkommen gut hören konnte. Der Gottesdienst begann um zehn Uhr. Er wurde mit einem Gesang eröffnet, welchen die Gemeinde in vollem Chor sang. Dann wurden einige Seiten aus der Apostelgeschichte verlesen, darauf hielt der Missionär Barff über eine Stelle aus dem Propheten Jesaias eine lange Rede. Sein deutlicher und stark accentuirter Vortrag schien auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck zu machen. Einige suchten nachzuschreiben, Andere hörten der Predigt mit der glühendsten und achtungsvollsten Aufmerksamkeit zu. Auch die königliche Familie wohnte dem Gottesdienste bei; allein sie verlor sich völlig unter der Menge, ohne sich irgend bemerklich zu machen. Der Inspektor Bennet saß neben mir und zeigte mir die ersten Personen des Landes: Tati, Hitoti, Upa-Paru, Utami und Andere, welche in den lezten Ereignissen eine Rolle gespielt hatten. Nach beendigtem Gottesdienste führte man uns an eine einfache Tafel unter dem Zelte der Regentin, nahe beim Grabmal Pomare's II. Bänke, Koffer und Bretter dienten

als Sitze. Die Tafel war mit Brodfrüchten, Spanferkeln und Geflügel besezt; auf den Seiten standen Geschirre mit Rhum und Kokosmilch. Die wahren Herren des Festes, die anscheinenden Wirthe, waren weder die Regentin noch die königliche Familie, sondern die Missionäre, welche sich mit ihren Familien beiseite an die Ehrenplätze gesezt hatten. Die Prinzen und Häuptlinge waren an das Ende der Tafel verwiesen, und wenn wir uns ihnen nicht absichtlich genähert und unsere Empfehlung, welche sie sehr dankbar aufzunehmen schienen, gemacht hätten, so hätten sie in der That an diesem Platze mehr eingedrungene Gäste als die Herren der Insel vorgestellt. Es waren im Allgemeinen treffliche Leute, denen es weder an Geist noch Scharfsinn fehlte, und die sich bei einiger Bildung wohl zu benehmen gewußt hätten. Der kleine Pomare und die junge Aimata erschienen mir im Ganzen als sehr gescheidte und aufgeweckte Kinder. — Die Sitzung, welche Tags darauf Statt fand, wo der Volksversammlung politische Angelegenheiten vorgelegt wurden, wohnte nur der Zeichner der Expedition, Lejeune, bei. Sie dauerte einige Stunden, während welcher die Häuptlinge nach der Reihe das Wort ergriffen. Der ausgezeichnetste Redner war Tati. Die Hauptfrage war eine neu einzuführende jährliche Kopfsteuer im Betrag von fünf Bambusrohren mit Oel auf den Kopf. Darauf verhandelte man diejenigen Auflagen, welche die Civilliste für den König und die Beisteuer für die Missionäre betrafen. Wir erfuhren später, daß der erstere Punkt bejahend entschieden wurde; der zweite wurde in der Voraussicht, daß er nicht durchgehen würde, vertagt. Viertausend Menschen mochten etwa dieser Art von Nationalkongreß beigewohnt haben."

Nach der Abreise der Coquille kam Kapitän Kotzebue, ein russischer Seemann, nach Taiti. Er beurtheilt in seinem Berichte die Missionäre mit einer Strenge, die uns ungerecht erscheint. Er erzählt, daß ein Taitier, der einem Matrosen des Rurik (so heißt das kleine Fahrzeug, welches er befehligte) ein Hemd gestohlen hatte, troz der Verzeihung, welche ihm Kotzebue widerfahren ließ, und der Bitten des Kapitäns, zur Straßenarbeit verurtheilt wurde, und fügt bei, daß man den taitischen Frauen, die bisher so große Freiheit genoßen, exemplarische Züchtigungen zufügt, wenn sie sich den Matrosen preisgeben. So streng diese Strafen auch dem Kapitän erscheinen mögen, so nothwendig mögen sie gewesen seyn, da man weiß, daß alte und eingewurzelte Gewohnheiten nur durch die äußerste Strenge auszurotten sind.

Am 21. April 1824 wurde der junge Pomare, welcher auf der Akademie der Wissenschaften in der Südsee seine Studien gemacht hatte, und als ein zweiter Joas unter dem Schatten des Altars und den Augen des Missionärs Orsmond erzogen worden war, zum König von Taiti gekrönt. Während seiner Minderjährigkeit hatten ihn die Missionäre ein Gesetz annehmen lassen, welches dem Archipel eine Volksvertretung gab, den Einfluß der großen Feudalherren aufhob und Allen gleiche Rechte einräumte. Einmal im Jahr hatten sich die Mitglieder der verschiedenen Bezirke, drei oder vier an der Zahl, mit einem dreijährigen Mandat ausgerüstet und von den Einwohnern durch Stimmenmehrheit gewählt, zu versammeln, und kein Gesetz, keine Einrichtung konnte ohne das Votum dieser repräsentativen Versammlung, welche nur Eine Kammer bildete, und ohne königliche Bestättigung ins Leben treten.

Verschiedene nützliche Gesetze gingen von dieser Art von National-Parlament aus. Von der Abschaffung der Todesstrafe war bereits die Rede. Das Kriminalgesetzbuch ist in neunzehn Titel getheilt, und 400 Richter wurden vom König zum Vollzug desselben ernannt. Die geringste Verleumdung führt ihre Strafe nach sich, und es ist nicht der erste Fall, daß diese sogenannten Wilden uns eine gute Lehre geben könnten. „Der Verleumder,“ so lauten die Worte des Gesetzes, „hat eigenhändig eine Straße von zwei oder vier Meilen Länge und zwölf Fuß Breite anzulegen und dieselbe so zu wölben, daß der Regen nach beiden Seiten hin ablaufen kann.“

Im Jahr 1826 wurde ein Gesetz erlassen, um Abenteurer oder verdächtige und sittenlose Menschen, welche etwa kämen, die eingeführte Ordnung zu stören, abzuhalten. Dasselbe verurtheilte jeden fremden Schiffskapitän, der ohne Erlaubniß von Seiten des Bezirksbeamten ein Individuum von seiner Mannschaft am Lande ließ, zu einer Geldbuße von 30 Dollars, gegen 150 Franken, und jeden Marinedeserteur zur Straßenarbeit, wobei er eine Strecke von 300 Fuß aufzuführen hatte. Das Strafgeld wurde folgendermaßen vertheilt: zwanzig Dollars dem König, sechs dem Bezirksbeamten und vier dem Indianer, welcher den Seesoldaten an Bord zurückbrachte. — Wäre Pomare III. nicht gestorben, so stünde vielleicht der Archipel von Taiti unter einer neuen Hierarchie, ähnlich der, welche die Jesuiten im vorigen Jahrhundert in Paraguay errichtet hatten.

Kapitän Beechey, der im Jahr 1826 den Archipel besuchte, läßt dem Eifer und den Arbeiten der Missionäre Gerechtigkeit widerfahren, aber er glaubt, daß ihre Gesetze auf die Gewerbsthätigkeit der Eingebornen einen hemmenden Einfluß geäußert. Sie hätten zwar ein Parlament und ein Kriminalgesetzbuch, aber in der Industrie hätten sie nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern mehrere ihrer ursprünglichen Kunstfertigkeiten zu Grunde gehen lassen.

Seit dem Tode des jungen Pomare III. hat sich auf Taiti Nichts zugetragen, was einer Erwähnung würdig wäre. Man sah sich genöthigt, seine jüngere Schwester Aimata, eine Prinzessin von einem leichtfertigen Charakter und feurigen Temperament, auf den Thron zu erheben. Die Reisenden sprechen von ihren schönen Haaren, in welchen sie gewöhnlich einen Blumenkranz trug, von ihren Reizen, obwohl sie sich nicht eben durch eine auffallende Schönheit auszeichnet, von ihrer Gefallsucht und Liebenswürdigkeit, von ihren schamlosen Ausschweifungen und von ihrem Gemahl Pomare, einem außerordentlich jungen Manne, mit dem Beinamen Obu-Rahi (Groß-Bauch), der die Saturnalien seiner Gemahlin mit einem mehr als stoischen Gleichmuth mit ansah.

D'Urville drückt sich über die Königin folgendermaßen aus:

„Schwer zu beherrschen und zu leiten, führte sie an ihrem Hofe die Ausschweifungen wieder ein, die von der berühmten Hidia, der Gemahlin ihres Urgroßvaters Pomare I., her noch in frischem Andenken lebten. Gegen das Ende ihrer Regierung bemerkte man eine günstige Veränderung in ihrem Lebenswandel; allein bald überließ sie sich, kühn gemacht durch das Beispiel ihrer Mutter und Tante, unter deren Vormundschaft sie gestellt gewesen war, ganz wieder ihren feurigen Trieben. Es war die Königin, man konnte sie nicht zu hundert Ruthen Klafterarbeit verurtheilen.

Uebrigens ahmte der Hof ihr Beispiel nach; derselbe war unter der Erzie hung der Missionäre scheinheilig geworden, er wurde jezt unter dieser jun gen Messalina ausschweifend, und das Beispiel ergriff auch die niedere Klassen. Die Missionäre hatten bis dahin kein wirksames Mittel gege diesen leidigen Lebenswandel auffinden können. Es war zu verschiedene Malen die Rede davon, die Königin abzusetzen; allein man hat es noc nicht gewagt. Pastor Wilson schrieb unlängst, daß ein Bund von unzu friedenen Häuptlingen, welche zu Papai-Iti sich versammelt hatten, sic zu bilden im Begriffe sey. Man hegt von dieser Schilderhebung einig Erwartungen. Von der Königin Aimata bedroht, sind es die Missionär auch in ihrem Missionssitze. Die Missionsgesellschaft hat die ehrgeizige Bestrebungen ihrer Abgesandten erkannt und sich überzeugt, daß die Aposte Polynesiens sich zu oft und mit zu viel Eifer in zeitliche Angelegenheite mischten, daß, wenn sie nicht Gewalt suchten, sie nach Reichthum sich ge lüsten ließen, daß sie große Eigenthümer, sogar Kaufleute zu werden suc ten. Diese Richtung fand die Gesellschaft weder in der Schrift noch in Geiste des Apostelamtes und hielt es für zweckmäßig, ihnen den Spruch in Gedächtniß zurückzurufen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Dahe erhob sich in Beziehung auf Taiti die besondere Frage, daß, da die Inse ganz christlich sey, es ganz zweckgemäß erscheine, sie ohne Apostel zu lassen welche mit mehr Nutzen anderswo unter wilden und heidnischen Völke schaften verwendet würden."

Im April 1830 besuchte Kapitän Waldegrave Taiti. Er fan das Land in einem Uebergangszustande, mitten inne zwischen alten Ge wohnheiten und neuen Gesetzen; auf der einen Seite bedauerten die Häupt linge, ihre alten Privilegien verloren zu haben, auf der andern Seit freute sich das Volk, emancipirt zu seyn. Was die Missionäre betriff so hatten sie die Erlaubniß des Alleinhandels mit Vieh erhalten; sie lie ferten oft Mundvorräthe in die Schiffe, und hofften auch den Handel mi Arrowroot und Kokosöl zu erhalten.

Morenhout, der im Jahr 1834 zu Paris ankam, gibt uns einig ausführlichere Berichte über die Schifffahrt und den religiösen Glaube von Taiti. Es scheint nicht, daß seitdem in der Geschichte der Insel etwa Wichtiges sich zugetragen hat.

Manaia- oder Harvey-Archipel *).

Dieser kleine Archipel, südwestlich von den Taiti-Inseln, liegt zwische 17° 40′ und 22° südlicher Breite und dem 160° und 165° 30′ westliche Länge. Er hat nur 25 Quadratlieues Oberfläche und eine Bevölkerun von 10,000 Seelen.

Die Inseln, aus welchen er besteht, sind Manaia, Rarotonga die wichtigste von allen, Wai-tu-Taki, Mauti, Watiu und Miti-Ar Manuai und Fenua-Iti oder Oka-Tutaia nach Cook. Wir nehme dazu die Inseln Hull, Roxburg, Ruruti, Douteuse von Armstron

*) Meist dem Tagebuch einiger englischen Missionäre entnommen, welche den Archipel im Jahr 18[illegible] besuchten. Die Seefahrer gaben nur sehr wenige Nachrichten über diesen Archipel, daher die Sammlung um so mehr Werth hat, zumal sie sehr selten ist.

und die Inseln Palmerston, über welche wir nichts Weiteres gefunden haben, und deren Vorhandenseyn uns noch nicht ganz bestättigt scheint. Es sind, mit Ausnahme der kleinen Palmerston-Gruppe, niedere, holzreiche und öde Klippen, welche Pomare, König von Taiti, vergebens zu einer Beamy-Bai für seine Staaten zu machen versucht hatte, und die Cook in den Jahren 1774 und 1777 zwei Mal sah. Ihre Oberfläche ist im Allgemeinen bergig. Der Boden, in einigen Gegenden sehr fruchtbar, bringt Taro, Ignamen, Bananen ꝛc. im Ueberfluß hervor.

Manaia.

Der höchste Gipfel dieser Insel liegt unter 21° 55′ südlicher Breite und 160° 18′ westlicher Länge. Cook entdeckte sie am 29. März 1777. Er hatte damals den uns schon bekannten Mai an Bord. Zwei Eingebornen wagten es, auf einer Pirogue dem Schiffe nahe zu fahren, allein sie wollten durchaus nicht an Bord kommen. Man fragte sie um den Namen ihrer Insel, sie antworteten Manghaia oder Manghia. Der berühmte Seemann hatte ohne Zweifel nicht recht gehört; die Missionäre berichten, daß die Insel Manaia heiße. Sie riefen auch, sagt er, einige Male den Namen Nue, Nai, Naiva; ihr Oberhaupt nannten sie Orouka. Cook versuchte zu landen, allein die Gewalt der Brandung hinderte ihn daran. Er nahm den Insulaner mit sich, von welchem früher die Rede war, und der, obwohl mit einigem Widerstreben, sich dießmal entschloß, an Bord zu kommen; allein derselbe zeigte sich so ungebärtig und schlechter Laune, daß ihn Cook bald wieder zurückschickte. Er beschreibt die Insulaner, welche er in der Nähe auf der Küste sah, als den Taitiern sehr ähnlich, von guter Gesichtsbildung und fröhlichem Temperament. Sie trugen lange Bärte, und große Schlitze in den Ohrlappen dienten dazu, um allerlei Schmuck oder Dinge zum Gebrauch darein zu stecken. Einer der Eingebornen, welchem Cook ein Messer schenkte, steckte es ins Ohr wie in eine Scheide; die anderen steckten Glaskorallen oder Zeuge aus dem Bast der Brussonetia darein, wie sie die Einwohner von Tonga verfertigen.

Die Insel ist von einer Mauer von zwanzig bis sechszig Fuß hohen Korallenfelsen eingeschlossen, die nur durch drei Oeffnungen einen Eingang offen lassen. Der angebaute Theil der Insel beschränkt sich auf sechs große Thäler; man findet darauf Taro-, Kokosnuß-, Bananen- und Brodbaumpflanzungen; der leztere ist nicht im Ueberfluß vorhanden. Oft wird die Insel von einem grausamen Mangel heimgesucht, und dann sterben viele Einwohner. Zweierlei Ursachen führen dieses Unglück herbei: einmal die Faulheit des Volkes, dann sein Hang zum Diebstahl, so daß sehr häufig die Brodbaumpflanzungen kaum zu wachsen beginnen, als sie auch wieder heimlich ausgerissen werden. Die Eigenthümer haben es daher im Gebrauch, um die Stämme der Kokosbäume dürres Laub zu binden, um durch das Geräusch desselben gleich auf die Versuche der Diebe aufmerksam gemacht zu werden.

Die Einwohnerzahl von Manaia belauft sich auf 1000 bis 1500 Seelen. Einige haben das Christenthum angenommen; allein das Oberhaupt und die Vornehmen des Landes haben ihre alte Religion beibehalten. Im Jahr 1823 gründeten die Missionäre eine Mission daselbst.

Die Insel war unter fünf Häuptlinge oder Könige getheilt; sie hießen: Rumanatini, Teao, Paparani, Teurnorongo und Kaiau. Rumanatini hat sich die übrigen unterworfen und herrscht in diesem Augenblick allein, so daß die Oberhäupter der sechs Bezirke, in welche das Land zerfällt, unter seiner Oberhoheit stehen.

Die nicht christlichen Einwohner verehren fünf Gottheiten: Oro, Tame, Teahio, Tohiti und Motoro, und bringen der erstern, jedoch nicht häufig, Menschenopfer dar. Sie haben auch eine Art heiliger Gewänder, Maraes genannt, welche nicht Jedermann tragen darf. Männer und Frauen dürfen nicht mit einander essen.

Ihre Leichenbegängnisse verdienen Erwähnung. Auf einem hohen Hügel befindet sich ein tiefer Schlund, welcher wahrscheinlich mit dem Meer in Verbindung steht; darein werfen sie die Todten jeden Alters und Geschlechts, nachdem sie ihnen ein Stück Tuch um den Leib gebunden haben. Man bringt die Todten aus allen Theilen der Insel hieher, und es gab nie eine andere Art von Beerdigung. Die Grube haucht die ansteckendsten Dünste aus.

Der Kindermord ist in diesem Lande unbekannt. Dieß und die geringe Zahl von ansteckenden Krankheiten, so wie der seltene Verkehr mit den Europäern, macht, daß die Bevölkerung sich vermehrt. Die Missionäre und der Kapitän waren die ersten weißen Menschen, welche auf Manaia landeten.

Das Idiom der Insel nähert sich mehr dem von Neu-Seeland als von Taiti. Die Buchstaben ng und k sind vorherrschend; h und f sind gar nicht vorhanden. Die Einwohner entwickeln eine große Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Kleider, ihrer Piroguen, Steinäxte und Ohrgehänge. Auf dem Kopf tragen sie gefärbte Stoffe, in welchen Korallen und Schmuck von schöner Arbeit eingeflochten sind. Kein Insulaner dieser Meere kann sich mit den Einwohnern von Manaia in Verfertigung ihrer Bänder messen.

Rarotonga.

Diese ihrer geographischen Beschaffenheit nach wenig bekannte Insel liegt 21° 11′ südlicher Breite und 162° 33′ westlicher Länge. Ihre Einwohnerzahl beträgt 6 bis 7000 Seelen. Drei Häuptlinge: Make, Tinomana und Pa, regierten sie bisher und führten oft unter einander blutige Kriege; endlich wurde die souveräne Gewalt einstimmig Make übertragen, welcher das Christenthum annahm und von der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung dadurch Zeugniß ablegte, daß er, mit Ausnahme einer einzigen, seine Frauen zurückschickte; zugleich nahm er alle Maßregeln an, von welchen er glaubte, daß sie das zeitliche und geistliche Wohl seines Volkes zu befördern geeignet wären. Er hat acht Söhne und vier Töchter.

Die Verbreitung des Christenthums ging auf dieser Insel rascher von Statten als auf Taiti, und man verdankt diesen Erfolg den Arbeiten zweier taitischer Missionäre während der beiden lezten Jahre. Vor dieser Zeit wußte man kaum, daß es eine Insel Rarotonga gebe.

Die Einwohner hatten früher vier Hauptgottheiten: Taaroa, Botea, Tohiti und Motoro. Die beiden lezteren führen den nämlichen Namen wie die von Manaia. Menschenopfer waren nicht gebräuchlich; dagegen bestand eine Gesellschaft ähnlich derjenigen der Arreois; nur tödteten sie

ihre Kinder nicht, die Mädchen ausgenommen, was im Augenblick der Geburt geschah. In den Kriegen wurden den Besiegten die Köpfe abgeschlagen und auf Haufen geworfen; die Körper bildeten ein Ruhelager für die Sieger. Bevor der Theil, welcher zum Christenthum sich bekehrte, die Oberherrschaft errang, die er nun inne hat, hatte er mit den Götzendienern, welche die Christen nebst ihrer Religion täglich auszurotten drohten, harte Kämpfe zu bestehen. Die Heiden wurden aber besiegt und ließen ihre Götter in der Gewalt ihrer Gegner, welche die Ueberwundenen mit Schonung behandelten und die Gefangenen ihnen zurückschickten. Darauf erschienen jene selbst und erklärten, ihre Götter hätten sie betrogen und sie wollten Christen werden. Die weggenommenen Götzenbilder, vierzehn an der Zahl und zwanzig Fuß hoch, waren aus Erde und standen in der Wohnung der Missionäre, wie einst der Fischgötze Dagon vor der Bundeslade.

Die Niederlassung der Missionäre liegt am Eingang in ein schönes, drei Meilen langes Thal und besteht aus mehreren hundert Häusern. Die Wohnung des Königs ist übertüncht und mit geschmackvoll vertheilten Muscheln verziert, und enthält acht Gemächer mit Zimmerdecken. In einem derselben ißt der König und wohnt seine Dienerschaft. Das Haus der beiden Missionäre ist mit Betten, Sopha, Sesseln und Tischen ausgestattet; Alles wurde im Lande selbst und durch Insulaner verfertigt.

Die ganze Insel bildet einen einzigen Garten; Alles ist mit Taro, Bananen, Pfeben und Pataten bedeckt. Der Kokosnußbaum ist sehr selten, ebenso der Brodbaum, auf den die Einwohner nicht Viel halten. Im Allgemeinen sind sie für den Ackerbau eingenommen, und Männer, Weiber und Kinder sind ohne Unterlaß auf dem Felde beschäftigt.

Der König und die vornehmsten Häuptlinge können lesen, und der Unterricht macht unter dem Volke reißend schnelle Fortschritte. Die Vielweiberei ist ganz abgeschafft.

Waitu-Taki, das Aitutake der Missionäre.

Diese Insel wurde im Jahr 1789 durch Bligh entdeckt, welcher mit den Eingebornen in Verkehr trat. Die Nordspitze liegt unter 18° 47′ südlicher Breite und 162° 8′ westlicher Länge. Zwei Jahre vor Bligh war Edwards hier.

Im Jahr 1821 ließ der Missionär Williams zwei taitische Prediger daselbst. Der König Tamatoa wurde Christ, und seine Unterthanen ahmten sein Beispiel nach.

Die auf dieser Insel errichtete Niederlassung ist etwa zwei Meilen lang und besteht in einer großen Zahl weißer Strohhütten, welche unter dem Schatten großer Aitos erbaut sind, was einen sehr malerischen Anblick gewährt. Um den Fahrzeugen die Landung zu erleichtern, hat man einen Molo aus Korallenfelsen errichtet, wo man, wie sich ein Schiff zeigt, eine Fahne aufzieht. Der Damm ist 660 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 144; mehrere haben Betten und Sopha. Die Wohnungen der Häuptlinge, obwohl gut gebaut, kommen denen von Rarotonga doch nicht gleich. Viele Einwohner können lesen und lassen sich gern unterrichten, obwohl man noch manche Spuren des wilden Lebens unter ihnen entdeckt.

Wie auf Manaia und Rarotonga so tritt auch hier oft Mangel an Lebensmitteln ein. Es fehlt an Wasser, und vom Juni bis zum November

sind alle Bäche vertrocknet. Die Einwohner müssen Löcher in die Er[d] graben, um ein schwarzes und fauliges Wasser zu bekommen, was zu[m] Theil von den Ratten herrührt, welche sich, um ihren Durst zu löschen, [i]n die Gruben stürzen, dort ersaufen und verfaulen.

Mauti.

Diese Insel ist ganz von einem Korallenriff umgeben, welches au[ch] dem kleinsten Boote den Zugang verwehrt. Das Riff wird aus kreisfö[r]migen Mauern von zehn bis zwanzig Fuß Höhe gebildet, innerhalb we[l]cher sich andere von geringerer Höhe befinden, die aber durch Verti[e]fungen von einander getrennt sind. Es gibt kein Mittel, auf die Ins[el] zu kommen, als wenn man an Stellen, wo die Brandung nicht zu star[k] und das Meer nicht zu tief ist, über das Riff steigt, wobei man bal[d] waten, bald auf den Felsen gehen muß, was eben so schwierig als gefäh[r]lich ist, da der Weg, den man auf diese Weise zu machen hat, gegen zw[ei] Meilen beträgt. So ist es um die ganze Insel herum.

Die Insel wurde im Jahr 1821 durch taitische Apostel entdeckt. Di[e] Niederlassung der Missionäre liegt vier Meilen im Innern. Die Zahl de[r] Einwohner übersteigt nicht 200. Sie sind sehr reinlich und die Fraue[n] gut gekleidet; man sieht wenige, die nicht Hüte oder Hauben tragen. Lor[d] Byron besuchte im Jahr 1825 die Insel und ließ der Civilisation de[r] Bevölkerung Gerechtigkeit wiederfahren.

Miti-aro.

Dieses Eiland ist nackt, unbebaut und unfruchtbar. Die Bewohne[r] etwa einhundert an der Zahl, können sich nur mit Mühe ernähren un[d] scheinen sehr elend zu seyn. Sie möchten sich gern auf den taitischen In[]seln niederlassen. Die Arbeit lieben sie und nehmen gern Unterricht an[;] alle sind Christen. Die Insel liegt unterm 19° 54′ südlicher Breite un[d] 160° 4′ westlicher Länge.

Watiu, das Atui der Missionäre.

Die Insel hat einen unebenen Boden; die Hügel, von geringer Erh[e]bung, sind auf ihrem Gipfel platt, die Thäler tief und weit. Am Au[s]gang eines dieser Thäler, in der Mitte der Insel, wo man einen herrliche[n] Ausblick genießt, liegen die Wohnungen des Oberhaupts und der Missi[o]näre. — Die Masse des Volkes ist wieder zum Götzendienst abgefallen, nu[r] die Häuptlinge und einige andere Individuen schenken noch den Unterwe[i]sungen im Christenthum, die man ihnen gibt, Gehör. — Die Weiber scheine[n] in einen Zustand gänzlicher Erniedrigung herabgesunken zu seyn. S[ie] müssen den Boden bebauen, das Essen bereiten und die rauhesten Arbeite[n] verrichten. Wenn die Männer nicht mit dem Fischfang beschäftigt sin[d,] bringen sie die Zeit mit Nichtsthun und Schlafen zu. — Die Thäler sin[d] mit Kokosnußbäumen bedeckt. Der Brodbaum ist selten; der Aute od[er] chinesische Maulbeerbaum wurde von den Schweinen zerstört. — Der Die[b]stahl wird auf Watiu strenge bestraft. — Die Insel wurde im Jahr 177[] von Cook entdeckt. Die Missionäre haben sich seit dem Jahr 1821 a[uf] ihr niedergelassen. — Sie hat 6 Lieues im Umfang, ist von Klippen um[]geben und zählt einige Hundert Einwohner. Ihr höchster Gipfel lieg[t] unter dem 20° 5′ südlicher Breite und 160° 28′ westlicher Länge.

Fenua-iti.

Diese kleine Insel, welche Cook im Jahr 1777 entdeckt hat und Oka-Tutaia nannte, ist ein niederes Land, von einer weißen Sandbank eingefaßt, im Innern holzreich. Der große Seefahrer fand sie unbewohnt, obgleich er Hütten bemerkte, welche erst frisch verlassen waren.

Sie ist unter der Gruppe der Harvey-Inseln der Missionäre nicht begriffen, und liegt unter dem 19° 5′ südlicher Breite und 160° 38′ westlicher Länge.

Wir übergehen die sehr entfernt gelegenen Klippen Beveridge und Nicholson, westlich vom Manaia-Archipel, da ihre Existenz noch zweifelhaft ist.

Samoa- oder Hamoa-Archipel, auch Schifferinseln genannt.

Geographische Lage und Beschaffenheit.

Versetzen wir uns in den Archipel von Samoa. Nachdem wir eine weite Meeresfläche durchschifft, zeigen uns Haufen von Seeraben und Möven die Nähe des Landes; eine kleine Insel nimmt uns auf, die einzige, welche Kapitän Freycinet entdeckte; es ist die Insel Rose, so benannt nach der Gattin des Seefahrers, welche ihn mit unerschrockenem Muthe auf seiner Reise um die Welt begleitete. Diese kleine Insel ist von einem zwei Meilen im Umfang haltenden Felsenriff umgeben und scheint nur Möven zu Bewohnern zu haben.

Zuvor jedoch ein Wort über den Entdecker dieser Inseln. Nach langen und mit der gewissenhaftesten Sorgfalt angestellten Vergleichungen der Karten und der alten und neuen Berichte sind wir der persönlichen Ueberzeugung geworden, daß der kleine Samoa-Archipel Eins ist mit dem, welchen im Jahr 1772 Roggeween entdeckte und Bauman-Inseln nannte. Uebrigens scheint uns, daß der holländische Seefahrer nur mit Einwohnern eines Theils in Verkehr kam, dem verwickelten Berichte zufolge, den er, oder vielmehr Behrens, ein unwissender Sergant, dem man die Veröffentlichung verdankt, machte. Hr. v. Fleurieu hat diesen Bericht — was den Erklärern öfters begegnet — indem er sich alle mögliche Mühe gab, ihn aufzuhellen, aufs Neue verwickelt, und die Voraussetzung, welche dieser Gelehrte, um die von Behrens angeführten Lagen zu erklären, aufstellt, ist, so scharfsinnig sie seyn mag, doch offenbar gezwungen. Er sagt nämlich, Behrens habe für seine Länge den Meridian von Mecklenburg angenommen, da doch gewiß noch Niemand von einem solchen Meridian gesprochen hat. Der große Geograph Malte-Brun sezt die Bauman-Inseln, nebst den Inseln Groningen und Tienhoven, in den Roggeween-Archipel. Da diese Inseln hier nicht aufgefunden wurden, so sind wir zweifelsohne berechtigt, auf unserer Ansicht zu bestehen, d. h. anzunehmen, daß die von dem holländischen Seefahrer gesehenen Inseln der Samoa-Archipel sind.

Roggeween oder der Verfasser jenes Berichtes sagt, „daß die Bewohner eine sanfte und gutmüthige Gesichtsbildung, eine geistreiche und fröhliche Laune hätten, mit Einem Worte, daß sie die artigsten Leute auf

den Inseln des großen Oceans wären." Nichts desto weniger stimmt [d]
Beschreibung der Länder, welche die Bauman-Inseln befassen, trotz viel[er]
irrthümlichen und verworrenen Angaben in ihrer geographischen La[ge]
auf eine auffallende Weise mit derjenigen überein, an welche wir u[ns]
halten werden.

Die Kette der Samoa-Inseln hat eine Ausdehnung von 100 Lieu[es]
von Ost nach West, unter dem 14° südlicher Breite. Der Flächeninh[alt]
des Archipels hat etwa sieben Quadratlieues, und seine Bevölkerung schei[nt]
sich wenigstens auf 60,000 Einwohner zu belaufen. Wir werden die I[n]seln der Reihe nach aufführen und ihre geographische Lage angeben.

Die mittelste Insel führt den Namen Mauna. Ihre Westspitze lie[gt]
unter 14° 20′ 18″ südlicher Breite und 173° 7′ westlicher Länge. S[ie]
ist siebenzehn Meilen lang und sieben breit, ist fruchtbar, obgleich berg[ig]
und waldig, und hat zwei Eilande in der Nähe. Sie ist der Größe na[ch]
die dritte des Archipels, bedeckt mit Palmbäumen, unter welchen die Dörf[er]
versteckt liegen, mit Brod-, Kokosnuß- und Orangebäumen. In den Geh[öl]zen, welche von kleinen Papagaien, Holz- und Turteltauben bevölkert si[nd,]
rauschen Wasserfälle, die in Schaumregen über Felsen sich stürzen. D[ie]
Wohnungen der Eingebornen sind auf einem künstlichen Boden aus klein[en]
ausgesuchten Kieselsteinen aufgeführt und zwei Fuß über der Erde erhabe[n,]
um sie vor der Feuchtigkeit zu sichern. Ihr Inneres ist durch ein künstl[ich]
verfertigtes Gitterwerk in mehrere Zimmerchen abgetheilt; das Dach [ist]
mit Blättern vom Kokosnußbaum bedeckt; eine Reihe zu Säulen gezi[m]merter Bäume bilden den Umkreis, dazwischen hangen Matten, welche m[an]
an Schnüren herablassen und hinaufziehen kann.

Opun, Leone und Fanfue sind drei hohe und holzreiche Inse[ln,]
welche, aus der Ferne gesehen, nur Eine Insel zu bilden scheinen, [da]
sie nur durch schmale Kanäle von einander getrennt sind. Sie erstreck[en]
sich zwischen dem 14° 5′ südlicher Breite und 171° 42′ oder 172°
westlicher Länge. Opun ist ungefähr 200 Toisen hoch, fällt steil ab u[nd]
strozt von Bäumen, insonderheit Kokosnußbäumen. Man erblickt ei[ne]
große Zahl Pataten- und Ignamen-Pflanzungen. In ganz Polynesien l[ie]gen die Dörfer an dem Ufer; hier scheinen sie an den Anhöhen her[ab]
zu hängen.

Oiolava ist vierzig Meilen lang, zehn Meilen breit und von m[eh]reren Eilanden umgeben. Diese Insel kommt durch die Schönheit ih[rer]
Ansichten, ihre Fruchtbarkeit und Bevölkerung Taiti am nächsten. Lei[der]
besizt sie keinen Ankerplatz.

Die Insel Plate, zunächst an Oiolava, liegt unter 13° 53′ südlic[her]
Breite und 174° 23′ westlicher Länge. Sie ist ganz klein, aber auß[er]ordentlich fruchtbar und bevölkert. Wenn Fremde ankommen, wird [die]
Insel zu einem Bazar von Gemüsen, Früchten und Schweinen, so daß m[an]
sie die schwimmenden Gärten von Mexico nennen könnte.

Pola. Nach La Perouse und Kotzebue ist diese Insel ein bewu[n]dernswürdiges Land, von dem blühendsten Anblick und außerordentlich[er]
Fruchtbarkeit. Sie hat hundert Meilen im Umfang und erstreckt sich zw[i]schen dem 13° 26′ und 13° 48′ südlicher Breite und dem 174° 30′ u[nd]
175° 8′ westlicher Länge. Es ist zu bedauern, daß die eben genannt[en]
Seefahrer sie nicht in allen ihren Theilen kennen gelernt haben.

Von der kleinen Insel Rose, welche ohne Bewohner zu seyn scheint, war bereits die Rede.

Boden und Produkte.

Unter den Korallenriffen, welche die Inseln umgeben, finden sich Bejütsteine. Brod-, Kokosnuß-, Bananen-, Orangenbäume, die Guava, das Zuckerrohr, Ignamen, Pataten, Hühner, Schweine und Hunde, Fische in Ueberfluß, schöne Wald- und Turteltauben, kleine Papagaien und eine Menge Vögel mit dem glänzendsten Gefieder machen die Naturgeschichte des Landes und die Nahrungsmittel seiner Bewohner aus.

Auf 200 Piroguen brachte man La Perouse eine Masse von Früchten und Schweinen, und mehr als 200 Tauben und Papagaien, welche so zahm gemacht waren, daß sie nur aus der Hand fressen wollten.

Große Thiere findet man auf diesem herrlichen Archipel so wenig als auf den anderen Inseln des unermeßlichen Polynesiens.

Eingeborene.

Die Eingeborenen sind von hohem Wuchs, gut gebaut und sehr muskelkräftig. Ihre Hautfarbe ist dunkel, ihre Haare schlicht und zerzaust und öfters gelb oder roth gefärbt, so daß sie wie ein Gebüsch aussehen; oft sind sie gerollt und gleichen dann großen Perrüken. Im Allgemeinen haben sie als Kleidung nur einen Gürtel von Seegras, der bis aufs Knie geht, so daß sie wie die Flußgötter der Mythologie aussehen. Einige tragen eine Art Hosen, die von den Hüften bis auf die Füße gehen. Nur Wenige tragen Halsketten aus kleinem Glaswerk auf der Brust. Ihre Tätowirung hat nicht Viel auf sich.

Die Bewohner von Mauna erschienen den Reisenden gewaltthätig, wild, streitsüchtig und selbst grausam, die von der Insel Plate sanft und friedlich. Eine Binde aus Blättern dient als Gürtel, ein grünes Band zieht sich durchs Haar, das mit Blumen geziert wird. Die Weiber, welche auf den Piroguen bemerkt wurden, erschienen Laperouse fröhlich, sehr groß, wollüstig und ganz schamlos. Während Laperouse's Aufenthalt standen sie alle zur Disposition der Mannschaft. Die alten Männer machten die Priester bei diesem Venusdienste, während die alten Weiber die Orgien mit Gesängen feierten und die schamlosesten Verkäufe abschloßen. Zu bemerken ist, daß die Männer, welche einen herkulischen Wuchs haben, über die mittelmäßige Größe und das schmächtige Wesen der Franzosen sich lustig machten.

Die meisten Dörfer sind an den Ufern von Gewässern erbaut, welche sich ins Meer ergießen; die ersteren stehen in beständigem Verkehr mit einander durch die Piroguen und treiben ihre Schiffahrt bis auf die Viti-Inseln. Bougainville gab der ganzen Gruppe den Namen Schiffer-Inseln; wir ziehen den Namen der Eingebornen vor, der, wie ein spanischer Kapitän und ein amerikanischer Walfischfänger uns versicherten, nicht Hamoa, sondern Samoa ist.

Die Samoanen sind gewerbfleißig. Auf eine bewundernswürdige Weise zimmern sie mit Beilen, aus einem feinen und festen Basalt, ihre Piroguen, welche sie mit Segeln geschickt zu leiten verstehen. Sie verfertigen auch große dreifüßige Schüsseln und gute, seidenartige Zeuge, ähnlich denen, welche die Seeländer aus Formium tenax bereiten. Die Pflanze,

deren sich die Samoaner bedienen, ist unbekannt. Ihre Matten u papierartigen Stoffe sind ebenfalls von einer merkwürdigen Feinheit u Zierlichkeit. *)

Geschichtliches.

Wir haben bereits die Gründe angegeben, warum wir die Entdecku der Samoa-Inseln dem holländischen Seefahrer Roggeween zuschreibe sie würde im Jahr 1722 Statt gefunden haben. Nichts desto wenig kann vielleicht Bougainville als der eigentliche Entdecker betracht werden, welcher wenige Tage nach seiner Abreise von Taiti die Inse dieses Archipels, mit Ausnahme von Pola, sah. Er ließ sich mit d Eingeborenen in einigen Verkehr ein, und die Beschreibung, die er v ihnen entwirft, gleicht der von Roggeween. Er bemerkte, daß ih Piroguen besser gebaut, in größerer Zahl vorhanden waren und schnell segelten, als dieß bei den anderen Völkern Polynesiens der Fall ist, dah er sie Schiffer-Inseln nannte. Balbi schlug vor, sie Bougainvill Archipel zu nennen, um die Entdeckung dieses berühmten Seefahrers zu verewige

Der Feldzug, welchen Laperouse zu machen hatte, nöthigte ih sich eine vollständige Kenntniß dieser Inseln zu verschaffen, welche se Vorgänger nur flüchtig sich verschaffen konnte. Laperouse kam a 6. December nach Mauna, und während seines Aufenthalts von sec Tagen wurden der Kapitän Langle, sein Freund und einer der best Offiziere der französischen Marine, der Naturforscher Lamanon nel neun Matrosen und Soldaten von den Eingebornen erschlagen. **) D große Seefahrer bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Ich bin tausendm mehr den Philosophen gram, welche diese Wilden in den Himmel erhebe als den Wilden selbst. Noch am Abend vor seinem Tode sagte mir d unglückliche Lamanon, den sie erschlagen haben, daß die Indianer bess seyen als wir.“ ***) — Es scheint, daß diese Ermordungen Statt hatte weil Laperouse einigen Häuptlingen Glaswaaren schenkte und die and ren vergaß.

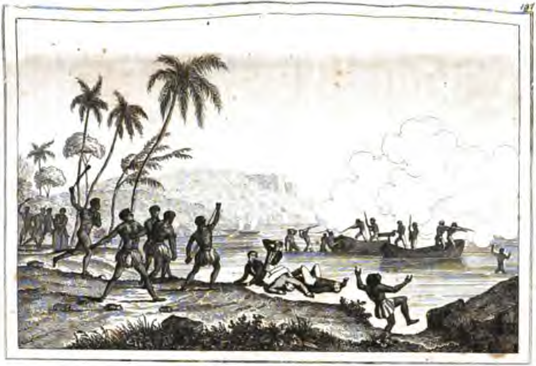
Die Mannschaft der beiden Fregatten stieß ein Geschrei der Rad und Wuth aus. Hundert Piroguen, beladen mit Männern, Weibern ur Kindern umgaben die Schiffe; es hing von dem muthigen General ab, d Manen der Gefallenen eine furchtbare Hekatombe zu opfern. Er wide stand dem Geschrei seiner Leute und begnügte sich, die Flottille durch d Donner einer blindgeladenen Kanone zu vertreiben. Aber es war d Leztemal, daß er eine solche Schonung gegen die Wilden eintreten lie Am Tag darauf erschienen wieder einige hundert Piroguen und macht um die Fregatten ihre Bewegungen. Laperouse stand auf dem Punk den Bitten seiner Seeleute nachzugeben, und hätte er einen sicheren Anke platz gefunden, so würde er das Schiff quer gelegt und die Dörfer d Wilden beschossen haben. Gleichwohl hätte er die Leichname der Franzose welche die Kannibalen wahrscheinlich bei einem Feste verzehrten, zurüc verlangen sollen; †) allein er ließ am 14. Dez. beilegen und segelte d

*) S. Blatt 168.

**) S. Blatt 197.

***) Laperouse's Reise, Bd. IV. S. 437.

†) Man wird aus der Erzählung nicht recht klug. — Anm. d. Uebers.



Ermordung des Capitains de Langle u. des Gelehrten Lamanon.

Digitized by Google

Küste von Oiolava entlang, wo mehrere Fahrzeuge ihm entgegenkamen. Die Eingebornen dieser Insel zeigten sich sanft und ruhig. Er sah noch die prachtvolle Insel Pola und verließ darauf diese unglücklichen Gewässer.

Der Engländer Edwards durchschiffte im Jahr 1791 den Archipel und gab ihm ohne Rücksicht auf frühere Rechte andere Namen.

Im Jahr 1824 lernte sie Kapitän Otto v. Kotzebue kennen und bestättigte oder verbesserte Laperouse's Angaben. Aus seinem Berichte geht hervor, daß die Eingebornen der westlichen Inseln, wie die von Oiolava, Plate und Pola einen menschlicheren, sanfteren, geselligeren Charakter haben, als die von Mauna, eine Verschiedenheit, die vielleicht darin ihren Grund hat, daß die ersteren Inseln Häuptlinge haben, die ihre Gewalt auf eine wohlwollende Art ausüben und in Achtung stehen, während auf Mauna allein Anarchie herrscht. Es ist sehr zu wünschen, daß die Missionäre in diesen Ländern, welche reicher sind als die dem Christenthum bereits unterworfenen, sich niederlassen. Sie können hier der Wissenschaft und der Menschheit große Dienste leisten.

Niuha-Gruppe.

Diese kleine Gruppe besteht aus zwei kleinen, durch einen drei Meilen breiten Kanal von einander getrennten Inseln. Die nördliche ist ein hoher Kegel, ganz bedeckt von Bäumen, etwa drei Meilen im Durchmesser, die andere ist ein Berg, von niederem und plattem Land umgeben. Ihre Länge beträgt vierthalb, die Breite zwei Meilen. Im Süden bilden Riffe einen Ankergrund von 20—25 Klaftern. Die erstere der Inseln liegt unter 15° 50′ südlicher Breite, und 176° westlicher Länge.

Die Eingebornen sind denen des Samoa-Archipels sehr ähnlich. Schouten, welcher diese Inseln entdeckte und am 11. Mai 1616 landete, sah auf den Segeln ihrer Piroguen eine Figur von einem gemalten Hahnen. Ein Latu (König einer benachbarten Insel) besuchte ihn. Dieses Wort erinnert an die Datu von Maindanao und dem Sulong-Archipel. Seine wilde Majestät schien von dem rauschenden Konzert, welches die an Bord befindlichen Trompeter und Trommler aufführten, ganz bezaubert. Er machte Schouten mit einer Matte ein Geschenk und erhielt ein Beil, Nägel, ein Stück Tuch und einige Glaswaaren als Gegengeschenk.

Tags darauf wollten die Piroguen von Niuha das Fahrzeug zertrümmern und fuhren gegen dasselbe an. Die Doppelpirogue des Königs befand sich darunter. Das Feuer einiger Steinböller, mit Kugeln und alten Nägeln geladen, zerstreute schnell die Angreifer. Schouten hieß die Inseln Kokos- und Verrubers- (Verräther-) Inseln.

Im Jahr 1767 sah sie Wallis wieder, legte aber nicht an. Er bemerkte an den Eingebornen, daß sie das erste Glied am kleinen Finger abgehauen haben. Er nannte sie Boscawen und Keppel.

Im Jahr 1781 suchte sich Maurelle, von Allem entblößt, wieder auf ihnen zu verproviantiren und nannte sie las islas de la Consolacion (Trost-Inseln). Die Eingebornen, sagte er, waren ernst und höflich, und sprachen dieselbe Sprache, wie die Bewohner von Vavao.

Im Jahr 1787 sah Laperouse die hohe Insel, und fand die Eingebornen denen von Samoa gleich.

Mariner hat ihrer nur im Vorübergehen erwähnt; allein es scheint nicht, daß er sie besucht hat.

Tonga-Archipel.

Die Geschlechter, welche auf dem Boden der Tonga-Inseln sich niedergelassen, haben eine lange Reihe von Jahrhunderten durchlebt, ohne auf ihrem Gange eine andere Spur zurückzulassen, als einige dunkle Ueberlieferungen und die Namen einiger Häuptlinge, welche in diesen Ländern vor ihrer Entdeckung durch die Europäer geglänzt haben. Das Christenthum dringt auf Tonga ein; die europäische Civilisation fängt an unter den Einwohnern Wurzel zu schlagen; in wenigen Jahren vielleicht bieten sie dem Beobachter keine Spur ihres ursprünglichen Bildes mehr dar. Es ist daher jezt der rechte Augenblick, von den Sitten und der Geschichte des Archipels eine Uebersicht zu geben.

Geographische Lage und Beschaffenheit.

Der Archipel von Tonga befaßt beinahe hundert Inseln, Eilande und Inselgruppen, bei einer Ausdehnung von 200 Meilen von Nord nach Süd, und einer mittleren Breite von 50 bis 60 Meilen, d. h. von 18° bis 20° südlicher Breite und 176° bis 178° westlicher Länge. Die bedeutendsten Inseln sind Vavau, Tonga-Tabu, Eva, Lefuga, Namuka, Tofua und Late. Ihr Flächeninhalt beträgt etwa 80 Quadratlieues, ihre Bevölkerung 50,000 Seelen.

Man kann den Archipel in drei Gruppen theilen: südlich die eigentlichen Tonga-Inseln; in der Mitte die Hapai-Inseln; nördlich die Hafulu-Hu-Inseln, überdieß noch einige zerstreute oder entfernte Inseln.

Wir folgen in nachstehender geographischer Beschreibung dem gelehrten d'Urville und entlehnen die interessante Schilderung Eva's von Cook, die noch interessantere von Tonga-Tabu von Anderson, einige Stellen von Bennett, und fügen die Topographie der kleinen Inseln Pylstart und Sauvage bei.

Eva, die südlichste dieser Inseln, wurde im Jahr 1643 durch Tasman entdeckt, der sie Middelburg nannte. Sie ist von mittlerer Erhebung, sehr bevölkert, eilf Meilen lang von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost, und 6—7 breit. Forster, welcher Eva im Jahr 1773 besichtigte, entwirft ein reizendes Gemälde von den Gegenden und gastfreundschaftlichen Sitten ihrer Bewohner. Da sie keine guten Landungsplätze hat, wurde sie seit Cook wenig besucht. Früher stand die Insel unter der Gewalt von Tui-Tonga; seit dieselbe aber aufgehört hat, gehorcht sie einem eigenen Oberhaupte. Die Spitze der Insel liegt unter 21° 25′ südl. Breite und 175° 17′ westlicher Länge. Einige Meilen südwestlich liegt ein Eiland, Katao genannt.

Einer unserer gewissenhaftesten Gelehrten, Walkenaer, gibt an, daß der Boden von Eva im Allgemeinen aus Thon besteht, und daß die Korallen bis auf eine Höhe von 300 Fuß über dem Meeresspiegel ihn durchbrechen.

Ein tolopiater Baum

Digitized by Google

Cook gibt von der Insel und ihren Bewohnern folgende Beschreibung: „Nachdem wir längs der größten Insel, im Südwesten derselben, eine halbe Meile vom Ufer entfernt, gesegelt waren, ohne einen Ankergrund oder Landungsplatz zu entdecken, segelten wir auf Amsterdam (Tonga, mit dem Beinamen Tabu) zu, das uns im Gesicht lag. Kaum hatten wir aber die Segel gestellt, so traten uns die Küsten von Middelburg (Eoa) vor Augen; sie schienen einen Ankergrund und einen günstigen Landungsplatz darzubieten, ich preßte den Wind und fuhr auf die Insel zu.

„Wir bemerkten Ebenen am Fuße der Hügel, und Pflanzungen von jungen Bananen, deren glänzend grüne Blätter aus den mannigfachen Farben der verschiedenen Gesträuche hervorstachen, während die braunen Kokosnußbäume eine widerliche Wirkung hervorbrachten. Es fing eben an Tag zu werden, und die Beleuchtung war so schwach, daß wir zwischen den Bäumen mehrere Feuer glänzen sahen; nach und nach unterschieden wir die Insulaner, welche der Küste entlang gingen. Die niedrigen und wenig mehr als die Insel Wight über dem Meere erhabenen Hügel waren von zerstreuten Baumgruppen bedeckt, zwischen welchen Grasplätze sich ausdehnten. Bald warfen die Einwohner ihre Piroguen ins Meer und steuerten auf uns zu. Ein Indianer kam an Bord und streckte uns eine Wurzel vom Pfefferstrauch entgegen, von welcher alle Inseln des Südmeeres sich berauschen, und nachdem er mit dieser Wurzel zum Zeichen der Freundschaft unsere Nasen berührt, sezte er sich, ohne ein Wort hervorzubringen, auf dem Verdeck nieder. Der Kapitän reichte ihm einen Nagel hin, und plötzlich hielt er ihn sich über den Kopf, mit dem Ausruf: sagafetai, ein Wort, welches wir als eine Danksagungsformel auslegten. Er war nackt bis auf den Gürtel, und an diesem hing ihm ein Stück Zeug, wie bei den Einwohnern von Taiti, jedoch mit einer braunen Farbe dick und kleisterartig überschmiert, so daß er ganz steif war und dem Regen widerstehen konnte, bis auf die Knie herab. Sein Wuchs war mittelmäßig, die Farbe kastanienbraun, ganz wie bei dem gewöhnlichen Taitier, seine Gesichtszüge waren sanft und regelmäßig. Sein Bart war geschoren, die Haare schwarz und in kleine Locken gerollt, an den Spitzen verbrannt. Auf beiden Armen bemerkte man kreisrunde Flecken, etwa von der Größe eines Thalers, aus mehreren konzentrischen Kreisen von tätowirten Punkten bestehend, wie bei den Taitiern, nur daß sie nicht schwarz waren. Noch andere Stiche zeigte sein Körper. Von beiden Ohren hingen kleine Röhren herab, und an der linken Hand fehlte ihm der kleine Finger. Eine gute Weile verhielt er sich ganz still; andere Insulaner, welche mit ihm kamen, waren mittheilsamer und sprachen, nachdem sie die Ceremonie der Nasenberührung vollzogen, eine Sprache, die wir nicht verstanden.

„Neue Piroguen, mit zwei oder drei Mann beladen, steuerten ebenso kühn auf uns zu, und einige Indianer kamen ohne Zögern an Bord. Dieses Zeichen von Vertrauen gab mir von den Insulanern eine gute Meinung und bestimmte mich, wenn es möglich wäre, etwas bei ihnen anzuhalten. Nach einigem Suchen fand ich endlich einen guten Ankergrund, warf Anker und sah das Schiff bald von Piroguen voll Indianern umringt, welche Zeuge, Geräthschaften u. s. w. brachten und gegen Nägel austauschten. Sie machten ein unsägliches Geschrei; denn Jeder schrie die Waaren, die er verkaufen wollte, aus, um Käufer anzulocken. Ihre Sprache lautet nicht unangenehm, doch ist die Aussprache etwas singend. Mehrere kamen

aufs Verdeck, darunter auch, nach dem Ansehen zu urtheilen, das ihm di übrigen einräumten, ein Häuptling; ich gab ihm ein Beil, Nägel u. drgl. was mir seine Freundschaft gewann. Er hieß Ti-Uny. Unsere Stoff und englische Tücher gefielen ihm; doch gab er unseren eisernen Geräthe den Vorzug. Sein Benehmen war freimüthig und entschieden, und e folgte uns auf dem Schiffe überall hin, wohin wir für nöthig fanden, ih zu führen.

„Ich bestieg darauf zwei Schaluppen mit mehreren Leuten und i Begleitung Ti-Uny's, der uns in einen von Felsen gebildeten kleine Schlupfhafen führte, wo leicht zu landen war. Unter dem Zuruf einer un ermeßlichen Menge Indianer fuhren wir gegen das Land. Kein einzige trug einen Stock oder sonst eine Waffe in der Hand, welche ihre friedlich Gesinnung hätte zweifelhaft machen können. Sie drängten sich so dich um unsere Fahrzeuge, indem sie ihre Zeuge, Matten u. drgl. gegen Näge anboten, daß man Mühe hatte, eine Stelle zum Landen zu finden. E schien als ob sie sich mehr beeiferten zu geben als zu nehmen; denn diej nigen, welche nicht nahe genug herankommen konnten, warfen ganze Balle von Zeugen über die Köpfe der Anderen hinweg und zogen sich wieder z rück, ohne etwas zu verlangen oder zu erwarten. Männer und Weib in Masse und ganz nackt schwammen auf uns zu und hoben mit Ein Hand Schildkrotschalen, Fischangeln von Perlmutter u. s. w. empor, u sie uns zu vertauschen. Endlich machte das Oberhaupt rechts und lin zu unserer Landung Platz. Sie nahmen uns auf den Rücken und trug uns aus den Schaluppen. Darauf führte uns der Häuptling in sei Wohnung, welche etwa drei Ruthen vom Meer entfernt in einem Wies grunde unter dem Schatten einiger Shaddek angenehm gelegen war. N Vorn erblickte man das Meer und die Schiffe vor Anker; nach Hint und zu beiden Seiten schöne Pflanzungen, welche Fruchtbarkeit und Ueb fluß ankündigten. In den Ecken des Hauses bemerkte man eine bew liche Wand aus Weidengeflecht, über welche uns die Einwohner durch Z chen zu verstehen gaben, daß sie die Schlafgemächer trenne. Der Bo war mit Matten bedeckt, auf welchen wir uns niederließen; die Eingeb nen sezten sich im Kreise umher. Wir hatten unsere Dudelsäcke bei u und ich befahl, darauf zu spielen. — Der Häuptling, seinerseits, hieß t junge Weiber singen, was sie gern thaten, und als ich jeder ein Gesch anbot, schickten sich die Anderen augenblicklich an, sie nachzuahmen. S Gesang hatte Musik und Harmonie; es fiel mir nichts Falsches oder u angenehmes auf; er war kunstreicher als der der Taitier. Die Sänge nen schlugen den Takt, indem sie mit Daumen und Zeigefinger schnalz während sie die drei anderen Finger ausstreckten u. s. w.“

Die Insel Tonga-Tabu (d. h. die heilige) ist die Hauptinsel Archipels, fruchtbar, von geringer Erhebung, aber von einer reichen V tation bedeckt. Tasman entdeckte sie und nannte sie Amsterdam. ist nach d'Urville von Osten nach Westen 18 Meilen lang und 12 M len breit. Im Norden schneidet eine große Lagune bogenförmig ein gibt der Insel die Gestalt eines unregelmäßigen Halbmonds: die ge Nordküste ist überdieß von einem ungeheuern Riff umgürtet, welches grünenden Eilanden bedeckt ist. Die bemerkenswerthesten sind At Pangai-Modu, Oneata, Nugu-Nugu, Jafaa, Malinoa, O vai, Nogu und Tau. Innerhalb dieser Riffe bilden sich sehr si

Ankerplätze; die Einfahrt ist jedoch schwer und sehr gefährlich. Gegenüber dem westlichen Eingang und von Tonga-Tabu ganz abgeschnitten, ist eine kleine niedere Insel, Eoa-Tschi genannt, 1—2 Meilen lang.

Das Süßwasser ist auf dieser ganz platten Insel selten; allein schon in geringer Tiefe findet man trinkbare Wasser. Die Flora des Landes ist mit, kommt schon einigermaßen der von Melanesien nahe und hat Arten, welche im östlichen Polynesien fehlen.

Naturerzeugnisse von Tonga-Tabu.

Man kann das Land zu den niederen Inseln zählen. In der That waren auf dem westlichen Theile, wo wir Anker warfen, die Bäume kaum sichtbar, und die Südostspitze war der einzige emporragende Bezirk, den wir von dem Schiffe aus sehen konnten. Wenn man auf dem Lande ist, sieht man immerhin mehrere Landschaften, welche sich sanft erheben und ...len. Im Allgemeinen bietet aber das Land nicht jene prachtvollen ...itten, welche man da wahrnimmt, wo Hügel, Thäler, Ebenen, Bäche und Wasserfälle mit einander abwechseln; dagegen zeigt sich den Blicken des Beschauers überall das Bild einer überströmenden Fruchtbarkeit. ..., die ganz der Natur überlassen sind, kündigen den Reichthum des ... so gut an als solche, welche von den Eingebornen bebaut werden. ... sind immer grün, und alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs gedeihen ... Kraft und Stärke. Von der Ferne gesehen, scheint die ganze ... mit Bäumen von verschiedenem Wuchse bedeckt, darunter einige von ...hafter Größe. *) Die Kokosbäume erheben ihr Fächerhaupt und ... nicht wenig zur Schönheit dieses Schauspiels bei. Der Bugo, ... Art Feigenbaum mit schmalen und abgestumpften Blättern, ist der ...ichste Baum; der Pandanus, mehrere Hibiscus-Arten, der Faï... und wenige Bäume bilden das Gesträuch und die Gehölze, welche ... gemeiniglich auf unbebauten Bezirken, insbesondere gegen das Meer ... sieht. Wenn Das, was großen Landschaften ihre Schönheit verleiht, ... eben zahlreich gefunden wird, so gibt es doch eine Menge von An..., die man hübsch und angenehm nennen kann, und sie befinden sich ... Fluren, welche bebaut und bewohnt sind, vorzüglich um die sogenann... Faïtuka, wo Kunst und oft auch Natur zusammenwirkten, um ein ...nehmes Bild zu schaffen. Die Faïtuka bestehen aus einer Grube, ... Hügel daneben und einer Art von Schoppen darauf. Die Grube, ... lang und 6 breit, dient zum Begräbniß der Familien eines Häupt... und ist auf dem Boden und auf den Seiten mit großen Felsstücken ...mauert, auch ebenso bedeckt.

Da Tonga-Tabu von dem Wendekreise wenig entfernt liegt, so ist ...lima veränderlicher als auf den Inseln, welche der Linie näher lie... Man hat meist Süd- und Ost-Wind, und wenn er gemäßigt ist, so ... Himmel gewöhnlich rein. Bei frischem Winde bedeckt sich der Him... mit Wolken, ohne daß er dabei nebelig-trüb wäre, und es regnet ... Seltener und nicht von langer Dauer sind die Nordost und Nord... ...st oder Nord-Nordwestwinde; auch wehen sie nicht stark und sind im ...einen von viel Regen und einer erstickenden Hitze begleitet. Dabei ... das Wachsthum der Pflanzen rasch und ohne Unterbrechung vor sich;

*) ... Blatt 184.

kaum fällt ein Blatt vom Baum, so tritt ein anderes an seine Stelle, und man genießt eines allgemeinen ununterbrochenen Frühlings.

Ein Korallenfelsen, der einzige, welcher auf der Küste sich zeigt, dient der Insel zur Grundlage; sonst sieht man außer den blauen Kieseln, welche um die Faïtuka herumliegen, und einem schwarzen polirten und schweren Stein, der dem lapis lydius nahe kommt, und wovon die Eingebornen ihre Beile machen, keine Spur von Gestein. Wahrscheinlich wurden die lezteren von den benachbarten Inseln gebracht, denn Anderson, welchem wir dieses Kapitel entnehmen, kaufte von einem Insulaner ein Stück Stein von der Art des Schiefers und eisenfarbig, welches die Bewohner des Landes nicht kannten. Obgleich der Korallenfelsen an mehreren Stellen über die Erdoberfläche sich erhebt, so ist der Humus im Allgemeinen doch von beträchtlicher Tiefe. In allen bebauten Gegenden ist er gemeiniglich schwarz und zerreiblich, und besteht meistentheils aus verfaulten Vegetabilien; wahrscheinlich befindet sich darunter eine Schichte Thon, den man an hohen und niederen Stellen und an mehreren Punkten der Küste trifft; gegraben geht er oft ins Röthliche, in der Regel sieht er ins Bräunliche und ist dicht. An niederen Stellen der Küste ist der Boden sandig, oder vielmehr von zerriebenen Korallen bedeckt. Gleichwohl bringt er sehr kräftige Gesträucher hervor, und die Eingebornen bauen ihn von Zeit zu Zeit mit Erfolg an.

Hauptfrüchte, welche angebaut werden, sind Bananen, deren man 15 Arten oder Varietäten zählt. Brodfrucht, zwei Arten, die man auf Taiti findet und Jambo und Evi nennt, und eine Menge von Schaddeck, die man oft auch wildwachsend findet. Zwei Arten Ignamen, worunter eine so dick ist, daß sie oft zwanzig Pfund wiegt, die zweite, weiß und lang, wiegt selten Ein Pfund; eine große Wurzel, kappe genannt; eine andere, die unsern weißen Pataten gleichkommt und Mawhah genannt wird, der Taro oder Kokos von einigen umliegenden Inseln; endlich noch eine, die djeyie heißt. — Dieß sind die hauptsächlichsten Pflanzen auf Tonga-Tabu.

Außer den Kokosnußbäumen gibt es drei andere Arten von Palmbäumen, wovon zwei selten sind; eine heißt Biu und erreicht fast die Höhe der Kokosnußbäume, hat sehr breite, fächerartig zusammengelegte Blätter und Trauben von kugelförmigen Nüssen von der Größe einer Pistolenkugel, welche zwischen den Zweigen wachsen und einen sehr harten Kern einschließen, den man oft ißt. Die zweite Art ist eine Art von Palmkohl, vom Kokosbaum nur dadurch unterschieden, daß er dicker ist und abgestumpfte Blätter hat. Er bringt einen drei oder vier Fuß langen Kohl hervor, oben stehen Blätter, unten die Frucht, welche fast zwei Daumen lang ist, einer länglich runden Kokosnuß ähnlich, mit einem geschmacklosen und zähen Kern, den die Eingebornen Niugola nennen oder rothe Kokosnuß, da sie in reifem Zustande eine röthliche Farbe hat. Die dritte Art, Ongo-Ongo genannt, ist sehr gemein; sie steht um die Faïtuka herum, wird gewöhnlich 5, öfters auch 8 Fuß hoch, und bringt unmittelbar am Stamm, zwischen den Blättern, eine Menge ovaler, zusammengedrückter Nüsse hervor, so groß wie eine Reinetten-Pflaume. Außerdem bringt die Insel noch eine Menge vorzügliches Zuckerrohr, woran die Eingebornen viel Mühe verwenden, Flaschenkürbisse, Bambus, indisch

Erdmandeln und eine Art Feigen von der Größe einer kleinen Kirsche, Matte genannt, die man häufig ißt u. s. w., hervor.

Die vierfüßigen Thiere des Landes beschränken sich auf Schweine, wenig Ratten und einige Hunde, welche von einem Paar abstammen, das wir 1773 dort zurückließen, das Federvieh wird sehr groß und ist ein Hausthier.

Unter den Vögeln bemerkten wir Papagaien, aber kleinere als die gewöhnlichen grauen, mit schwachgrünem Rücken und Flügeln, bläulichem Schwanz, am übrigen Leib rußschwarz oder Chocolatfarbig; kleine Papagaie von Sperlingsgröße, mit einem schönen Gelbgrün, oben auf dem Kopf glänzend blau, Steiß und Bauch roth; eine dritte Art von der Größe einer Taube, auf dem Kopf und an den Beinen blau, am Hintertheil, am untern Theil des Kopfes und theilweise am Bauch karmesinroth, sonst schön grün. — Wir bemerkten Eulen von der Größe unserer gewöhnlichen Eulen, aber von schönerem Gefieder; Kukuk, wie man sie auf der Insel Palmerston sieht; Eisvögel, von der Größe einer Drossel, grünlich blau, mit weißem Hals; ein Vogel von der Art der Drossel, von welcher er fast die Größe hat, mit zwei gelben Streifen an der Wurzel des Schnabels, der einzige Singvogel, den wir getroffen haben; seine Stimme ist so stark und melodisch, daß die Gehölze bei Tagesanbruch, Abends und wenn es schlimm Wetter wird, von seinem Gesang widerhallen. Nicht zu vergessen sind Rallen von Taubengröße, graugefleckt mit braunem Hintertheil; eine andere Art ist schwarz, mit rothen Augen, nicht größer als eine Lerche; zwei Arten von Fliegenfängern; eine sehr kleine Schwalbe; drei Arten von Tauben, die eine die kupferfarbige Waldtaube von Sonnerat (Reise nach Neu-Guinea S. 102), die andere nur halb so groß als die gemeine Taube, blaßgrün auf Rücken und Flügeln, vorn roth; die dritte ein wenig kleiner, braunroth und weißlich am Leibe.

Von Wasservögeln oder solchen, welche ins Meer gehen, findet man auf Tonga-Tabu Enten, in großer Zahl auf Annamuka (früher sah man hier keine), blaue und weiße Reiher, Tropikvögel, gemeine braune und weiße Meerschwalben, eine neue Art, bleifahl mit schwarzem Kopf, ein kleiner bläulicher Sichler, ein großer gelb gefleckter Regenvogel. Große Fledermäuse, darunter auch die gemeine.

Die einzigen schädlichen oder ekelhaften Thiere aus der Familie der Reptilien oder Insekten sind Seeschlangen von drei Fuß Länge, mit abwechselnd weißen und schwarzen Ringen, die man oft an der Küste sieht, einige Scorpionen und Hundertfüße (centipèdes). Es gibt schöne grüne Guanu, anderthalb Fuß lang, eine andere Eidechsenart, braun und gefleckt, gegen 12 Zoll lang, und noch zwei andere sehr kleine Spezies. Unter den Insekten sieht man schöne Motten, Schmetterlinge, sehr große Spinnen u. s. w. Ich zählte im Ganzen fünfzig Arten von Insekten.

Das Meer wimmelt von Fischen, doch ist ihre Mannigfaltigkeit nicht so groß, als man sich vorstellt. Die gewöhnlichsten sind die Seebarben; mehrere Arten von Seepapagaien, Silberfische, alte Weiber (old wives), schön gefleckte Meerzungen, Leaterjackets, Breitfische und Makrelen, Aale, Haifische, Rochen, eine Art Hechte und Meerteufel.

Die auf der Nordküste der Insel so zahlreichen Klippen und Untiefen sind angefüllt von den verschiedenartigsten Schalthieren, darunter solche, die man als kostbare Stücke in unseren naturhistorischen Museen aufgestellt sieht. Ich führe nur an die wahre Hammerschnecke (veritable marteau), die große gezähnte Auster, panamas, Tutenschnecken, eine ungeheuer große Schraubenschnecke (vis), Perlmuscheln, viele sehr schöne Seesterne und die verschiedenartigsten Korallen; Seekrabben und Krebse in Unzahl, mehrere Arten Schwämme, Seenesseln u. s. w.

Wir schließen dieses Kapitel mit einer Stelle aus Bennett. Derselbe erzählt: Begierig, die Landeserzeugnisse kennen zu lernen, trieb ich mich am 27. Juli 1830 auf der Insel herum. Die Fußpfade waren schmal, die Vegetation prachtvoll. Der Taro, die Platane, das virginische Arum wachsen wild, so auch der Schi (dracoena terminalis); der Papiermaulbeerbaum (brussonetia papyrifera), die Kava oder Ava (piper methysticum). Der Schi wird auf den meisten Inseln angebaut, einzig wegen seiner Wurzel, welche eine große Menge Zuckersaft enthält. Man läßt die Wurzeln 24 Stunden in Dampf kochen und ißt sie wie das Zuckerrohr. Auf Taiti hat man es dahin gebracht, aus den Schi-Blättern ein gebranntes Wasser zu bereiten, und die Blätter, die man sorgfältig zusammenlegt und in Rollen wickelt, geben ein vorzügliches Futter für das Vieh. Der Papiermaulbeerbaum wird wegen seiner Rinde angepflanzt, welche zur Bereitung von Zeugen dient; die Eingebornen nennen ihn hiapo, der daraus verfertigte Zeug führt den Namen uglata. Selten läßt man den Baum über 10—12 Fuß hoch wachsen. Er ist nicht dick, und man nimmt ihm schon ein Jahr, nachdem er gepflanzt ist, die Rinde ab, was mit einem eigenen Werkzeug geschieht, das den Namen aike führt.

Der Verbrauch von Kava oder Ava als Getränk ist sehr stark. Man hat zwei Arten, die eine wird angebaut, die andere wächst wild. Der Unterschied, den man in den Blättern beider wahrnimmt, ist gering. Die Wurzel der wild wachsenden Ava bleibt unbenuzt. Zur Zeit einer Hungersnoth ißt man auch die Frucht des hui, convolvulus brasiliensis, eines Rankengewächses, dessen Frucht mit der Patate einige Aehnlichkeit hat. Die Frucht der morinda citrifolia oder nono wird von den Eingebornen ebenfalls gegessen, man läßt sie nur einige Tage im Wasser liegen, um ihr die Bitterkeit zu benehmen. Der pandanus odoratissimus (pango der Eingebornen) wächst in Menge am Meer und bietet seine schönen goldenen Früchte an; seine Blätter bilden ein undurchdringliches Dach, und man macht die gewöhnlichen Matten daraus.

Mit Staunen betrachtete ich auf einem Ausflug am 28. Juli die Fruchtbarkeit dieser merkwürdigen Insel. Der Reichthum des Bodens macht sie zu einem wahren Garten; man könnte mit Leichtigkeit alle tropischen Früchte, Baumwolle, Indigo, Zucker u. s. w. anbauen. Zu bedauern ist, daß man noch kein gutes Trinkwasser auftreiben konnte, obschon ich nicht zweifle, daß, wenn man die Brunnen tiefer graben würde, besseres Wasser und in Menge zum Vorschein kommen müßte. Ich bereicherte meine Sammlung mit einigen Mangroven-Arten (rhizophora); mit einer Staude, welche mit kleinen rothen niedlichen Blumen ganz bedeckt ist, und welche die Einwohner hangorle nennen; mit einer Frucht von der Größe einer Kokosnuß von einem Baume, welcher leki-leki genannt wird, 40

Die Insel Namuka oder Rotterdam

Digitized by Google

Empfang der Europäer in Tondano.

Digitized by Google

bis 50 Fuß hoch ist und 10 im Umfang hat. Seine Frucht wird nicht gegessen, desto mehr wird sein Holz geschätzt, das sehr hart, roth ist und zur Verfertigung von Keulen und anderen Waffen dient. An den Wegen bemerkte ich den Koka, nicht hoch von Wuchs; er gibt schwarzrothe Beeren, und seine Rinde braucht man zum Rothfärben u. s. w.

Eintheilung der Insel.

Wir entlehnen diesen Abschnitt der malerischen Reise von d'Urville. Es heißt hier:

Ehmals zerfiel die Insel in folgende Haupttheile: Hifo im Westen, Mua in der Mitte, Hagui im Osten, Lego, den ganzen Süden umfassend, unbebaut und wenig bewohnt. Seitdem Tuï-Tonga vertrieben wurde, haben diese alten Eintheilungen aufgehört. Jeder Bezirk hat seinen Häuptling, und diese Häuptlinge kommen gewissermaßen mit einander überein, in gutem Vernehmen zu leben. Die Bevölkerung der Insel wird verschieden angeschlagen. Der Engländer Singleton schätzte sie auf 20,000 Seelen, Kapitän d'Urville auf 15,000, Kapitän Waldgrave auf 12,000. Die Missionäre zählten 4000 Seelen nur allein auf den Distrikt Hifo. Gewiß ist, daß Tonga-Tabu 5000 Krieger ins Feld stellen kann. Der Landungsplatz von Pangai-Modu liegt unter dem 21° 8′ südl. Breite, und 177° 33′ westl. Länge.

25 Meilen nördlich von Tonga-Tabu sind zwei Klippen, Hunga-Tonga und Hunga-Hapai, zwei Meilen von einander entfernt, eine Art von Leuchtthürmen, welche die große Insel signalisiren, unzugängliche und hohe Horste für Geier, mit Gestrüpp auf dem Gipfel. Wie die vulkanische Insel Kao und Tafua sind auch diese Felsen der Schifffahrt in diesen Gewässern sehr nützlich. Das südliche Eiland liegt unter 20° 36′ südl. Breite und 177° 44′ westl. Länge.

Dann kommt die Hapaï-Gruppe, 60 Meilen lang von Nord-Nordost nach Süd-Südwest, bei einer Breite von 25—30 Meilen. Diese Gruppe besteht aus niederen Inseln, welche unter sich durch eine ununterbrochene Kette von Riffen verbunden sind. Der Inselhaufen war früher Tuï-Tonga unterthan, jezt hat jede einzelne Insel ihren eigenen König und eine eigene Regierung, welche von der Hauptinsel unabhängig ist. Das Christenthum soll daselbst blühen und Fortschritte machen. Alle Inseln sind fruchtbar, mit Holz bewachsen und mehr oder weniger bevölkert. Man unterscheidet folgende:

Lefuga, Hauptinsel der Gruppe und Hauptsitz des Königreichs Finau's I., 6 Meilen lang, von Nord-Nordost nach Süd-Südwest, 3 Meilen breit. Lage: 90° 50′ südl. Breite, 176° 59′ westl. Länge.

Namuka, 1643 durch Tasman entdeckt, der sie Insel Rotterdam nannte. Sie ist reich an entzückenden Landschaften und hat 10—12 Meilen im Umfang. Lage: 20° 15′ südl. Breite, 177° 19′ westl. Länge.

Dann kommen Foa, Wiha, Haano, Niniva und Futuna, kleine, niedrige, bewaldete Inseln, von wechselnder Ausdehnung und 4 bis 7 Meilen im Umfang. Die übrigen Eilande sind ganz ohne Belang.

Die Bevölkerung der Hapaï-Gruppe läßt sich nicht genau angeben; dem Heere nach zu schließen, welches Finau I. zur Unterwerfung Tonga-Tabu's einschiffte, mag sie sich auf 10,000 Seelen belaufen. In diese Zahl muß man jedoch nachstehende Inseln einbegreifen:

Tofua, entdeckt im Jahr 1774 durch Cook, der sie 1777 zum Zweitenmal sah; dann wieder entdeckt durch Maurelle im Jahr 1781, der sie San Cristoval nannte, endlich durch Perouse, Bligh und Edwards. Es ist eine hohe, bewaldete, bevölkerte Insel, mit einem Vulkan, der in Thätigkeit ist. Früher lieferte die Insel dem ganzen Archipel die Basalte und Obsidiane, welche die Insulaner zu Schneidewerkzeugen schärften. Tofua galt für ein geheiligtes Land, für die Residenz der Meergötter. Auch glaubten die Eingebornen, daß die Haifische Personen, welche sich an der Küste badeten, verschonten. Mariner, der den Vulkan der Insel in Augenschein nahm, gibt ihm 30 Fuß im Durchmesser. Seine Ausbrüche sind mehr oder minder häufig, und finden bald dreimal wöchentlich, bald zweimal im Monat Statt. Man besteigt nur mit Mühe den Gipfel wegen der Asche, welche die Seiten des Berges bedeckt.

Auf Tofua landete Bligh mit seinem Kanot, als die Empörung der Schiffsmannschaft ihn von seinem Schiffe vertrieben hatte. Statt ihn mit Lebensmitteln zu versehen, machten aber die Eingebornen Anstalten, Gewaltthätigkeiten an ihm auszuüben. Sie wollten ihn nebst seinen Leuten festnehmen, und nur mit Mühe und mit Zurücklassung eines Matrosen, der in der Gewalt der Feinde blieb, gelang es Bligh sich zu retten. Der unglückliche Matrose wurde auf der Stelle niedergehauen, nach dem benachbarten Morai geschleppt und daselbst beerdigt. Später als Mariner nach Tofua kam, zeigte man ihm den Ort, wo diese barbarische Handlung vollzogen worden war, und die Eingebornen sezten hinzu, daß überall, wo der Leichnam des Engländers den Boden berührt hätte, das Gras verdorrt und nicht wieder gewachsen sey. — Tofua hat 12 Meilen im Umfang und liegt unter 19° 46′ südlicher Breite und 177° 33′ westlicher Länge.

Kao, entdeckt im Jahr 1774 durch Cook, zum Zweitenmal gesehen im Jahr 1777, dann 1781 durch Maurelle, der sie Monte-Hermoso nannte, von Perouse im Jahr 1787. Es ist eine sehr hohe Insel, bevölkert, und hat 9 Meilen im Umfang. Lage: 19° 42′ südlicher Breite, 177° 30′ westlicher Länge.

Lataï, entdeckt durch Maurelle im Jahr 1781, wieder gefunden durch Perouse 1787 und durch Edwards 1791, der sie Bickerton nannte. Sie ist auch ein hohes Land, bevölkert, beinahe rund, 6 oder 7 Meilen im Umfang. Lage: 18° 47′ südl. Breite und 177° 30′ west. Länge. Die beste Gruppe dieses Archipels ist die von Hafulu-Hu, die aus zwei großen Inseln, Vavao und Pangai-Modu, und einer Gruppe von 10 Inseln umher besteht.

Vavao, 1781 entdeckt durch Maurelle, der sie Mayorga nannte, wiedergesehen von Perouse, von Edwards, der sie Howe nannte, und von Malespina. Diese Insel ist die größte des Archipels, hat von Nord-Nordost nach Süd-Südwest 20 Meilen Länge, und ist 10 — 12 Meilen breit. Wie auf Tonga-Tabu schneidet ein Meeresarm tief ins Land ein und bietet gute Landungsplätze. An den Küsten hin bietet Vavao herrliche Landschaften dar; allein das Innere, welches Waldegrave besuchte, zeigt, nach ihm, ganz unbebaute Theile, nur mit Baumklötzen, Winden, wilden Ignamen und rankenden Lianen bedeckt. Auch ist die Bevölkerung der Insel geringer als auf Tonga-Tabu. Sie ruht auf einer Madreporenbank, obgleich man auch Spuren

von vulkanischer Thätigkeit wahrnimmt. Früher hatte sie eigene Oberhäupter, welche die Gewalt Tuï-Tonga's anerkannten; zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie von Finau I. erobert, der sie mit seinem Königreich Hapaï vereinigte. Sein Sohn Finau II. verzichtete auf den Besiz dieser lezteren Inseln und begnügte sich mit der Souveränetät über Vavao. Im Jahr 1830 fand sie Waldegrave noch regiert von einem unumschränkten Oberherrn Namens Finau, einem jungen Mann von 30 Jahren, ohne Zweifel einem Sohn oder Neffen Finau's II. Dieser Seefahrer schäzt die Einwohnerzahl von Vavao auf 6000 Seelen; Andere geben sie beträchtlicher an. Der mittlere Punkt der Insel liegt unter 18° 41′ südl. Breite, 176° 20′ westl. Länge.

Pangai-Modu ist 7 oder 8 Meilen lang aber schmal, von Vavao durch einen engen Kanal getrennt, der gute Landungsplätze darbietet.

Unter den kleinen Inseln, welche nahe bei Vavao liegen, muß man Taonga, Leka-Leka und vor Allem Hunga anführen, welche ehemals durch ein liebendes Paar, das hier vor den Nachstellungen eines grausamen Häuptlings eine Zufluchtsstätte fand, Berühmtheit erlangte. — In einiger Entfernung nordwestlich von Vavao liegt Amargura, die lezte Insel, welche wir zum Tonga-Archipel rechnen. Sie ist ein hohes Land, bewohnt, aber von geringem Umfang, wurde entdeckt von dem Spanier Maurelle 1781, der ihr den eben genannten Namen gab, dann wiedergesehen von Edwards 1789, der sie Gardner nannte. Der Name, den ihr die Eingebornen geben, ist nicht bekannt. Lage: 17° 57′ südl. Breite, 177° 20′ westl. Länge.

Auch die kleine Insel Pylstart und Sauvage gehören in den Archipel. Pylstart liegt mehr als 30 Lieues südlich von Tonga-Tabu. Sie ist ein hohes, holzreiches Land, sagt d'Urville, 3 oder 4 Meilen im Umfang. Entdeckt im Jahr 1643 von Tasman, wurde sie 1773 von Cook wiedergesehen, 1781 von Maurelle, der sie Sola nannte. Man hielt sie bis zum Jahr 1819 für unbewohnt, wo Freycinet nahe an ihr vorbeifuhr und an der Küste Eingeborne und Piroguen sah. Vielleicht waren es aber auch nur Leute, die des Fischfangs wegen anlegten oder dahin verschlagen waren. Sie liegt unter 22° 30′ südl. Breite und 178° 24′ westl. Länge.

Die Insel Sauvage liegt unter 19° 0′ südl. Breite und 171° 57′ westl. Länge, und hat gegen 3½ Lieues im Umfang. Ihre Oberfläche ist erhaben, ganz mit Bäumen und Strauchwerk bedeckt. Die Bevölkerung unansehnlich. Cook, der sie 1774 entdeckte, gab ihr den Namen, den sie jezt führt, wegen des unverträglichen Charakters ihrer Bewohner.

Der Tonga-Archipel bildet gegen Westen die Gränze Polynesiens. In einiger Entfernung im Westen findet sich die Viti-Gruppe, das erste melanesische Land. Uebrigens findet sich der polynesische Typus noch auf ihr, wie wir gesehen haben. Er kommt wieder zum Vorschein auf einzelnen Inseln von den neuen Hebriden, auf den kleinen Inseln Rotuma, Tikopia, Düft, aber nur bei kleinen Völkerschaften und mit allen Merkmalen, welche eine Einwanderung anzeigen. In dieser Zone herrscht die melanesische Rasse vor, welche alle großen Inseln des Westens einnimmt, bis die malaische Rasse auftritt. Den Viti-Inseln benachbart, haben die Tonga-Inseln ihnen viel mehr gegeben als von ihnen empfangen; sie haben

jene Barbaren halbwegs civilisirt, ohne von Barbarei selbst angesteckt zu werden. Der Viti-Typus wurde durch den Tonga-Typus beherrscht.

Der Tonga-Archipel und überhaupt Tonga-Tabu, an den Gränzen der heißen Zone gelegen, erfreut sich einer gleichmäßigen und gemäßigten Temperatur. Im April und Mai hielt sich das Thermometer am Bord des Astrolabe zwischen 23 und 26°, und regelmäßige Winde mäßigten sehr die Hitze. Nach den Aussagen der Missionäre ist die Luft gesund und rein; im Winter, wenn die Südwinde wehen, wird das Klima etwas kalt.

Die Passatwinde in diesen Gewässern wehen von Süd-Südost und Ost-Südost. Uebrigens herrschen oft im Februar, März und April der Nordwest und West. Sie bringen Gewitter mit sich, von Regen und heftigen Stoßwinden begleitet. In dieser Jahreszeit erfuhren Laperouse und d'Urville anhaltende Windstöße. Beinahe immer bewirkt die hohle See im Südwesten, welche von den Stürmen der hohen südlichen Breiten herrührt, eine starke Brandung an den Südküsten von Tonga-Tabu. Erdbeben müssen auf diesen Inseln häufig seyn, da die ersten Missionäre, welche sich 1797 daselbst niederließen, innerhalb drei Monaten drei Ereignisse dieser Art erlebten. Die Nähe des feuerspeienden Kraters von Tofua trägt ohne Zweifel das Ihrige zu diesen Erschütterungen bei.

Porträte.

Hodges, Maler auf Cooks erster Reise, hat schöne Zeichnungen geliefert, allein die schönen antiken Gestalten und Kleidungen sind nicht die der Polynesier. Wahrscheinlich hat Hodges die nach der Natur aufgenommenen verloren. Man sieht fliegende Gewänder, welche geschmackvoll Kopf und Leib bedecken, und den Einwohnern der Insel Eoa angehören sollen, während hier die Frauen nur selten Schultern und Busen bedecken; ein alter Mann trägt einen langen weißen Bart, obgleich alle Einwohner sich mit Muschelschalen rasiren. Das schöne Bild von Mai *), von Josua Reynolds, ist völlig getreu, obgleich die Kleidung ungenau ist. Die Tongesen sind im Allgemeinen hochgewachsen und ihre Gesichtszüge ausdrucksvoll. **)

Religion.

Was die Religion, Ueberlieferungen, Ceremonien, Sitten, Gebräuche und die Geschichte von Tonga betrifft, so haben wir vorgezogen, hierin Mariner zu folgen, der sich auf dem Tonga-Archipel sehr lange aufhielt; er ist in dieser Beziehung vollständiger als Cook. Die Religion der Eingebornen gründet sich aber auf folgende Vorstellungen:

Die Tongesen glauben

1) an die Existenz von hotua (Göttern), oder höheren, vielleicht auch ewigen Wesen, welche den Menschen nach Verdienst Gutes und Schlimmes zutheilen;

2) daß die Seelen der Edlen und Matabulen dieselbe Gewalt, nur in geringerem Grade, besitzen;

3) daß es hotua hu oder bösartige Götter gibt, welche eine Freude daran haben, der ganzen Welt, ohne Unterschied, Böses zuzufügen;

---

*) S. Blatt 193. **) S. Blatt 188.

Emirs Bédouins

Bildnisse von drei jungen Eingebornen

4) daß alle diese höheren Wesen einen Anfang gehabt, aber kein Ende haben;

5) daß der Anfang der Welt ungewiß ist; daß der Himmel, die Himmelskörper, der Ocean und die Insel Bolotu vor der Erde existirten, und daß die Insel Tonga durch den Gott Tangaloa, während er mit der Leine fischte, aus dem Schoos der Wellen hervorgezogen wurde;

6) daß die Menschen ursprünglich von Bolotu, einer nordwestlichen Insel, der Hauptresidenz der Götter, herkommen;

7) daß alles Böse, was den Menschen begegnet, ihnen von den Göttern zugeschickt wird. weil sie irgend eine religiöse Pflicht verabsäumt haben;

8) daß die Egui oder Edlen eine Seele haben, die sie überlebt und zu Bolotu wohnt; daß die Seelen der Matabulen ebenfalls nach Bolotu kommen, um die Götter zu bedienen, aber daß sie die Macht nicht besitzen, den Priestern Eingebungen zu verleihen. In Beziehung auf die Seelen der Mua sind die Meinungen sehr getheilt; hinsichtlich der Tua ist anerkannt, daß sie keine Seele haben, oder daß, wenn sie eine haben, dieselbe mit ihrem Körper vergeht;

9) die Menschenseele ist, während des Lebens, kein vom Körper unterschiedenes Wesen, sondern eine Materie, wie der Körper, aber der allerfeinste Theil des Körpers;

10) daß die ursprünglichen Götter und die Edlen, wenn sie gestorben sind, den Menschen zuweilen erscheinen, um ihnen ihren Willen kund zu thun, oder Gutes zu erzeigen, und daß die Götter sich oft in Eidechsen, Meerschweine, oder in eine Art von Seeschlangen verwandeln;

11) daß der Tui-Tonga und Veachi in gerader Linie von zwei der Hauptgottheiten abstammen;

12) daß inspirirte Priester von der Person des Gottes während der Dauer der Inspiration ganz erfüllt sind, und daß sie dann die Zukunft voraussagen können;

13) daß Verdienst und Tugend in Ehrfurcht vor den Göttern, den Edlen und Alten, in Vertheidigung der von den Vorfahren überkommenen Rechte, in Ausübung ehrenhafter Handlungen der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe, der Freundschaft, der Sanftmuth, Bescheidenheit, Gattentreue, Geschwisterliebe, pünktlicher Vollziehung der religiösen Ceremonien, der Geduld im Leiden u. s. w. besteht;

14) daß die Götter die Menschen nur in diesem Leben belohnen oder bestrafen.

Die Tongesen zählen gegen dreihundert Urgottheiten, deren Namen größtentheils unbekannt sind. Die hauptsächlichsten, zwanzig an der Zahl, haben Häuser und Priester auf verschiedenen Inseln. Ta-li-aï-Tubo ist der Patron des Hu und seiner Familie; zugleich ist er Gott des Kriegs. Er hat vier Häuser oder Tempel auf der Insel Vavau, zwei auf Lafuga, einen auf Haano, einen anderen auf Wina und sonst noch zwei oder drei. Er hat nur den Hu zum Priester, den er sehr selten inspirirt. — Tu'i fua Bolotu, oder Oberhaupt von ganz Bolotu, ist nicht, wie sein Name glauben machen könnte, der größte unter den Göttern. Er steht dem ersten an Macht nach, „welcher vom Himmel herab die Erde berührt." Er führt überall in der Gesellschaft den Vorsitz und wird als Vorsitzender von den Häuptern großer Familien bei allen Vorfallenheiten, bei Krankheiten und häuslichen Unfällen angerufen. Er hat zu Vavau

drei oder vier Häuser und drei oder vier Priester, die er zuweilen inspirir
— Higuleo ist ebenfalls ein mächtiger Gott, hauptsächlich verehrt v
der Familie des Tui-Tonga. Er hat weder Priester noch Häuser, u
besucht die Tonga-Inseln nie. — Tubo Toty ist der Patron der Fam
lie Finau's und der Gott der Reisen. Er wird, so oft dieser Fürst u
die Häuptlinge eine Seefahrt unternehmen, immer angerufen, und hat
Vavau und auf den benachbarten Inseln mehrere Häuser und einen Pri
ster. — Alaï Valu ist der Patron von Tau Umu, der Tante des le
ten Königs, und beschützt auch die Familie des Hu. Man zieht ihn b
Krankheiten oft zu Rathe. Er hat einen großen geheiligten Bezirk u
einen Priester zu Ofu. A' lo A' lo ist der Gott des Windes, des R
gens, der Erndte und überhaupt des Wachsthums der Pflanzen. M
ruft ihn bei schönem Wetter wenigstens Einmal des Monats an, um i
zu bitten, er möchte es fortdauern lassen, und fleht täglich zu ihm, we
die Witterung schlecht ist, oder der Wind Verwüstungen angerichtet h
Gegen das Ende Decembers bringt man ihm, wenn die Ignamen r
sind, acht Opfergaben nach einander, von zehn zu zehn Tagen, dar. D
ser Gott hat nur zwei Häuser, das eine zu Vavau, das andere zu L
fuga, welche von eben so viel Priestern bedient werden. — Ha'la A'
A'pi, T'ogui Uku Me'a und Tubo Bugu, andere Meer- u
Reisegottheiten, beschützen die Familie Finau's. Der erste hat zw
Tempel, zu Vavau und Lafuga, und zwei oder drei Priester. — To
galoa ist der Gott der Künstler und der Künste und hat mehrere Pr
ster, welche alle Zimmerleute sind. Er zog die Tonga-Inseln aus d
Meeresgrunde herauf.

Die Hotua hu, oder die bösen Gottheiten, sind gleichfalls sehr za
reich; man kennt ihrer aber nur fünf oder sechs, welche zu Tonga ih
Sitz haben, um die Menschen desto leichter quälen zu können. Man schre
ihnen alle die kleinen Widersprüche dieses Lebens zu. Sie führen die R
senden irre, lassen sie fallen, kneipen sie, springen ihnen in der Finst
niß auf den Rücken; sie verursachen das Alpdrücken, schaffen schreckli
Träume u. s. w. Sie haben weder Tempel, noch Priester, und man r
sie nie an.

Das Weltall ruht auf dem Gott Muï, welcher stets in liegen
Stellung sich befindet. Er ist der riesenhafteste unter den Göttern;
inspirirt Niemand, hat weder Priester noch Häuser und bleibt immer
derselben Lage. Wenn ein Erdbeben sich ereignet, nimmt man an, d
Muï, dem seine Lage unbequem und lästig geworden ist, sich bequem
legen suche; dann stößt das Volk ein gewaltiges Geschrei aus und t
wiederholte Streiche gegen die Erde, um ihn zu nöthigen, sich ruhig
verhalten. Man weiß nicht, worauf er liegt, und wagt in dieser Be
hung nicht einmal eine Vermuthung: „denn," sagen die Eingebornen, „
könnte hingehen und nachsehen?"

Ueberlieferungen über die Entstehung der Welt.

Die Entstehung der Welt erklären sich die Eingebornen folgendermaß
Eines Tages, als Tangaloa, der Gott der Erfindungen und Kün
vom hohen Himmel herab im großen Ocean fischte, verspürte er ein auß
ordentliches Gewicht an seiner Leine. Er meinte einen ungeheuern Fi
gefangen zu haben und zog aus allen Kräften. Bald ließen sich ü

dem Wasser Felsen sehen, welche an Zahl und Umfang sich vermehrten, je mehr der Gott Anstrengungen machte, seine Beute emporzuziehen. Plötzlich tauchte der Felsengrund des Oceans auf und bildete ein unermeßliches Festland, als unglückseliger Weise die Leine zerriß. Dieß machte, daß nur die Tonga-Inseln auf der Oberfläche des Meeres zurückblieben. Auf Hunga zeigt man noch den Felsen, an welchem Tangaloa's Angel sich eingehakt hatte. Die Angel wurde der Familie des Tuï-Tonga übermacht, die sie vor etwa dreißig Jahren bei einem Brande ihres Hauses verlor.

Nachdem Tangaloa auf diese Weise die Erde entdeckt hatte, bedeckte er sie mit Kräutern und Thieren, welche denen von Bolotu ähnlich, aber kleiner und vergänglicher Natur waren. Er wollte sie nun auch mit vernünftigen Wesen bevölkern und sprach zu seinen zwei Söhnen: „Nehmet euch beiden Weiber mit euch und lasset euch auf Tonga nieder. Theilet das Land in zwei Theile und wohnet getrennt." — Sie gingen dahin. Der Name des älteren Sohnes war Tubo, der jüngere hieß Vaka-Ako-Uli. Der leztere war sehr geschickt; er verfertigte Beile, Halsketten, Zeuge aus Papalangui und Spiegel. Tubo war sehr verschieden von ihm und ein Faullenzer, der nur spazieren ging, schlief und sich nach den Arbeiten seines Bruders gelüsten ließ. Da er sich schämte, ihn darum zu bitten, so beschloß er ihn zu tödten. Eines Tages traf er ihn, wie er eben spaziren ging und schlug ihn todt. Jezt kam ihr Vater, Zorn entflammt, von Bolotu herbei. „Warum hast du deinen Bruder getödtet?" fragte er ihn. „Konntest du nicht arbeiten wie er? Pfui über dich, Unglücklicher! Pfui! Sage der Familie Vaka-Aka-Ulli's, sie solle hieher kommen." Sie kam und Tangaloa richtete folgende Worte an sie: „Geht und werft diese Piroguen ins Meer; segelt nach Osten, in das große Land und bleibt dort. Eure Haut wird weiß werden, wie eure Seele, denn eure Seele ist schön. Ihr werdet geschickt werden; ihr werdet Beile und allerlei schöne Sachen und große Piroguen machen. Zugleich will ich dem Winde gebieten, daß er immer von eurem Lande gegen Tonga wehe. So sollen sie mit ihren schlechten Piroguen nicht zu euch segeln können." — Darauf sprach Tangaloa zu dem älteren Bruder also: „Du sollst schwarz seyn, denn deine Seele ist schlecht, und du sollst von Allem entblößt seyn. Du wirst keine schöne Sachen haben, und nie in das Land deines Bruders kommen. Wie solltest du auch auf deinen schlechten Piroguen dahin gelangen? Aber dein Bruder wird zuweilen nach Tonga kommen, um mit dir Verkehr zu treiben."

Die meisten Bewohner von Tonga und selbst die Edlen kennen diese eigenthümliche Mythe, welche mit der Geschichte von Cain und Abel Aehnlichkeit hat, nicht. Indessen haben einige alte Mariner versichert, daß sie auf einer sehr alten Ueberlieferung beruhe.

Entstehung der Menschen aus Göttern.

Den meisten Eingebornen ist dagegen eine andere Mythe bekannt, die von der Menschwerdung von Göttern. Sie lautet:

Die Tonga-Inseln waren bereits durch Tangaloa aus der Tiefe der Wasser emporgezogen, allein sie waren noch nicht mit vernünftigen Wesen bevölkert als die Untergottheiten von Bolotu, begierig, die neue Welt zu sehen, sich auf einer großen Pirogue, zweihundert an der Zahl,

Männer und Weiber, einschifften, um nach der Insel Tonga zu segeln. B
zaubert von der Schönheit und Neuheit dieser Gegenden, beschlossen sie, z
bleiben, und zerstückelten ihre Pirogue, um kleine daraus zu machen. A
lein nach einigen Tagen starben zwei oder drei von diesen Götter
und dieses Ereigniß sezte die anderen in Bestürzung, da sie sich unsterbli
glaubten. Um dieselbe Zeit verspürte einer darunter eine ganz besonde
Empfindung, und schloß daraus, daß eine der Hauptgottheiten von B
lotu ihn inspirire. Es war auch wirklich so, und er verkündigte seine
Gefährten, die Obergottheiten hätten beschlossen, da sie nach Tonga gekon
men wären und Luft geathmet und Früchte geschmeckt hätten, so müßte
sie sterblich werden, und die Welt mit ebenfalls sterblichen Wesen bevö
kern, und Alles, was sie umgebe, werde auch mea mama, sterblich, ve
gänglich seyn. Dieser Entscheid schlug sie sehr nieder, und sie fingen an z
bereuen, daß sie ihr großes Kanot zerstört hatten. Sie erbauten ein a
deres, und mehrere schifften sich ein, in der Hoffnung, Bolotu wied
zu gewinnen, indem sie dann wieder zurückkommen und ihre Gefährte
wenn sie sich mit ihnen vereinigten, abholen wollten. Allein sie sucht
vergebens das so ersehnte Land auf und kehrten traurig nach Tonga zurüc

Entstehung der Schildkröte.

Eine dritte, unter den Insulanern sehr verbreitete Fabel bezieht si
auf die Entstehung der Schildkröten, deren Fleisch auf diesen Inseln e
beinahe tabuirtes oder verbotenes Nahrungsmittel ist, so daß man es n
in einigen Fällen einem Gott oder Häuptling darbringen darf. Sie laute

Lange Zeit nachdem Tonga bevölkert war, erhielt der Gott Langu
welcher im Himmel wohnte, eine Botschaft der Obergottheiten von B
lotu, welche ihn aufforderten, einer Versammlung beizuwohnen, in welch
Dinge von Wichtigkeit besprochen werden sollten. Langui hatte mehre
Kinder, unter anderen zwei Töchter, glänzend durch Tugend und Schönhe
In einem Alter stehend, wo man von Eitelkeit und Gefallsucht beherrsc
ist, hatten sie manchmal den Wunsch geäußert, die Bewohner der Tong
Inseln zu sehen. Immer hatte ihr Vater aus Klugheit ihnen den Wuns
abgeschlagen, und da er die Unerfahrenheit seiner Töchter kannte, und fürc
tete, sie möchten seine Abwesenheit benützen, so verbot er ihnen in den b
stimmtesten Ausdrücken, den Himmel zu verlassen, indem er ihnen ve
sprach, auf seiner Rückkehr von Bolotu sie nach Tonga zu führen. Z
gleich stellte er ihnen die Gefahren vor, denen sie sich aussezten, wen
sie ihm nicht gehorchen würden. „Vor Allem," sagte er, „werden die bös
Götter, welche auf Tonga wohnen, jede Gelegenheit ergreifen, euch zu b
lästigen und Schwierigkeiten zu machen; sodann seyd ihr so schön, daß d
Einwohner der Insel sich unter einander tödten würden, um euch zu b
sitzen, und ihre Streitigkeiten werden die Götter auf Bolotu erzürnen,
daß sie mir ihre Gnade entziehen." — Die zwei Göttinnen versprache
dem Vater zu gehorchen, und dieser begab sich eiligst nach Bolotu. Kau
hatte er den Himmel verlassen, so fingen die Mädchen an, sich zu bespr
chen, was zu thun wäre. „Unser Vater," sagte die eine, „hat uns de
Besuch von Tonga nur versprochen, um uns während seiner Abwesenhe
zu geschweigen. Schon lange hält er uns mit dieser Hoffnung hin." — E
ist wahr, entgegnete die andere, wir wollen ohne ihn gehen, wir sind z
rück, ehe er Etwas erfährt. — Ueberdieß, sagten sie zu einander, hat er un

gesagt, daß wir schöner wären als die Weiber jener Inseln! Ja, wir wollen uns von den Tongesen bewundern lassen, im Himmel haben wir zu viele Nebenbuhlerinnen, und man widmet uns nicht die Aufmerksamkeit, welche wir verdienen. — Und so machten sie sich nach Tonga auf den Weg. Sie landeten an einem abgelegenen Ort der Insel und gingen auf die Hauptstadt zu, stolz auf die Huldigungen, welche man ihren Reizen darbringen würde. In der Stadt angelangt, fanden sie den König, die Häuptlinge und vornehmsten Einwohner versammelt, ein Fest zu feiern und Kava zu trinken. Alsbald wandten sich alle Blicke ihnen zu, und alle Herzen, zwei Frauen ausgenommen, welche Neid gegen sie hegten, wurden von Bewunderung und Liebe ergriffen. Die jungen Häuptlinge wetteiferten in Artigkeiten, ließen ihren Kava stehen, und bald herrschte die größte Verwirrung in der Versammlung. Jezt kam es auch zu Streitigkeiten, und der König sah kein anderes Mittel, sie niederzuschlagen, als die beiden jungen Göttinnen mit in seinen Palast zu nehmen. Allein kaum war die Sonne untergegangen, so griffen ihn mehrere Häuptlinge mit bewaffneter Hand an und raubten ihm die Mädchen. Die Verwirrung war allgemein auf der ganzen Insel, und am andern Tag brach ein blutiger Krieg aus. Die Götter von Bolotu zögerten nicht, sich von den Vorgängen auf Tonga zu unterrichten, und klagten in ihrem Zorne den unglücklichen Langui als den Urheber dieser Unordnungen an. Dieser rechtfertigte sich, verließ die Versammlung der Götter und eilte nach Tonga, wo er zu seinem Kummer fand, daß eine seiner Töchter, welche bereits von den Erzeugnissen der Insel genossen, ihre Unsterblichkeit verloren hätte und gestorben wäre. Wüthend suchte er die andere auf, nahm sie bei den Haaren, hieb ihr den Kopf ab und kehrte, die Wuth im Herzen, in den Himmel zurück. Den abgehauenen Kopf hatte er ins Meer geworfen, und derselbe verwandelte sich darauf in eine Schildkröte, von welcher alle, die heutzutage auf dem Erdball leben, abstammen.

Glaubensmeinungen. Orakel.

Die Bewohner des Tonga-Archipels glauben nicht an ein anderes Leben; wohl erkennen sie eine Macht, eine höchste Intelligenz an, welche alle Handlungen des Menschen leitet und in den Herzen liest. Sie glauben fest, daß die Götter die Wahrheit lieben, das Böse hassen; daß jeder Mensch seinen Schutzgott hat, der ihn bewahrt, so lange er sich gut aufführt, im andern Fall aber Uebeln, Krankheiten und dem Tode preis gibt. Mariner erhielt auf die Frage an einige Häuptlinge, was sie zu einem guten Betragen bewege, die Antwort: „die angenehme Empfindung, welche der in seinem Innern verspürt, welcher eine edle oder großherzige Handlung vollbracht hat.“ Dieß zeigt, daß die Vorstellung von Dem, was moralisch gut ist, tief in ihren Herzen ruht, und daß diese Vorstellung, ohne auf Hoffnung oder Furcht gegründet zu seyn, nichtsdestoweniger glückliche Resultate herbeiführt.

Die Art, wie die Götter angerufen werden, und die Inspirationen, welche die Priester zu haben vorgeben, sind sonderbar. Wenn ein Häuptling ein Orakel befragen will, so befiehlt er seinen Köchen, ein Schwein zu schlachten und zuzurichten, auch einen Korb mit Yamswurzeln und zwei Bündel von recht reifem Wegerich (plantain) bereit zu halten. Am andern Morgen schickt man alles Dieß entweder in die Wohnung des Priesters

oder wo er sich gerade aufhält, denn oft geschieht es, daß man ihn zuvo von der Ceremonie, welche Statt haben soll, in Kenntniß sezt. Di Häuptlinge und ihre Matabulen bedecken sich dann mit Matten und suche den Priester auf. Findet sich derselbe zufällig in einem Hause, so sezt e sich auf den Rand des Daches. Die Wohnungen sind nämlich wie unser Schoppen gebaut, nur daß sie von allen Seiten offen und durchbroche sind; und das Dach steht etwa 4 Fuß über der Erde. Hat nun der Prie ster seinen Sitz, der ihm ansteht, genommen, so nehmen die Matabulen auf allen Seiten Platz, so daß sie einen länglichen Kreis bilden, der jedoc nicht geschlossen ist, und vor dem Priester einen weiten leeren Raum läßt Hier befindet sich die Person, welche den Kava zu bereiten hat, nachdem die Wurzel bereits zuvor von den Köchen und anderen Personen des Ge folges gekaut worden ist. Die Häuptlinge nehmen hinter den übrige Leuten, ganz in den Haufen gemischt, ihren Platz, da sie der Meinun sind, daß während der Ceremonie ein bescheidenes und demüthiges Beneh men das sicherste Mittel ist, den Schutz der Götter zu verdienen.

Die allgemeine Meinung ist, daß der Priester die göttlichen Eingebun gen empfängt, sobald alle Anwesenden sich auf ihren Plätzen niedergelasse haben. Er bleibt einige Zeit unbeweglich, die Hände gefalten, mit nieder geschlagenen Augen. Zuweilen geschieht es, daß die Matabulen mit ihre Anfragen beginnen, während noch die Lebensmittel vertheilt und der Kav bereitet wird. Dann gibt aber der Priester keinen Laut von sich, bis di Mahlzeit zu Ende ist. Nun fängt er mit tiefer veränderter Stimme z sprechen an; unmerklich erhitzt er sich und bald bricht er in volle Heftig keit aus. Er spricht die erste beste Person an, wie wenn sie der Go selbst wäre. Während des Aktes der Eingebung zeigt er sich in der Re gel wenig aufgeregt; zuweilen wird sein Blick wild und sein Auge flamm auf; ein heftiges Zittern befällt alle Glieder; Schweis rinnt ihm von de Stirne, die Lippen schwellen auf und beben von krampfhaften Bewegunger endlich brechen Ströme von Thränen aus den Augen, die Brust wirft si gewaltig auf und abgebrochene Worte entfallen dem Munde. Unmerkli beruhigt sich diese Aufregung wieder; der Priester ergreift dann eine Keul die man neben ihn gelegt hat, und blickt sie mit unverwandten Augen an dann schlägt er die Augen gen Himmel auf, blickt rechts und links un heftet sie wieder auf die Keule. Die nämliche Ceremonie wiederholt e mehrmals, worauf er die heilige Waffe erhebt und aus allen Kräften da mit losschlägt: zum Zeichen, daß der göttliche Anhauch jezt vorüber is Dann steht der Priester auf und mischt sich unter den Haufen.

Oefters geschieht es, daß Andere als Priester inspirirt zu seyn vorg ben, und Mariner erzählt in dieser Beziehung nachstehende Anekdote Ein junger Häuptling, ein sehr schöner Mensch, hielt sich eines Tages fü inspirirt, ohne die Ursache dieses Zustandes sich erklären zu können. Plöt lich fiel er in die äußerste Melancholie und in eine lange Ohnmacht. Wi es in solchen Fällen Brauch ist, brachte man ihn in das Haus des Pri sters. Dieser erklärte, das Uebel rühre von einer vor zwei Jahren ve storbenen Frau her, welche dazumal auf Bolotu (worunter die Eingeborne das Paradies verstehen) lebte, sterblich in ihn verliebt gewesen sey, un ihn schlechterdings zum Tode bringen wolle, um sich mit ihm zu vereiniger Ueberdieß sagte er vorher, daß der junge Mann in wenigen Tagen sterbe würde. In der That bekannte lezterer jezt, daß ihm in zwei oder dr

auf einanderfolgenden Nächten der Schatten einer Frau erschienen sey, und daß er Anfangs geglaubt habe, der Zustand seiner Inspiration rühre von ihr her, obgleich er nicht sagen konnte, wer sie wäre. Nach zwei Tagen war er todt.

Dieser Glaube ist in jenen Gegenden so allgemein verbreitet, daß Finau's Sohn, während seines Aufenthalts auf den Samoa-Inseln, sich von dem Geiste Tugu-Ahu's, des Königs von Tonga, welcher von Finau und Tubo-Nuha ermordet worden war, inspirirt glaubte. Finau selbst bildete sich einige Male ein, von der Seele Mumussi's, eines der Könige von Tonga, inspirirt zu seyn. *)

Ahnungen und Bezauberungen.

Zauberei und Ahnungen spielen in den religiösen Meinungen dieser Völkerschaften eine große Rolle, und die Träume werden als Offenbarungen der Gottheit betrachtet, welche man nicht außer Acht lassen darf, wenn man sich nicht den traurigen Folgen aussetzen will. Blitze und Donner zeigen Krieg und große Umwälzungen an. Das Nießen ist auch eine sehr schlimme Vorbedeutung. Eines Tages war Finau II., wie er sich eben anschickte, auf dem Grabe seines Bruders religiöse Verrichtungen vorzunehmen, nahe daran, Mariner zu ermorden, weil dieser im Augenblick seines Weggehens in seiner Gegenwart genossen hatte. **) — Eine gewisse Vogelart, tschi-kota genannt, nach Mariners Beschreibung dem Eisvogel ähnlich, gilt dafür, daß er irgend ein Unglück ankündigt, wenn er in seinem schnellen Flug plötzlich neben einer Person sich niederläßt. Eines Tages war Finau II. im Begriffe, mit einem Haufen Krieger gegen den Feind ins Feld zu ziehen, und änderte plötzlich diesen Entschluß, als er den genannten Vogel zweimal über sein Haupt hinweg fliegen und sich dann auf einen Baum niedersetzen sah. ***)

Die hauptsächlichsten Bezauberungen sind das tatao, das kabe und das ta-niu. Der tatao wird so vollzogen, daß man ein Stück von dem Kleide einer Person in dem faï toka eines seiner Verwandten oder im Tempel der Schutzgottheit seiner Familie verbirgt. Dieß macht, daß die fragliche Person zusehends ihre Gesundheit abnehmen sieht, und endlich stirbt. Uebrigens hat diese Bezauberung nur um so mehr Wirkung, wenn die im faï toka begrabene Person von höherem Rang ist als diejenige, auf welche man wirken will. Finau-Fidgi's Frau träumte mehrere Male hinter einander, daß der verstorbene Finau I. ihr erscheine, um ihr anzukündigen, daß übelgesinnte Personen zum Untergang des jungen Prinzen und Thronfolgers sich verschworen hätten; der Schatten forderte sie dann auf, die auf sein Grab gelegten Kieselsteine in Ordnung zu bringen und sorgfältig im fai toka nachzusuchen. Dann verschwand er. In Folge dieser Aufforderungen stellte man auf dem Grabe die genauesten Nachforschungen an, und entdeckte endlich einige kleine Stücke von einem tata, nebst einer Blumenguirlande, welche Finau II. ein paar Tage vorher getragen hatte, und nahm diese Gegenstände augenblicklich weg.

*) Aus diesem geht hervor, daß die Insulaner doch an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubten. (Anm. d. Uebers.)

**) Mariner, Bd. II. S. 21.

***) Ebendas. II. S. 190.

Das kabe ist ganz einfach eine Verwünschung, welche man gegen die Person, der man übel will, ausspricht. Damit sie ihre Wirkung thue, muß sie nach einer bestimmten Formel, mit tiefer und bedächtiger Stimme und starker Betonung ausgesprochen werden. Im lezteren Fall heißt sie wangüi. Beide sind wirkungslos, wenn sie von Seiten niederer Personen gegen Leute von höherem Rang angewendet werden. Mariner theilt ein kabe von vierundzwanzig Verwünschungen mit, woraus wir einige hier geben:

„Grab deinen Vater aus beim Mondschein und mache eine Suppe aus seinen Gebeinen; zernage seine Hirnschale und friß deine Mutter auf; grab deine Muhme aus und haue sie in Stücken; friß die Erde ihres Grabes; zerkaue das Herz deines Großvaters; reiß deinem Oheim die Augen aus; schlage deinen Gott; friß die knarpelnden Knochen deiner Kinder; sauge deiner Großmutter das Hirn aus; bedecke dich mit der Haut deines Vaters und mach dir aus den Eingeweiden deiner Mutter einen Panzer.“

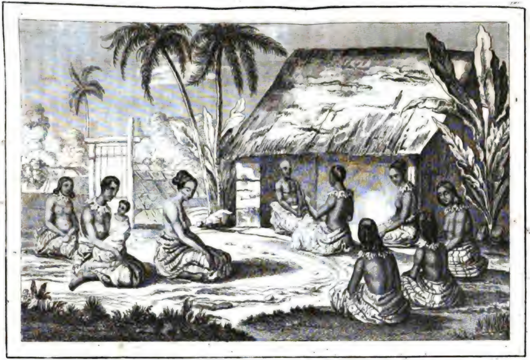
Der ta-niu-Zauber, wodurch man insgemein zu erfahren sucht, ob eine erwachsene Person oder ein Kind von einer Krankheit wieder genese, geschieht so, daß man eine Kokosnuß auf deren Leibe sich im Kreise drehen läßt, und genau darauf achtet, wie sie liegt, wenn sie wieder zur Ruhe gekommen ist. Erst liegt die Nuß auf dem Boden; ein Verwandter des Kranken bestimmt, daß der Kranke gesund wird, wenn dieser oder jener Theil der Nuß nach dieser oder einer anderen Himmelsgegend, z. B. nach Osten, hinsieht. Dann ruft dieselbe Person mit lauter Stimme den Schutzgott der Familie an, und bittet um Erleuchtung.*) Nun wird die Nuß in Bewegung gesezt und der Erfolg mit Zuversicht erwartet, wenigstens mit der Ueberzeugung, daß der wirkliche Wille der Götter sich daraus erkennen lasse. — Oft nehmen die Weiber zu dem nämlichen Mittel bei Streitigkeiten ihre Zuflucht, indem sie eine Kokosnuß tanzen lassen und sehen, wie sie liegt, wenn sie zur Ruhe gekommen ist. Dieß geschieht jedoch dann ohne alle religiöse Bedeutung.

Das Tabu.

Zu Tonga wie auf Neu-Seeland bedeutet das Wort tabu einen Zustand des Bannes, während dessen der Gegenstand, der davon getroffen ist, unter der unmittelbaren Herrschaft der Gottheit steht, und der Mensch kann es nicht verletzen, ohne sich den traurigsten Folgen auszusetzen oder wenigstens durch gewisse Förmlichkeiten das Vergehen zu sichern.

So ist der einem Gott geheiligte oder dem Begräbniß eines großen Häuptlings geweihte Bezirk tabu; man legt das tabu auf eine Pirogue, damit sie sicherer lange Reisen machen kann. Es ist verboten, an einem Orte, welcher Gegenstand des tabu ist, sich zu streiten, und Diejenigen, welche sich Dieß erlaubten, würden selbst tabuirt seyn und müßten sich einer Sühne unterwerfen. Einige Arten von Lebensmitteln, z. B. das Fleisch der Schildkröte, einiger Fischarten sind tabu, und man darf sie nicht essen, ohne zuvor ein kleines Stück der Gottheit dargebracht zu haben. Alle möglichen Lebensmittel können tabuirt werden durch ein Verbot, welches den Namen fakaegui führt: edel machen.

*) S. Blatt 183.



Geistige Berathung über ein krankes Kind.

Tabuirte Früchte oder Blumen werden durch Fetzen von Matten oder Zeugen bezeichnet, welchen man die Gestalt von Eidechsen oder Haifischen gibt, und die man oben darauf legt. Um zu verhindern, daß gewisse Erzeugnisse selten werden, wird das Tabu auf sie gelegt; Dieß geschieht nach den natschi oder anderen Ceremonien, wo viel Lebensmittel verzehrt werden. Dieses *tabu* hört nur nach einer neuen Ceremonie auf, welche man faka lahi *heißt*, und welche die verbotene Sache gnofua oder frei macht.

Wer einen Raub oder irgend ein anderes Verbrechen begeht, hat gegen das Tabu sich verfehlt, und man nimmt an, daß er besonders bestimmt ist, von Haifischen gebissen zu werden. Man zwingt das Individuum, an gewissen Stellen im Meere, wo Haifische häufig sind, sich zu baden, und wird es gebissen oder verschlungen, so ist sein Verbrechen erwiesen.

Wer den Leichnam eines Chefs, oder was zu dessen gewöhnlichem Gebrauch gehört, berührt, wird tabu, und die Zeit allein kann es wieder aufheben. Die Dauer dieses Tabu bei Leichnamen eines Chef ist für Leute aus den niederen Ständen zehn Monate, für Edle nur drei, vier oder fünf Monate, nach dem Rang des Verstorbenen. Während dieser ganzen Zeit darf der Tabuirte durchaus seine Lebensmittel nicht berühren, sondern muß sie aus der Hand eines Andern empfangen; er darf sie nicht einmal mit einem Zahnstocher anrühren. Ist das tabuirte Individuum arm, so daß es Niemand zur Bedienung hat, so muß es die Speisen mit dem Mund zusammenbringen. Wer gegen diese Vorschriften fehlte, dem würde der Leib sich aufblähen und er bald zu Grunde gehen, und diese Meinung wurzelt in den Gemüthern so tief, daß Mariner nicht Ein Beispiel erlebte, daß Jemand es gewagt hätte, dagegen zu handeln, und wenn sie ihn Leichname berühren und gleich darauf ohne Unfall sich seiner eigenen Hände bedienen sahen, schrieben sie dieses Vorrecht dem Einfluß der fremden Götter zu, dem sie ihn unterworfen glaubten.

Der Herrschaft des Tabu verdanken die verschiedenen Klassen der Gesellschaft die Aufrechthaltung ihrer gegenseitigen Vorrechte; denn wer nur immer eine an Rang oder durch Verwandtschaftsgrade über ihm stehende Person berührt, wird tabu und darf ohne Gefahr nicht mit eigenen Händen seine Speisen berühren, bevor er nicht zur Ceremonie des moë moë seine Zuflucht genommen. Diese Ceremonie besteht darin, daß man mit der Hand die Fußsohle eines höheren Häuptlings berührt, erst mit der flachen Hand, dann mit der Rückseite beider Hände, worauf man sie mit ein wenig Wasser abwäscht; ist solches nicht in der Nähe, so thut es den Dienst auch, wenn man sie mit einem Bananenstängel reibt. Dann darf die tabuirte Person ohne Gefahr wieder mit eigenen Händen essen. Sollte Jemand in Furcht seyn, aus Vergeßlichkeit Dieß gethan zu haben, so lange seine Hände tabuirt waren, so wird er sich, um die Folgen dieses Vergehens von sich abzuwenden, vor einem Häuptling niederkauern, einen seiner Füße ergreifen und sich auf den Bauch legen, damit die Nahrung keinen Schaden bringe. Dieß heißt man Fata, Kneten, und ich glaube, daß der Name fata faï davon herkommt, weil das Fußauflegen von Seiten der Mitglieder dieser Familie das wirksamste ist; überdieß sind sie die einzigen, zu welchen die Eguis ersten Rangs ihre Zuflucht nehmen können. *)

---

*) Mariner, Bd. II. S. 187.

Es ist tabu (verboten), in Gegenwart eines höheren Verwandten zu essen, wenigstens wenn er Einem nicht den Rücken zuwendet. Es ist tabu, Lebensmittel, welche ein höherer Häuptling berührt hat, zu essen. Verlezt man zufällig diese Gebote, so hat man zu dem fata seine Zuflucht zu nehmen. Das Tabu, welches durch Berührung der Person oder der Kleidung des Tui-Tonga verlezt wurde, kann durch keinen andern Häuptling als den Tui-Tonga selbst wieder aufgehoben werden, weil er der Höchste ist; um jedoch Verlegenheiten auszuweichen, welche seine Abwesenheit herbeiführen könnte, so bedient man sich eines dem Tui-Tonga angehörigen geheiligten Gegenstandes, dessen Berührung dieselbe Wirkung wie seine Füße hervorbringt. Zur Zeit Mariners brauchte der Tui-Tonga zu diesem Zwecke eine von Cook seinem Vater zum Geschenk gemachte Zinnplatte.

Nur das Kava, sowohl in seinem natürlichen Zustande, als wenn es aufgegossen wird, war kein Gegenstand des Tabu, welcher Häuptling es auch berührt haben mochte, so daß es ein einfacher Tua kauen konnte, nachdem ihn der Tui-Tonga selbst in den Händen gehabt hatte.

Stände der Gesellschaft.

Wir haben im Obigen mancherlei Bezeichnungen aufgeführt, welche eine nähere Erklärung bedürfen: Tui-Tonga, Veachi', Hu, Matabulen, Mua, Tua.

1) Geistlicher Stand.

Nach der Meinung der Eingebornen stammt der Tuï-Tonga von Göttern ab, welche vormals die Insel Tonga besuchten; allein es ist ungewiß, ob seine Mutter eine Göttin, oder eine Tochter des Landes war. Sein Name bezeichnet Oberhaupt von Tonga, welches immer für die edelste dieser Inseln und für diejenige gehalten wurde, wo die größten Häuptlinge ihren Hof hielten und nach ihrem Tode begraben wurden. Man nennt sie auch tabu oder heilige. Der Tuï-Tonga verdankt einzig und allein seinem religiösen Charakter die Achtung, von welcher er umgeben ist, und den hohen Rang, welchen er in der Gesellschaft einnimmt. Bei gewissen Anläßen genießt er ausgezeichnetere Rücksichten, als selbst der König, denn der leztere hat bei Weitem die erlauchte Abstammung nicht, und steht in dieser Hinsicht selbst hinter dem Veachi und mehreren anderen Familien zurück, und wenn er einem dieser Häuptlinge begegnet, so will es die Sitte, daß er sich auf den Boden niedersezt, bis derselbe vorüber ist, daher man ihn auch nie mit Häuptlingen, welche edler sind, als er, ausgehen sieht. Ihrerseits vermeiden es die lezteren auch sorgfältig, ihm zu begegnen, um ihm diese Art von Demüthigung zu ersparen; denn wer sich immer in Gegenwart eines durch Geburt über ihm stehenden Individuums gegen die vorgeschriebene Pflicht verfehlte, der würde nach dem Volksglauben durch irgend ein besonderes Unglück dafür büßen müssen. Der Tuï-Tonga schien früher ein kleiner Daïri oder Kaiserpapst von Japan gewesen zu seyn, der seine Abstammung von Nationalgottheiten ableitete, und die Schwachheit beging, einen Militärchef Namens kubo oder seogun sich an die Seite zu stellen, der ihm bald die politische Gewalt wegnahm, so daß der Tuï-Tonga seit einiger Zeit nur noch ein schwaches Ansehen genoß. Er war etwas reicher als die übrigen Edlen, aber viel weniger als der König, welcher nach Gutdünken seinen Unterthanen ihr

Eigenthum wegnehmen kann. Finau hat seine Verrichtung aufgehoben, und die Einführung des Christenthums auf Tonga hat sie wahrscheinlich auf Immer abgeschafft.

Der Veachi war ein andrer Egui oder Häuptling von göttlichem Ursprung, aber weit niedriger als der Tuï-Tonga. Gleichwohl machte ihm der König bei Begegnungen dieselben Ehrenbezeigungen wie dem leztern, denn er war gewissermaßen der Stellvertreter des souveränen Papstes.

Man könnte leicht auf die Meinung geführt werden, daß Chef, welche in der Gesellschaft einen so hohen Rang einnahmen, wie Tuï-Tonga, Veachi, von den Göttern oft inspirirt werden müßten. Dieß ist jedoch während Mariners Aufenthalt auf den Tonga-Inseln nur Einmal geschehen, was man ohne Zweifel dem Umstand zuzuschreiben hat, daß sie in einem zu hohen Ansehen stehen, als daß sie unter die Diener der Götter, deren Repräsentanten sie vielmehr auf Erden sind, gezählt würden. Sie mischen sich selten in politische Angelegenheiten. Gleichwohl ließ sich's Tuï-Tonga einmal einfallen, Finau in Beziehung auf einen Krieg, welchen dieser eben gegen Vavao rüstete, einen Rath zu ertheilen. „Mein Herr Tuï-Tonga,“ erwiderte trocken der König, „kann in den Theil der Insel, welchen er inne hat, zurückkehren und in Frieden und Sicherheit daselbst wohnen; der Krieg ist meine Sache, und ich ersuche ihn, sich nicht darein zu mischen.“ — In Zeiten, wo die Einwohner Tonga's noch friedfertiger waren, scheinen Tuï-Tonga und Veachi allerdings in größerem Ansehen gestanden zu seyn, so daß man sie in Allem, was für die Regierung von Wichtigkeit war, zu Rathe zog. Der Veachi vermißte lebhaft diese glücklichen Zeiten, und der Tuï-Tonga beklagte sich eines Tages bitter gegen Mariner darüber, daß die Achtung, welche man seiner Familie zolle, unmerklich abnehme, indem er hinzusezte, daß man wahrscheinlich bei seinem Tode seine erste Gemahlin erdrosseln würde, um sie an seiner Seite zu beerdigen, wie Dieß in alten Zeiten der Gebrauch gewesen sey.

Was die Priester betrifft, die man fahe guehe nennt, ein Wort, welches „abgesondert, ausgezeichnet,“ bedeutet, so glaubt man von ihnen, daß ihre Seelen von denen der gemeinen Menschen verschieden wären, und daß die Götter sie mit Eingebungen begnadigten. Diese Inspirationen, von welchen oben die Rede war, wiederholen sich häufig, denn dann hat der Priester das Anrecht auf die nämliche Ehrfurcht, wie der Gott selbst, und wenn der König zugegen ist, zieht derselbe sich auf eine gewisse Entfernung zurück und nimmt unter den Zuschauern Platz. Dasselbe ist mit dem Veachi und Tuï-Tonga der Fall, da man dann annimmt, daß ein Gott sich der Person der Priesters bemächtigt hat und durch seinen Mund spricht. Im Uebrigen genießen sie keine anderen Standesrücksichten als solche, welche sie vermöge des Ranges, den ihre Familie in der Gesellschaft einnimmt, ansprechen können. Die meisten Mitglieder dieses Staats gehören den Unterchef oder den Matabulen an. Auch zeichnet den Priester Nichts von anderen Individuen desselben Ranges aus, als daß sie vielleicht nachdrücklicher und schweigsamer sind. Sie bilden nicht, wie Dieß auf den Hawaï- und Sandwich-Inseln der Fall ist, eine eigene Körperschaft, die in hohem Ansehen steht, sich auszeichnet, abgesondert lebt und häufige Besprechungen unter sich hält. Ihre Lebensweise und Gewohnheiten sind vielmehr die der anderen Einwohner, und ihre Stellung als Priester gibt ihnen, nur wenn sie im Zustande der Inspiration sich befinden, ein Recht

auf höhere Achtung. Mariner lebte sehr vertraut mit ihnen, unterrichtete sich von dem Rufe, den sie im Lande genießen, und konnte sich überzeugen, daß sie ihre Stellung nie dazu benuzten, die Leichtgläubigkeit des Volkes zu mißbrauchen.

2) Civil- und Militärstand.

Die weltlichen Stände auf den Tonga-Inseln kann man folgendermaßen abstufen: der Hu oder König, die Egui oder Edlen, die Matabulen, Mua und Tua.

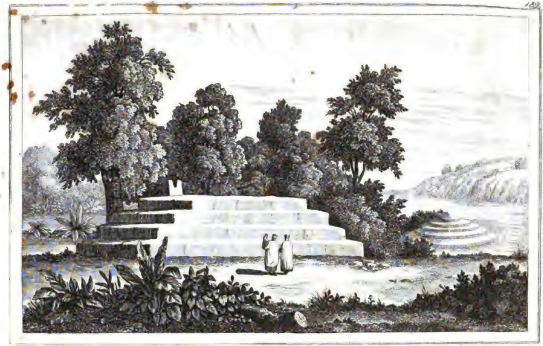
Der Hu oder König ist unumschränkt; er empfängt die Krone durch das Recht der Geburt sowohl als durch Gewalt der Waffen, zu welcher er oft seine Zuflucht nehmen muß, um sich auf dem Throne zu erhalten. Er ist, was die Macht betrifft, die erste Person im Staate, nicht aber was den Adel betrifft; denn er steht hierin nicht nur dem Tuï-Tonga und Veachi, sondern auch mehreren, mit den Familien der lezteren verbundenen Häuptlingen nach, und wenn Se. Majestät das Unglück hat, einen Gegenstand zu berühren, der einem derselben angehört, seine Person, sein Kleid, seine Matte, so wird sie tabu, und kann diesen Bann nicht anders loswerden, als daß sie die Füße eines höheren Chefs in die Hand nimmt u. s. w.

Die Egui, Edle oder Häuptlinge, müssen alle mit den Familien des Tuï-Tonga, Veachi oder Hu verwandt seyn, und ihnen allein steht es zu, die Strafe des Tabu zu erlassen. Zu Tonga verleiht das Weib den Adel. Sind beide Ehegatten aus, ihrer Geburt nach, gleichen Familien, so nimmt der Ehemann den ersten Rang ein; dann kommt die Mutter, der älteste Sohn und die älteste Tochter, der zweite Sohn, die zweite Tochter u. s. w. sind keine Kinder da, der Bruder des Mannes, die Schwester ꝛc., ist dagegen die Frau edler, so hat ihre Familie den Vorrang, aber sie erbt kein Eigenthum.

Nach den Egui kommen die Matabulen. Sie nehmen ihren Ehrenplatz nach den Häuptlingen oder sind ihre Räthe. Sie stehen allen Ceremonien vor und wachen darüber, daß Alles in strenger Ordnung vollzogen wird. Ihr Ansehen richtet sich nach dem Rang des Chefs, dem sie beigegeben sind. Ihre Aemter sind erblich; man nimmt an, daß sie ursprünglich entfernte Verwandte des Häuptlings oder mit Personen verbunden waren, welche durch ihre Erfahrung und Klugheit sich empfohlen und dem Könige und dem Staate große Dienste geleistet haben. Da sie vor dem Tode ihrer Väter den Namen Matabulen nicht annehmen dürfen, so läßt man sie bis dahin die Gebräuche und religiösen Ceremonien, Sitten, Gewohnheiten und Angelegenheiten Tonga's studiren, und man betrachtet sie immer als Leute von großer Erfahrung und viel Verdienst. Einige ergreifen auch ein Handwerk oder eine Kunst; sie bauen Kanot, arbeiten aber nur für den König und die Häuptlinge; andere halten Archive*) und tragen dieses Amt auf ihre Söhne über. Beim Tode des Matabulen geht der Titel auf seinen ältesten Sohn über, ist keiner vorhanden, auf seinen Bruder.

Dann kommt die Klasse der Mua, welches Söhne, Brüder oder Nachkommen von Matabulen sind. Sie unterstützen die lezteren bei den öffentlichen Ceremonien, theilen mit ihnen Speisen und Kava und treten oft in ihre Stellen ein. Wie sie sind sie mehreren Chef zugetheilt. Me

*) Archive — womit angefüllt? — da nicht geschrieben wird. Anm. d. Uebers.



Fai-toka oder Grabmal des Tui-tonga

Digitized by Google

üben sie auch irgend ein Handwerk aus. Die Söhne und Brüder eines Mua sind Tua bis an seinen Tod.

Die Matabulen und Mua sind mit Handhabung der guten Ordnung beauftragt, und haben die jungen Häuptlinge, welche nur zu geneigt sind, Ausschweifungen zu begehen und das Volk der niederen Klassen zu bedrücken, zu überwachen. Aendern diese ihr Betragen nicht, so zeigen sie dieselben den ältesten Häuptlingen an, welche dann irgend ein Mittel angeben, sie zu bessern. Die Mua sind allgemein geachtet.

Die Tua, die lezte und zahlreichste Klasse der Gesellschaft, sind alle durch ihre Geburt ky fonnua oder Bauern. — Die industrielle Klasse besteht aus Matabulen, Mua und Tua. Einige Handwerke gehen vom Vater auf den Sohn über, allein es gibt kein Gesetz, welches die lezteren nöthigte, die Beschäftigung ihrer Väter auszuüben. Da jedoch der Gewerbfleiß von den Häuptlingen geachtet und ermuthigt wird, so gibt es einige, welche ihren Platz wechseln. Außerdem, daß die Matabulen Kanot erbauen und die Ceremonien bei Leichenbegängnissen unter sich haben, verfertigen sie Halsschnüre und andere Zierrathen aus Walfischzähnen, und da sie mit dem Beil gut umzugehen wissen, so vertraut man ihnen die Verfertigung von Keulen, Lanzen und anderen Waffen an. Die Mua und Tua geben sich ohne Unterschied mit anderen Handwerken ab, nur sind sie keine Barbiere, Köche und Ackerbauer, was man ausschließlich den Tua, als der niedrigsten Volksklasse, überläßt.

Tod des souveränen Papstes. Aufhebung des Tabu.

Wenn der Tuï-Tonga oder der souveräne Papst gestorben ist, wird ein ganzer Monat den Festlichkeiten gewidmet, was einen solchen Verbrauch von Lebensmitteln verursacht, daß, wenn man nicht Vorsichtsmaßregeln ergriffe, für verschiedene Artikel eine Hungersnoth eintreten könnte. Um diesen Uebelstand zu verhindern, verbietet man nach den Festen Schweine, Federvieh und Kokosnüsse zu essen: ein Verbot oder Tabu, welches acht Monate dauert, und, die Hauptchef ausgenommen, sich auf Alle erstreckt. Als Mariner auf Tonga anlangte, starb gerade der damalige Papst. Nach den großen Trauerfestlichkeiten war das Tabu aufgelegt worden, und als die Zeit kam, es aufzuheben, wollte sich Finau mit aller nur möglichen Pünktlichkeit der durch die Religion auferlegten Pflicht entledigen: denn die Tongesen bilden sich ein, daß die Götter, wenn nicht Alles sorgfältig vollzogen wird, sich erzürnen und durch den Tod irgend eines Häuptlings sich rächen. Alsbald wurden daher die nöthigen Verordnungen erlassen, und man fing an, die Vorbereitungen zu Aufhebung des Tabu zu machen. Die Ceremonien müssen in zwei verschiedenen Malaï und auf dem Grabe des Tuï-Tonga Statt haben. Um die beiden Malaï zu unterscheiden, wollen wir den einen Malaï des Tuï-Tonga, den andern Malaï Finau's nennen. Der erstere liegt neben der Residenz des Tuï-Tonga.*) Zuerst errichtete man auf allen vier Ecken eine Säule von Yam und zwar in folgender Weise: man steckte vier Stangen von etwa 18 Fuß Höhe in den Boden, bildete daraus ein Viereck von etwa 4 Fuß, welches man ringsum mit horizontal gelegten Stäben, je 6 Zoll von einander entfernt, einfaßte und mit den Rinden des Fu-Baumes (aus dem Geschlecht

*) S. Blatt 189.

des hibiscus) bedeckte. Diese hohle Säule füllte man bis Oben mit Yam an; darüber baute man ein neues Stangengerüste, und fuhr so fort, bis man eine Höhe von 50—60 Fuß erreichte. Der ganze leere Raum wurde mit Yam ausgefüllt und der Gipfel mit einem gebratenen Schwein gekrönt. Diese vier Säulen errichtete man den Tag vor der Ceremonie und schlachtete zwischen drei und vierhundert Schweine, die man in dem mittleren Raume briet. Am folgenden Tag brachte man die Schweine in den Malaï Finau's, der eine Viertelmeile von jenem entfernt lag, breitete sie vor dem Hause auf dem Boden aus und führte eine Anzahl Karren oder Schleifen herbei, auf deren jeder 500 Yam lagen. Während dieser Zurüstungen fanden sich von allen Seiten her die Eingebornen ein und nahmen im Malaï Finau's Platz. Um sich die Zeit zu vertreiben und die Zuschauer zu erheitern, führten Einige Streitkämpfe auf. Der König und seine Häuptlinge sezten sich, mit einem geflochtenen Gnatu angethan und in kriegerischer Kleidung *) im Hause nieder, um Alles, was im Malaï vorging, zu beobachten. Wie dann Alles beisammen war und Platz genommen hatte, verkündigte der König, daß die Ceremonie ihren Anfang nehme. Die jungen Leute, die Krieger und wer sich Körperstärke zutraute, erhoben sich einer nach dem andern, und versuchten das größte Schwein wegzutragen. Der Erste fiel, der Zweite, Dritte waren nicht glücklicher. Endlich sah man sich genöthigt, das ungeheure Thier von zwei Männern, denen ein dritter, mit der Leber beladen, folgte, aufheben zu lassen. Diese gingen und legten es am Malaï des Tuï-Tonga nieder und warteten hier auf die Ankunft der übrigen Schweine. Man sieht es für eine Ehre an, an dieser Handlung Theil nehmen zu dürfen, und selbst der König ist zuweilen von der Partie. Die kleinsten Schweine wurden unmittelbar in den Malaï des Tuï-Tonga gebracht, wohin auch die Karren mit dem Yam nach einander geführt wurden.

Sobald der Malaï Finau's **) völlig geräumt war, stand Alles auf und lief auf den andern Malaï zu, wo sich Jeder niedersezte. Der Tuï-Tonga führte den Vorsitz in der Versammlung; der König und seine Häuptlinge stellten sich ehrerbietig hinter dem Kreise mitten im Hause auf. Alle die ungeheuern Schweine, welche man in der Nähe des Malaï niedergelegt hatte, wurden jezt nach einander herbeigeschleppt, und da ein einziger Mann eine so beträchtliche Last nicht auf die Schultern nehmen konnte, so ließ er sich von den Anderen helfen, die sie jedoch gleich wieder seiner eigenen Stärke überließen; ein Zweiter schleppte die Leber des Thieres hinter ihm drein. Wenn nun so alle Schweine in zwei oder drei Reihen im Malaï vor dem Tuï-Tonga ausgebreitet waren, nahm dessen erster Koch, so wie der Koch Finau's, mit den Thieren, so wie mit den Karren und Yam-Haufen eine Zählung vor, worauf der Koch des Tuï-Tonga mit lauter Stimme seinem Herrn die Zahl ankündigte. Sofort legte man zwanzig der größten Schweine, etwa 300 Fuß vom Begräbnißplatz des Tuï-Tonga entfernt, nieder und führte auch einen Karren mit Yam herbei. Den Rest des Mundvorraths vertheilte man aber auf folgende Weise: eine der mit Yam angefüllten Säulen wurde dem König geschenkt, der sie immer unter seine Häuptlinge und Krieger austheilt. Eine andere Säule wurde dem Veachi und zwei oder drei anderen Häuptlingen zu Theil; die dritte wurde

*) S. Blatt 192. **) S. Blatt 182.

Häuptling u. Krieger in kriegerischer Kleidung

Digitized by Google

den Göttern, d. h. den Priestern zu Theil; die vierte sprach der Tuï-Tonga als Eigenthum an. Von den mit Yam beladenen Karren ist nie die Rede; der Tuï-Tonga nimmt sie für sich zum Hausgebrauch. Die Schweine werden zuerst unter die Hauptchef vertheilt; diese theilen wieder an die Häuptlinge aus, welche unmittelbar unter ihnen stehen, und die wieder nur ihrem Gefolge davon geben, so daß jeder Anwesende seinen Theil bekommt, so klein dieser auch ausfallen mag. Dasselbe ist der Fall mit dem Yam, welches die Häuptlinge bekommen. Die Ceremonie schließt mit Kampfspielen, Tanz und anderen Uebungen. Jeder geht mit seinem Mundvorrathe nach Hause, und das Tabu ist aufgehoben.

Die auf dem Grabe des Tuï-Tonga niedergelegten Schweine und Yam bleiben mehrere Tage liegen, d. h. bis das Fleisch anfängt zu verderben. Dann theilt man es Leuten aus den niederen Klassen aus.

Vermählung der Tochter des Königs mit dem souveränen Papst.

Finau hatte drei Töchter. Die älteste, 18 Jahre alt, war seit längerer Zeit dem neuen Tuï-Tonga, der damals ein Vierziger war, verlobt. Als er den Wunsch bezeigte, seine Vermählung zu feiern, befahl Finau die Zurüstungen zu machen.

Nachdem die junge Braut sich mit Kokosnußöl reichlich gesalbt und mit Sandelholz parfümirt hatte, wurde sie in Matten von den Samoa-Inseln, von dem feinsten, seideweichen Gewebe, eingehüllt. Es waren der Matten, in welche sie sich steckte, so viele, daß sie weder niedersitzen, noch ihre Arme gebrauchen konnte. Ein Mädchen von etwa fünf Jahren, auf gleiche Weise gekleidet, und vier andere Jungfrauen von 16 Jahren, fast ebenso gekleidet, nur in eine geringere Anzahl von Matten gehüllt, machten ihre Begleitung aus.

Die Prinzessin und ihr Gefolge begaben sich in den Malaï des Tuï-Tonga, der sie, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Häuptlingen, mit zwei Matabulen neben sich, erwartete. Im Malaï angekommen, ließ sich jene auf dem Rasen vor Tuï-Tonga nieder. Gleich darauf trat eine Frau in den Kreis, das Gesicht mit einem weißen Gnatu bedeckt; von hier begaben sie sich in das Haus des Malaï, wo sich eine andere Frau mit einer großen Gnatu-Rolle, einem hölzernen Kopfkissen *) und einem Korb mit Oelflaschen befand. Die verschleierte Frau nahm den Gnatu, deckte sich damit zu, legte den Kopf auf das Kopfkissen und schlief ein, stellte sich vielmehr, als ob sie schlafe. Darauf erhob sich der Tuï-Tonga, ergriff seine junge Frau bei der Hand, führte sie ins Haus und ließ sie sich zu seiner Linken setzen. Darauf brachte man 20 gebratene Schweine in den Kreis des Malaï und in einen Ofen aus gebrannter Erde; mehrere gewandte Köche schickten sich an, sie mit ihren Messern zu zerschneiden, wobei sie wetteifernd ihre Geschicklichkeit zu zeigen suchten. Eine ansehnliche Menge Fleisch wurde an die Häuptlinge vertheilt, aber sie rührten nichts davon an, sondern jeder steckte seinen Theil unter sein Kleid. Die übrigen Schweine wurden in der Mitte des Kreises aufgehäuft, die Anwesenden machten sich darüber her, stritten darum und rissen die Fetzen

*) Die Kopfkissen bestehen auf dieser Insel aus einer hölzernen Walze, einen Zoll im Durchmesser und anderthalb Fuß lang, an beiden Enden umgebogen, so daß sie wie auf Füßen sechs Zoll in die Höhe steht.

an sich. Nun stand die Frau, welche sich niedergelegt hatte, auf und z sich mit dem Gnatu und dem Korbe mit Oelflaschen zurück. Der Tu Tonga aber reichte der Prinzessin die linke Hand, und führte sie, ne ihren fünf Begleiterinnen, in seine Wohnung, worauf die Zuschauer si entfernten. Hier angekommen, zeigte er ihr das für sie eingerichtete G mach und ließ sie allein, damit sie die Last von Matten ablegen und ih gewöhnlichen Kleider wieder anziehen konnte, und nachdem Dieß geschehe ließ sie sich mit seinen Frauen in eine Unterhaltung ein. Während desse rüstete man für den Abend ein großes Fest, wobei Schweine, Geflüge Yam, der berühmte Kava u. s. w. zum Vorschein kamen. Bei einbr chender Nacht fand sich Tuï-Tonga ein, um beim Feste den Vorsitz übernehmen, und sobald er eintrat, stand Jeder auf, um seine Portion Empfang zu nehmen, welche die Leute vom Volke alsbald verzehrte Dann kam es an die Vertheilung des Kava, der auch gleich verschlu wurde. Darauf erschienen Musikanten (wenn man sie so nennen da und nahmen vor dem Tuï-Tonga und in dem Kreise Platz, der sich a Leuten bildete, welche Fackeln trugen und Körbe mit Sand, um die Asc darein zu thun. Die musikalischen Instrumente bestehen in sieben od acht Bambusrohren von verschiedener Dicke und Länge, an welchen a Knoten abgeschnitten sind, und die man an dem einen Ende mit eine Pfropf aus weichem Holz zugespündet hat. Man hält sie in der Mit schlägt sie mit dem einen Ende gegen die Erde und entlockt so dem Ro einen Ton, der mit der Länge und Dicke des Instrumentes im Verhältn steht. Ueberdieß war Einer da, der mit zwei Stöcken abwechselnd lin und rechts auf ein Stück gespaltenes Bambusrohr schlug, und nach dies Musik tanzten die Eingebornen lange Zeit, worauf endlich ein alter M tabule sich erhob, eine Rede über die Keuschheit hielt, und Alles n Hause ging. Die junge Vermählte hatte dem Fest nicht beigewohnt.

Heilige Bezirke. Opferung eines Kindes.

Es sind heilige Bezirke da, wo jedes Individuum, das sich dah flüchtet, unverletzlich wird. Mariner erzählt eine Geschichte, welche a jene Asyle Bezug hat. Patavali, einer der Generale in der Arr Finau's, verfolgte einen Feind bis an das Gehege eines geheiligten Be kes und brachte ihm im Augenblick, wo er hineintrat, einen Hieb bei, d er im Bezirke selbst todt niedersank. Diese Entweihung wurde Finau richtet, der sogleich die Priester darüber zu Rath zog. Diese erklärten Namen der Götter, daß ein Kind als Opfer dargebracht werden mü um die Entweihung des heiligen Ortes zu sühnen. Demzufolge vers melten sich die Häuptlinge und wählten als Opfer einen Sohn Tu Toa's aus, der seine Einwilligung gab. Nicht so die unglückliche M ter, welche den verhängnißvollen Beschluß kaum erfuhr, als sie ihr K verbarg. Gleichwohl wurde es von einem der Männer, die es au suchen hatten, entdeckt und weggenommen. In der Verzweiflung, ih Sohn entrissen zu sehen, wollte die Mutter folgen und konnte nur Mühe daran gehindert werden. Auf dem Richtplatz angelangt, läch das unschuldige Opfer beim Anblick seiner Henker, die ihm statt ei Strickes eine Gnatu-Binde um den Hals legten. Alle Anwesenden wa von Mitleid ergriffen, aber die Furcht vor den Göttern machte sie stu

und auf ein gegebenes Zeichen zogen die Henker an beiden Enden des Bandes, und das Opfer war vollbracht.

Religiöse Ceremonien.

Das Nadschi, wörtlich Antheil, ist eine der wichtigsten religiösen Ceremonien und besteht darin, daß man in der Person des heiligen Oberhaupts Tuï-Tonga den Göttern die Erstlingsfrüchte der Erde und verschiedene andere Dinge darbringt. Es hat Einmal im Jahr, kurz vor der Ignamen-Erndte Statt, und den Zweck, den Schutz der Götter für die Nation im Allgemeinen und für die Früchte der Erde, worunter die Ignamen die bedeutendsten und kostbarsten sind, anzurufen. In der Regel pflanzt man die lezteren gegen Ende des Julius; eine Art, die man caheabo nennt, und deren man sich bei dieser Ceremonie bedient, wird einen Monat später in die Erde gebracht. Auf jeder Pflanzung behält man für sie einen kleinen Bezirk auf, wo man ein Paar davon in die Höhe hängt. Sobald sie reif sind, gibt der Hu dem Tuï-Tonga davon Nachricht und ersucht ihn den Tag der Ceremonie zu bestimmen. Die Zurüstungen zum Feste finden erst am Vorabend des bestimmten Tages Statt, der in der Regel der zehnte ist. Nur läßt sich alle Nacht der Schall des Tritonenhorns in den verschiedenen Theilen der Insel hören. Am neunten Tag zieht man die Ignamen aus dem Boden und ziert sie mit rothen Bändern. Da die Ceremonie immer auf der Insel, welche der Tuï-Tonga zu seiner Residenz gewählt hat, Statt findet, so sind die Bewohner der benachbarten Inseln genöthigt, sie einige Tage vorher herauszunehmen, um sie zur rechten Zeit einzuschicken. Gleich nach Sonnenuntergang ertönt die ganze Insel vom Schall der Seetrompete, und derselbe nimmt zu, je tiefer die Nacht hereinbricht. Ueberall hört man den Gesang Nofo, oua teggor gnaue, oua gnaue, d. h. geh zur Ruh, wenn du nicht arbeitest, so wirst du nicht arbeiten. (?) Dieß dauert bis Mitternacht, dann herrscht drei oder vier Stunden lang tiefe Ruhe, bis zu Sonnenaufgang, wo das Gelärm aufs Neue anhebt. Gegen acht Uhr macht sich die ganze Bevölkerung zu dem Mua auf den Weg, und die Bewohner der Nachbarinseln langen an auf ihren Kanot, singend und auf Seetrompeten blasend. Auf dem Mua ist Alles in Bewegung, und bald sieht man von allen Seiten Prozessionen von Männern und Weibern, mit neuen Gnatu bedeckt, rothen Bändern und Blumenkränzen geziert, ankommen. Die Männer sind mit Keulen und Lanzen bewaffnet. Der erste Vasall des Herrn der Pflanzung bringt Ignamen in einem Handkorb und legt sie im Malaï nieder, wo sie von Männern an neun Schuh lange und vier Zoll dicke Stangen angereiht werden. Jede Stange wird von zwei Männern an den Enden auf den Schultern getragen; einer geht vor dem andern. Der Zug bewegt sich in Einer Linie zum Grabmal des lezten Tuï-Tonga, welches gewöhnlich in der Nachbarschaft liegt, und während des Hinziehens schreiten die Träger der Ignamen in langsamen abgesezten Schritten vorwärts und scheinen unter dem Gewicht ihrer Last sich zu beugen, um zu zeigen, wie gütig die Götter waren, daß sie ihnen eine reiche Erndte und so große und schwere Ignamen gaben. Die Häuptlinge und Matabulen, welche vorausgingen, sezten sich, gesenkten Hauptes und mit gefaltenen Händen, bereits vor dem Faïtoka im Halbkreis nieder, so wie der Zug anlangt, welchem zwei Knaben, auf Tritonshörnern blasend, in geringer Entfernung vorausschreiten. Gleich

hinter ihnen kommen die Ignamenträger, gegen sechszig an der Zahl, al in Einer Reihe, nach ihnen vierzig andere, welche mit lauter Stimme da Noso oua singen. Der Zug marschirt an den Häuptlingen und dem Grab mal vorüber und beschreibt drei oder vier große Kreise. Die Igname werden vor dem Faï-toka niedergelegt und man sezt sich zu Boden Jezt erhebt sich einer der Matabulen des Tuï-Tonga, geht an den Reihe hin und sezt sich neben den Grabhügel, wo er an die Götter insgesammt dann an jeden insbesondere, endlich an den lezten Tuï-Tonga ein Gebe richtet. Er dankt ihnen, daß sie eine so reiche Erndte verliehen, und bittet ihre Wohlthaten auch künftig auf das Volk der Tonga-Inseln überfließe zu lassen. Nach beendigtem Gebet steht er auf und begibt sich an seine Platz zurück. Alle Anwesenden erheben sich gleichfalls, nehmen die Igna men wieder, ziehen mehrmals um das Grab, und kehren in derselben Ord nung nach dem Malaï zurück, wo die Stangen niedergelegt werden. Di Häuptlinge und Matabulen folgen auf dem Fuße, und die ganze Gemeind bildet einen Halbkreis, in welchem der Tuï-Tonga den Vorsitz führt. Dan bringt man andere Nadschi-Gaben zur Stelle, getrocknete Fische, Mahoa Matten, Gnatu und Mellecula-Bündel. Einer der Matabulen des Tuï Tonga legt ein Viertheil für die Götter bei Seite, welches den Priester gehört, und das deren Diener sogleich davon tragen; die Hälfte wir darauf dem Könige zugetheilt, das lezte Viertheil dem Tuï-Tonga. I die Vertheilung zu Ende, so beginnt die Ceremonie des Kava, und wäh rend dieser gekocht wird, hält ein Matabule ans Volk eine Rede, in wel cher er ihm vorstellt, daß er nach Erhaltung einer so wichtigen und den Göttern angenehmen Pflicht auf ihren Schutz und ein langes Leben rechnen könne, vorausgesezt, daß er keine religiöse Ceremonie verabsäume und di Häuptlinge in Achtung halte. Der Tag schließt mit Tänzen, Ring- un Faustkämpfen, und Jeder geht, des göttlichen Schutzes gewiß, nach Hause

Die Ceremonie des Fukalahi hat, wie bereits erwähnt wurde, zun Zweck, das Tabu aufzuheben, welcher auf Schweinen, auf Geflügel un Kokosnüssen ruht, deren Genuß bei Todesstrafe untersagt ist.

Das Kava fuka egui ist eine einfache Kava-Partie, bei welche ein inspirirter Priester den Vorsitz führt.

Das Tuo-Tuo besteht aus einer Gabe von Ignamen, Kokosnüsse und anderen Gewächsen, welche man dem Gott der Zeit, A' lo-A' l insbesondere aber auch den anderen Göttern im Allgemeinen darbring um schön Wetter und reiche Erndte zu erflehen. — Die Erndte hat da Erstemal Statt, etwas vor der Ignamenzeit, zu Anfang des November und erneuert sich darauf sieben oder acht Mal, von zehn zu zehn Tage An einem von dem Priester A' lo-A' lo's festgesezten Tage schickt je Pflanzung eine Quantität Ignamen, Kokosnüsse, Zuckerrohr, Bananen ei die man an Stäben in den Malaï trägt. Hier macht man drei Hause daraus; der eine enthält die Gaben von den Bewohnern des Südtheile der Insel, der andere die von den Bewohnern des Nordtheils, ein dritte aus der Mitte der Insel. Dann heben die Wettkämpfe der Ringer un Boxer an und dauern gewöhnlich drei Stunden; darauf kommt eine Depu tation von neun oder zehn Männern, mit Matten bedeckt und Blumen kränze um den Hals, an und führt ein Mädchen, das die Gemahlin de A' lo-A' lo vorstellt, auf den Malaï. Nachdem sie sofort neben den Gabe Platz genommen, richten sie ein Gebet an den A' lo-A' lo und an ander

Götter, um sie um Fortsetzung ihrer Gnade und Befruchtung des Landes zu bitten; dann schreiten sie zur Vertheilung der Lebensmittel. Den ersten Theil bekommt der A' lo-A' lo und die Götter, das Uebrige die Hauptchef, welche ihren Dienern Befehl geben, die Gaben aufzuheben. Dann kommt nochmals eine kurze Anrufung, und wenn Dieß geschehen, so wird an eine große Trommel geschlagen. Auf dieses Zeichen stürzen sich alle Anwesenden auf den den Göttern vorbehaltenen Haufen und nehmen zu großer Belustigung der Zuschauer so viel sie davon an sich reißen können. Die Weiber treten bei Seite und die Männer, in zwei gleiche Truppen getheilt, liefern sich auf Faustschläge ein Gefecht. Dieser Theil der Ceremonie, toë-taco genannt, ist ganz unerläßlich. Der vornehmste Häuptling läßt sich mit dem lezten Tua in einen Kampf ein, der ohne Gefahr den König und Tuï-Tonga angreifen, sie zu Boden werfen und unbarmherzig durchprügeln kann. Oft werden diese Kämpfe sehr hartnäckig, und wenn sie zwei bis drei Stunden gedauert haben, so daß keine Partei das Feld räumen will, so tritt der König mit seinem Ansehen dazwischen und gebietet Aufhören. Nach dem Gefecht nehmen alle Diejenigen, welche mit Häuptlingen von hohem Rang sich zu schaffen gemacht hatten, das moë-moë vor, um sich zu enttabuiren.

Diese Ceremonie wiederholt sich acht oder zehn Mal von zehn zu zehn Tagen, und in der Zwischenzeit bewacht man in dem dem A' lo-A' lo geweihten Hause das Mädchen, das seine Gemahlin vorstellt und in der Regel acht bis zehn Jahre alt ist. Meistens gehört es den ersten Familien Tonga's an. Es hat auch bei der Kava-Partie, welche am Vorabend vor dem ersten Festtag gehalten wird, den Vorsitz.

Das Naudgia ist eine barbarische Ceremonie, in Folge welcher man ein Kind erdrosselt, um es den Göttern zu opfern und für einen kranken Verwandten Heilung zu erlangen. Inzwischen verknüpft sich mit diesen Handlungen keineswegs ein Gefühl der Grausamkeit, denn die Zuschauer bezeigen immer wahre Theilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Opfers, sondern man ist überzeugt, daß es nothwendig ist, ein der Gesellschaft noch unnützes Kind aufzuopfern, um das Leben eines verehrten und geschätzten Häuptlings, dessen Erhaltung allen Mitbürgern von Werth ist, zu retten.

Wenn eine Opferung Statt finden soll, so bezeichnet gewöhnlich ein Inspirirter das Opfer, welches öfters das eigene Kind des Kranken oder das Kind eines nahen Verwandten ist. Der Leichnam wird dann auf einer Art Bett zu den Kapellen der verschiedenen Götter herumgetragen, eine feierliche Prozession von Priestern, Häuptlingen und Matabulen, in Matten gehüllt und Kränze von grünen Blättern um den Hals gewunden, begleitet, und auf jeder Station tritt ein Priester vor und fleht den Gott um Erhaltung des Lebens des Kranken an. Ist die Ceremonie zu Ende, so wird der Leichnam den Eltern zurückgestellt, um der Sitte gemäß begraben zu werden.

Dieselbe Ceremonie wird vorgenommen, wenn ein Häuptling aus Unachtsamkeit eine Verletzung der Religion sich hat zu Schulden kommen lassen, von der man glaubt, daß sie den Zorn der Götter über die ganze Natur herbeiziehe; denn der zu Rath gezogene Priester erklärt, daß der Gott ein Naudgia verlange, und die Opferung des Kindes wird unerläßlich.

Vorzugsweise wählt man immer das Kind eines Häuptlings, da ma voraussezt, daß diese Gabe der Gottheit die angenehmste ist; allein ma trägt Sorge, daß man nur solche nimmt, welche von einer Mutter he stammen, die von niedrigerem Range ist, um zu vermeiden, daß nic ein Kind vom Range des Häuptlings geopfert wird. Der Vater ist übe dieß der Erste, welcher zu dergleichen Opferungen im öffentlichen Interes seine Zustimmung ertheilt. *)

Beim Tode des Tuï-Tonga ward seine erste Frau dieser Ceremoni unterworfen; sie sollte mit dem Leichnam ihres Gatten begraben werden Finau II. widersezte sich aber seit dem Tode des lezten Tui-Tonga, welche seine Schwester geheirathet hatte, zuerst dieser Opferung, und that no mehr, denn er schaffte alle geheiligten Vorrechte dieses Oberhauptes ab.

Das Tutu-nima ist ein Opfer, welches darin besteht, daß man si ein Glied des kleinen Fingers abnimmt, um die Wiedergenesung eines groß Häuptlings zu bewirken, und auf den Tonga-Inseln sehr gewöhnlich, daß es wenige Einwohner gibt, welche den kleinen Finger nicht ganz od zum Theil verloren hätten. Die Operation scheint nicht schmerzhaft seyn, denn Mariner sah öfters Kinder sich um den Vorrang, welch sich amputiren lassen dürfe, streiten. Man legt den Finger flach auf ein Block, Jemand hält ein Messer, ein Beil oder einen geschärften Stein a die Stelle, wo man den Finger abhauen will, und ein Anderer schlägt m einem Hammer oder Stein darauf, und die Operation ist vorüber. D Schlag wird so heftig geführt, daß die Wunde fast nicht blutet. Da Kind hält dann den Finger in den Rauch von angezündeten frischen Krä tern, was dem Bluten Einhalt thut. Man wäscht die Wunde erst zeh Tage nach der Operation ab, und nach drei Wochen ist sie so geschlosse daß man kaum noch etwas sieht. Gewöhnlich nimmt man das Glied zu schen den Gelenken ab; hat das Kind eine große Zahl von Häuptling in der Familie, so läßt es sich nur einen kleinen Theil abhauen, um Operation an demselben Finger öfters vornehmen zu können.

Die Butu, oder Leichenfeierlichkeiten, sind bei allen Beerdigungen nämlichen, außer daß sie mit mehr oder weniger Pracht, nach Verhältn des Verstorbenen, vorgenommen werden. Wir werden unten darauf zurü kommen.

Die Ceremonie des Landgi findet bei Beerdigung des Tuï-Ton Statt. Gleich nach seinem Verscheiden wäscht man den Leichnam mit und Wasser, und seine Witwen erscheinen, um über ihm zu weinen. folgenden Tag scheren sich alle Männer, Weiber und Kinder den Ko Die Ceremonie der Beerdigung ist ganz dieselbe, wie beim Könige; Dauer des Leidtragens ist aber auf vier Monate festgesezt, auf vierze Tage bei seinen nahen Verwandten, und das Tabu, weil man seinen Lei nam und seine Kleider berührt hat, auf zehn Monate. Die Männer siren sich wenigstens einen Monat lang nicht und reiben sich nur bei Na mit Oel; die Weiber gehen zwei volle Monate in den Faïtoka.

Am Abend des Begräbnisses versammeln sich gegen 2000 Männ Weiber und Kinder, mit alten Matten bedeckt, jedes einen tome oder e Fackel und ein Stück vom Bolata in der Hand, in einer Entfernung v achtzig Schritten am Grabe. Eines der Klageweiber tritt aus d

*) Mariner, Bd. II. S. 174.

Faïtoka und ruft der versammelten Menge zu: steht auf und kommt heran. Diese erhebt sich, tritt vierzig Schritte vorwärts und sezt sich wieder nieder. Zwei Männer, welche hinter dem Faïtoka aufgestellt sind, schicken sich an, auf dem Tritonshorn zu blasen, während sechs andere, mit angezündeten Fackeln, jede sechs Fuß lang, hinter dem Hügel hervortreten und, ihre Feuerbrände schwenkend, da und dorthin laufen. Nicht lange so steigen sie wieder auf den Hügel und im nämlichen Augenblick nehmen alle Zuschauer ihre Bolata in die Hand, stellen sich in eine Reihe, um jenen zu folgen, und legen ihre ausgelöschten Fackeln hinter dem Faïtoka nieder, wo sie den Dank der Klageweiber empfangen. Auf dem Rückweg zu ihren Plätzen befiehlt der Matabule, welcher die Ceremonie leitet, die Kräuter, das Gestrüppe ꝛc. in der Nähe der Grube auszuraufen, und Jeder zieht sich dann in das Haus zurück, das er während der Leichenfeierlichkeit zu bewohnen hat.

Sobald die Nacht eingebrochen, ertönt aufs Neue das Blasen auf der Seetrompete um den Faïtoka her, während Andere einen Leichengesang anstimmen. Dann tritt ein Haufen von sechszig Männern auf, rückt bis an den Graben vor und erwartet den Befehl, einen Theil der Ceremonie auszuführen, welcher zu der Reinlichkeit dieser Insulaner einen auffallenden Kontrast bildet. Ein Klageweib tritt nämlich aus dem Faïtoka und läßt sich also vernehmen: „Männer, ihr seyd hier versammelt, um eine schuldige Pflicht zu erfüllen; fasset Muth und gebt euch alle Mühe, um, wie es sich geziemt, derselben euch zu entledigen.“ Dann entfernt sie sich, und die Männer schicken sich an, der Cloacina ihren garstigen Tribut zu entrichten. Am Tag darauf, sobald der Morgen anbricht, kommen die Damen von höchstem Rang, die Frauen und Töchter der Häuptlinge, begleitet von Dienerschaft, mit Körben und großen Muscheln auf den Platz, um die Bescherung des vorigen Abends aufzuheben. Diese unsaubere Ceremonie dauert vierzehn Nächte hinter einander. Am sechszehnten Tag versammeln sich dieselben Weiber aufs Neue, zu guter Stunde, aber in ihren schönsten Gnatu, mit bebänderten Matten angethan und Blumenkränze um den Hals, In Händen tragen sie zierliche Körbe mit Blumen und kleine, künstlich gearbeitete Besen. Nun kehren sie den Platz sauber, gehen dann in den Hof zurück und bekleiden sich wieder mit ihren Trauermatten und Eibenblättern. *)

Verschiedene Speisen. Gastronomie.

Ignamen, Taro, Bananen, Brodfrüchte, Kokosnüsse, Fische und Schalthiere bilden die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Insulaner zu allen Jahreszeiten; Schweine, Geflügel und Schildkröten sind Leckerbissen, welche den Häuptlingen vorbehalten sind. Das niedere Volk ißt Ratten.

Die Speisen werden meistens in Oefen, welche in den Boden gegraben sind und mit Bananenblättern und Erde bedeckt werden, gekocht.

*) Der französische Text des Domeny de Rienzi fährt hier mit einer Beschreibung des Tabu fort, obgleich, wie man sieht, die Ceremonie des Landgi noch nicht beendigt ist. Wir wollen den deutschen Leser mit dieser oft genug gegebenen Beschreibung verschonen und bemerken nur, daß die Arbeit des Rienzi, d. h. der Antheil, den er an seinem Werke selbst hat, niederträchtig nachlässig ist. Das Ganze ist ein Abdruck von berühmten Reisewerken, und Dieß ist das allein Werthvolle seines Buches. Seine Zusammenstellung ist aber unter aller Kritik schlecht, so daß wir für nöthig fanden, öfters nach eigenem Gutdünken die Anordnung zu treffen und namentlich alle Wiederholungen auszulassen.

Anm. d. Uebers.

Sonst bratet man sie auch einfach auf glühenden Kohlen; zuweilen läß man sie in irdenen Gefäßen, welche von den Viti-Inseln bezogen werde sieden. Die Hauptgerichte sind:

Waï-hu, Fischsuppe, mit Wasser und Kokosnüssen gekocht; Wa ufi, gekochte und zerdrückte Ignamen in einer Kokosnußbrühe; Waï-hop reife Bananen in Schnitze geschnitten und in einer Kokosnußbrühe gekoch Waï-tschi, eine Art Gelée aus dem Ma und dem Saft der Wurzel Tsc (dracaena terminalis) gemacht; Waï-vi, eine Fruchtart (spondias c therea), gerieben und mit Wasser vermischt; das Flüssige wird abgegossen Boboï, eine Art Gelée, wie das Waï-tschi, aus dem Ma und Tschi, nu fester; Boï, wie die vorige Speise, nur nicht geronnen. Faï lakava loto tutu, Brodfrüchte, geklopft und in kleine Stücke zerschnitten, u sie aus einer Brühe von Kokosnuß-, Tschi- oder Zuckerrohr-Saft zu esse Lu-loloï, Taro-Blätter, erwärmt oder gesotten in Kokosnußsaft. L effenlu, Taroblätter, gekocht mit zerriebenen und gegohrenen Kokosnüsse Lu alo he buaka, Taroblätter, gekocht mit einem Stück Schweinfet man läßt sie stehen, bis sie einen starken Geschmack bekommen. Lu ta Taroblätter mit etwas Wasser gekocht. Ma me, gegohrene Brodfruch Ma hopa, Teig von gegorenen Bananen. Ma matu, gegohrene Ban nen, wohl geknetet und gekocht. Ma la loï gegohrene Bananen und g kocht mit dem Saft einer ausgedrückten Kokosnuß. Loloï fene, getro neter Seehund, gekocht mit Kokosnußsaft. Tao gutu, eine Art Kuch aus Ma-hoa-Wurzeln, Kokosnüssen und Kokosnußsaft. Fahu lel Ma-hoa-Wurzel-Pulver, in heißes Wasser geschüttet, bis es eine gelé artige Substanz bildet. Ve halo wird aus jungen Kokosnüssen, die i Milch gesotten werden, gemacht. Autai ist ein Gemisch von jungen, Milch gesottenen Kokosnüssen, Tschi-Wurzel-Saft, an welche man Koko milch gießt.*)

Die Einwohner von Tonga waren nie Menschenfresser; nur in ein Anfall von kriegerischem Uebermuth geschieht es zuweilen, daß junge K ger, die von Viti nachahmend, das Fleisch ihrer in der Schlacht getödt Feinde verzehren.

Wenn der Fortschritt in der Gastronomie ein Zeichen von Gesitt ist, so muß man annehmen, daß die Bewohner der meisten Südsee-In in dieser Beziehung weit voran sind. Die Eingebornen von Tonga z. kennen dreißig oder vierzig Gerichte. Das Schwein wird auf folge Weise zubereitet. Zuerst gibt man dem Thier mit einem Prügel ei Streich, daß es die Besinnung verliert, und tödtet es mit wiederho Streichen. Dann reibt man es mit Bananensaft, legt es einige Min über ein großes Feuer, und wenn es erwärmt ist, schabt man es mit M scheln oder Messern ab. Wenn es gewaschen ist, legen es die Köche den Rücken, schneiden den Hals auf, um die Luft- und Speiseröhre auszunehmen, und machen eine runde Oeffnung in den Bauch, um Eingeweide herauszuthun, welche abgewaschen und auf heißer Asche gemacht werden. Dann füllt man das Innere mit heißen, in Brodb blätter gewickelten Steinen aus, legt es, den Bauch unten, in ein mit henden Steinen ausgestecktes Loch, worin man zuvor ein Feuer angı det hat, und bedeckt es sofort mit Bananen-Zweigen und Blättern, wor

*) Mariner, Bd. II. S. 198.

man Erde streut, um das Entweichen des Dampfes zu verhindern. Zu gleicher Zeit thut man auch die Leber des Thieres und Ignamen hinein, und in weniger als einer halben Stunde ist das Schwein gar. Die fetten sind in der Regel halb geröstet, wenn man sie herausnimmt; man schneidet sie in Stücke, hüllt die Stücke in Blätter, und läßt sie auf dieselbe Weise braten. — Für Alles, was gekocht werden muß, bedienen sich die Einwohner irdener Gefäße von Viti, aber die Kessel, welche sie durch Tausch von Kauffahrern erhalten, Geflügel, Ignamen, Brodfrüchte u. s. w. werden immer auf die oben angegebene Manier zubereitet.

Das Kava.

Beim Kavatrinken hat immer der mächtigste Häuptling unter den Anwesenden den Vorsitz. Er sitzt auf Matten, das Gesicht gegen den Malai gerichtet, die Uebrigen sitzen im Kreise umher. Zur Seite hat er zwei Matabulen, welche die Ceremonien zu machen haben; kommen noch andere Häuptlinge, Matabulen und Mua, so nehmen sie nach ihrem verschiedenen Range Platz. Ein Drittheil des Kreises ungefähr ist von den jungen Häuptlingen und den Söhnen der Matabulen eingenommen, um dem Vorsitzenden Handreichung zu thun; in der Mitte, dem Präsidenten gegenüber, befindet sich Derjenige, welcher den Kava zu bereiten hat, was oft ein Mua, Tua oder ein Koch ist, manchmal jedoch auch ein Häuptling. Hinter dem Kreise lassen sich die Zuschauer nieder, welche bei außerordentlichen Anlässen oft drei- bis viertausend Köpfe betragen.

Sind diese Zurüstungen getroffen, so bringen die Köche des großen Häuptlings die Lebensmittel herbei. Ein Matabule gibt einem Koch ein Zeichen, näher zu treten. Derselbe erhebt sich, schreitet durch den Kreis und legt sich, bei dem Matabulen angelangt, nieder, um dessen Befehle entgegenzunehmen. Der Matabule heißt ihn ins Haus des Häuptlings gehen, um ein gewisses Quantum Kava zu holen. Der Koch entfernt sich, und kehrt auf die Weise wie oben zurück, legt den Kava vor dem Häuptling nieder und sezt sich. Der Matabule befiehlt ihm, denselben einer Person am andern Ende des Kreises zu überbringen; der Koch erhebt sich und stellt ihn der bezeichneten Person zu, welche ihn mit einem Beil zerhaut, mit Muschelschalen abschabt und den Umsitzenden zum Zerkauen übergibt, wobei er vornehmlich auf junge Leute mit guten Zähnen, gesundem Mund und geruchlosem Athem sieht. Ist die Wurzel hinlänglich gekaut, so nimmt sie Jeder aus dem Munde, und legt sie auf ein Wegerich- oder Bananenblatt. Alles zusammen kommt dann außerhalb des Kreises in einen großen Napf, der vor der Person steht, welche den Aufguß zu machen hat. Dieselbe hält den Napf tief, daß der Häuptling sich von der Menge ihres Inhalts überzeugen kann. Findet dieser, daß es nicht genug ist, so heißt er den Napf zudecken und vom Matabulen noch mehr holen; ist das Quantum hinreichend, so läßt er die Mischung veranstalten. Die zwei Nebensitzer des Häuptlings verlassen ihren Platz und setzen sich neben den Napf einander gegenüber. Der eine nimmt ein Bananenblatt und jagt damit die Fliegen weg, der andere knetet, nachdem er die Hände gewaschen, den Kava und gießt Wasser daran, bis der Matabule sagt, daß es genug sey. Dann nimmt er ebenfalls ein Bananenblatt, um mit seinem Kameraden die Fliegen wegzutreiben. Bald darauf befiehlt der Matabule, den Fo herzuthun, der ein in kleine Fäden zerschnittener Baumbast

ist, mit welchem man den Satz herausnimmt, bis das Getränke ganz h
geworden ist.

Ist dieß Alles vorgenommen, so geht es an die Vertheilung der E
waaren. Gewöhnlich bestehen sie aus Jgnamen, Bananen, einem im O
gebackenen Schwein und Geflügel. Der Matabule befiehlt die Austheilun
und zwei Männer verlassen ihren Platz. Zuerst machen sie den Theil f
den vorsitzenden Häuptling und legen ihn vor ihm nieder; dann bedien
sie die übrigen Gäste. Dieß dauert in der Regel drei oder vier Minute

Hat der Kava sich gesezt, so treten zwei oder drei Männer mit T
sen in der Hand aus dem Kreis und lassen sich um den Napf nied
Dann erhebt sich der eine, reicht die Tasse der Person, welche mit Au
theilung des Kava beauftragt ist und ein Bündel Fo in den Napf tauc
und läßt ungefähr einen Drittelsschoppen in die Tasse träufeln. Der V
theiler wendet sich darauf gegen den Häuptling und ruft mit lauter Stim
daß der Kava eingeschenkt sey. Der Matabule befiehlt, denselben weg
tragen und bezeichnet den Namen der Person, und wie diese sich nenn
hört, klopft sie zweimal in die Hand, um anzuzeigen, wo sie sizt. D
Mundschenk nähert sich und reicht ihm den Kava stehend, wofern der E
pfänger nicht ein hoher Häuptling oder der Tuï-Tonga ist, denn in dies
Fall muß er niedersitzen. Gewöhnlich erhält der Vorsitzende die erste o
dritte Tasse, die dritte kann er rechtlich ansprechen. Nach einem al
Brauch spricht aber der dienstthuende Matabule die erste Tasse seinem K
legen zu, wenn sich nicht unter den Gästen ein Chef oder Matabule v
einer benachbarten Jnsel befindet, denn dann bietet man ihm aus Achtu
die erste an. Befinden sich unter den Anwesenden zwei oder drei Chef,
daß der Matabule, aus Furcht einen oder den andern zu beleidigen,
Verlegenheit ist, welchem er den Vorzug geben soll, so läßt er die e
Tasse dem Präsidenten, die zweite seinem Kollegen, die dritte einem Häu
ling vom höchsten Rang u. s. f. darreichen.

Ist die erste Bulle leer, so läßt der Vorsitzende gewöhnlich noch
zweite brauen, und dann übernimmt der zweite Matabule die Rolle
Ceremonienmeisters. Präsidirt der Tuï-Tonga, so müssen sich die Mat
len sechs Fuß von ihm entfernt halten. Kein Häuptling wohnt ei
Kavabankett bei, das ein niedrigerer gibt, wofern dieser ihm nicht den V
sitz einräumt. Wenn ein Priester präsidirt, so hat er einen rechtlichen
spruch auf die erste Tasse.

Außerdem, daß die Eingebornen eine ausgesprochene Neigung zu
sem Extrakt oder Absud der Kavawurzel haben, knüpfen sich noch a
gläubische Jdeen an die Wurzel selbst. Sie soll nämlich vor allen m
chen Uebeln, Schäden und Gefahren bewahren und gilt als Talisma
Den Europäern, welche das Lieblingsgetränk der Tongesen kosteten, w
es nicht sehr munden. Der Geschmack ist bitter, und wenn es durch
Hals rinnt, empfindet man ein Brennen wie bei starken Citronen.
hat daher eine berauschende Wirkung und führt nicht selten bei überm
gem Genuß zu Krankheiten und Excessen. Der Kauprozeß machte
Getränke den Europäern besonders ekelhaft; die Eingebornen selbst s
darauf, daß die Wurzel den Zähnen gesunder Jndividuen anvertraut w

---

*) Rienzi läßt hier noch zwei weitläufige Beschreibungen über Kava-Partien abdrucken, w
völlig mit der gegebenen übereinstimmen. Wir beschränken uns darauf, um Wiederholu
zu vermeiden, die wichtigsten Bemerkungen auszuheben.

Der neueste Reisende nach Tonga, Benett, ließ sich die Zerreibung in einem eignen Gefäße für sich vornehmen, und fand den Geschmack wie oben bitter, und auf der Zunge nur leicht beißend. Während der Ceremonie beobachtet die Gesellschaft ein tiefes, fast religiöses Stillschweigen.

Sitten und Gebräuche.

Der Charakter der Bewohner der Tonga-Inseln hat etwas Edelmüthiges und Freisinniges. Die Verehrung für das Alter ist einer ihrer schönsten Züge, und ihre Anhänglichkeit an Verwandte würde selbst der civilisirtesten Nation Ehre machen. Die Häuptlinge haben eine tiefe Achtung vor ihrer ältesten Schwester, und zeigen solche darin, daß sie nie ihren Fuß in deren Wohnung setzen. Die Vertheidigung und Aufrechthaltung der von den Vorfahren überlieferten Rechte zählen sie unter Religionspflichten. Mit großer Liebe hangen sie an ihren Geburtsinseln, da auf allen dieselben Gesetze und dieselbe Sprache herrschen. Auch die Hochachtung gegen die Häuptlinge gilt für eine religiöse Pflicht, deren Erfüllung den Göttern so angenehm ist, als wären sie selbst der Gegenstand dieser Ehrfurcht. Gegen Fremde sind sie leutselig und liberal. Dieselben sind keinem Tribut oder sonstigen Auflagen unterworfen, wenn sie auch große Grundstücke besitzen. Man muthet ihnen auch keineswegs zu, sich den eingeführten Gebräuchen zu bequemen oder den Göttern Ehrfurcht zu erweisen, da diese, heißt es, nicht die ihrigen sind.

Die Begriffe der Eingebornen in Bezug auf Ehre und Gerechtigkeit weichen in manchen Punkten von den unsrigen ab. Blinder Gehorsam der Unterthanen gegen ihre Häuptlinge wird als Pflicht betrachtet, daher Häuptlinge, welche einen ihres Gleichen ermorden oder ein europäisches Fahrzeug wegnehmen wollen, immer der Mitwirkung Anderer sich versichert halten können. Andererseits wäre es aber ungerecht, zu behaupten, das Gefühl der Ehre, wie es in Europäern lebt, seye den Tongesen ganz fremd. So muß man gewiß die Art und Weise, wie ein an die strengste Uneigennützigkeit gewöhnter König Mariners Vorschlag, aus dem Unglück einer geisteskranken Frau Nutzen zu ziehen, zurückwies, als ein höchst ehrenwerthes Zeichen ansehen. Eine mächtige Partei wollte Finau Fidji nach dem Tod seines Bruders auf den Thron setzen, und nöthigte ihm denselben wirklich auf; Finau schlug das Anerbieten ab, indem er sagte, er hält viel zu eifersüchtig auf seine Ehre, als daß er seinen Neffen seiner Rechte berauben wolle. Wenn ein Insulaner auf einer Insel auf Besuch ist in einem Augenblick, wo der Häuptling der Insel der Geburtsinsel des Insulaners den Krieg erklärt, so erfordert es die Ehre, daß der letztere auf die Seite des kriegerischen Häuptlings tritt. So hielt es Finau Fidji, der sich zu Vavau aufhielt, gerade als der König dieser Insel seinem Bruder den Krieg erklärte, für seine Pflicht, mit Toë-Umu gemeinschaftliche Sache zu machen und gegen Tubo-Toa und die Mörder des Tubu-Nuha zu fechten.

Verleumdungssucht ist ihnen fremd; man hört sie nicht, wie dieß im civilisirten Europa einen großen Theil der geselligen Unterhaltung bestreiten muß, die Fehler Anderer hämisch aufdecken und daraus ein Vergnügen schöpfen. Nur die Frauen medisiren, wie überall, so auch dort, doch nicht auf eine bösartige Weise, und Zänkereien sind unter ihnen sehr selten.

Auch niedrige Schmeichelei liegt nicht im Charakter dieser Insulane und wenn man einer Person wegen lobenswerther Handlungen Lob zoll so geschieht es nicht in ihrer Gegenwart, um sie nicht eitel zu machen.

Es gilt für eine Pflicht der Frau, ihrem Gatten treu zu bleibe wenn sie ihn auch öfters wider Willen genommen hat. Fast ein Dritthe der Frauen sind als Kinder schon an Häuptlinge, Matabulen, Mua ve lobt; die zwei anderen Drittheile heirathen nach Neigung. Jede Fra muß, sie mag wollen oder nicht, bei ihrem Manne bleiben, bis es diese gefällt, sie heimzuschicken. Die Meisten trennt erst der Tod. Nieman hatte eine bessere Gelegenheit, die Sitten der Frauen dieser Insel kenne zu lernen, als Mariner, da er als Fremder den meisten Gebräuche welchen die Eingebornen sich zu fügen haben, nicht unterworfen war. E konnte z. B. ungehindert zu den Frauen Finau's oder jedes ande Häuptlings ins Haus gehen, und sich mit ihnen, worüber er wollte, fr unterhalten. Seine Adoptiv-Mutter, eine sehr gefühlvolle Frau, gab ih über Alles, was seinen Gefährten von Nutzen seyn konnte, ihren Rat und durch sie lernte er das schöne Geschlecht im Allgemeinen kennen. E behauptet, daß die Untreue unter den Frauen vergleichsweise sehr selt ist, und erinnert sich nur dreier Liebeshändel, welche während seines Au enthalts auf jenen Inseln vorfielen. Verbindungen dieser Art sind um seltener, da der Wohlanstand es nicht erlaubt, daß eine Frau von eine gewissen Range ohne Begleitung von Dienerinnen ausgeht, es müßte n seyn, daß diese ins Geheimniß ihrer Herrin gezogen wären. Vielleicht es auch die Furcht, welche sie so zurückhaltend macht, denn wenn e Häuptling seine Frau über der That ertappt, so hat er das Recht, sie tödten; Frauen niederen Standes erhalten eine körperliche Züchtigung.

Ein Mann scheidet sich von seiner Frau, indem er sie von ihm ge heißt. Diese wird dann ganz frei und kann sich zwei Tage darauf wie verheirathen, ohne daß ihr Ruf im Geringsten darunter leidet. Der Ma ist durch Nichts an eheliche Treue gebunden, und wenn sie sich nicht v werflichen Ausschweifungen überlassen, können sie ihre Neigungen frei ter verschiedene Frauen theilen. Sie nehmen sich jedoch in Acht, ihre Gattinnen diese Uebergriffe nicht erfahren, damit sie nicht deren Ei sucht rege machen und ihnen Kummer verursachen, denn man muß es Männern dieser Inseln zur Ehre nachsagen, daß sie auf das Wohls Derer, mit welchen sie verbunden leben, sehr bedacht sind. Die Fra sind meistens zärtliche Mütter, und da sie die Erziehung der Kinder be gen, so ist es ihnen erlaubt, diese bei Scheidungen mit sich zu nehm Endlich steht das ganze Geschlecht im Allgemeinen in Achtung. Die E frauen genießen die Ehren, welche Männer ihres Rangs genießen. E Frau, welche einen Matabulen heirathet, bekömmt dessen Rang; ist aber von edler Herkunft, so steht sie über ihm, wie auch ihre männl und weibliche Nachkommenschaft, und sie hat sich seinem Willen nur häuslichen Angelegenheiten zu fügen. Die Frauen verfertigen eine Me Putz; die der niederen Klassen unterhalten sich theils damit, theils trei sie es als Geschäft.

Krankheiten: Aerzte und Chirurgen. Tätowirung.

Die Eingebornen von Tonga haben, was die Heilung von Krankhe betrifft, mehr Zutrauen zu den Göttern als zu der Geschicklichkeit i

Aerzte. Sie gebrauchen fast nie innere Heilmittel, ausgenommen einige Getränke aus Pflanzen, die ohne Wirkung bleiben. Die Einwohner auf den Südinseln, welche im Ruf stehen, gute innerliche Aerzte zu seyn, haben sie zuerst darauf gebracht. Als Mariner eines Tages an Kopf- und Magenweh litt, boten ihm zwei Aerzte, einer von den Ha-uaï-Inseln, der andere ein Tongese, ihre Dienste an. Der Erstere verordnete ihm ein Brech- und Abführungsmittel aus geriebenen süßen Pataten, mit Zuckerrohrsaft und dem Saft einer andern Pflanze vermischt. Der Doktor von Tonga lachte sehr über dieses Mittel, das, wie er sagte, einen gesunden Menschen krank mache. Er sah für ihn nur Heil in einer Aderlaß, und wollte ihn mit aller Gewalt mit Muscheln schröpfen. Mariner wußte nicht, welchem von beiden er sich anvertrauen sollte; da jedoch der Hippokrates aus Ha-uaï, um ihm zu seiner Geschicklichkeit Vertrauen einzuflößen, eine Dosis verschluckte, nahm er auch. Das Brechmittel wirkte nach einer Stunde, die Purganz nach dritthalb Stunden, und am andern Morgen befand sich Mariner, zum großen Erstaunen des tongesischen Volks vollkommen hergestellt.

Die Chirurgie darf Keiner ausüben, der seine Studien nicht auf der Insel Viti gemacht hat, deren Eingeborne in einem beständigen Kriegszustande leben, wo also mehr Gelegenheit ist, jene Kunst zu erlernen. Es unternimmt auch nie Einer eine wichtige Operation, wenn er sich nicht die vollkommene Geschicklichkeit zutraut. Die Hauptoperationen sind der Caso und der Tocolosi. Der Caso besteht darin, daß man Extravasate, welche in die Brusthöhle in Folge von Verwundungen oder abgebrochenen Pfeilen sich gebildet haben, herauszieht. Dabei bedient man sich keiner anderen Instrumente, als eines Bambus- oder Muschelstückes, und als Sonde nur einer dicken Blattrippe vom Kokosnußbaum. Mariner sah diese Operation an einem Eingebornen der Viti-Inseln machen, welcher Tags zuvor einen mit Widerhaken versehenen Pfeil zwischen die fünfte und sechste Rippe bekommen hatte. Der Pfeil war drei Zoll unter der Spitze abgebrochen und ganz unsichtbar. Man legte den Verwundeten auf den Rücken und neigte ihn etwas auf die linke Seite. Mit einer Kohle zog der Operateur die Linie, wo er auf beiden Seiten der Wunde einschneiden wollte, nahm dann ein Stück Bambus, und machte einen ungefähr zwei Zoll langen Schnitt zwischen den beiden Rippen, der gerade so groß war, daß er den Zeigefinger und Daumen darein stecken konnte. Sowie er den Pfeil fühlte, hielt er ihn mit den zwei Fingern der linken Hand so lange fest, bis er mit der rechten einen Faden umgebunden hatte. Dann erweiterte er die Wunde aufs Neue, steckte die zwei Finger der rechten Hand hinein, um das Fleisch auf die Seite zu drücken, und zog mit der linken den Pfeil heraus. Die ganze Operation dauerte zwei bis drei Minuten. Während derselben wurde der Verwundete, der in Ohnmacht gesunken war, von einigen Männern gehalten; dann legte man ihn sachte auf die rechte Seite, um das Ausströmen des Blutes zu erleichtern. Als er wieder zu sich gekommen war, befahl ihm der Chirurg, stark Athem zu holen, und fragte ihn, ob er Schmerzen fühle; der Patient antwortete mit Nein, und nun befahl er ihm, das Athmen noch einige Male zu wiederholen, leichte Bewegungen zu machen, aber sich ja nicht zu ermüden. Das Blut floß jetzt reichlich. Einige Stunden darauf steckte der Operateur ein Stück von einem in Kokosnußöl getauchten Bananenblatt statt eines Bäuschchens

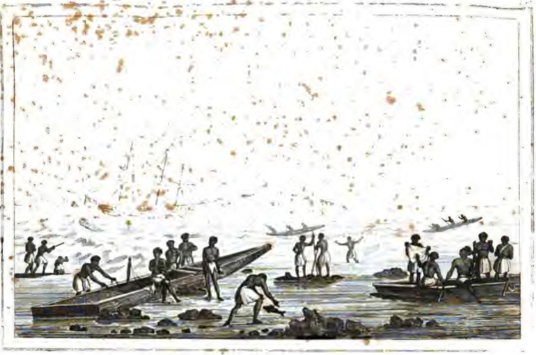
zwischen die Rippen, um die Wunde offen zu halten, und empfahl darauf seinen Leuten, ihn ruhig liegen zu lassen, nicht mit ihm zu sprechen und Nichts zu thun, was seine Aufmerksamkeit erregen könnte. Er befahl ihm viel Hülsenfrüchte, aber so wenig als möglich Fleisch zu essen, endlich so viel Kokosmilch zu trinken, als er könnte. Die erste Nacht litt der Kranke bedeutende Schmerzen, hatte einen brennenden Durst und schlief wenig; aber am andern Tag fühlte er sich erleichtert. Er hatte die Nacht über viel Blut verloren, und man wechselte das Bäuschchen. Nach acht oder zehn Tagen, als die Wunde nicht mehr blutete, schob der Chirurg eine Sonde hinein, um sich zu überzeugen, daß nichts mehr darin stecke, und legte ein leichtes Pflaster auf, daß sich die Wunde nicht zu schnell schloß; auch erlaubte er dem Kranken auf Augenblicke die Lage zu wechseln. Nach Maßgabe, als es besser wurde, erlaubte er ihm mehr Fleisch zu essen; den Genuß des Kava untersagte er ihm vor völliger Genesung gänzlich. In sechs Wochen vernarbte die Wunde ohne Verband und Waschungen; am Ende des zweiten Monats war der Kranke wieder auf den Beinen, und nach Ablauf eines Jahrs erfreute er sich der vollkommensten Gesundheit.

Wenn Jemand durch eine scharfe Waffe verwundet wurde, so darf er sich nicht waschen, rasiren, Haare und Nägel schneiden, bevor er außer Gefahr ist, aus Furcht der Gita oder Tetanus (Starrkrampf) möchte dazu kommen. Wunden an Extremitäten, besonders an den Füßen, haben ihn fast immer zur Folge; doch ist er auf Tonga nicht so häufig als auf den Viti-Inseln.

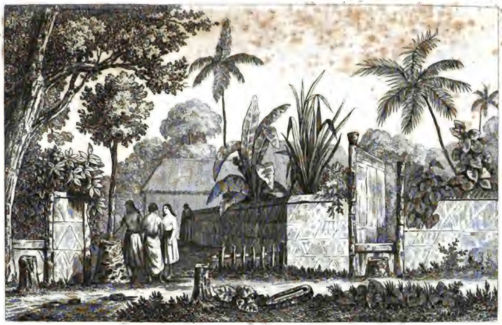
Fast jeder Insulaner versteht sich darauf, gebrochene und verschobene Glieder wieder einzurichten. Hirnverletzungen überläßt man dem Lauf der Natur. Quetschungen und Verstauchungen heilt man durch Einreibungen aus Oel und Wasser, oft durch Reibung mit der blossen Hand. Bei Verwundungen durch Feuerwaffen öffnet man die Wunde, so viel es geschehen kann, um die Kugel auszuziehen. Amputirungen von Gliedern sind sehr selten; wenn sie vorkommen, geschehen sie auf dieselbe Weise, wie wir sie oben bei Abnahme eines Gliedes am kleinen Finger erzählt haben.

Schwere Entbindungen sind sehr selten. — Mariner sah einmal eine Frau, welcher die Schmerzen den Kopf verwirrt hatten, ihren Dienerinnen losreißen und wie toll ins Freie springen. Leztere machten keinen Versuch ihr beizuspringen, sondern begnügten sich, mit lauter Stimme die Götter anzurufen, der Leidenden eine schnelle und glückliche Entbindung zu verleihen; allein als sie erschöpft niedersank, brachten sie dieselbe nach Hause, wo sie nach drei Tagen gebar. — Im Ganzen genießen die Frauen eine gute Gesundheit. Während der Schwangerschaft reiben sie den Leib mit einer Mischung von Oel und Gelbwurz, um sich vor Erkältung zu schützen, und thun Dieß auch nach den Wochen.

Das Instrument, mit welchem man die Operation des Tatau oder die Tätowirung vornimmt, hat Aehnlichkeit mit einem kleinen Kamm. Der Operateur taucht ihn in eine Mischung von Wasser und Ruß, zieht erst die Linien, treibt dann die Zähne des Instrumentes in die Haut, indem er mit einem kleinen Stabe darauf schlägt; das Blut welches aus den Stichen hervordringt, wird mit kaltem Wasser abgewaschen, und das Instrument mehrere Male auf dieselbe Stelle aufgesezt. Da die Operation schmerzhaft ist, so macht man auf Einmal nur einen kleinen Theil fertig,



Die Eingebornen mit Piroguen mitten in Felsenriffe fahrend



Umzäunung der Häuser

Digitized by Google

um dem Patienten einige Tage Ruhe zu lassen, daher das Geschäft oft zwei Monate dauert. Die Tätowirung fängt zwei Zoll über den Knien an und geht bis drei Zoll über den Nabel. Für einen Mann ist es unerläßlich, daß er tätowirt sey, und Wenige erreichen das Mannesalter, ohne sich der Operation unterworfen zu haben. Die Weiber sind davon ausgenommen.

Kunst und Gewerbsthätigkeit.

Mehrere Gewerbe sind erblich; die einen werden von Männern, andere von Weibern betrieben. Von den Einwohnern der Viti-Inseln haben die Eingebornen einen großen Theil ihrer Kenntnisse im Bau und in der Ausrüstung der Piroguen überkommen. Jene bauen die ihrigen aus einem harten Holz, Fehi genannt, das nie von Würmern zernagt wird. Diesen Baum gibt es auf Tonga nicht; auch sind hier die Piroguen nicht so groß wie auf den Viti-Inseln; die Arbeit ist mühsam, und man polirt das Fahrzeug mit Bimsstein. Die Eingebornen wissen sie mitten unter Riffen geschickt zu regieren.*)

Auch die Fonole-Kunst, d. h. die Kunst, aus Walfischzähnen Halsschmuck zu verfertigen, haben die Eingebornen von den Viti-Inseln erhalten; allein die Kunst, Keulen und die Kopfkissen aus Holz künstlich einzulegen, ist ihre eigene Erfindung. Man staunt über die nette Arbeit an den lezteren, wenn man bedenkt, daß sie kein anderes Werkzeug als einen Togi oder ein Schneidemesser haben, das aus einer Schere, einem Sägenstück oder oft nur aus einem plattgeklopften Nagel, an den man einen Stiel macht, verfertigt wurde. Auf diese Weise verzieren sie ihre Keulen, welche eine besondere Form haben und aus einem eigenen Holze bestehen, namentlich wenn diese Waffen im Kampf gegen den Feind schon gute Dienste geleistet haben. Die Kanotbauer geben sich besonders viel mit Verzierungen dieser Art ab.

Von jedem Mann sezt man voraus, daß er ein Haus zu bauen verstehe, was man langa falli heißt; es gibt aber auch Solche, welche besonders mit Aufführung großer Gebäude auf dem Malaï, heiliger Häuser und der Wohnungen der Häuptlinge beauftragt sind. Die Form der Häuser ist länglich oder fast oval; sie sind auf den Seiten geschlossen, vorn und hinten offen. Diese Eingänge sind künstlich gemacht.**) Das Dach ruht auf vier oder sechs Säulen, oft auch darüber, und erhebt sich nur vier Fuß hoch vom Boden. Die Hauptsache ist, die Balken gut mit einander zu verbinden, was durch ein verschiedenfarbiges, rothes, schwarzes, Binde- und Flechtwerk geschieht, das, mit Geschmack vertheilt, dem Hause ein nettes Aussehen gibt. Zur Bedachung großer Häuser nimmt man gewöhnlich getrocknete Zuckerrohrblätter, welche in der Regel sieben bis acht Jahre halten; für kleine Wohnhäuser eine Art Matten aus Kokosbaumblättern, welche alle zwei oder drei Jahre einer Ausbesserung bedürfen. Der Fußboden ist etwa einen Fuß über die Oberfläche des umliegenden Erdbodens erhöht, wird erst gestampft, dann mit Kokosnuß- und Eibenbaumblättern, trockenen Kräutern ꝛc. bestreut, worüber man eine gebleichte Matte aus jungen Kokosbaumblättern bindet. Die Häuser haben eigentlich nur ein einziges Gemach, das durch 7 bis 8 Fuß hohe Scheidewände

*) S. Blatt 191. **) S. Blatt 190.

in mehrere Zimmer getheilt ist. Bei Regenwetter, oder in kalten Nächten, läßt man eine Art Mattenladen herab, welche am Dach befestigt sind.

Die Tongesen haben zwei Arten sich den Bart zu scheren, einmal mit den zwei Schalen einer eigenen Muschelart, bibi genannt, dann mit Bimsstein. Mit dem leztern rasirt man sich selbst, das erstere Instrument wird von Barbierern von Profession gehandhabt. Man legt die eine Schale unter einen Bartbüschel, kommt mit der andern darüber, und drückt oder schneidet die Haare ab, was ganz nahe an der Haut geschieht. Die Operation braucht viel Zeit, ist jedoch nicht schmerzhaft und wird in der Regel alle acht oder zehn Tage wiederholt. Mütter scheren ihren Kindern mit einem Walfischzahn die Haare ab.

Die Eingebornen verfertigen zwei Gattungen Schnüre, die eine aus den äußern Fasern der Kokosnuß, welche sehr stark wird, die andere aus dem inneren Bast des Fou. Feines Garn wird aus dem innern Bast des Olonga-Baumes gemacht.

Ihre Bogen sind aus Leuchterbaumholz, und die Saite, die sehr fest ist, aus dem Bast des ebengenannten Olonga-Baumes. Ihre Pfeile sind bloße Zweige mit Spitzen bewaffnet, aus sehr hartem Holz, Casuarina, und haben oft drei oder vier gezahnte Widerhaken. Die gefährlichsten sind diejenigen, welche oben mit einem Knochen des Stachelrochen besezt sind. Die Keulen haben verschiedene Formen.

Die Gnatu werden von den Weibern verfertigt und haben, der Textur nach, Aehnlichkeit mit Papier. Man macht sie aus dem inneren Bast des chinesischen Papiermaulbeerbaumes und bedient sich ihrer hauptsächlich als Kleidung. Der Papiermaulbeerbaum wird selten höher als sechs oder sieben Fuß, und dicker als vier Zoll. Man haut ihn so nahe als möglich an der Wurzel ab, und wenn man eine Anzahl beisammen hat, legt man sie zwei Tage in die Sonne, um desto leichter die Rinde abzuziehen. Dann läßt man solche 24 Stunden im Wasser weich werden, und nimmt darauf mit einer Muschel die groben Theile weg. Um ihr die hohle Form, welche sie noch vom Stamme her hat, zu benehmen, rollt man die Rinde um und läßt sie noch einen Tag im Wasser mürbe werden, wobei sie sich aufbläht, zäher und fester wird. Nun breitet man sie auf einem Baumstamm aus und klopft sie mit einem viereckigen schuhlangen Stücke Holz, das auf der einen Steite glatt, auf der andern Seite grob gefurcht ist. Ist der Stoff so weit fertig, so kommt er noch oft in Arbeit, man wickelt ihn auseinander, legt ihn wieder zusammen und klopft ihn aufs Neue, mehr um dadurch die Fasern näher zusammen zu schlagen als um sie feiner zu machen. Nach diesem breitet man die Stücke zur Trocknung aus. Sie sind vier bis sechs Fuß lang, oft auch länger, zwei bis drei Fuß breit. Darauf nimmt man wieder Alles zusammen und taucht es in einen kleberigen Saft von Beeren, Toe genannt. Hat der Stoff die gewünschte Länge, so legt man ihn auf ein breites Stück Holz, über einen Model in erhabener Arbeit, der aus faserigen Substanzen der Kokosnußschalen besteht, der Arbeiter taucht ein Stück Holz in den Rindensaft von dem sogenannten Coca-Baum und reibt den Zweig, der eine braune Farbe bekommt und glänzend wird. Mit diesem Leimen und Färben wird fortgefahren, bis das Stück die nöthige Länge und Breite hat. An den Seiten bringt man gewöhnlich eine Einfassung an, die ungefärbt bleibt; eine andere breitere Bordüre ist an beiden Enden. Ist das Stück fertig, so legt man es sorgfältig

zusammen, sezt es der Wärme aus, in einer Art unterirdischem Ofen, um dadurch die Farbe dunkler zu machen. Dann breitet man es auf Gras oder Sand aus, färbt es von Neuem an mehreren Stellen mit Hea-Saft, einem glänzenden Roth, und läßt es die Nacht über dem Thau ausgesezt.

Die Frauen verfertigen auch alle Arten von Matten, verschiedene Körbe, Kämme und Garn. Nadeln, welche von den Schreinern gemacht werden, verfertigt man aus den Schenkelknochen im Krieg erlegter Feinde; man braucht sie aber nur, um die Segeln zu nähen.

Tänze.

Leute aus dem Gefolge Finau's gaben Cook das Schauspiel eines tongesischen Tanzes. Sie bildeten zwei Ringelreihen, je zu 24 Mann, und stimmten einen angenehmen Gesang an, den sie mit entsprechenden Bewegungen der Hände und des Kopfes begleiteten. Nachdem dieser Tanz sehr lange in einer und derselben Weise gedauert hatte, wurde er immer lebhafter, und die Tänzer wiederholten, wie oben, Gesänge in Begleitung von Musikchören. Dann zogen sie sich sehr langsam in den Hintergrund des Tanzplatzes zurück, und traten in drei Reihen wieder hervor.

Diese Ausführung war von einem sehr melodischen Lied begleitet, an dessen Stelle jedoch bald mit lauter Stimme ausgesprochene Worte traten. Der Tanz steigerte sich auf einen hohen Grad von Lebhaftigkeit und schloß mit einem allgemeinen Zuruf und Händeklatschen. Das Fest selbst endigte mit einem Tanze, welchen die anwesenden vornehmsten Häuptlinge aufführten, dem vorigen in mancher Beziehung ähnlich, nur mit einer größeren Mannigfaltigkeit der Stellung; denn die Bewegungen erhielten nach und nach eine solche Geschwindigkeit, sie warfen den Kopf mit einer solchen Gewalt von einer Schulter auf die andere, daß man glaubte, sie wollten ihn vom Hals abwerfen. Die Tänzer bildeten darauf einen dreifachen Halbkreis, wie die vorigen; einer trat an die Spitze eines dieser Kreise und sprach eine Art Recitativ mit einem Anstand, an welchem viele unserer besseren Schauspieler hätten lernen können. Ein Zweiter antwortete am Ende des gegenüberstehenden Halbkreises. Dieß wiederholte sich ein paar Male, dann ließen sich auch die Anderen mit den beiden Anführern in ein Gespräch ein, und das Ganze schloß mit Gesang und Tanz wie zu Anfang des Spiels.

Die Lebhaftigkeit und Genauigkeit, mit welcher beide Tänze ausgeführt worden waren, wurde mit lautem Beifallklatschen der Zuschauer belohnt. Einzelne darunter konnten sich oft während des Spieles nicht enthalten, ihren Beifall kund zu geben, und Cook versichert, daß die Engländer bei verschiedenen Stellen diese Bewunderung theilten, denn außerdem, daß das Ganze vollkommen in einander griff, so waren viele Bewegungen so ausdrucksvoll, daß sie die Worte, von denen sie begleitet waren, zu malen schienen.

Der Platz, wo die Tänze stattfanden, war ein offener, von Bäumen umgebener, Raum am Meer, von Lichtern, die in Zwischenräumen angebracht waren, erhellt. Man zählte etwa 500 Zuschauer.

Mariner spricht noch von zwei anderen Tänzen, hea und ula genannt. Jener ist einer der ältesten auf den Tonga-Inseln, und wird nur von den Häuptlingen und Matabulen getanzt. Er ist theils wegen seiner Bewegungen, theils wegen des ihn begleitenden Gesanges sehr schwer. Der

Tänzerchor besteht aus zehn oder zwölf Häuptlingen oder Matabulen, in deren Mitte ein Mann sich niedersezt, der mit zwei Stäben in beiden Händen auf einem drei Schuh langen Brett den Takt schlägt. Es kommt hauptsächlich darauf an, den Takt zu halten, allein Dieß ist sehr schwer, da ihn der Kapellmeister, besonders gegen das Ende, mit äußerster Schnelligkeit schlägt. Die Tänzer sind alle Männer; der Tanz selbst zeichnet sich durch Schwenkungen und grazlöse Stellungen aus, und ist ein unerläßlicher Theil der Erziehung eines Häuptlings oder Matabulen.

Der andere Tanz, ula genannt, auch sehr alt, ist nur bei den untersten Volksklassen gebräuchlich; obgleich ein tongesischer Häuptling, der ihn zu Samoa, wo er der Sage nach erfunden wurde, mit ansah und durch seine Anmuth bezaubert wurde, bei seiner Rückkehr nach Tonga ihn hier in Mode brachte. Seit dieser Zeit ist der tongesische ula in Mißkredit gekommen, denn Mariner erinnert sich nur einmal, ihn gesehen zu haben. Die Figuren sind denen der oben angeführten Tänze ähnlich, die Bewegungen der Füße und die Stellungen des Körpers sind sehr verschieden, auch ist die Ausführung lebhafter.

Musik; Dichtkunst; Spiele und sonstiger Zeitvertreib.

Die musikalischen Instrumente der Tonga-Insulaner sind hohle Bambusse, das nafa, eine Art Trommel, und eine Flöte, fango-fango genannt, welche man durch die Nase bläst. Gewöhnlich steckt man das Mundstück dieser Flöte in das rechte Nasenloch und drückt das andere mit dem Daumen der linken Hand zu. Es gibt Flöten, welche fünf Löcher oben und unten haben, andere nur vier und sechs. Der Ton ist sanft und tief. Das Instrument dient nur zur Begleitung einer Art von Gesang, ube genannt.

Die meisten Gesänge enthalten Beschreibungen einer schönen Gegend oder Erzählungen von Begebenheiten; andere spielen in unbekannten Orten, wie zu Bolotu und im Lande der Papalangen; das leztere Wort ist eine Verketzerung von Franguis, Europäer. Das Gemälde, welches sie von lezteren entwerfen, ist wahrhaft komisch. Der Dichter beginnt damit, die Thiere des Landes zu beschreiben. Unter Anderem, sagt er, sieht man auf den Feldern abenteuerliche Schweine mit Hörnern weiden, und in den Mua trifft man oft ungeheure Vögel, welche Häuser ziehen. Die Frauen, fährt er fort, sind so mit Kleidungsstücken beladen, daß ein Tongese, welcher in ein europäisches Haus eintrat, eine Frau für ein gnatu-papalangui-Paket (Pack Gnatu-Wäsche) hielt, und sie auf die Achsel nahm, um sie davon zu tragen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als der Pack herabsprang und sich davon machte. — Einer dieser Gesänge schildert die hauptsächlichsten Vorfälle bei den Besuchen Cooks und des Admirals Entrecasteaux, ein andrer die Revolution von Tonga und die berühmte Schlacht, welche geliefert wurde ꝛc. Die Dichter ziehen sich öfters in die einsamsten und romantischsten Gegenden der Insel zurück, um ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen, und bringen gewöhnlich mehrere neue Kompositionen in den Mua zurück.

Ihre Spiele und Belustigungen sind sehr zahlreich. Das liabgi-Spiel ist das erste und wichtigste, weil die Häuptlinge und Matabulen es als ein Vorrecht besitzen. Man muß zwei oder vier Personen zusammenbringen, um es zu spielen. Die Spieler setzen sich einander gegenüber,

und machen zu gleicher Zeit Zeichen mit der Hand. Der, an welchen die Reihe kommt, reicht seinem Gegner hastig die offene oder geschlossene Hand, oder einfach einen ausgestreckten Finger, und wenn dieser die nämliche Bewegung ganz zu gleicher Zeit nachmacht, so kommt an ihn die Reihe. Gelingt es dagegen dem Ersteren, fünfmal hinter einander ein Zeichen zu machen, ohne daß der Andere es nachgeahmt hat, so wirft er einen der fünf kleinen Stäbe, die er in der Hand hält, zu Boden, und Derjenige, der sich desselben zuerst bemächtigt, hat die Partie gewonnen. — Das Ballspiel wird sehr gern von jungen Mädchen getrieben.

Ein anderes Spiel besteht darin, daß man eine schwere Lanze so durch die Luft wirft, daß sie beim Niederfallen in einem Stück weichem Holz, das auf einem Pfahle befestigt ist, stecken bleibt. Gewöhnlich sind sechs oder acht Spieler auf jeder Seite, und Der, welcher auf drei Würfe am öftesten trifft, hat gewonnen. Der Pfahl ist ungefähr fünf oder sechs Fuß lang und die Scheibe hat neun Zoll im Durchmesser. Der Spieler kann sich in einer beliebigen Distanz aufstellen.

Ein anderes Spiel besteht darin, daß ein Stein unter dem Wasser von einem Pfahl zum andern, die 35 Toisen von einander abstehen, getragen wird.

Die Eingebornen finden ein großes Vergnügen an Unterhaltungen mit Personen, welche gereist sind. Sie lieben Geschichten und Anekdoten, und es gibt Leute, welche keinen Anstand nehmen, solche willkürlich zu erfinden. Insbesondere sprechen sie gern von den Sitten und Gewohnheiten der Papalanguis. Sie versammeln sich, um zu schwatzen, nicht nur an bestimmten Stunden des Tages, sondern auch während der Nacht. Erwacht Einer, und fühlt er keine Lust zum Schlafen mehr, so ruft er seinem Nachbar, um mit ihm zu schwatzen, und wenn dieser nur noch einen Andern dazu aufweckt, so steht es nicht lange an, daß alle Bewohner des Hauses, dreißig oder vierzig Mäuler, in Unterredung mit einander sind. Einem Häuptling kann es einfallen, daß er mitten in der Nacht seinen Köchen befiehlt, ihm Schweinefleisch oder Ignamen zu kochen und sie ihm warm zu bringen. Man zündet dann Fackeln an, und Alles steht auf, um an dem Schmause Theil zu nehmen; darauf legen sich die Einen wieder nieder, die Andern bleiben bis zum Morgen wach und plaudern.

Mit Tagesanbruch wird aufgestanden, die Gnatu-Kleidung angezogen, und im Meere oder in einem benachbarten Teich gebadet. Den Mund halten die Eingebornen sehr reinlich und reiben die Zähne oft mit Kokosnußschale oder Kohle. Vom Bade aus gehen sie nach Hause, und salben den Leib mit Kokosnußöl, das mit einer Essenz von mancherlei Blumen oder mit Sandelholz parfümirt ist, dann geht es ans Ankleiden. Die Männer werfen sich in einen fünf, sechs oder acht Fuß langen Gnatu und drapiren sich mit Geschmack. Es gibt zwei oder drei Arten, den Gnatu umzuwerfen; die eleganteste Manier haben die Häuptlinge. Ihr Gnatu fängt an der Mitte des Leibes an, läßt Brust, Schultern und Arm unbedeckt und geht bis auf die Knöchel hinab. Unter den Hüften tragen sie einen breiten Gürtel von dem nämlichen Stoffe, der sich leicht losmachen läßt, und mit dem sie sich den Kopf bedecken, wenn sie Nachts ausgehen.

Zwischen der Kleidung der Männer und Weiber ist der Unterschied nicht groß; leztere tragen eine Matte von einem Fuß Länge um den Gürtel. Schwangere Frauen und ältere Personen verhüllen den Busen.

Nach den Kava-Partien Morgens, welche in der Regel zwei bis fünf Stunden dauern, gehen die Alten nach Hause, um zu schlafen oder zu plaudern. Das junge Volk zieht mit den Häuptlingen, wohin Dieser sie führt. Gegen Mittag theilt ein Matabule Eßwaaren aus, welche den Häuptlingen von ihren Vasallen oder Freunden überschickt waren. Nachmittags treten die Einen zusammen, um zu schwatzen, Andere gehen auf die Rattenjagd, und der Tag schließt sich fast immer mit Gesang und Tanz, welche tief in die Nacht hinein dauern. Finden Ergötzlichkeiten dieser Art nicht Statt, so ziehen sie sich gleich nach Sonnenuntergang in ihre Wohnungen zurück. Eine bestimmte Stunde für die Ruhe gibt es nicht. Man ißt gewöhnlich Morgens, Mittags und Abends, allein Dieß hängt ganz von den Geschäften der Häuptlinge oder den Lebensmitteln ab, die sie erhalten haben.

Aus dem Tagebuch des Zeichners auf dem Astrolabe, de Saison, während seines Aufenthalts auf Tonga.

Die Tongesen erhalten mit religiöser Gewissenhaftigkeit die schon von den ältesten Seefahrern berichtete Sitte, den Namen mit dem des erwählten Freundes zu tauschen. Die beiden Häuptlinge Palu und Lavaka, welche seit der Strandung des Astrolabe die treuen Tischgenossen an Bord geblieben waren, hatten unter den Offizieren Freunde gewonnen, und auch die Leute ihres Gefolges hatten sich unter der übrigen Schiffsmannschaft Freunde gewählt. Was mich betrifft, sagt de Saison — der geschickte Zeichner der Expedition, und ein Mann von Geist, der fast den ganzen Tag die verschiedenartigsten Dinge, die sich ihm in Menge aufdrängten, zu Papier brachte — so kam ich mit den Eingebornen wenig in besondere Verbindung, als zwei Tage nach unserer Ankerung der Engländer Ritchett, den ich mir durch eine Gefälligkeit verbindlich gemacht hatte, auf dem Verdeck zu mir herkam, und mir einen Mann zeigte, der beiseit auf der Schanzverkleidung saß, indem er hinzusezte, der Mensch wolle mein Freund werden. Ich fragte Ritchett, wer der Mann wäre, den ich unter den übrigen Insulanern noch nicht gesehen hätte, und der Engländer antwortete: „O, mein Herr, Dieß ist ein großer Häuptling und großer Krieger; dieser Mann ist der Napoleon von Tonga-Tabu?“ Auf diese hochtönende Bezeichnung zauderte ich nicht länger, dem Häuptling mich zu nähern, der mir lächelnd die Hand reichte, während ich mit meiner Nase die seinige berührte. Ich sagte ihm meinen Namen, er gab mir den seinigen an, und von diesem Augenblicke an wurde ich für die ganze Bevölkerung ein anderer Er selbst. Mein neuer Freund hieß Tahofa.

Der Engländer hatte die Wahrheit gesprochen; Tahofa stand in einem sehr hohen Ansehen und genoß ein ausgedehntes Vertrauen; wir erfuhren später Proben davon, die uns theuer zu stehen kamen. Der Häuptling mochte etwa vierzig Jahre alt seyn; seine Größe betrug nicht über 5 Fuß 3 Zoll. Seine schönen Körperformen ließen eine große Muskelkraft durchscheinen; seine ganze Person zeigte eine bemerkenswerthe Zierlichkeit; wie alle Insulaner trug er um die Lenden einen weiten Rock, ohne irgend eine Zierrath, welche seinen höchsten Rang ankündigte. Etwas besonders Edles erhielt seine Achtung einflößende Figur durch die hohe Stirn, welche gegen die Schläfe zu breiter wurde, und von braunen, dünnen, gekräuselten Haaren umgeben war. Sein Blick war mild und lebhaft

zugleich; seinen dünnen, hochrothen Lippen erkünstelten oft ein Lächeln, hinter welchem etwas Verstecktes lauerte. Seine ganze Figur endlich, seine einschmeichelnde Stimme, sein anschmiegendes Benehmen verriethen einen Mann, der in Hinsicht auf Bildung, aber auch vielleicht auf Treulosigkeit, unendlich über seinen Landsleuten stand. Tahofa galt ohne Widerspruch für den Achilles jener Gewässer, wir entdeckten in ihm mehr Aehnlichkeit mit dem klugen Ulysses.

Die höchste Gewalt war damals dem äußern Anscheine nach unter die drei Häuptlinge getheilt, in Wirklichkeit aber lag sie in den Händen Tahofa's vereinigt. Nachdem die Bewohner der Insel die alte Königsfamilie verjagt hatten, wurden Palu, Lavaka und Tahofa gemeinschaftlich mit der souveränen Gewalt bekleidet. Tahofa, mit kriegerischen Eigenschaften ausgerüstet, that dem Land in den Schlachten ausgezeichnete Dienste, und seitdem stieg er in der Meinung der Insulaner über seine beiden Kollegen, welche, friedlicher Natur, Trägheit mit Unfähigkeit in sich vereinigten. Er ging noch weiter. Mit einer Politik, welche einen ungewöhnlichen Grad von List und Gewandtheit vereinigte, wußte Tahofa, als er Vater eines Knaben wurde, die Tamaha, Mutter des vertriebenen Königs, und die einzige auf der Insel zurückgebliebene Person aus der souveränen Familie, dahin zu bringen, daß sie denselben an Kindesstatt annahm. In Folge dieser Adoption sahen wir es mit an, wie das Volk von Tonga, und Tahofa selbst, einem Knaben von drei Jahren die den höchsten Staatswürden und dem verehrten Geschlecht des Tuï-Tonga gebührenden Huldigungen darbrachte.

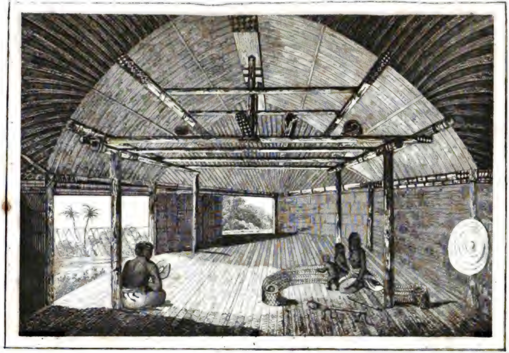
Das Inkognito meines erlauchten Freundes wurde an Bord nicht lange eingehalten. Palu stellte ihn dem Kommandanten als einen der drei Häuptlinge der Insel vor, der zu seiner besonderen Regierung den Bezirk von Bea, ein großes Dorf im Innern des Landes, inne habe. Tahofa erhielt, wie seine Kollegen ansehnliche Geschenke, und wurde, wie sie, ein Bewohner des Schiffes.

Jeder Häuptling auf Tonga-Tabu unterhält einen zahlreichen Hof, welcher mit seinem Herrn Das, was das Volk mühsam zusammenbringt, im Vollauf wieder verschwendet. Von der Zahl und dem persönlichen Verdienste der Höflinge hängt mehr oder weniger die Achtung des Häuptlings ab; die Höflinge sind zugleich die Räthe und Leibwächter des Patrons, dem sie dienen; man nennt sie Matabulen. Unsre drei Gäste, welche die Korvette nicht verließen, hatten sich von einer großen Anzahl Matabulen begleiten lassen, so daß wir einen Haufen Tischgesellschafter hatten, denen wir, um die Artigkeiten der Häuptlinge zu erwidern, mit unseren besten Sachen Geschenke machten. Sobald wir abgespeist hatten, machten sich die Köche ans Geschäft, für unsere Gäste und ihre Dienerschaft zu sorgen, und es verschaffte uns viel Erheiterung, zu sehen, wie diese Herren mit gewichtigen Mienen an der Tafel Platz nahmen, so gut oder übel es gehen mochte, unsere Gebräuche nachahmten, und sich von unseren Dienern, welche ihnen Nichts abschlagen durften, bedienen ließen. Am meisten fiel uns der dicke Palu ins Auge, welcher sich Wunder darauf einbildete, schöne Manieren zu verstehen, und um sie an den Mann zu bringen, jeden Augenblick sein Glas hinhielt, Rhum verlangte und hinter einander auf die Gesundheit der Gäste, nicht ohne einige Grimassen zu schneiden, trank.

Während man so an Bord ein behagliches Leben führte, bot die Umgebung der Korvette von Morgen bis Abend die mannigfaltigsten Scenen dar. Sobald die Sonne am Horizont sich zeigte, umgab ein Haufen von Piroguen von allen Seiten das Schiff; die Eingebornen kletterten alsbald an den Planken hinauf, und obgleich die Schildwachen immer Acht gaben und abwehrten, konnten sie doch nicht verhindern, daß die Unternehmendsten aufs Verdeck drangen. In drei Reihen saßen Männer und Weiber auf unseren Rusten, und ihr betäubendes Geschrei brachte uns fast in Verzweiflung. Ueber die Focksei le hin wurde ein Tauschhandel eingeleitet, welchem die Eingebornen und unsere Schiffsmannschaft mit gleicher Wuth sich hingaben. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Massen von Lebensmitteln in wenigen Tagen aufgehäuft wurden; das Schiff war voll von Seltenheiten, Muscheln und naturhistorischen Gegenständen. Die Matrosen, welche den unermüdlichen Eifer unserer Naturforscher mit ansahen, konnten sich nicht überzeugen, daß ihre Sammlungen nur einen relativen Werth haben sollten, und glaubten, es müsse sich ein reelles Interesse an Gegenstände, die so eifrig gesucht würden, knüpfen; in Kurzem legte sich Alles auf dem Schiffe darauf, die größtmöglichste Masse von solchen Dingen sich zu erwerben. Diese scientifische Wuth dauerte auch später auf der Reise noch fort, so daß die Offiziere ihr Einhalt thun mußten, und eine große Menge von Ballen, welche in der That das Schiff beschwerten und der Gesundheit schädlich waren, wurde zu großem Aerger der Eigenthümer ins Meer geworfen.

Wie alle Eingebornen dieser ungeheuern Meere fanden wir auch die Tongesen sehr bemüht um Eisen; allein eine Waare, deren Wichtigkeit wir nicht ahnten, wußte sich plötzlich eine unglaubliche Nachfrage bei den Eingebornen zu verschaffen: nämlich die blauen Glasperlen. Man kann sich die Gier, mit welcher dieser kostbare Stoff auf Tonga begehrt wird, nicht vorstellen, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich versichere, daß bei uns Derjenige, welcher Diamanten für Stecknadeln austauschte, nicht mehr Leute zu befriedigen bekäme. Die Halsschnüre von blauen Glaskorallen reizten, vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab, die allgemeine Habgier, und kaum hatten sie ihren Schatz in Händen, so verbargen sie ihn mit äußerster Vorsicht, kamen sogleich wieder, um neue Reichthümer hinzuzufügen, und boten Alles an, was sie für uns passend hielten. Diese Erwerbswuth brachte uns einige wirklich seltene Dinge ein; aber es gab auch Nichts, was ein Eingeborner diesen herrlichen Glasperlen nicht zum Opfer bringen konnte.

Unsere Schiffsmannschaft machte sich die gute Gelegenheit, Mundvorrath einzuthun, eifrig zu Nutzen, denn sie hatte in Folge unseres unglücklichen Landungsplatzes eine harte Arbeit. Wir hatten im Fahrwasser, durch welches wir einliefen, einen Anker verloren, der uns zu werthvoll war, als daß wir einen Versuch, ihn wieder aufzufinden, hätten verschmähen sollen. So hatten unsere Matrosen, außer den gewöhnlichen Arbeiten an Bord, der Herbeischaffung von Holz und Wasser, noch einige Tage lang, auf einem ungestümen Meer, von der Gluth der Sonne verbrannt, bei dieser peinlichen Fischerei ihre Kräfte anzustrengen, die endlich ein glückliches Resultat herbeiführte, aber unsere Leute in eine Entmuthigung versezte, welche uns später Unglück bringend werden sollte. Erschöpft von den augenblicklichen Strapazen, vergaßen diese sorglosen Menschen, daß sie für



Das Innere eines Hauses

Digitized by Google

sich arbeiteten, und daß diese Anker, die so unselig von Korallen festgehalter waren, mehr als einmal im Verfolg der Reise ihr Heil waren. Wir, die Naturforscher und ich, waren glücklicher, indem wir uns auf Streifereien begaben, welche jenen ihre Sammlungen, mir mein Portefeuille füllten.

In den ersten Tagen unserer Landung fanden wir auf der Insel Pangaï-Modu eine reiche Jagd an den verschiedenartigsten Vögeln. Diese Insel war überhaupt der Zufluchtsort für eine ganz prächtige Art von Tauben, mit grünen Federn, und amarantfarbigem Kopf. Es dauerte aber nicht lange, so hatten unsere Schießgewehre diese Bewohner vertrieben. Dann besuchten wir auch die Insel Oreata, wo wir die Fischereianstalten Tahofa's in Augenschein nahmen. Es war ein Weiler von fünf oder sechs Hütten. Die eine, für die Familie des Häuptlings bestimmt, war nur etwas höher als das Meer, und zeichnete sich durch seine Reinlichkeit im Innern, und durch die Feinheit der Matten, welche auf dem Boden ausgebreitet waren, aus.*) Wir trafen einen kleinen Theil der Familie Tahofa's mit der Gemahlin des Häuptlings, der Mutter des von der Tamaha adoptirten Knaben. In einer Ecke des Hauses waren mehrere Mädchen von anziehender Schönheit in Gesichtsformen und Körperfigur mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Es waren die Odalisken des Häuptlings, der ihrer 23 in seinem Haus zu Bea zählt. Ohne die Gegenwart ihres Herrn und Gebieters hätten wir gewiß bald Bekanntschaft mit einander geschlossen; allein diese Nähe hielt die Mädchen in ihrer Ecke fest, und ich sehe auch ein, daß der alte Sultan, indem er seinen Namen abtrat, mir nicht auch gewisse Rechte abgetreten wissen wollte. Wir überreichten der Gemahlin des Häuptlings Glaskorallen und Fingerringe, und nahmen auf der Matte Platz. Die Frauen entfernten sich alsbald und rüsteten ein Mahl. Man breitete große Bananenblätter vor uns aus und sezte uns gekochte und gebratene Bananen und Ignamen vor. Ein Matabule, der nicht aß, machte für den Häuptling und uns Stücke, die er sehr zierlich zerschnitt; dann kamen zwei Silberfische, welche der nämliche Diener noch lebend öffnete, denn sie kamen eben aus dem Meere, und wir sahen unseren Wirth mit Appetit davon essen, ohne daß er damit eine andere Zubereitung getroffen hätte, als daß er die Stücke in Seewasser tauchte. Tahofa sah uns unser Erstaunen an, und forderte uns einige Male auf, es ihm nachzuthun; wir besiegten unsere Abneigung, und ich staunte wirklich, daß diese rohe Speise sich im Geschmack weit besser ausnahm, als ich mir vorgestellt hatte. Nachdem das Mahl vorüber war, brachte man zwei oder drei Bananenstücke; Tahofa zerschnitt sie, drückte das Wasser aus und wusch sich damit Lippen und Fingerspitzen. Dann gingen Alle in die Hütte zurück; die Frau und der Knabe des Häuptlings sezten sich neben uns, die übrigen Diener traten in den Hintergrund des Hauses gegen das Meer hin. Jezt aber begann eine Scene, die wir um so aufmerksamer betrachteten, je seltener uns Erzählungen und Bücher einen genauen Maßstab von dem Charakter und der raffinirten Civilisation dieser von uns sogenannten wilden Völker geben. Tahofa, welcher halbausgestreckt auf einer Matte lag, erhob sich plötzlich, warf sich vor dem dritthalbjährigen Kinde nieder, legte die Stirn auf die Erde, ergriff den

---

*) S. Blatt 181.

Knaben am Fuße, sezte diesen sich auf den Nacken und blieb eine Weile in dieser Stellung; dann stand er mit einer ernsthaften Miene auf und nahm seinen gewohnten Platz ein. Diesem Beispiel folgte die Mutter des Knaben, und nach und nach alle Diener des Häuptlings, welche hinter einander vortraten, um dem Kinde dieses Zeichen von Huldigung und Ehrfurcht zu geben, wobei sie ihn auf den Fuß küßten. Man sieht, wie Tahofa es angriff, um das Gebäude der Macht, das er für seine Dynastie errichtet hatte, zu befestigen. Die Adoption seines Sohnes durch die Königin Mutter sezte ihn reichlich in den Besitz aller Prärogativen des königlichen Geschlechtes, von welchem diese alte Frau das einzige noch lebende Mitglied auf der Insel war, und Tahofa war der Erste, der sich allen Mummereien von Huldigung u. s. w. unterwarf, gegen welche er wahrscheinlich in seinem Herzen einen tiefen Abscheu empfand.*) — Während dieser ganzen Handlung des Fußkusses spielte das gutmüthige Kind, ging, kam, ohne sich um die Reverenzen seines Hofes zu kümmern, der den günstigen Augenblick ergriff, um sich seiner Pflichten zu entledigen.

Das Haus wurde noch einmal von den Dienern Tahofa's geräumt, und es verblieben nebst seiner Frau und uns nur noch eine oder zwei alte Weiber darin. Man brachte aufgerollte Matten als Kopfkissen; der Häuptling legte sich auf den Rücken und schlummerte bald darauf ein.

Sprache.

Die Sprache der Tongesen ist in ihren Wurzeln dieselbe, wie die der Neuseeländer; doch hört man bei ihnen mehr als bei den lezteren die Laute d, tsch, f und s; übrigens haben sie auch eine große Menge von Wörtern, welche der polynesischen Sprache fremd sind, und die sie wahrscheinlich von ihren westlichen Nachbarn erhalten haben. Sonst ist die Sprache weich, melodisch und weniger monoton als die auf Taiti und Nuka-Hiva. Die Gespräche von Finau, die Geschichte von Tangaloa und seinen Söhnen, und der Gesang auf der Insel Liku, zeigen auch, daß es der Sprache keineswegs an Kraft, Reichthum und natürlicher Anmuth fehlt. Mariner hat bemerkt, daß sie oft jener Gattung von Ironie sich bedient, welche das Gegentheil von Dem, was man ausdrücken will, sagt, um die Person, zu welcher gesprochen wird, mehr zu überzeugen.

Als Gaimard eines Tages zu dem Häuptling Palu, von welchem

---

*) Man darf nicht vergessen, daß dieses Urtheil von einem Franzosen kommt, der die große Revolution, welche seit fünfzig Jahren die socialen Verhältnisse seines Vaterlandes und Europa's erlitten, nur zu gern auch anderwärts findet, und so abgeschmackt und unrichtig es auch herauskommen mag, Zustände mit einander vergleicht, die himmelweit von einander abliegen. Wer sagt ihm denn, daß Tahofa aus bloßer Politik und mit innerem Abscheu seinem dreijährigen Sohne diese devoten Huldigungen dargebracht habe? Immerhin mochte er mit List und Gewalt seinem Kinde die hohe Stellung zu verschaffen gewußt haben; aber die Ceremonien, mit welchen man diesen kleinen Dalailama umgab, lagen in der Nationalsitte, über welche Tahofa gewiß nicht wie ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts, sondern wie ein Tongese dachte, der er vielmehr mit bestem Wissen und Gewissen, das liebliche und Rechte zu thun, sich unterwarf. — Wir haben einen guten Theil dieser Beschreibung weggelassen, und fragen nur, um unsere Behauptung zu rechtfertigen, die abgeschmackte Stelle nach. De Salson fährt, nachdem er die List Tahofa's, mit welcher er seinen Sohn der Königin Mutter untergeschoben, gerühmt hat, fort: „Ist es nicht wunderbar, am Ende der Welt, auf einer Insel, die auf der Weltkarte kaum aufzufinden ist, eine so wahre und frappante Parodie von großen Ereignissen wieder zu finden, die noch nicht lange her ganz Europa in Bewegung gesezt haben? Auch das Südmeer hatte also seinen Napoleon. Vielleicht hat dem wilden Krieger nur ein weiter Schauplatz gefehlt, um auch eine Hälfte der Erde mit seinem Namen und Ruhme zu erfüllen. Ist es nicht wenigstens staunenswerth, auf zwei entgegengesezten Punkten der Erde zwei Ehrgeizige zu sehen, welche durch dieselben Mittel wirken und auf dasselbe Ziel losgehen? Zwischen Napoleon und Tahofa ist gewiß ein großer Zwischenraum; aber auch zwischen Frankreich und Tonga-Tabu."

Anm. d. Uebers.

er zu Tisch geladen war, sich begab, sangen die Insulaner, welche seine Pirogue regierten, folgende Worte, deren Sinn er sich nicht zu erklären wußte, und Engländer, welche zu Tonga-Tabu sich aufhielten, hätten versichert, daß die Eingebornen es selbst nicht wüßten. Sie lauten

Tho koïa
Oto vuaï mabuna
An-hi-ha-he
Otu vuaï taffe.

Ein Theil der Schiffer sang: Tho koïa, der andere erwiderte: Otu vuaï mabuna; die ersteren versezten darauf: An-hi-ha-he, und die zweiten entgegneten mit: Otu vuaï taffe, und diese vier Zeilen werden stunden- und tagelang hergeleiert.

Liebesverhältniß zwischen der Prinzessin Ozela und einem jungen Engländer. Ermordung des Kapitän Powell.

Man wird nicht ohne Interesse nachstehende Erzählung lesen, welche wir einem Seefahrer von seltenem Verdienste, dem Kapitän Jules de Blosseville verdanken.

„Wir waren," schreibt er, „zu Sidney. In unserem Verhältnisse zu den kühnen Untersuchungsreisenden in Neu-Gallien, Oxley, Lawson, Cunningham, Powell und Uniacke, war jeder Nationalunterschied verschwunden; unsere Bekanntschaft, unsere gemeinschaftlichen Arbeiten und kosmopolitischen Tendenzen hatten jede Eifersucht verbannt; vor Allen fiel uns der Kapitän Georges Powell ins Auge, dessen Jugend, freier Anstand und unternehmender Charakter gleich das beste Vorurtheil für ihn erweckten. In einem Alter von 23 Jahren hatte er sich bereits durch die Entdeckung der Südgruppe, welche seinen Namen trägt, durch eine ausführliche Untersuchung von Neu-Seeland und durch eine Arbeit über die Magellanstraße einen Namen gemacht, und voll Durst nach großen Abenteuern und Gefahren, wie er war, versprach er eine thatenreiche Laufbahn zu machen, so daß wir bei ihm oft an gewisse Flibustier dachten, welche, ohne Sucht nach Gold und fern von Grausamkeit, nur nach Thaten verlangen.

„Als wir ihn an Bord des Walfischfängers Rambler, welchen er befehligte, besuchten, fanden wir einen jungen Menschen von sehr angenehmem Aeußern, aber schüchterner, phlegmatischer Gemüthsart, bei ihm, der ihm von dessen Familie sehr dringend empfohlen worden war, und dachten damals nicht daran, daß wir das Opfer und die Ursache eines blutigen Ereignisses, das mitten im großen Ocean vorfiel, vor uns hätten, dachten auch nicht daran, daß wir einige Jahre später auf einer der Inseln des atlantischen Oceans, auf den Küsten von Pegu, landen mußten, um die umständlichen Nachrichten darüber zu sammeln.

„Der Rambler lief vor der Coquille auf den Pottfischfang in den großen Ocean aus, ohne einen bestimmten Plan zu haben, doch mit dem Wunsch, in wenig besuchten Gewässern Entdeckungen zu machen. Unsere besten Wünsche begleiteten den Kapitän Powell, und wir hatten nicht mehr Grund, über sein Schicksal unruhig zu seyn, als über unser eigenes.

„Im Monat September desselben Jahres erfuhren wir, als wir auf Isle de France landeten, daß Kapitän Powell von den Eingebornen einer Insel, wo er angelegt hatte, ermordet worden sey. Mehr wußte

man nicht. Wir wollten noch an der Wahrheit einer so unbestimmten Nachricht zweifeln; aber leider wurde sie uns kurze Zeit darnach auf St. Helena, wo wir den Chirurgen des Rambler trafen, bestätigt; sein Fahrzeug war in Port Jackson abgetakelt worden, kam nach Europa zurück und gab uns die bestimmtesten Berichte. Einige Artikel im Missionnary Register sezten das Publikum von dem Schicksal des Unglücklichen in Kenntniß, aber so, daß ungerechter Weise sein Andenken verunglimpft wurde. Eine ausgezeichnete Kritik in einem Review vergleicht Powells Schicksal mit dem Cooks, und die nachstehende Erzählung, welche ich im December 1827 auf den Küsten von Pegu aus dem Munde eines Offizlers des Rambler vernahm, wird zeigen, was an dieser Vergleichung ist.

„Der Rambler hatte die Küste Neu-Seelands kaum im Rücken, als er auf die Tonga-Inseln lossteuerte, und im Port-Refuge, auf der Westseite von Vavao, anlegte. Die vertrautesten Verhältnisse knüpften sich alsbald mit den Eingebornen an und dauerten drei Tage lang, ohne daß sie im Geringsten gestört worden wären; Vorräthe wurden in Menge geliefert, der König Hululala war fast immer an Bord, schlief daselbst, und seine Tochter, die schöne Ozela, die Neigung aller polynesischen Frauen zu den Söhnen Europa's theilend, hatte die lebhafteste Leidenschaft für John, den jungen Schützling des Kapitäns, gefaßt. Wer hätte voraussehen können, daß diese glückliche Eintracht mit Einemmale aufhören, daß ein leichtes Mißverständniß und die Verliebtheit eines jungen Mädchens das größte Unglück, ebenso verderblich für die Eingebornen als für die Fremden, herbeiführen würde?

„Am vierten Tag der Landung, als die Nacht anbrach, kam ein Abgesandter, der den König bat, ans Land zu kommen. Mit einer Hast, welche leider zu spät erst Verdacht erregte, folgte dieser dem Begehren, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn zurückzuhalten, als man beim Ablesen die Abwesenheit von fünf Leuten, darunter John's, bemerkte. Das Mißtrauen stieg auf den höchsten Grad, und alle Besorgnisse wurden noch durch den Bericht eines Indiers vermehrt, welcher, nach einem mehrjährigen Aufenthalt auf der Insel, auf dem Rambler Dienste genommen hatte, ans Land gegangen war, und die ganze Bevölkerung in Bewegung und geneigt gefunden hatte, die Partei der Ausreißer zu nehmen. Man beauftragte ihn mit einer neuen Sendung an den Häuptling, und befahl ihm, vorerst über die Auslieferung der fünf Leute zu unterhandeln, und wenn man Dieß abschlage, John allein auszulösen. Es war vergebens; Hululala konnte sich nicht entschließen, die Weißen, welche sich seinem Volke in die Arme geworfen hatten, auszuliefern; nachgiebiger zeigte er sich in Beziehung auf die Auslieferung John's, als man ihm einige Pfund Pulver, Kugeln, Feuersteine und eine Muskete anbot. Schon sollte der Handel abgeschlossen werden, als im entscheidenden Augenblicke die Zärtlichkeit des Vaters über den Handelsvortheil siegte. Ozela bat ihn mit aller Beredsamkeit der Verzweiflung, sie von ihrem Geliebten nicht zu trennen; eher wollte sie ihm nach Europa folgen, als ihn von Vavao scheiden zu sehen. Dieß rührte den König; er konnte den Thränen der Tochter nicht widerstehen, und trat jezt als Vater auf. Die Bedingungen wurden zurückgewiesen, und der Bote kehrte ohne Gefahr an Bord zurück, nur daß man sich alle Mühe gab, zu verhindern, daß er mit den Ausreißern in irgend eine Berührung kam.

„Man mußte zu andern Maßregeln greifen. Zwei große Kriegspiroguen der Hapai-Inseln lagen zwischen dem Rambler und der Küste vor Anker. Gelang es, sie zu nehmen, so gaben sie ein vorzügliches Pfand, denn Hululala, den man als Ursache ihrer Wegnahme ansah, mußte erwarten, daß alle Streitkräfte der Hapai-Inseln über ihn herfielen. Man schoß Flinten ab, um die Piroguen zu leeren; allein die Leute, welche sie bewachten, warfen sich ins Wasser und wußten die Fahrzeuge geschickt ans Land zu ziehen. Voll Unmuths über den schlechten Erfolg dieses Unternehmens versammelte jezt Powell seine Offiziere und schilderte ihnen seine Lage. Von einer ehrenwerthen Familie beauftragt, über ein geliebtes Kind zu wachen, und von dieser Verantwortlichkeit in ihrem ganzen Umfange durchdrungen, glaubte er es seiner Ehre schuldig zu seyn, Nichts unversucht zu lassen, um den Unvorsichtigen dem Unglück, das er sich bereitete, zu entreißen. Powell war bei seinen Leuten sehr beliebt, sie hingen mit Leib und Seele an ihm; gleich mit Tagesanbruch beschloß man neue Versuche zu machen.

„Am 3. April bei Sonnenaufgang bedeckte eine Menge von Eingebornen das Ufer von Port-Refuge und schauten auf den Rambler herüber. Die Piroguen der Hapai-Inseln waren verschwunden, endlich aber bemerkte man, daß sie, von der Bai entfernt, auf den Strand gezogen waren. Der Hingebung seiner Offiziere gewiß, ließ Powell alsbald seine Schiffe segelfertig machen, feuerte einige Kanonenschüsse ab, um die Eingebornen in Schrecken zu setzen, und nahm die Richtung auf die Piroguen zu. Wie er ihnen nahe war, bewaffnete er zwei Walfischfänger, und es gelang ihm, unter dem Schutz des Feuers dieses Schiffes die größte der Piroguen ins Meer zu bringen, die er sofort ins Schlepptau nahm.

„Der Erfolg dieser Unternehmung war sicher; Powell hatte das Unglück, daran zu zweifeln, und Dieß stürzte ihn ins Verderben. Er wollte sich noch mehr Sicherheit verschaffen, und glaubte die zweite Pirogue eben so leicht wie die erste wegnehmen zu können; dann meinte er, würden ihm die Ausreißer ohne Widerstand ausgeliefert werden.

„Mit einem einzigen Boot und ohne Hinderniß kehrte er zum Zweitenmal ans Land zurück, und hielt sich so sicher, daß er sich einige Schritte vom Ufer entfernte. In demselben Augenblick wollte es auch ein unbegreifliches Verhängniß, daß der Rambler die gehörige Wassertiefe nicht mehr fand und genöthigt wurde, das Schiff zu wenden; die Insulaner aber, mit Lanzen, Beilen und Streitäxten bewaffnet, lagen hinter Dünen und Gebüsch im Hinterhalt. Es entging ihnen nicht, daß ihnen das Schiff das Vordertheil zuwandte, und daß sie von seinen Kanonen Nichts zu fürchten hätten; sie beschlossen daher, die kostbare Gelegenheit zu benutzen. Mit Blitzesschnelle sprangen sie heran und waren mit den Fremden im Handgemeng. Diese, von der ersten Bestürzung wieder zu sich gekommen, vertheidigten sich mit einer fruchtlosen Tapferkeit; sie konnten nur Einen Schuß thun, die Ueberzahl erdrückte sie — ihr Boot ist noch flott, sie versuchen es zu erreichen und fliehen. In diesem Augenblick wird Powell von einem Beilhieb getroffen. „Ich bin verloren!" rief er; der Hieb hatte ihm die Hirnschale zerspalten. Vier Engländer theilten sein Loos; nur zwei waren so glücklich, das Boot zu erreichen; der eine davon, von einem Hieb gefährlich verwundet, ist Der, welcher mir die traurige Geschichte erzählte.

„Von allen Seiten ertönte der Kriegeruf, überall eilte man zu den Waffen. Die Kriegspiroguen stellten sich zu einem Generalangriff auf. In dieser gefahrvollen Lage, durch den Verlust von zehn Leuten geschwächt, blieb der Mannschaft des Rambler nichts Anderes übrig, als die Prise im Stich zu lassen, die Segel aufzuziehen, und so schnell als möglich ein Land zu verlassen, das für sie so unglücklich gewesen war. Ihre Reise endigte in Port-Jackson. — Von dem Schicksal der Ausreißer und besonders des jungen John hat man Nichts mehr erfahren.

Missionäre. Einführung des Christenthums auf Tonga.

Wir werden unten in der Geschichte der Völker des Tonga-Archipels sehen, daß erst nach vielen Anstrengungen und vergeblichen Versuchen die Missionäre so glücklich waren, hier festen Fuß zu fassen und Proselyten zu machen. Jezt stehen sie fest. Bennett hat im Jahr 1830 die Missionäre Turner und Croß besucht. Ihre Häuser, neben den Missionskapellen, sind wie die der Eingebornen aus Holz aufgeführt, reinlich und bequem. Zur Seite sind sorgfältig gepflegte Gärten, worin bereits viele europäische Gewächse akklimatisirt sind; die Bohnen konnte man jedoch noch nicht fortbringen. Die Häuser der Eingebornen gewähren einen angenehmen Anblick; sie bestehen aus Holz, ruhen auf Stangen und Schilfrohr und sind mit Pandanus-Blättern ganz bedeckt. Im Ganzen hat sich an ihnen seit der Anwesenheit der Missionäre Nichts verändert.

Die Nachrichten, welche wir über den Stand der christlichen Sache auf diesen Inseln besitzen, reichen bis ins Jahr 1835, und lassen keinen Zweifel, daß sie zu einem vollständigen Triumphe gelangte. Hier das Nähere.

Es herrscht in der christlichen Kirche die Meinung, daß die Ausgießung des heil. Geistes nie reichlicher, sein Einfluß nie mächtiger und seine Wirkung nie außerordentlicher sich offenbarten, als an den Tagen, wo vom Himmel herab der verheißene Tröster, der Paraklet, sich auf die ersten Jünger niederließ und eine Menge von Heiden in Einer Begeisterung zum neuen Heilsglauben hinriß. Was man immer über dieses Ereigniß denken mag, ein ähnliches im Tonga-Archipel tritt ihm an die Seite, und gibt wenigstens den Beweis, daß, im Geist und in den Worten der Kirche gesprochen, die Quellen der Gnade noch nicht versiegt sind, oder — wie der Philosoph meint, aber damit die Sache noch nicht erklärt — daß auch jezt noch bei ganzen Volkshaufen, wie bei Einzelnen, rasche Uebergänge von einem Zustand der religiösen Ueberzeugung in einen andern vorkommen.

„Auf der Vavau-Gruppe fand gegen die Mitte des Jahres 1834 eine außerordentliche geistige Erweckung Statt; es war am 23. Juli. Ein eingeborner Prediger hatte über den Text der heiligen Schrift gepredigt, wo Christus über die Verhärtung der Juden Thränen vergießt. Die einfache, aber nachdrückliche Ermahnung, welche der Prediger an diesen Text knüpfte, machte auf die Versammlung einen solchen Eindruck, daß Vielen das Gewissen erwachte, und eine große Zahl ein heftiges Verlangen nach Erlösung zu offenbaren anfingen. Sie waren in ihrem Innern so tief erschüttert, daß sie einen Theil der Nacht im Gebet zubrachten. Dieß trug sich im Dorfe Ufui zu. Am nächsten Sonntag wiederholte sich dieselbe Erscheinung zu Feleton, einem andern Dorfe der Insel, wo fünfhundert Personen, von der göttlichen Gnade ergriffen, den Entschluß faßten, sich mit

ihrem Heile ernstlich zu befassen. Die Erweckung pflanzte sich von Ort zu Ort fort, daß man nach acht Tagen tausend Personen zählte, welche aus ihrem Todesschlaf zum wahren Gott sich bekehrten. Seit langer Zeit seufzten die Missionäre, daß sie bei den Eingebornen so wenig Hinneigung zum Christenthum entdeckten, und da, wo es Platz gegriffen hatte, war es noch bloßer Formalismus. Jezt auf Einmal hatten sie die Freude, die Bevölkerung mit einem Aufschwung sich dem Heile zuwenden zu sehen, welcher sie aufs Höchste überraschte, so daß in diesem Augenblick die ganze Insel dem Herrn unterworfen ist. 3066 Personen wurden Kirchenglieder, darunter wurden gegen 2000 innerhalb sechs Wochen bekehrt. Die Insel zählt jezt 20 Betorte, 20 Schulen für Erwachsene, 40 eingeborene Prediger, ohne die europäischen Missionäre.

Eine ähnliche Erscheinung bietet sich uns auf den Hapai-Inseln dar. Unter dem 10. September 1834 kündigte der Missionär Jaker an, daß die Ströme der göttlichen Gnade sich über die Bevölkerung von Lifuka und der Umgebung ergossen, daß Tausende von Knien sich vor Jehova gebeugt, Tausende von Lippen bekannt hätten, daß Christus der Herr sey zum Ruhme des allmächtigen Vaters. Der Stachel des göttlichen Wortes blieb in vielen, vielen Seelen zurück, und während der Predigt mußten mehrere wie der Zöllner ausrufen: O Gott, hab' Mitleiden mit mir, der ich ein großer Sünder bin! Unter den Büßenden sah man den König und die Königin, welche zuvor im Gefühl ihrer Sünden in den Staub niedergekniet waren, in zuversichtlicher Gewißheit ihrer Versöhnung sich vom Boden erheben. Jeder Tag war ein Sonntag, wo vier bis fünfmal Gottesdienst gehalten werden mußte, um das Bedürniß aller dieser nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Seelen zu befriedigen. Von Lifuka verbreitete sich die Erweckung beinahe auf alle Inseln dieser Gruppe und der Missionär schließt seinen Bericht mit den Worten, daß innerhalb 14 Tagen zweitausend Personen bekehrt worden seyen.

Die Tonga-Gruppe blieb nicht zurück. Ein eingeborner Prediger, Namens Joel Mapples, der von den Hapai-Inseln nach Nukualofa gekommen war, berichtet hier Auftritte ähnlicher Art. Er erzählte in der Kapelle vor der zahlreichen Versammlung die wunderbaren Begebenheiten, von welchen er Zeuge in der Nachbarschaft gewesen war, und viele Einwohner des Ortes, von einer heiligen Nacheiferung ergriffen, wandten ihre Herzen zu Gott. Mehrere Tage lang dauerten die Versammlungen, Gebete, Gesänge und Freudenfeste. Aber Dieß regte auch die Feindschaft der Heiden auf, und sie beschloßen, den Betstunden ein Ende zu machen. Einige Häuptlinge stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und benuzten einen Festtag, um ihre verrätherischen Plane in Ausführung zu bringen. Die Christen wurden angefallen, geschlagen, mit dem Tode bedroht, und schon schwebte über dem Haupte eines frommen Chefs Namens Tubu das Mordbeil, als die Vorsehung den Schlag noch abwandte. Die Kapelle wurde jedoch in Brand gesteckt und die Station von Talafur in Grund und Boden ruinirt. Von hier verbreitete sich die Verfolgung nach drei anderen Missionsposten; die Christen wurden davongejagt, ihre Häuser geplündert, die Kirchen angezündet. Aber weit entfernt, daß diese Prüfungen die Neubekehrten in ihrem Glauben wankend machten, wurden sie vielmehr nur um so lebhafter darin bestärkt und zogen das Kreuz Christi und seine Schmach allen den Gütern vor, deren sie in der Verfolgung beraubt worden waren.

Auf Tonga arbeiteten die Missionäre unter dem Schutze und der Beistimmung des Hauptchefs oder Königs Tubu. Die Hapai- und Vavau-Inseln sind gegenwärtig unter der Regierung eines frommen Fürstenpaares vereinigt; der König Georg und die Königin Charlotte sind beide aufrichtige, thätige und eifrige Christen. Sie machen häufige Besuche auf den ihnen angehörenden Inseln und nehmen einen oder den andern Missionär mit, um den Fortgang des Christenthums unter den Insulanern sicher zu stellen. Wo sie hinkommen, empfängt man sie mit Gesang und Musketensalven. Oft führt der König selbst in den religiösen Versammlungen den Vorsitz, in welchen den Eingeborenen der Katechismus erklärt wird.

Von Vavau, Hapai und Tonga wurde das Christenthum durch bekehrte Eingeborne nach den benachbarten Inseln Viti-Keppel und Nivafu oder Boscawen gebracht. Die Umstände, unter welchen es auf Boscawen, einer sehr bevölkerten und ansehnlichen Insel, eingeführt wurde, sind sehr merkwürdig; wir entnehmen sie einem Berichte des Missionärs Watkin zu Lifuka auf Hapai, vom Februar 1835.

Eine große Anzahl Einwohner von der Insel Vavau hatten ihren alten König Finau nach Niva begleitet und sich wieder eingeschifft, um nach Hause zu segeln, als das kleine Geschwader, aus vier großen Canot bestehend, mit 60 bis 70 Personen an Bord, unterging. Die Trümmer, welche der Wind an den Strand trieb, brachten uns bald die Nachricht von diesem traurigen Vorfalle. Zwei andere Canot langten nach der langen mühseligen Fahrt unter großen Gefahren und beträchtlichen Verlusten endlich hier an. Das vierte Canot wurde lange nach allen Weltgegenden hin verschlagen und landete endlich zu Nivafu. Gewiß war nach solchen Gefahren und Aengsten der Anblick des festen Landes etwas höchst Erfreuliches; allein die ungücklichen Reisenden wußten, daß sie von Seiten dieser Insulaner wenig Freundschaft zu erwarten hätten, da die Insel vor allen anderen durch Grausamkeit und Blutdurst berüchtigt war. Nicht lange stand es an, so erfuhren sie auch, daß ihre Befürchtungen nicht unbegründet seyen, denn kaum fuhren sie ans Land, um auszusteigen, so sprangen Bewohner in Massen herbei, um sie zu hindern, einen Fuß ans Land zu setzen und sie zu nöthigen, wieder in See zu gehen. Man berathschlagte auf dem Canot, was zu thun sey; nach Strapazen, wie man sie eben erduldet, sich wieder dem Meere anvertrauen, hieß einem gewissen Tode entgegengehen; man beschloß also nach reiflicher Betrachtung der Lage und allen verschiedenen Seiten, welche sie darbot, allen Gefahren Trotz zu bieten und ans Land zu gehen. Da sie Flinten und Pulver in hinreichender Menge an Bord hatten, so konnten sie sich wenigstens eine Zeit lang mit ihren Feinden messen. Sie luden sofort, jedoch nur blind, und segelten muthig auf das Land zu. Auf den ersten Schuß waren sie Herren des Kampfplatzes, denn alle Insulaner, erschreckt durch den Blitz und Donner der Feuergewehre, begaben sich mit reißender Geschwindigkeit auf die Flucht. Allein unsere Reisenden machten von ihrem schnellen und unschuldigen Siege keinen schlechten Gebrauch. Obgleich erst vor Kurzem in den Schoß des Christenthums aufgenommen und von seinem heiligen Lichte erleuchtet, wollten sie diesen unwirthlichen Menschen nichts Schlimmes zufügen, sondern dachten vor Allem darüber nach, wie sie ihnen nützlich werden könnten. Bald kehrten die Feinde ans Ufer zurück, baten die Sieger um Verzeihung und brachten

Geschenke und Friedenszeichen, und unsere neuen Christen verziehen ihnen willig und fingen sogleich an, zu ihnen von dem hohen Gute der göttlichen Religion und des Evangeliums zu sprechen, indem sie ihnen Alles, was sie von Jehova und Jesus Christus wußten, erzählten. Ihre Reden und Ermahnungen machten Eindruck; das Oberhaupt der Insel erklärte sich für das Evangelium; sehr Viele folgten seinem Beispiele, und in Kurzem hatten die meisten Bewohner der Insel diese Partie ergriffen. So lange unsere Brüder zu Nivafu verweilten, war ihre Hauptbeschäftigung zu beten, geistliche Lieder zu singen und jede Gelegenheit, jedes Mittel zu benutzen, die Bewohner der Insel zu erleuchten und zu befestigen, und als sie abreisten, ließ man ihnen den kenntnißreichsten und unterrichtetsten mit Büchern zurück, die spärlich das Bedürfniß deckten. Dieser Lehrer mußte so lange bleiben, bis man ihnen andere schicken oder einen Missionär verschaffen könnte, und leider muß ich bedauern, daß Dieß bis Jezt noch nicht möglich war, da wir zu wenige sind, um den Bedürfnissen der gegenwärtig bestehenden Stationen zu genügen, und obgleich ich schon lange die Insel zu besuchen wünsche, ist es mir doch bis diesen Augenblick nie möglich gewesen.

Derselbe Missionär schreibt unterm 1. März 1835:

„Heute am 1. März erhielt ich von Samuel, dem eingeborenen Lehrer, welchen ich nach Niva geschickt habe, einen sehr erfreulichen Brief. Die ganze Bevölkerung der Insel ist zum Christenthum übergetreten. Ein Missionär ist durchaus nöthig. Samuel zeigt mir an, daß er sehr arm an Büchern sey; er bittet mich dringend darum, und schließt seinen Brief, ich möchte sein Werk mit meinen Gebeten unterstützen. Er war Anfangs entschlossen, mit dem Fahrzeug, welches mir seinen Brief überbrachte, hieherzukommen; aber die geistige Nothdurft seiner Heerde hat es ihm nicht erlaubt. Ich kann mich nicht enthalten, zu erzählen, wie es zuging, daß er bei ihr zurückblieb. Er war bereits auf dem Schiffe, um abzugehen, als eine solche Menge von Einwohnern erschien, um ihn zurückzuhalten, daß das Fahrzeug zu sinken begann. „Was soll Dieß?“ rief Samuel bestürzt. Du willst davon gehen, antwortete man ihm alsbald; du, unser einziger Lehrer? Dann wollen wir Alle auch mit dir gehen, denn wer wird uns unterrichten, wenn du nicht bei uns bist? Werden uns die Bäume lehren, und kann uns das Haus, in welchem wir uns versammeln, Unterricht ertheilen? Nein! so gehen wir mit dir!“ — Durch so dringende Reden besiegt, sagte ihnen Samuel: „Wohlan, es sey, ich bleibe bei euch, und will euch, so gut ich's vermag, unterrichten.“ Darauf kehrte er mit ihnen nach der Insel zurück, und das Schiff ging ohne ihn ab.

„Ich füge über Samuel noch bei, daß er ein Häuptling von sehr hohem Range ist, und jezt ist er nicht nur Lehrer, sondern auch Statthalter von Niva; denn das vorige Oberhaupt hat ihn zu seinem Nachfolger ernannt. Seit er im Amte ist, hat ein englischer Wallfischfänger bei der Insel Anker geworfen. Der Kapitän stieg ans Land und stellte an Samuel gewisse Wünsche von scandalöser Art. Samuel beantwortete sie kurz mit einem: Ikoi ambito, Nein! Der unverschämte Kapitän wiederholte aber seine Vorstellung und bot reiche Geschenke, wenn er einwilligte, indem er ihn durch eine Menge von sehr nützlichen Gegenständen, die er ihm als Geschenk anbot, zu bestechen suchte. Allein Samuel antwortete ihm mit einem noch bestimmteren Nein als das Erstemal und fügte bei: „Die Gnade Gottes ist mir lieber als all dieser nichtige Sündensold, lieber

sogar als alle Schätze der Welt." — Der Kapitän zog beschämt ab und ging mit einer guten Lektion, die ihm ein Christ, kaum noch Heide, ertheilt hatte, zu Schiff."

Geschichte von Tonga.

Tasman, der berühmte holländische Seefahrer, ist der wahre Entdecker der Tonga-Inseln. Am 19. Jan. 1643 sah er die Insel Pylstart. Darauf erkannte er die Insel Eoa, und später die Insel Tonga-Tabu, jene nannte er Middelburg, diese Amsterdam. Er erhielt an Bord Besuch von Eingeborenen: sie kamen ganz ohne Waffen, zeigten sich in ihrem Benehmen voll guter Gesinnung, und einige unbedeutende Diebstähle ausgenommen hätte der große Entdecker ihnen nicht den mindesten Vorwurf machen können. Er segelte nach der Insel Namuka, welcher er den Namen Rotterdam gab. Er schildert die Einwohner derselben sanftmüthig aber diebisch, die Gegenden fruchtbar und gartenmäßig angebaut. Sonst sind seine Nachrichten über den Tonga-Archipel sehr spärlich, und es stand 130 Jahre an, bis sie wieder von Kapitän Cook gesehen wurden. Die Eingeborenen nahmen die Engländer aufs Zuvorkommendste auf. Der gelehrte Naturforscher Forster sagt in dieser Beziehung: „Alt und Jung, Männer und Weiber, überhäuften uns mit Zärtlichkeiten und küßten uns mit der herzlichsten Liebe die Hände, drückten sie an ihren Busen und warfen uns gerührte und rührende Blicke zu." — Trotz dieses friedlichen Aeußern trugen sie fast alle Waffen, Keulen von allen Formen, Bogen, Lanzen, Pfeile. Gewiß waren sie nicht gewohnt, auf diesen Waffen nur immer auszuruhen. Uebrigens wurde die gute Eintracht zwischen den Eingeborenen und Fremden in Nichts gestört. Forster besuchte die Umgegend und sah die schönste Gegend vor sich. „Wir stiegen," erzählt er, „auf einen Hügel, um das Innere des Landes zu untersuchen, und wanderten durch die reichen Pflanzungen oder Gärten, welche von Bambus-Zäunen oder lebendigen Hecken von der erythrina corallodendron eingefaßt sind. Ein Fußpfad führte uns in einen Bezirk mit einer Pflanzung von Bananen und Ignamen, welche mit derselben Regelmäßigkeit und Ordnung angelegt waren, wie Dieß in unsern Gärten geschieht. Der Fußweg lief in eine weite ausgedehnte, von Futterkräutern bedeckte Ebene aus. Am andern Ende war ein köstlicher Spaziergang, etwa eine Meile (englische) lang, aus vier Reihen Kokosnußbäumen bestehend, welche in einen Fußpfad ausliefen, der zwischen Pflanzungen sich hinzog. Er führte in ein angebautes Thal, wo mehrere Wege sich kreuzten. Eine herrliche Aue nahm uns auf, mit dem schönsten Grün bedeckt und von großen Bäumen von allen Seiten eingefaßt. Eine balsamische Luft umwehte uns; der Seewind spielte in unseren Haaren und Kleidern und erfrischte die Atmosphäre; Schaaren von Vögeln zwitscherten, und die Tauben kurrten in den Blättern. Sehr merkwürdig sind die Wurzeln eines Baumes, unter welchem wir uns niederließen: sie erhoben sich vom Stamm an fast acht Fuß hoch über das Erdreich; die Schoten waren mehr als eine Ruthe lang und zwei bis drei Zoll dick. Diese fruchtbare und abgelegene Stelle gab uns ganz eine Vorstellung von den zauberhaften Lusthainen, welche die Romantiker mit allen Farben der Phantasie ausschmücken, und man könnte in der That in der ganzen Welt keinen einsamen Winkel finden, in den man sich lieber zurückziehen möchte, wenn es dieser herrlichen Insel nur nicht an Wasser mangelte u. s. w."

Am Tag darauf warf Cook vor Hifo auf Tonga-Tabu Anker. Er fand daselbst dieselbe Gastfreundlichkeit, und die Eingeborenen beeilten sich, Lebensmittel in Menge gegen die geringfügigsten Dinge einzutauschen.

Im nächsten Jahr besuchte Cook den Archipel aufs Neue und warf dießmal auf der Nordküste von Namuka Anker. Einige Diebereien der Eingeborenen störten das gute Vernehmen; der unerbittliche Kapitän ließ zwei große doppelte Piroguen wegnehmen, und da ein Tongese sie vertheidigen wollte, so ließ er auf ihn schießen, jedoch nur mit Schroten. Der Unglückliche, welcher mit Wunden bedeckt wurde, stieß ein jammervolles Geschrei aus, und der Schiffschirurg wollte ihm einen Umschlag von Bananen umbinden; die Eingeborenen machten ihm aber einen Brei aus dem Marke des Zuckerrohrs, und der Chirurg gestand selbst, daß dieß wirksamer sey. Kaum war das Pflaster aufgelegt, so vergaßen die Insulaner der grausamen Züchtigung ihres Landsmanns und gaben den Engländern wieder die aufrichtigste Freundschaft zu erkennen. „Die Weiber," sagt Forster, „welche bei dem Verband des Verwundeten zugegen waren, schienen am eifrigsten besorgt, den Frieden wiederherzustellen, und ihre furchtsamen Blicke waren ebenso viele Vorwürfe gegen unser übermüthiges und gewaltthätiges Benehmen. Sie saßen auf einem hübschen Rasenplatz, bildeten zu mehr als fünfzig eine Gruppe und luden uns ein, an ihre Seite zu sitzen, indem sie alle möglichen Zeichen von Zärtlichkeit und Zuneigung an uns verschwendeten. Die Freundin des Chirurgen war eine der verliebtesten und nahm unter den Schönheiten der Insel vielleicht die erste Stelle ein. Ihr Wuchs war reizend, ihre Formen vom schönsten Ebenmaß, ihre Züge, vollkommen regelmäßig, waren voll Sanftmuth und Anmuth; ihre großen schwarzen Augen glänzten, ihre Hautfarbe war weißer als die des niederen Volkes. Sie trug einen braunen Zeug, der unter dem Busen an den Leib sich anschloß und bis auf die Füße hinabhing ꝛc."

Bei dieser zweiten Landung machte man die Bekanntschaft der Hapai-Inseln, nördlich von Namuka. Cook fuhr zwischen Kao und Tofua hindurch und überzeugte sich, daß leztere einen thätigen Vulkan hatte.

Cook's dritte Reise nach diesen Inseln fand im Jahr 1777 Statt, und auf dieser wichtigsten seiner Reisen gab er dem Tonga-Archipel den Namen Freundschaftsinseln. Kaum hatte er auf der Rhede von Namuka Anker geworfen, als ein Egui (Häuptling) mit Namen Tubo auf Besuch an Bord kam. Einige Tage darauf stellte sich ein noch mächtigerer Häuptling, Finau, ein, der sich als den unumschränkten Beherrscher aller Inseln des Archipels darstellte. Er forderte Cook auf, auf den Hapai-Inseln auszuruhen, und sie gingen beide dahin ab. Allein es stand nicht lange an, so ließ sich der wahre Souverän sehen, Pulaho-Fata-Fai, der Tui-Tonga des Landes.*) Wir haben bereits über diesen geistlichen Oberherrn gesprochen und fügen nur bei, daß er von der Tätowirung und Beschneidung**) ausgenommen war, daß man sich ihm gegenüber einer ganz besonderen Sprache bediente,***) und daß man am Natschi-Feste

*) Sein Bildniß s. Bl. 186.

**) Wir erfahren hier gelegentlich eine merkwürdige Sitte, welche, wenn sie wirklich auf den Tonga-Inseln früher stattfand, wohl verdient hätte, weiter oben, wo sie ihre geeignete Stelle fand, abgehandelt zu werden. Da dieß nicht geschah, so möchten wir fast an der Richtigkeit dieser Angabe zweifeln. Anm. d. Uebers.

***) Auch dieß ist eine neue Bemerkung, welche wir nur so gelegentlich erfahren. Anm. d. Uebers.

die Erstlinge von allen Erzeugnissen, welche bis dahin tabuirt waren, ihm zu Füßen legte.

Nichts desto weniger war der ehrgeizige Finau nach dem Tui-Tonga der gefürchtetste Häuptling dieser Inseln und dazu der Vetter des leztern. Nach ihm kam Mari-Maqui, der Schwager von Pulano, und damals Oberhaupt der Familie Tubo, Finau's Oheim, welcher seit Kurzem gestorben war. Alle diese Häuptlinge bemühten sich um Cook und beeiferten sich um die Wette, den werthen Gast gut zu bewirthen.

Der Aufenthalt auf der Insel, welcher länger als einen Monat währte, war ein beständiges Fest. Eines, von Finau veranstaltet, wollen wir weitläufiger erzählen.

Eine Menge Bewohner hatten sich versammelt. Cook bildete sich wohl ein, daß es etwas Außergewöhnliches geben müsse, aber er konnte es weder errathen, noch von Mai erfahren, was es werden solle. Der Kapitän und die Häuptlinge nahmen Platz. Ein Hundert Eingeborene erschienen mit Bananen, Kokosnüssen und Zuckerrohr beladen, legten ihre Bürde nieder und machten zwei Pyramiden daraus zu unserer Linken, wo sie auch eingetreten waren. Bald kam ein anderes Hundert von der Rechten her, und brachte denselben Haufen von Früchten, welche ebenfalls in zwei Pyramiden aufgeschichtet wurden. Auf den ersteren wurden noch zwei Milchschweine und sechs Hühner, auf die zwei anderen Pyramiden ebenfalls ein Milchschwein und zwei Schildkröten gelegt. Ein Häuptling sezte sich vor die Pyramide zur Linken, ein anderer vor die zur Rechten nieder, wie Finau es angeordnet hatte, dem sie mit blindem Gehorsam zu folgen schienen.

So wie alle Lebensmittel in Ordnung gebracht und mit nicht geringer Symmetrie hingeschichtet lagen, traten die Träger in einen Haufen zusammen, und Alle stellten sich ringsher in einem Kreise auf. Alsbald trat eine gewisse Anzahl von Männern, mit Keulen aus grünen Kokoszweigen bewaffnet, in die Mitte des Kreises. Einen Augenblick zeigten sie sich, dann trat die Hälfte auf diese, die andere auf jene Seite, und sezten sich vor den Zuschauern nieder. Gleich darauf nahmen die Wettkämpfe ihren Anfang, in welchen Mann gegen Mann auftrat. Ein Kämpfer trat aus der Reihe, näherte sich dem gegenüber befindlichen Haufen und forderte, mehr mit einer ausdrucksvollen Miene als mit Worten, einen Gegner zum Kampfe auf. Wurde die Aufforderung angenommen, so trafen die Kämpfer erst ihre Bestimmungen, dann griffen sie sich an. Der Kampf dauerte so lange, bis einer sich für überwunden erklärte oder mehrere Waffen zerbrochen waren. War ein Kampf beendigt, so trat der Sieger auf den Häuptling zu, warf sich vor ihm auf die Erde, stand auf und zog sich wieder zurück. Die Alten, welche die Kampfrichter machten, begrüßten ihn mit wenigen Worten; das Publikum und überhaupt die Partei, welcher er angehörte, rühmte durch zwei- oder dreimaligen Zuruf den Sieg, den er davongetragen.

Dieses Schauspiel wurde von Zeit zu Zeit unterbrochen und die Zwischenräume durch Ring- und Faustkämpfe ausgefüllt. Die ersteren sind wie auf Taiti, die zweiten fast wie in England. Was aber Cook am meisten auffiel, waren zwei starke Weiber, welche auf den Kampfplatz vortraten und mit ebensoviel Gewandtheit wie die Männer den Faustkampf aufführten. Sie lagen sich schnell in den Haaren, und nach zwanzig bis dreißig Secunden war eine derselben kampfunfähig. Die Siegerin wurde wie die Männer beglückwünscht. Obgleich die Engländer an diesem leztern Schauspiel nicht viel Vergnügen

farden, so trat doch ein zweites Paar vor, junge muthvolle Mädchen, und sie würden sich grausam zerzaust haben, wenn nicht zwei alte Weiber sie getrennt hätten. — Diese verschiedenen Kämpfe hatten ein Publikum von mehr als 3000 Zuschauern, und auf beiden Seiten lief Alles ganz vergnügt ab, obgleich einige Kämpfer, Männer und Frauen, nicht wenig mitgenommen waren.

Die auf der rechten Seite niedergelegten Mundvorräthe wurden für Mai bestimmt, die zur Linken, beinahe zwei Drittheile des Ganzen, dem Kapitän überlassen. Finau sagte zu Cook, er könne, wenn er wolle, sie gleich mitnehmen; wo nicht, so sey es unnöthig, sie bewachen zu lassen, da kein Eingeborener sie berühren werde. Und wirklich fehlte, als man sie an Bord brachte, nicht das Geringste davon, obwohl so viel vorhanden war, daß man vier Schaluppen damit beladen konnte, so daß Cook über die Freigebigkeit Finau's ganz erstaunt war; denn auf allen Inseln, die man bis Jezt besucht hatte, hatte kein König eine solche verschwenderische Gastfreundschaft bewiesen, so daß der englische Kapitän Allem aufbot, um im Schenken hinter dem tongaischen Oberhaupte nicht zurückzubleiben, der seinerseits mit den Gaben vollkommen zufrieden war und ihm noch zwei schöne Schweine, eine Menge Stoffe, Ignamen u. s. w. überschickte.

Finau bezeigte Lust, ein Exercitium von Seesoldaten zu sehen. „Da ich ihm," sagt Cook, „diese Freude machen wollte, so ließ ich alle Mannschaft von den beiden Fahrzeugen an's Land treten. Wir ließen sie erst einige Schwenkungen machen und dann im Feuer exerciren. Die Zuschauer waren ganz bezaubert. Seinerseits gab uns Finau ein Schauspiel, das nach meiner Ansicht mit einer Geschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt wurde, daß es unsere militärischen Uebungen weit übertraf. Es war ein von Allem, was wir bisher sahen, so verschiedener Tanz, daß es nicht leicht ist, davon eine Beschreibung zu geben. Hundertfünf Personen nahmen daran Theil. Jeder hatte ein dritthalb Fuß langes, mit einem kurzen Heft versehenes, wie es schien, leichtes Stück Holz in der Hand, und so bewaffnet stellten sie sich in drei Reihen auf und machten verschiedene Schwenkungen, deren jede von einer andern Stellung begleitet war. Nur kurze Zeit verweilten sie in dieser Stellung, und die Veränderungen gingen mit der größten Lebhaftigkeit vor sich. Bald bildeten sie nur eine Linie, bald einen Halbkreis, dann zwei Colonnen, endlich ein Viereck, und wenn sie diese letztere Bewegung ausführten, bewegte sich immer einer der Tänzer zu mir her. Das Ganze schloß mit einem grotesken Tanze.

„Ihre musikalischen Instrumente bestanden in zwei Trommeln oder vielmehr zwei hohlen Holzblöcken, welchen sie Töne zu entlocken wußten, indem sie mit zwei Stäben darauf schlugen. Uebrigens schienen sich die Tänzer weniger nach diesen Tönen als nach dem Gesang zu richten, welchen die Tanzgesellschaft selbst anstimmte. Derselbe hatte eine sehr angenehme Melodie, und alle Bewegungen harmonirten mit demselben so gut, daß man Automaten zu sehen glaubte. Ich zweifle nicht daran, daß ein derartiges Ballet auch auf unsern Theatern gefallen müßte. Von unseren Instrumenten halten sie nicht viel; der Tambour fand allein Gnade in ihren Augen, obgleich sie ihn noch tief unter sich hielten.

„Um ihnen zu guter Lezt einen günstigern Begriff von unseren Vergnügungen beizubringen und sie auf eine eindringliche Art von unserer Ueberlegenheit zu überzeugen, befahl ich, ein Feuerwerk zu richten, das

man bei anbrechender Nacht in Gegenwart Finau's, anderer Häuptlinge und unter einem großen Zusammenlauf von Volk abbrannte. Einige Stücke verunglückten, die übrigen hatten ganz die erwartete Wirkung. Unsere Raketen vor Allem sezten sie in eine Verwunderung, die über allen Ausdruck geht. Wir trugen entschieden den Sieg davon.

„Gleichwohl diente die Ueberlegenheit nur dazu, ihre Nacheiferung noch stärker zu reizen. Kaum war das Feuerwerk vorüber, so hoben die Tänze von Neuem an, nach einer Musik von 18 Personen, welche in der Mitte eines Kreises, der durch zahlreiche Zuschauer gebildet war, vor uns saßen; ebendaselbst hatten die Uebungen und Tänze stattgefunden, fünf bis sechs Musikanten hielten jeder ein dickes, drei, fünf und sechs Fuß langes an dem einen Eck offenes an dem andern geschlossenes Bambusrohr beinahe senkrecht in der Hand, schlugen dasselbe beständig gegen die Erde und wußten so nach Maßgabe der Länge der Rohre verschiedene Töne hervorzubringen; ein anderer Musiker war mit den hohen Tönen beauftragt, die er dadurch erzeugte, daß er lebhaft und ununterbrochen mit zwei Stäben auf ein Stück gespaltenes und auf dem Boden liegendes Bambusrohr losschlug. Die übrigen Musiker, und auch der Leztere mit dem Instrumente für die hohen Töne, sangen eine langsame und sanfte Melodie, welche die rauhen Töne jener Instrumente so gut milderte, daß Einer unserer Leute, der ein gutes musikalisches Ohr hatte, selbst den angenehmen Eindruck dieser so ganz einfachen Harmonie zugestehen mußte.

„Das Conzert mochte etwa eine Viertelstunde gedauert haben, als zwanzig Weiber auf den freien Platz hervortraten. Die meisten hatten Blumen in die Haare geflochten, andere hatten sich mit Baumblättern, welche auf eine sinnreiche Art zugeschnitten waren, herausgepuzt. Sie bildeten einen Kreis um die Musiker, das Gesicht ihnen zugekehrt, sangen ein Lied, zu welchem diese die Antwort gaben, und begleiteten den Gesang mit den angenehmsten Bewegungen, indem sie beständig einen Schritt vorwärts, den andern rückwärts machten. Darauf wandten sie sich gegen die Zuschauer, sangen noch eine Zeit lang und zogen sich langsam in geschlossenen Reihen auf die Stelle des freien Platzes, welcher den Sitzen der Zuschauer gegenüberstand. Dann trennten sich zu beiden Seiten eine ab, beide begegneten sich, liefen jezt vereinigt, eine hinter der andern, im Kreise herum, bis sie wieder zu ihren Gefährtinnen stießen. Jezt standen zur linken Seite vier andere auf; zwei davon liefen hinter einander im Kreise herum und sezten sich dann; die beiden andern blieben auf ihrem Platze stehen und schloßen sich dann dem ganzen Trupp an, welcher aufs Neue einen Kreis um die Musikanten bildete.

„Bald nahm der Tanz einen lebhafteren Charakter an. Die Tänzerinnen machten Sprünge, wobei sie den Leib halb umdrehten, schlugen in die Hände, schnalzten mit den Fingern und fielen zuweilen mit einigen Worten in den Chor der Musiker ein, und als gegen das Ende der Takt immer an Schnelligkeit zunahm, wußten sie ihren Bewegungen und Stellungen eine Mannigfaltigkeit, Geschwindigkeit und Gelenkigkeit zu verleihen, daß man wirklich darüber erstaunen mußte. Die Sittsamkeit hätte vielleicht ein Wort darein zu sprechen gehabt; wie es nun aber schien, so hatten die Tänzerinnen mehr die Absicht, ihre Beweglichkeit als etwas Anderes zur Schau zu legen.

„Auf dieses Ballet von Frauen folgte ein anderes, welches von fünfzehn

Männern ausgeführt wurde. Einige darunter schienen uns alt zu seyn; allein das Alter hatte ihnen weder von ihrer Lebhaftigkeit noch Tanzlust etwas genommen. Sie stellten sich hufeisenförmig auf, das Gesicht weder der Versammlung noch dem Musikchor zugewendet, sondern schräg nach zwei entgegengesetzten Seiten gekehrt. Bald stimmten sie einen langsamen Gesang an, begleiteten die Musik und machten mit den Händen sehr anmuthige Bewegungen, jedoch in anderer Art als die Frauen. Sie bogen sich abwechselnd rechts und links, hoben ein Bein und streckten es gerade aus, während sie auf dem andern sich niederließen und auf derselben Seite den Arm ebenfalls ausgestreckt hielten. Dann leierten sie einige Sprüche her, welche der Musikchor beantwortete; in gewissen Zwischenräumen beschleunigten sie den Takt, indem sie die Hände zusammenschlugen und die Bewegung der Füße verdoppelten, ohne übrigens ihre Stelle zu verändern. Gegen das Ende wurde der Takt so reißend schnell, daß es schwer war, die verschiedenen Bewegungen, welche die Tänzer machten, zu unterscheiden, obgleich sie sehr müde seyn mußten, und der Tanz beinahe eine halbe Stunde gedauert hatte.

„Nach einem sehr langen Zwischenakte trat ein Duzend Männer auf, welche auf beiden Seiten des freien Platzes in zwei Reihen, die Gesichter einander zugekehrt, sich gegenüber stellten. Eine Person stand abgesondert, als eine Art Chorführer und sagte einige Worte her, welchen das Duzend und der Musikchor gleichmäßig erwiderten. Zuerst sangen sie langsam; dann immer schneller, der Schluß bildete einen Gesang und einen Tanz, der an Geschwindigkeit dem obenerzählten nicht nachstand.

„Darauf traten neue Frauen auf und nahmen der Hütte gegenüber, welche Finau inne hatte, Platz. Ein Mann stand auf und gab der ersten mit dem Finger einen Schlag auf den Rücken, dann der zweiten und dritten; die vierte, wie er an sie kam, schlug er, sey es aus Versehen oder aus Muthwillen, auf die Brust. Alsbald sprang ein Mann aus dem Haufen hervor und gab dem Ersteren eine solche Ohrfeige, daß er bewegungslos zu Boden fiel. Man trug ihn davon, ohne daß Jemand die Sache der mindesten Aufmerksamkeit würdigte. Nun trat noch ein dicker Mann in die Schranken, fiel über die übrigen Frauen her und spielte ihnen noch übler mit, als der Geschlagenen geschehen war, und um das Maß voll zu machen, wurde dieses Frauenchor zweimal angegriffen, so daß sie ihre Tänze von Neuem anfangen mußten, die im Uebrigen ganz dieselben waren, wie die oben beschriebenen. Endlich trat noch ein Lustigmacher auf, der über das Feuerwerk einige Schmeicheleien vorbrachte, worüber die Menge auf Kosten Cooks und seiner Gefährten sich lustig machte."

Das merkwürdigste Schauspiel, welchem die Engländer beiwohnten, war übrigens die große Festivität des Natschi, welche außer Cook Niemand gesehen hat und wahrscheinlich jezt Niemand mehr zu Gesicht bekommen wird. Wir entlehnen die Beschreibung dem Berichte Reybauds.

Das Fest hatte am 8. Julius Statt. Cook und seine Gefährten stiegen Morgens zu Mua ans Land und trafen in einer schlecht unterhaltenen Umzäunung Pulaho, wie er einem Kava präsidirte. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, begab man sich nach dem großen Malai. Bald strömten auf allen Wegen, die in diesen Platz einmündeten, Haufen von Menschen herbei, welche mit Lanzen und Streitärten bewaffnet waren. Sie stellten sich auf dem Malai auf und sangen im Chor ein klagendes und sanftes Lied. Während dessen zogen die übrigen Insulaner, einer hinter

dem andern vorüber, jeder auf der Spitze seiner Stange eine Igname tragend, die er zu den Füßen der Sänger niederlegte. Der Tui-Tonga und sein Sohn, ein Knabe von 12 Jahren, traten sodann auf und sezten sich auf dem Rasen nieder. Dann erst lud man die Engländer ein, sich neben diesen erlauchten Personen niederzulassen, hieß sie jedoch, als Zeichen der Ehrfurcht, die Schuhe ausziehen und die Haare losbinden. Wie alle Ignamenträger vorüber waren, hob man die Stangen auf und legte jede zwei Männern auf die Achseln, welche sich sofort in Processionsmanier zu zehn oder zwölf Mann aufstellten und so im Geschwindschritt über den Malai hinzogen. Jede Abtheilung hatte einen mit einer Keule oder einer Art Säbel bewaffneten Krieger an der Spitze und wurde von anderen Kriegern eskortirt. Ein Eingeborener, welcher auf einer verzierten Stange eine lebendige Taube trug, folgte dem Trupp, der etwa aus 250 Personen bestehen mochte. Sie nahmen ihren Weg nach dem benachbarten Faitoka, wo die Ignamen in zwei Haufen gelegt wurden.

Nach Beendigung dieser vorläufigen Ceremonien ließ Pulaho dem Kapitän Cook sagen, er solle seine Leute auf ihre Canot gehen lassen, weil in Kurzem ein feierliches Tabu die ganze Insel treffen und Jeder, den man auf dem Felde fände, Fremder oder Eingeborener, Gefahr laufen würde, mate zu seyn, d. h. ermordet zu werden. Der Kapitän bestand darauf, entweder allein oder in schwacher Begleitung bleiben und der ganzen Ceremonie anwohnen zu dürfen. Der Tui-Tonga schlug das Gesuch ab, machte Winkelzüge, und erst nachdem Cook wiederholt Allem aufgeboten hatte und immer wieder von den Eingeborenen zurückgewiesen war, erhielt er die Erlaubniß, sich auf einem Platze aufzustellen, von wo er die ganze Scene des Faituka überschauen konnte.

Eine große Zahl von Eingeborenen hatte sich bereits in dem Bezirke gruppirt. Sie zogen noch in Procession mit den Stangen umher, von deren Spitzen ein kleines Stück Holz, einer Igname ähnlich, herabhing, und gaben sich das Ansehen, als ob sie unter ihrer Last fast brechen müßten. Ehe sie sich noch nach der großen Hütte Pulaho's begaben, zogen sie vor den Engländern vorüber. Ein neuer Anstand erhob sich für Cook und seine Begleiter; man wollte sie ein für Allemal nicht dabei haben. Endlich nach langem Hin- und Herreden erhielten sie hinter den erhöhten Palissaden einen Platz, die ihnen aber alle Aussicht benommen haben würden, wenn sie nicht mit ihren Messern weite Löcher ausgeschnitten hätten.

Der Platz und die Zugänge des Malai waren von einer wimmelnden Volksmenge bedeckt, durch welche man Männer mit kleinen Stöcken und Kokosnußblättern hindurchschreiten sah. Ein alter Mann trat vor sie, sezte sich mitten auf dem Wege nieder, richtete in tiefem Ernste eine lange Anrede an sie und zog sich wieder zurück. Dann wurde in der Geschwindigkeit mitten auf dem Malai ein kleiner Schoppen aufgeschlagen, neben welchem sich der Sohn Pulaho's, der unter Vortritt von vier bis fünf Eingeborenen auftrat, niederließ, während ein Dutzend Frauen von hohem Rang, je zwei und zwei, auf ihn zugingen, jedes Paar mit einem Stück weißen, zwei bis drei Ellen langen Zeuges in der Hand, den sie zwischen sich ausbreiteten. So schritten sie auf den jungen Prinzen zu, banden ihm einige Zeugstücke um den Leib, und mischten sich sofort unter die übrigen Zuschauer.

Darauf erschien Pulaho selbst unter dem Vortritt von vier Männern,

und sezte sich dem Prinzen zur Linken, was diesen zum Aufstehen nöthigte, worauf er unter den Häuptlingen des Gefolges, unter dem nahestehenden Schoppen seinen Platz einnahm. Dieser Wechsel des Ortes war von eigenthümlichen Manövern begleitet, man schwenkte grüne Zweige gegen den Prinzen, es gab ein Rennen und Herlaufen, dessen Bedeutung nicht klar werden wollte.

In diesem Augenblick langte die große Prozession an, welche auf langen Umwegen vom Faitoka kam. Sie nahm ihren Weg rechts zum Schoppen, wo der Prinz stand, warf sich nieder, legte ihre Ignamen ab und hockte auf den Seiten des Malai nieder. Während dieses lang andauernden Aufmarsches sprachen drei Männer, welche dem Prinzen zur Seite standen, langsam und einförmig eine Art sakramentalischer Formel her. Nach einer langen Pause bestieg ein Redner einen erhöhten Platz auf der Wiese und hielt eine lange Rede, welche er von Zeit zu Zeit unterbrach, um die Stäbe, welche die Processionsleute herbeigebracht hatten, zu zerbrechen. Wie die Volksrede oder das Gebet gesprochen war, standen der Prinz und sein Gefolge auf, liefen durch eine doppelte Gasse von Zuschauern und handelnden Personen hindurch und verschwanden. Auch die Versammlung zerstreute sich; die zerbrochenen Stäbe blieben zerstreut auf dem Grasplatz des Malai liegen, und damit endigte der erste Tag des Natschi.

Die Ceremonien nahmen am folgenden Tag bei guter Zeit wieder ihren Anfang, und obgleich die Eingeborenen auch dießmal gegen die Anwesenheit Cook's sich sperrten, ließ er sich doch nicht abtreiben. Als er anlangte, war schon viel Volks versammelt; auf dem Boden lagen kleine Bündel von Kokosblättern an Stäbe gebunden. Alles, was der Kapitän von der Sache begreifen konnte, war, daß die Bündel tabu seyen. Nach und nach nahm die Menge zu; jede Gruppe hatte eine Art von Anführer, der eine Standrede hielt, in welcher man oft das Wort Ariki hörte. Wie aber die feierliche Stunde selbst herbeikam, wollte man den Kapitän nochmals entfernen. Er hielt aber mit seiner gewohnten Beharrlichkeit Stand, und durch eine Art von Kompromiß erlaubte man ihm aufs Neue, der Feierlichkeit anzuwohnen, nur verlangte man, daß er, wie die Eingeborenen, die Schultern entblößen solle. Cook unterwarf sich dieser Formalität und durfte halb nackt bleiben und zusehen. Jezt traten der Prinz, seine Frauen und der König in den Malai. Die Ceremonien des vorigen Tages huben wieder an, der Zug der Weiber mit den Zeugen, die Gebete u. s. w.; auch die Prozession auf den Malai, das Defiliren u. s. w. Nur trugen dießmal die Eingeborenen statt einer wirklichen oder nachgemachten Igname ein Kokosblatt an ihren Stäben. Wie die Stäbe auf den Boden gelegt waren, so kam ein anderer Haufen, wovon jedes Paar einen Korb aus Palmblättern trug, dann kam ein dritter Haufen mit kleinen Fischen, welche oben zwischen die Gabeln der Stäbe gesteckt waren. Die Stäbe wurden einem Alten vor die Füße gelegt, der sie nach einander wegnahm, auf den Boden legte und eine Art Gebet hermurmelte. Man bot die Fische zwei Männern, welche grüne Zweige trugen, an, und legte den ersten Fisch zu ihrer Rechten, den zweiten zu ihrer Linken nieder. Wie es an den dritten Fisch kam, sprang ein Insulaner, der hinter den beiden dienstthuenden Personen stand, schnell auf den Fisch los und suchte ihn zu erhaschen. Die Lezteren machten dem Dieb den Fisch streitig, man zerrte, und der Fisch wurde in mehrere Stücke zerrissen. Der Angreifer warf jedes

Stück, dessen er mit seinen Fingern habhaft werden konnte, hinter sich, die beiden Anderen fuhren fort, sie neben sich auf den Boden zu legen. Diese Lachscene dauerte so lange, bis der unerwartete Fischdieb einen ganzen Fisch wegschnappen konnte, worauf die Versammlung ihm ein lautes malie! malie! (bravo) zuschrie. Nach diesem Zwischenfall nahm die Fischvertheilung ihren ungestörten Fortgang. Nachdem dieses Geschäft zu Ende geführt war, fanden Gebete Statt, um den wesentlichen Theil der Festhandlung vorzubereiten. Es war der Moment, wo der König seinem Sohne die ausgezeichnete Gunst widerfahren ließ, zugleich mit ihm zu essen, eine Ceremonie, die in Nichts weiter als einem Bissen gerösteter Igname bestand, welcher beiden zu gleicher Zeit dargereicht wurde. Während dieser feierlichen Minute mußte sich Cook umdrehen, damit er Nichts sehen könnte. Der Kapitän verlezte zwar das Verbot, allein eine Mauer von Eingeborenen stellte sich vor ihm auf, um ihm die Scene zu verschließen, so daß er weiter Nichts bemerken konnte.

Märsche, Contre-Märsche, Evolutionen, Processionen, bald in tiefer Stille, bald unter brüllendem Geschrei, Bewegungen mit Händen und Füßen folgten auf diese Ceremonie des Natschi zwischen Vater und Sohn. Das Fest schloß mit Scheingefechten, von Haufen gegen Haufen, und Mann gegen Mann, mit Ring- und Faustkämpfen, nebst einem obligaten Beiwerk von Volksbelustigungen aller Art.

Offenbar muß dieses Natschi, das für einen europäischen Zuschauer so durchaus alles Verständnisses entbehrt, eine allegorische Bedeutung haben. Die Ignamen, die Stäbe, die Kokosblätter, die langen Stangen, die Gebete, Kämpfe, Aufzüge, das Mahl zwischen Vater und Sohn, alles Dieses muß auf religiösen Mythen beruhen, und man kann sich darüber nicht täuschen, wenn man die Sammlung des Gemüths bei den Theilnehmern, den ernsten Charakter des Festes, die Wahl der handelnden Personen, welche alle aus hohen Klassen genommen sind, endlich die strenge Etikette, welcher die anwesenden Europäer sich unterwerfen mußten, in Betracht zieht. Die Engländer mußten sich halb entblößen, ihre Haare frei auf den Nacken hinabfallen lassen (man trug damals noch Zöpfe), mit untergeschlagenen Beinen niedersitzen und eine demüthige, bescheidene Stellung annehmen. Uebrigens war dieses Natschi, wie die Eingeborenen sich darüber äußerten, nicht eines der feierlichsten. Cook erfuhr, daß in drei Monaten Tonga-Tabu ein solches Fest feire, wo alle Eingeborenen der Insel, so wie die von Hapai und Navao, mit Tribut aller Art sich einfinden, und wobei auch Menschenopfer stattfänden.

Am 10. Juli 1777 verließ Cook Tonga-Tabu und landete vor der Insel Eoa. Hier fiel Nichts von Bedeutung vor, außer daß, gerade als das Schiff vor Anker lag, der Verführer einer tabuirten und darum unverletzlichen Frau auf frischer That ertappt wurde. Er wurde vor das Volk geführt, man öffnete ihm das Hirn und schlug ihm mit Keulen einen Schenkel entzwei. Die Frau kam aus Rücksicht ihrer hohen Geburt mit einigen Stockschlägen davon.

Am 26. Febr. 1781 entdeckte Maurelle, Kommandant der spanischen Fregatte Princesa, die Insel Amargaro. Gänzlicher Mangel an Mundvorrath nöthigte ihn in einem schönen und sichern Hafen der Insel Vavao anzulegen, welchen er Port du Refuge nannte. Die Eingeborenen schleppten ihm Lebensmittel im Ueberfluß herbei, und der Tubo, Finau's Oheim,

lud ihn zu Festen aller Art ein (die wir, als zur Genüge bekannt, dem französischen Verfasser dieses Werkes nicht weiter nacherzählen wollen).

Maurelle gab der Gruppe den Namen Don Martin de Mayorga; ihr wahrer Name ist Hafulu-Hu, und die Hauptinsel Vavao.

Laperouse ließ sich Ende Decembers 1787 in diesen Gewässern sehen. Im April 1789 erschien Bligh, Edwards landete im Jahr 1791 zweimal auf Namuka; d'Entrecasteaux auf Tonga-Tabu am 22. März 1793. In seinem Berichte tritt ein Finau auf, welcher eine große Rolle spielt. Welcher? ist nicht bekannt, da es in der Familie Tubo's so viele Mitglieder dieses Namens gibt. — Im April 1797 kam Wilson, Kapitän des Duff, welcher Missionäre führte. Die Verrichtungen des Tui-Tonga wurden damals durch Fua-Nunul-Hava, welchen Wilson mit dem Geschlechtsnamen Fatafai bezeichnet, ausgeübt. Wilson stieg alsbald ans Land und erforschte die Gesinnung der Häuptlinge. Gleich nach den ersten Eröffnungen erklärten diese, daß es sie höchlich freue, einige Europäer bei sich zu sehen. In Folge dieser Versicherung schifften sich zehn Missionäre aus und ließen sich zu Hifo nieder, unter dem Schutze des gefürchteten Tugu-Aho. „Es war Dieß", erzählt Wilson, „ein Mann von 40 Jahren, von einem finstern und schweigsamen Charakter. Er sprach wenig, wenn er aber in Zorn gerieth, so tönte seine Stimme wie das Brüllen eines Löwen. Fata-Fai hingegen, ein Mann in denselben Jahren, ebenso kräftig und wohlgebildet, hatte angenehme Manieren, war gesprächig und zuvorkommend. Sein Gang war edel und majestätisch, und Alles an ihm kündigte Verstand und das Verlangen an, sich auszubilden."

Tugu-Aho oder Talai-Tabu herrschte zu dieser Zeit wie ein wahrer Fleischer, und die Insel war eine Beute des Bürgerkrieges. Drei Missionäre waren ermordet worden. Nach einer langen Anarchie hatten sich die übrigen Missionäre genöthigt gesehen, auf Tonga-Tabu Zuflucht zu suchen. Allein die Anarchie nahm nach ihrem Abgang nur noch mehr zu. Für sein Leben besorgt, flüchtete der Tui-Tonga nach Vavao, wohin die Eingeborenen von Zeit zu Zeit hinwanderten, um Sr. Heiligkeit ihre Aufwartung zu machen. Finau, der Nebenbuhler Tugu's, trug den Sieg davon; der damalige Papst Tugu bestätigte seine Rechte und rühmte sich stolz dieser glänzenden Anhänglichkeit. Die Häuptlinge, Finau's Nebenbuhler, hieß er nur Gottlose und Rebellen.

Unter so traurigen Verhältnissen war Tonga-Tabu für die Europäer unzugänglich. Kurz nach der Ermordung der Missionäre gelang es der Mannschaft des Schiffes Argo, welche an der Viti-Gruppe Schiffbruch gelitten hatte, Tonga zu erreichen; sie kam aber bis auf Einen Mann, welcher von einem vorübersegelnden Schiffe aufgenommen wurde, in den Kämpfen mit den Eingeborenen um. Bald darauf trug sich ein noch traurigeres Ereigniß auf diesen Küsten zu. Da die Eingeborenen bis Jetzt nur mit wohlbemannten und gut bewaffneten Kriegsschiffen zu schaffen gehabt, so hatten sie all ihre Anschläge scheitern sehen. Sie glaubten daher mit Kauffahrern leichter fertig zu werden. Der Herzog von Portland, Kapitän Melon, war ihre erste Beute. In Folge des Verraths eines Malaien und eines amerikanischen Ausreißers Namens Doyle wurde die ganze Bemannung, mit Ausnahme eines gebrechlichen alten Mannes, vier Schiffsjungen und einer farbigen Frau, Namens Elise Mosey, niedergehauen.

Sie verdankten ihr Leben nur ihrem Alter und mußten bei dem Ausladen und bei der Zerstörung des Schiffes helfen, ohne daß jedoch auch sie ihrem Tode entgehen sollten, da man jede Spur dieses Mordstreiches zu vernichten beschloß. Doyle leitete das Geschäft. Die Löschung dauerte einige Tage, als eines Morgens der Alte und die vier Schiffsjungen über den Verräther, welcher den Eingeborenen hauptsächlich zu ihrem Raubanfall den Arm geliehen hatte, herfielen, ihn tödteten, die Eingeborenen vom Schiffe jagten, die Kabeltaue abhieben und in die hohe See stachen. Elise Mosey ließen sie auf der Insel zurück. Man hat von den Unglücklichen Nichts wieder erfahren; ohne Zweifel fanden sie unter einem andern Himmel ihren Tod.

Das Schiff Union von New-York, Kapitän Isaak Pendleton, verlor seinen Kapitän und mehrere Leute, und wenn der zweite Befehlshaber, Wrigt, nicht den Kabeltau hätte kappen lassen, so wäre das Schiff von den wüthenden Insulanern weggenommen worden, und Offiziere und Matrosen hätten ihren Tod gefunden. Man verdankte diese Rettung der Elise Mosey, welche, von den Eingeborenen abgeschickt, den Kapitän ans Land zu locken, sich ins Wasser warf, der Union die Gefahr meldete und an Bord genommen wurde. Das Schiff ging alsbald unter Segel, aber nur um in noch grausamere Hände zu fallen. Einige Tage darauf ging es auf den Viti-Inseln zu Grunde, und die Mannschaft wurde von den dortigen Kannibalen niedergemetzelt. Seit dem Unglücksfall der Union hielten wenige Kauffahrer auf Tonga an. Turnbull fuhr an Eoa vorbei, ohne anzulegen. Campbell, Kapitän des Harrington, kam 1809 nach Tonga, stieg aber nicht ans Land. Kapitän Brown wurde ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Der Port-au-Prince mit 24 zwölfpfündigen Kanonen und vier Karonaden von demselben Kaliber landete am 26. Nov. 1806 auf Lafuga. Mariner, welchem wir den Bericht über den Untergang des Schiffes und die genauesten Details, welche wir hier folgen lassen, verdanken, schiffte sich in einem Alter von vierzehn Jahren mit dem Kapitän Duck, welcher den Port-au-Prince befehligte, ein. Dieses schöne Fahrzeug, welches eine Mannschaft von hundert Köpfen trug, war theils auf den Wallfischfang, theils gegen die Spanier auf den Westküsten Amerika's ausgerüstet worden. Nachdem es in diesen Gewässern einige Prisen gemacht, starb der Kapitän Duck auf der Insel Ceros, an der Küste von Kalifornien, am 11. Aug. 1806, und wurde durch den Kapitän eines Wallfischfängers, Namens Brown, im Kommando ersezt. Dieser beschloß sogleich, nach den Hauai-Inseln unter Segel zu gehen, um hier das Fahrzeug so auszubessern, daß er Port-Jackson erreichen könnte, wo mit dem Schiff eine Gesammtreparation vorgenommen werden sollte. Er legte an Ha-uai an, dann auf Uahu, wo er acht Eingeborene aufnahm. Dann segelte er auf Taiti los, aber da ihn eine widrige Strömung diese Insel nicht erreichen ließ, beschloß er, mit vollen Segeln westlich zu fahren, nach den Tonga-Inseln. Am 27. Nov. signalisirte der Port-au-Prince die Hapai-Inseln und nach einigen Tagen warf er nordwestlich von Lefuga, wo auch Cook gelandet war, Anker. Am nämlichen Abend noch kamen viele eingeborene Häuptlinge mit Mundvorräthen an Bord, und brachten einen Insulaner von Ha-uai mit, welcher ein wenig Englisch sprach. Dieser Mensch Namens Tui-Tui suchte mit aller Macht

den Kapitän Brown zu überreden, daß die Eingeborenen auf's Beste gegen die Schiffsmannschaft gestimmt wären; einer der acht von Uahu mitgenommenen Insulaner dagegen ließ merken, daß Dem nicht so wäre, und rieth dem Kapitän, wohl auf seiner Hut zu seyn. Unglücklicher Weise kehrte sich dieser nicht an die Warnung. Am andern Tage befahl Brown der Schiffsmannschaft, das Fahrzeug am Kiel auszubessern, was viel Unzufriedenheit erregte, da es Sonntag war; es erfolgte sogar von einigen und zwanzig Leuten, welche sich ans Land begaben, ein Aufstand. Nachmittags suchten die übrigen den Kapitän auf und meldeten ihm, daß eine sehr große Zahl von Insulanern, mit Lanzen und Keulen bewaffnet, im Zwischendeck sich zusammengefunden hätten und Miene machten, sich des Fahrzeugs zu bemächtigen. Der Kapitän wollte dieser Nachricht Anfangs keinen Glauben schenken, allein als Mariner ihm die Wahrheit der Aussage bestätigte, beschloß er, sich selbst davon zu überzeugen. Er bestieg in Begleitung von zwei Häuptlingen, welche in diesem Augenblick bei ihm waren, das Verdeck. Diese hielten schon ihr Complott für entdeckt, ihr Leben in Gefahr, und zeigten die größte Aengstlichkeit; da jedoch der Kapitän sich nur darüber beklagte, daß zu viel bewaffnete Menschen auf dem Verdeck wären, so ließen sie schnell die Waffen ins Meer werfen und schickten die Insulaner fort. Gleichwohl bemerkte Mariner, daß sie die besseren Keulen und Lanzen sorgfältig behielten und nur die schlechtesten weggeworfen hatten.

Nachdem sich die Insulaner entfernt, forderten der Zimmermeister und Obersegler den Kapitän auf, Anstalten zu treffen, daß nicht wieder so viele Leute an Bord kämen, da es unmöglich wäre, unter einer solchen Menge fortzuarbeiten. Brown blieb taub und traf nicht die mindeste Vorsichtsmaßregel.

Am andern Morgen den 1. Dec. 1806 war das Schiff bereits voll von Insulanern. Gegen 9 Uhr suchte der verrätherische Tui-Tui den Kapitän auf, und lud ihn ein, einen Besuch auf das Land zu machen. Brown sagte es augenblicklich zu und hatte noch die Unvorsichtigkeit, nicht einmal Waffen zu sich zu nehmen. Kaum war er eine halbe Stunde fort, so stießen die Insulaner ein großes Geschrei aus und fielen über die Schiffsmannschaft her. Mariner flüchtete sich Anfangs in die Pulverkammer, wo er bereits den Faßbinder fand. Hier berathschlagten sie einige Augenblicke, was zu thun wäre, und beschloßen, das Schiff in die Luft zu sprengen. Da sie sich aber kein Feuer zu verschaffen wußten, so beschloßen sie, auf das Verdeck zu gehen und lieber in Vertheidigung ihres Lebens zu sterben, als unter Qualen und Martern zu Grunde zu gehen. Mariner ging voran. Als er aber in der Kajüte Tui-Tui sah, ging er ohne Waffen auf ihn zu und sagte, wenn man beschlossen hätte, ihn umzubringen, so reiche er hier seinen Kopf dar. Tui-Tui versprach ihm das Leben unter der Bedingung, daß er sage, ob noch Leute auf dem Schiffe verborgen wären. Mariner nannte alsbald den Faßbinder als den Einzigen, der ihm, wie es zwischen ihnen ausgemacht worden wäre, nicht gefolgt sey. Tui-Tui führte sofort beide auf das Verdeck vor den Häuptling, welcher das ganze Unternehmen geleitet hatte. Schauder ergriff die beiden Gefangenen, als sie zwei und zwanzig Leichname in Einer Reihe, ganz beraubt und von den erhaltenen Keulenschlägen unkenntlich, dazu den Häuptling selbst, mit der bluttriefenden Weste eines Matrosen auf der Schulter, und in der andern Hand die mit dem Hirn der unglücklichen Erschlagenen bedeckte Keule

ansichtig wurden. Der Barbar betrachtete einen Augenblick den jungen Mariner, und übergab ihn dann einem Subalterndiener, der ihn ans Land führte, und ihm unterwegs noch sein Hemd nahm.

Mariner wurde in den nördlichsten Theil der Insel, in einen Ort Namens Ko-Ulo abgeführt, wo er den Leichnam des Kapitäns ausgestreckt auf dem Ufersande liegen sah. Die Insulaner fragten ihn, ob es ihm gefalle, daß der Kapitän todt sey, und da er keine Antwort gab, hob einer der Anwesenden die Keule auf und würde ihn getödtet haben, wenn nicht ein Häuptling dem Barbaren in den Arm gefallen wäre und den Befehl gegeben hätte, den Gefangenen auf ein großes Kanot zu bringen, das eben absegelte. Nach einer halben Stunde nahm man ihn wieder aus dem Schiff und führte ihn zu einem großen Feuer, wo er den Schmerz hatte, die Leichname von drei Schiffssoldaten zu sehen, welche das Fahrzeug den Tag vor dem unglücklichen Ereigniß verlassen hatten. Nachdem einige Spanferkel geröstet waren, führte man Mariner nach der Insel Toa. Während der Ueberfahrt zogen sie ihm auch die Hosen vom Leibe und entrissen ihm so das beste Kleidungsstück. Barfuß und einem Sonnenbrande ausgesezt, der ihm sogleich den ganzen Körper mit Blattern bedeckte, führten sie ihn ins Innere ab, wo die Eingeborenen von allen Seiten herbeieilten, um das unglückliche Opfer zu sehen. Sie betasteten ihn, verglichen ihre Hautfarbe mit der seinigen und meinten, er sehe aus wie ein Spanferkel, dem man die Borsten abgebrüht. Man spie ihn an, schlug ihn, warf ihn mit Stäben, Kokosnüssen rc., endlich erbarmte sich seiner eine Frau, die des Weges ging, und gab ihm eine Blätterschürze aus shea-tulu, mit welcher er sich bedecken durfte. Endlich traten seine Führer in eine Hütte, um Kava zu trinken, und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er sich niedersetzen solle, denn dort ist es gegen den Anstand, vor einem Höheren stehen zu bleiben. Während er Platz nahm, trat eilig ein Mann in die Hütte, richtete einige Worte an die Gesellschaft und nahm Mariner mit. Unterwegs sagte man ihm, daß er dem Könige der Insel, Finau, seine Rettung verdanke, und daß er ihm jezt vorgestellt werden würde. Dieß geschah; er wurde vor Finau gebracht, und dieser bedeutete ihm, sich an seine Seite zu setzen. Am andern Ende des Zimmers befanden sich Frauen, die in Klagerufe ausbrachen und sich die Brust zerschlugen, als sie den unglücklichen Jüngling in tiefster Niedergeschlagenheit dasitzen sahen. Finau hatte zu Mariner, gleich wo er ihn am Bord des Schiffes sah, Freundschaft gefaßt; er hatte ihn für den Sohn des Kapitäns oder wenigstens für einen jungen Häuptling von Auszeichnung in seinem Vaterlande gehalten, und seinen Leuten den Befehl gegeben, des jungen Blutes zu schonen, wenn man in den Fall käme, die übrigen Weißen alle niederzumetzeln. Finau berührte mit seiner Nase Mariners Stirn und zeigte damit an, daß er ihn in seine Freundschaft aufnehme. Ferner wie er sah, daß er verwundet und mit Blattern überdeckt wäre, befahl er einer seiner Frauen, ihn an einen benachbarten Teich zu führen, damit er sich abwaschen könnte, und nachdem dieß geschehen war, schickte ihn der König in ein anderes Gemach des Hauses, wo man ihm den ganzen Leib mit Sandelholzöl einrieb, was die stechenden Schmerzen, die ihm die Wunden verursachten, ein wenig linderte. Darauf gab man ihm eine Matte, um zu schlafen. Von Schlaf und Strapatzen gleich ermüdet, streckte er sich aus und fiel alsbald in einen tiefen Schlaf. Mitten in der Nacht weckte ihn eine Frau

auf und brachte ihm Schweinefleisch und Yamswurzeln. Das Fleisch schlug er aus, aus Furcht es möchte von Menschen seyn; die Yam aß er mit Gier auf, da er seit 36 Stunden nichts mehr zu sich genommen hatte.

Als Mariner am folgenden Morgen aufstand, war er sehr verwundert, alle Insulaner mit geschorenem Kopf zu sehen, was immer geschieht, wenn eine hohe Person mit Tod abgegangen ist. Darauf führte ihn Finau an Bord des Fahrzeugs, wo er die Freude hatte, mehrere von der Schiffsmannschaft zu finden. Tui-Tui machte Finau Vorstellungen, daß es unmöglich wäre, das Fahrzeug mit den übrig gebliebenen Matrosen in Bewegung zu setzen, wenn die vierhundert Eingeborenen, welche sich etwa darauf befinden mochten, sich nicht unbeweglich ruhig verhielten, alsbald gab der König den Befehl, und im Augenblick herrschte das größte Stillschweigen an Bord. Die Engländer kappten das Ankertau, segelten durch einen engen und wegen der Riffe und Untiefen fast unfahrbaren Paß, trieben das Schiff auf eine halbe Kabellänge gegen das Ufer, und ließen es, den Befehlen Finau's gemäß, stranden. Sobald Dieß geschehen war, gingen die Insulaner zwei bis drei Tage lang an das Geschäft, den Mast wegzunehmen, und zwei Karonaden nebst acht Fäßchen Pulver, die allein unberührt geblieben waren, auszuschiffen. Auch alles Eisen, was sich an dem über dem Wasser befindlichen Theil des Schiffes zeigte, wurde losgemacht.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Finau einen Eingeborenen, welcher am großen Mast einen Nagel wegzuschlagen sich bemühte, und da er es nicht für angemessen hielt, den Menschen sein Geschäft vollenden zu lassen, wandte er sich an einen Eingeborenen der Hauai-Inseln, welcher sich eben auf dem Verdeck mit Schießen belustigte, und forderte ihn zu dem Versuch auf: ob er nicht im Stande wäre, den Mann von da oben herabkommen zu lassen. Der Schütze legte an und streckte den Unglücklichen mausetodt nieder. Die Kugel war ihm in den Leib gegangen, und durch den Fall zerbrach er noch zwei Rippen und zerschmetterte den Kopf. Finau brach in ein helles Gelächter aus, da er sah, wie hurtig sein Befehl ausgeführt worden war, und als Mariner, der Dieß nicht begreifen konnte, den König fragte, warum er so grausam gewesen wäre, den armen Menschen so ohne Grund tödten zu lassen, erwiderte Se. tongesische Majestät, daß es nur ein Koch gewesen wäre, und daß der Gesellschaft an dem Tode eines solchen Wesens wenig liege. — Man hat sich Dessen zu erinnern, was bereits oben bemerkt worden ist, daß auf diesen Inseln die Meinung herrscht, Leute, welche mit einem niedrigen Gewerbe sich beschäftigen, hätten keine Seelen, und wie der Zimmermann der geachtetste Gewerbsmann ist, so steht der Koch unter allen in der tiefsten Verachtung.

Am 9. December Abends steckte man das Fahrzeug in Brand, um desto leichter das Eisen zu bekommen. Da alle Kanonen geladen waren, so ging von der Hitze eine nach der andern los, und verbreiteten Bestürzung auf der Insel.

Eine ganze Woche lang ging Mariner nach Finau's Rath nur selten aus, um sich den Mißhandlungen der Eingeborenen nicht auszusetzen. Am 16. Dec. begleitete er Finau auf einer Reise, welche dieser nach der Insel Wiha machte, um auf die Ratten- und Vögeljagd zu gehen. Das gemeine Volk ißt die Ratten; die Häuptlinge amüsiren sich nur mit der Jagd auf dieselben.

Während sich Mariner auf dieser Insel aufhielt, brachten ihm einige

Insulaner seine Uhr, die sie in seinem Felleisen gefunden hatten, und ließen merken, daß sie zu wissen wünschten, was Dieß wäre. Er zog sie auf und hielt sie einem Eingeborenen ans Ohr. Sogleich wollte sie jeder haben, und da sie dieselbe für ein lebendiges Thier hielten, schlugen sie darauf, drückten sie zwischen der Hand, um sie schreien zu machen u. s. w., sahen sich dann erstaunt an, brachen in Lachen aus, schnalzten mit den Fingern und ahmten mit der Zunge das Glucken der Hühner nach. Als aber Mariner die Uhr öffnete, um das Räderwerk zu zeigen, fuhr einer der Zuschauer schnell darauf los, riß sie ihm aus der Hand und floh eilenden Laufes davon. Die übrigen verfolgten ihn, stritten sich darum, und im Augenblick war Etwas daran verrückt, so daß sie nicht mehr ging. Jezt entstand der heftigste Zank, der sich nur durch die Dazwischenkunft eines Eingeborenen beschwichtigte, welcher den Gebrauch der Uhren an Bord eines französischen Schiffes kennen gelernt hatte und seinen Landsleuten begreiflich machte, daß sie die Stunden anzeige.

Mariner kehrte mit Finau nach Lefuga zurück und war fortwährend den Insulten der niedrigen Volksklassen ausgesezt, so daß selbst sein Leben nicht außer aller Gefahr stand. Tui-Tui namentlich suchte dem König die Ueberzeugung beizubringen, daß es in seinem Vortheil läge, alle Engländer auf die Seite zu schaffen, damit sie, wenn irgend einmal ein englisches Fahrzeug in diesen Gewässern erschiene, das Schicksal des Port-au-Prince nicht verrathen könnten, was leicht zu gefährlichen Repressalien führen könnte. Zum Glück war Finau anderer Meinung.

Mariner hatte einige Bücher und Schreibpapier gerettet, das er sehr sorgfältig bewahrte. Eines Tages bat ihn der König, ihm diese Gegenstände zu übergeben. Mariner gehorchte, aber bald reute es ihn, als er sah, daß Alles den Flammen übergeben wurde. Als er ihn um den Beweggrund zu so hartem Verfahren fragte, antwortete Tui-Tui im Namen des Königs, daß seine Freundschaft ihn nie dazu vermögen könnte, den Gebrauch von Büchern und Papier zu dulden, welche eben so viel Werkzeuge der Zauberei seyen, dazu gemacht, die Pest oder irgend eine andere Geißel der Art ins Land zu bringen. Schon früher hatte sich ein Fall dieser Art zugetragen, nur daß er traurigere Folgen nach sich zog. Ein aus Australien entsprungener und auf der Insel seßhafter englischer Verbrecher hatte mit Missionären, welche nach ihm angekommen waren, Streit bekommen und gab ihnen Schuld, daß eine epidemische Krankheit, welche auf verschiedenen Inseln Verwüstungen anrichtete, von ihnen herrühre, indem er hinzusezte, ihre religiösen Ceremonien seyen Beschwörungen, und ihre Bücher Zauberwerkzeuge. Die Eingeborenen wurden wüthend, fielen über die Missionäre her und hieben sie nieder.

Da Mariner und seine Unglücksgefährten weder die Sprache noch die Sitten des Landes kannten, so hielt es oft schwer, sich ihre Unterhaltsmittel zu verschaffen. Zuweilen brachte man ihnen Lebensmittel, öfters wurden sie von den Eingeborenen zum Essen eingeladen, in der Regel aber vergaß man sie, und sie waren genöthigt, das was sie brauchten, sich heimlich zu verschaffen, bis es endlich Mariner gelang, durch Tui-Tui's Vermittlung ihre unglückliche Lage dem Könige zu wissen zu thun, der nicht wenig darüber erstaunt war. Er ließ sich sagen, wie man es in dieser Beziehung in Europa halte, lachte aus vollem Herzen, als ihm Mariner darüber Auskunft gab, und fügte hinzu, daß die tongesische Sitte den

Vorzug verdiene, da man hier, wenn man Hunger habe, nur in das erste beste Haus einzutreten brauche und Essen und Trinken verlangen dürfe.

Müde des Lebens, welches Mariner und seine Gefährten, fünf an der Zahl, führten, baten sie den König, er möchte ihnen ein großes Kanot überlassen, auf welchem sie die Insel Norfolk und Australien zu gewinnen versuchen wollten. Finau schlug ihnen die Bitte ab, indem er vorgab, ein so zerbrechliches, schwaches Fahrzeug könne nicht See halten. Doch gab er ihrem dringenden Verlangen so weit nach, daß er ihnen erlaubte, eine Schaluppe zu erbauen; allein jezt hatten sie das Unglück, daß ihnen das einzige Beil, welches sie besaßen, schartig wurde, man nahm es ihnen, und sie mußten die Arbeit einstellen.

So für den Augenblick jeder Hoffnung in ihr Vaterland zurückzukehren beraubt, fühlten die Engländer sich genöthigt, den Gewohnheiten des Landes, in welches ihr Schicksal sie verschlagen hatte, sich zu fügen. Finau unternahm einen Kriegszug; sie nahmen daran Theil, und diese neue Thätigkeit gab ihren Gedanken eine neue Richtung.

Eines Tages richtete Finau an Mariner die Frage, ob seine Mutter noch lebe, und als dieser die Frage bejahte, legte der König sein inniges Bedauern an den Tag, daß er sich so von ihr getrennt sehen müsse, und da es auf den Tonga-Inseln Sitte ist, daß die Männer, zuweilen auch die Frauen, sich eine Adoptiv-Mutter wählen, selbst noch zu Lebzeiten ihrer eigenen Mutter, so gab Finau dem Mariner eine seiner Frauen, Mafi-Habe zur Adoptiv-Mutter, welche eine solche Zuneigung und Zärtlichkeit für den Jüngling trug, daß er wirklich ihr leiblicher Sohn zu seyn schien.

Es lebte damals auf Lefuga eine Frau, welche aus Kummer über den Tod eines Verwandten und eines Kindes, das man zum Zweck der Heilung des Vaters den Göttern geopfert hatte, um den Verstand gekommen war. Diese Unglückliche wurde als ein unnützes Mitglied der Gesellschaft angesehen, und Finau wünschte sich ihrer zu entledigen. Er bat eines Tages Mariner, sie todtzuschießen. Dieser entschuldigte sich und sagte, er sey bereit, im Kampfe gegen die Feinde des Königs sein Leben zu opfern, aber seine Religion verbiete ihm, mit kaltem Blute einen Nebenmenschen zu tödten. Finau nahm die Entschuldigung an, ohne sich darüber aufzulassen, und das Leben der Unglücklichen wurde geschont; jedoch nur auf kurze Zeit; denn nach wenigen Tagen tödtete sie ein Insulaner von Ha-uai, als sie eben am Ufer hin- und herging.

Mariner hatte erfahren, daß die europäischen Schiffe mehr auf Tonga, als auf den übrigen Inseln dieser Gruppe anlegten, und nahm sich vor, dem Oberhaupt von Mafangae (geheiligtes Land), von welchem wir weiter unten sprechen werden, einen Brief zu schicken, der ihm seine und seiner Unglücksgefährten Lage schilderte. Finau ließ sich den Brief bringen und in Abwesenheit Mariners von einem der Engländer übersetzen. Diese Art seine Gedanken mitzutheilen war für ihn ein unerklärliches Räthsel. Er betrachtete das Papier, drehte es nach allen Seiten, ließ endlich Mariner rufen und befahl ihm Etwas zu schreiben, z. B. seinen Namen. Dann rief er einen andern Engländer herbei, der, während Mariner schrieb, nicht zugegen gewesen war, und hieß ihn Das, was auf dem Papiere stand, aussprechen. Dieß geschah auf der Stelle. Nun ergriff der König das Papier, untersuchte es auf allen Seiten und rief endlich aus: „Aber Dieß sieht ja weder mir noch meiner Person gleich! Wo sind denn

meine Beine? Wie kannst du wissen, daß ich Dieß bin?“ Drei bis vier Stunden lang ließ der König verschiedene Wörter schreiben und diese durch die anderen Engländer lesen, so daß er und die Eingeborenen aus einem Staunen in das andere fielen und ihre größte Freude dabei hatten. Plötzlich bildete sich der König ein, die Lösung der Aufgabe gefunden zu haben und erklärte den Umstehenden, wie zwei Personen mit einander übereinkommen könnten, für jeden wahrgenommenen Gegenstand ein besonderes Zeichen zu gebrauchen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als ihm Mariner erklärte, daß man beliebig auch den Namen von Dingen, die man nie gesehen, schreiben könne. Nun sagte ihm Finau leise den Namen Tonga-Ahu (eines lange vor Mariner's Ankunft ermordeten Königs) ins Ohr, und hieß ihn selbigen niederschreiben. Mariner that's, der zweite Engländer las, und das ganze Auditorium war wieder höchlich erstaunt. Darauf erklärte der junge Europäer der tongesischen Majestät weiter, wie man in verschiedene Welttheile auf große Entfernungen hin dergleichen geschriebene Botschaften sende, deren Inhalt dem Träger unbekannt wäre, und wie durch dasselbe Mittel die Geschichte der Nationen den Nachkommen überliefert werde. Finau gestand, daß es eine bewunderungswürdige Erfindung wäre, daß sie aber für die Tonga-Inseln nicht tauge, da sie nur Unruhen nähren und Verschwörungen bereiten würde.

Der König hatte trotz seines Musketen-Feuers und der vier aus dem Port-au-Prince geraubten Karonnaden und trotz der Unterstützung Mariner's, seiner Gefährten und eines Schwarzen aus den Vereinigten Staaten, das Fort auf Vavao nicht nehmen können und sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben und in einiger Entfernung vom Fort in einem verschanzten Lager sich einzuschließen. Von diesem Augenblick artete der Krieg in lauter Scharmützel aus, wo beide Theile gegenseitig Gefangene machten, gegen welche man mit einer Art von Leichtsinn, die noch grausamer ist, als die überlegte Barbarei der Wilden in Amerika, die fürchterlichste Rache ausübte. Die Lezteren begehen Handlungen einer ausgesuchten Grausamkeit wenigstens nur gegen Feinde ihrer Nation, gegen Menschen, welche sie von jeher gewohnt waren, als ihrer Rache verfallen anzusehen, wie das Kriegsglück sie in ihre Hände fallen läßt; die Tonga-Insulaner dagegen verfallen aus freiem Antrieb auf Grausamkeiten, die alle Gefühle empören. So wurden z. B. im Laufe dieses Feldzuges vier Bewohner von Vavao, welche eben, als sie einigen Mundvorrath in der Erde versteckten, ergriffen worden waren, verurtheilt, daß ihnen mit einer Austerschalen-Säge der Kopf vom Leib getrennt werde, und die Hinrichtung wurde wirklich vollzogen.

Eine der Frauen Finau's, welche über die Eifersucht und das tyrannische Betragen der Lieblingsgemahlin Klage zu führen hatte, beschloß zu entfliehen und kam zufällig auf einen Platz außerhalb des Lagers, wo Mariner eben beschäftigt war, Schadek einzusammeln. Da sie sich verrathen sah, warf sie sich vor dem Fremdling auf die Knie, sezte ihm ihr Leid auseinander, und beschwor ihn im Namen seiner eigenen Mutter und alles Dessen, was ihm auf der Welt das Liebste wäre, ihre Flucht nicht verhindern zu wollen. Mariner hob sie gerührt auf und versprach ihr, die Flucht geheim halten zu wollen. Um sich nun über diesen Verlust zu rächen, beschloß Finau eine gewisse Anzahl Weiber von Vavao fangen und niederhauen zu lassen, welche gerade die Ebbe benuzten, um auf eine Felsenbank, die in der Nähe von Felletoa die Bai durchschneidet, Muscheln

u. s. w. zu sammeln. Einige darunter machten sich das Vergnügen, die übrigen zu erschrecken, als ob Feinde in der Nähe wären, und sezten den Spaß so lange fort, daß endlich keine mehr Angst bekam und floh, sondern geruhig blieb und lachte, wenn eine rief: Feinde sind da! Diesen Zeitpunkt benuzten Finau's Leute, die Frauen zu überraschen. Sie bestiegen ein Kanot und fuhren nach einer Seite der Insel, wo man ungesehen landen konnte. Auf ein verabredetes Zeichen stürzten sie sich auf die Frauen, welche Freunde in ihnen vermutheten, aber als schnell drei bis vier mit Keulen niedergeschlagen waren, auf die eiligste Flucht sich begaben. Von dreißig wurden fünf getödtet, dreizehn gefangen genommen, die zwölf übrigen erreichten glücklich das Fort. Unter lezteren befand sich auch die aus Finau's Lager entflohene Frau, nachdem sie nahe daran gewesen war, von einem jungen Häuptling niedergeschlagen zu werden. Im Laufe war ihr der Gnatu, die einzige Bekleidung, welche sie an sich trug, herabgefallen, sie wollte ihn schamhaft eben wieder vorbinden, als der Verfolger hinter sie herrannte und den tödtlichen Streich führen wollte. Sie ließ die Binde fallen, machte eine glückliche Wendung und entkam.

Als die Gefangenen herbeigeführt wurden, erhob sich ein lebhafter Streit, wer sie haben sollte. Finau war zornig, daß man seine Befehle nicht vollzogen und die Frauen gleich auf der Stelle niedergemetzelt hatte, und um die Ansprüche beider Theile zu befriedigen, schlug er vor, jede Gefangene in zwei Hälften zu spalten und unter den streitenden Parteien zu vertheilen. Die Sache wurde jedoch noch auf gütlichem Wege abgemacht. Bald darnach schloß Finau mit seinen Feinden auf Vavao Frieden. Man kam überein, daß er mit seinen Matabulen auf Vavao residiren, seine Krieger nach den Hapai-Inseln zurückschicken und die Regierung dieser Inseln Tubo-Toa übergeben solle, gegen Entrichtung des gewöhnlichen Tributs. Derselbe besteht in Yam, Matten, Gnatu, gesalzenen Fischen, lebenden Vögeln 2c., und jeder Unterthan hat nach Verhältniß seines Vermögens beizusteuern. Man erhebt ihn zweimal des Jahrs, gegen den Oktober und zum Zweitenmal zu ganz unbestimmter Zeit.

Um diese Zeit fiel die jüngste Tochter des Königs, ein Mädchen von sieben Jahren, Namens So-Omai-Lalangui, d. h. in der Samoa-Sprache: die vom Himmel geschenkte, in eine Krankheit. Um die Gnade des Gottes, der für den Beschützer der Famile des Hu, von welcher Finau abstammte, galt, sich zu verschaffen, wurde das Mädchen in ein dieser Gottheit errichtetes Gebäude gebracht, wo man derselben täglich ein gebratenes Schwein opferte. Als jedoch Finau sah, daß es mit seiner Tochter immer schlimmer wurde, hieß er seinen großen Kanot in See bringen und führte die Kranke nach der Insel Hunga, wo ein Priester wohnte, von welchem man glaubte, daß er durch die Schutzgottheit einer Familie inspirirt wäre. Auch hier fanden täglich Opfergaben und Anrufungen statt, und die Matabulen bestürmten ihn mit Anfragen über die Entscheidung des Gottes.

Bei einem dieser Besuche, als Finau gerade abwesend war, erklärte der Priester, daß die Krankheit der Königstochter zum allgemeinen Besten des Landes wäre. Finau wurde die Antwort hinterbracht, er ließ den Priester kommen und sprach zu ihm: „Wenn die Götter über uns zürnen, so falle das Gewicht ihrer Rache auf mein Haupt. Ich fürchte sie nicht; aber schone meiner Tochter, und ich bitte dich inständig darum, Tubo-Tatai,

all deinen Einfluß bei den übrigen Göttern aufzubieten, daß ich allein die Strafe erleide, welche sie uns zufügen wollen."

Der Gott wußte auf diese Bitte keine Antwort zu ertheilen, und sein Diener nichts Besseres zu thun, als sich unter der Volksmenge zu verlieren, worauf die Häuptlinge auseinander gingen.

Voll Betrübniß und in seinem Stolz tief verlezt, kehrte der König nach Hause zurück. Am folgenden Tag fühlte er sich sehr unwohl und legte sich auf seine Matte. Das Uebel verschlimmerte sich stündlich, und da er, wie er selbst erklärte, sein Ende nahe fühlte, so gingen seine dienstthuenden Frauen, die Häuptlinge und Matabulen davon in Kenntniß zu setzen. Diese kamen alsbald herbei und fanden ihn beinahe sprachlos. Als er sie sah, suchte er vergebens seine Gedanken zu sammeln, und schien unter den Gefühlen, die seine Brust bewegten, fast den Athem zu verlieren. Endlich kamen ihm die erleichternden Thränen zu Hülfe, und nachdem er diese reichlich vergossen, erkannte er die Gerechtigkeit der Götter an, indem er Nichts beklagte, als daß er, statt den Tod der Tapfern im Felde, so schmerzhaft zu Hause sterben müsse; dann nach einer kurzen Pause sagte er mit ruhigem und festem Tone: „Ich zittre bei dem Gedanken an die Uebel, welche meinem Lande drohen, und ich sehe voraus, daß nach meinem Tode der Zustand der Dinge traurige Veränderungen erleiden wird. Denn ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß meine Unterthanen weniger aus Liebe gegen mich, als aus Furcht, welche ich ihnen einflöße, mir Gehorsam leisten."

Als er am andern Morgen erwachte, war sein Befinden beinahe so gut als gewöhnlich; zu seinem bittern Schmerz erfuhr er auch, daß seine Tochter nicht mehr lebte, deren Tod ohne Zweifel durch alles Das, womit man ihn abwenden wollte, beschleunigt worden war, indem ihre Leute aus lauter Frömmigkeit sie von einem Heiligthum ins andere schleppten, bis sie endlich den Athem aufgab.

Gegen die allgemeine Sitte in solchen Fällen befahl Finau, daß jede Aeußerung von öffentlicher Trauer unterbleiben solle, was freilich die Dienerschaft der Prinzessin nicht abhielt, ihren Schmerz und ihre Trauer an den Tag zu legen. Das Volk sah das Benehmen des Königs so an, daß er dadurch eine Unzufriedenheit gegen die Götter zeigen wolle. Zwanzig Tage nach dem Hinscheiden der Prinzessin wurde das Volk versammelt und der Leichnam in einem polirten hölzernen, wie ein Kanot geformten Sarg im Faitoka oder Begräbnißplatz beigesezt. Mit dieser Ceremonie waren reichliche Vertheilungen von Lebensmitteln und Kava verbunden, und die Eingeborenen führten Kampfspiele auf.

Nachdem die Männer ihre Kraft in Einzelkämpfen erprobt hatten, gab Finau Befehl, daß alle Weiber, welche nördlich vom Mua Platz genommen hatten, mit denen, welche südlich standen, sich in einen Kampf begeben sollten. Zwei und zwei sah man wohl bisher häufig kämpfen, aber es war das Erstemal, daß 3000 Weiber, in gleiche Truppen getheilt, fochten. Sie zögerten auch nicht lange, stürzten auf einander los und zeigten eine Stunde lang einen so beharrlichen Muth, daß sie keinen Zoll breit Boden verloren, und wahrscheinlich würden sie sobald nicht auseinander gekommen seyn, wenn sich Finau nicht selbst dareingelegt und ein Ende gemacht hätte. Auf beiden Seiten gab es zerbrochene Arme und Beine. Darauf kam die Reihe an die Männer, welche sich gleichfalls in zwei

Schaaren theilten und alsbald einen Gesammtkampf begannen, der von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit unterhalten wurde, bis endlich die Partie, welche das dem Stande des Königs nahegelegene Feld inne hatte, zurückwich. Sobald Finau die Flucht sah, sprang er aus dem Hause, von wo er dem Schauspiel zusah, hinaus und suchte die Streiter durch seine Anwesenheit und Zuruf aufs Neue zu ermuthigen; und wirklich hatte sein Erscheinen die Wirkung, daß die Gegner zum Weichen gebracht und auf ihren früheren Kampfsplatz wieder gänzlich zurückgejagt wurden.

Man weiß nicht, ob der König bei diesem Anlaß verwundet wurde, oder ob die außerordentliche körperliche Anstrengung dabei ihm einen Rückfall zuzog; kaum war er jedoch zu Hause, so fiel er in eine Ohnmacht, und um die Götter zu beschwichtigen und seine Genesung zu erlangen, erwürgte man ein Kind, das er mit einer seiner Beischläferinnen gezeugt hatte, wobei jedoch zu bemerken ist, daß diese Opferung ohne sein Wissen geschah. Gleichwohl verschlimmerte sich das Uebel immer mehr, und kurz darauf starb Finau.

Finau mochte etwa ein Fünfziger seyn, als er starb. Er war 5 Fuß 6 Zoll groß, stark und nervig, trug den Kopf hoch, sein Blick war fest, die Brust breit und wohlgebaut, die Glieder wohlgebildet und seine Bewegungen angenehm. Pechschwarze, aber nicht wollige Haare rollten sich um seine Stirne, welche sehr hoch war; seine Augen waren groß, durchdringend, voll Feuer, die Augbraunen breit, was ihm ein finsteres Aussehen gab. Er sprach immer sehr bestimmt und accentuirt und laut, so daß man ihn auf eine große Entfernung hörte. Er war sehr beredt, so daß seine Gegner ungern sich in eine Unterredung mit ihm einließen, weil sie von seinen Gründen hingerissen und so in ihren Interessen benachtheiligt zu werden fürchteten. Zu Hause sprach er immer in sanftem und zurückgehaltenem Tone. Er war listig, verschlagen, immer auf seinen Vortheil bedacht, umsichtig in der Wahl der Mittel zu seinen Zwecken; der Grundsatz, daß jene durch diese geheiligt würden, war auch der seinige. Eroberungssüchtig, wie er war, mußte es seinem lebhaften und kräftigen Geiste sehr hemmend seyn, sich auf die Beherrschung von einigen Inseln eingeschränkt zu sehen, da er es nicht wagen durfte, diese zu verlassen, aus Furcht, die Häuptlinge und das Heer möchten seine Abwesenheit zu Revolten und zu Ausführung eigener Plane des Ehrgeizes benützen.

Seine religiöse Ueberzeugung anlangend, so ist es gewiß, daß er den Orakeln der Priester keinen Glauben schenkte. Denn obwohl er sie für wirklich Inspirirte hielt, so glaubte er nichts desto weniger, daß sie den Göttern oft ihre eigenen Gedanken unterschoben, zumal diejenigen, welche mit seinen Gedanken und Absichten im Widerspruch standen. Vor seinem Volke sprach er sich nie darüber aus, aber Mariner und einigen seiner Vertrauten gegenüber rückte er mit seinen Ansichten offen hervor. So pflegte er zu sagen, im Kriege begünstigten die Götter immer diejenige Partei, welche die tapfersten Anführer und Krieger besäße. Ueberdieß war er der Meinung, daß die Götter sich sehr wenig um unsere Angelegenheiten kümmern, auch sehe er nicht ein, warum sie Dieß thun sollten. Wie seine übrigen Landsleute glaubte er an ein künftiges Leben, und daß die Häuptlinge und Matabulen, welche Seelen haben, ihrem verschiedenen Range in diesem Leben gemäß im Bolotu (Paradiese) fortleben; das Volk, welches keine Seelen hat, genieße auch dieser Wohlthaten nicht.

Von den Feierlichkeiten bei Finau's Begräbniß können wir uns nicht enthalten, eine kurze Beschreibung hier mitzutheilen.

Sobald alle Hoffnung verschwunden war und man von dem Verscheiden Finau's sich überzeugt hatte, wurde der Leichnam, den man zuvor von einem Heiligthum ins andere getragen hatte, in ein großes Haus auf dem Malai gebracht. Unter den Häuptlingen und Matabulen, welche sich unter solchen Umständen versammelt hatten, befand sich einer Namens Buna, welchem der Prinz sich näherte, um ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, daß der Leichnam seines Vaters nach Felletoa gebracht werden müßte. Es wäre unehrerbietig gewesen, wenn der Prinz dieses Gesuch nicht gestellt hätte, da Buna ein großer Häuptling war und sogar über Finau stand, was keineswegs auffallen darf, da der König öfters, entweder aus Rücksicht auf seine Körperstärke oder auf seinen überwiegenden Verstand, aus einer Familie, welche nicht den ersten Rang einnimmt, gewählt wird, wie Dieß im vorliegenden Falle stattfand. Alle anwesenden Häuptlinge und Matabulen, in Matten gehüllt, sezten sich nieder und warteten auf die Ankunft des königlichen Leichnams. Die Klageweiber, bestehend aus seinen Verwandten, Wittwen, Beischläferinnen, Dienerinnen und anderen Frauen, wohnten der Ceremonie bei, waren im Hause versammelt und hatten sich um den Leichnam niedergelassen, der auf Gnatuballen lag. Alle waren in alte zerrissene Matten gehüllt, zum Zeichen ihrer Trauer und Niedergeschlagenheit. Ihr Aeußeres flößte Mitleid ein, denn ihre Augen waren ihnen von den Thränen, welche sie die vergangene Nacht über vergossen hatten, so aufgeschwollen, die Wangen von den Faustschlägen, welche sie sich gegeben hatten, so zerschlagen, daß sie kaum sehen konnten.

Die im Malai versammelten Häuptlinge und Matabulen, welche mit Finau durch eine besondere Anhänglichkeit verbunden waren, legten ihre Trauer durch Handlungen an den Tag, welche unter diesen Völkerschaften bei Todesfällen von Verwandten und großen Häuptlingen Sitte sind, aber von nicht geringer Barbarei zeugen. Auf tausenderlei Art schlagen und verwunden sie sich mit Keulen, Steinen, Messern, schneidigen Muscheln, wobei sie dreimal im Kreise herumlaufen, welchen die Zuschauer bilden. Andere, gemäßigter und ruhiger in ihren Schmerzensäußerungen, gehen schwankenden Schrittes und mit verstörtem Aussehen hin und her, schwingen die Keulen, schlagen sich mit denselben heftig an den Kopf und rufen dabei aus: „Ach meine Keule, nie, nein nie wirst mir mehr dazu dienen, seinen Feinden das Hirn herauszuholen. Ach welch ein gewaltiger, großer Krieger ist gefallen! O Finau, höre auf, an meiner Anhänglichkeit und Biederkeit zu zweifeln; sey überzeugt von meiner Treue! Ach wie abgeschmackt! Wenn ich ein Verräther gewesen wäre, so hätte ich das Schicksal jener zahlreichen Krieger erlitten, welche der gerechten Rache zum Opfer fielen. Doch du glaubst nicht, daß ich dir Vorwürfe mache, Finau; nein ich suche dich nur von der Reinheit meiner Gesinnungen zu überzeugen; denn wer, wer, wenn er auf das Verderben seiner Häuptlinge ausgeht, wird, wie ich, sein Haupt grau werden sehen? O ihr grausamen Götter, uns so unsern Vater, unsere einzige Hoffnung nehmen, für den wir allein zu leben wünschten! Wir haben, es ist wahr, andere Häuptlinge, aber für sie spricht Nichts als der Rang, und sie sind nicht wie du so groß und gewaltig im Kriege!“

Drei Stunden mochten diese Anreden und Gestikulationen gedauert haben, dann hieß der Prinz den Leichnam seines Vaters nach Felletoa

abführen. Zu dem Ende brachte man ihn auf ein Polster von Gnatu, das man auf eine Art Tragbahre legte. Da Finau zuerst den Gebrauch der Artillerie auf den Tonga-Inseln eingeführt hatte, so befahl der Prinz, daß zwei Karonadenschüsse gelöst werden sollten, ehe der Zug sich in Gang sezte, und vier, wenn er den Malai verlassen hätte. Deßgleichen verordnete er, daß man den Leichnam der Tochter Finau's aus dem Faitoka hole, in ein Kanot bringe und den Vater, der das Verlangen, neben ihr begraben zu werden, ausgesprochen hatte, nachfolgen lasse. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, lud Mariner die Karonaden mit Pulver und gab vier Salven. Darauf sezte sich der Zug in Bewegung. Die Weiber und Dienerinnen des Verstorbenen voran; darauf der Leichnam Finau's, der seiner Tochter, die Matabulen, endlich der Prinz und sein Gefolge. So wie der Zug den Ort, wo die Karonaden aufgepflanzt waren, überschritten hatte, schoß Mariner zwei neue Salven los; dann lud er sie mit Kartätschen und marschirte hinter dem Zuge drein. Diese Vorsicht hatte der junge Prinz für nöthig gehalten, um den Häuptlingen, welche auf den Gedanken kommen konnten, zu revoltiren, Achtung einzuflößen.

Nach Verfluß von zwei Stunden langte der Zug zu Felletoa an, und der Leichnam wurde in ein auf dem Malai gelegenes Haus gebracht, während man ein anderes kleines Gebäude aufschlug, was in weniger als einer Stunde geschehen war. Dann legte man den Leichnam in das Innere dieses vom Dach bis zum Boden mit schwarzen Gnatu ausgeschlagenen Häuschens auf ein Gnatupolster. Während dieser Procedur stießen die Weiber, welche um den Leichnam herfaßen, ein jämmerliches Klaggeschrei aus, die Männer schickten sich an, unter Leitung eines Matabulen auf dem Faitoka den Boden aufzugraben, bis sie in einer Tiefe von zehn Fuß auf ein Kellerchen kamen, das durch einen Stein verschlossen war, an welchem man ein Seil befestigte, um ihn mit 150 bis 200 Mann herauszuschaffen. Hier wurde dann der Leichnam, mit Sandelöl wohl getränkt und in Matten gehüllt, auf ein Gnatupolster hinabgelassen, welches der dienstthuende Matabule nach der Feierlichkeit mit sich nahm. Auf dieselbe Weise wurde darauf auch der Leichnam der Tochter versenkt, und die ganze Versammlung ließ einen lauten Schrei aus. Dann rannten Krieger und Matabulen wie Besessene um den Faitoka und riefen: „Ach wie groß ist unser Verlust! Finau du bist nicht mehr, nimm diesen Beweis unserer Liebe und Anhänglichkeit!“ Und während dieser Ausrufe schlugen sie sich mit den Keulen Beulen in den Kopf und zerschnitten sich mit Messern, Beilen u. s. w.

Darauf bildete der Zug Eine Linie, die Weiber voran, und schlug den Weg nach Lico ein, um dort Sand zusammenzuhäufen. Auf dem Wege dahin erhob die ganze Procession einen lauten Gesang, um Alle, welche sich in der Nähe befinden möchten, zu benachrichtigen, daß sie sich so schnell als möglich verstecken; denn wer sich unterwegs hätte betreffen lassen, wäre unnachsichtlich mit Keulenstreichen ermordet worden. Das Nämliche geschieht bei allen Beerdigungen ohne Ausnahme, und wenn der König selbst dem Leichenzuge begegnete, müßte er sich verstecken, wenn er nicht ein religiöses Verbrechen begehen und sich die Ungnade der Götter von Bolota, welche man sich bei dieser Ceremonie immer gegenwärtig denkt, zuziehen wollte. Am Meeresufer angelangt, machten die Glieder des Zuges sich aus Cocosblättern kleine Körbe und füllten sie mit Sand. Von den Männern machte jeder zwei Körbe, die er an den Enden eines Stabes festband und im

Gleichgewicht auf den Achseln trug; die Weiber trugen nur Einen Korb. So kehrten sie zurück und zogen an dem Grabe vorüber, das man absichtlich nicht ganz gefüllt hatte, um ihren Sand hineinzuschütten. Darauf wurde das Haus abgebrochen und die Trümmer nebst den kleinen Körben und der Graberde in das Loch geworfen, welches man gegraben hatte, um den Hügel, auf welchem der Faitoka errichtet wurde, zu bilden. Während dieser Ceremonie waren die Theilnehmenden mit Matten bedeckt, trugen Eibenblätter um den Hals, und saßen dem Faitoka gegenüber auf dem Grase; nach Beendigung der Ceremonie erhoben sich Alle, gingen nach Hause, schoren sich den Kopf, brannten sich mit einem kleinen Stängel brennender Tapa die Wangen und rieben das Mal mit dem zusammenziehenden Safte der Matschi-Beere, um die Blutung zu bewirken, worauf die Männer sich kleine Hütten erbauten, welche während der zwanzigtägigen Trauer von ihnen bewohnt wurden. In dieser ganzen Zeit wiederholten sie regelmäßig alle Tage die schmerzhafte Operation mit dem Brennen der Wangen, ließen den Bart wachsen und unterließen es, sich den Leib zu salben. Die Weiber, welche durch Berührung des Leichnams sich tabuirt hatten, verließen den Faitoka nur, um sich zu Essen geben zu lassen, was durch den jungen Prinzen geschah, der für ihre Kost sorgte. Am fünften und sechsten Tag ließ er ihnen mehr als gewöhnlich auftragen, am zwanzigsten erhielten sie noch mehr. Auch übersandte er ihnen täglich tome oder Fackeln, um den Faitoka die Nacht über zu erleuchten, indem Eine beständig zwei brennende Fackeln in der Hand halten mußte; war sie müde, so wurde sie von einer andern abgelöst. Während der ganzen Trauerzeit mußte Jeder, welcher am Faitoka vorbeiging, leise auftreten, den Kopf bücken und die Hände falten. Am Morgen des zwanzigsten Tages begaben sich alle Verwandte des Verstorbenen, die Leute seines Hauses und die Frauen, welche den Leichnam bewacht hatten, nach Lico, um zur Bestreuung des Faitoka Kieseln zu sammeln. War Dieß vorüber, so machte man um das ganze Haus vom Dach bis zum Boden ein Gitter. Dann nahm die Versammlung stillschweigend Platz, um an einem Mahle Theil zu nehmen, welches auf Finau's und seiner Häuptlinge Kosten gegeben wurde, worauf Alles sich zurückzog, um sich auf die großen Kampfspiele und eine Darstellung vorzubereiten, welche die Fischer des verstorbenen Königs gaben, indem sie den Mi-tu-bugül-Tanz aufführten und sich mit ihren Pagaien, zum Zeichen der Anhänglichkeit an den Todten, den Kopf zerschlugen.

Nach Finau's Tode war zu befürchten, daß verschiedene Häuptlinge, namentlich Tubo-Toa, Buna-Lahi und Finau-Fidgi die Regierung seinem älteren Sohn Moë-Ngongo streitig machen möchten. Allein der junge Prinz, vom Rath seines Oheims Finau-Fidgi unterstützt, bemächtigte sich kühn der Herrschaft und zeigte sich durch seine Klugheit und Mäßigung als ein würdiger Nachfolger seines Vaters. Ueberzeugt, bemerkt d'Urville, daß eine Trennung seiner Gewalt dieselbe schwächen und bloßstellen könnte, gab er alle seine Rechte auf die Hapaï-Inseln auf und erklärte, daß er sich auf die Regierung der Hafulu-Hu-Gruppe beschränken werde, ein Gebiet, das ihm mehr zusagte, da er einen Theil seiner Jugend auf Samoa verlebt und daselbst zwei Frauen genommen hatte. Eine kluge Politik rieth ihm, diese Trennung vorzunehmen.

Der neue König von Vavao, der den Namen Finau II. angenommen, rief seine Unterthanen auf den Malai von Nai-Afu zusammen,

gab einen glänzenden Kava und hielt nachstehende Volksrede, ein wahres Meisterstück von Beredsamkeit und Klugheit, und ein schönes Programm seiner neuen Regierung, die ihm ohne Zweifel von seinem Oheim Finau-Fidgi inspirirt worden war.

„Hört mich, Häuptlinge und Krieger. — Wenn Einer unter euch mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge auf Vavao nicht zufrieden ist, so ist Dieß der Augenblick für ihn, daß er nach Hapai geht. Denn auf Hafulu-Hu soll keinem Unzufriedenen Aufenthalt gestattet, vielmehr soll er an einen andern Ort gebracht werden. — Mein Herz wurde tief betrübt bei der Betrachtung der Zerstörung, welche die immerwährenden Kriege des Häuptlings, dessen Leichnam gegenwärtig auf dem Malai liegt, herbeigeführt hat. — Wir haben, Dieß kann nicht geläugnet werden, rühmliche Thaten verrichtet, aber was war das Ergebniß davon? Das Land ist entvölkert, der Boden ist mit Unkraut bedeckt, und Niemand ist da, es auszureißen. Hätten wir im Frieden gelebt, so wäre unser Land noch bevölkert und fruchtbar. Die ersten Häuptlinge und Krieger sind nicht mehr, und wir müssen uns mit der Gesellschaft der niedersten Volksklassen begnügen. Welcher Wahnsinn! — Ist das Leben nicht ohnehin kurz genug? Ist es nicht das Merkmal eines edlen Charakters, friedsam und mit seiner Lage zufrieden zu bleiben? Thöricht ist es daher, Das, was ohnehin nur zu kurz währt, absichtlich abzukürzen. Wer unter uns wird sagen: mich verlangt nach dem Tode, ich bin des Lebens satt? Sehet nun, habt ihr nicht wie Unsinnige gehandelt? Wir haben Etwas aufgesucht, was uns Alles Dessen beraubt, was uns wirklich nothwendig war. Dieß soll aber durchaus nicht heißen: Entsagt aller Kampflust. Der Krieg nahe unsern Gauen, der Feind komme, unsere Besitzungen zu zerstören, wir werden ihm um so mehr Muth entgegensetzen, je weiter unsere Pflanzungen sich ausdehnen werden. Legen wir uns denn auf den Anbau des Bodens, da er allein unser Land retten kann. Weßhalb sollten wir unser Ländergebiet habgierig vergrößern wollen? Ist unser Besitzthum nicht groß genug, um uns unsern Lebensunterhalt zu sichern? Wir können nie aufzehren, was es hervorbringt. — Aber vielleicht sind die Worte, die ich an euch richte, unklug — die alten Matabulen sind um mich, und ich bitte sie, mir zu sagen, wenn ich Unrecht habe. — Ich bin noch jung, ich weiß es, und ich würde unklug handeln, wollte ich sie, nach dem Beispiel des verstorbenen Oberhauptes, nach meiner eigenen Ansicht regieren, ohne ihren Rath anzuhören. — Empfanget meinen Dank für die Liebe und Treue, die ihr mir erzeigt habt. Finau-Fidgi und die hier anwesenden Matabulen wissen wohl, wie ich mir Mühe gab, Alles, was unserer Regierung von Nutzen seyn kann, zu erlernen. Saget nicht bei euch selbst: warum sollen wir das leichtfertige Geschwätz eines jungen Menschen anhören? Denkt, daß, wenn ich so rede, meine Stimme das Echo eines Tuï-Omu, Ulu-Valu, Afu, Tutu-Alo und aller Häuptlinge und Matabulen von Vavao ist. — Höret mich! Ich ermahne euch. Befindet sich Einer unter euch, der mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge unzufrieden ist, so hat er jezt die einzige Gelegenheit, die ich ihm anbieten kann, die Insel zu verlassen; denn läßt er diesen Augenblick entwischen, so stehen wir mit Hapaï in keiner Verbindung mehr. Wählt also eure Heimath: es gibt Fidgi (Viti), Samoa, Hapaï, Fatuna und Lotuka. — Diejenigen, welche gleicher Gesinnung sind und in einem beständigen Frieden zu leben wünschen, die allein mögen in Hafulu-Hu

bleiben. — Denn ich will den Aufschwung kriegerischer Geister nicht niederdrücken. Seht, die Tonga- und Fidgi-Länder sind immerwährend im Krieg. Wählt dasjenige, wo ihr eure Tapferkeit zu entwickeln wünschet. Auf! gehe Jeder nach Hause und denke ernstlich an die Abfahrt der Piroguen, welche morgen nach Hapai vor sich gehen wird."

Welch ein Unterschied zwischen dieser Rede und den anmaßenden, obwohl nicht minder beredten Worten Finau's I., welcher eines Tages vor Mariner ausrief: „Ach möchte mein Reich Platz haben für meine umfassenden Plane! Warum haben mich die Götter nicht zum König von England gemacht? Es gibt in der ganzen Welt keine Insel, und wäre sie auch noch so klein, die ich nicht meiner Gewalt unterwerfen wollte. Der König von England verdient die Macht, die er besizt, nicht einmal zu haben. Herr von so vielen gewaltigen Schiffen, warum duldet er es, daß Eilande, wie Tonga unaufhörlich seine Unterthanen durch Handlungen des Verraths beleidigen? Wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich nicht in so friedlichem Ton Schweine und Ignamen fordern. Nein, ich wollte an der Spitze meiner Schlachtordnung und mit dem Donner von Bolotane (Großbrittaniens) anrücken; ich wollte sie lehren, wer Herr zu seyn verdient. Nur Männer von Unternehmungsgeist sollen Kanonen haben; sie sollen die Welt regieren, und Diejenigen, welche sich, ohne Rache zu nehmen, beleidigen lassen, sind gemacht, ihre Vasallen zu seyn."

Aus Furcht, man möchte seinen Schmerz für Affektation nehmen, hatte sich Finau II. den Kopf nicht mit Keulen zerschlagen; einen Monat nach den Leichenfeierlichkeiten beschloß er, sich dieser Pflicht in Gegenwart einer kleinen Anzahl von Kriegern zu entledigen. Mariner, der darunter war, hatte das Unglück, beim Eintritt ins Haus zu nießen. Alsbald warfen alle Anwesenden die Keulen zu Boden und erklärten, daß auf eine so unglückliche Vorbedeutung hin es unvernünftig wäre, an diesem Tage noch Etwas zu unternehmen. Finau warf Mariner einen zornerfüllten Blick zu, stieß Verwünschungen gegen ihn aus, ergriff darauf eine Keule und ging damit auf ihn los. Zum Glück warfen sich einige Häuptlinge dazwischen und ließen den Schuldigen entwischen. Der König aber hielt im Augenblick mit den Häuptlingen Rath, was zu thun wäre. Es wurde entschieden, daß Mariner in Betracht seiner Eigenschaft als Fremder, und da er andere Götter als die von Bolotu anbete, ohne Schaden nießen dürfe. Nach beendigter Berathung begaben sich Alle nach dem Grabe, wo sich Finau und sein Gefolge in ihrer Begeisterung auf eine schreckliche Weise den Kopf zerschlugen. Finau, nicht zufrieden, sich der bei solchen Anlässen gewöhnlichen Werkzeuge zu bedienen, ergriff eine Muschelsäge und machte sich damit so tiefe Einschnitte in den Kopf, daß er, als er wieder zu sich kam, krank wurde, weil er zu viel Blut verloren hatte.

Auf den Tonga-Inseln gilt es für etwas Schmähliches, die Verzeihung eines Oberen durch Unterwerfung sich zu erkaufen. Auch Mariner, welcher sehr gut wußte, daß der König der Erste wäre, welcher ihn tadelte, wenn er ihm einen Vorschlag zur Versöhnung machte, hatte auf der Pflanzung, wohin er nach dem oben erwähnten Vorfall sich geflüchtet, beschlossen, keinen Schritt zur Annäherung zu thun. Am Abend des nämlichen Tages suchte ihn die kleine Tochter seiner Adoptiv-Mutter auf und sagte ihm in dieser Namen, daß er sich beruhigen möge, Finau sehe sein Unrecht ein, und sie rathe ihm, zu warten, bis der König persönlich erscheine, um sich

bei ihm zu entschuldigen. Er befolgte diesen Rath. Sechs Tage hintereinander schickte Finau regelmäßig zu ihm und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen; Mariner schlug es beharrlich ab und drohte sogar auf die Boten Feuer zu geben, wenn sie ihm auf's Neue mit solchen Vorstellungen kämen. Darauf begab sich Finau sehr früh Morgens zu dem jungen Papalangui, weckte ihn, bat ihn wegen seines Benehmens um Verzeihung, umschlang ihn mit den Armen und vergoß einen Strom von Thränen. Von dem an wurden sie die besten Freunde von der Welt.

Um eben die Zeit verwüsteten zwei schreckliche Gewitter die Insel Vavao, und der Tui-Tonga verschied nach einer sechsmonatlichen Krankheit, trotzdem daß vier Kinder den Göttern geopfert worden waren. Die Götter waren unerbittlich, und alle Dazwischenkunft der Priester war vergeblich.

Der König, sey es, um seinen Unterthanen die großen Auflagen zu ersparen, oder um sich eines Häuptlings, welcher der Abkunft nach über ihm stand, zu entledigen, schaffte diese hohe Würde ganz ab, und es scheint nicht, daß sie seitdem wieder hergestellt wurde. Denn als der Sohn des verstorbenen Tui-Tonga, ein Jüngling von 13 Jahren, Namens Fatafehi La-Fiti-Tonga, den Titel seines Vaters annehmen wollte, wurde ihm Dieß verboten. Gleichwohl wird er immer als ein Häuptling vom ersten Rang angesehen, und das Volk hat wegen seiner erlauchten und alten Abkunft immer noch die größte Verehrung vor ihm.

Finau II. hob den Ackerbau aus dem kläglichen Zustande, in welchen er durch die Kriege gekommen war, und beschäftigte sich auch mit der äußern Sicherheit seines Reichs. Die Feste von Felletoa sezte er in einen achtunggebietenden Vertheidigungsstand.

In Friedenszeit besuchte Mariner häufig mit Finau und den anderen Häuptlingen, öfters auch ganz allein, auf einen oder zwei Tage die kleinen benachbarten Inseln, um sich mit Fischfang zu vergnügen. Als er eines Abends von einem dieser Ausflüge heimkam, entdeckte er in der Ferne ein Schiff. Dieser Anblick brachte ihn vor Freude außer sich und er befahl alsbald den Ruderern, welche ihn begleiteten, das Schiff zu wenden und auf das Fahrzeug hinzusteuern. Allein sie erklärten ihm, daß die Furcht vor der Todesstrafe, welche sie bei ihrer Rückkehr erwartete, wenn sie ihn entwischen ließen, die ihm schuldige Achtung überwiege, und daß sie sich in der Unmöglichkeit befinden, seinen Befehlen Folge zu leisten, worauf sie alle Kraft aufboten, das Schiff an die Küste zu treiben. Mariner erhob darauf seine Stimme und wollte als Herr mit ihnen reden. Allein als einer der Ruderer erklärte, daß sie entschlossen wären, lieber zu sterben als zu gehorchen, ergriff er seine Flinte und versezte ihm einen Schlag in die Seite, daß er auf den Boden des Kanots niederfiel; dann drohte er den anderen den Kopf abzuschlagen, wenn sie ihm nicht augenblicklich gehorchten, und so beschloßen sie, auf das Fahrzeug loszurudern, welches sie am nächsten Morgen mit Tagesanbruch erreichten. Mariner, zu ungeduldig, als daß er sich hätte in eine Unterhandlung einlassen mögen, sprang sogleich auf die Taue des großen Mastes, selbst auf die Gefahr hin, daß er von einem der Wachsoldaten, der ihn wegen seines Aufzuges für nichts Anderes als für einen Wilden halten konnte, herabgestürzt werde. Allein Mariner rief ihm augenblicklich zu, er sey ein Engländer, es wurde ihm erlaubt, an Bord zu kommen, und man führte ihn zum Kapitän. Dieser nahm

ihn höflich auf und ließ ihn sogleich seine Schürze aus Schi-Blättern gegen ein Paar Hosen und ein Hemd austauschen.

Es war die Favorite, eine Perlfischer-Brigg, Kapitän Fisk, welche von Port Jackson kam. Die Ladung des Schiffes bestand in ungefähr 90 Tonnen Perlmuscheln, welche es auf den Taiti-Inseln sich verschafft hatte. Der Kapitän hatte im Sinne, die Viti-Inseln zu berühren, um Sandelholz einzunehmen und von hier nach China zu segeln. Auf Mariner's Bitte machte Kapitän Fisk den Leuten seines Kanots ein Geschenk mit einigen Glasperlen und gab ihnen ein Beil für Finau, den sie einladen sollten, an Bord zu kommen. In einem Nu war das Fahrzeug von mehr als zweihundert kleinen und mehreren größern Kanots umringt, und die ganze Bevölkerung von Vavao stand in Kurzem am Ufer. In Begleitung seiner Schwester und mehrerer Frauen seines Gefolges begab sich Finau an Bord der Brigg und brachte Mariner fünf fette Schweine und vierzig dreißig- bis vierzigpfündige Ignamen zum Geschenk. Die Häuptlinge, für seine Sicherheit besorgt, schickten ihm Boten über Boten, um ihn zur Rückkehr einzuladen, allein er kümmerte sich wenig um ihre Angst und bat den Kapitän um Erlaubniß, an Bord übernachten zu dürfen, was ihm sogleich bewilligt wurde. Die Frauen, welche sich nicht getrauten, unter so vielen Fremden eine Nacht zuzubringen, baten Mariner, sie an's Land zu bringen; er benahm ihnen jedoch ihre Bedenklichkeiten, und sie beschloßen zu bleiben, unter der Bedingung, daß er sie in ein Segel einhülle, wo sie dann die Nacht recht bequem schliefen. Was Finau betrifft, so ließ er auf dem Boden der Kajüte des Kapitäns ein Segel ausbreiten und schlief nicht weniger gut. Am andern Morgen schickte das Volk, aus Furcht, er möchte sich entschließen, das Land der Papalangui zu besuchen, mehrere Häuptlinge zu ihm, um ihn aufzufordern, nach Vavao zurückzukehren. Zugleich brachten sie ihm Kava mit; allein er weigerte sich, davon zu trinken, indem er sagte, er habe etwas weit Besseres (nämlich Wein) bekommen und es widere ihn an, wenn er nur an Kava denke. Auch die Damen aßen mit dem besten Appetit. Zum Erstenmal bediente sich Finau eines Messers und einer Gabel, und handhabte sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Einige Male allerdings vergaß er sich und nahm das Fleisch mit den Fingern, allein gleich beschrie er sich selbst darüber, indem er ausrief: Woe! gna to gnalo! (Ach, ich habe mich vergessen!) Mit Erlaubniß des Kapitäns legte er sich darauf auch in dessen Bett und fand die Sache so bequem, daß er sich ganz nach England versezt fühlte. Einen Augenblick in der Kajüte allein gelassen, rührte er nichts an, nur ein Hut des Kapitäns zog seine Neugierde auf sich; gleichwohl wollte er ihn nicht aufsetzen, bis er die Erlaubniß dazu sich erbeten und erhalten hatte. Gegen Mittag begab er sich ans Land zurück, um seine Unterthanen zu beruhigen, da seine Abwesenheit sie ängstlich zu machen anfing; allein es stand nicht lange an, so war er wieder an Bord der Brigg und brachte eine reichliche Ladung von Fleisch und Ignamen für die Schiffmannschaft mit, nebst einer Lanze und Keule, einem großen Pack Gnatu, einem ungeheuren Schwein, einem Hundert Ignamen und zwei mit Kokosnüssen beladenen Kanot für den Kapitän. Alles, was er an Bord sah, versezte ihn dergestalt in Verwunderung, die Vorstellung, welche er sich von den Papalangui faßte, war für diese so günstig, daß er mehrere Male Mariner bat, ihn nach England mitzunehmen. Nachdem er diese Bitte am Tag der Abfahrt noch

einmal und dringender vorgebracht hatte, sezte Mariner den Kapitän davon in Kenntniß. Allein dieser glaubte aus verschiedenen guten Gründen auf dieses Verlangen nicht eingehen zu dürfen. Der arme Finau, der seiner Krone entsagen, lesen, schreiben und wie ein Papalangui denken lernen wollte, war darüber recht von Herzen betrübt, ließ sich jedoch von Mariner bei seinem Vater und dem Gott, den er anbete, schwören, eines Tages in einem großen Kanot wieder zu kommen und ihn nach England abzuholen, indem er hinzufügte, wenn seine Unterthanen sich seiner Abreise widersetzen wollten, so werde er sie mit Gewalt erzwingen. Dann umarmte er ihn und vergoß Thränen.

Der Kapitän hatte eine große Menge von Perlen an Bord, ein Schmuck, den die Einwohner dieser Inseln sehr lieben, da die, welche sie selbst besitzen, keine so schöne Politur annehmen. Er bot Finau mehrere an, und dieser nahm sie mit Dank auf. Allein noch etwas Anderes interessirte ihn gar lebhaft. Er hatte nur noch wenige Feuersteine und dachte vielleicht mit Recht daran, daß eine Zeit kommen dürfte, wo er deren zu Vertheidigung seines Landes gegen die Angriffe der Bewohner von den Hapai-Inseln benöthigt seyn dürfte. Er bat demnach den Kapitän um ein Geschenk an Flintensteinen und bekam eine reichliche Gabe.

Es wurde oben gesagt, daß Finau I. dem Mariner alle seine Bücher und sein Papier abgenommen und als Zaubermittel zum Flammentode verdammt hatte. Mariner war inzwischen so glücklich, das Tagebuch des Schiffes Port-au-Prince auf die Seite zu bringen, da er es aber bei sich nicht gesichert glaubte, so hatte er es seiner Adoptiv-Mutter Mafi-Habe anvertraut, welche es mit der größten Sorgfalt aufbewahrte und in ein Pack Gnatu versteckte. Als diese nach Finau's I. Tode nach den Hapai-Inseln zu ihrem Vater zurückkehrte, gab sie es Mariner zurück, der es nun unter ein Pulverfaß legte. Da er auf das Tagebuch einen großen Werth legte, so vermochte er den Kapitän, Finau-Fidgi, den Oheim des Königs, so lange an Bord zu behalten, bis das Journal ausgeliefert wäre, und der Kapitän sandte alsbald zwei Eingeborene ab, ihn aufzusuchen und zugleich drei Engländer, welche sich auf der Insel befanden, mitzubringen. Finau-Fidgi, über seine Gefangenschaft äußerst erschüttert, fing an zu fürchten, man möchte ihn ins Land der Papalangui abführen und für die Ermordung der Schiffsmannschaft des Port-au-Prince zur Strafe ziehen; allein Mariner benahm ihm die Furcht, indem er sagte, daß die Engländer, da er an der Niedermetzelung keinen Theil genommen, zu gerecht wären, um ihm etwas Uebles zuzufügen. Finau-Fidgi antwortete: „Es ist wahr, und du weißt, daß ich immer dein Freund war, daß ich kein Verräther bin, daß ich, weit entfernt die Wegnahme eines Papalangui-Schiffes zu unterstützen, mich auf jede Weise widersezt habe. Mariner bestätigte Dieß, und Finau-Fidgi beruhigte sich einigermaßen; nicht so seine Landsleute auf den Kanot. Sie verlangten mit großem Geschrei seine Loslassung, und er mußte, um die Schreier zu beschwichtigen, ihnen selbst die Versicherung geben, daß er frei sey. Bald langte das Kanot mit dem Tagebuch und den Engländern an, Einen ausgenommen, der, alt und schwächlich und in der Voraussicht, daß er mehr Mühe haben würde, sein Leben in England zu fristen, lieber auf Vavao, wo es ihm an Nichts fehlte, absterben wollte.

Die Schwester des Königs, ein Mädchen von fünfzehn Jahren und

äußerst lustig, kam mit mehreren Frauen von Häuptlingen an Bord des englischen Schiffes, und brannte vor Begierde, weiße Frauen zu sehen, wobei sie auf eine schalkhafte Weise bat, man möchte sie mit nach England nehmen. „Darf ich dort," sagte sie, „auch tongesische Kleider tragen? aber es wird in einem Lande, wo es im Winter so kalt ist, nicht so sehr warm seyn. Könnte ich täglich zwei- oder dreimal baden, ohne gesehen zu werden? glaubt ihr, daß ich auch einen Mann bekommen würde? würde meine braune Haut den Papalangui nicht mißfallen? Es wäre doch Schade, auf Vavao so viele junge und schöne Häuptlinge zurückzulassen, um nach England zu gehen und ehelos zu leben! Das Einzige, was mich verleiten könnte, dahin zu reisen, wäre, eine recht große Menge von Glasperlen zusammenzubringen, und dann nach Tonga zurückzukehren, denn dieser Schmuck ist bei euch so gemein, daß er gar nichts mehr gilt u. s. w."

Mariner wurde von Seiten der Häuptlinge auf Vavao mit verschiedenen Botschaften an die von Hapai beauftragt. Der König trug ihm auf, Tubo-Toa zu sagen, daß er sich mit dem Besitz der Hapai-Inseln begnügen und nicht auf eine Eroberung Tonga's denken solle. „Erinnere ihn in meinem Namen daran, daß das sicherste Mittel, ein Volk mächtig zu machen und gegen die Angriffe seiner Feinde zu schützen, darin besteht, daß man den Ackerbau ermuntert; denn dann hat es Etwas, was es vertheidigen kann, und es wird sich für seine Erhaltung zu schlagen wissen. Das war mein Bestreben, und ich verlasse mich darauf, daß er Nichts gegen Vavao unternehmem wird.

Finau übergab dem Mariner ein Geschenk, bestehend in einem Pack feiner Gnatu, fünf bis sechs Glaskorallenschnüren und drei kostbaren Matten aus Samoa für die Gemahlin des Königs von Hapai. Dann sagte er seinem Freunde ein leztes Lebewohl, indem er ihn an sein Versprechen erinnerte, und man trennte sich von beiden Seiten unter Vergießung vieler Thränen.

Gleich darauf ging das englische Schiff unter Segel und nahm seine Richtung nach den Hapai-Inseln, wo es zwei Tage anlegte, um einige andere, zur Mannschaft des Port-au-Prince gehörige Engländer aufzunehmen. Von da steuerte es nach den Viti-Inseln, um seine Ladung Sandelholz einzunehmen. Nach sechstägigem Aufenthalt in Pau ging es nach Macao unter Segel, wo es nach sechs Wochen anlangte.

Mariner hatte nur 50 — 60 Dollars (275 — 320 Fr.) im Vermögen, die noch vom Port-au-Prince herkamen und ihm von Mafi-Habe und einem seiner Freunde auf Lafuga geschenkt worden waren. Diese Summe reichte nicht hin, um die Ueberfahrt nach England zu bestreiten; er beschloß daher, bei irgend einem Kapitän der ostindischen Compagnie, der eine Ladung nach England hatte, Dienste zu nehmen. Der Kapitän des Schiffes Cuffnells wurde aber von seiner unglücklichen Lage gerührt und bewilligte ihm kostenfreie Fahrt. Im Juni 1811 langte er zu Gravesand an, wo er sich sogleich zu seinem Vater begab, den er in Trauer über den Verlust seiner Mutter traf.

Mit Mariner's Abfahrt, d. h. mit dem Jahr 1810, hört die genaue und authentische Geschichte dieses Archipels auf. So viel scheint man annehmen zu dürfen, daß nach langen und blutigen Streitigkeiten der Bürgerkrieg in Folge der auf beiden Seiten eingetretenen Erschlaffung ein Ende nahm. Tonga-Tabu war damals zwischen drei verschiedene Häuptlinge getheilt,

welche unabhängig blieben, indem sie ihre gegenseitigen Rechte achteten. Hata behauptete sich als Oberhaupt von Hifo; Tarkaï, Oberhaupt von Bea, hinterließ bei seinem Tode diesen Bezirk seinem Bruder Tahofa, einem tapfern und verschlagenen Manne; der Vater von Palu, dessen Name unbekannt ist, sezte sich in den Bezirk Mua ein, ein Eigenthum der alten Fata-Faï, indem er dem Veachi und der Tamaha, Nachkommen dieser alten Familie, nur die einfachen Ehrenrechte ließ. Auf Niuku-Lafa vegetirte der Nachkomme der alten und mächtigen Familie der Tubo; der Tui-Tonga endlich, welchen Finau aus seinen Besitzungen vertrieben hatte, dieser aus seinem Olymp geworfene Gott, Lafidi-Tonga, lebte, von Vavao verbannt, unbekannt, beinahe vergessen und auf ein kleines väterliches Erbstück beschränkt; was Finau betrifft, so starb er kurz nach Mariner's Abreise, ohne daß man bis Jezt erfahren konnte, wer sein Nachfolger geworden ist.

Während dieser ganzen Periode ließen sich nur wenig Schiffe in diesem Archipel sehen. Drei vollendete Unglücksfälle und eine Menge von Angriffsversuchen, welchen mit schwerer Noth zu entgehen gewesen war, hatten dieses Land in den übelsten Ruf gebracht, so daß man es vermied oder nur mit Furcht und Zittern anlegte. Endlich im Jahr 1822 zeigten sich Missionäre kühner, und der Eifer für das Evangelium gab den furchtsamen Kaufleuten das Beispiel eines unerschrockenen Verkehrs mit den Eingeborenen. Die Gesellschaft der Methodisten oder der Wesleyaner beschloß, in diesen Archipel eine Mission abgehen zu lassen. Walter Lawry, seine Frau und zwei Handwerker, Tilly und Tyndoll, langten am 16. Aug. auf San-Michael im Tonga-Archipel an. Vom Oberhaupte Palu gut aufgenommen, ließen sie sich zu Mua nieder und erbauten sich am Meeresufer eine angenehme und gesunde Wohnung, worauf sie sich alsbald mit Ackerbaugeschäften und Unterricht in der Religion befaßten. Vier Monate dauerte dieß, als die Gesundheit der Frau Lawry eine Veränderung des Klimas nothwendig machte. Der Missionär kehrte nach Port-Jackson zurück; die beiden Handwerker blieben; allein von den Eingeborenen bedroht, waren sie bald genöthigt, sogar auf Befehl Palu's, ihren Kirchsprengel zu verlassen. Tilly schiffte sich ein, Tyndoll begab sich unter den Schutz Hata's, des Oberhaupts von Hifo.

Später wurden andere Missionäre in den Archipel gesandt, J. Thomas und J. Hutchinson. Sie fanden im Juni 1826 Tyndoll noch im Bezirk von Hifo ansässig, ließen sich ebenfalls hier nieder und begannen aufs Neue das Werk der Bekehrung. Allein es hatte wenig Erfolg. Hata weigerte sich nicht nur, mit eigenem Beispiel voranzugehen, sondern sah auch scheel zu den Anstrengungen, welche seine Gäste machten, um die Gleichgültigkeit und Antipathie der Insulaner zu überwinden. Zwei Eingeborne von Taiti, Christen und Apostel, waren bei Tubo, dem Oberhaupt von Niuku und Lafa glücklicher, sie tauften ihn, seine Familie und viele seiner Unterthanen. Allein dieses Beispiel hatte auf die Halsstarrigkeit der übrigen Häuptlinge keinen Einfluß, Tubo verlor vollends all sein Ansehen, das durch seinen furchtsamen Charakter bereits sehr gelitten hatte.

Sehen wir, wie es auf Tonga-Tabu zu der Zeit aussah, als die Korvette Astrolabe im April 1827 daselbst erschien. Kapitän d'Urville, der sie befehligte, war gesonnen, nur kurz anzuhalten, um seine Seeuhren zu reguliren und etwas Mundvorrath einzunehmen; allein das

Unglück wollte es anders. Auf der Höhe von Eva am 9. April angekommen, rechnete die Corvette darauf, vor Pangai-Modu zu landen, als ein heftiger Sturm von Nord-West sie faßte und von ihrem Wege verschlug. Zehn ganze Tage hatte das Schiff so mit Wind und Fluthen zu kämpfen. Endlich am 20. April Mittags lief die Corvette unter einem furchtbaren Hagelwetter, vom Südwestwind getrieben, in das westliche Fahrwasser ein und nach einigen Stunden erreichte sie den Landungsplatz; aber der Wind ließ keineswegs nach, und gab das Schiff den Strömungen in einem von Riffen bedeckten engen Kanale Preis. Der Astrolab, von den Fluthen fortgetrieben, stieß jezt gegen die Klippen im Norden an; eine geschickte Wendung machte ihn bald wieder flott; allein der Wind, welcher wieder aus Süd-Süd-Ost kam, drückte die Corvette gegen diese Mauer von unterseeischen Korallen, die, ein wahrer senkrechter Wall, auf achtzig Klafter nirgends einen Ankergrund darboten.

Die Lage war sehr kritisch; d'Urville that Alles, was in Menschenkräften stand, um die Gefahr abzuwenden. Die Anker wurden ausgeworfen, allein die Korallen schnitten die Taue ab und die Anker gingen verloren. Nur zwei Ketten hielten drei Tage und drei Nächte lang aus; dann brach einer ihrer Ringe, der Astrolab wurde auf Klippen getrieben und Alles was bis jezt mit Mühe und Gefahr errungen war, alle wissenschaftlichen Arbeiten, die ganze für die gelehrte Welt so wichtige Unternehmung schien so an einem Felsen von Tonga-Tabu ihren Untergang gefunden zu haben. Dazu die Angst der Schiffsmannschaft, sich an eine Küste geworfen zu sehen, deren Gastfreundschaft berüchtigt geworden war.

Gleich von Anfang an wurde der Schiffbruch vom Lande aus bemerkt, und die Ersten, welche sich einfanden, waren drei auf der Insel angesiedelte Engländer: Singleton, ein alter Kolonist auf Tonga-Tabu und Mariner's Genosse, und zwei andere, Read und Ritchett. Diese Leute, namentlich der Erstere, boten dem Kapitän ihre Dienste an, und wurden ihm als Dolmetscher nützlich. Darauf erschienen Häuptlinge, namentlich Palu. Um sich einigermaßen gegen einen Ueberfall zu sichern, verlangte d'Urville, daß dieser Egui als Geißel an Bord bleibe, Palu willigte ein, und der Kapitän gab ihm seine eigene Kajüte. Der Häuptling Tahofa erschien erst am andern Tag auf der Korvette.

Vierundzwanzig Stunden waren verflossen, seit die Corvette in ihrer gefährlichen Lage sich befand, welche mit jedem Augenblick schrecklicher wurde; die Ketten hatten bereits nachgelassen, und da die See tief und hohe ging, so senkte sich die rechte Seite des Schiffes bereits fünf bis sechs Fuß unter die Korallenmauer. Wenige Stöße reichten hin, um die Astrolabe in Trümmer zu verwandeln; der Rumpf war gespalten, und das Mastenwerk selbst hielt keinen Stoß mehr aus; wenn die Nacht ein Unglück herbeiführte, so war die Zahl der Opfer nicht zu berechnen. D'Urville überlegte diese traurige Möglichkeit und wollte wenigstens einen Theil seiner Schiffmannschaft durch eine Vorsichtsmaßregel sicher stellen. Ermuthigt durch die freundschaftlichen Aufforderungen der Häuptlinge, und bestärkt durch die Berichte der Engländer, beschloß er, den größern Theil seiner Leute auf die kleine Insel Pangaï-Modu zu schicken, wo sie unter Tahofa's Schutz bleiben sollten, während er selbst mit Palu und den übrigen Franzosen an Bord blieb und die weitere Entwicklung abwartete. Wenn die Anker so lange hielten, bis der periodische Landwind

Portrait von Tahofa und Palow.

Digitized by Google

wehte, so konnte man mit den Zurückbleibenden das Schiff von der Klippe erlösen und segelfertig machen.

Bereits hatte die zur Ausschiffung bestimmte Mannschaft ihr Gepäck gerüstet, als der den Missionären zugetheilte Handwerker an Bord erschien. Als er die Schaluppe bereit sah, sich zu entfernen, fragte er die Schiffsleute nach deren Bestimmung, und wie er diese vernahm, sagte er zu d'Urville in lebhaftem Tone: „Sie wollen also Ihre Leute zu Grunde richten oder jedenfalls sie völlig ausplündern lassen; sobald sie nicht ganz nackt sind, laufen sie Gefahr, ihr Leben zu verlieren.“ Der Kapitän antwortete, er hätte geglaubt, sie den guten Gesinnungen Tahofa's und Palu's und den günstigen Versicherungen der Engländer anvertrauen zu dürfen. „Trauen Sie,“ Kapitän, versezte der Mann, „keiner Art von Leuten hier. Die Insulaner und ihre Häuptlinge sind treulose Menschen, und die Engländer, welche ihnen das Wort reden, sind nicht viel mehr werth; denn wären Tahofa und Palu Leute von Verlaß, so würde ihr Ansehen bei der Bevölkerung auf schwachen Füßen stehen. Man wird Sie alle ausplündern, sage ich, und wenn Sie sich wehren, wird man Sie tödten.“ — Der Mann schien gut unterrichtet, und der Kapitän nahm seine Worte zu Herzen, denn kaum hatte man angefangen, das Gepäcke in die Schaluppe zu bringen, so brach unter den Eingeborenen, welche sich bisher ruhig verhalten hatten, ein Gemurmel aus, der Kapitän säumte keinen Augenblick länger und gab Gegenbefehl, die Matrosen stiegen wieder an Bord zurück und man zog das Gepäck und die Felleisen wieder herauf. Von Nun an sollte die Mannschaft des Astrolabe Ein und dasselbe Schicksal haben; nur um vor einem möglichen Unglück die Arbeiten der Expedition zu sichern, ließ der Kapitän die Papiere, Tagbücher, wissenschaftliche Arbeiten rc. in eine Kiste aus Eisenblech packen und aufs Boot bringen. Ein Matrose an Bord, und der Agent der Missionäre, der sich nicht ohne Schwierigkeiten dazu verstand, nehmen es über sich, sie nach Hiso zu bringen, wo sie unter den Schutz von Thomas und Hutchinson gestellt werden sollten. So war wenigstens der Theil der Reise, welcher die gelehrte Welt interessirte, nicht verloren. Das Boot, ein sonst zerbrechliches und kleines Fahrzeug, war, im Fall es an Klippen stranden sollte, fast ohne Unterstützung.

Das Boot war kaum abgegangen, als der periodische Seewind wehte und die Brandung vermehrte. Der Astrolabe gewährte den bedauerlichsten Anblick; die Matrosen, welche bis jezt noch nicht alle Hoffnung verloren und im Verkehr mit den Eingeborenen eine Zerstreuung gefunden hatten, konnten sich die drohende Gefahr eines Schiffbruchs nicht länger verhehlen. Die Nacht war eine der längsten, welche Jeder je erlebt hatte. Der Kapitän ergriff fortwährend alle Maßregeln, welche die Vorsicht in solchen Fällen befiehlt. Gegen Abend brachte man die Schiffsuhren, einige Instrumente, amtliche Befehle, Empfehlungsschreiben von verschiedenen Regierungen u. s. w. in die kleinste Schaluppe, und diese neue Fuhre nahm unter Anführung eines Offiziers nach der Niederlassung der Missionäre ihren Weg. Zugleich wurde Befehl ertheilt, daß die Hälfte der Schiffsmannschaft sich in die Fahrzeuge mache, um der Unordnung und Verwirrung vorzubeugen, wenn man genöthigt wäre, sich bei Nacht einzuschiffen, wie denn für das unglückliche Ereigniß, wenn es kommen sollte, überhaupt alle Maßregeln getroffen wurden.

Die schreckliche Nacht ging zu Ende, der Tag kam, ohne daß die Lage

sich veränderte. Die Häuptlinge Tahofa und Palu blieben die ganz Zeit über an Bord; man behandelte sie gut, gab ihnen gut Essen und sprach ihnen mit Wein und Rum zu. Das Schicksal der Korvette schien sie wenig zu kümmern; sie sahen dem Kampf des schönen Schiffes, das sich an seinen Ankern einige Schritte vom Riff entfernt gegen den Untergang wehrte, mit gleichgültiger Miene zu. Wenn man sie sah, so hätte man sagen können, daß sie das ganze Schauspiel nicht im Geringsten berühre. Und doch war es für sie, wie für die anderen Häuptlinge, deren geheime Freude sich besser verrieth, eine Frage der Plünderung und Bereicherung. Allein sie ließen sich kein Zeichen von Verlangen oder Furcht entwischen, zeigten sich immer gleich gefällig, ernst, wohlwollend und bereit die Zudringlichkeit der Eingeborenen zurückzuweisen, wenn diese die Wach ins Gedränge brachten. Ein dritter Häuptling, welcher sich einfand und den die Engländer als den einflußreichsten auf der ganzen Insel schilderten legte eine noch größere Unempfindlichkeit an den Tag. Er hieß Lavaka war ein unbedeutender Mensch und verdankte seinen Einfluß einzig seinem Vermögen.

Der Missionär Thomas, welcher am 22. April anlangte, brachte den Häuptling Tubo mit sich. Dieser Egui, der Einzige von der Insel Tubo welcher das Christenthum angenommen hatte, schien sich den drei Häuptlingen, seinen Rivalen, gegenüber nicht sehr wohl zu befinden. Er schilderte sie als sehr gefährliche Menschen, sein Haß ging jedoch nicht so weit, daß er sie ins Gesicht beleidigte. D'Urville dachte über seine Lage nach und begriff bald, daß, wenn er einen der Häuptlinge, welche sich in Tonga Tabu theilten, in sein Interesse zu ziehen vermöchte, er mit seinen Leuten Gewehren und Kanonen, im Fall eines Unglücks, sich eine Partei auf der Insel schaffen und die andere besiegen oder wenigstens neutralisiren konnte. Er schlug also Tubo eine Offensiv- und Defensiv-Allianz vor, versprach ihm, sich für ihn zu schlagen, ihn in seine Rechte von Tui-Kana-Kabol wieder einzusetzen und ihm das Uebergewicht über seine Nachbarn zu verschaffen. Allein Tubo und sein Freund, der Missionär, wollten nichts davon wissen. Mit Bestürzung und Schrecken riefen sie aus: „Denken Sie nicht daran; Tahofa und Palu sind zu mächtig, als daß man sie angreifen könnte. Wir wären verloren, ohne Sie retten zu können.“ — Nun versezte der Kommandant, was hat man, wenn's schlimm geht, zu thun? — „Keep your ship! Erhalten Sie Ihr Schiff!“ antwortete der Missionär. — Der Kapitän suchte Rath bei sich selbst, zeigte der Schiffsmannschaft das ruhigste Gesicht und widmete sich einem Geschäft, welches die Naturforscher an Bord besorgten, mit gänzlicher Hingabe.

Gegen drei und vier Uhr schien sich der Wind zu drehen; alle hohen und niedern Segel wurden beigesezt. Einen Augenblick glaubte man, daß die Astrolabe vom Riff sich losmache, aber welche Bestürzung, als zehn Minuten darauf die Korvette auf die Klippe lief. Der Schiffbruch, dem man so lange schon entgegen zu sehen meinte, war da, und es handelte sich nur darum, da das Schiff von Kanot umgeben war, die Häuptlinge zu entscheidenden und bestimmten Erklärungen zu zwingen. Der Kapitän faßte schnell seinen Entschluß, stieg zu den drei Häuptlingen Palu, Tahofa und Lavoka in die Kajüte hinab, verhehlte ihnen die Lage, in welcher sich sein Schiff befand, nicht, fragte sie, was zu thun wäre, und forderte sie auf, die Schiffsmannschaft, welche eine höhere Gewalt an ih

Küsten geworfen, in Schutz zu nehmen. Zugleich versprach er ihnen, Alles, was das Schiff enthielte, zu überlassen, mit Ausnahme Dessen, was die Schiffsmannschaft nöthig hätte, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen. Die Häuptlinge hörten aufmerksam zu, dann ergriff Palu das Wort, trat dem vom Kapitän aufgesezten Vergleich in seiner und seiner Kollegen Namen bei, und erklärte, daß er lieber selbst umkommen als seinen Freunden, den Franzosen, ein Leid geschehen lassen wolle. Wirklich war im Augenblick des Schiffbruchs eine Menge von Piroguen auf den Astrolabe, wie auf eine leichte Beute losgestürzt; allein kaum waren die Insulaner auf das Verdeck gelangt, als Palu mit fester Stimme sie bedeutete, daß sie sich zurückzuziehen hätten.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß die guten Gesinnungen der drei Häuptlinge auf keine zu lange Probe gesezt wurden. Denn während der Verhandlung mit den Häuptlingen hatte die Korvette wieder die frühere Stellung bekommen, eine immer noch gefährliche, aber nicht verzweifelte. Dieser Umstand hob den Muth Aller. Auch in der darauf folgenden Nacht wurde die Lage nicht schlimmer; am andern Tage, 23. April, entfernte man sich einige Toisen von den Riffen. Endlich am 24., nach tagelangen Aengsten, konnte man vermittelst eines leichten Nordwestwindes das unglückliche Felsengestade verlassen und langsam das Fahrwasser des Landungsplatzes wieder gewinnen. Noch stieß die Korvette einige Male an, aber mit weit weniger Gefahr, machte auch zwei- bis dreimal Halt und warf erst am 26. Abends vor der kleinen Insel Pangai-Modu Anker.

Während diese Gefahr dauerte, hatten die drei tongesischen Häuptlinge nicht einen Augenblick ihr liebevolles Wesen der ersten Tage verläugnet. Mitten in der Krisis hatten sie dem Kapitän seine Wünsche erfüllt, und als er glücklich der Gefahr entronnen war, freuten sie sich auf eine Art darüber, daß man annehmen mußte, die Freude sey aufrichtig gemeint. Einige zu guter Stunde angebrachte Geschenke scheinen sie hauptsächlich gewonnen zu haben. Dasselbe gute Einvernehmen herrschte zwischen der Schiffsmannschaft und den Eingebornen; ein anständiges und ehrliches Betragen machte sich in ihrem Tauschverkehr bemerkbar. Mehrere Male hatten sich die Offiziere und Naturforscher ans Land begeben, hatten sogar eine Nacht dort zugebracht, ohne daß irgend eine Beleidigung oder Gewaltthätigkeit ihren Verdacht gerechtfertigt hätte. Gleichwohl hatte sich der Kapitän in seiner Wachsamkeit und Vorsicht durch alle diese Bürgschaften nicht irre machen lassen, so daß er jezt mit einiger Ruhe an eine Arbeit gehen konnte, welche ihm sehr am Herzen lag. So gern er die fatale Insel ganz verlassen hätte, so wollte er doch die kleinen Anker, welche vor dem Riff gelassen worden waren, nicht aufgeben; denn sie waren für die Korvette ein so unersetzlicher Verlust, daß er lieber den Versuch machen wollte, einige davon aus dem Wasser zu schaffen. Mehrere Tage lang arbeiteten die Schaluppen mit mehr Mühe als Erfolg. Andere Fahrzeuge wurden benuzt, theils um geographische Aufnahmen zu machen, theils um Lebensmittel an Bord zu schaffen.

In der ersten Woche begaben sich, wie schon gesagt, die Offiziere und Naturforscher ans Land und fanden die beste Aufnahme. Der Kapitän bestand darauf, an Bord zu bleiben, um das System des Mißtrauens, welches er angenommen hatte, nicht aufgeben zu müssen. Endlich am

4. Mai schiffte er sich auf der Walfischfängerin ein, um den Missionären zu Hifo einen Besuch zu machen. Die Reise war lang und ermüdend. Ein Theil des Wegs mußte durchs Wasser bis über die Knie gemacht werden. Die Missionäre waren artig und dienstfertig. Sie führten den Kapitän in das Pangai, ein schönes öffentliches Gebäude von großem Umfang, in den Faitoka von Mu-Mui, und in die Kapellen der Hotua. Eine Unterredung mit Hota, dem Oberhaupt dieses Bezirkes, beschloß diesen Ausflug. In den folgenden Tagen besuchte der Kapitän noch Niuku-Lafa, Mafanga und Mua. Dieser leztere Ausflug wurde mit einer Art von Feierlichkeit gemacht. Palu hatte mehrere Male den Wunsch geäußert, den französischen Befehlshaber bei sich zu sehen, und die Audienz war mit einer Art Pomp angesagt worden. Am 9. Mai schiffte sich der Kommandant und die Offiziere in Uniform ein. Allein anstatt die gewöhnlichen Empfangszurüstungen, Spiele, Festlichkeiten, Tänze u. dergl. zu sehen, trafen die Franzosen nur einige Leute vom Volk, einige Frauen und Kinder, und Palu empfing sie mit ernster und erzwungener Miene, bot einen armseligen Kava an und hielt sich im Hintergrunde. Um den schlechten Eindruck, den dieser Empfang machen mußte, zu mildern, mußte der Dolmetscher dem Kapitän ankündigen, daß Palu erst kürzlich ein Kind verloren hätte, und daß er mit dem Verlust eines Zweiten bedroht sey. Der Kapitän gab sich mit dieser wahren oder erdichteten Erklärung zufrieden, blieb in seiner Rolle als Forscher und besuchte die Gräber von Finau, Tugu-Hao und Tafoa, schlecht unterhaltene und unter Buschwerk versteckte Denkmäler.

Unterdessen gingen die Offiziere, Naturforscher, der Chirurg und Zeichner des Astrolab ihren besondern Zwecken und Untersuchungen nach, blieben einen Theil des Tages über auf dem Lande und brachten wohl manche Nacht bei einem ihrer Ofa oder Freunde zu, ohne daß irgend ein unangenehmer Zwischenfall sie dieses Vertrauen hätte bereuen lassen. Bald erhoben sich jedoch Schwierigkeiten anderer Art, von größerer Wichtigkeit und Allgemeinheit.

Für sich selbst wären die Eingebornen vielleicht innerhalb der Gränzen des verstellten Wohlwollens und der stillen Begehrlichkeit, welche sie bis dahin an den Tag gelegt hatten, geblieben, nach einem dreiwöchigen Aufenthalt wäre der Astrolabe wieder abgesegelt und hätte mehr zu loben als zu beklagen gehabt; aber sobald sich der Verrath einmischte, änderte sich auch ihre Haltung, und ging unmerklich ins Feindselige über.

Die Sache erklärt sich, wenn man weiß, daß die Mannschaft der Korvette, welche zu Toulon in Eile zusammengerafft worden war, einige schlechte Subjekte zählte, welche aus Gefängnissen gerissen worden waren, um ihre Strafzeit auf einer Entdeckungsreise abzumachen. Zum Unglück und zur Schande der Expedition gab es Leute darunter, welche im Stande waren, zu Gunsten der Wilden den Verräther zu machen, und die Beute mit ihnen zu theilen. d'Urville wußte Dieß, wollte so viel als möglich jede zu vertrauliche Annäherung zwischen den Matrosen und den Häuptlingen abschneiden, und wünschte überhaupt seinen Aufenthalt abzukürzen, um den schlechten Anschlägen keine Zeit zur Ausführung zu lassen; allein die Strandung und die Arbeiten, welche sie verursachte, das Aufsuchen der Anker, der Mangel an Munition und Lebensmitteln täuschten sein

Wegnahme eines Bootes durch die Eingebornen

Gefecht eines Boots mit den Eingebornen v. Laquember

Berechnung; er mußte sich länger aufhalten, und dieser Verzug wurde von den Ausreißern und Verräthern benützt.

Ein Komplott bildete sich. Es trieb solche Wurzeln auf der Insel, daß der Kapitän durch die Boten der Missionäre davon benachrichtigt wurde. Sein Entschluß war gefaßt, am 13. und nicht am 14., wie es bestimmt gewesen war, abzureisen, und zugleich verdoppelte er seine Wachsamkeit und ließ Niemand von Bord gehen. Am 13., Morgens 9 Uhr, war Alles bereit, unter Segel zu gehen. Er wollte nur noch die Schaluppe ans Land schicken, um den Steuermann und einige Säcke Sand holen zu lassen. Man schickte sie ab, während die Häuptlinge, die wie gewöhnlich an Bord gekommen waren, sich verabschiedeten und vom Kapitän Geschenke erhielten. Man trennte sich mit allen äußeren Zeichen eines guten Vernehmens. Die Häuptlinge schienen die Franzosen ungern zu verlieren, allein Nichts ließ vermuthen, daß sie mit Gewalt zurückgehalten werden sollten.

So standen die Sachen um 9 Uhr Morgens, als plötzlich auf der Küste ein verworrenes Geschrei sich erhob. Die Insulaner griffen die Schaluppe an und suchten die Matrosen, welche sie bestiegen, mit sich fortzureißen.*) Diese, von der Anzahl besiegt, mußten weichen. Jetzt ließ der Kapitän das große Kanot bewaffnen; 23 Mann schifften sich unter dem Befehl der Offiziere Gressien und Paris ein. Der Chirurg Gaimard wollte sich mit ihnen vereinigen; allein vergebens suchte die kleine Truppe den Räubern den Rückzug abzuschneiden; die Wilden entkamen mit ihrer Beute.**)

Inzwischen hatte das große Kanot zu viel Wasser gefaßt, als daß es hätte landen können. In einiger Entfernung sprang die Mannschaft ins Wasser, eröffnete ein Plänklergefecht gegen die Wilden, welche vom Ufer aus schoßen, und kaum waren jene aufs feste Land vorgedrungen, als Alles, Europäer und Wilde, verschwunden war. Alles, was man thun konnte, war, drei Leute wieder mitzunehmen, den Obersteuermann, den Marinezögling, Dudemaine, welcher die Nacht über bei seinem Ofa zugebracht hatte, und einen jungen Matrosen, Namens Cannac. Die übrigen blieben Gefangene. Aus dem ganzen Vorfall war ersichtlich, daß Tahofa mitgewirkt hatte. Der Zögling, Dudemaine hatte von demselben einen gewaltigen Faustschlag erhalten, und wenn er gegen Cannac menschlicher verfahr und ihm erlaubte, sich mit der Mannschaft des großen Kanots wieder zu vereinigen, so geschah Dieß nur wegen der Jugend dieses Menschen. Es waren ungefähr neun Gefangene, der Zögling Faraguet und acht Matrosen.

Dieser plötzliche Ueberfall der Eingebornen wäre den Franzosen ein Räthsel geblieben, wenn man nicht erfahren hätte, daß einer der Matrosen des Astrolabe, ein ganz schlechter Kerl, Namens Simonnet, desertirt wäre. Schon seit längerer Zeit ging er mit einer Flucht um, und schlich sich am 12. Mittags in eine der Piroguen Tahofa's; ein Bootführer, Namens Reboul, folgte seinem Beispiele auf dem Lande. So sah Tahofa zwei Europäer in seinem Dienste, ein seltenes und kostbares Besitzthum, welches die übrigen Häuptlinge ihm alsbald beneideten und sich durch die Wegnahme der Mannschaft von der Schaluppe ebenfalls zu verschaffen wußten.

---

*) S. Blatt 195. **) S. Blatt 196.

Nachdem das große Kanot die Wohnungen auf der Insel Pangaï-Modu und Manima in Brand gesteckt hatte, kam es gegen 3½ Uhr wieder an Bord und fuhr, fast im Augenblick, mit Offizieren und Soldaten, lauter zuverlässigen und erprobten Leuten wieder zurück. Da es unmöglich war, Tahofa in seiner Festung Bea anzugreifen, so marschirte die kleine Schaar von 23 wohlbewaffneten Soldaten am Ufer entlang, brannte die Wohnungen und Piroguen nieder, schoß auf Jeden, der Widerstand leistete und schonte nur Alte und Weiber. d'Urville hatte den Zweck, durch Schrecken seine Leute wieder ausgeliefert zu erhalten.

Die Unternehmung wurde mit Umsicht und Verstand ausgeführt, die Dörfer Nugu-Nugu und Oleva wurden den Flammen übergeben, fünf schöne Piroguen wurden zerstört; dann marschirte das kleine Korps auf Mafanga. Aber je näher man dem heiligen Orte kam, desto mehr sammelten sich die zerstreuten Bewohner und leisteten Widerstand. Korporal Richard hatte sich bei Verfolgung eines Wilden in ein Gehau vorgewagt, sah sich plötzlich von neun Feinden angefallen, mit ihren Keulen niedergeschlagen und von Spießen verwundet. Man brachte ihn an Bord, aber er starb in derselben Nacht und wurde zu Pangai-Modu begraben. Dieser Verlust mahnte die Franzosen, auf ihrer Hut zu seyn. Mitten in einem Dickicht angegriffen, sahen sie sich feindlichen Geschoßen ausgesetzt, ohne mit Vortheil antworten zu können. Ohnehin führte dieser Krieg aus Hinterhalten zu Nichts; die Verbrennung der Dörfer reichte hin, Schrecken im Lande zu verbreiten; für den ersten Tag war eine Repressalie am Platze, am folgenden mußte man zu entscheidenden Maßregeln schreiten.

d'Urville wußte, daß Mafanga der heilige Ort der Insel, und daß, wenn man ihn angreife, ganz Tonga-Tabu dabei betheiligt wäre. Die verschiedenen Häuptlinge würden so in einer Angelegenheit, welche Tahofa bis dahin allein geleitet hatte, einschreiten, und die Eifersucht, sowie das Verlangen, das gemeinschaftliche Heiligthum zu retten, mochte die Auslieferung der Gefangenen schnell herbeiführen. Obgleich eine Küste, welch[e] ganz von Riffen begränzt war, der Gefahren genug darbot, beschloß de[r] Kapitän dennoch, Mafanga zu beschießen.

Während man sich zu diesem Angriff, der durch Südostwinde nic[ht] eben begünstigt wurde, rüstete, brachte eine Pirogue den Zögling Fa[r]guet und den Dolmetscher Singleton an Bord. Dieser versicherte, da[ß] die Häuptlinge das Benehmen Tahofa's streng getadelt hätten, daß ab[er] Tahofa nicht darauf gehört und was ihm beliebte gethan hätte. Sin[g]leton erklärte sich für bevollmächtigt, zu versprechen, daß alle Diejenige[n], welche nicht im Lande bleiben wollten, auf der Astrolabe zurückgeschi[ckt] werden sollten. d'Urville hielt eine solche Unterhandlung seiner unw[ür]dig; man sah, daß Simonnet seine Hand dar'n hatte, welcher beina[he] eine persönliche Kapitulation verlangte. „Kein Mann, welchen der Kön[ig] mir anvertraut hat, wird auf der Insel Tonga-Tuba zurückbleiben, l[ieß] er Singleton zurücksagen. Wenn die Häuptlinge morgen nicht am B[ord] erscheinen, wird Mafanga beschossen."

Wirklich legte sich am 15., wie der Kapitän gesagt hatte, das Sch[iff] quer, zog die große Flagge auf und begleitete Dieß mit einem Kanonensch[uß]. Die Eingebornen erwiderten, indem sie mehrere weiße Fahnen auf lan[gen] Stangen aussteckten. In Hoffnung diese Fahnen wären Friedenszeich[en], schickte man das Kanot ans Land; aber ein Flintenschuß, der durch

Festungswerke von Hafinga

Die Franzosen stecken die Häuser des Häuptling Takofa in Brand

Digitized by Google

Kanot ganz hindurch schlug, verrieth die wahren Absichten der Insulaner. Man mußte ein für Allemal mit dieser Verrätherei kurzen Prozeß machen.

Am 16. folgenden Tags Morgens donnerten die Kanonen; dreißig Kanonenschüsse, sowohl mit Kugeln als Kartätschen geladen, wurden abgefeuert.*) Der erste Schuß spaltete einen großen Bananenbaum, welcher den Malaï beschattete, der jezt ein Waffenplatz Tahofa's geworden war. Der Sturz des Baumes wurde mit einem durchdringenden Schrei begleitet; dann folgte tiefe Stille. Die Wilden waren hinter einem Sandwall oder in den Vertiefungen einiger in Eile gemachten Laufgräben gedeckt und litten von diesem Feuer nicht viel. Nachmittags befand sich die Korvette ganz nahe am Riff, so daß die Eingebornen bei der Ebbe auf 20 Toisen sich ihr nähern konnten.

In den drei nächsten darauf folgenden Tagen erhielt sich der Astrolabe in dieser Lage. Die Witterung, bis dahin schön, war unbeständig und stürmisch geworden; heftige Stoßwinde erfolgten und drohten das Schiff an die Klippen zu schleudern, wo das Meer gewaltig brandete; die Lage war nicht minder gefährlich, als diejenige, welcher man kurz zuvor entgangen war. Dießmal hatte man nicht einmal eine Hoffnung mehr; man befand sich in offenem Kriege, und vielleicht hatte der Feind für Tode Rache zu nehmen. Die Schiffsmannschaft selbst schien beunruhigt; man hätte sagen mögen, sie beneide die gefangenen Kameraden, von welchen man von Zeit zu Zeit einige bemerken konnte; Alles blickte in eine finstre Zukunft. Ein Komplott unter den Seesoldaten schien bevorzustehen, und der Kapitän würde vielleicht auf seinen Plan verzichtet haben, als am 19. eine kleine Pirogue gegenüber von Mafanga vom Lande stieß. Sie brachte einen Matrosen Namens Martineng, von Tahofa geschickt, dem Kapitän die Auslieferung der Gefangenen anzubieten, wenn er die Feindseligkeiten einstellen und aufgeben wollte. Einer der niederern Häuptlinge war gefallen, und dieser Umstand hatte die übrigen bestimmt, friedliche Wege zu eröffnen.

Alles wurde zu gutem Ende geführt. Ein Matabule Tahofa's erschien, und sezte mit Zittern auseinander, daß es unmöglich wäre, die Ausreißer Simonnet und Reboul auszuliefern, weil sie noch flüchtig wären, daß aber alle übrigen Franzosen preisgegeben werden sollten. d'Urville begnügte sich mit dieser Erklärung, verzichtete auch auf die Zurückgabe der Gegenstände, welche bei dem Angriff auf die Schaluppe geraubt worden waren und sah in wenigen Stunden die Gefangenen ausgeliefert. Sie kamen in dem bizarrsten Aufzug, bedeckt mit inländischen Stoffen, welche ihnen Tahofa hatte geben lassen, nachdem man sie ihrer Kleider beraubt hatte. Am 21. Mai verließ der Astrolabe Tonga-Tabu, nachdem d'Urville einen ganzen Monat lang die Gefahren des Meeres, des Kriegs mit den Eingebornen und der Revolte von Seiten der eigenen Mannschaft ausgestanden hatte.

Gegen Ende des Mai 1830 landete Kapitän Waldegrave, Befehlshaber der Kriegssloop Seringapatnam auf Pangai-Modu, und trat in friedlichen Verkehr mit den Eingebornen. Auf Tonga-Tabu war der Tui-Tonga wieder aufgetreten, und obgleich Tahofa noch der mächtigste Häuptling war, so hatte doch eine Reaktion zu Gunsten Tubo's Statt, der Christ

*) S. Blatt 194.

geworden war, und den man in seine Familienvorrechte wieder eingesezt hatte. Denn die feste Begründung des Christenthums hatte bereits eine andere Ordnung der Dinge herbeigeführt.

Von Tonga-Tabu ging Waldegrave nach Vavao und stieg ans Land, um über zwei Wallfischfänger, welche kurz vorher durch Eingeborne von Tonga angefallen worden waren, Erkundigung einzuziehen. Er verlangte von den Häuptlingen des Landes Rechenschaft über die der englischen Flagge zugefügte Beleidigung und erzählt dieses Geschäft wie folgt:

„Man führte mich in ein großes Kava-Haus, wo ich den König fand. Ein Engländer Namens Brown saß zu seiner Linken, zu beiden Seiten Häuptlinge. Gegen dreitausend Menschen etwa gruppirten sich um das Haus und die königliche Gesellschaft. Der König bat mich, Platz zu nehmen. Mit dem Hut auf dem Kopf, wie meine Offiziere, blieb ich stehen und sagte ihm: „König Georg schickt mich, dich zu fragen, Finau, warum du den Kapitän der Elisabeth und die Wallfischfänger des Rambler niedergehauen hast? Kann ich mich niedersetzen, bis du mir gesagt hast, warum du diese schrecklichen Mordthaten begangen hast?“ — Bei diesen Worten schien Finau mehr aus Furcht als aus Zorn zu zittern; es war das Erstemal, daß man ihn so Etwas vor seinem Volke fragte. „Sieh diesen Priester (einen Missionär),“ sagte ich, „er wird dir sagen, daß ich nicht gekommen bin, zu strafen, sondern mich über diesen Vorfall zu unterrichten.“ — Finau erklärte nun mit einer sehr tiefen Stimme, daß der Herr des Rambler und er auf eine sehr freundschaftliche Weise mit einander verkehrt hätten, bis zwei Leute von der Schiffsmannschaft als Ausreißer gekommen wären. Statt ihn, den König der Insel, zu bitten, die Leute zurückzuschicken, hätte jener gleich Gewalt angewendet und Feuer auf seine Unterthanen am Ufer geben lassen. Die Ausreißer wurden ausgeliefert, allein da der Kapitän noch so unvorsichtig war, ans Land zu kommen, so erhob sich das Volk und hieb ihn sowie die Mannschaft seines Kanots nieder. Was die Elisabeth betrifft, so war, nach Finau's Aussage, sein Verkehr Anfangs so friedfertig, daß der Kapitän ihm eine Muskete als Geschenk versprach; allein, als es zur Abreise kam, verweigerte derselbe, das Geschenk hinzugeben. Darauf kam es zu Streitigkeiten, in welchen der Kapitän und einige Matrosen auf dem Platze blieben. Uebrigens, sezte er hinzu, bedaure er den Vorfall und würde es nicht zum Zweitenmal thun. — „Wohl,“ erwiderte ich, „ich will den König Georg von der Erklärung, die du mir gegeben hast, in Kenntniß setzen.“ — Verzeihst du mir? versezte Finau. — „Ich habe kein Recht zu verzeihen,“ erwiderte ich, „ich bin nur gekommen, um mich zu unterrichten.“ — Trinkst du Kava? — Ich bedeckte mich und sezte mich an seine Seite. Das Volk begrüßte diese Handlung mit einem lebhaften Zuruf; der Kava wurde gebracht und ich nahm daran Theil; dann lud mich Finau ein, auf dem Lande zu übernachten; ich berathschlagte mich mit meinen Offizieren und nahm das Anerbieten an u. s. w.“

Im Jahr zuvor, 26. Juli 1829 hatte Bennet Tonga-Tabu besucht. Seine Beschreibung gibt nichts Neues.

Kermadec - Gruppe.

Wir haben das zwischen den Tropen liegende Polynesien verlassen, und ehe wir das große Neu-Seeland beschreiben, wollen wir einen raschen Blick auf die unter dem Namen Kermadecgruppe bekannten Inseln werfen (Kermadec war ein Gefährte von Entrecasteaux). Diese nördlich von Neuseeland gelegene Gruppe besteht aus den Inseln Raul, Macauley, Curtis und Esperance. Sie liegt unter 29° 20′ bis 31° 28′ südlicher Breite und 178° 43′ bis 179° 36′ östlicher Länge. Curtis und Macauley wurden im Jahr 1788 von Wats, Capitän des Penrhyn, Raul und Esperance wurden im Jahr 1793 von Entrecasteaux entdeckt. Die Engländer nannten die Insel Raul: Sunday. Der Kapitän d'Urville besuchte im Jahr 1827 diese Inseln oder vielmehr diese Felsen, die mehr oder minder mit Holz und Gestrüpp bedeckt sind, die Insel Esperance ausgenommen, die nur ein dürrer, hoher Felsen ist. Sie haben keine Bewohner, aber wahrscheinlich dienten sie einst den Piroguen zum Anhaltsorte, welche eine polynesische Bevölkerung von Tonga nach Neuseeland überführten.

Neu - Seeland.

Unsere Beschreibung führt uns in jenen Theil der Erde, welcher der Antipode einiger Theile von Frankreich ist, in ein Land, das Sommer hat, wenn der Winter unsern Himmel trübt, das die Sonne erfreut, wenn die Nacht anfängt unsere Städte einzuhüllen, wo die Gewächse grünen und blühen, wenn bei uns ihr Wachsthum aufgehört hat. Seine Einwohner, noch Kanibalen, werden uns nicht lange mehr mit Abscheu und Schrecken erfüllen, nachdem die heilige Moral des Evangeliums bereits das Herz einiger Häuptlinge gerührt hat. Neuseeland hatte eine Menge Helden. Ihre Belagerungen und Kriege sind voll glorreicher Thaten. Wenige Völker gleichen dem Neuseeländer an physischer Kraft, an Muth, an Standhaftigkeit, an natürlicher Intelligenz. Aber alle diese Thaten gehen in der Nacht der Vergessenheit unter; denn wilde und rohe Völker führen ein Leben für den Augenblick; ihre Existenz beginnt erst, wenn sie mit civilisirten Nationen oder Menschen in Berührung und Verkehr treten, und von diesem Augenblick an haben sie auch eine Geschichte.

Lage und Klima.

Neuseeland ist ein großes aus zwei Inseln bestehendes Land, dessen Länge 400 Lieues und dessen mittlere Breite 26 — 30 Lieues beträgt. Seine Richtung ist von Nordost nach Südwest, und ungefähr in der Mitte ist es durch den Cookskanal unterbrochen, eine Art Trichter, dessen Mund gegen das Westmeer zugekehrt ist und dessen Breite zwischen 4 und 25 Lieues wechselt. Die beiden Inseln zusammen sind beinahe so groß als die brittischen Inseln.

Die nördliche Insel heißt Ikana-Mauï, die südliche Tavaï-Punamu. d'Urville sagt, der erste Name bedeute „Fisch des Mauï", des

Schöpfers dieses Volkes, der zweite bezeichne den See, in welchem der Punamu oder grüne Nierenstein gesammelt werde; die südliche Insel ist wegen ihrer gebirgigen Bildung und der geringen Sicherheit, die ihre wenigen Häfen den Schiffern gewähren, noch nie sorgfältig erforscht worden.

Die nördliche Insel dagegen ist von der Natur mit prächtigen Häfen versehen worden. Die besuchten Häfen sind die Bai Chalky, die Bai Dusky, die Bai Tasman, die Admiralitätsbai, der Königin-Carlotte-Kanal, die Bai Cloudy. Die Häfen Otage und Molyneux auf der Insel Tavaï-Punamu, die Bai Munukao, der Hafen Kaï-para, die Bai Tara-Nake, der Fluß Chuki-Anga, die Bai Nanga-Uru, die Bai Ududu, die Bai Wangaroa, die Baien Taue-Roa, Hawke und die Inselbai, der Golf Churaki mit seinen zahlreichen Baien.

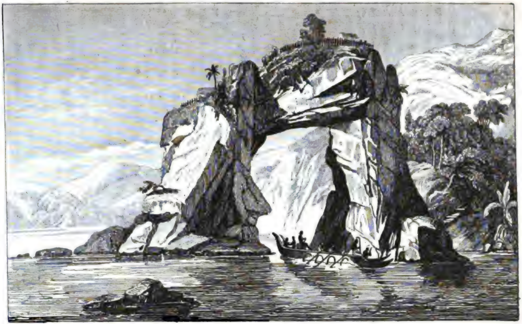
Unter den Inseln, welche ihrer geographischen Lage nach zu Neuseeland gehören, sind zu bemerken die Insel Stewart, wo man die Häfen Marion, Facile und Pegasus findet; zwei Inseln mit dem Namen Resolution, die Insel d'Urville, die Inseln Sugar-Loaf (Zuckerbrod), Tuhua, Tea-Hura, Puhia-i-Wakadi, Otea, Chuturu, die Mercurinseln, die Inseln der Churakibai, die Manana-Tui- oder Dreikönigs-Inseln, die Inseln Motu-Koau und Tanifi-Rahi.

Neuseeland und besonders die große nördliche Insel genießen eine gleichförmige und gemäßigte Temperatur, die ihr Klima gesund und ihren Boden fruchtbar macht. Auf den Küsten aber wüthen Winde, auch zeugt die Bildung seiner Ufer von dem Ungestüm der Elemente. Die Felsen am Ufer sind häufig nackt und ausgezackt, daß sie bisweilen verschiedene Thiergestalten haben, und oft sind die, welche der Wuth der Wogen einzeln preisgegeben sind, so durch und durch ausgehöhlt, daß sie Arkaden von verschiedenen Größen bilden; der merkwürdigste ist vielleicht der von Tegadu, auf welchem ein Pa oder befestigtes Dorf gebaut ist, und unter welchem die Piroguen wegschiffen, was einen ungemein malerischen Anblick gewährt. *) Neuseeland wird von mehreren Flüssen durchschnitten, die beträchtlich sind, obgleich ihr Lauf nicht so lang ist. Es hat große Gebirgsketten mit Vulkanen; Wasserfälle stürzen sich in majestätischen Cascaden von ihnen herab. Im Innern von Ika-na-Mauï sind die zwei Seen Roto-Dua und Maupere.

Naturgeschichte.

Der Boden von Neuseeland ist vortrefflich und jeder Art von Anbau fähig. Er ist besonders im Innern mit Bäumen von merkwürdiger Schönheit bedeckt. Einige sind so riesenmäßig, daß ein einziger Stamm eine Kriegspirogue liefert, die 50 — 60 Krieger faßt. Der beste Lein der Welt, das Phormium tenax wächst dort wild; man sammelt ihn besonders am Meeresufer in den Felsenspalten. Die Weiber hecheln ihn, reinigen ihn sorgfältig und bereiten daraus seidenartige Stoffe vom schönsten Gewebe. Auch ist, seit die Engländer in dieses große Land einen Konsul geschickt haben, dieser bewunderungswürdige Lein bereits ein Handelsgegenstand geworden. Ika-na-Mauï hat überall einen reichen und fruchtbaren Boden, und an einigen Stellen eine glänzende und üppige Vegetation.

*) S. Bl. 172.



Pah's Befestigung auf den Bogen von Tegadu

Digitized by Google

Tavaï-Punamu soll dagegen nicht so begünstigt sein. Nach Wallis wäre nur ein Zehntel des Bodens eines Anbaues fähig. Jedoch sind beide Inseln gut bewaldet, und die Bäume erreichen die größten Dimensionen; man sieht eine Art von Fichten, welche bisweilen 90 Fuß hoch werden und 20 Fuß im Durchmesser, aber keinen einzigen Zweig haben. Der herrschende Baum in allen Wäldern ist die Ceder mit ölbaumartigen Blättern. Es gibt viele zu Zimmer-, Schreiner- und Ebenistenarbeiten taugliche Holzarten. Indessen gibt es keinen Baum, dessen Frucht ein Europäer genießen könnte, und kaum 3 oder 4, dessen Frucht die Eingebornen genießen; die lezteren nähren sich hauptsächlich von der Wurzel des Farrenkrauts, von den Naturforschern pteris esculenta genannt, das sehr häufig wächst und das sie in einer Art in die Erde gegrabener Oefen, wie die Kartoffeln, kochen. Außer anderen krautartigen Pflanzen gibt es Sellerie und wilde Petersilie, das Kanarienkraut, Wegerich, eine Art Raygras, die Ensata oder Schwertlilie. Endlich bauen die Eingebornen ein wenig indisches Korn, Kartoffeln im Ueberfluß, Kohl, Rüben und eine Art Yam, wovon ihnen die ersten europäischen Seefahrer, die sie besuchten, Sämereien überlassen haben.

Der Verfasser der Reise des Astrolabe sagt: „Cook und Marion führten auf Neuseeland zuerst einige europäische Pflanzen ein, welche daselbst vortrefflich gediehen und sich nachher natürlich in verschiedene Theile von Ika-na-Mauï verbreiteten. Später wurde die Kartoffel eingeführt, welche den Namen Capana erhielt. Seit 15 Jahren haben sich die Missionäre auf der Insel niedergelassen, und die Zahl der Pflanzen sehr vermehrt. In einem halben Jahrhundert wird es in diesen Gegenden aussehen, wie in allen Ländern, wo die Europäer Kolonien errichtet haben; ihre Flora wird eine bedeutende Veränderung erfahren haben; zu den einheimischen Pflanzen werden sich fremde nützlichere gesellt haben, die meistens in ihrem neuen Vaterlande viel besser gedeihen. Es ist also von größter Wichtigkeit, sobald als möglich den Zustand der ursprünglichen Vegetation in diesen fernen Gegenden fest zu stellen, um die botanische Geographie vor manchem Irrthum zu bewahren. Deßhalb verdient der von A. Richard geleitete Versuch über die von A. Lesson und mir selbst in Neuseeland veranstalteten Sammlungen von Seiten der Botaniker alle Beachtung. Ueberdieß habe ich das Vergnügen, mitzutheilen, daß in dem nämlichen Sommer, wo ich die Küsten von Neuseeland untersuchte, mein Freund Allan Cuningham, ein gelehrter und unermüdlicher Botaniker zu Port Jackson, eine zweimonatliche Reise in diesen südlichen Gegenden machte und auf große Entfernungen vordrang. Ohne Zweifel wird dieser geschickte Naturforscher seiner Zeit das Resultat seiner Beobachtungen herausgeben, und seine Arbeit wird in Hinsicht des vegetabilischen Reichthums von Neuseeland wenig zu wünschen übrig lassen.“

In diesem großen Lande kennt man bis jezt keine andere vierfüßige Thiere, als Ratten und Hunde, eine Art sehr dicker Eidechsen, welche Guana genannt wird, ausgenommen. Es gibt daselbst weder giftige Reptilien noch Insekten. Unter den Vögelarten, die nicht sehr mannigfaltig sind, zeichnen sich einige durch ihr Gefieder und ihren Gesang aus. Darunter gehört auch der Pu. Es gibt auch verschiedene Papagaiarten, einen kleinen Vogel, der einem Sperling gleicht, eine Ente mit glänzendrothem Schnabel, Beinen und Füßen, aber schön schwarzem Leibe; wilde Enten,

welche die Sümpfe bewohnen, eine Menge Wasservögel, überdieß noch Truthühner, Gänse, Hühner und anderes Geflügel, welche die Missionäre mitbrachten und welche, wenn sie sich vermehren, den Einwohnern bald neue Nahrungsquellen darbieten werden. In den Strömen und im Meere gibt es Seebären und Seelöwen und Cetaceen, deren Fleisch die Einwohner sehr gerne essen.

Merkwürdig ist es, daß der Hundertfuß, der auf Neuseeland unbekannt ist, sehr häufig auf den drei kleinen Manaua-Tuï-Inseln vorkommt, welche Tasman die drei Königsinseln nannte und die nur 5 Lieues von der nordwestlichen Spitze der Insel Ika-na-Mauï entfernt sind.

Robben.

Sehr häufig finden sich an den Küsten von Neuseeland die Robben und der See-Elephant. Zwei Nationen sind im ausschließlichen Besitz dieser Jagd, und der Gewinn davon ist sehr bedeutend. Die Engländer und Amerikaner der Union unterhalten jährlich mehr als 60 Schiffe, jedes von wenigstens 250 — 300 Tonnen und mit 10 — 15 Mann Bemannung. Bei so großer Thätigkeit in Vernichtung dieser Amphibien läßt sich denken, daß die Zahl derselben bedeutend abgenommen hat, indem sie gleichsam zur Auswanderung und Flucht auf die wüsten Inselchen im Süden genöthigt wurden; auch sieht man, wenn man diese in höhere Breiten vorgerückten Länder zu Gesicht bekommt, ihre Küsten bedeckt mit allen Arten von Robben; wie es scheint, waren die Shetlandinseln einigen amerikanischen Schiffern bekannt, ehe ihre Entdeckung durch einen englischen Kapitän bekannt gemacht wurde, und es machten dieselben gewinnreiche Jagden daselbst. Diese Expeditionen werden sogar ausgezeichneten Seeoffizieren anvertraut; als James Weddel z. B. Robben auf den Shetlandsinseln jagte, machte er wichtige Entdeckungen in diesem Archipel, der seither noch ganz unbekannt gewesen war. Die Robben werden um ihres öligen Fettes willen, das Künstler und Handwerker gebrauchen, gejagt; gewisse Arten auch wegen ihres weichen Pelzwerkes; andere Vortheile, die der Mensch von ihnen zieht, sind an gewisse Oertlichkeiten gebunden. Die Robbenjagd durch Europäer erfordert Maßregeln und Kosten, die einer weitern Beachtung werth sind.

Die zu diesem Zweck bestimmten Schiffe haben einen Gehalt von ungefähr 300 Tonnen und sind stark gebaut; Alles ist mit der größten Ordnung eingerichtet; die Schiffe haben einen doppelten Boden. Die Ausrüstung besteht, außer dem sehr einfachen und starken Takelwerk, in Stückfässern zu Aufnahme des Oels, sechs wie zum Wallfischfang bewaffneten Booten und einem kleinen Fahrzeug von 40 Tonnen, das bestiegen wird, wenn man auf dem Schauplatz der Jagd angekommen ist. Die Bemannung eines Schiffs besteht aus 24 Mann, und die Kosten der Ausrüstung betragen ungefähr 25,000 Piaster. Gewöhnlich untersuchen die Jäger mehrere Orte nach einander, oder lassen sie sich auf einem Punkte nieder, und stellen in den Umgebungen häufige Jagden an. So ist es sehr häufig, daß das Schiff in der sichern Bucht einer Insel ankert und abgetakelt wird; am Strande werden die zum Aussieden des Fettes bestimmten Oefen aufgerichtet. Unterdessen durchschifft das kleine, sehr leichte Fahrzeug mit der Hälfte der Mannschaft die ganze Umgebung und schickt seine Bote aus, wenn es Robben auf dem Ufer sieht, oder sezt hie und da Männer aus, um ihnen, wenn sie aus dem Meere heraussteigen, aufzulauern. Die volle Ladung des kleinen Schiffes machen ungefähr 200 in große Stücke zerschnitttene

Robben, die ungefähr 80 — 100 Tonnen Oel geben können, die Tonne zu ungefähr 120 Liter und zu einem Werthe von beinahe 80 Frkn. Ist es im Hafen angekommen, wo das große Schiff vor Anker liegt, so wird das in Stücke zerschnittene Robbenfleisch auf den Strand geschafft, in die Oefen gebracht und ausgesotten; mit den Muskelfasern wird das Feuer unterhalten. Die Schiffsmannschaft hat Theil am Gewinn der Jagden, Jeder ist also dabei interessirt, daß die Unternehmung gelinge. Die Jagd dauert öfters drei Jahre und unter unerhörten Entbehrungen und Gefahren. Manchmal geschieht es, daß die Schiffe Leute zum Behufe der Jagd auf einer Insel aussetzen, 2000 Lieues weiter fahren und wiederum einige aussetzen; leidet das Schiff Schiffbruch und kann es die ausgesezte Mannschaft von den verschiedenen Inseln nicht wieder einnehmen, so müssen die Unglücklichen oft viele Jahre lang auf wüsten Inseln bleiben. Das Oel wird nach Europa und den Vereinigten Staaten ausgeführt, das Pelzwerk in China verkauft.

Die Robbenjäger im Südmeer unterscheiden drei zum Handel brauchbare Hauptgattungen: die erste, wegen des Oeles gesucht, ist der Seelöwe, der See-Elephant (phoca proboscidea der Naturforscher); die zweite, Robben mit Mähnen (otaria molossina et jubata) und die Robben, deren Pelzwerk zu brauchen ist (otaria ursina). Unter diesem Namen bezeichnen die Amerikaner mehrere den Naturforschern unbekannte, aber wohl zu unterscheidende Gattungen. So hat der Pelzrobbe Patagoniens einen Höcker hinter dem Kopfe; der von Kalifornien ist sehr groß; der Upland sea ist sehr klein und bewohnt ausschließlich die Macquarieinseln und die Penantipoden; endlich unterscheidet sich von diesem wieder der im Süden von Neuseeland. Im Mai, Juni und Juli und einem Theile des August kommen die Pelzrobben häufig an das Land, ebenso im November, Dezember und Januar, wo die Weibchen Junge werfen. Die Jungen säugen 5 — 6 Monate und vielleicht noch länger. Eine notorische Thatsache ist die beständige Gewohnheit dieser Thiere, ihrem Magen, wenn sie ins Wasser gehen, einen Ballast von Steinen zu geben, welche sie wieder ausspeien, wenn sie ans Land zurückgehen.

Sehr zahlreich sind die Gattungen der Robben in den Meeren Kamtschatka's und der Kurilen; nach Kracheninikoff verfolgen sie die Fische bis in die Flüsse; ihre Wildheit hat er jedoch übertrieben; er sagt, sie entfernen sich nie weiter als 30 Meilen von den Küsten, und ihre Erscheinung sey das sicherste Zeichen, daß das Land nahe sey. Sie paaren sich im Frühling auf dem Eise, bisweilen auch am Lande, oder auf dem Meere, wenn es ruhig ist. Die Weibchen werfen nur ein Junges auf Einmal. Die Tongesen bedienen sich ihrer Milch als Heilmittel für ihre Kinder. Die Kamtschadalen jagen sie auf verschiedene Weise, und gebrauchen sie zu verschiedenen Zwecken; aus ihrer Haut machen sie Baïdaren, eine Art von Piroguen und Kleider; ihr Fett dient zur Verfertigung von Kerzen und ist zugleich ein Leckerbissen für diese Völker; das in der Sonne oder im Rauche getrocknete Fleisch bildet einen Vorrath für den Winter und das frische Robbenfleisch wird von den Russen und Kamtschadalen ebenfalls gerne gegessen.

Die Robben besuchen das Land nur zu gewissen Jahreszeiten: die in den antarktischen Meeren bewohnen hauptsächlich die öden Küsten der Maluinen, des Feuerlandes, der Neu-Shetlandsinseln und der neuen Orkaden, der Kampbell- und Malquarie-Inseln, der Südküsten

von Van-Diemensland und Australien. Nur mit großer Mühe, unter beschwerlichen Anstrengungen und wellenförmigen Bewegungen gelangen sie ans Land und schleppen sich auf dem hintern Theile ihres Körpers fort. Ihr Geruch ist fein und sie sind sehr kluge Thiere. Einige Gattungen suchen die sandigen und geschützten Küstenstriche auf; andere die von den Wellen gepeitschten Felsen; andere das dichte Buschwerk am Ufer. Aus jeder Wunde, die sie empfangen, fließt reichlich Blut hervor. So gefährlich indeß die Wunden scheinen, so wird das Leben des Thiers nur selten gefährdet; es stirbt nur langsam und an Erschöpfung, und nur, wenn die Wunden sehr tief sind; um sie zu tödten, muß man einen edlen Theil der Eingeweide treffen oder sie mit einem schweren Stock auf das Gesicht schlagen. Sie nähren sich von Fischen, und namentlich von Polypen, auch von Seevögeln, z. B. Möven; wir sahen einen Robben mit Gewandtheit einen solchen Vogel erhaschen, der sich gerade mit den Resten seiner Mahlzeit gütlich thun wollte. So lange sie am Lande sind, essen sie, wie es scheint, Nichts; auch sollen sie sehr mager werden und Steine verschlingen, um sich den Magen anzufüllen. Steller und Peron, so wie andere Beobachter, schreiben ihnen die Fähigkeit zu, zu weinen; das Geschrei, das die Seekälber ausstoßen, welche Gattung die nördlichen Meere bewohnt (phoca vitulina), gleicht dem Geschrei eines Kalbes, woher sie auch ihren Namen erhalten haben.

Die Robben im stillen Ocean haben im Allgemeinen ganz die nämlichen Sitten und Gewohnheiten wie in den antarktischen Meeren; auch machen sie, wie es scheint, periodische Wanderungen.

So weit wir diese Thiere kennen, so sind sie sowohl im wilden Zustande als in der Gefangenschaft sehr schüchtern und lassen sich leicht zähmen, so daß sie im gezähmten Zustande beinahe den Hunden gleichkommen. Ihr Gehirn hat eine Bildung, welche beinahe immer das Zeichen moralischer Entwicklung ist; und wären die Robben nicht Thiere, welche an die See gewöhnt sind, so könnte man sie vielleicht zu Hausthieren ziehen, und sie zum Fischfange mit Nutzen verwenden.

Das Fett der Robben wird wie das Fett der Meerschweine oder anderer Cataceen zu Oel gemacht, das man zum Gerben und zur Beleuchtung gebraucht; die Häute werden an der Luft getrocknet und an die Weißgerber verkauft. Als Sohlenleder sind sie nicht wohl zu gebrauchen; jedoch kann man sie, indem man die Haare daran läßt, sehr gut zu Ueberzügen von Koffern, Jagdtaschen und Tornistern und zu Mützen und Mänteln verwenden, in welche der Regen nicht eindringen kann.

Gegenwärtig gehen französische Fahrzeuge von St. Malo und Nantes an den Nordpol, um Robben mit Rüsseln und Robben mit Mähnen zu fangen, eine Jagd, welche eben so gewinnreich ist als die Jagd auf Cetaceen. Vielleicht würden diese Fahrzeuge wohl daran thun, die Knochen mitzunehmen, die gewiß Absatz fänden, da sie zu Verfertigung von Ammonium und Beinschwarz verwendet werden könnten.

Der Meer-Elephant.

Der Meer-Elephant wurde von Anson in seiner Reise um die Welt genau beschrieben; aber die hinteren und vorderen Glieder dieses Amphibiums wurden von dem Zeichner schlecht abgebildet. Der Meer-Elephant ist der Miurong der schwarzen Australier in Port Jackson. Diese mit

einem Rüssel versehene Robbe ist 20, 25 bis 30 Fuß lang und hat einen Umfang von 15 bis 18 Fuß. Sie ist graulich oder graublaulich, seltener braunschwärzlich. Die unteren Hundszähne sind lang, stark, gebogen und hervorspringend. Die Haare des Bartes sind straff, rauh, sehr lang und nach Art einer Schraube gewunden. Die Augen sind sehr groß und hervorstehend. Die vorderen Füße sind sehr stark und haben an der Spitze fünf kleine schwärzliche Klauen; der Schwanz ist sehr kurz und kaum sichtbar zwischen den hinteren Füßen, die sich in horizontaler Richtung abplatten. Eine Eigenthümlichkeit des Meer-Elephanten ist, daß sich in der Brunstzeit seine Nase verlängert, und so während der Aufregung einen weichen und elastischen, oft einen Fuß langen Rüssel bildet; derselbe fehlt dem Weibchen und verschwindet allmälig, wenn die Brunstzeit vorüber ist. Vermuthlich füllt sich das Zellgewebe in der Nase mit Blut und verlängert sich wie die fleischige Muskelhaut einiger hühnerartigen Vögel zur Zeit der Begattung. Wie es scheint, bewohnt der Meer-Elephant alle wüsten Inseln der südlichen Halbkugel; nach Peron kommt er auf den Küsten von Neuholland und Vandiemensland nicht vor, was aber nicht wahrscheinlich ist. Sehr häufig trifft man ihn auf Kerguelenland, in Neu-Georgien, im Staatenland, auf den Maluinen und Shetlandsinseln, auf der Insel Juan Fernandez, im Chiloearchipel und den Küsten von Chili; nach Peron wandert er alljährlich je nach der Jahreszeit; da er weder große Hitze noch große Kälte ertragen kann, so geht er im Winter ein wenig weiter nach Norden zu, im Sommer aber zieht er sich wieder in den Süden. Sein Muskelsystem ist in eine Fettlage eingehüllt, welche oft neun Zoll dick ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Cephalopoden; er besucht vorzugsweise die sandigen Uferstriche und die dichten Lager der laminaria gigantea, auf denen er gerne ruht. In den vier ersten Monaten des Jahrs hält er sich im Meere auf; in den anderen kommt er abwechselnd auf das Land. Er ist sanft, friedlich, indolent und läßt die Menschen nahe herbeikommen, weßhalb es den Jägern möglich ist, ihn mit einer langen Lanze zu erlegen. Ein Männchen hat immer mehrere Weibchen. Um ihren Besitz schlägt er sich wüthend mit seinen Nebenbuhlern. Der Sieger wählt seinen Serail nach Gefallen. Wenn seine Lust befriedigt ist, so überläßt er den Besiegten die Weibchen, welche er nicht mehr befruchten kann; jedes hat zwei Junge (Einige sagen nur eines), die im Juli oder August zur Welt kommen und zwei oder drei Monate säugen. Die Meer-Elephanten leben in Truppen von 150 bis 200 beisammen und jeder kann 2000 Pfund Fleisch liefern. Von dieser Art war der, welcher der Mannschaft der Corvette Urania, die bei den Maluien Schiffbruch gelitten hatte, zur Nahrung diente; er war wahrscheinlich neben dem Lager, das der Kapitän Freycinet errichtet hatte, gestorben. Gesucht ist diese Gattung wegen der Menge von Oel, welche sie liefert. Wenn sie von den Jägern überrascht werden und in das Meer zurückgehen, so werden sie hiebei von einem oder mehreren Männchen von reiferem Alter angetrieben; diese schließen den Zug der Mütter und Jungen, und leisten, wenn man ihnen auf dem Fuße ist, Widerstand.

Jene große Gattung von Meer-Elephanten, die von Mortimer und Cox auf den Inseln Amsterdam und St. Paul gesehen und von Desmarets beschrieben wurde, der sie phoca Coxii nannte, ist vielleicht eben unser Meer-Elephant vor der Brunstzeit. Peron hatte ihn phoca resima

genannt; und ohne Zweifel ist es der phoca lupina Molina's, und sehr wahrscheinlich der von Aubert du Petit-Thouars in seiner Beschreibung der Insel Tristan d'Acunha erwähnte.

Topographie.

Der weiße See.

Im Jahr 1819 entdeckte Marsden die weiße Quelle; er beschreibt sie als einen kleinen See, der ungefähr eine halbe Meile im Umfang hat. Von ferne erscheint er weiß wie Milch; indeß ist es nicht so, wenn man sich an seinem Ufer befindet. Ungefähr eine Meile, ehe er an diesen See kam, traf er ein anderes Becken mit klarem Wasser, in welchem eine Menge wilder Enten waren; an verschiedenen Stellen war der Boden mit Kalksteinstücken bestreut, von denen er Proben mitbrachte. Die ganze Oberfläche des Bodens in einer Ausdehnung von mehreren Meilen scheint unter dem Einflusse von Vulkanen zu stehen, und man sah Nichts als Moräste, Seen und einen nackten Boden.

Wahrscheinlich war an dieser Stelle ein Fichtenwald, der aber vom Feuer so verzehrt wurde, daß kein einziger Baum mehr dasteht. Hie und da sieht man einige Fichtenwurzeln, welche an der Oberfläche des Bodens selbst verbrannt wurden; mit anderen Wurzelstücken ist die Erde nach allen Richtungen hin durchzogen. Der Boden ist äußerst steinig, schwammig, trocken und weißlich wie Pfeifererde.

Von den Eingebornen hörte Marsden, daß sich in der Umgegend mehrere andere Seen von gleicher Beschaffenheit befänden. Es gibt eine Menge Harz an den Ufern des weißen See's, und verschiedene Theile seiner Oberfläche sind mit einer Art Schaum bedeckt, wie er sich auf dem Bier bildet, wenn dieses im Keller gährt. Der steinige Graben, durch welchen das Wasser aus dem See abfließt, scheint mit dem Kalk überzogen zu seyn, den dieses Wasser auf seinem Laufe durch die Felsen absezt, und alle Steine in diesem Graben sind hart wie Kieselsteine.

Die heiße Quelle.

Die heiße Quelle, welche Marsden ebenfalls besuchte, liegt in einem Gehölz in einer Entfernung von ungefähr vier Meilen. Das Wasser war heiß und von einer sehr schlechten Beschaffenheit; es steigt beständig Rauch auf, und seine Oberfläche ist mit einem Schaum bedeckt, der Aehnlichkeit mit dem gelben Ocker, womit die Einwohner ihr Gesicht bemalen, aber nur eine etwas röthlichere Färbung hat. Das Wasser verbreitet einen Schwefelgeruch. Die Eingebornen sagten ihm, ungefähr sechs Meilen vom Dorfe befinde sich eine andere Quelle, deren Wasser weiß und sehr schlecht sey; weder Enten noch wilde Hühner zeigen sich darauf.

Der Maupère-See.

Der Maupère-See wimmelt von Fischen. Zum Fangen derselben gebrauchen die Einwohner runde Körbe, die aus der Rinde des Manguibaumes gemacht werden und hübsch gearbeitet sind; die Oeffnung des Korbes verengt sich wie bei einer Mäusefalle, so daß der Fisch, welcher

einmal hineingegangen ist, nicht mehr entwischen kann. Er hat viel Aehnlichkeit mit den Fischzäunen in der Provence, in welchen sich der Fisch fängt, ohne wieder herauskommen zu können.

Pa oder Fort von Wai-mate.

Eine starke Palissade von dicken, neben einander gepflanzten, zwanzig Fuß hohen Pfählen bildet die erste Umzäunung, welche die Stadt Waimate umgibt. Den Eingang bildet ein fünf Fuß hohes und zwei Fuß breites Ausfallthor, an welchem außen einige Menschenköpfe ausgehauen sind, deren Gesicht Rache schnaubt und die Stürmenden zu bedrohen scheint. In geringer Entfernung von dieser dauerhaften Verschanzung, und zwar innen, ist ein ungefähr dreißig Fuß breiter Graben; mit Wasser gefüllt, vertheidigt er die Seite des Hügels, die von Außen am leichtesten zu ersteigen ist. Hinter diesem Graben ist eine schroffe Böschung errichtet, auf welcher sich eine zweite Reihe von Palissaden befindet, die eben so stark und hoch sind als die in der ersten Reihe. Ein wenigstens neun Fuß breiter Graben vertheidigt einen durch ein anderes Ausfallthor geschlossenen Eingang. Zwischen diesem und dem lezten, das in die Stadt führt, liegt ein ungefähr achtzig Fuß breiter Raum, an dessen Ende der Hügel zu einem ungefähr fünfzehn Fuß hohen abschüssigen Abhang abgegraben worden ist. Auf dem Gipfel erhebt sich eine andere Palissadenreihe, welche den Pa umgibt und seine Befestigung vollendet. Auf der Spitze dieses Pa stand der Sitz oder Thron Kangaroa's. Er hatte eine seltsame Gestalt, erhob sich auf einem Pfeiler ungefähr sechs Fuß hoch über den Boden und war mit grotesken Basrelief verziert. Um ihn leichter besteigen zu können, war auch eine Stufe angebracht, die zugleich als Schemel diente. Von diesem Throne ertheilte der über sein Volk erhöhte Häuptling seine Befehle, und gab mit eben so viel Ansehen als der unumschränkteste Herrscher Asiens seine Geseze. Neben diesem Sitze war ein anderer ausschließlich für die verwittwete Königin, die Mutter Kangaroa's, bestimmter Sitz, und ganz nahe dabei ein Behälter für den Mundvorrath Seiner Majestät.

Wangaroa.

Wangaroa ist ein romantischer Ort von merkwürdiger Schönheit. Neben der nördlichen Spitze befindet sich ein durchbrochener Felsen, der wie eine gothische Arkade aussieht; das Meer wälzt seine Fluthen hindurch und bei ruhigem Wetter können Kanots hindurchfahren. Die Einfahrt Wangaroa's ist nicht breiter als eine halbe Meile, und von dem Meere aus kann man sie unmöglich sehen; ist man aber innen, so ist es auf jeder Seite noch eine weite Strecke bis an das Land, und man erblickt einen der schönsten Häfen der Welt. Die größten Flotten könnten dort Anker werfen und wären gegen alle Winde geschüzt.

Die Astrolabe-Bucht.

Diese merkwürdige von d'Urville entdeckte Bucht beschrieb er in seiner Reise folgendermaßen:

„Da in der Astrolabebucht gegen Mittag ein Fischerboot auf eine große südlich von unserm Ankerplatz gelegene Sandbank zusteuerte, so benüzte ich diese Gelegenheit, mich von Neuem ans Land setzen zu lassen.

Ein Strich ebenen und mit einigen Kräutern bedeckten Landes zieht sich am Rand des Ufers hin; weiterhin ist ein majestätischer, leicht zugänglicher Wald. In der Mitte fließt ein breiter Bach zwischen großen Granitblöcken hindurch, und diese Blöcke bilden bisweilen, wenn der Boden abhängig ist, reizende Kaskaden, über welche sich Wölbungen von bewunderungswürdigem Grün hinziehen. Unter seinem Schatten flatterte eine Menge Vögel, deren Gesang die Scene belebte. Dreißig oder vierzig Toisen weiter oben machte ich eine reichliche Jagd; denn diese befiederten Wesen hatten die Flinte des Jägers noch nicht fürchten gelernt. Ich bemerkte besonders eine wie Metall strahlende Taube, die aschgraue Elster, und einen Staar, beide mit röthlichen Fleischdrüsen, den großen Nestorpapagai mit dunklem Gefieder, den Phaledon mit seiner hübschen Halsbinde von weißen zusammengerollten Federn, kleine grüne Papagaien, die den australischen beinahe ähnlich sind, Turteltauben, Grasmücken, Meisen u. s. w. Noch muß ich einen kleinen Baumläufer von brauner Farbe anführen, der so zutraulich war, daß er sich ganz neben die Vorübergehenden hinsezte. Einer davon war sogar so kühn, daß er sich auf die Spitze meines Flintenlaufs sezte und mich von da aus mit artiger Neugierde betrachtete."

Bevölkerung.

Wir fanden, sagt d'Urville, auf Ikana-Maui 200,000 und auf Tavaï-Punamu 50,000 Einwohner. Aber man muß wohl bemerken, daß die durch die Einführung der Feuerwaffen veranlaßten Vertilgungskriege diese Zahl von Tag zu Tag vermindern dürften; und wenn nicht irgend ein glücklicher unvorhergesehener Zufall dieser traurigen Geißel ein Ende macht, so wird wahrscheinlich die Bevölkerung immer mehr abnehmen, bis sie am Ende gänzlich vertilgt seyn wird. Was uns betrifft, so wollen wir gern glauben, daß das Aufhören so vieler Kriege, die allmälige Aufhebung des Feudalwesens und des Menschenfressens und eine größere Sorgfalt für die neugeborenen Kinder diese Bevölkerung vermehren wird, welche, wenn wir uns nicht täuschen, einen ausgezeichneten Namen in der Geschichte der Menschheit gewinnen wird.

Es gibt zwei Rassen auf Neuseeland. Die Individuen der ersten Rasse haben eine Größe von mehr als fünf Fuß und vier Zoll; ihre Farbe gleicht der Farbe eines Algarbiers oder Maltesers, ihre Haare sind platt, glatt, schwarz und kastanienbraun. Die Individuen der zweiten Rasse sind kleiner, untersezt, haben die Farbe der Mulatten und krause Haare. Zur erstern Rasse gehörten die Häuptlinge, zur andern die Leute vom Volke; aber alle Neuseeländer sind stark und haben starke und geschmeidige Muskeln. Sie sind nicht fett, tragen den Kopf hoch und halten die Schultern schön gerade, und ihre Haltung wäre gewissermaßen eine stolze, wenn sie nicht gewohnt wären, in ihren Hütten gebückt zu sitzen. Diese Stellung gewöhnt ihre Kniekehlen an eine Biegung, welche die Anmuth ihres Ganges stört. Sie sind stolz und tapfer. Ihre stark ausgedrückten Züge haben viel Aehnlichkeit mit den Zügen der schönen jüdischen Rasse, wie man sie in Konstantinopel, in Damaskus und Bagdad trifft, die bei den Häuptlingen übliche Tätowirung abgerechnet. „Die meisten, welche wir sahen," sagt Laplace, „hatten ihr Gesicht bedeckt mit einer symmetrischen Tätowirung, die mit bewunderungswürdigem Geschmack

und Feinheit ausgeführt war. Diese Malereien, auf welche sie stolz sind, sind das Patent kriegerischer Tapferkeit; auch bemerkten wir, daß nur bei Männern von reiferm Alter die Tätowirung vollständig ist, während jüngere Leute nur einige leichte Züge auf den Nasenflügeln und gegen das Kinn hin haben. Das Haar tragen die Krieger auf dem Scheitel zusammengekämmt und in einen Knoten gebunden. Dieser hübsche Haarzopf ist oft noch mit einigen Federn von Seevögeln geziert. Sie schmücken sich gewöhnlich mit Ohrgehängen oder Halsbändern, die aus kleinen menschlichen Knochen oder einigen Zähnen, den Trophäen eines blutigen Sieges, zusammengesezt sind. Ihre Haut ist braun, aber der Ocker, womit sie sich häufig einreiben, gibt ihnen eine röthliche Färbung, welche nicht unangenehm ist. Auch die Matten, worein sie sich kleiden, bekommen durch das Einreiben eine ähnliche Färbung. Dieselben sind aus einem seidenartigen Lein gewoben, den der Boden dieser Gegenden im Ueberflusse hervorbringt, und wahre Meisterstücke von Kunst und Geduld, wenn man die Einfachheit der Werkzeuge bedenkt, deren sich die Eingeborenen bedienen." Im Allgemeinen dauern diese Gewebe sehr lange.

Eigennamen.

Die Eigennamen der Neuseeländer sind beinahe alle bezeichnend wie bei den alten Griechen, und bezeichnen bald ein Thier, eine Pflanze, einen Fisch, bald irgend eine Eigenschaft des Körpers oder der Seele; bisweilen erinnern sie an eine Heldenthat, an einen für das Individuum, der ihn führt, merkwürdigen Umstand. Hier mehrere Beispiele dieser verschiedenen Arten von Bezeichnungen:

Tawa, eine Art von Baum; Kudi, eine andere Art Baum; Ngarara, eine Schlange; Kiwi, eine Art Kasuar; Kutu, Laus; Tara, Seevogel; Ika, Fisch; Manu, Vogel; We, Raupe u. s. w. Kara-Tete, jähzornig; Churaki, der schnell geht; Dudu, verborgen; Didi, im Zorn; Widi, der vor Wuth zittert; Tuma, der Mann mit einem drehenden Blick; Kahi, der zu Füßen fällt; Ahitu, das Geschrei eines gewissen Vogels u. s. w. Dipiro, der Name einer gewissen Gegend; Pakii-Kura, aus einem rothen Lande gerissen (der Vater dieses Mannes war in dem Augenblicke getödtet worden, da er eine Farrenwurzel aus rothem Boden gerissen hatte); Tau-Tahi, im ersten Jahr der Ehe geboren; Tau Nga Udu, im zweiten Jahr der Ehe geboren; Tanii, einäugig; Hihi, Sonnenstrahlen; Kaï Kumu, der die Glieder seines Feindes verzehrte; Dua Tara, von den Seevögeln besuchtes Grab; Tepahi, das Schiff; Ware Umu, Haus zum Kochen der Lebensmittel; Mudi Waï, an der äußersten Grenze gelegenes Wasser; Patu One, Kampf auf der Küste u. s. w.

Es wäre die größte Beleidigung für eine Person, wenn man irgend einem Gegenstande ihren Namen geben wollte. Geschieht es, und die beleidigte Person hat die Macht dazu, so ermangelt sie nie, sich durch Vernichtung oder Plünderung der Gegenstände, die ihren so entweihten Namen erhalten haben, zu rächen. Chongui tödtete einst alle Schweine in Wangaroa, weil ein Eingeborener im Zorne einem dieser Thiere den Namen Chongui gegeben hatte.

Als sich Clarke auf der französischen Corvette la Coquille im Jahr

1824 nach Neuseeland begab, hatte er den Einfall, einem schönen Hunde, den er besaß, den Namen Pomare zu geben; Tai-Wanga aber sagte ihm, die Freunde Pomare's würden nicht ermangeln, seinen Hund zu tödten, wenn ihnen diese Entweihung zu Ohren kommen würde. Nun gab Clarke dem Hunde den Namen Pahi, den ein dem Tai-Wanga beigegebener Sklave führte. Obgleich Pahi ein Sklave war, so konnte man doch leicht sehen, daß es ihm nicht gefiel und daß er nicht gut dazu sehe, daß ein Thier seinen Namen führe.

Als einst ein Sklave den Pataten von Kawa-Kawa den Namen Tapa-Tapa's, der Frau des Häuptlings Tekoke, gegeben hatte, zitterten die Einwohner jenes Ortes, aus Furcht, ihre Nachbarn möchten ihnen ihre Pataten wegnehmen.

Nach diesem leztern Beispiel wäre anzunehmen, daß in einem solchen Falle nicht nur die beleidigte Person, sondern auch noch alle Fremde das Recht hätten, ein solches Verbrechen zu bestrafen. Ohne Zweifel sind sie überzeugt, daß eine solche Entweihung ein schweres Verbrechen gegen den Atua sey, und daß man den Folgen derselben nicht eifrig genug vorbeugen könne.

Politische Verfassung. Häuptlinge. Ihre Kriege.

Nichts erinnert mehr an die alten Clan Schottlands als die Völkerschaften Neuseelands. Jeder Stamm ist in gewisser Art nur eine große Familie, die einen Häuptling anerkennt, dem alle anderen Glieder mehr Ehrfurcht und Achtung als eigentlichen Gehorsam beweisen. Die Rangatira's oder Häuptlinge sind sehr stolz auf ihre Vorrechte; sie ermangeln niemals, die Europäer von ihrer eigenen Würde zu unterrichten, wenn sie mit ihnen zusammentreffen, und fragen hernach die Fremden, welchen Rang sie bekleiden. Es war merkwürdig, sagt d'Urville, wie schnell und mit welchem Scharfsinn sie auf die Personen unserer Schiffsmannschaft den Rangunterschied anzuwenden wußten, der unter ihnen bestand. Der Kapitän war der Rangatira-rahi; Rangatira-para-parao hieß der zweite Kapitän; Rangatira hießen die verschiedenen Offiziere. Die anderen Personen des Stabes ohne amtliche Stellung, die Zöglinge und Lehrer, hießen Rangatira-iti, und die anderen Personen der Mannschaft Tangata, Tangata-iti, Tangata-wari und Kuki, je nachdem sie Offiziere, Marinesoldaten, Matrosen oder Bediente waren. Anfangs bemühten sie sich, ihren Rang aufrecht zu erhalten, indem sie sich den Europäern der niederen Klassen gegenüber ein lächerliches Ansehen gaben; da aber die Europäer, so niedrig sie in den Augen der Häuptlinge dem Range nach waren, ihnen Gegenstände zeigten, die wahre Schätze für sie waren, so säumten die stolzen Rangatira nicht, ihren Hochmuth abzulegen und mit den gemeinen Matrosen vertraut zu werden. So oft sie sich jedoch am Lande wieder trafen, und zwar in der Mitte ihrer Unterthanen, nahmen sie ihre Würde wieder an, und in einem solchen Fall hielten sie beinahe immer streng auf ihre Würde und ließen sich nie mit Europäern ein, die dem Range nach unter ihnen standen.

Die neuseeländischen Häuptlinge sind in Absicht auf den Vortritt und Rang so kitzelig, daß beständige Eifersucht zwischen ihnen rege ist, die oft auf die höchste Stufe getrieben wird. Mit Lästerungen, Verleumdungen

ihrer Nebenbuhler und groben Lügen über sie sind sie gleich bereit und hetzen die Europäer gegen sie auf. Diese Beobachtung haben viele Reisende gemacht.

So klagten z. B. Tara und Tupe ihren Nebenbuhler Tepahi bei den Engländern an, daß er den Angriff auf den Boyd geleitet habe, was für ihn und sein Volk so traurige Folgen hatte. Die Häuptlinge von Hua-Hua und Chaki an ihrer Spitze boten Allem auf, d'Urville zu überreden, den fremden Häuptlingen, die ihm einen Besuch abgestattet hatten, das Leben zu nehmen. Alle Neuseeländer sind gewissenhafte Beobachter des Ceremoniells und treten nie vor einen Häuptling, ohne ihn Rangatira zu betiteln; einen gemeinen Mann reden sie Tangata an oder noch öfter Koro, junger Knabe. Es war zum Lachen, wie die jungen Sklavinnen an Bord den Personen, mit denen sie sich vertraut gemacht hatten, nachliefen, und jeden Augenblick riefen: E koro (E ist das Zeichen des Hauptwortes).

Der Krieg ist in den Augen der Neuseeländer die ehrenvollste Beschäftigung für einen Mann; ihr ganzes Streben ist auch darauf gerichtet, ihn mit Erfolg zu führen. Der gewöhnliche Grund oder wenigstens der Vorwand aller ihrer Kriege ist immer, von ihrem Feinde Genugthuung, utu, für eine wirkliche oder nur eingebildete Beleidigung zu fordern.

Gibt er diese Genugthuung, so zieht sich der Angreifer zurück; wo nicht, so dauert ein wüthender Kampf so lange fort, bis eine Partie gänzlich geschlagen und vernichtet ist. Wenn beide Partieen Frieden schließen, so bietet beinahe immer eine der andern eine Entschädigung an, und dieses Pfand oder Utu scheint allein das Mittel zu seyn, einen dauernden Frieden zu begründen. Nach dem Kriege, den die Schongui und Semarangai im Jahr 1820 mit einander führten, und wo der erste zwanzig Piroguen verlor, bot ihm sein Feind, als sie Frieden schloßen, als Utu eine Kriegspirogue, um ihre Aussöhnung zu besiegeln. In ihren Händeln mit den Europäern, sogar wenn sie schon beendigt sind, sieht man sie immer das Utu als eine Sache fordern, die man ihnen schuldig ist.

Die Neuseeländer verfolgen ihren Racheplan mit der größten Hartnäckigkeit; ein Sohn verzeiht nie das seinem Vater angethane Unrecht; nur die Noth kann ihn dahin bringen, daß er es eine Zeit lang ungerächt läßt; aber so bald es nur möglich ist, wird er sich Genugthuung dafür verschaffen. Bei solchen Gesinnungen und Neigungen können natürlich diese Völker nie in einem friedlichen Zustand leben; auch sind sie beständig auf ihrer Hut und man sieht selten einen neuseeländischen Krieger, der nicht vollständig bewaffnet wäre. Sie können es nicht begreifen, daß die Europäer nicht die nämlichen Gesinnungen haben sollten; und Taara wollte es nicht glauben, daß die Engländer jeden Gedanken an Rache an ihm wegen seiner an dem englischen Schiffe Boyd begangenen Frevelthat aufgegeben hätten.

Die häufigen Kriege, welche sie führen, und die Schwäche der einzelnen Stämme veranlassen sie, gewöhnlich Offensivbündnisse gegen ihre Feinde mit einander zu schließen. Kürzlich vereinigten sich die Stämme in der Inselbai und der Stamm von Schuklanga gewöhnlich mit dem Stamme von Schuraki, um die Stämme der Abondancebai und des Ostkaps zu bekriegen. In den lezten Jahren kämpften die zwei ersten Völker jedes Jahr gegen die mit einander verbundenen Stämme von Schuraki und

Wai-Kato. Kürzlich kamen die Krieger der Inselbai und die vom Stamme Schuki-Unga hintereinander. Endlich sah man auch die Stämme einzeln gegen einander kämpfen, z. B. als Schongui die Bewohner Wangaroa's angriff, als Temarangai in das Land Kidi-Kidi eindrang, als Mudi-Wai und Matangui Streitigkeiten mit einander hatten.

In wichtigen Kriegen, wo es sich um das Schicksal mehrerer Stämme zusammen handelt, versammeln sich, ehe der Feldzug anfängt, alle Häuptlinge von einem gewissen Range zu einer feierlichen Berathung und ziehen die Vortheile und Nachtheile des Krieges in ernste Erwägung. Sie sprechen nach einander mit Hoheit und Würde, stehend und gehend, und ihre Reden werden in tiefster Stille angehört. Diese Berathungen dauern oft ganze Tage; sie werden unter freiem Himmel gehalten; die Häuptlinge kauern im Kreise umher auf die Kniee nieder und zeigen die größte Aufmerksamkeit. Auch die Priester werden dazu berufen und üben einen großen Einfluß dabei aus.

Man hat den Neuseeländern ihre Treulosigkeit und List im Ueberfallen ihrer Feinde vorgeworfen. Indeß ist gewiß, daß ein Häuptling selten ins Feld rückt, ehe er seinen Feinden Nachricht über seine Absichten mitgetheilt, die Gründe, warum er die Waffen ergreife, auseinandergesezt und ihnen die Frage vorgelegt hat, ob sie geneigt seyen, ihm Genugthuung wegen der ihm angethanen Beleidigung zu geben oder ob sie es auf die Entscheidung der Waffen wollten ankommen lassen. Von der Antwort, welche die Boten zurückbringen, hängt gewöhnlich der Entschluß ab, welchen der Angreifer faßt. Ist der Krieg in der gewöhnlichen Form erklärt worden und hat der Feind die an ihn gerichteten Forderungen zurückgewiesen, so macht sich die angreifende Partie zu Wasser oder zu Lande auf den Weg nach den Gegenden, welche sie angreifen wollen. In den lezten Jahren sah man die Völkerschaften im Norden von Ika-na-Maui Heere von 2 bis 3000 Streitern ausheben, eine sehr bedeutende Zahl in Betracht der schwachen Bevölkerung der Stämme, des weiten Weges, den sie zu machen hatten, und der geringen Hülfsmittel, auf die sie unterwegs rechnen konnten.

Auf dem Marsche kampiren diese Truppen unter Hütten aus Zweigen und Farrenkraut, die jeder Stamm für seinen Gebrauch errichtet, oder schlafen sie auch wohl auf der Erde und unter freiem Himmel, wenn das Wetter gut ist. Trockene Fische und Farrenwurzeln sind beinahe die einzigen Vorräthe, deren sie sich bei solchen Gelegenheiten bedienen, da sie auch am leichtesten anzuschaffen und fortzuschaffen sind. Werden sie Sieger, so entschädigen sie sich auf Kosten der Besiegten für die erzwungene Enthaltsamkeit, zu der sie sich hatten verstehen müssen. Bisweilen gebrauchen sie auch Sklaven, um die nöthigen Vorräthe auf große Entfernungen fortzuschaffen, und schicken sie dann zu ihrem Stamme zurück, wenn ihre Anwesenheit nicht mehr nöthig ist.

Ueber die Häuptlinge spricht sich Laplace folgendermaßen aus:

„Ein Schiffskapitän ist den ganzen Tag von einem Haufen angeblicher Großen begleitet, welche, um ihre Ansprüche an seine Freigebigkeit zu unterstützen, die barokkesten Titel und Namen sich beilegen. Aus allen Bezirken der Umgegend strömen sie mit ihren Frauen an Bord, setzen sich ohne alle Umstände auf dem Hinterdecke fest und bleiben dort, bis sie durch ihre Unverschämtheit Pulver, Kugeln oder einige Stücke Zwieback erhalten

haben; dann entfernen sie sich, kündigen jedoch zuvor den Offizieren offiziell ihre nahe Zurückkunft an. In diesen verdächtigen, mit Lumpen bedeckten Bettlern voll Ungeziefer kann man nicht wohl jene Fürsten, jene edlen Krieger oder Rantagira's erkennen, von deren Besuchen uns einige Reisende eine so anmuthige Schilderung geliefert haben."

Indeß befanden sich die meisten Könige oder Helden, welche in den neueren Berichten eine so glänzende Rolle spielen, während des Aufenthalts des Kapitän Laplace zu Karera-Kefa. Die Einen hatten thätigen Antheil an den gräßlichen, während der lezten Kriege vorgefallenen Metzeleien genommen; die Anderen, jungeren, aber nicht weniger wilden, hatten im Sinne, ihre von dem Feinde gebratenen oder gefressenen Väter oder Oheime zu rächen. Laplace empfing zu seinem großen Aerger einen Besuch von Bomare, dem Neffen eines berühmten Häuptlings, den die Bewohner des Themseflußgebietes, eines kürzlich noch sehr blühenden Bezirkes im Süden der Inselbai, mit seinen zwei Söhnen aufgezehrt hatten. Dieser wegen seines Muthes und seiner Blutgier gefürchtete Wilde konnte als der wahre Typus eines Rangatira betrachtet werden. Sein hoher Wuchs, seine vollen muskulösen Glieder, seine breiten Füße und dicken Hände zeugten von nicht geringer Stärke; eine hohe und offene Stirne; gelbliche, tief liegende, halb offene, unruhig und finster blickende Augen, eine Adlernase, deren Flügel, so zu sagen, zwei schwarz tätowirten Spirallinien zum Stützpunkt dienten, die, nachdem sie um Wangen und Augen die Runde gemacht, mitten auf der Stirne zusammenliefen, während eine ähnliche Verzierung, den Mund wie ein Bart umgebend, und das Kinn, so wie einen Theil des Halses verbergend, ein Gebiß von glänzender Weiße hervorhob; und endlich ein langes und ungeordnetes Haar und etwas Zweideutiges und Verrätherisches in der ganzen Gesichtsbildung tragen vollends dazu bei, den Anblick dieses Bomare recht gräßlich zu machen. Seine Kleidung bestand wie bei allen seinen Landsleuten aus zwei großen Fetzen Formium, deren einst weißliche Farbe nun unter dem Schmutze verschwunden war. Einer dieser Fetzen, mitten auf dem Leibe durch einen Gürtel festgehalten, reichte nicht über die Kniee hinab; der andere, dickere, mit symmetrisch geordneten rothen und schwarzen Streifen, war um den Hals gebunden und fiel hinten bis auf die Knöchel hinab. Fügt man zu dieser prächtigen Kleidung noch Ohrgehänge und ein Halsband von Thierzähnen, eine kleine platte Figur von grüner Jade, an einem Stricke auf die Brust gehängt, ferner eine Keule aus sehr hartem Stein von Smaragdfarbe, ein achtzehn Zoll langes zweischneidiges Schlachtmesser, so wird man sich eine Vorstellung von dem Aussehen, dem Schmuck und der Ausstattung eines großen neuseeländischen Herrn machen können.

Der schlechte Ruf, den er unter den Europäern hatte und den sein Aussehen nur zu sehr rechtfertigte, veranlaßte mich, beim ersten Zusammentreffen ihn, so wie seinen Pylades Rewi-Rewi, einen alten, eben so schlechten und verschlagenen Häuptling, als er war, mit einem Mißtrauen zu behandeln, das meine Freigebigkeit gegen sie sehr beschränkte und wodurch sich die beiden Fürsten und ihre Anhänger sehr getäuscht fanden.

In ihren Gliedern und ihren Gesichtszügen war ein konvulsivisches Zittern sichtbar, ihre Augen strahlten von wildem Feuer, ihre rechte Hand faßte die furchtbare Keule. Ich konnte mir nun denken, was solche Menschen sind, wenn sie, ganz nackt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Oel

und Ocker eingerieben, das Gesicht auf's Fürchterlichste verdreht, trunken von Rache und unter gräßlichem Kriegsgeschrei, sich auf ihre Feinde stürzen. Unsere Schlachten gleichen diesen wüthenden Kämpfen natürlich nicht. Die Lanze mit einer Spitze von Fischgräten, den kürzern, aber nicht minder mörderischen Wurfspieß, die fürchterliche Axt, deren breite Schneide und langer Stiel aus Einem Stück Holz gemacht sind, besäen das Schlachtfeld bald mit Todten und Verwundeten, welche die Weiber der Sieger mit Dolchstichen vollends tödten, sodann an einen abgelegenen Ort schleppen und zu dem gräßlichen Festmahl zurichten, das auf den Kampf folgt.

Wie könnte man sich aber ohne Grauen das gräßliche Schauspiel denken, das Nachts die Versammlung dieser um große Feuer gruppirten Kannibalen darbietet, wenn sie die Leichname der in der Schlacht gefallenen Feinde, so wie der Gefangenen, braten, welche dazu auserwählt werden, das Mahl dieser Ungeheuer voll zu machen? Der Rest dieser Unglücklichen, so wie die Kinder, welche wie sie zu einer ewigen Sklaverei bestimmt sind, oder vielmehr zu einer späteren Mahlzeit ihrer neuen Herren, stehen in geringer Entfernung auf einen Haufen zusammengedrängt, und hören mit Schrecken den Triumphgesang ihrer Henker.

Möchten unsere Misanthropen doch die Archipele des Südmeers durchreisen, nach Neuseeland kommen und sehen, ob die dortigen Eingeborenen das Beispiel der Europäer abgewartet haben, um sich dem Aberglauben und allen Arten von Verbrechen zu ergeben! Sie werden finden, daß die abscheulichsten Gebräuche seit undenklichen Zeiten unter ihnen bestehen; wie eine Menge Unglücklicher dem bösen Geiste geopfert und hernach feierlich verzehrt werden; wie die Mütter oft genöthigt werden, ihre neugebornen Töchter oder mißgestalteten Söhne, welche man als Lasten für die Familien ansieht, selbst zu tödten; wie der Mord beinahe immer ungestraft bleibt; wie das Recht des Stärkern ganz anerkannt ist; wie die Eingeborenen in zwei Klassen getheilt sind, wovon die eine ausschließlich mit Krieg und Plünderung beschäftigt, im Besitz des Bodens und aller Vorrechte ist, die andere in harter Sklaverei hält, das Land durch sie bauen läßt, ihr die beschwerlichsten Arbeiten auflegt, mit Einem Wort, sie behandelt, wie einst im Mittelalter in Europa die Barbaren die Besiegten behandelten.

Wirklich muß man auch gestehen, daß das widrige Aussehen des **Wari**, seine schwachen Glieder, seine häßliche Gestalt ohne die Auszeichnung der Tätowirung und geschwärzt von der Sonne, seine tiefe Verworfenheit, selbst seine Kleidung, die aus zwei Lumpen besteht, wovon der eine über die Schulter hängt, der andere kaum ihren übrigen Körper bedeckt, beweist, daß er von einem andern Geschlecht ist als der Rangatira. Dieser scheint wirklich zum Befehlen geboren zu seyn. Seine martialische Haltung, die seltsamen, aber eleganten Zeichnungen, welche sein Gesicht und seine Brust schmücken, scharfe Züge, ein fester Blick und eine hohe Meinung von sich kündigen den freien Mann an, der kein anderes Joch kennt als das der Nothwendigkeit: daher ist er auch stolz, heftig, empfindlich, unbeständig, eifersüchtig auf jeden Höheren und kann von der Rache zu den empörendsten Grausamkeiten hingerissen werden.

Einige Reisende, bestochen von ihrer Phantasie, oder in der Absicht, ihren Freunden in Neuseeland einen Namen zu verschaffen, behaupten, die Rangatira's machen diese Fehler, die, wie sie sagen, die natürlichen Ergebnisse des wilden Zustandes seyen, durch Uneigennützigkeit, Biederkeit,

Zartgefühl und hundert andere schöne Eigenschaften wieder gut, welche die Seeleute, die sie besuchen, ihnen gewiß nicht beilegen. Was mich betrifft, so möchte ich fragen, ob Das Uneigennützigkeit sey, daß diese Insulaner, nicht zufrieden, an Bord der Schiffe Alles zu stehlen, was ihnen unter die Hände kommt, auch die Mannschaft erwürgen und verzehren, wenn sie können, und sich der Ladung bemächtigen? ob es Biederkeit sey, daß sie ihre Nebenbuhler bei den Kapitänen der Kriegsschiffe feige verlästern, um ihrer Rachgier ohne Gefahr genügen zu können? Und endlich, ob es Zartgefühl sey, daß die meisten unter ihnen ohne Bedenken die Gunst ihrer Töchter für Pulver und Flinten an die Europäer verkaufen?

Zustand des weiblichen Geschlechts.

Da die Lobhudler der Neuseeländer die leztgenannte Thatsache nicht in Abrede ziehen können, so suchen sie uns wenigstens zu überreden, daß die verheiratheten Frauen eine unerschütterliche Treue beobachten, und sich niemals den Fremden preisgeben; aber auch in diesem Punkte bin ich nicht ihrer Meinung und glaube, daß die Treue der Neuseeländerinnen nicht sowohl eine Folge ihrer strengen Zurückhaltung als der Schwierigkeit ist, Liebhaber zu finden. Jeder unparteiische Beobachter, der diese angeblichen Tugendheldinnen mit ihren tätowirten Gesichtern, ihrem ungeheuren Mund mit einer Pfeife, ihre ausdruckslosen Blicke betrachtet, der in der Nähe ihren schmutzigen, hängenden und gleich dem übrigen Körper mit Narben durchfurchten Busen sieht, der den unerträglichen Geruch von Fischöl, der aus ihren Schürzen aufsteigt, riechen würde, möchte mir gerne beistimmen, und die weibliche Aristokratie der Inselnbai würde ihm keineswegs länger als verführerisch erscheinen.

In ihrer Jugend konnten diese elenden Geschöpfe vielleicht für ziemlich hübsch gelten; ihr Wuchs war zwar klein und gedrungen, aber nicht ohne Anmuth; gut geformte und runde Brüste, kleine Hände und gut gestaltete Füße machten sie einigermaßen anziehend und lockend; ihr Gesicht wurde durch ihre sanften und einschmeichelnden Blicke und ihre hübschen Zähne etwas gehoben; dann etwa mochten sie gefallen, besonders wenn in der warmen Jahreszeit ein Bad ihrer Haut Frische und Elasticität wieder gegeben hatte, und sie von aller Kleidung entblößt truppweise vom Morgen bis zum Abend um die Schiffe herschwammen. Wie hätten aber diese Reize, ich will nicht sagen, den beschwerlichen Arbeiten, welche bei barbarischen Völkern dem schwächeren Geschlechte auferlegt werden, sondern nur den grausamen Entbehrungen widerstehen können, denen sie nach der Sitte Neuseelands vor und nach der Niederkunft unterworfen waren. Während ihrer Schwangerschaft wird die arme Frau ferne von ihren Freundinnen und Verwandten in eine Hütte verwiesen, in welche von allen Seiten Wind und Regen dringen, und erwartet so mehrere Wochen lang den Augenblick ihrer Befreiung; sie erlangt sie aber nicht eher, als bis ihr Neugeborner, an ihrem Busen erwärmt, einige Tage lang der Ungunst der Witterung getrozt hat. Wie viele Kinder müssen solchen Entbehrungen unterliegen! Wie viele Leiden und Qualen müssen Diejenigen erdulden, die ihnen das Leben geben! Darf man sich wundern, daß manche davon dem Glück entsagen, Mütter zu werden, und durch gewaltsame Mittel den Folgen ihrer Fruchtbarkeit vorbeugen!

Heirathen. — Ueber die Heirathsceremonien sind die Meinungen getheilt. Die meisten Reisenden versichern, der Mann könne unter allen Mädchen, die noch frei seyen, wählen; und es genüge die Zustimmung ihrer nächsten Anverwandten, was auch die Meinung des Mädchens selbst seyn möge. Der junge Mann muß den Eltern einige Geschenke machen, und dann führt er seine Erwählte in sein Haus ein.

Die Art, seine Zukünftige zu wählen und heimzuführen, ist nicht sehr ritterlich und stimmt durchaus nicht mit Dem überein, was d'Urville von Kendall über diese Ceremonie hörte. Oft, sagt dieser Missionär, wählt der junge Mann seine Zukünftige, wenn sie noch ganz jung ist, und fordert sie von ihren Eltern. Geben diese ihre Zustimmung, so legt er die Hand auf die Schulter seiner Zukünftigen, zum Zeichen, daß sie ihm gehört. Ist das Mädchen mannbar, so holt er sie in Begleitung seiner Freunde in der Wohnung ihrer Eltern ab und führt sie in sein Haus. Zwei oder drei Verwandte der Braut werden dazu auserwählt, sie zu begleiten und sie bis zur Vollziehung der Ehe zu bewachen. Nun ist es an dem Ehegatten, die Gunst seiner Schönen durch List oder Ueberredung zu gewinnen; um aber die Liebe ihres Gatten auf die Probe zu stellen, läßt ihn diese oft ganze Tage und Nächte lang seufzen. Ist er endlich so glücklich, ihre Gunst zu erlangen, so ruft er die Wächterinnen des Mädchens herbei, die sich, nachdem sie sich von der Thatsache überzeugt haben, nun zurückziehen; ihre Funktionen hören auf, und sie kehren nach Hause zurück. Erst von diesem Augenblicke an ist die Ehe gültig. Was Dua Tara uns über diesen Punkt sagt, stimmt mit dem Vorhergehenden überein, ohne daß er von einer so raffinirten Zartheit spricht. Denn er sagte nur, der Liebhaber müsse sich zuerst um die Einwilligung der Eltern bewerben. Erhält er sie, und das junge Mädchen weint nicht bei dem ihr gemachten Vorschlage, so wird die Ehe auf der Stelle geschlossen; weint sie aber das erste Mal, da er seinen Besuch macht, und besteht sie auch beim zweiten und dritten auf ihrer Weigerung, so muß der Liebhaber von seinen Absichten abstehen.

Wahrscheinlich hat dieser Art, sich zu verheirathen, Kendall in seinem Wörterbuch den Namen adu kanga, Eidheirath, gegeben, von adu, den Hof machen, und kanga, Eid. Tuai versicherte d'Urville, er habe auf diese Weise zu Werke gehen müssen, um die Hand seiner Frau Ehidi zu erhalten, und er habe überdieß ihren Eltern drei Flinten, zwei Sklaven, drei Boote und ein Stück Land zum Geschenk gemacht.

Bereits Banks hatte in Hinsicht des Benehmens gegen die Mädchen und der Rücksichten, die man gegen sie beobachten mußte, um ihre Gunst zu erhalten, eine Bemerkung gemacht, woraus zu schließen wäre, daß die Versicherungen Kendalls und Dua-Tara's nicht ganz grundlos seyen.

Vielleicht aber werden diese für Wilde außerordentlichen Rücksichten und diese große Zartheit, wie sie Kendall erwähnt, nur gegen Frauen von sehr hoher Geburt beobachtet, während es bei anderen genügt, zu bitten und den Eltern Geschenke zu machen, wenn man ihre Gunst erlangen will. Wie Dem auch seyn mag, so Viel ist gewiß, daß die Häuptlinge bei der Wahl ihrer Frauen, besonders der angesehensten, mehr auf den Rang und den Einfluß der Familie Bedacht nehmen, der sie angehört, als auf ihre Jugend und Schönheit. Die Frau, welche Tuai zärtlich liebte, gehörte einer der edelsten Familien Seelands an. Auch Schongui

zeigte viel Zärtlichkeit und Rücksicht für seine erste Frau, welche zwar blind und ohne alle Reize, aber von hoher Geburt war.

Polygamie. — Gewöhnlich leben die Ehegatten in gutem Vernehmen mit einander, und Streitigkeiten sind selten unter ihnen; wenn ein Mann mehrere Frauen nehmen will, was ihm gestattet ist, so muß er, wie Tuaï dem Kapitän d'Urville sagte, einer jeden eine besondere Wohnung anschaffen, und nur selten kommt es vor, daß zwei Frauen bei einander leben. Einige reiche Häuptlinge haben bis zu zehn Frauen, z. B. Tareha. Schongui hatte deren sieben, Koro-Koro drei; Tuaï hatte aber nie mehr als Eine genommen; und als ich ihn um die Ursache fragte, sagte er, er wolle Ehidi'n damit keinen Kummer verursachen.

Unter diesen verschiedenen Frauen behauptet immer Eine den ersten Rang, und zwar diejenige, welche aus der angesehensten Familie stammt. Sie allein nimmt an den Ehren und Würden ihres Mannes Theil, und ihren Kindern kommt die Erbfolge in den Gütern und der Macht ihres Vaters zu.

Die Häuptlinge heirathen oft mehrere Frauen auf Einmal. Tepahi hatte, ob er gleich alt und lahm war, vier Schwestern geheirathet, und besaß überdieß noch mehrere andere Frauen. Rutherford heirathete auf Einmal die zwei Töchter seines Häuptlings Emaï, Esku und Epeka.

Verhältnisse der Frauen.

Jede Art von Verhältniß zwischen Personen aus edler Familie und Sklaven ist strenge verboten. Die grausame Behandlung, womit Tepahi seine eigene Tochter strafte, indem er sie ganze Jahre lang in ein enges Käfig einsperrte, ist ein Beweis, wozu auch auf den wilden Küsten Neuseelands der Adelstolz treiben kann. Jedoch versichert Rutherford, ein Häuptling könne eine Sklavin heirathen, aber er sey in Gefahr, seine Güter zu verlieren, weil er gegen die Sitte sich verfehlt habe. Das Kind einer Sklavin ist wieder Sklave, wenn gleich sein Vater ein Häuptling ist.

Obgleich die Rangatira jede engere Verbindung mit ihren Sklavinnen mit einer Art von Abscheu betrachten, so würde der Häuptling nach der Aussage Tuaï's, wenn er ein Kind von einer seiner Sklavinnen hätte, sie heirathen müssen, wenn er nicht in den Augen der Seinigen entehrt seyn wollte. Er würde ihr deßwegen die Freiheit geben oder sie kaufen, und hernach unter den erforderlichen Förmlichkeiten bei ihren Eltern um sie anhalten. Wir wollen, sagt der Kommandant der Astrolabe, zuerst bemerken, daß eine solche Handlungsweise von einer Zartheit des Ehrgefühls zeugen würde, die bei solchen Menschen ein wahres Wunder wäre, und sodann, daß sie, wenn sie auch durch die Gewohnheiten des Landes wirklich geboten wäre, die Häuptlinge, die sich in diesem Falle befänden, nur dann beobachten würden, wenn sie gerne wollten. Man kann sich auch wohl denken, daß, da die Häuptlinge Herren über das Leben ihrer Sklaven sind, es immer in ihrer Macht steht, das unglückliche Mädchen eher verschwinden, als sich nöthigen zu lassen, sie zu heirathen, wenn sie nicht wollten. Uebrigens kommt es oft vor, daß Häuptlinge kriegsgefangene Mädchen heirathen; vielleicht setzen sie dieselben bei solchen Gelegenheiten in Freiheit, und erbitten sie sich von ihren Eltern.

Sillon erzählt, daß gewisse Priesterinnen — er nennt z. B. Wanga-Taï — eine zu hohe Würde bekleiden, als daß sie einen Mann aus ihrem

Wolke mit ihrer Hand beehren könnten. Sie wählen sich deßhalb den Europäer aus, den sie gerne mit ihrer Gunst erfreuen möchten. Inzwischen mochte dieses Benehmen Wanga-Taï's auch eine bloße Wirkung ihrer Laune seyn, und sollte wahrscheinlich nur den Zweck haben, ihren Landsleuten eine hohe Meinung von ihrem heiligen Charakter einzuflößen. Vielleicht hatte eine solche Beschränkung vor der Erscheinung der Europäer in diesen Gegenden nie Statt gehabt.

Ausgelassenheit der Mädchen. Treue der Frauen. — In Neuseeland hält man es nicht für unschicklich, wenn Frauen die ersten Schritte thun, oder sogar vor der Heirath einem Manne die Gunst bewilligen; so lange sie Mädchen sind, sind sie von allen Einschränkungen befreit, welche bei civilisirten Völkern Zartgefühl und Schicklichkeit ihnen auferlegen; nach ihrer Verheirathung verlieren sie jedes Vorrecht in dieser Hinsicht, und sind im Allgemeinen keusch.

Es gibt wenig wilde Völkerschaften, unter denen die Männer so viel auf die Treue und Keuschheit ihrer Frauen hielten, als auf Neuseeland. Die Mädchen, welche zu den ersten Reisenden an Bord der Schiffe kamen, oder welche man ihnen auf ihren Spaziergängen am Lande anbot, waren sehr häufig nur Sklavinnen, welche ihre Gunst den Fremden um Geschenke anboten, die sie indeß nicht einmal behalten durften; denn Alles gehört ihren Herren. So ermangelten Tuaï und seine Frau niemals, des Abends ihre Sklavinnen herbeizurufen und zu durchsuchen, um des Gewinns, den sie gemacht hatten, sich zu bemächtigen. Sonderbarer Weise hörte man diese Mädchen als die getreuen Echo ihrer Herren immer nur pudra (Pulver) verlangen. Im Allgemeinen waren sie schöner, als die verheiratheten Frauen. Diese kamen nur selten an Bord, und dann gingen ihnen ihre Verwandten und Ehegatten auch nicht einen Augenblick von der Seite. Ein lediges Mädchen kann ihre Gunst bewilligen, wem sie will, nur muß der Gegenstand ihrer Wahl ihr im Range gleich stehen, sonst würde sie ihres Ranges verlustig werden. Bei einer verheiratheten Frau wird der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Gehört sie aber einer mächtigen Familie an, welche der Ehegatte nicht gerne beleidigen möchte, so schickt er sie bisweilen auch bloß zu ihren Verwandten zurück, und von diesem Augenblick an kann sie über ihre Person frei verfügen. Wenn Franzosen verheiratheten Frauen galante Anträge machten, wurden sie beständig mit einer Art Abscheu zurückgewiesen, und zwar mit den Worten: Wahine ans, tabu. — (Verheirathete Frau verboten).

Eifersucht der Frauen. — Bisweilen geben sich Frauen im Uebermaße der Eifersucht den Tod. Als ich in Neuseeland war, hörte ich folgendes Beispiel davon erzählen: Ein Häuptling, Namens Turkuma, der uns oft zu Thames besucht hatte, lebte mit einer Frau, die ihm sehr ergeben war; allein er ließ sich durch die größeren Reize einer Schönen mit schwarzen Augen verführen und wurde untreu. Als die junge Frau sah, daß ihre Bitten und Thränen vergeblich waren, lauerte sie eines Abends ihrem Mann auf, wie er in die Hütte seiner Geliebten eintrat und erhenkte sich am Eingange. Der erste Gegenstand, der dem Häuptlinge in die Augen fiel, als er am folgenden Morgen die Hütte verlassen wollte, war der Leichnam dieser ergebenen und treuen Frau, vom Winde hin und her geschaukelt.

Eine Frau opfert sich beim Tode ihres Mannes. — Beim

Tode Dua-Taras, dieses außerordentlichen Mannes, dessen Seelengröße mitten aus der Barbarei, von der er umgeben war, so merkwürdig hervorstrahlte, soll sich, wie d'Urville erzählt, seine erste Frau, Dehu, die untröstlich über seinen Tod war, sogleich nachher erhenkt haben: und Kendall, von dem er Dieß hörte, versicherte ihn, die ganze Familie Dua-Taras, ihre Verwandten und die ganze Bevölkerung von Rangui-Hu habe diese verzweifelte Probe ehlicher Treue mit größtem Beifall aufgenommen. Uebrigens scheint es nach späteren Erzählungen der Missionäre auf Neuseeland sehr gewöhnlich zu seyn, daß sich die Frau beim Tode ihres Mannes auch den Tod gibt.

Niederkunft der Frauen. Kinder. — Wenn die Niederkunft einer Frau herannaht, so wird sie tabu; sie wird deßwegen von aller Verbindung mit andern Personen abgeschnitten, und unter ein einfaches, aus Zweigen und Blättern bestehendes Obdach, das kaum gegen Regen, Wind und Sonnenhitze schüzt, verwiesen; dort wird sie je nach ihrem Range von einer oder mehreren Frauen, welche, wie sie, tapu sind, bedient. Wie lange diese Art Quarantäne dauert, und was die Förmlichkeiten sind, denen sich die Frau unterwerfen muß, um wieder frei in der Gesellschaft auftreten zu können, ist noch unbekannt. Die Ausschließung dauert noch mehrere Tage nach der Geburt fort, und in dieser Zeit ist das neugeborne Kind aller Ungunst der Witterung preisgegeben. Nach Nicholas gebären die Frauen sogar ganz im Freien, vor einer Versammlung von Personen beiderlei Geschlechtes, und ohne einen einzigen Schrei auszustoßen. Die Umstehenden beobachten den Augenblick, wo das Kind zur Welt kommt, mit Aufmerksamkeit, und schreien, wenn sie es sehen, Tane, Tane. Die Mutter schneidet die Nabelschnur selbst ab, erhebt sich sodann, und nimmt ihre gewöhnlichen Arbeiten wieder vor, als ob Nichts geschehen wäre. Wenn so harte Proben einerseits viele Kinder im Augenblick der Geburt wegraffen müssen, so dürften sie auch andererseits die Konstitution Derer, welche sie bestehen können, stärken, und ihnen bald jene Körperstärke, jenes lebhafte Temperament und jene Fähigkeit, Entbehrungen aller Art zu ertragen, verleihen, die ihnen in dem thätigen und mühevollen Leben, zu dem sie bestimmt sind, gut kommt.

Weil Crozet lauter große, starke und gutgewachsene Insulaner sah, so vermuthete er auch, daß man die Kinder, welche schwach und mißgestaltet zur Welt kommen, nicht leben lasse. Indeß hat sich diese Vermuthung nicht bestätigt; die Missionäre haben in den Landesgebräuchen nichts der Art bemerkt. Ohne Zweifel gibt es gewisse Gelegenheiten, wo man kein Bedenken trägt, Kinder aus dem Wege zu schaffen, besonders wenn die Zahl der Töchter größer wird, als die Eltern wünschen. Dann tödtet die Mutter selbst ihr Kind sogleich nach der Geburt, indem sie mit dem Finger stark auf den oberen Theil des Kopfes an die Stelle drückt, welche Fontanelle genannt wird; allein Dieß steht in keiner Verbindung mit der Bildung der Kinder. Wie dem auch seyn mag, unförmliche und mißgestaltete Menschen sind selten auf Neuseeland; unter den Vielen, welche die Franzosen von der Expedition der Astrolabe sahen, und deren wohl 2 bis 3 Tausend seyn mochten, bemerkten sie bloß einen Buckeligen, der von Sainson gezeichnet wurde. Lesson bemerkte, daß die Kinder mit Kreiseln spielten, die den unsrigen ähnlich waren, und sie ebenfalls vermittelst einer Kreiselschnur

in Bewegung setzen; und diese geringfügige Bemerkung möchte in Verbindung mit einer größeren Masse von Thatsachen nicht uninteressant seyn

Große Zärtlichkeit gegen die Kinder. — Eines Tages hörte Marsden ein jämmerliches Wehklagen. Er ging auf den Ort zu, von dem es herkam, und sah mehrere Frauen, welche heftig schrien, und deren Gesicht mit Blut überflossen war. Auf seine Frage erwiderten sie ihm, daß die Frau des Häuptlings, der uns begleitet habe, so eben ein Kind begraben hätte, und die übrigen Frauen nun gekommen seyen, um mit ihr zu weinen und zu wehklagen. Sie hielten ihre Gesichter nahe an einander, vermischten ihre Thränen mit ihrem Blute, und schrien heftig, während sie sich zugleich mit scharfen Messern zerschnitten. Marsden war von diesem Anblick heftig ergriffen. Der Häuptling trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er sich fürchte. Er antwortete demselben, daß er sich nicht fürchte, aber daß er es kaum ansehen könne, wie sich diese Frauen verletzen; diese Gewohnheit finde sich in keinem Lande Europa's, und er könnte sie nicht billigen. Da erhielt er zur Antwort, die Neuseeländer liebten ihre Kinder zärtlich, und könnten ihre Trauer nicht wohl deutlich genug an den Tag legen, wenn sie ihr Blut nicht vergößen. Marsden bemerkte ihm, es sey wohl angemessen, Thränen zu vergießen, aber nicht sich selbst zu verletzen. Dieser barbarische Gebrauch herrscht allgemein unter den Bewohnern dieser Insel.

Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern. — Gegen die Behauptungen Forsters macht Nicholas folgende Bemerkung:

„Ich habe unter den Kindern beiderlei Geschlechts nichts weniger als Trotz und Ungehorsam wahrgenommen, sondern vielmehr eine merkwürdige Unterwürfigkeit und Gehorsam; und während meines ganzen Aufenthaltes auf Neuseeland sah ich kein einziges Beispiel eines ungebührlichen Benehmens; nie sagte man mir, daß die Kinder gewohnt seyen, ihre Mutter mit Verachtung zu behandeln, und wären sie geneigt es zu thun, so würden sie wohl, wie ich glaube, von ihrem Vater nicht gegen die Strafe geschüzt werden, die ein solches Benehmen verdient.

Taufe der Neugebornen.

Um genaue Nachweisungen über die Ceremonie ihrer ehemaligen Taufe zu erhalten, benüzte d'Urville die Dankbarkeit, die er dem Tuaï durch einige ihm geleistete Dienste eingeflößt hatte, und richtete einige Fragen an ihn, die er genügender als sonst beantwortete. Ich muß bemerken, daß es für Den, der sich mit Erfolg über die Gewohnheiten und Sitten dieses merkwürdigen Volkes unterrichten will, unumgänglich nothwendig ist, mit vieler Umsicht zu Werke zu gehen, sich den Schein zu geben, als gehe man in seine Meinungen ein, und sie sogar bis auf einen gewissen Punkt zu achten und zu bewundern; denn diese Leute sind sehr empfindlich gegen die Verachtung und den Spott von Europäern, und suchen sich durch alle möglichen Mittel Gefühle zu ersparen, wodurch ihre Eitelkeit gedehmüthigt würde.

Beim Beginne der Unterhaltung, fügt er bei, suchte Tuaï meinen Fragen auszuweichen, theils mit einem kalten: „ich weiß nicht“, theils indem er sagte, es seyen Possen, die nur für Wilde gut seyen, theils indem er vorschüzte, es dürfte Dieß kein Interesse für mich haben. Bald aber wurde er gefälliger und antwortete zwar auf meine Fragen, aber oft brachte

er Alles vor, was ihm nur in den Kopf kam, unbekümmert darum, ob es wahr oder falsch war. Nachdem ich ihn über die Taufe befragt und ihm die von der Grammatik dieser Ceremonie zugeschriebenen Worte vorgelesen hatte, antwortete er Anfangs sogar, sie passen auf Das, was man in einem solchen Falle thue. Als ich sodann in ihn drang, mir ihre Bedeutung englisch zu geben, gestand er endlich, da ich verwundert war, keinen Sinn in seiner Uebersetzung zu finden, diese Worte bedeuten in der That nichts, und er wisse nicht, woher man sie bekommen habe. Erst nach wiederholten Bitten verstand er sich dazu, mir die Taufformel mitzutheilen, wie sie bei der Geburt seines Sohnes gebraucht worden war, so wie auch die Gebräuche, welche dabei beobachtet worden waren; denn wahrscheinlich sind Worte und Gebräuche unter den verschiedenen Stämmen oder sogar Familien des nämlichen Stammes verschieden, je nach der Laune der Arikis oder Derer, welche die Ceremonie leiten. „Fünf Tage nach der Geburt des Kindes legt es die Mutter in Gegenwart ihrer Freunde und Verwandten auf eine Matte nieder, welche auf zwei Haufen Holz oder Sand liegt. Alle Frauen tauchen nun, eine nach der andern, einen Zweig in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und besprengen die Stirne des Kindes damit, und in diesem Augenblick bekommt es seinen Namen, welcher nach der Meinung dieser Wilden eine heilige Sache ist, und gewissermaßen einen Theil Dessen ausmacht, der ihn führt.

„Bisweilen verändern sie denselben, um das Andenken an eine merkwürdige Begebenheit oder eine Heldenthat zu verewigen. So nahm zum Andenken an den Ort, wo Koro-Koro an einer im Kampfe erhaltenen Wunde starb, sein Bruder Tuaï den Namen Kati-Kati an; doch war sein früherer gebräuchlicher. Das Gegentheil war bei Pomare der Fall, dessen ehemaliger Name Wetoi beinahe ganz vergessen war, so wie bei den Häuptlingen King-Georges und Georges, deren ursprüngliche Namen den Europäern unbekannt waren. In solchen Fällen wurde, wie Tuaï versicherte, mit Dem, der seinen Namen änderte, eine neue Taufe vorgenommen. Hier folgen nun die Worte, wie sie bei der Taufe von Tuaï's Sohne gebraucht wurden nach seinem eigenen Vortrag und unserer Aussprache gemäß. Für die Bedeutung eines jeden einzelnen Wortes kann ich, sagt d'Urville, nicht stehen; denn der Häuptling selbst wußte sie nicht, und konnte die einzelnen Sylben nicht von denen unterscheiden, welche in Ein Wort vereinigt werden mußten. Uebrigens kommt es oft vor, daß Wörter in einer Zusammensetzung mit andern einen ganz andern Sinn geben, als wenn sie für sich selbst stehen.

Taku taaama	Mein Kind	Für das Leben.
I toï hia!	sey getauft!	
Ki te parawa	Wie der Wallfisch	
Kia didi!	möchte es wüthend seyn!	
Kia ngui hia.	Möchte es drohend seyn.	
Ko te tama	Möchte diesem Kinde	Für den Tod.
Neï kani	die Nahrung geliefert werden	
O tu!	von A-tu-a meinem Vater!	
Ko tinga na	Möchte er sich wohl befinden	Für das Leben.
Hia u owe.	Zufrieden seyn.	
Ka waka te ka	Möchte er seine Nahrung empfangen,	Für den Tod.
Te kani hia u we.	Wenn seine Gebeine aufgehoben seyn werden.	

„Mit Hülfe des Wörterbuchs verstehe ich, sagt d'Urville, die 8 ersten Linien so ziemlich; nicht so verhält es sich mit den 4 lezten; ich muß mich hier ganz an die Uebersetzung halten, die mir Tuaï theils in abgebrochenen englischen Worten, theils mit Zeichen und Geberden gab, weil es ihm an Ausdrücken fehlte, seine Gedanken wieder zu geben."

Wie Dem auch seyn mag, so ist ersichtlich, daß dieses Gebet aus zwei Abtheilungen besteht, die eine für den Zustand des Lebens, die andere für den Augenblick, wo das Individuum bloß dem geistigen Leben angehören wird. Bei allen seinen Handlungen und Feierlichkeiten verliert dieses merkwürdige Volk diesen Augenblick nie aus dem Gesichte. Diese feste Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben, und von dem Ruhme, der sich daran knüpft, wenn sie über ihre Feinde triumphiren können, flößt ihnen jenen wilden Muth und jene Todesverachtung ein, durch welche sie sich auszeichnen; denn sie fürchten den Tod gar nicht, wenn sie versichert sind, daß ihre Leiber zur Erde bestattet werden.

Moko oder Tättowirung.

Moko oder Tättowirung nennt man die seltsamen Zeichnungen, welche die Neuseeländer auf ihrem Gesicht und verschiedenen anderen Theilen ihres Körpers tragen. Zwar ist dieser Gebrauch unter allen Bewohnern Oceaniens allgemein verbreitet; die Neuseeländer zeichnen sich aber dadurch aus, daß sie die Zeichnung in wahren Furchen eingraben, während sie bei allen anderen nur die Oberfläche der Haut durchschneidet. Zur Ausführung derselben gebrauchen sie eine Art Meisel, während andere nur eine Reihe von Stichen machen; sie knüpfen, wie es scheint, an diese Verzierung auch weit bestimmtere Begriffe von Auszeichnung und Vorrecht, als auf Taïti, Tongatabu, Hau-aï ꝛc.

Der Operateur macht die Zeichnungen, die er auszuführen beabsichtigt, zuerst mit Kohlen auf die Haut; hierauf nimmt er ein aus einem Albatrosknochen verfertigtes Werkzeug, welches in einem rechten Winkel an ein 3 bis 4 Zoll langes Heft angepaßt ist, und ungefähr wie eine Veterinärlanzette aussieht. Der Knochen ist am oberen Ende bald schneidend, bald abgeplattet und mit mehreren scharfen Zähnen, wie ein Kamm, versehen; dieses Werkzeug sezt er auf die Haut, und schlägt mit einem Stäbchen auf den Rücken desselben, damit es in die Oberhaut eindringe und sie hinreichend tief durchschneide, indem er der aufgetragenen Zeichnung folgt. Natürlich fließt das Blut reichlich ab; der Operateur trocknet es aber beständig mit der Rückseite der Hand oder mit einem kleinen hölzernen Spatel ab. So wie die Haut durchschnitten ist, wird die Farbe oder das Moko vermittelst eines kleinen Pinsels in den Schnitt eingetragen. Nach Nicholas besteht sie aus zerstoßener Kohle, aus Braunstein oder auch einer vegetabilischen Farbe. Ist die Operation vorbei, so bleibt der Patient 3 Tage lang tabu.

Nichts kann schmerzhafter seyn, als diese Operation; ein Moko kann nur auf mehrere Male beendigt werden; die Folgen sind oft schmerzhafter als die Operation selbst, wegen der Wunden, die daraus entstehen, und die gewisse Umstände äußerst bösartig machen können. Die Eingebornen drückten uns mit sehr bezeichnenden Geberden die unerträglichen Schmerzen

Die Häuptlinge des Chongui und Touai, der eine in der Volks- der andere in Europäischer Tracht

Digitized by Google

aus, die ihnen die Operation verursachte, wenn es an den Rand der Lippen, die Augenwinkel, besonders aber, wenn es an die Nasenwände kam.

Junge Leute bestehen die Operationen nicht vor dem 20sten Jahre; sie werden nur selten zu dieser Ehre zugelassen, ehe sie einigen Schlachten beigewohnt haben.

Unmöglich kann man zu einiger Achtung und einigem Einflusse bei seinem Stamme gelangen, wenn man sich dieser Operation nicht unterwirft. Der Jüngling, der sich dieser Operation nicht unterziehen will, wird, und wenn er gleich einer ausgezeichneten Familie angehörte, als ein kleinmüthiges, weibisches und der Theilnahme der militärischen Ehren unwürdiges Wesen angesehen; auch tritt dieser Fall nur sehr selten ein. Es scheint dieser Gebrauch in ganz Neuseeland allgemein verbreitet zu seyn, und die Einwohner der Cooksmeerenge schienen uns eben so eitel auf ihre Tättowirung zu seyn, als die Bewohner der nördlichen Theile von Ika-na-Mavi. Da sie ein Zeichen der Auszeichnung ist, so ist sie den Kukis oder Sklaven, den Leuten vom Volke, und auch denen verboten, welche keine Schlacht mitzumachen wagen, wenn sie nicht durch eine hohe Geburt dazu berechtigt sind. Tuaï versicherte d'Urville, Leute aus dem Volke können durch Heldenthaten im Kriege das Recht zum Moko sich erwerben, und nach einem ehrenvollen Feldzug lassen sich die Häuptlinge gewöhnlich eine neue Zeichnung einschneiden, um das Andenken daran zu verewigen. Auch sagte er, dieselben Zeichnungen werden mehrmals erneuert, bisweilen sogar 4 bis 5mal im Leben. Schongui, sagte er, hatte alle seine Mokos empfangen; denn sein Gesicht hatte fünf Tättowirungen durchgemacht. Er selbst hatte erst die zweite Tättowirung bestanden und wollte nach der Rückkehr von dem Feldzuge, den er damals vorhatte, die dritte Tättowirung empfangen. *) Vielleicht sind diese Abstufungen in dem Ehrenzeichen des Moko nicht so bestimmt, als Tuaï sie festsetzen wollte; wenigstens aber ist so viel gewiß, daß diese Auszeichnungen auf Personen von hoher Geburt oder auf durch ihre Großthaten berühmte Krieger beschränkt sind, und daß ein Rongatira sich auch um so höher dünkt, je mehr sein Gesicht mit den Zeichnungen des Moko geschmückt ist.

Frauen dürfen diese Auszeichnung auf dem Gesichte nur an den Augenbraunen, den Lippen und am Kinne tragen, und sie darf nur in einigen leichten Zügen bestehen; auf die Schultern und andere Theile des Körpers aber können sie sich complicirtere Zeichnungen machen lassen.

„Als ich", sagte d'Urville, „mit Tuaï das Dorf Kahuwera besuchte, zeigte mir der Ariki Tuao seine Frau, in deren Schultern gerade der Moko eingeschnitten wurde. Eine Hälfte des Rückens war bereits von tiefen Zeichnungen durchfurcht, ähnlich denen, welche die Gesichter der Verwandten Koro-Koro's zieren, und eine Sklavin war gerade beschäftigt, den andern Theil in demselben Geschmacke zu schmücken. Die unglückliche Frau lag auf dem Bauche, und schien viel zu leiden, und das Blut rieselte reichlich aus den Wunden; indessen stieß sie auch nicht Einen Seufzer aus, und betrachtete mich mit Lächeln, ohne aus der Fassung zu kommen, so wenig als die Frau, welche die wichtige Operation vollzog. Tuao schien ganz stolz auf die Ehre zu seyn, die seiner Frau durch diese

*) S. Blatt 171.

Ausschmückungen zu Theil werden sollte, während Tuai nur lächelte, um seine Ueberlegenheit über seine Landsleute zu zeigen.

„Das Moko dieser Völkerschaften schien mir ungefähr Dasselbe zu seyn, was die Wappen in Europa sind, auf welche so viele Familien in den Jahrhunderten der Barbarei so eitel waren, und auf welche sich lächerlicher Weise heut zu Tage troz der Fortschritte der Aufklärung manche viel einbilden. Zwischen diesen beiden Erfindungen besteht aber der bemerkenswerthe Unterschied, daß die Wappen der Europäer nur von dem individuellen Verdienste Dessen zeugten, der sie zuerst zu erhalten wußte, ohne auch zugleich einen Beweis für das Verdienst der Kinder zu liefern; während der Schmuck der Neuseeländer das authentische Zeugniß liefert, daß Der, welcher das Recht hat sie zu tragen, eine Probe von Muth und außerordentlicher Geduld ablegen mußte.

„Nichts möchte die Begriffe, welche die Neuseeländer mit den Zeichnungen des Moko verbinden, und deren Analogie mit unsern Wappen besser beweisen, als nachfolgende Bemerkungen. Tuaï zeigte mir einst mit Stolz einige seltsame Zeichnungen; als ich ihn fragte, was denn das Ausgezeichnete an ihnen sey, erwiderte er: „Bloß die Familie Koro-Koro hat auf Neuseeland das Recht, diese Zeichnungen zu führen; Schongui, so mächtig er ist, dürfte sie nicht annehmen, denn die Familie Koro-Koro ist viel erlauchter als die seinige.“ Als ein Neuseeländer eines Tages das Petschaft eines englischen Offiziers betrachtete, und das darauf gravirte Wappen sah, fragte er denselben sogleich, ob Dieß das Moko seiner Familie sey.“

Diese Zeichnungen vertreten bei ihnen nunmehr die Stelle einer Unterschrift, wie das bei dem Handelsvertrage geschah, den Marsden mi[t] dem Häuptling Okuna über ein Stück Land abschloß: als die Europäe[r] ihre Unterschrift unter den Vertrag gesezt hatten, wurde anstatt der Unter[-]schrift Okuna's sein Moko beigesezt, und zwar nahm es Schongu[i] über sich, ihn hinzuzeichnen. Tupe-Kupa sagte gewöhnlich, sein Nam[e] werde durch eine besondere Zeichnung in seinem Gesichte dargestellt.

Das Auge des Fremden gewöhnt sich sehr schnell an die Wirku[ng] des Moko; so seltsam und so empörend es auf den ersten Anblick schein[t,] so gewöhnt sich das Auge doch schnell daran, und man findet ihn endli[ch] sogar angenehm, wie man sich auch an die schiefen Augen der Mo[n]golen und der chinesischen Schönheiten gewöhnt. Die Zeichnungen geb[en] dem Gesichte des Neuseeländers etwas Edles und Ausdruckvolles; [sie] ersetzen gewissermaßen fremde Zierrathen und verdecken die Nacktheit d[es] Körpers. Ein unwillkürliches Gefühl, wovon ich mir keine Rechensch[aft] zu geben wußte, ließ mir die Polynesier der Karolinen, deren Gesicht ni[cht] tättowirt war, weit unedler erscheinen, als die übrigen mit diesem Schmu[ck] versehenen.

Die Operation des Moko verleiht dem Hautsysteme der Neuseelän[der] eine Dichtigkeit und Festigkeit, welche sie in den Stand sezt, die Sti[che] der Muskito, die Ungunst der Witterung, die Hiebe ihrer Fein[de,] mit Einem Wort, alle Zufälle leichter zu ertragen, denen der wilde Men[sch] beständig ausgesezt ist. Der Schmutz, die Spuren von Krankheiten u[nd] sogar die Runzeln des Alters sind weniger sichtbar auf dieser gravirt[en,] verhärteten und häufig mit Oel eingeriebenen Haut; endlich haben di[e] seltsamen Zeichnungen den weiteren Nutzen, daß sie sogleich und [...]

authentische Weise den Rang eines jeden Individuums ankündigen und ihm die Achtung sichern, auf die er Anspruch machen kann.

Einige sehr merkwürdige Nachweisungen über den Moko erhielt ich zufällig von Tupe-Kupa, einem neuseeländischen Häuptlinge während seines Aufenthalts in England. Die Skizze seines Kopfes wurde während seines Aufenthaltes zu Liverpool von einem seiner Freunde, John Silvester, entworfen; und Tupe interessirte sich lebhaft für den Fortschritt der Arbeit. Aber er hielt strenge darauf, daß das Bildniß die Zeichnungen in seinem Gesichte treu wieder gebe. Diese Zeichnungen seyen, versicherte er, durchaus nicht das Werk der Laune, sondern sie seyen nach gewissen Kunstregeln, welche die Richtung einer jeden Linie bestimmten, entworfen. Wirklich machte ihr Ganzes die unterscheidende Auszeichnung des Individuums aus; ja Tupe gab beständig seinen Namen der Zeichnung in seinem Gesichte, welche sich genau über dem oberen Theile seiner Nase befand, indem er sagte: „der Europäer schreibt seinen Namen mit einer Feder, der Name Tupe's ist hier“, wobei er auf seine Stirne zeigte. Zu besserer Erklärung zeichnete er auf ein Papier mit einer Feder oder einem Pinsel die entsprechenden Zeichen in den Moko's seines Bruders und seines Sohnes, und deutete den Unterschied an, der zwischen diesen Zeichnungen und den seinigen stattfand. Uebrigens war nicht bloß dieser Theil seiner Verzierung, den er seinen Namen nannte, dem Gedächtnisse Tupe's so gegenwärtig; es war dieß jede Zeichnung sowohl in seinem Gesichte, als auf allen übrigen Theilen seines Körpers. Als das Talent Tupe's in Zeichnungen dieser Art bekannt geworden war, verlangten alle seine Bekannten in Liverpool Proben von seiner Geschicklichkeit; und vierzehn Tage lang war er fortwährend mit der Zeichnung der Narben beschäftigt, womit er ganz bedeckt war. Die Tiefe und Anzahl der Züge zeigten, wie er sagte, die Würde des Individuums an; demzufolge mußte nun dieser Häuptling selbst von einem sehr hohen Range gewesen seyn, weil auch nicht der kleinste Theil der Haut seines Gesichts mehr in ihrem natürlichen Zustande war. Er zeichnete auch die Zeichnungen auf den andern Theilen seines Körpers ab; und für den Doktor Traill entwarf er die Moko's seines Bruders und seines ältesten Sohnes, den er zum Beherrscher seines Stammes bis zu seiner Rückkehr eingesezt hatte. Als er das leztere beendigt hatte, hielt er es in die Höhe, betrachtete es mit einem Murmeln …licher Befriedigung, küßte es mehrere Male, und zerfloß in Thränen, ehe er es dem Doktor zustellte.

Aus diesen Anekdoten zusammen ergibt sich eine sehr angenehme Schilderung des Charakters der Neuseeländer; man sieht, was ein mit einem so guten Herzen begabtes Volk werden könnte, wenn man die traurige Lage, in der es sich befindet, verbessern würde, eine Lage, worin die meisten ihrer Eigenschaften so traurigen Zwecken dienen, indem ja ihre Empfindlichkeit, ihre Tapferkeit, ihre natürliche Intelligenz und Gewandtheit nichts weiter zu Folge haben, als daß dadurch ihr gegenseitiger Haß unterhalten, und ihren ewigen Kriegen eine neue Wildheit und ein unersättlicher Geist der Rache verliehen wird. Als Tupe einmal nicht mehr unter diesen traurigen Einflüssen stand und in das civilisirte Leben eingeführt war, zeigte er auch nur noch sanfte und friedliche Neigungen. Der Barbar, der in den Schlachten so oft den Tod um sich her gesäet hatte, war der Spielgefährte von Kindern und ein williger Schüler der friedlichsten

Gebräuche geworden: nicht leicht möchte man irgendwo natürlicheres Geschick für alle Vortheile der Civilisation gefunden haben. Seine Dankbarkeit auch für den kleinsten Dienst, welchen man ihm leistete, drückte er immer mit einer Wärme und auf eine Art aus, daß seine Herzlichkeit nicht zu verkennen war. Als er Liverpool verließ, war er beim Abschied von dem Doktor Traill tief erschüttert: zuerst küßte er ihm die Hände, darnach aber rieb er, weil er die neuen Formen, an die er sich seit seiner Ankunft in Europa gewöhnt hatte, vergaß oder verabscheute, um zu denjenigen zurückzukehren, die sein Herz ohne Zweifel für viel ausdrucksvoller hielt, seine Nase an der seines Freundes nach der Sitte seines Landes mit leidenschaftlicher Herzlichkeit. Zugleich versicherte Tupe den würdigen Arzt, wenn er in sein Land käme, so sollte er Lebensmittel im Ueberflusse bekommen, und so viel Hanf mitnehmen, als er nur wollte.

Sklaven.

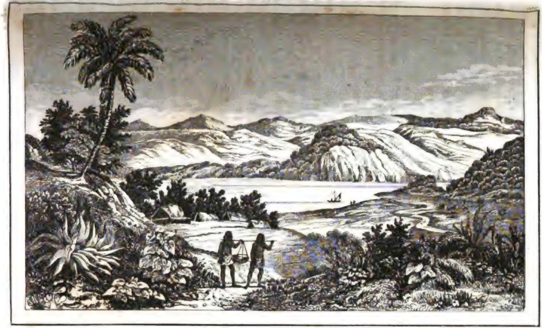
Die Sklaven bestehen aus Kriegsgefangenen, ihren Kindern und aus freien Individuen, welche durch unvorhergesehenes Unglück, oder zur Strafe für gewisse Verbrechen, in diesen traurigen Stand gerathen sind.

In diesen Ländern drückt, wie bei den alten Völkern Griechenlands und Asiens, der Sklavenstand Denen, die zu solcher Erniedrigung genöthigt sind, einen unauslöschlichen Flecken auf. Auch suchen die in Sklaverei gerathenen Unglücklichen sich selten ihrem traurigen Schicksal zu entziehen, so leicht ihnen Dieß auch oft wäre wegen der nicht sehr strengen Aufsicht, unter der sie stehen, und wegen der Wälder und Wüsten, die auf Neuseeland sehr häufig sind. Sie ergeben sich in ihre Lage, und werden oft treue Mitglieder des neuen Stamms, theils durch Heirathsverbindungen, theils durch Adoption, theils durch die einfache Wirkung der Gewohnheit aus der Noth.

Die Sklaven oder Diener bearbeiten in Gemeinschaft mit den Frauen und unter ihrer Aufsicht die Felder; sie gehen auf den Fischfang aus, und hauptsächlich besorgen sie die Zubereitung der Speisen, und tragen sie ihrem Herrn auf. Um dieses lezten Geschäftes willen erhielten sie in der lezten Zeit den Namen Kuki (das verdorbene englische Wort cook, Koch), anstatt wari, Diener, welchen Namen sie früher führten.

Gegenwärtig ziehen die Häuptlinge den Nutzen von ihren Sklavinnen, daß sie dieselben an Bord der europäischen Schiffe mit ihren Reizen Handel treiben lassen. Sie müssen ihren Herrn die Frucht ihrer Schande bringen, sonst würden sie von ihnen mißhandelt werden.

Obgleich das Leben der Sklaven ganz in der Gewalt ihrer Herrn ist, und diese sie ebenso gut tödten können, wie ein Europäer seinen Hund oder Esel todt schlägt, und ohne daß es weitere unangenehme Folgen für sie hätte, so ist doch das Schicksal dieser Unglücklichen nicht so traurig, als man vielleicht glauben möchte. Wenn sie einmal für ihre Herrn Speise gesammelt und zubereitet haben, so können sie die übrige Zeit hindurch tanzen, singen und nach Gutdünken sich belustigen. Gewiß ist ihr Loos weit weniger zu beklagen, als das der unglücklichen Schwarzen, welche den Europäern in den Kolonien dienen, und, um die Habsucht ihrer Herrn zu befriedigen, vom Morgen bis zum Abend ihre Kräfte in einer beschwerlichen und unaufhörlich wiederkehrenden Arbeit erschöpfen müssen. In dieser Beziehung zeigt sich der Neuseeländer, so wild er ist, als ein menschlicherer



Altes Haus von Kororakeie

Herr; er mißhandelt seinen Sklaven selten, ungeachtet er ihn tief verachtet, und der Unterschied zwischen Freien und Sklaven ist für einen Fremden so wenig bemerkbar, daß es oft sehr schwer ist, sie von einander zu unterscheiden.

Was die Sklaven betrifft, welche frei waren, so dürfte das größte Unglück ihres Standes in der Erinnerung an ihre ehemalige Würde und und in dem Gefühle ihrer gegenwärtigen Erniedrigung bestehen. Für die in der Sklaverei gebornen ist das erste nicht vorhanden, und also das andere kaum fühlbar; auch scheint ihnen im Allgemeinen ihre Lage nicht sehr drückend zu seyn. Für beide aber ist Das eine schreckliche Folge ihres Standes, daß sie beständig in Gefahr sind, bei den Leichenfeierlichkeiten der Stammhäuptlinge oder ihrer Herrn geopfert zu werden.

Wohnungen.

In der Baukunst sind die in anderer Hinsicht so thätigen und gewerbsamen Bewohner Neuseelands weit unter den Völkern Taïti's, Tonga's und selbst Hauaï's geblieben. Die Häuser der Rangatira, der untern Klassen und der Leute vom Volke sind selten mehr als 7 oder 8 Fuß lang, 5 oder 6 Fuß breit und 4 oder 5 Fuß hoch. Die Hütte Koro-Koro's im Pa Kahuwera *) war nicht geräumiger. Aufrecht kann in diesen Hütten Niemand stehen. Sie werden aus neben einander gestellten Pfählen erbaut, zwischen welche dünnere Zweige geflochten werden; dieses Flechtwerk ist innen und außen mit dichten Teppichen, wie Strohdecken, bedeckt, welche man aus verschiedenen Sumpfpflanzen, und namentlich aus den langen und biegsamen Blättern des Typha verfertigt; ein Stück stärkeres Holz bildet den Giebel des Daches, das aus denselben Materialien besteht, wie die Wände, und viel Aehnlichkeit mit den Bauernhütten in der Normandie und Bretagne hat, nur daß die Rückseite runder ist.

Die Hütten der Häuptlinge sind größer; sie sind bisweilen sogar 15 bis 18 Fuß lang, 8 bis 10 Fuß breit und 6 Fuß hoch. An einem Ende ist anstatt der Thüre eine bloß 3 Fuß hohe und 2 Fuß breite Oeffnung, welche durch eine selbst zufallende Thüre verschlossen wird. Sie besteht aus einer dichten Matte, die gerade so groß ist, als die Oeffnung. Daneben und ein wenig höher als die Thüre ist ein Fenster durchgebrochen, das 1 Geviertfuß im Umfang hat, und durch ein Binsengeflecht verschlossen wird.

Auf der Seite, wo sich die Thüre befindet, verlängert sich das Dach über die Wand hinaus, und bildet so ein ungefähr 4 Fuß langes Schirmdach. Dort halten sich die Herren auf, und nehmen ihre Mahlzeiten zu sich; denn ein religiöses Vorurtheil verbietet ihnen, im Innern ihrer Häuser zu essen.

Die Häuser der Häuptlinge sind innen und außen gewöhnlich mit ausgehauenen Figuren geschmückt; oft steht eine groteske Figur neben der Thüre, und eine andere über dem Hause. Rutherford behauptet, diese Statuen werden von den Häuptlingen an die Thüre gestellt, zum Zeichen, daß der Eingang den Sklaven oder Leuten vom Volke verboten sey, welche im Uebertretungsfalle mit dem Tode bestraft würden.

Den Fußboden des Hauses bildet gut geschlagene und 10 bis 12 Zoll über den umgebenden Boden erhöhte Erde. Ein kleines, hohles, bisweilen

*) S. Blatt 180.

von Steinen umgebenes Viereck zeigt den Platz des Herdes an, und der Rauch hat keinen andern Ausgang, als das Fenster, oder die Thüre, wenn kein Fenster da ist. Auch sind diese Hütten immer voll Rauch, und dieser Rauch muß natürlich zur dunkleren Färbung der Einwohner beitragen.

Eine Lage Farrenkraut- oder Typha-Blätter dient ihnen als Lager. Ihre Matten dienen ihnen als Decken; übrigens sind ihre Hütten natürlich warm.

Haben die Häuptlinge eine Familie, so haben sie mehrere in Ein Pfahlwerk eingeschlossene Hütten, diese Pfahlwerke sind bisweilen 12 bis 15 Fuß hoch, und mit dichten Teppichen von Typha-Blättern überzogen.

Die meisten Häuser der Neuseeländer sind rechtwinkelig. Die öffentlichen Magazine, besonders die, welche zu Aufnahme ihres Lieblingsnahrungsmittels, der Kumara oder süßen Pataten, bestimmt sind, sind sehr groß, und bemerkenswerth durch eine Gallerie, welche sie in ihrem ganzen Umkreise umgibt, und gewöhnlich mit einer Menge gut ausgeführter Basreliefs geschmückt ist; sie übten diese Kunst sogar, ehe sie eiserne Werkzeuge von den Europäern erhalten hatten; denn Crozet ertheilte ihnen schon großes Lob hierüber.

Einst trozten die Neuseeländer, in ihren Pa eingeschlossen, den Stürmen ihrer Feinde, und hielten bisweilen mehrmonatliche Belagerungen aus. Die Einführung der Feuerwaffen hat solchen langen Kämpfen ein Ende gemacht, wie sie einst in Europa plötzlich die Uebermacht und den Einfluß unserer von Eisen und Stahl starrenden Ritter aufhob.

Das Haus Wivias zu Waï-Kadi war sehr groß, nämlich 27 Fuß lang, 18 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Die Thüre war nicht größer als bei andern Hütten, aber sie war mit einigen merkwürdigen Basreliefs verziert. Neben dem Dorfe waren einige gut gehaltene Pflanzungen von Kartoffeln und Kumara; die Genauigkeit, mit der die Pflanzenreihe geordnet waren, die kleinliche Sorgfalt, mit der für die Vertilgung des Unkrauts gesorgt ward, die Nettigkeit der Zäune und die Bequemlichkeit der Fußpfade würden in Europa dem Geschmack des geschicktesten Pflanzer Ehre gemacht haben.

Kultur, Gewerbfleiß und Handel.

Die vornehmsten Einwohner von Rangui-Hu haben zu Tepun ihre Patatengärten. „Wir fanden," sagt Marsden in seinem Tagebu „viele Leute auf ihren Güterstücken beschäftigt; die Einen hatten Spat und Hacken, welche sie von uns erhalten hatten; Andere hatten hölzer Spaten mit langen Stielen und ebenso breit als die englischen Spate Andere hatten weder Spaten noch Hacken, und brachen die Erde mit kl nen, 3 Fuß langen Spateln um. Die hölzernen Spaten und Spate können nur in leichtem, schon bearbeitetem Boden gebraucht werden. S haben noch ein anderes 7 Fuß langes Werkzeug, scharf, wie ein Abste pfahl; ungefähr 2 Fuß von der Spitze ist ein Stück Holz angebracht, welches der Fuß aufgesezt wird, damit es tiefer in die Erde eindrin Dieses Werkzeug heißt koko. Alles Unkraut reißen sie mit den Händ aus, und bedecken es mit Erde, so wie sie im Umgraben weiter vorrück

„Die Eingebornen waren sehr erfreut, uns zu sehen, und Alle ba

in die Wette um Spaten und Hacken. Wir bedauerten sehr, daß wir nicht im Stande waren, ihre Wünsche zu befriedigen. Mit Bedauern sahen wir die mühsame Arbeit mit ihren groben Werkzeugen und den geringen Nutzen, den sie daraus zogen.

„Als wir die Patatenfelder durchgingen, erfuhren wir, daß Schongui ein sehr großes Stück besitze, und sich gerade in seinem Garten befinde. Wir machten ihm einen Besuch, und trafen ihn mitten unter seinen Leuten, welche alle mit Zurichtung des Bodens beschäftigt waren. Schongui empfing uns mit großer Höflichkeit; seine Frau arbeitete gerade mit einem Spatel, während seine kleine 4 — 5 Jahre alte Tochter auf der Furche saß, die ihre Mutter zog. Ich kannte das Alter dieses Kindes; denn es war in dem Pa Schongui's, ungefähr 30 Meilen von Rangül-Hu in der ersten Nacht, welche ich in Neuseeland zubrachte, geboren. Die Frau Schongui erinnerte mich an diesen Umstand, und fügte bei, sie habe zum Andenken an meine damalige Anwesenheit der Kleinen den Namen Marsden gegeben.

„Diese Frau war ungefähr 35 Jahre alt und ganz blind. Sie verlor das Gesicht durch eine Entzündung der Augen vor ungefähr 3 Jahren. Sie brach das Land sehr schnell und so gut als ein Sehender um. Das Unkraut riß sie mit den Händen aus, so wie sie weiter vorrückte, hernach behielt sie es unter ihren Füßen, um zu wissen, wo es sey, und bedeckte es sodann mit der frisch umgebrochenen Erde. Ich fragte sie, ob sie mir ihren Spatel ablassen wolle, und bot ihr einen Spaten dagegen an. Dieses Anerbieten nahm sie gerne an, und schickte auf der Stelle ihre kleine Tochter ab, um Butlern ihren Spatel zu überbringen und einen Spaten dagegen zu empfangen.

„Betrachteten wir diese Frau eines der größten Häuptlinge Neuseelands, eines Mannes, der unermeßliche und fruchtbare Ländereien besizt, und dessen Namen allen Bewohnern vom Nordcap bis zum Ostcap Schrecken einflößt, wie sie mühsam, ungeachtet ihrer Blindheit, mit ihrem Spaten arbeitete, um sich einen kleinen Vorrath von Pataten zu verschaffen, so erregte dieses Schauspiel in unsern Herzen eine Mischung von angenehmen und peinlichen Gefühlen."

In allen Distrikten, welche wir besucht haben, fanden wir die Einwohner im Allgemeinen arbeitsam, so weit es ihre Mittel gestatteten; ein einziges Hinderniß ihres Fleißes ist der Mangel an Ackerwerkzeugen. Einer weiteren Probe ihrer Geneigtheit zum Arbeiten, außer der bereits angeführten, bedarf es nicht. Wenn eine Frau ersten Rangs, ob sie gleich blind ist, gewöhnlich mit ihren Kindern und Dienern auf ihren Feldern arbeiten mag, was kann aus einem solchen Volke werden, wenn es sich durch Vervollkommnung des Ackerbaus die Mittel zu Verbesserung seiner Lage verschafft haben wird!

Die unter der Leitung der Missionäre von den ersten Christen umgebrochenen Ländereien sind ziemlich fruchtbar; sie tragen Getreide und Gemüse, und könnten zahlreiche Heerden nähren, wenn nicht die abergläubische Ehrfurcht der Insulaner vor den tabuirten Feldern der Vermehrung der Heerden und sogar des Geflügels ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellte.

Wohl kann man diese Missionäre als die Vortruppen von Legionen australischer Kolonisten ansehen, welche früher oder später Neuseeland überschwemmen werden, dessen unglückliche Bevölkerung, durch

ihr eigenes Wüthen geschwächt, ihnen bald keinen Widerstand mehr wirk leisten können. Diese Kolonisten werden in Ika na Mawi einen für jede Art von Anbau tauglichen Boden, Häfen, die für Handel und Schiff fahrt, theils im Hintergrund prächtiger Baien, theils an mit herrliche zu Schiffsbauholz tauglichen Bäumen besezten Flüssen prächtig gelegen sind und Berge finden, welche wahrscheinlich Eisen-, Steinkohlen- und Schwe felminen enthalten; auch werden sie dort das phormium tenax finden eine Art auf Neuseeland einheimischen Hanfes, dessen Gebrauch in Europ schon allgemein zu werden beginnt. Diese Art von Hanf kommt von eine Pflanze mit spitzigen, langen und schmalen Blättern, deren Gewebe, wen man ihr sein dichtes Fleisch und seine smaragdgrüne Farbe genommen und es dem Thau ausgesezt hat, weiße Fäden gibt, welche zu Verfertigun von sehr feiner Leinwand und sehr starken Seilen dienen.

Die Frauen, welche das phormium zum Gebrauche herrichten — beschäftigen sich ausschließlich mit dieser Art von Arbeit — schneiden d Blätter in sehr dünne Streifen, und lassen sie sodann mehrmals zwisch der Schneide einer Muschelschale durchlaufen, welche sie fest in der recht Hand halten.

Um eine Matte von großem Umfang und von Geschmack zu verfertige bedarf es einer Arbeit von wenigstens 2 bis 3 Jahren.

So zubereitet wird diese Waare an die Küstenfahrer von Sidn und Hobart-Town für wollene Decken, Eisengeräthschaften, Quincaille Tabak, und besonders Pulver und Flinten verkauft, Waaren, ohne wel es beinahe unmöglich ist, mit den Neuseeländern einen Handel abzuschließ

Dieser Handel wird vorzüglich in der Cooksmeerenge betrieben, verschafft den Bewohnern dieses Theils von Ika-na-Mawi einen Wo stand, um den sie die Bewohner des nördlichen Theils um so mehr benei als es bei ihnen nicht nur kein phormium gibt, sondern sie auch das Schi bauholz, das ihr Haupthandelszweig ist, in Folge der Zerstörung Wälder an den Ufern der Flüsse und in der Nähe des Meeres, wohin es fernerhin nur mit größter Mühe bringen können, abnehmen sehen.

Sprache, Zählen und Maße.

Die sanfte, wohltönende und sehr musikalische Sprache der Polyn hat sich auf Neuseeland etwas verändert. Die Töne, die auf Taït weich und sanft sind, haben hier eine härtere Aussprache erhalten, von der Einführung der Consonanten, und besonders der Buchstaben n, g und w herkommt.

Die Neuseeländer berechnen die Zeit nach Nächten, po, nach Mo marama, nach Monaten, tau. Ueber 20 oder 30 Monate hinaus ihre Berechnungen sehr ungenau. Dem Ereigniß einer entfernten E wissen sie auf keine andere Weise seine Zeit anzuweisen, als wenn sie es irgend einem wichtigen Vorfall ihres Lebens zusammenstellen. Die fernungen der Wege werden nach Tagmärschen und Halbtagmärschen messen. Die Tiefe des Meeres wird nach Kumu geschäzt, einem M das bald so viel als ein, bald so viel als zwei Klafter ist. Eine Art von Feldmesserei ist unter ihnen üblich; sie legen sich nämlich nieder, wobei sie die rechte Hand über den Kopf ausstrecken, erheben

wieder und strecken sich wieder nieder, bis sie das ganze Stück Land gemessen haben. Auf diese Weise maßen sie auch die Länge der europäischen Schiffe.

Astronomie.

Wie es scheint, besitzen die Neuseeländer einige grobe Begriffe von Astronomie oder wenigstens Uranographie. Dua-Tara erzählte dem Nicholas, daß seine Landsleute oft mehrere Stunden mit Betrachtung der Gestirne hinbringen. Sie haben jedem einen besonderen Namen angewiesen. Diese Namen erinnern an alte Traditionen, welche in großem Ansehen bei ihnen stehen. Während des Sommers bringen sie ganze Nächte mit Betrachtung der Bewegungen am Himmel, und Erwartung des Momentes hin, an welchen dieser oder jener Stern am Himmel erscheinen soll. Geschieht es nun, daß sie den Stern nicht erscheinen sehen, den sie im vorausangenommenen Augenblick erwarten, so werden sie unruhig über dem Ausbleiben und nehmen ihre Zuflucht zu den Traditionen, die sich bei ihren Priestern über diesen Punkt fortpflanzen. Der Gürtel des Orion heißt bei ihnen Waka oder die Pirogue. Von den Pleiaden glauben sie, sie seyen einst 7 von ihren Landsleuten gewesen, die sich an diesem Theile des Himmels niedergelassen hätten; und jeder Stern stelle eines ihrer Augen dar, als den einzigen, nunmehr noch sichtbaren Theil ihres Seins, die beiden Sterngruppen, welche wir magellanische Wolken nennen, heißen bei ihnen Tirabu und Arte, und es knüpfen sich an sie verschiedene abergläubische Meinungen. Ein anderes Sternbild endlich führt den Namen „der Anker“.

Die Neuseeländer wissen sich bei Tage vermittelst der Sonne, bei Nacht vermittelst der Sterne recht gut zurecht zu finden. Ebenso wissen sie auch vermittelst derselben Hülfsmittel mit großer Genauigkeit die Lage der Insel zu bestimmen, wenn man sie auf dem Meere hierüber befragt.

Reisen.

Die Neuseeländer reisen gerne, und entfernen sich oft weit und auf lange Zeit von ihren Wohnsitzen. Gewöhnlich sind der Zweck ihrer Reisen Handelsangelegenheiten; sie tauschen Matten, Punamus oder Nierensteine gegen Lebensmittel, Waffen und andere Gegenstände aus. Zuweilen haben die Reisen auch einen politischen Zweck. Die Häuptlinge senden Abgeordnete an andere Stämme, um deren Bündniß nachzusuchen, und sie zur Theilnahme bei ihren Kriegsplanen einzuladen; oder sollen dieselben auch Genugthuung für Beleidigungen fordern, welche Mitglieder dieser Stämme denen thaten, die zum Stamme des Abgesandten gehören, zufügten; oder sie sind auch verkappte Spione, welche die Streitkräfte, die Bewegungen und die Absichten des Feindes ausforschen sollen. Endlich bestimmt bisweilen manche dieser Wilden die bloße Neugierde, fremde Gegenden zu besuchen. Ungeachtet des argwöhnischen Charakters dieser Völker und des beständigen Kriegszustandes, in dem sie leben, werden die Reisenden von den Stämmen, durch deren Gebiet sie kommen, gewöhnlich gut aufgenommen, und sogar fetirt und bewirthet. Die Pflichten der Gastfreundschaft werden gegen diese Fremden auf eine edle Weise geübt; man gibt ihnen Geschenke, aber verlangt von ihnen, daß sie sich nicht länger aufhalten, als zur Beendigung ihrer Geschäfte nothwendig ist.

Mehrere Neuseeländer beschlossen nach dem Beispiele ihres Häuptlings Tepahi, Port-Jackson zu besuchen; einige kamen sogar nach England, um seine große Hauptstadt zu sehen. Ihre kräftige Konstitution sezte sie in den Stand, bei der Bedienung der Schiffe, deren Mannschaft durch Krankheit, Desertion oder andere Gründe geschwächt war, nützliche Dienste zu leisten. Einer derselben, Namens Moïangui, den ein Arzt aus Port-Jackson mitgenommen hatte, wurde bei seiner Ankunft zu London dem Grafen Fitz-William vorgestellt. Dieser Herr behandelte ihn mit der größten Güte, und schenkte ihm bei seiner Abreise Alles, was ihm bei seiner Rückkunft in sein Vaterland nützlich oder angenehm seyn konnte.

„Es wäre zu wünschen", sagt Turnbull in seiner Reise um di Welt, „daß alle Neuseeländer, welche so zu ihren Landsleuten zurückkehren Gegenstände nach ihrem Geschmack mitbrächten; und es ist ein Akt öffent lichen Wohlwollens von Seiten der englischen Herrn, wenn sie ihnen solch Artikel zum Geschenke machen, welche ihnen eine hohe Idee von unsere Ueberlegenheit beibringen. Denn die Hoffnung, ihre Lage zu verbesser treibt sie, ihre Familien und Penaten zu verlassen. Die Erzählunge welche sie machen, die Schätze, welche sie zurückbringen, erwecken Nachahm und erzeugen freundschaftliche Gesinnungen im Herzen ihrer Mitbürge Solche freundschaftliche Verbindungen würden den Vortheil haben, daß d verborgenen Reichthümer des Landes entdeckt, bei den Eingebornen e Geist der Thätigkeit und des Fleißes angeregt würde, und sie dahin bringe ihre Talente zu entwickeln, daß sie sich selbst die Gegenstände verschaff könnten, welche sie sich so sehnlich wünschen."

Nutzen der freundschaftlichen Verbindungen zwischen Europäe und Neuseeländern.

Unter andern Beispielen kann nachfolgende Thatsache als ein Bew angeführt werden, daß die Neuseeländer kein so barbarisches Volk sind, man sie sonst dargestellt findet, wofern sie nicht etwa gereizt werden. Als Deportationszeit des berühmten Palmer vorüber war, kaufte er in meinschaft mit einigen Andern eine spanische Prise, und segelte von Po Jackson in den Themsefluß auf Neuseeland, in der Absicht, daselbst Ladung Bauholz einzunehmen. Bei seiner Ankunft in diesem Flusse sein Schiff in so schlechtem Zustande, daß es ans Land gezogen und gänzliche Reparation mit demselben vorgenommen werde, mußte, ehe seine Ladung einnehmen konnte. Aus Mangel an Arbeitern und Mate lien hätte er es gänzlich verlassen müssen, ohne die dienstfertige Hülfe Eingebornen und die glückliche Ankunft eines Schiffes von 900 Ton das in derselben Absicht gekommen war. Der Kapitain dieses lezt Schiffes leistete mit einem Edelmuth, der ihm viel Ehre macht, Palm und allen seinen Gefährten alle mögliche Hülfe. Eben so wohlwo waren die Insulaner gegen ihn, und Dieß sezte ihn in den Stand, Reise fortzusetzen. Das andere Schiff blieb noch zwei Monate auf Ankerplatze, und es wurde nicht die geringste Feindseligkeit gegen das begangen, außer daß das Zelt des Offiziers, der am Lande die Holzarb zu beaufsichtigen hatte, geplündert wurde. Aber wahrscheinlich war oder 4 Engländer, losgelassene Verbrecher aus Botany-Bay, w vom Schiffe desertirt waren, später aber wieder ergriffen wurden, die schuldigen und sehr wahrscheinlich die Hauptanstifter dieses schlechten Strei

Ein kleiner Schiffsjunge, welchen man für Bewachung der Wasserfässer am Lande gelassen hatte, blieb eine ganze Woche lang unter den Insulanern, ohne beunruhigt zu werden. Da die Wasserfässer in Eisen gebunden waren, so war die Versuchung für die Insulaner sehr stark. Uebrigens zählen die Häuptlinge und andere Eingeborne auf Geschenke für geleistete Dienste. Die Häuptlinge und Andere, welche Etwas zu verkaufen hatten, empfingen immer angemessene Bezahlung dafür. Für ein kleines, 5 bis 6 Zoll langes, an beiden Seiten geschärftes Stück Eisen, an eine Art Handhabe befestigt, so daß man sich desselben als Beils bedienen konnte, bekam man so viel Fische, daß 100 Mann einen Tag lang daran zu essen hatten, Pataten und Kartoffeln gab es im Ueberflusse. Man darf also wohl hoffen, daß, wenn die Europäer in ihrer wohlwollenden Gesinnung beharren, die gestörte Freundschaft wiederhergestellt und die Verbindung wieder angeknüpft werden wird, von der einerseits die Civilisation eines so großen Landes, andererseits die Eröffnung zahlreicher Hülfsquellen zu erwarten ist. Möchte es so weit kommen.

Gesänge und Musik.

Die Gesänge der Neuseeländer sind mannigfaltiger, als ihre Instrumentalmusik, und den Gefühlen, die sie ausdrücken wollen, angemessener; überdieß werden sie auch noch von sehr ausdrucksvollen Geberden begleitet. Forster fand, daß die Neuseeländer in dieser Beziehung allen andern Völkern des stillen Oceans überlegen seyen. Die Neuseeländer, sagt er, haben besondere Gesänge, in welchen die Freuden der Liebe, die Schrecken des Krieges, die Traditionen ihrer Ahnen, der Verlust ihrer verstorbenen Eltern und Freunde, so wie ihre Abwesenheit besungen werden. Auch haben sie satyrische Gesänge, wodurch sie auf Kosten Desjenigen, den sie zum Ziel ihrer Scherze machen, Lachen erregen wollen. Endlich improvisiren sie auch Gesänge, in welchen sie die Ankunft von Fremden oder irgend ein ihrer Aufmerksamkeit würdiges Ereigniß besingen. Zu diesen Gesängen schlagen sie den Takt auf ihrer Brust, wie auf einer Trommel. Diese Musik wäre nicht unangenehm, wenn sie nicht immer stärker würde, so daß endlich ein heftiger Lärm und ein peinlicher Eindruck entsteht, weil man in Besorgniß geräth, die seltsame Musik möchte Dem, der sie ausführt, einen bedeutenden Schaden bringen. Sind mehrere bei einander, so beginnt einer den Gesang, welchen sie ausführen wollen, und gegen das Ende eines jeden Verses bilden die andern den Chor, indem sie auf ihre Brust schlagen. Oft singt dieser Chor einen und denselben Schlußreim auf alle Verse; ein anderesmal wird bloß der Schluß des Verses vom Chor wiederholt.

Savage glaubte zu bemerken, die Neuseeländer hätten zwei Gesänge, um den Aufgang und Untergang der Sonne zu begrüßen. Der erste hat eine fröhliche Melodie; beim Absingen desselben strecken sie die Arme vorwärts, wie um das Gestirn des Tages zu begrüßen, und alle ihre Geberden verkündigen eine ungemischte Freude; der Abendgesang aber wird in einem schläfrigen Tone und mit gesenktem Haupte ausgeführt, und alle Geberden der Singenden drücken die Trauer über die Entfernung der Sonne aus. Der Gesang, den sie an den Mond richten, ist klagend, und die Geberden, womit er begleitet wird, eine Mischung von Furcht und Verehrung.

Kendall hat in seiner zu London im Jahr 1820 herausgegebenen Grammatik mehrere ihrer Gesänge aufgenommen, deren es weder an

Harmonie noch an Erfindungsgabe fehlt. Als Probe dieser wilden Poesie wollen wir nur Folgendes anführen:

E taka toe au ki te tiu marangaï
I wiua maï aï koïnga du anga
Iaï rawa neï ki te tai ki a taiwa
Ki a koe, e taua, ka wiua ki te tonga
Nau i o mai e kahu e turiki
E takowe e o mo toko mei rangui
Ka tai ki reira, aku rangui auraki.

d'Urville hat Dieß nach Kendall folgendermaßen übersezt:

„Der starke und unwiderstehliche Wind, der aus dem stürmischen Norden weht, hat einen so tiefen Eindruck auf meinen Geist gemacht, wenn ich an dich dachte, o Taua, daß ich die höchste Spitze des Berges erstiegen habe, um ein Zeuge deiner Abreise zu seyn. Die rollenden Wogen sind beinahe so fern, als Sivers. Du bist auf dem Meere weit fort gegen Osten gezogen worden. Du hast mir eine Matte geschenkt, daß ich sie aus Liebe zu dir tragen soll, und dieses Andenken von dir wird mich glücklich machen, so lange ich es um meine Schultern werfen werde; wenn du in dem Hafen angekommen seyn wirst, der das Ziel deiner Reise ist, so wird meine Liebe bei dir seyn.“

Berühmt ist das Pihe, eine feierliche Ode, welche von dem Chor der Krieger, bald vor, bald nach der Schlacht, immer um das Feuer, welches das Mahl des Gottes Kaï-atua verzehrt, bei allen Opfern und den Leichenfeierlichkeiten gesungen wird. Man kann es den patriotischen und religiösen Gesang der Neuseeländer nennen, und wie es scheint, enthält er die ganze Grundlage ihres religiösen Glaubens. Tuaï war leidenschaftlich für diesen Gesang eingenommen, und sagte ihn immer mit einem Ausdruck im Gesichte und in den Geberden her, der sich unmöglich beschreiben läßt; es war leicht zu sehen, daß sein ganzes Wesen lebhaft davon angeregt war, und ich habe, sagt d'Urville, dieselbe Wirkung bei vielen andern Eingebornen bemerkt.

Dieß war genug, um meine Neugierde anzuregen, sagt dieser gelehrte Seemann, und ich kann versichern, daß ich nichts versäumte, um eine Erklärung des geheimnißvollen Pihe zu erhalten. Meine Bemühungen waren aber beständig umsonst; das erstemal nahm ich Tuaï in mein Zimmer, und fragte ihn wenigstens drei Stunden lang aus. In einzelnen Stellen fand ich schon einen gewissen Sinn; das Ganze war aber abgerissen, unzusammenhängend und vollkommen unverständlich. Ueberzeugt, daß Tuaï allein meine Wünsche nicht befriedigen könne, wollte ich einige Tage nachher einen Besuch Kendalls benützen, um zu meinem Zwecke zu gelangen; denn Tuaï selbst gestand zu, daß dieser Missionär das Neuseeländische sehr gut verstehe und spreche. Ich lud beide in mein Zimmer ein, und Kendall war äußerst gefällig: doch war mein Versuch abermals vergeblich, und ich konnte die Uebersetzung des heiligen Gesanges nicht erhalten.

Kendall schien die Erklärungen Tuaïs nicht recht zu begreifen, und dieser schien ebenfalls nicht im Stande zu seyn, die wahre Bedeutung aller Stellen des Pihe geben zu können. Vielleicht sind die darin vorkommenden Anspielungen zu alt, und ist ihr Sinn den neuen Insulanern verborgen. Ohne Zweifel war ich in derselben mißlichen Lage, wie ein Bramine oder Anhänger des Fo, wenn er die meisten Christen ü

den genauen Sinn einiger Parabeln des Evangeliums befragen würde. Hier wenigstens Das, was mir Kendall über den allgemeinen Sinn und die Hauptzüge dieser merkwürdigen Ode sagte:

Das Wort Pihe besteht aus zwei Worten: pi, das „Anhängen, Verbindung,“ bezeichnet, und he, das das Gegentheil, „Trennung, gewaltsame Zerreißung“ bezeichnet. So bedeutet die Zusammensetzung dieser beiden Worte pi und he die Trennung Dessen, was verbunden ist; dieses zusammengesezte Wort hat Bezug auf das Ende des Lebens, den Tod, den Zeitpunkt, in dem Seele und Leib, diese beiden im Leben innigst verbundenen Substanzen, sich im Augenblick des Hinscheidens mit Gewalt trennen.

Die Ode besteht aus 5 abgesonderten Theilen; der erste handelt von der Art, wie Atua, das höchste Wesen, den Menschen vernichtet hat, und von der durch diesen Act bewerkstelligten Vereinigung mit Gott. Hievon geht das Lied auf den Leichnam über, und es folgen Klagen über seine Vernichtung; endlich zum Opfer an sich, zum Weihrauch, zur Nahrung, welche dem Atua dargebracht wird. Nach ihren Begriffen ist dieser Weihrauch immer der Athem, der Lebensgeist, die Seele. Hernach folgen Ermahnungen an die Verwandten und Freunde des Verstorbenen, wodurch sie aufgefordert werden, seinen Tod zu rächen und sein Andenken zu ehren, indem sie ihm den Ruhm geben (Kla udu, mache ihn glorreich). Endlich schließt der Gesang mit Klagen und Trostspendungen an die Familie über den Verlust eines ihrer Glieder.

„Wenn 1000 oder 2000 Krieger in ihrem Kriegsschmucke, vollständig bewaffnet und in ein oder zwei Glieder gestellt, diesen feierlichen Gesang anstimmen, und ihn mit drohenden und gräßlichen Geberden begleiten, so muß die Wirkung davon ohne Zweifel imposant und furchtbar seyn. Man könnte sagen, sie wollten, ehe sie einander angreifen, gewissermaßen gemeinschaftlich ihr Leichenbegängniß feiern und ihren Kämpfen durch diesen lezten religiösen Akt einen heiligen Charakter verleihen.

„Ich bedauerte es oft, daß ich den Sinn dieser außerordentlichen Ode nicht ergründen konnte, und drang in Kendall, sich eifrig damit zu befassen. Dieser Missionär war aber nicht mehr in Neuseeland, als ich im Jahr 1827 wieder dorthin kam, und die anderen Missionäre hatten durchaus keine weitere Nachweisung über diese Hymne erhalten.

Obgleich diese berühmte Hymne Pihe auf der ganzen Insel Ika-na-mawi national zu seyn scheint, so war sie doch, wie d'Urville bemerkte, je weiter man gegen Süden kam, weniger vollständig bekannt. Die Bewohner des nördlichen Strichs der Cooksmeerenge kannten nur einige Bruchstücke, und den Eingebornen der Tasman-Bay ist sie gänzlich unbekannt.

Nicholas gibt auch einige sehr merkwürdige Muster von Liedern, worin die Verheerungen eines Sturmes in den Patatenpflanzungen, der Tod eines von seinem Feinde überfallenen Eingebornen u. s. w. besungen werden. Derselbe Reisende bemerkte auch, daß die Eingebornen in den Piroguen die Bewegung ihrer Pagaien nach einem Gesange regeln, der so lautet: Tohi ha pahi hia, hia ha, etoki etoki; Worte, die sie auf alle mögliche Weise moduliren.

Das einzige musikalische Instrument, das Lesson in den Händen der Neuseeländer sah, ist eine Flöte, gewöhnlich von Holz und geschmackvoll gearbeitet; bisweilen verwendet man zur Verfertigung derselben Stücke von

einem Schenkelknochen, zum Andenken an einen über Leute von einem fremden Stamme davon getragenen Sieg.

Tänze.

Ihre Gesänge begleiten die Eingebornen beinahe immer mit Tänzen, deren Tempo und Figuren sich ganz streng nach dem Rhythmus und den Worten des Gesanges richten. Diese Tänze sind immer charakteristisch, und die Eingebornen stellen sich, wenn sie dieselben ausführen, immer in einen oder zwei Reihen. Einer von ihnen, der auf der Seite steht, stimmt den Gesang mit einem zuerst gemäßigten Tone an. Nun kommen die Tänzer allmälig in Bewegung, sie neigen sich mit dem Körper rückwärts, und machen mit dem Kopfe stufenweise so schnelle und lebhafte Bewegungen, daß man sie für convulsivisch halten könnte. Die Augen rollen auf gräßliche Weise umher; ihre Zunge hängt unmäßig weit aus dem Munde heraus; endlich stampfen sie bei gewissen Stellen, ohne ihren Platz zu verändern, so heftig auf den Boden, daß es weithin unter ihren Schritten tönt. Wenn ein Dutzend Insulaner an Bord tanzte, so glaubte man, das Verdeck müsse unter ihren Tritten brechen.

Man kann die Einheit, die vollkommene Harmonie, mit der alle diese Bewegungen und Geberden ausgeführt werden, nicht genug bewundern. Wie groß auch die Zahl der Tänzer seyn mag, man glaubt, sie seyen alle Ein und dasselbe Individuum, so streng halten sie alle Ein Maß ein. Der Tanz der englischen Seeleute kam den Neuseeländern lächerlich vor, und sie spotteten darüber, indem sie sagten, es gebe nicht zwei Europäer, welche die nämlichen Figuren und Stellungen gleichmäßig ausführen könnten.

Je mächtiger die Handlung ist, auf welche der Tanz Bezug hat, um so fürchterlicher wird der Ausdruck ihrer Geberden; führen sie einen kriegerischen Tanz auf, so läßt sich nicht wohl etwas Gräßlicheres denken, als die Geberden, die sie dabei machen.

So gemäßigt das Geberdenspiel beim Absingen des Pihe ist, so nimmt es doch den düstern, traurigen und feierlichen Ausdruck dieser heiligen Hymne an, und hat immer einen tiefen Eindruck auf die Europäer gemacht. Die Eingebornen sind alle leidenschaftliche Liebhaber des Tanzes, und führen ihre Tänze mit solchem Feuer auf, daß sie oft ausruhen müssen, so sehr werden sie durch ihre wahnsinnigen Geberden und ihre heftigen Anstrengungen ermüdet. Die Frauen ziehen die Tänze vor, welche die Freuden der Liebe beschreiben, während die Krieger nur diejenigen gerne mitmachen, welche auf kriegerische Thaten Bezug haben. Indeß mischen sich, wie d'Urville sagt, auch Weiber und Mädchen in die kriegerischen Tänze. Oft belustigte es mich, sagt er, wenn ich sah, wie viele Mühe sie sich gaben, die Anstrengungen der Männer nachzuahmen, so weit es ihre Kräfte gestatteten.

So lange die Astrolabe in der Inselbay vor Anker lag, führten die 30 oder 40 Sklavinnen, welche an Bord mit ihren Reizen Handel trieben, jeden Abend zur Belustigung der Mannschaft Liebestänze auf. Es läßt sich nichts Obscöneres und Schlüpferigeres denken, als ihre Bewegungen, Geberden und Stellungen; und wahrscheinlich waren die Gesänge, womit sie ihren Tanz begleiteten, wenigstens ebenso unzüchtig. Ein solcher unzüchtiger Tanz der Neuseeländer ist dem Ure geweiht; diesen Ure halten wir für den Mendes der Egypter.

Nahrungsmittel.

Die Grundlage der vegetabilischen Nahrung der Neuseeländer, ihr tägliches Nahrungsmittel, kurz Das, was dem Brode des Europäers, dem Reis der Morgenländer und dem Maniocmehl sehr vieler Völker Amerika's entspricht, ist eine Art Farrenwurzel, welche sehr viel Aehnlichkeit mit der unsrigen hat, und alle unangebauten und unbewaldeten Striche mit ihren Blättern bedeckt. Diese Farrenwurzel erhielt von den Naturforschern den Namen pteris esculenta. Sie ist in ganz Australien das gewöhnliche Nahrungsmittel der Eingebornen, und der Gebrauch desselben ist vielleicht der einzige Zug von Aehnlichkeit zwischen den stolzen Neuseeländern und den elenden, dünn gesäeten Geschöpfen auf der Oberfläche Australiens.

Da die Wurzeln dieser Pflanze tief in der Erde stecken, so graben sie die Neuseeländer mit geschärften Pfählen, die mit einer Art Bügel, worauf man den Fuß stützen kann, versehen sind, und deßwegen viel Aehnlichkeit mit Stelzen haben, heraus. Sodann binden sie dieselben in Bündel, und lassen sie einige Zeit in der Sonnenhitze trocknen; sind sie einmal getrocknet, so halten sie sich unter dem Namen Nga-due mehr oder minder lang. Will man sich derselben bedienen, so legt man die Wurzel ans Feuer und röstet sie leicht; hernach klopft man sie einige Zeit lang mit einem kleinen, zu diesem Zwecke besonders bestimmten Hämmerchen, damit sie weich werde. In diesem Zustande kauen sie nun die Eingebornen zwischen ihren Zähnen; zur Zeit einer Hungersnoth und in Ermanglung anderer Nahrungsmittel verschlingen sie sie ganz; sonst aber kauen sie nur so lange daran, bis der Nahrungs- und Zuckerstoff ganz herausgezogen ist, und werfen den faserigen Theil weg.

Nicholas findet diese Wurzel, wenn sie warm ist, angenehm und süß schmeckend, und sagt, wenn sie einige Zeit im Wasser liege, setze sie eine klebrige und sulzartige Substanz ab. Andere Europäer haben auch mit Vergnügen davon gegessen, und die Engländer, welche sich in diesen fernen Gegenden ansiedeln, gewöhnen sich schnell an dieses Nahrungsmittel. Anderer Meinung ist d'Urville. Ich besuchte einst, sagte er, mit Tuaï das Innere des Pa Kahu-wera; hier bat ich ihn um ein Stück solcher Wurzel, und er suchte mir aus einem Korbe ein Stück heraus, und versicherte mich, es sey von bester Qualität. Es kam mir vor wie ein schleimiger, klebriger, lederartig zäher und ganz geschmackloser Teig, und ich konnte das Stück, das ich in den Mund genommen hatte, unmöglich verschlucken. Tuaï dagegen, der eben reichlich mit mir gefrühstückt hatte, aß sogleich mehrere Stücke mit augenscheinlichem Wohlbehagen, und versicherte mich, es sey eine sehr gute Speise, besser als unser Taro (Brod).

Wie dem auch seyn mag, die Sklaven essen selten etwas Anderes, als Farrenwurzel; und wo sie nur zu haben ist, ist sie das gewöhnliche Nahrungsmittel aller Klassen der Gesellschaft. Sie helmsen beträchtliche Erndten davon ein, bewahren sie in Magazinen auf, woraus sie sich für den Fall einer Belagerung oder eines Seefeldzugs mit Vorrath versehen. Außer der pteris esculenta gibt es auch eine Art Farrenbaum, den Forster aspidium furcatum, die neueren Botaniker aber cyathea medullaris nennen, und der den Insulanern ein noch substantielleres Nahrungsmittel

liefert; und zwar bekommen sie dieses aus dem Theil des Stengels, der zunächst an der Wurzel ist und den sie in ihren Erdöfen kochen. Anderson vergleicht diese Substanz mit gekochtem Sago, doch ist sie von festerer Consistenz. Diese Farrenart kommt nicht so häufig vor, als die andere. Nach Forster hieße das Mark der cyathea auf Totara-Nui mamagu, während die Farrenwurzel pongaï genannt würde.

Die süße Patate, convolvulus batates, von den Neuseeländern kumara genannt, war das Nahrungsmittel, das am häufigsten gebaut wurde, ehe die Europäer in diese Länder kamen. Ist diese im übrigen Polynesien unbekannte Wurzel ein Eigenthum Neuseelands oder wurde sie zu einer uns unbekannten Periode eingeführt? Dieß wäre heut zu Tage schwer zu entscheiden; den abergläubischen Meinungen über seinen Anbau zufolge würde sie fremden Ursprungs seyn, und von Denen, die sie einführten, kleinliche Vorsichtsmaßregeln angewendet worden seyn, um seine Verbreitung und Erhaltung zu sichern. Ungeachtet der verschiedenen Pflanzen, welche die Europäer auf Ika-na-maui eingeführt haben, blieb die süße Patate für die Bewohner dieser Insel die köstlichste ihrer Speisen. Wollen sie Fremden eine Ehre erweisen, oder bewirthen sie sich selbst unter einander, so bildet die süße Patate das Hauptgericht. Leute vom Volke essen nur bei feierlichen Gelegenheiten davon, oder auch, wenn sie die Vorrathshäuser ihrer Feinde plündern können. Wie es scheint, ist diese Wurzel von ausgezeichneter Qualität auf Neuseeland und findet sich nirgends so vortrefflich.

Obgleich die Insulaner von den Wurzeln des arum esculentum weit weniger Gebrauch machten, so fand sich diese Pflanze bei der Ankunft der Europäer doch bereits vor; man baute sie an gewissen Stellen; Banks führt in der ersten Reise Cooks diese Pflanze unter dem Namen Eddus auf, und der Kapitän selbst nennt sie cocos. Welche Wurzel er mit dem Namen Igname bezeichnet, wissen wir nicht, wir müßten denn annehmen, die dioscorea sativa sey diesen Völkern bekannt gewesen.

Die Kartoffel, kapana genannt, wird auf beiden Inseln Neuseeland[s] so reichlich gebaut, daß nicht bloß die Einwohner so viel bekommen, al[s] sie gebrauchen, sondern auch den Schiffen beträchtliche Quantitäten diese[r] Frucht liefern können, die um ihres Geschmacks und ihrer leichten Zuberei[-]tung willen großen Werth hat. Ihre Einführung verdankt Neuseelan[d] den Europäern.

Durchgehen wir nun auch die animalischen Nahrungsmittel der Neu[-]seeländer.

Die einzigen Vierfüßler, die wirklich einheimisch genannt werde[n] können, sind der Hund und die Ratte. Das Fleisch des erstern wird al[s] ein Leckerbissen betrachtet, und auch das Rattenfleisch essen die Eingeborne[n]. Ein Häuptling, welcher bemerkte, daß die europäische Art fetter sey, al[s] die einheimische, wünschte, sie möchte in Neuseeland eingeführt werden, u[m] ein Gericht weiter zu haben. Die eingeborne Hunderasse ist in den nör[d]lichen Bezirken, besonders in denen, welche die Europäer besuchen, he[ut] zu Tage selten geworden.

Bekannt ist, daß Cook mehrere Versuche machte, Ziegen und Schwei[ne] in dem Lande einzuführen. Wahrscheinlich verdanken die Neuseeländ[er] ihm diese lezten Thiere. Sie haben sich reißend schnell vermehrt, wie [man] aus dem Reiseberichte der Astrolabe ersehen; wie groß jedoch auch d[ie] Zahl dieser Thiere ist, so ist ihr Fleisch nie ein gewöhnliches Nahrungsmit[tel]

selbst für Häuptlinge nicht. Sie erlauben sich dessen Genuß nur an gewissen Festen, und Leute vom Volke nehmen nur sehr selten dieses Gericht zu sich, außer es könnte auf Kosten des Feindes geschehen. Mit Schlingen fangen die Neuseeländer allerhand Arten von Vögeln, besonders die große Taube, **Kukupa** genannt, welche sich in den Wäldern aufhält, Enten, Cormorane, Albatrosse und andere Seevögel. Der erste dieser Vögel ist ein vortreffliches Gericht; man kann jedoch Vögel nicht zu den eigentlichen, gewöhnlichen Speisen der Neuseeländer rechnen; es sind nur zufällige Gerichte. In der lezten Zeit erhielten die Insulaner von den Europäern die Hühner, welche sie **kakatua** nennen, und welche sie auch aufziehen; als Nahrungsmittel halten sie dieselben nicht hoch; aber die Hähne lieben sie wegen ihrer langen, wallenden Federn, und besonders ergözt sie auch ihr Krähen; sie halten diesen Vogel so hoch, daß sie ihn auf ihren Seezügen oft an Bord mitnehmen. Auf dem Lande machen ihnen aber diese Thiere viel Unlust, weil sie ihre Begräbnißplätze und andere tabuirte Orte rücksichtslos entweihen. Da die Schweine sich dasselbe Verbrechen zu Schulden kommen lassen, so werden sie gewöhnlich von den Dörfern und heiligen Orten fern gehalten. Aus demselben Grunde haben sie sich der Absicht der Missionäre, das Hornvieh auf ihrer Insel einzuführen, widersezt. Ein beständiges und sicheres Nahrungsmittel bietet den Neuseeländern das Meer. An ihren Küsten wimmelt es von den schönsten und ausgesuchtesten Fischen. Vermittelst ihrer großen Netze, ihrer Leinen und Angeln verschaffen sie sich Fische in reichlicher Menge. Im Sommer essen sie die Fische ganz frisch, nachdem sie dieselben ausgenommen und auf Kohlen geröstet oder in grüne Blätter eingehüllt in ihren Erdöfen gekocht haben. Bei Annäherung des Winters trocknen sie beträchtliche Vorräthe auf die schlimme Jahreszeit, besonders verschiedene Arten von Rochen und Meerhunden. Solche trockene Fische essen sie mit großem Wohlbehagen, wenn sie gleich von Würmern wimmeln. Um sie dazu herzurichten, setzen sie dieselben bloß einige Tage lang auf mehr oder minder erhöhten Plattformen der Sonnenhitze aus. Muscheln aller Art und Schalthiere, von denen es an ihren Küsten eine reichliche Menge gibt, sind hier ein tägliches Nahrungsmittel. Scheitert zufällig eines jener großen Seethiere, die in diesen Meerstrichen vorkommen, an ihren Küsten, so verzehren die Neuseeländer sein Fleisch als einen köstlichen Leckerbissen. Sie besteigen in Masse den Rücken des Seeungeheuers und lassen sich mehrere Tage lang sein Fleisch schmecken, selbst wenn es bereits so sehr in Fäulniß übergegangen ist, daß es auch einen nicht sehr heikeln Europäer anekeln würde. Oft schon lieferten einander feindliche Stämme blutige Gefechte um den Besitz eines gescheiterten Wallfisches. Selbst diejenigen Neuseeländer, welche bereits einige Civilisation erhalten haben, behalten immer noch diese Vorliebe für das Fleisch dieses Seethieres. Ebenso sehr schätzen sie das Fleisch des Halfisches **Mongo**. Schon **Crozet**, **Cook** und **Anderson** haben bemerkt, daß sie das Unschlitt und Fett der Meerkälber mit großem Appetit verschlangen. Sogar stinkender Fischthran ist für sie ein ausgesuchter Leckerbissen.

Einige Reisende bemerkten auch, daß sie eine Art grünen Gummi verzehrten, den sie sehr zu lieben schienen; man weiß noch nicht, von welchem Baum er kommt. **Crozet** und seine Gefährten versuchten ihn, und fanden ihn sehr erhitzend; er zerfloß leicht im Munde.

Im Allgemeinen verzehren diese Insulaner, besonders die Sklaven,

ohne Mißbehagen die Eingeweide und alle Theile der Thiere, welche die Europäer wegwerfen. Mit Gier verschlingen sie verfaulten Zwieback. Endlich gibt es welche, die ebenso gierig das Ungeziefer, womit ihre Köpfe reichlich versehen sind, verzehren. Zu ihren Speisen gebrauchen die Neuseeländer niemals Fleisch oder Gewürze anderer Art. Sie lieben weder das gesalzene Fleisch noch die gesalzenen Fische der Europäer. Sehr merkwürdig ist, daß sie durchaus kein geistiges Getränke kannten, und immer nur Wasser tranken. Im Allgemeinen verabscheuen sie alle starken Getränke der Europäer; gerne aber genießen sie ihre Getränke, unter denen Zucker ist, als Thee, Caffee, Chokolade, und nach Zucker sind sie sehr lüstern. Nur nach und nach können sie sich an den Genuß von Rum und Wein gewöhnen; aber auch dann entsagen sie selten ihrer gewohnten Nüchternheit, und Fälle von Trunkenheit kommen sehr wenig vor. So haben sie ein Laster weniger als die übrigen polynesischen Stämme, die dem unmäßigen Genuß des Kava ergeben sind. Die Pflanze, aus der dieses Getränk bereitet wird, wenigstens eine sehr verwandte Gattung, wächst jedoch in Neuseeland und führt denselben Namen; aber die Eingebornen machen keinen Gebrauch davon.

Williams versicherte zwar d'Urvillen, sie bereiten aus den Beeren eines Strauches, coriaria harmentosa, ein geistiges Getränk; die Eingebornen aber, die er hierüber befragte, sagten, diese Frucht sey giftig, was die Nachricht sehr zweifelhaft macht.

Küche.

Die Kochweise der Neuseeländer ist sehr einfach und beschränkt sich darauf, daß sie ihre Nahrungsmittel im Ofen braten oder rösten. In lezterem Falle legen sie dieselben eine Zeit lang auf glühende Kohlen, und dieß thun sie mit kleineren Stücken, wie mit Fischen, Vögeln, Muscheln, oder auch dann, wenn es die Zeit nicht erlaubt, mehr Mühe auf das Kochen zu verwenden. Ist der Fisch gereinigt, so wird er an einen im Boden neben dem Heerde steckenden Bratspieß gesteckt. Man dreht ihn fortwährend um, bis er gar gekocht ist. Sind es größere Stücke, oder sollen süße Pataten, Taros oder Erdäpfel in großer Menge gekocht werden, so gebrauchen sie ihre Oefen. Es sind dieß runde, in die Erde gegrabene, 2 Fuß im Durchmesser haltende und 1 oder 2 Fuß tiefe Löcher. Wollen sich die Eingebornen derselben bedienen, so füllen sie sie zuerst mit Steinen, und gewöhnlich mit Kieselsteinen, welche sie zu diesem Zwecke vorziehen. Sind die Steine roth glühend, so nimmt man alle Feuerbrände weg, und läßt bloß die Kohlen und die Glut, die man mit in Wasser getauchtem Strauchwerke umgibt, auf das eine Lage grüner Blätter zu liegen kommt. Darauf werden die Fleischstücke, der Fisch und die Pataten gelegt, die man zubereiten will; sie werden wieder mit grünen Blättern und bisweilen mit einer groben Strohmatte bedeckt. Nun schüttet man 2 oder 3 Pinten Wasser darüber, und deckt den Erdofen sogleich wieder zu. Alles zusammen läßt man nun kochen, und glaubt man, es sey die zum Gahrwerden nöthige Zeit verflossen, so öffnet man den Ofen und nimmt die Speisen heraus. Auf diese Art zubereitet haben die Speisen einen köstlichen Geschmack, und ich habe, sagt Cruise, nichts Besseres gegessen, als ihre Pataten und ihr Schweinfleisch, auf solche Art gekocht. An dem Fleisch wäre allein das auszusetzen, daß es außen ein wenig verkohlt ist. Die Eingebornen schneiden

Begrüßung der Neu-Seeländer

Digitized by Google

mit Messern, die aus Muschelschalen verfertigt werden, davon ab. Jedes Haus hat ein oder mehrere solche Oefen in der Nähe. Wie wir oben bereits erwähnt haben, ist die Küche den Sklaven überlassen, und daher haben sie auch den Namen kuki von cook (Koch) erhalten. In Familien, welche keine Sklaven haben, versehen die Frauen die Küchengeschäfte, welche in den Augen der Männer erniedrigend sind. Ferner haben sie eine einfache Art, den Fisch zuzubereiten, wodurch er ungefähr so wird, als wenn er gesotten wäre. Nachdem sie ihn gereinigt haben, hüllen sie ihn in mehrere Kohlblätter ein, legen ihn auf einen zuvor erhizten Stein und wenden ihn von Zeit zu Zeit um, so daß der Dampf, der aus den Blättern aufsteigt, die Wirkung des siedenden Wassers hat. Savage sagt, ein Fisch, auf diese Art zubereitet, habe einen vortrefflichen Geschmack. Feuer machen die Neuseeländer, wie viele andere Völker, indem sie ein Stück hartes Holz in vertikaler Richtung schnell in einem Loch umdrehen, das sie in ein Stück weicheres Holz gemacht haben, etwa wie man einen Chokoladequirl in Bewegung sezt. Das erste dieser Holzstücke heißt kau-ure, das andere kau-weti.

Empfang und Begrüßung.

Wenn die Neuseeländer einen Fremden, einen Verwandten oder Freund von Auszeichnung zu empfangen haben, den sie seit langer Zeit nicht mehr gesehen, so geht die bedeutendste Person des Stammes ihm mit einem Baumzweige in der Hand entgegen, und hält in ernstem und gemäßigtem Tone eine mehr oder minder lange Anrede, in welcher ohne Zweifel Komplimente über seine Ankunft, und Bitten an die Götter, ihm seinen Schutz zu verleihen, enthalten sind. Erst nach Erfüllung dieser Förmlichkeit grüßt er seinen Gast, und oft antwortet dieser mit einer ähnlichen Rede.

Als sich Nicholas bei Tuaï zu Panake befand, sah er die Tante dieses Häuptlings, wie sie an der Spitze ihrer Familie ihrem Neffen entgegenging. Alle gingen in Ordnung, in tiefem Stillschweigen und großer Andacht einher, während die Tante zu den Göttern betete.

Cruise schilderte uns Koro-Koro, wie er die Mannschaft des Dromedary der Sorgfalt Tetone's, des Häuptlings von Schuki-Anga, wohin sich dieses Schiff begeben sollte, in einer ernsten und feierlichen Rede empfahl. Tetone antwortete in einer andern Rede, wobei er auf und ab ging und heftig gesticulirte, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

Alle Reisenden bemerkten, daß die Eingebornen mit Leichtigkeit und Energie sprachen; ihr Organ ist wohltönend, ihre Haltung einfach und ungezwungen, und ihre Geberden haben sehr viel natürliche Würde. Ihre Reden werden vom Volke immer mit voller Aufmerksamkeit und in tiefem Schweigen angehört.

Wenn zwei Kriegerschaaren einander zufällig begegnen, so gehen die beiden Häuptlinge einander gewöhnlich entgegen, reden sich nach gewohnter Weise an, und wenn sie erkannt haben, daß ihre Gesinnungen beiderseits freundschaftlich sind, so führen beide Schaaren nach einander kriegerische Tänze auf, worauf sie ihre Lanzen werfen. Seit sie Feuerwaffen haben, schießen sie bei solchen Gelegenheiten; auch ist dieß das Signal zu einer endlichen Aussöhnung, wenn sie einen Streit endigen wollen.

Der kriegerische Tanz und der Scheinkampf werden immer aufgeführt, wenn eine Kriegertruppe einem Häuptlinge, einem Stamme, oder Europäern

eine Ehre erweisen wollen. Oefters haben schon solche Darstellungen, weil sie von Europäern für Drohungen oder Herausforderungen gehalten werden, zu feindseligen Handlungen Veranlassung gegeben. Lesen wir den Bericht von der ersten Reise Cook's, so zeigen sich uns jeden Augenblick Beispiele dieser Art.

Wie in ganz Polynesien, so begrüßen sich auch die Neuseeländer dadurch, daß sie die Nasen an einander reiben; nur sind sie nicht so verschwenderisch mit diesem Gruße, wie die übrigen Polynesier; es ist bei ihnen ein feierlicher Akt des Wohlwollens und der gegenseitigen Zuneigung. Nach d'Urville kommt zu dem Akte der Berührung noch von beiden Theilen ein langsames und starkes Aushauchen des Athems, wie wenn sie ihn vermischen wollten. Der Athem ist bei ihnen das fühlbare Emblem ihrer Geister oder waidua's.

Die gewöhnlichen Grüße bei Männern sind: bei der Ankunft aïre maï ra, komm hieher in guter Gesundheit; beim Abgang aïre atu ra, geh in guter Gesundheit; oder iko nara, bleibe hier; je nachdem die Person, an welche man sich wendet, kommt, geht oder bleibt.

Wie schon gesagt, sind diese Wilden nicht so verschwenderisch mit ihren Begrüßungen, wie etwa Europäer mit ihren gewöhnlichen Complimenten und selbst ihren Umarmungen. Besonders ist Dieß aber bei dem Schongui der Fall, wie sie die Begrüßung durchs Reiben der Nasen und durchs Anhauchen nennen. Sehr oft beobachten sie einander einige Zeit, scheinen ihre Gesinnungen zu erforschen, und sprechen bisweilen sogar von gleichgültigen Dingen, ehe sie zum Schongui kommen, und verrichten diesen Akt nie anders, als mit einem Ernste und einer Würde, welche dem schlecht unterrichteten Fremden lächerlich vorkommen mag, für Den aber, der mit der Sache näher bekannt ist, etwas Feierliches hat. Ich sah Tuaï und Schongui, die Häuptlinge der zwei feindlichen Stämme Kidi-Kidi und Paroa, in der Inselbay einander aufmerksam beobachten, und einige Zeit lang mit einander sprechen, und dann erst jenen aufrichtigen und heiligen Beweis ihrer Verbindung einander geben. Als Marsden dem Te-Koke, Häuptling von Pahia, den zu Port-Jackson erfolgten Tod seines Sohnes meldete, der in einem Brief berichtet worden war, ließ sich Te-Koke die Stelle des Briefes zeigen, wo der Name seines Sohnes stand, hielt seine Nase daran, und das Nämliche thaten alle Personen von seiner Familie; sodann seufzte er länger als zwei Stunden über diesen herben Verlust.

Erhalten diesen Gruß Verwandte oder Freunde, von denen man lange Zeit entfernt war, so begleiten ihn immer Seufzer, Schluchzen und sogar klägliches Geschrei, und je lebhafter die Zärtlichkeit auf beiden Seiten ist, um so länger dauert Dieß auch fort. Die Reisenden erwähnen eine Menge solcher Beispiele von der Empfindsamkeit der Wilden bei solchen Gelegenheiten. Ich selbst war Zeuge von dem Zusammentreffen Tai-Wanga's mit seinem Oheim Schongui nach 18monatlicher Abwesenheit, und sah, daß er sehr gerührt war. Oft gehen sie im Uebermaß ihrer Empfindsamkeit so weit, daß sie sich das Gesicht und andere Theile des Körpers zerfleischen, um ihre Freude über die Rückkehr einer geliebten Person besser an den Tag zu legen, wie sie es etwa im Schmerze über ihren Tod thun würden; so fest sind diese Menschen davon überzeugt, daß sie di

Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen nicht hinlänglich genug beweisen können, wenn sie nicht ihr Blut fließen lassen.

Die Neuseeländer, welche in Absicht auf das Schongut so kitzelig sind, hatten keine Idee von dem Kuß der Europäer. Selbst zwischen Personen verschiedenen Geschlechts schien diese Art von Zärtlichkeit unbekannt zu seyn.

Mythologie und Gottesdienst.

Die Neuseeländer beten nie hölzerne oder steinerne Götter an. Die scheußlichen Bilder, welche man in ihren Händen, so wie an den Thüren ihrer Hütten und Gräber sieht, sind nur Embleme und mystische Zeichen, welche nicht als eigentliche Götzenbilder betrachtet werden können.

Ebenso verhält es sich mit den Punamu's, welche sie am Halse tragen, und die sie sehr hoch schätzen; ohne Zweifel knüpfen sich an sie abergläubische Ideen, ein eigentlicher Dienst wird ihnen aber nicht gewidmet. Forster hat diese Steine als Amulette betrachtet, und erzählt, sie seyen bei den Neuseeländern unter dem Namen tiki bekannt, auch verglich er sie mit den Tii der Taïtier. Es ist möglich, daß diese Embleme zu Totara-nui den Namen tiki führen; aber d'Urville glaubt nicht, daß diese Benennung bei den Völkern im Norden Neuseelands gebräuchlich sey. Ueberdieß ist zu bemerken, daß tiki auch sehen bedeutet, und hier eine Verwechslung stattgefunden haben mag.

Nach einigen Eingebornen waren Mauï-Mua und Mauï-Potiki, ihre zwei Hauptgottheiten, Brüder, wovon der erste den jüngeren tödtete und verzehrte, woher die Gewohnheit rühren soll, die im Kampf getödteten Feinde zu verzehren.

Nach Nicholas wäre der erste Gott, der wahre Jupiter Neuseelands, Mauï-Rauga-Rangui, dessen Name Bewohner des Himmels bedeutet. Sogleich nach ihm kommt Tipoko, der Gott des Zorns und des Todes. Als der Furchtbarste wäre er es, der den meisten Antheil an den Huldigungen der Menschen hätte. Towaki, nach Andern Tauraki (vielleicht genauer Tau-Wati), würde als Herr der Elemente auch eine wichtige Rolle spielen; vom Zorne dieses Gottes kommen die Stürme und Gewitter. Bei einem heftigen Windstoß, den Nicholas in der Schurakibay zu erleiden hatte, sagten die Eingebornen, der Gott Hupas sey nuï nuï kadidi, sehr erbost gegen diesen Häuptling.

Erst nach diesen drei Gottheiten kämen Mauï-Mua und Mauï-Potiki, von denen der erste bloß das Geschäft gehabt hätte, die Erde zu bilden, so wie sie unter den Wassern geblieben ist, und sie ganz fertig zu halten, um vermittelst eines Angels, der sie an einem ungeheuren Felsen befestigt hielt, auf die Oberfläche gezogen zu werden. So zubereitet empfing sie Mauï-Potiki aus den Händen seines Bruders, zog sie auf die Oberfläche des Wassers und gab ihr die Gestalt, welche sie jezt noch hat. Ueberdieß ist dieser Gott über die menschlichen Krankheiten gesezt, und das wichtigste seiner Vorrechte ist, das Leben geben zu können, das Tipoko allein zurücknehmen kann. Nennt man ihn bloß Mauï, so spielt dieser Gott eine sehr große Rolle in den abergläubischen Meinungen dieses Volkes; denn es läßt sich leicht denken, daß sich die Geschäfte der drei Mauï in ihren Vorstellungen in Einem und demselben Wesen vermischen und vereinigen. Nach Forster wurde Mauï auch auf den Gesellschaftsinseln

angebetet; nach Ellis wäre Mauï bloß ein auf dieser Insel sehr berühmter Prophet gewesen. Nach Mariner endlich trug Mauï als neuer Atlas die Erde, und seine Bewegungen verursachten die Erdbeben.

Heko-Toro, der Gott der Reize und Bezauberungen, verlor einst seine Frau. Er suchte sie vergeblich an mehreren Orten, und fand sie endlich erst auf Neuseeland. Vermittelst einer an beiden Enden am Himmel aufgehängten Pirogue gelangten diese zwei Gatten wieder in ihren himmlischen Wohnort, wo sie jezt unter der Gestalt eines Sternbildes glänzen. Wäre es wahr, daß die Neuseeländer glauben, der erste Mensch sey von den 3 Mauï's gemeinschaftlich erschaffen worden und der erste habe den größten Antheil an diesem Werke gehabt, und die erste Frau sey aus einer Rippe des Mannes gebildet worden, so wäre Dieß eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Tradition der Genesis.

Die Geschichte Rona's, der in einen Brunnen fiel, an einen Baum sich anklammerte, und hernach in den Mond versezt wurde, wo man ihn noch heut zu Tage sieht, ist minder merkwürdig. Sie erinnert indeß an die Erzählungen der Ammen über den Mann im Monde, und zeigt, daß an den beiden Enden des Erddurchmessers der menschliche Geist dieselbe Neigung zu den lächerlichsten Fabeln hat. Dieses Argument könnte man mit Recht denen entgegenstellen, welche gerne annehmen möchten, das Menschengeschlecht habe eben so viele abgesonderte Wiegen, als es bestimmte Nüancen in seiner Konstitution und physischen Organisation gebe.

Die Eingebornen haben gewisse Lokalgötter, wie den, der die Höhle Manava-Tauï bewohnt, den, der über die beiden Felsen an der Mündung des Schuki-Anga gesezt ist u. s. w.

Marsden erzählt uns, wie der lezte Atua, weil er von den Seeleuten des Kossak beleidigt wurde, sich für die Beschimpfung der heiligen Felsen dadurch rächte, daß er dieses Schiff untergehen ließ.

Als die Neuseeländer die Europäer zum ersten Male sahen, hielten sie dieselben auch für Gottheiten oder für mit Donner und Blizen bewaffnete Geister. Sie bezeichnen alle Europäer, oder vielmehr alle Weißen, unter dem generischen Namen Pakeka. Ich konnte nie erfahren, sagt d'Urville, woher dieser Name seinen Ursprung hatte; ich mußte mich wundern, daß er auf verschiedenen Punkten Neuseelands üblich war, und Dieß führt uns auf die Vermuthung, daß diese Benennung sogar vor den Reisen Cooks schon im Gebrauche war. Die Neuseeländer kannten also schon seit langer Zeit eine von der, welcher sie angehörten, ganz verschiedene Menschenrasse.

Marsden fragte einst einen Insulaner, wie er sich den Atua vorstelle, und erhielt zur Antwort: „als einen unsterblichen Schatten." Als d'Urville die nämliche Frage an Tuaï richtete, sagte dieser Häuptling der Atua sey ein Geist, ein allmächtiger Hauch, indem er ganz leich seinen Athem ausstieß, um seine Gedanken besser zu bezeichnen.

Indeß glauben die Neuseeländer, der Atua nehme manchmal ein materielle Gestalt an. So sind sie z. B. überzeugt, daß eine von einer töd lichen Krankheit überfallene Person in der Gewalt des Atua sey, de sich unter der Gestalt einer Eidechse in seinen Leib eingeschlichen habe, un ihm die Eingeweide zernage, ohne daß es einer menschlichen Macht mögli sey, ihm Widerstand zu leisten. Deßhalb jagt ihnen auch der Anbli

einer Eidechse einen merkwürdigen abergläubischen Schrecken ein; und um Nichts von der Welt würden sie dieses Reptil berühren.

Die Gegenwart des Atua kündigt sich am häufigsten durch ein tiefes und dumpfes Pfeifen an, wie sie sagen. Wenigstens offenbarte so nach dem Sagen des Priesters Mudi-Aru der Gott Kaï-Para seine Annäherung. Derselbe Glaube herrschte bekanntlich auch auf Taïti.

Das Rollen des Donners flößt ihnen einen religiösen Schrecken ein und wird als ein Vorzeichen von Schlachten angesehen. Sie glauben, der Atua mache diesen Lärmen unter der Gestalt eines ungeheuren Fisches; und sie bitten ihn, ihnen und ihren Freunden nichts Böses zu thun.

Sollte dieser Glaube seinen Ursprung nicht in den häufigen vulkanischen Ausbrüchen auf ihrer Insel haben, besonders auf Puhiari-Waladi, das mitten im Wasser liegt; auch würde man in dieser Fabel den Keim derjenigen finden, welche die Griechen einst von Encelados, Typhon, Briareus hatten. Der Name der nördlichen Insel Ika-na-Maui scheint auf die Existenz des riesenhaften Fisches Bezug zu haben. An diese Fabel knüpft sich auch ohne Zweifel die seltsame Meinung an, welche sie von der Entstehung des Panamu haben, des grünen Nierensteins, den sie zu Verfertigung ihrer Geräthschaften und ihrer kostbarsten Zierrathen verwenden.

Schon Cook hatte gehört, man finde ihn in einem großen, eine oder zwei Tagreisen von den Ufern des Königin-Charlotte-Kanals gelegenen See. Er kommt, sagte er, von einem Fische, den man harpunirt und an das Ufer zieht, wo er sich hernach in einen Stein verwandelt. Dieser See heißt Tawaï-Punamu, und so würde von diesem Orte die südliche Insel ihren Namen bekommen haben. 30 Jahre später fand Nicholas dieselbe Meinung unter den Bewohnern von Mudi-Wenua.

Nach der Meinung der Neuseeländer gibt es verschiedene Abstufungen im Range der Götter, und dem höchsten sind alle anderen untergeordnet; auch soll jeder Eingeborne seinen Atua haben, der eine Gottheit zweiten Ranges ist und dem Schutzengel im christlichen Glauben entspricht.

Die Priester heißen Ariki's, und bisweilen gibt man ihnen auch den Namen Tahe-Tohonga „gelehrter Mann"; ihre Frauen, welche die Geschäfte von Priesterinnen versehen, sind die Wahine-Ariki oder Wahine-Tohonga, gelehrte Frauen. In jedem Pa (Dorfe) ist eine Hütte, die größer ist als die der Einwohner, und Ware-Atua heißt, „das Haus Gottes", wohin die heilige Speise, a o kaitu, gebracht, und wo Gebete verrichtet werden. Gewöhnlich werden die religiösen Ceremonien von den Ariki's verrichtet, die mit lauter Stimme öffentlich den Atua anrufen. Sie glauben fest an Träume, die von den Göttern kommen sollen, und alle Angelegenheiten werden von den Priestern entschieden, denen allein die Erklärung des göttlichen Willens zusteht. Die verschiedenen Stämme beginnen in ihren fortwährenden Kriegen nie die Feindseligkeiten, ehe sie den Oai-Dua, oder den heiligen Geist befragt haben, welche Feierlichkeit Karakia-Tanga genannt wird. Für die merkwürdigsten Epochen ihres Lebens haben sie religiöse Feierlichkeiten, für die Geburt, die Ehe und den Tod. Sie sind der Meinung, es sey eine große Verschiedenheit zwischen unserem Gott und dem Gott Neuseelands, und sagen, es sey für uns sehr gut, die Befehle unseres Gottes zu beobachten, für sie aber, den Geboten des ihrigen zu gehorchen. Einst sprachen die Missionäre lang mit

einigen Eingebornen über die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung des Leibes. An die erstere Lehre glauben sie allgemein; aber die leztere können sie nicht begreifen, ob sie gleich die Möglichkeit davon nicht läugnen. Man sprach mit ihnen von dem glücklichen Tod der Gerechten, und fügte bei, daß, wenn Gott ihnen offenbare, daß sie sterben müssen, so seyen sie keineswegs erschrocken, und fühlen sich glücklich in dem Gedanken, daß sie nach diesem Leben mit ihrem Gott Einen Ort bewohnen werden. Nicht so verhält es sich aber mit den Neuseeländern; wenn sie ihn herannahen sehen, so sind sie sehr erschrocken, und wünschen ihn keineswegs. Ich versicherte ihnen, sagt Marsden, daß sie, wenn sie das Buch Gottes verstehen würden, das dieser dem weißen Volke gegeben habe, und das die Missionäre ihnen auch geben und sie verstehen lehren würden, dann den Tod nicht mehr fürchten würden, als die Guten unter den Weißen. Vollkommen erfaßten sie den Unterschied zwischen Dem, der den Tod fürchtet, und Dem, welchem nicht bange davor ist. Nach ihrer Annahme kommen alle Seelen der Neuseeländer im Augenblick des Todes in eine Grotte am Nordkap, und von da steigen sie in das Meer hinab, um in die andere Welt zu gehen. Die Entbehrungen und Qualen, welchen diese armseligen Heiden in Folge ihrer Ansichten von Gott und dem zukünftigen Leben unterworfen sind, sind groß und zahlreich; wenn ihnen die göttliche Offenbarung nicht mitgetheilt wird, so werden sie ewig unter der grausamen Herrschaft des Aberglaubens seufzen. Sie haben keine Idee von einem barmherzigen Gott, der ihnen Gutes thun könne, sondern leben in beständiger Angst vor einem unsichtbaren Wesen, das nach ihrer Meinung immer bereit ist, sie zu tödten und zu verzehren, und sie auch tödten wird, sobald sie nur ein Jota von ihren abergläubischen Meinungen weglassen. Ein wenig Wasser aus einer Schale zu trinken, wäre für Den, welcher gerade von dem Priester tabuirt ist, eine Beleidigung gegen ihren Gott, die von ihm mit dem Tode bestraft werden würde. Als ich ihnen sagte, mein Gott sey gütig, er sorge Tag und Nacht für mich, wohin ich auch gehen möge, ich fürchte seinen Zorn nicht, und er erhöre mich, wenn ich zu ihm bete, so sagten sie, sie hätten keinen solchen Gott, der ihrige thue nichts, als strafen und tödten.

Marsden spricht auch von der Vergötterung und göttlichen Verehrung eines gestorbenen Häuptlings; er erzählt:

„Wir hörten ein klägliches Geschrei aus der Ferne: bei unserer Ankunft fanden wir einen verstorbenen Häuptling, in seinem ganzen Schmuck da sitzend. Seine Haare waren, wie gewöhnlich, geordnet, mit Federn und Guirlanden von grünen Blättern geschmückt. Sein Gesicht war reinlich und glänzend; denn man hatte es mit Oel eingerieben und es hatte seine natürliche Farbe behalten. Wir konnten nicht sagen, ob der Körper sich ganz oder nur theilweise da befand; denn Matten umhüllten ihn bis zum Kinn. Er hatte das Aussehen eines lebenden, auf einem Stuhle sitzenden Menschen. Später sah ich einen, dessen Kopf auf dieselbe Weise zugerichtet und dessen Leib aber auch eben so gut ausgetrocknet und erhalten war als der Kopf. Der Häuptling war bei seinem Tode ungefähr 30 Jahre alt. Seine Mutter, seine Frau und seine Kinder saßen vor ihm; und zu seiner Linken waren in eine Linie gestellt die Schädel und Knochen seiner Ahnen. Man sagte mir, er sey einige Monate zuvor in einer Schlacht am Themseflusse getödtet worden. Von ihm hatte man Tags zuvor mit mir als von einem

Gott gesprochen. Wahrscheinlich glauben sie, die Gottheit habe ihren Sitz in dem Kopfe eines Häuptlings; denn sie haben immer eine tiefe Ehrfurcht vor dem Kopfe. Beten sie je einen Götzen an, so ist es der Kopf ihres Häuptlings.“

Laplace, der die Neuseelander mit großer Strenge behandelt, sagt Folgendes über ihre Religion: diese abscheulichen Kannibalen haben doch eine Religion; aber sie ist ebenso barbarisch und blutdürstig, als sie selbst, und hat einige Aehnlichkeit mit der Religion der alten Skandinavier. Wie der Verehrer Odins, so betet auch der Neuseeländer einen grausamen, rachsüchtigen Gott an, der nur am Blutvergießen Freude hat, gegen Feige und Besiegte unerbittlich ist, und nur den Siegern einen glücklichen Aufenthaltsort bereitet, wo sie immer glückliche Schlachten liefern, in unterbrochenem Schmause das Fleisch ihrer Feinde essen und ihr Blut trinken, und wo es niemals an süßen Pataten fehlt. Wenn aber dieser Gott, den die Neuseeländer Atua nennen, die Gestorbenen so edel behandelt, so entschädigt er sich dafür an den Lebenden; denn bald erscheint er in Gestalt des Fiebers, und verzehrt ihre Eingeweide, und bedroht mit dem nämlichen Schicksale jeden Unheiligen, der es versuchen würde, den Kranken zu heilen; bald fordert er durch den Mund seiner Priester oder Ariki's, daß die Seele der abgeschiedenen Häuptlinge nur in Begleitung einer gewissen Anzahl von Seelen geopferter Sklaven, in deren Leiber sich dann die Verwandten und Freunde des Todten theilen, vor ihm erscheinen dürfen.

Träume, Makutu oder Bezauberungen und anderer Aberglaube.

Die Träume, und besonders die der Priester, sind von hoher Bedeutung für die Entscheidungen dieser Wilden. Man sah, wie oft Unternehmungen, die seit langer Zeit verabredet waren, plötzlich in Folge eines Traumes eingestellt wurden, und die Krieger in dem Augenblicke, wo sie sich der Hoffnung hingaben, ihre Feinde auszurotten und ihre Leichname zu verspeisen, den Rückweg nach ihren Hütten einschlugen. Der Eingebung eines Traumes nicht gehorchen, gälte als eine offenbare Beleidigung des Atua, von dem er kommt.

Dillon konnte sich der Zudringlichkeiten eines Eingebornen, der sich auf seinem Schiffe nach England einschiffen wollte, nur dadurch erwehren, daß er denselben versicherte, im Traume sey ihm angezeigt worden, daß er unfehlbar umkommen würde, wenn er die Reise unternähme.

Die Neuseeländer glaubten fest an Bezauberungen, welche sie makutu nennen. Dieser Glaube ist eine unerschöpfliche Quelle von Furcht und Besorgnissen für diese unglücklichen Menschen; solchen Bezauberungen schreiben sie die meisten Krankheiten und Todesfälle zu, welche unter ihnen vorkommen. Gewisse an den Atua gerichtete Gebete, gewisse auf besondere Art ausgesprochene Worte, überhaupt gewisse Grimassen und Geberden sind die Mittel, wodurch diese Bezauberungen bewirkt werden: ein neuer Beweis dafür, daß die Menschen aller Orten sich mehr gleichen, als man glaubt.

So oft die Missionäre in der Absicht, den Eingebornen die Ungereimtheit ihres Glaubens an das Tapu und Makutu nachzuweisen, sich erboten, ungestraft den Folgen davon an ihrer eigenen Person zu trotzen, antworteten die Neuseeländer, die Missionäre in ihrer Eigenschaft als Ariki's und Schützlinge eines so mächtigen Gottes könnten dem Zorn der Landesgötter wohl trotzen, die leztern würden aber ihren Zorn gegen die Einwohner

wenden, und sie unbarmherzig tödten, wenn man sie auf diese Weise beleidigen würde.

Wie abergläubisch sie sind, beweist auch folgende Anekdote von Nicholas: „Zu Waï-Kadi wollte Jedermann seine Uhr betrachten; ihre Bewegung kam ihnen aber so wunderbar vor, daß sie urtheilten, es könne dieß nur die Sprache eines Gottes seyn; die Uhr selbst wurde nun für einen Atua gehalten, und wurde für Alle ein Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht.“

Opfer.

Die grausamste Wirkung ihres Aberglaubens sind aber die Opfer. Ist ein Häuptling in einer Schlacht getödtet worden, so bringt die siegreiche Partei ihren Göttern gewöhnlich ein Opfer dar. Der Oberpriester bereitet in Gemeinschaft mit den Häuptlingen den Leib des Verstorbenen zu, während die Priesterin und die Frauen der Häuptlinge dasselbe Geschäft an dem Leichname der Frau verrichten. Die Leichname werden zerstückt, ans Feuer gelegt und gebraten; gewisse Theile aber werden aufbewahrt, um den Göttern unter Gebeten und besonderen Gebräuchen dargebracht zu werden.

Von Zeit zu Zeit nehmen die Ariki's kleine Stücke von diesem heiligen Fleische, und verzehren sie mit großer Andacht; indessen aber befragen sie die Götter über den Ausgang des gegenwärtigen Krieges. Werden die Opfer gnädig angenommen, so beginnt der Kampf wieder; wo nicht, so gibt die siegreiche Partei, wie groß auch ihre Ueberlegenheit seyn mag, allen weiteren Kampf auf, und schlägt den Rückweg zu ihren Hütten ein.

Während die Ariki's ihre Ceremonien verrichten, sitzen die Häuptlinge im Kreise um die Opfer her, den Kopf in ihre Matten gehüllt, und in tiefem Stillschweigen, um die heiligen Mysterien ja nicht zu stören oder einen unheiligen Blick auf sie zu werfen. Sie glauben, der Atua würde sie auch nur für die geringste Nachlässigkeit aufs Strengste bestrafen.

Sind die Ceremonien beendigt, so werden die Ueberreste der Leichname unter die Häuptlinge und vornehmsten Krieger nach ihrer Anzahl vertheilt. Alle essen nun mit sichtbarer Befriedigung von diesem Fleisch; der oberste Häuptling bewahrt auch Stücke Fleisch auf, um sie bei seiner Rückkehr an seine Freunde zu vertheilen; dieß ist die höchste Auszeichnung, und die größte Gunst, die er ihnen gewähren konnte.

Ist die Entfernung zu groß, als daß man hoffen könnte, das Fleisch hinzubringen, ohne daß es verdorben würde, so haben die Neuseeländer, wie d'Urville sagt, eine Art Substitution oder vielmehr Transsubstantiation von sehr merkwürdiger Art erfunden. Der Priester bringt mit dem heiligen Fleisch der Häuptlinge ein Stück Holz, das man rakau tapu nennt, in Berührung, und läßt es eine gewisse Zeit daran, während der er verschiedene Gebete hersagt; sodann nimmt er es wieder weg, wickelt es sorgfältig in eine Matte, und so lange die Rückreise dauert, ist die Bewachung dieses heiligen Gegenstandes einer tabuirten Person anvertraut. Ist die Schaar in ihre Heimath zurückgekommen, so wird ein Stück Schweinfleisch oder Pataten oder Kartoffeln herbeigeschafft; der Ariki nimmt das rakau tapu aus seiner Umhüllung, und bringt es mit diesen Lebensmitteln in Berührung, wobei er die mystischen Gebete wiederholt. Ist Alles vorüber, so wird das raku tapu in das Gestrüpp oder an einen Ort geworfen, wo es weder den Blicken noch der Berührung von Profanen

ausgesezt ist. Die Lebensmittel haben nun die Eigenschaft des heiligen Fleisches erhalten, und die Eingebornen, welche zu Hause geblieben sind, verzehren sie mit ebenso viel Vergnügen und gutem Appetit, als ob sie von dem Fleisch ihres Feindes essen würden; wenigstens bekräftigte mir das Tuaï, sagt d'Urville, als er mir diese Nachweisungen gab:

Stirbt ein Häuptling oder eine andere ausgezeichnete Person zur Friedenszeit, so haben auch Menschenopfer Statt. Ein oder mehrere Sklaven, je nach dem Range des Verstorbenen, werden auf seinem Leichname geopfert. Hiebei haben die Eingebornen einen doppelten Zweck, einmal den Waidua des Verstorbenen zu besänftigen und seinem Zorne gegen die Ueberlebenden Einhalt zu thun, und sodann ihm Leute ins andere Leben mitzugeben, die ihn dort bedienen sollen.

Als der Sohn Pere Ika's zu Parramatta bei Marsden starb, mußte dieser Geistliche sein ganzes Ansehen gebrauchen, um die Gefährten dieses jungen Mannes zu verhindern, daß sie nicht zwei oder drei junge Sklaven, welche mit ihnen in Neusüdwales waren, tödteten, um den Geist des Verstorbenen zu besänftigen.

Die zum Opfer bestimmten Sklaven werden gewöhnlich von einem Verwandten des Verstorbenen mit einem Keulenschlag getödtet, wobei dieser einen Augenblick wählt, wo sie ihr Schicksal am wenigsten ahnen. Um das Gräßliche einer solcher Handlung zu vermindern, sagen die Neuseeländer ausdrücklich, wähle man zu diesem Zwecke gewöhnlich solche Sklaven, welchen irgend ein Verbrechen zur Last falle, als Diebstahl, Bezauberung u. s. w., oder auch solche, welche nicht arbeiten wollen.

Der Sklave, welcher seinem Herrn geflucht hat, kann dem Schicksal, geopfert zu werden, nicht entgehen; denn man hält Dieß für das einzige Mittel, den Atua zu besänftigen, und den von dem unglücklichen Schlachtopfer ausgesprochenen Fluch abzuwenden.

Die beim Tode der Häuptlinge oder zu ihren Ehren geopferten Sklaven sollten eigentlich neben diesen lezteren begraben werden; allein häufig ziehen Die, welche sie geopfert haben, es vor, sie zu verzehren; in diesem Falle folgen sie offenbar mehr ihrer Leidenschaft als den Vorschriften ihrer Religion.

Der Häuptling Tuaï starb am 17. Okt. 1824 an Bord der Mary, wohin der Kapitain Lock ihn hatte bringen lassen, um ihn mit Arznei und Lebensmitteln zu versorgen, woran sein Stamm gerade Mangel litt. Sein Stamm tödtete einen Sklaven, um seinen Tod zu verhindern, und vier andere wurden geopfert, um seine Manen zu besänftigen.

Obgleich Rache und Aberglauben für diese Menschen die erste Veranlassung zu Menschenopfern gaben, so mag der Mangel an Thieren auf diesen Inseln auch Theil daran haben; sie opferten Menschen in Ermangelung anderer passender Schlachtopfer.

Oft sieht man auf Neuseeland auch die Frauen von Häuptlingen sich selbst opfern, wenn sie ihre Männer verlieren, ob es gleich kein unerbittliches Gesetz und keine gebieterische Nothwendigkeit ist, welche sie dazu treibt, wie in Bengalen oder Indien. Gewöhnlich hängen sie sich an einem Baume auf, und diese Handlung wird von ihren Freunden und eigenen Verwandten als die deutlichste Probe von Ergebenheit gegen ihre Männer bewundert und gepriesen.

Als Tuaï beschloß, eine Reise nach England zu machen, wünschte

sein Bruder Koro-Koro, er möchte seine Frau mitnehmen; Kendall wollte ihm davon abrathen, indem er ihm vorstellte, wie traurig die Lage dieser Frau seyn würde, wenn ihr Mann auf der Reise stürbe: Koro-Koro erwiderte hierauf bloß, in einem solchen Falle könne die Frau Tuaï's nichts Besseres thun, als nach der Gewohnheit der Neuseeländer sich aufhängen.

Obgleich Dieß bei Männern selten vorkommt, so kamen doch schon Fälle vor, daß sie den Verlust einer zärtlich geliebten Frau oder eines theuren Verwandten nicht überleben wollten. Schongui machte beim Tode seines Bruders Kangoroa zweimal den Versuch, sich zu erhenken. Wenn das Landesgesetz eine Frau nicht förmlich zwingt, sich beim Tode ihres Mannes das Leben zu nehmen, so verbietet es ihr wenigstens, sich wieder zu verheirathen, ehe die Gebeine des Verstorbenen wieder ausgegraben sind; denn erst dann ist sie aller ihrer Pflichten gegen ihren Gatten entledigt. Sogar nach diesem Aufschub kann sie, wie es scheint, keine neue Verbindung eingehen, ohne ihrem Rufe zu schaden; um denselben fleckenlos zu erhalten, muß sie dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Damit die Wittwe dieses Andenken nicht durch eine illegale Heirath entheilige, treiben die Verwandten des Verstorbenen die Barbarei bisweilen so weit, daß sie dieselbe aus Besorgniß opfern. Die Frau, welche die Landesgesetze verlezt, indem sie sich vor der vorgeschriebenen Frist verheirathet, wird zur Strafe von ihren Nachbarn all ihres Besitzthums beraubt. Ein schlagender Beispiel davon gab Tara, die ungeachtet ihres hohen Rangs auf dies Weise bestraft wurde, und King-George, ihr zweiter Gatte, der dies Strafe mit ihr theilen mußte.

Das Tabu und seine Vortheile.

Die unglücklichen Einwohner von Neuseeland, die so vielen grausamen Gebräuchen unterworfen sind, wovon der eine immer grausamer ist, al der andere, würden schon längst verschwunden seyn, wenn nicht eine religiös und politische Institution. Das Tabu, sie ein wenig gegen ihre eigen Wuth sicher stellen würde, das Tabu sagt Laplace, ist in den Hände der Ariki's ein Mittel, den Greueln des Kriegs Einhalt zu thun, un dem Rechte des Stärkeren Schranken zu setzen. Diese Institution ha viel Aehnlichkeit mit dem im neunten und zehnten Jahrhundert in Eng land und Frankreich aufgekommenen Gebrauche, daß die schwächere Herren, um ihre Güter gegen ihre mächtigen Nachbarn zu vertheidigen, s unter den Schutz Gottes stellten, indem sie Vasallen der Kirche wurden. Wohl hat das Tabu auf Neuseeland nicht so viel Wirksamkeit und ver theidigt keine so wichtigen Interessen, leistet aber in mehreren Beziehunge nicht geringere Dienste. Das Tabu, sagt dieser Seemann, sichert die Feld jeder Art gegen Beraubungen während der Saat- und Erntezeit; schützt d schwangeren Frauen bis zum Augenblick ihrer Entbindung und sichert d Erhaltung der zum Lebensunterhalt des Menschen nöthigen Pflanzen un Thiere, die eine unordentliche Aufzehrung gänzlich vernichten würde. En lich schützt es die Reste des an Krankheit gestorbenen Unglücklichen un seine Habe gegen Privatrache und Raubsucht. Alle Gegenstände, welch Art sie auch seyn mögen, werden heilig; wenn sie so unter den Schutz d Gottheit gestellt werden; und nach dem Glauben der Neuseeländer wür der Atua Den, der es wagen würde, sie zu berühren, unter den größt

Martern sterben lassen. Dieser Schutz erstreckt sich jedoch nicht auf die Familie und das Eigenthum eines abgeschiedenen Häuptlings; kaum hat er die Augen geschlossen, so eilen die Wilden aus der Umgegend herbei, um seine Hütten und Patatenvorräthe zu plündern und die Glieder seiner Familie zu tödten oder zu Sklaven zu machen; auch zieht der Tod eines Kriegers oft die Zerstreuung seines Stammes nach sich. Es läßt sich denken, daß die Priester, die so großen Einfluß besitzen, denselben auch zu Erweiterung ihrer Macht und Vorrechte benützen; sie sind es auch, die über Krieg und Frieden entscheiden, die Gefangenen nach dem Siege oder die Schlachtopfer bei religiösen Feierlichkeiten opfern, und, während sie beiseits die besten Stücke verzehren, bestimmen, ob der Atua befriedigt sey, oder nicht; dieser Einfluß der Priester wäre jedoch nicht genügend, diese Wilden, die nur ihrer Laune zu gehorchen gewohnt sind, im Zaume zu halten, wenn nicht die meisten bedeutenden Häuptlinge denselben mit ihnen theilen, und den heiligen Titel Ariki's führen würden. Indem sie so das Tabu zu ihrer Verfügung haben, setzen sie sich in Achtung bei den Rangatira's, die sie fürchten, weil sie bald die unruhigsten unter ihnen mit einer Art Exkommunication belegen, bald auf unbestimmte Zeit den Fischfang oder den Gebrauch der nothwendigsten Lebensmittel verbieten, bald den Tauschhandel mit den Europäern untersagen.

Die Reinigung eines Tabuirten beschreibt d'Urville folgendermaßen; Tuaï mußte sich reinigen lassen; als er nach Hause gekommen war, nahm er auf einem Grabe oder tabuirten Orte ein Stück Holz, das nun den Namen Popoa erhält. Vor dem Ariki legte er es feierlich auf den Boden; der Ariki überreichte dem Tuaï eine Hand voll Pataten; der letztere nahm eine davon, brachte sie in Berührung mit dem Popoa und ließ sie 8 — 10 Minuten dabei liegen, wodurch sie tapu wurde. Sodann nahm er sie wieder, brach ein Stück davon ab, und warf es ehrfurchtsvoll hinter sich. Dieß war die Speise für den Atua, den Geist des Verstorbenen, auf welchen die Taufworte anspielen. Den Ueberrest steckte er dem Oberpriester in den Mund, der ihn verschlingen mußte, ohne die Hände dazu zu gebrauchen. Sobald die Pataten durch die Berührung mit dem Popoa tapu geworden ist, wird dieses wieder aufgehoben, in den Mund des Ariki gelegt, sogleich aber wieder daraus weggenommen und an einen Ort geworfen, wo es Niemand in die Hände fallen kann. Auch die zweite Patate darf der Ariki nicht in die Hände nehmen, sondern muß sie sich in den Mund stecken lassen. Endlich nimmt er selbst den Ueberrest, verzehrt ihn, und nun wird der tabuirte Mensch wieder frei und kann ohne Gefahr mit seinen Verwandten und Freunden verkehren.

Leichenfeierlichkeiten.

Den Ueberresten ihrer Verwandten, besonders wenn sie von hohem Range sind, erweisen die Neuseeländer große Ehre. Zuerst bewahren sie den Körper drei Tage lang auf, weil sie glauben, die Seele verlasse ihre sterbliche Hülle erst drei Tage nach dem Hinscheiden. An diesem dritten Tage wird der Körper mit seinen schönsten Kleidern bekleidet, mit Oel eingerieben und wie bei seinen Lebzeiten geschmückt. Verwandte und Freunde werden vor ihn gelassen, und bezeugen ihren Schmerz über den Tod des Verstorbenen durch Thränen, Geschrei, Wehklagen und besonders durch Zerfleischung des Gesichts und der Schultern. Mehr noch als die Männer, müssen die

Frauen auf solche grausame Weise ihren Schmerz an den Tag legen. Wehe denen, welche mehrere nahe Verwandte nach einander verloren haben: ihr Gesicht und Busen werden lange bloß Eine blutende Wunde seyn.

Anstatt den Leichnam in seiner ganzen Länge ausgestreckt liegen zu lassen, wie in Europa, werden die Glieder gegen den Leib aufgebogen. Der Leichnam, und besonders der eines Priesters, wird an einen pallisadirten und tabuirten Ort gebracht. Mit Ocker gefärbte Pfähle, Kreuze oder Figuren bezeichnen das Grabmal eines Häuptlings; auf eines gemeinen Mannes Grab liegt bloß ein Haufen Steine. Solche Grabmäler führen den Namen Adupa, Haus des Ruhmes.

Auf das Grab des Todten werden Lebensmittel zur Nahrung für seinen Waïdua niedergelegt; denn so immateriell er auch ist, so kann er, wie diese Völker glauben, doch noch Nahrung zu sich nehmen. Ein junger Mensch in den lezten Zügen konnte das Brod, das ihm ein Missionär anbot, nicht mehr genießen; aber er hob es für seinen Geist auf, der, wie er sagte, es verzehren würde, wenn er seinen Körper verlassen habe, und ehe er sich auf den Weg nach dem Nordkap mache.

Ein allgemeines Festmahl des ganzen Stammes beschließt die Ceremonie; es wird Schweinefleisch, Fisch und Pataten aufgetragen, je nach den Mitteln des Verstorbenen. Die Verwandten und Freunde der benachbarten Stämme werden dazu eingeladen.

In der Erde bleibt der Körper nur so lange, bis die Fäulniß so weit vorgerückt ist, daß man das Fleisch leicht von den Knochen ablösen kann. Es gibt aber keine bestimmte Zeit für diese Operation; es können von der Beerdigung an 3 bis 6 Monate und sogar ein Jahr hingehen. Wie dem auch seyn mag, zur bestimmten Zeit begeben sich die mit der Besorgung des Todten beauftragten Personen, welche meistens Verwandte sind, zum Grabe, nehmen die Knochen heraus und reinigen sie sorgfältig; eine neue Trauer beginnt über diesen heiligen Resten, und gewisse religiöse Ceremonien werden dabei verrichtet; endlich werden die Gebeine feierlich in das Familienbegräbniß gebracht und dort niedergelegt. In diesen Begräbnissen, welche natürliche Grotten oder Höhlen sind, werden die Gebeine auf kleinen 2 oder 3 Fuß über dem Boden erhabenen Plateformen ausgebreitet.

Auch gibt es wohl Fälle, wo die Leichname nicht beerdigt werden, und wo sie in hermetisch verschlossenen Särgen aufbewahrt, und sogleich auf den Plateformen niedergelegt werden, wie Dieß z. B. mit dem Vater Wivia's, mit dem Kinde, das Cruise in Covera-Popo sah, und ohne Zweifel auch mit dem Leichname geschehen ist, den Koro-Koro diesen Reisenden zeigte.

Wahrscheinlich werden solche Leichname sogleich nach dem Tode zugerichtet, ohne, wie bei den andern, erst die Fäulniß abzuwarten.

Nicht nur die Reste des Todten allein sind tabu, sondern überdieß sind auch die Gegenstände und Personen, welche bei den Leichenfeierlichkeiten verwendet werden, dem strengsten Tabu unterworfen. Ehe sie den gewöhnlichen Verkehr mit ihren Landsleuten wieder beginnen dürfen, haben sie sich einer besondern Reinigung zu unterziehen.

Die Ceremonie des Ausgrabens der Gebeine spielt eine große Rolle bei diesen Wilden. Erst nach Vollziehung dieser unerläßlichen Ceremonie haben sich Eltern, Kinder und Gatten ihrer gegenseitigen Pflichten gege

Leichenbegängniß einer Azjki

Digitized by Google

einander entledigt. Wahrscheinlich soll, wie ich mir denke, die Beerdigung nur ein provisorischer Zustand seyn, um dem Körper Zeit zu geben, sich seiner verweslichen und unreinen Theile zu entledigen: für den Verstorbenen träte dann der Zustand seiner wirklichen Ruhe erst ein, wenn die Gebeine im Grabe seiner Ahnen niedergelegt sind. Sie trotzen den größten Gefahren und den beschwerlichsten Strapazen, um einer Person, die ihnen theuer ist, die lezte Pflicht zu erweisen, wie groß auch die Entfernung seyn mag, in welcher dieselbe gestorben ist, wenn sie nur Hoffnung haben, daß ihr Vorhaben gelinge. Die Eltern versäumen es nie, die Auslieferung der Gebeine ihrer zu Port-Jackson gestorbenen Kinder zu verlangen, und der Besitz dieser theuren Reste lindert ihre Betrübniß sehr.

Die empfindlichste Beschimpfung eines Stammes oder einer Familie wäre eine Verletzung des Begräbnisses und eine Entheiligung der Reste ihrer Angehörigen. Nur Blut kann eine solche Schmach versöhnen; bekannt ist die fürchterliche Rache Schongui's gegen die Bewohner von Wangaroa, welche das Grabmahl seines Schwiegervaters verlezt hatten.

Die Leichname der gemeinen Leute werden ohne irgend eine Feierlichkeit verscharrt. Die Sklaven genießen nicht einmal dieses Recht; ihre Leichname wirft man ins Wasser oder läßt sie unter freiem Himmel liegen. Werden Sklaven wegen wirklicher oder vorgeblicher Verbrechen getödtet, so werden ihre Leichname gewöhnlich von den Männern des Stamms verzehrt.

Eine der sonderbarsten Gewohnheiten Neuseelands ist die, daß bei dem Tode eines Häuptlings seine Nachbarn zur Plünderung seines Eigenthums sich vereinigen, und Jeder nimmt, was ihm in die Hände fällt. Ist der erste Häuptling eines Stamms gestorben, so muß sich der ganze Stamm gefaßt machen, von den benachbarten Stämmen geplündert zu werden; auch ist ein solcher Vorfall deßhalb die Veranlassung zu allgemeiner Trauer und Bestürzung. Ist der Stamm nicht mächtig und zählt er nicht eine beträchtliche Anzahl zur Vertheidigung gerüsteter Krieger, so zieht der Tod des Häuptlings den Untergang des ganzen Stammes nach sich. Vielleicht wählen die Feinde oder Nachbarn eines Stammes vorzugsweise eine solche Gelegenheit, ihn zu unterdrücken, weil in einem solchen Augenblick, außer dem Verluste seines Häuptlings, wodurch sein Muth gebeugt ist, eine religiöse Pflicht, deren Erfüllung nicht zu umgehen ist, seinen Kindern und Verwandten gebietet, sich einer tiefen Trauer hinzugeben, und sie also verhindert, über ihre eigene Sicherheit zu wachen.

Das Menschenfressen. Aufbewahrung der Köpfe getödteter Feinde.

Da die Missionäre die Besorgniß ausgesprochen hatten, gefressen zu werden, sagt Marsden, so sprachen ihnen die neuseeländischen Häuptlinge Muth ein; denn, sagten sie, wenn sie Gelüste nach Menschenfleisch hätten, so zögen sie das Fleisch von Neuseeländern vor, welches angenehmer schmecke, als das Fleisch der Europäer, weil diese gewohnt seyen, allzu sehr gesalzene Speisen zu essen, was den Neuseeländern nicht behage.

Als man auch darauf zu sprechen kam, was wohl zu der Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, Veranlassung gegeben haben könne, so sagten die Häuptlinge Marsden, es komme daher, daß die großen Meerfische auch die andern, und einige auch ihre eigene Gattung aufzehrten; die großen Fische, sagten sie, fressen die kleinen, die kleinen Fische fressen Insekten, die

Hunde fressen die Menschen, und die Menschen die Hunde, und die Hunde verzehren einander unter sich selbst. Die Vögel in der Luft fressen einander auch auf. Und endlich frißt ein Gott den andern. Ich hätte, sagte der gelehrte Missionär, nicht begreifen können, wie die Götter einander aufzehren können, wenn mich nicht Schongui unterrichtet hätte, daß er, als er gegen Süden gezogen sey und eine große Menge Einwohner getödtet habe, die Besorgniß gehabt habe, der Gott dieser leztern möchte ihn auch tödten und aufzehren; denn er betrachtete sich auch als einen Gott. Nun aber habe er diesen fremden Gott, der eine Schlange gewesen sey, ergriffen, einen Theil desselben verzehrt, und den Ueberrest für seine Freunde aufbewahrt, weil es eine heilige Speise gewesen sey; dadurch schmeichelten sich nun Alle, sich gegen die Rache desselben gesichert zu haben.

Nach den Begriffen dieser Menschen von dem Wesen der Seele läßt sich leicht denken, daß die größte Schmach, die ein Neuseeländer seinem Feind anthun kann, die ist, ihn, nachdem er ihn getödtet hat, auch zu verzehren, weil er dadurch nicht nur den Körper, sondern auch den geistigen Theil, seinen Waïdua, verzehrt, und seinem eigenen Waïdua einen Zuwachs verleiht. Denn sie sind der Meinung, daß sie die guten Eigenschaften eines Feindes erben, wenn sie gewisse Theile ihres Leibes verzehren. Ueberglücklich ist der Rangatira, welcher das Gehirn und die Augen seines Feindes verzehren kann; er eignet sich dadurch seine Kraft und seinen Muth zu, und verschafft sich dadurch überdieß die Gewißheit, daß sein Geist in der andern Welt ihn nicht quälen wird. Diesem ohne Zweifel fluchwürdigsten Aberglauben muß man es zuschreiben, daß diese Wilden die Körper ihrer Feinde auf dem Schlachtfelde verzehren. Auf dem Schlachtfelde werden die Körper der ältesten und schwächsten Häuptlinge immer lieber gegessen, als die Leichname der jungen Krieger von niederer Herkunft, und es finden sich dort oft Leichname von Kriegern, die ein sehr hohes Alter erreicht haben; denn ob die Neuseeländer gleich so vielen Entbehrungen unterworfen sind, so erreichen sie doch oft ein hohes Alter, was wir bei andern Wilden dieser Art nicht bemerkt haben. Ihre Haare werden selten grau und noch seltener fallen sie aus; ihre Zähne verderben nie und die Runzeln sind unter der Tättowirung verborgen. Ohne Zweifel ist dieß eine Wirkung des gesunden Klima's, der beständigen Bewegung und der Mäßigkeit.

In den Chroniken der Gesellschaft Jesu in Brasilien lesen wir Beispiele, welche den Beweis liefern, daß der Genuß von Menschenfleisch endlich sogar ein Bedürfniß und ein Leibessen werden kann:

„Ein portugiesischer Jesuite, Simon de Vasconcellos, kam einst zu einer brasilianischen Frau, die sehr alt und dem Sterben nahe war. Nachdem er sie so gut als möglich in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet hatte, und sich also mit dem Heile ihrer Seele beschäftigte, fragte er sie, ob sie etwas essen wolle, und was für eine Speise sie zu sich nehmen könne. Meine Mutter, sagte er zu ihr, wenn ich dir ein Stück Zucker, oder etwas von den guten Sachen gäbe, welche wir über das Meer hergebracht haben, glaubst du, es essen zu können? — Ach mein Sohn, sagte die so eben bekehrte Alte, mein Magen kann keinerlei Speise vertragen, nur Etwas würde mir behagen. Wenn ich die kleine Hand eines kleinen Tapuya-Knaben hätte, so würde ich sie mit großem Appetit

verzehren .... Aber unglücklicher Weise ist Niemand da, um einen für mich zu erjagen und zu tödten."

Es ist vollkommen wahr, daß die Neuseeländer das Fleisch ihrer im Kampfe getödteten Feinde recht gerne verzehren. Zwar hat der Aberglaube vielen Antheil an diesen gräßlichen Mahlzeiten, und man möchte gerne glauben, sie finden nur in Folge von Schlachten und zu einem religiösen Zwecke statt. Unglücklicherweise aber lassen uns die Erzählungen der Missionäre nicht mehr daran zweifeln, daß diese Wilden ihre Sklaven bisweilen kaltblütig und einzig in der Absicht erwürgen, auf Kosten ihrer Schlachtopfer ihren ungemeinen Appetit zu befriedigen. Solche Beispiele sind zwar selten, beweisen aber hinlänglich, daß die Religion nicht allein die Veranlassung zu diesen gräßlichen Gebräuchen gegeben hat.

Auch für sie muß Menschenfleisch eine köstliche Mahlzeit seyn; denn Tuaï, der durch einen langen Aufenthalt bei den Engländern halbcivilisirt geworden war, und zugab, daß es eine schlechte Handlung sey, gestand, daß er das Fleisch seiner Feinde leidenschaftlich gern esse, und sich mit Ungeduld nach der Zeit sehne, wo er sich von Neuem einen solchen Genuß verschaffen könne. Er versicherte, Menschenfleisch habe gerade denselben Geschmack wie Schweinefleisch. Und doch befand er sich gerade an einer wohl bedienten Tafel, an der nichts fehlte. Zuweilen essen sie nur das Gehirn und werfen den übrigen Theil des Kopfes weg. Nicholas erzählt aber auch einen Fall, wo Pomare und seine Gefährten sogar die Köpfe von 6 Menschen aßen, welche sie auf dem Gebiet von Dua-Tara niedergemacht hatten. Das Fleisch einer Frau oder eines Kindes ist das Köstlichste, was sie kennen. Wir dagegen haben selbst malayische Menschenfresser gekannt, welche im Gegentheil das Fleisch eines fünfzigjährigen Mannes dem Fleisch eines Jünglings, und das eines Schwarzen dem eines Weißen vorzogen.

Die Neuseeländer wollen es durchaus nicht verhehlen, daß sie Kannibalen sind; sie erzählen die mit dieser Gewohnheit verbundenen gräßlichen Auftritte ohne alle Scham und Reue. Gewöhnlich essen sie, wie schon gesagt, bloß das Fleisch ihrer Feinde; ist ein ausgezeichneter Mann unter ihren Streichen gefallen, so werden seine Augen, seine Hände und Füße dem mächtigsten Häuptling der siegreichen Partei dargebracht; denn, sagten sie, mit diesen Augen betrachtete er seine Feinde, mit diesen Händen focht er, mit diesen Füßen betrat er unser Gebiet und zog er in den Kampf. Der Häuptling eines am Themsefluß gelegenen Bezirkes wurde mir als der bezeichnet, dem die ausgezeichnete Ehre zu Theil geworden war, den berühmten Häuptling Atoi oder Pomare zu tödten, und der seine Augen verzehrt und sein Blut getrunken hatte. Diese Gewohnheit, die Augen zu essen, herrschte auch einst auf der Insel Taïti; und man hatte daraus auch den Schluß gezogen, daß die Bewohner dieses Landes Kannibalen seyen. Dieses Zusammentreffen ist merkwürdig. Cook macht folgende Bemerkungen über diese Gewohnheit: „Wir haben guten Grund, zu vermuthen, daß die Taïtier einst Kannibalen waren. Man versichert uns, und einige der Unsrigen haben es auch gesehen, daß bei Menschenopfern der Priester mitten in der Ceremonie dem Schlachtopfer das rechte Auge ausreißt, sodann auf den König zugeht, ihm dieses Auge darreicht und ihn bittet, den Mund zu öffnen, es aber, anstatt hineinzulegen, sogleich wieder zurückzieht." Ohne Zweifel ist dieses Zusammentreffen mit der

Gewohnheit in Neuseeland, wo das Auge verzehrt wird, und wo die Eingebornen Kannibalen sind, bemerkenswerth. Zur Bestätigung der Vermuthung, daß die Bewohner von Taïti einst Menschenfresser waren, dient, daß Ellis, der Verfasser der Untersuchungen über Polynesien, der einst früher geläugnet hatte, daß die Bewohner von Taïti diese gräßliche Sitte hätten, endlich anerkannte, daß die Taïtier von dem Vorwurfe des Kannibalismus nicht freizusprechen seyen, indem man gesehen habe, wie ein Krieger, von Rache getrieben, drei oder vier Mund voll von dem Fleisch eines besiegten Feindes gegessen habe. Daraus wäre zu schließen, daß der Beweggrund des Menschenfressens auf Taïti und Neuseeland die Rache sey, denn die Eingebornen jenes Landes versicherten mich, dieser Leidenschaft und nicht dem Hunger sey es zuzuschreiben, daß sie Menschen aufzehren. Eine andere Veranlassung dazu ist, wie schon oben bemerkt, daß sie glauben, die Stärke und Tapferkeit ihrer Feinde zu erben, wenn sie dieselben verzehren. Da die gräßliche Sitte des Kannibalismus in den fruchtbarsten Gegenden herrscht, so müssen wohl andere Veranlassungen dazu vorhanden seyn, als gerade der Hunger, die oben angeführten scheinen uns die wahrscheinlichsten zu seyn; indeß kann sich mit ihnen auch der Hunger verbinden, da auf dem Schlachtfelde kein Mundvorrath zu haben ist.

Nach einer Schlacht werden die Körper der gefallenen Feinde auf einen Haufen zusammengetragen; man wählt die Köpfe aus, welche man aufbewahren will, und übergibt sie denen, welche mit der Zubereitungsweise derselben vertraut sind. Endlich öffnet man die Körper, und wenn man die Eingeweide herausgenommen hat, schneidet man sie in Stücke, und bereitet das Gastmahl zu. Einige essen das Fleisch geräuchert, andere braten es; aber roh, wie es scheint, essen sie es nie. Jedoch kann es vorkommen, daß, wenn mitten im Kampfe ein Krieger seinen Gegner erlegt hat, jener, von Rache entflammt, sich auf ihn stürzt und ihm den Hals mit den Zähnen zerreißt, in der Absicht, sein Blut zu trinken, ehe das Leben den Körper ganz verlassen hat.

Die Hände ihrer Feinde schneiden sie ab und machen aus den Fingern Hacken, die sie an ihre Hütten befestigen und woran sie ihre Körbe hängen. Auch bewahren sie das Fett der Hinterbacken auf, und richten damit die Pataten, ihre gewöhnliche Speise, zu. Besonders gern bewahren sie das Fett von dem Leibe eines mächtigen feindlichen Häuptlings auf, als den stärksten Beweis ihrer Verachtung gegen ihn. „Als ich, sagt Bennet, einige Eingeborne fragte, ob es ihnen genehm wäre, wenn ihr Leib von ihren Feinden aufgezehrt würde, so antworteten sie mir: das Schicksal, das sie nach dem Tode zu erwarten haben, bekümmere sie wenig. Ich fragte auch, wozu man die Knochen der verzehrten Leiber gebrauche, und hörte, daß die der Häuptlinge aufbewahrt werden; aus den Knochen der Arme und den Beinen werden Flöten gemacht, welche sie Lehu oder Balzua nennen; aus den übrigen werden Ohrgehänge u. s. w. verfertigt. Die Knochen von Individuen ohne Rang und Würde läßt man liegen."

Wie schon gesagt, wird das Menschenfleisch dem Schweinefleisch in Neuseeland gleich geachtet, oder gar vorgezogen. Es kam schon bisweilen vor, daß sie Mannschaft von Booten niedermachten und aufaßen. Ein Schiff brachte nach Sidney in Neusüdwales die Köpfe mehrerer Europäer, welche von den Neuseeländern verzehrt worden waren, und die sie nach ihrer Weise zugerichtet hatten.

Ist ein Häuptling krank, so tödtet man gewöhnlich einen Sklaven und bringt ihn den Göttern dar; aber man ißt sein Fleisch nicht; wogegen, wenn ein Häuptling von dem Häuptling eines Bezirkes getödtet oder schwer verwundet wird, und die Verwandten des ersten haben einige Sklaven aus diesem Bezirk in ihrer Gewalt, diese sogleich aus Rache getödtet und aufgezehrt werden.

„Auf einer botanischen Excursion", erzählt Bennet, „welche ich während meines Aufenthalts zu Neuseeland im Juni 1829 machte, bemerkte ich unter niedrigem Gesträuche, das am Ufer eines Baches wuchs, Knochen; ich ging näher hinzu und sah einen Haufen Menschenknochen, welche von Einer Person herzurühren schienen. Ich glaubte, Kannibalen hätten hier ein Gastmahl gehalten; allein der Häuptling, der mit mir diesen Ort untersucht hatte, versicherte mich, es seyen die Knochen eines Individuums, das eines natürlichen Todes gestorben sey. Er sagte, wenn die Knochen einem verzehrten Leibe angehört hätten, so wären sie nicht so wohl erhalten geblieben; der von mir bemerkte Umstand, daß die Knochen auf einem Haufen bei einander gelegen seyen, bestärkte ihn in seiner Meinung. Er sezte noch hinzu, daß, wenn es der Leib eines Feindes gewesen wäre, die untere Kinnlade weggenommen worden wäre, um sie als Haken zu gebrauchen.

Es herrschen noch vom Kannibalismus sehr irrthümliche Vorstellungen. Als ich nach England kam, richtete man sonderbare Fragen hierüber an mich. So fragte man mich einst, ob ein Kind, das ich aus Erromango, einer Insel der Neuhebriden-Gruppe, mitgebracht hatte, deren Bewohner auch Menschenfresser sind, unsere Nahrungsmittel auch genießen könne. Als ich nun fragte, warum dieses Kind nicht auch unsere Nahrung sollte genießen können, antwortete man mir: weil sich die Gewohnheit Menschenfleisch zu essen, mit einer andern Lebensordnung nicht vertragen könne.

„Man vermuthet, der Ankauf der aufbewahrten Köpfe von den Neuseeländern muntere sie zu unaufhörlichem Kriege mit ihren Nachbarn und zur Tödtung ihrer Sklaven auf. Dieß ist jedoch ein Irrthum. Diese Köpfe haben seit undenklicher Zeit den Stolz der Sieger ausgemacht; mögen sie nun von den Europäern gekauft werden oder nicht, so wird diese barbarische Gewohnheit fortdauern, so lange nicht die Civilisation mit ihren Wohlthaten zu jenen Wilden gedrungen seyn wird. Während eines langen Aufenthaltes in Neuseeland und vornehmlich am Themsefluß, wo man sich am leichtesten solche Köpfe verschaffen kann, konnten wir nicht mehr als sechs kaufen. Der Grund dieser Seltenheit war, wie uns die Neuseeländer sagten, daß schon lange kein Krieg mehr gewesen war."

Mit dem Gebrauch und der Zubereitungsweise dieser Köpfe verhält es sich nach der Erzählung der Reisenden folgendermaßen:

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Eingebornen des Hebriden-Archipels, vielleicht auch Nukahiva's und einer Menge anderer Inseln Polynesiens und Melanesiens, Kannibalen sind, wie die Neuseeländer. Indeß bemerkte man nirgends als bei ihnen den Gebrauch, die Köpfe ihrer Feinde als Siegstrophäen und als Gegenstände ihrer Verachtung aufzubewahren. Nur bei einigen Stämmen bemerkte man auch diese Gewohnheit der Neuseeländer, die Hirnschädel ihrer Feinde, auf gewisse Art zubereitet, zu eben diesem Zweck aufzubewahren. Das Erste, was uns in die Augen fiel, sagt Kapitän Tukey in dem Berichte über seinen

Besuch der Gegend am Flusse Zaire in Guinea, waren vier menschliche Hirnschädel, die an einem Baum hingen. Man sagte uns, diese Hirnschädel seyen von feindlichen Häuptlingen, welche im lezten Kampfe gefangen genommen worden seyen, und es sey gebräuchlich, diese Köpfe als glorreiche Erinnerungen aufzubewahren. Sie schienen, sagt der Kapitän Tukey, den Todesstreich empfangen zu haben, ehe ihnen der Kopf abgeschnitten wurde. Die Eingebornen Neuseelands bewahren auch bisweilen die Köpfe ihrer Feinde auf, aus Achtung und Bewunderung für das Andenken der Todten, und um zu gewissen Zeiten des Jahres ihnen zu Ehren eine Leichenfeier begehen zu können.

Die größte Ehre erweist man im Kriege dem Kopfe eines in der Schlacht getödteten Kriegers, wenn derselbe gehörig tättowirt ist. Er wird von dem Eroberer genommen und aufbewahrt, so wie man bei uns eine dem Feinde auf dem Schlachtfelde abgenommene Fahne aufbewahrt. Angenehm ist für die Besiegten das Bewußtseyn, daß die Köpfe ihrer Häuptlinge von dem Feinde aufbewahrt werden; denn wenn der Eroberer Frieden schließen will, so nimmt er die Köpfe der Häuptlinge und stellt sie ihrem Stamme vor. Will dieser den Streit beendigt wissen, so stoßen seine Krieger bei diesem Anblick einen Schrei aus, und alle Feindseligkeiten hören auf. Dieses Signal zeigt an, daß der Eroberer ihnen alle Bedingungen gewähren wird, welche sie fordern können; ist aber der Stamm entschlossen, den Kampf zu erneuern, und es auf eine neue Entscheidung ankommen zu lassen, so beobachtet er Stillschweigen.

So kann der Kopf eines Häuptlings als die Standarte des Stamms, dem er angehört, und als Kriegs- und Friedenssignal betrachtet werden.

Hat der Sieger die Absicht, nie Frieden zu schließen, so wird er die Köpfe an Schiffe, oder sonstige Liebhaber verkaufen. Dann werden sie bisweilen von den Freunden des Besiegten angekauft und ihren noch lebenden Verwandten zugeschickt, welche die größte Verehrung für diese Köpfe haben und in Thränen zerfließen, wenn sie dieselben wiedersehen.

Ist ein Häuptling in einer regelmäßigen Schlacht gefallen, so rufen die Sieger ganz laut: „Uns gehört der Mann". Auch wenn er in den Reihen seiner eigenen Partei fallen würde, unterwirft sich dieselbe, durch diesen Fall eingeschüchtert, sogleich allen Forderungen. Sogleich wird das Schlachtopfer ausgeliefert und demselben der Kopf abgeschnitten, in einem öffentlichen Aufrufe werden alle Häuptlinge der siegreichen Partei aufgefordert, den Feierlichkeiten beizuwohnen, die nun von den Priestern begonnen werden und oben geschildert sind. Der Kopf wird von dem Häuptlinge, zu dessen Gunsten der Krieg unternommen wurde, als Zeichen der empfangenen Genugthuung aufbewahrt und nach beendigtem Kriege bei seinen Freunden umhergeschickt.

„Diese Köpfe werden", sagte der gelehrte Bennet, „von den Eingebornen Neuseelands so zubereitet, daß nicht nur ihrer Zersetzung mit vollem Erfolge vorgebeugt wird, sondern auch, daß sich die Gesichtszüge vollkommen erhalten. Man geht hiebei folgendermaßen zu Werke: wenn der Kopf vom Leibe getrennt ist, wird mit einem Stocke oder Steine der obere Theil des Hirnschädels zerbrochen, das Gehirn ganz herausgenommen und die Hirnhöhle mehremale ausgewaschen, bis sie ganz gereinigt ist. Nun taucht man den Kopf in siedendes Wasser, wodurch die ganze Oberhaut verschwindet. Während dieser Operation muß man sich wohl hüten, das Haar zu berühren,

denn Dieß würde sogleich ausfallen; ist es aber erkaltet, so hält es fester am Kopfe als zuvor. Auf beiden Seiten der Nase werden kleine Blättchen angebracht, wodurch ihre natürliche Gestalt erhalten wird; ein anderes kleines Stück Holz wird in die Nase eingebracht, damit sie nicht zusammenfalle. Die Nasenlöcher werden mit Phormium ausgestopft. Die Augen werden ausgerissen: sind sie von einem Häuptlinge, so werden sie gegessen, sonst aber mit Verachtung weggeworfen. Der Mund und die Augenlieder werden ausgestopft, damit sie ihre Gestalt behalten. Zuvor schon hat man eine Art Ofen in die Erde gegraben, der nun mit glühenden Steinen angefüllt wird. Dieser Ofen ist auf allen Seiten geschlossen, und hat nur oben eine Oeffnung, auf welche der obere Theil des Kopfes genau paßt. Die heißen Steine werden nun, so oft es für nöthig gehalten wird, mit Wasser benezt. Dadurch entsteht ein Dampf, der durch die mit Wasser getränkten Blätter, die ebenfalls in den Ofen eingebracht wurden, noch vermehrt wird. Die Hitze und der Rauch dringen nun in das Innere des Kopfes, der, wie wir schon gesagt haben, auf die Oeffnung des Ofens gestellt wird; um die Hitze und den Rauch zu unterhalten, werden das Wasser und die heißen Steine öfter erneuert, bis das Geschäft beendigt ist. Der damit beauftragte Eingeborne muß darüber wachen, daß das Gesicht keine Runzeln bekomme, und mit der Hand oft über die Haut hinfahren, daß keine Veränderung in den Zügen vorgeht. Das Geschäft erfordert 24 bis 30 Stunden. Ist es vorüber, so nimmt man den Kopf vom Feuer weg, steckt ihn auf einen Pfahl und sezt ihn der Sonne aus. Häufig werden diese Köpfe mit Oel eingesalbt, was zur Erhaltung derselben nicht nothwendig erfordert werden soll, ihnen aber ein glänzenderes Aussehen verleiht. Mit Hülfe dieser einfachen und vortrefflichen Methode, menschliche Köpfe zu erhalten, wäre man im Stande, kostbare Sammlungen aller Menschenrassen auf der Erde anzulegen.

„Am Themsefluß kaufte ich mir einen solchen Kopf, und konnte mir, was sehr selten ist, bei dieser Gelegenheit zugleich den Namen, die Würde und das Alter des Individuums, dem er gehört hatte, verschaffen. Dieß theilte mir Der mit, Der ihn getödtet hatte; das Individuum hieß Bola (seines Vaters Name war Tuman); er war Häuptling im Bezirke Vigato, am Themsefluß. Er war ungefähr 18 Jahre alt, und seit Kurzem tättowirt, und zwar viel weniger, als es die Häuptlinge gewöhnlich sind. Bola galt für einen für sein Alter sehr ausgezeichneten Krieger; er hatte einen unternehmenden Charakter. Der erste im Kampfe, war er es auch, der immer den ersten Mann tödtete, was bei den Neuseeländern als die glänzendste Waffenthat gilt. In einem Gefecht wurde Bola durch einen Häuptling, Namens Warrinhu Eringa in den Unterleib verwundet und beim Hinstürzen durch einen Keulenschlag vollends getödtet. Untersucht man den Schädel mit Aufmerksamkeit, so sieht man noch den Bruch, der ziemlich groß ist."

Vergleichung der Neuseeländer und der Batta's.

In dem Theile von Sumatra, der die Meerenge von Malacca begränzt, ist ein Volk, Batta genannt, welches von den ersten Zeiten seines Ursprungs an bis auf den gegenwärtigen Augenblick seinen Nationalcharakter beibehalten hat. Seine Gewohnheiten und Einrichtungen sind denen der Neuseeländer sehr ähnlich, ja beinahe ganz gleich. Ziehen wir

zuerst, sagt Marsden, der diese Parallelen zwischen beiden Völkern aufstellt, die beiderseitigen Regierungsformen in Betracht, so finden wir sie mit wenigen Ausnahmen vollkommen gleich. Die oberste Gewalt fordert eine gewisse Unterwürfigkeit von den zahlreichen kleinen Häuptlingen, während die leztern in jeder Hinsicht unabhängig von einander sind, und unumschränkte Macht über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen besitzen. In dem Lande der Batta's werden wie auf Neuseeland die Frauen zur Nachfolge zugelassen; auch gibt es eine Klasse, die der Rangatira's-Klasse ähnlich ist, die von den Raya's oder Häuptlingen abstammt und die jüngeren Zweige ihrer Familien bildet; deßhalb hat auch die Regierungsform der Batta's, von welcher Seite man sie betrachten mag, mehr Aehnlichkeit mit dem politischen Systeme in Neuseeland, als mit dem der Malaien. In den Kampongs oder befestigten Dörfern dieser Völker finden wir beinahe ganz die Pa's Neuseelands wieder. Wie sie, auf hohen Punkten erbaut, sind sie von hohen mit Gestrüpp bepflanzten Wällen umgeben. Außen umzieht sie ein Graben, den auf beiden Seiten eine hohe Umzäunung von Kampherholz einschließt. Das Ganze ist mit einem stechenden Bambusgehäge umgeben, das nach einiger Zeit so dicht wird, daß man das Dorf gar nicht mehr sehen kann. Die Batta's haben denselben Hang zu Krieg und Plünderung, und leben, wie die Neuseeländer, in einem beständigen Kriegszustande. Auch tritt in den Mythologien beider Völker einige Aehnlichkeit hervor. Die Batta's erkennen drei Gottheiten, welche die Welt regieren, Batara-Guru, Sora-Pada und Mangala-Bulong, die erste dieser Gottheiten kann dem Hauptgotte der Neuseeländer, Mauï-Rangui-Rangui, an die Seite gestellt werden: was die beiden andern betrifft, so stellen sich die Batta's dieselben ganz so vor, wie die Neuseeländer ihre Götter Taurafi und Mauï-Mua, den einen als Beherrscher der Luft, zwischen der Erde und dem Himmel, den andern als Beherrscher der Erde.

Wie die Neuseeländer haben auch sie eine Menge Lokalgottheiten, und einige unklare Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele. Ueberdieß ist noch zu bemerken, daß die Neuseeländer, wie die Batta's, die Leiber ihrer Feinde verzehren. Doch übertreffen die Kannibalen von Sumatra die Neuseeländer noch; denn sie mästen sich nicht bloß mit dem Fleisch ihrer Feinde, sondern theilen auch die Leichname der hingerichteten Verbrecher, um sie zu verzehren. In ihren häuslichen Einrichtungen gleichen sie den Neuseeländern ebenfalls. Die Männer, welche so viel Frauen nehmen dürfen, als sie unterhalten können, führen ein unthätiges Leben im Verhältniß zu den Frauen, welche alle Geschäfte verrichten, und wie Sklaven behandelt werden. Sie werden in demselben Zustande der Erniedrigung gehalten, wie auf Neuseeland, wo, obgleich der Mann mehrere Frauen hat, die erste von ihnen allein einige Vorrechte genießt. Der Batta bestraft den Ehebruch mit der Verbannung und, in gewissen schweren Fällen, mit dem Tode. Die Kleidung ist dieselbe wie auf Neuseeland; sie besteht aus einem Stück Baumwollenzeug, das sie selbst weben, und um den Leib schlingen, während ein anderes von den Schultern herabhängt. Diese Stoffe sind mit verschiedenen Farben bemalt; die Neuseeländer färben die Matten außen gewöhnlich mit rothem Ocker; die schönsten haben Borduren, wo drei oder vier Farben mit viel Geschmack und Gewandtheit nebeneinander gestellt sind. Die Batta's sind zwar weiter vorgerückt in Kenntnissen,

als die Neuseeländer, sie haben eine eigene Schrift, haben das Pferd und den Büffel zu ihrem Dienste gezähmt, und haben einige Ideen von Handel. Indeß erhebt sich troß dieser Vortheile, welche sie allein dem Zufalle verdanken, ihr Charakter nicht über den Charakter der wildesten Völker. Indem ich diese Vergleichung zwischen zwei so wenig bekannten Völkern anstelle, sagt Marsden, will ich nicht behaupten, daß die Neuseeländer vom Batta-Volke abstammen, aber daß sie so alt sind, als dieses, und aus einer und derselben Gegend auf dem Festlande herkommen.

Nach der Ansicht des Verfassers von Oceanien stammen Batta's und Neuseeländer von den Daya's auf der großen Insel Kalemantan (Borneo) ab.

Kurze Uebersicht über die Sitten und den Zustand Neuseelands und besonders der Bewohner der Insel Tavaï-Punamu.

In den Untersuchungen von Julius Perrot von Blosseville, (memoire geographique sur la Nouvelle-Zeeland) ist Das gewissermaßen kurz zusammengefaßt, was man Genaues über dieses Volk weiß. Wir werden daraus nur Das geben, was die Sitten und Gewohnheiten der noch wenig bekannten Insel Tavaï-Punamu betrifft, um zu beweisen, daß die Rasse, welche den südlicheren und rauheren Theil Neuseelands bewohnt, mit derjenigen identisch ist, welche den nördlicheren und gemäßigteren Theil inne hat. Von den Stämmen Ika-na-Maui's unterscheiden sich die Stämme auf Tavaï-Punamu nur durch ihre große Schwachheit und geringe Anzahl.

Da man keine genaue Nachweisungen über die südlichen Völkerstämme Neuseelands besizt, so wird diese Skizze ihrer Sitten immerhin interessant seyn; wir werden daraus ersehen, daß sie den Bewohnern der nördlichen Insel weder an Grausamkeit noch an kriegerischem Muthe nachstehen, und daß sie im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit ihnen haben. Der Wahrheit gemäß schildern uns die Reisenden die Bewohner von Ika-na-Maui als abergläubische, verläumdungssüchtige, stolze, grausame, schmutzige und gefräßige, zugleich aber auch tapfere, vorsichtige Menschen, voll Achtung für die Greise, gute Eltern und treue Freunde. Eben dieselben Laster und guten Eigenschaften kommen auch den Bewohnern Tavaï-Punamu's zu.

Die Eingebornen, welche die Küsten der Foveaux-Meerenge bewohnen, sind von mittlerer Größe, gut gebaut, stark und groß; ihre Farbe ist dunkler, als die Mulatten-Farbe; auf ihre Haut sind tiefe Zeichnungen eingegraben. Die Frauen sind im Allgemeinen klein und haben nichts Bemerkenswerthes; sie betrachten die Tättowirung als ein Vorrecht des Adels. Sie sind, und zwar in nicht geringem Maße, verrätherisch, jähzornig, rachsüchtig und heuchlerisch. Der größte Wohlthäter und der älteste Freund findet keine Gnade vor ihren Augen, wenn er sie etwa auch nur aus Unbedachtsamkeit beleidigt hätte. Sie sind Kannibalen im vollen Sinne des Worts? und weit entfernt, ein Geheimniß daraus zu machen, erklären sie es recht gerne, wie sie bei der Verzehrung ihrer Schlachtopfer es angehen. Der Lüge und dem Diebstahle ergeben, leben sie in beständigem Mißtrauen; jeder von ihnen besizt im Walde einen abgelegenen und verborgenen Ort, wo er seine Habe verbirgt. Ihre Verkehrtheit geht so weit, daß die Idee des Verbrechens ihnen fremd ist, und die Verbrecher nie gestraft werden. Wenn ein Häuptling einem andern etwas entwendet,

so bricht augenblicklich ein Krieg zwischen beiden Stämmen aus; ist der Raub aber nur an einem gemeinen Manne begangen worden, so kann sich dieser nur an Leuten seines Ranges schadlos halten; gegen einen betitelten Räuber hat er keinen Schutz.

Der Krieg ist die herrschende Leidenschaft dieser raubsüchtigen Stämme. Ihrem Vernichtungssysteme ist die geringe Bevölkerung ihres Landes zuzuschreiben. Sie greifen einander nur an, wenn sie ihrer Ueberlegenheit und einer reichen Beute gewiß sind. In diesem Falle schlägt man den Verlust einiger Krieger der niedern Klasse nicht an; wird aber ein Häuptling getödtet, so sammelt seine Partei seine Freunde und Verwandte, und begünstigt sie der Sieg, so ist die Vernichtung des ganzen Stammes der Mörder unvermeidlich. Fühlt sie sich dagegen nicht stark genug, so nimmt sie ihre Zuflucht zur List; sie sucht sich einiger ihrer Feinde durch einen Ueberfall zu bemächtigen, und stillt ihre Rache, indem sie dieselben verzehrt, wofern sie von den siegenden Häuptlingen unter ihre Unterthanen aufgenommen werden. Die Köpfe der Verzehrten werden auf eine einfache Weise aufbewahrt. Die Person, welche diese Köpfe zurichtet, darf 24 Stunden lang nichts essen; am zweiten Tage darf er keine Speise berühren, sondern ein Sklave gibt ihm zu essen.

Ihre Waffen sind ein großer 20 bis 30 Fuß langer Spieß und ein kleinerer von 10 bis 14 Fuß, und das Patu-Patu, das für alle Eingebornen Neuseelands Das ist, was der Dolch und das Messer für die Italiener und Spanier sind. Nie werfen sie den großen Spieß, und nur selten den kleinen; sondern sie stürzen schnell auf einander, und eröffnen den Kampf mit dem Patu-Patu, das aus einem Wallfischknochen oder einem Stein, den sie Punamu nennen, verfertigt wird.

Die Kinder sind sehr heiter und freundlich gegen einander, und entwickeln eine bewunderungswürdige Gewandtheit in ihren Uebungen; sie spielen mit fliegenden Drachen, Peitschen, anderem Spielzeug und kleinen Pirogues; sie tanzen mit einander und üben sich im Schleudern. Erst wenn die jungen Leute das 20ste Jahr erreicht haben, werden sie als erwachsen angesehen; alsdann haben sie gelernt, die Lanze und das Patu-Patu zu führen, alsdann werden sie ganz tättowirt und als Krieger proklamirt. Die Operation der Tättowirung an den Augen verursacht ihnen oft unerträgliche Schmerzen, in Folge derer sie das Gesicht verlieren. Sowohl Männer und Frauen sind sehr schamhaft; sie beobachten in diesem Punkte die größte Gewissenhaftigkeit, sind immer mit ihrer in einer groben Matte von Phormium bestehenden Kleidung bedeckt, und mit gelbem Ocker bemalt. Außer dieser Matte tragen sie an kalten und regnerischen Tagen eine zweite aus der Rinde eines Baumes, der Ohe genannt wird, verfertigte Matte; die erste wird von den Frauen, die zweite von den Männern verfertigt. Die Haare sind auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengebunden; bei besonderen Gelegenheiten schmücken sich die Männer mit großen Federn, welche sie in horizontaler Richtung in diesen Knoten stecken, und zugleich an ihre Ohren befestigen. Ebenso schmücken sie sich auch mit Guirlanden von rothen und weißen Blumen und von Grün, die in einem ganz eigenthümlichen Geschmack zusammengestellt werden. Das Roth ist ihre Lieblingsfarbe und mit Grün zusammengestellt das Symbol des Friedens. Dieser Blätterschmuck hat keine religiöse Bedeutung. Die schwarze und weiße Farbe können sie nicht leiden: wenn ein Fremder

ankommt, so bemalen sie sich und schmücken sich mit Blumen, und empfangen ihn mit den Worten meiri arowi, wobei sie ihre Nasen an der seinigen reiben, was für jenen eine sehr unangenehme Ceremonie, aber das einzige Pfand der Sicherheit ist. Die Polygamie ist erlaubt: in Abwesenheit ihrer Gatten gewähren die Frauen ihre Gunst einem jeden ohne Unterschied. Der Mann findet sich sogar durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, welche ein Weißer für seine Frau haben will.

Das hohe Alter steht in großer Achtung bei ihnen; ein Häuptling gibt sogar einem Manne von der niedrigsten Klasse zu essen, wenn ihn das Alter seiner Kräfte beraubt hat; aber es ist nicht Zärtlichkeit, was sie zu solchen guten Handlungen treibt. Nirgends werden jedoch die Gesetze der Freundschaft und die Pflichten der Verwandtschaft mehr geachtet. Die Menschen leben im Allgemeinen 80, die Frauen 85 bis 86 Jahre. Beim Tode eines Häuptlings versammelt sich sein ganzer Stamm und gibt sich der Freude hin; man ißt Vögel, Aale, Pataten, aber weder Eingeweide noch rohes Fleisch. Eine halbe Stunde nach dem Tode wird ihm der Kopf abgeschnitten und derselbe so zugerichtet, daß er sich hält. Der Körper wird in eine Kiste gelegt und diese aufrecht in einem zu diesem Zwecke ausdrücklich erbauten Hause aufgestellt, wo sie zwei volle Jahre bleibt; hernach werden die Knochen herausgenommen, um sie zu verbrennen. In die Kiste wird aber ein anderer Verstorbener gelegt. Leute vom Volk und Sklaven werden nach dem Tode in ihre eigenen Matten eingehüllt und wie Hunde in ein hinter den Hütten gegrabenes Loch verscharrt; bisweilen, aber sehr selten, weinen die Freunde des Verstorbenen ungefähr eine halbe Stunde auf dem Grabe, hernach bekümmert man sich lange nichts mehr um sie. Häufig kommt es vor, daß der Leichnam eines Verstorbenen dieser Klasse in der Nacht weggenommen und aufgezehrt wird; ein solches Vergehen wird aber mit dem Tode bestraft. Bleibt der Leichnam aber in der Erde, so werden nach Verlauf einer gewissen Zeit die Knochen herausgenommen und verbrannt. Besonders unter zweijährigen Kindern richtet der Tod große Verheerungen an; bei ihnen werden dieselben Ceremonien beobachtet wie bei den Häuptlingen; die Weiber werden ganz auf dieselbe Weise behandelt, mit Ausnahme der Sklavinnen, welche sogleich verbrannt werden.

Die Hauptkrankheiten der Bewohner von Tavaï-Punamu sind, wie es scheint, die Elephantiasis und der Pian, eine auf den Antillen sehr gewöhnliche Krankheit; ihre Ursache ist wohl gänzliche Unthätigkeit und die Gewohnheit, in der Hütte auf der Asche zu sitzen. Man sieht Eingeborne ohne Hände und Füße; ihr Körper ist dabei außerordentlich mager und die Extremitäten faulen ab. Auch leiden sehr Viele an Drüsen. Obgleich die Augenübel in Folge der Tätowirung und des Rauches in den Wohnungen sehr häufig sind, so ist Blindheit vor dem hohen Alter doch sehr selten und trifft gemeiniglich nur die Frauen. Zahnweh und Taubheit sind unbekannt. Wenn ein Glied abgebrochen oder verrenkt ist, so bringen sie es wieder in ihre natürliche Lage zurück, befestigen es mit der Rinde und den Blättern des Palmbaums und setzen es zweimal täglich dem Dampfe eingeweichter über ein Feuer gelegter Kräuter aus.

Ihre Wohnungen erbauen sie gewöhnlich auf dem Abhange eines Hügels, welcher dem Ufer zugewendet ist, wo man auf dieser Seite landen kann, und nehmen Alles weg, was sie an der Aussicht auf die ankommenden

Schiffe und Piroguen hindern könnte. Ihre Häuser sind nett und dauerhaft; sie sind sechszehn Fuß hoch, zehn Fuß breit und dreißig Fuß lang; der Fußboden, welcher ungefähr einen Fuß über dem Boden erhaben ist, wird mit einer Art Geflecht von Lianen bedeckt; darin lassen sie kleine Oeffnungen, in denen sie Feuer anzünden, wenn das Wetter kalt und feucht ist. Wird Jemand krank oder ist eine Frau der Entbindung nahe, so wird eine abgesonderte kleine Hütte einige Toisen von den übrigen weg erbaut; sobald man sie nicht mehr braucht, wird sie verbrannt. Die Gärten liegen gewöhnlich in einer gewissen Entfernung von den Häusern; in ihnen baut man Kartoffeln, Kohl und andere von den Europäern eingeführte Gemüsepflanzen. Die Kartoffeln werden über den Winter gerade auf dieselbe Weise aufbewahrt wie in Irland.

Die Männer jagen, fischen, bauen Hütten und Piroguen und arbeiten im Garten; aber sie würden lieber sterben, als ihren Mundvorrath herbeischaffen; diese Last wird den Weibern aufgeladen. In der schönen Jahreszeit tödten sie Albatrosse, wilde Hühner, Phoken, Ratten u. s. w. Diese Thiere werden geräuchert und in Säcken mehrere Monate lang aufbewahrt. Um diese Speisen gegen die Ratten zu sichern, werden sie auf eine Plateform gelegt, die von einem ganz glatten Pfeiler getragen wird, und auf die sie vermittelst einer beweglichen Leiter hinaufsteigen. Wollen sie Feuer machen, so reiben sie einen spitzigen Stab stark in einer Fuge von demselben Holz hin und her, dessen Staub sich sodann schnell entzündet. Fleisch oder Fische braten sie am Feuer oder graben sie auch ein Loch in die Erde, machen darin eine große Menge Steine heiß, hüllen Das, was sie kochen wollen, in grüne Blätter und bedecken dann das Ganze mit Erde. Die Mannschaft des Snapper buk ihr Brod auch vermittelst glühender Steine.

Ihre Piroguen, welche gut gebaut und mit Bildschnitzereien verziert sind, können sich nicht wohl auf dem Meere halten, wenn es stürmisch ist; ist das Wasser aber glatt und ruhig, so werden sie schnell vorwärts gerudert. Die Kriegspiroguen sind gewöhnlich einfach und siebenzig bis hundert Fuß lang. Ebenso groß ist auch die Zahl der Krieger und Ruderer. Sie segeln außerordentlich schnell. Ihre großen Fischnetze sind eine bis zwei Meilen lang und zehn bis zwölf Fuß hoch. Sie werden aus den Fibern des Phormium gemacht, der zu Tavaï-Punamu sehr häufig vorkommt und keine Zubereitung erfordert. Das Meer ist sehr fischreich.

Süßes Wasser findet man überall, aber nicht immer von angenehmem Geschmack. Das Land ist sehr von Ratten heimgesucht; aber ein giftiges Reptil findet man daselbst nicht. Häufig sind kleine Fledermäuse, Eidechsen, viele Muskito's, große Mücken, Bienen, Grillen und Heuschrecken. Der Anblick einer Eidechse sezt die Insulaner in Unruhe, ob sie gleich oft von den schmutzigsten Thieren essen. Zur Zeit der Reise des Snapper gab es noch keine Schweine im Lande; Edwarson gab ihnen mehrere, welche sie sehr gut besorgten; sie scheinen einen hohen Werth auf dieses Geschenk zu legen.

Die Bewohner von Tavaï-Punamu glauben, ein höchstes Wesen habe Alles erschaffen, mit Ausnahme Dessen, was das Werk ihrer Hände ist, und dasselbe werde ihnen keinen Schaden zufügen. Sie nennen es Mauha (ohne Zweifel Mawi). Rocku-Nuï-Atua ist ein guter Geist, den sie bei Tag und bei Nacht zum Schutze gegen jede Gefahr anrufen. Kow-Kula ist der Geist oder Atua, der die Welt bei Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang regiert. Mit lauter Stimme rufen sie

Rocku-Nuï-Atua und Kow-Kula zu Hülfe. Rockisla ist der Nachtgeist, die Ursache des Todes, der Krankheiten und aller Zufälle, welche während der Zeit seiner Regierung den Menschen betreffen können; deßwegen wendet man sich bei Nacht an ihn und an Rocku-Nuï-Atua.

Die schönen und wunderbaren Sachen, welche sie in den Händen der Europäer sehen, lassen sie diese als eine Art Teufel oder Atua's ansehen. Sie beobachten sie mit der größten Aufmerksamkeit und belauschen alle ihre Bewegungen. Heuchelei verderbt einige ihrer guten Eigenschaften, und ihre Rachsucht und Verschlagenheit machen sie für die geringste Beleidigung empfindlich; alsdann ist es sehr schwer, sie wieder zu besänftigen. Bekommt ein Häuptling ein minder beträchtliches Geschenk als ein anderer oder macht man einem Manne aus dem Volke ein Geschenk, so kennt der Zorn des Erstern keine Grenzen mehr. Diese Empfindlichkeit erschwert dem Europäer den Umgang mit diesen Leuten sehr, und er muß überall, wo möglich, Alle zu befriedigen suchen. Dem Mangel an einer solchen weisen Politik muß man den Tod mehrerer Europäer zuschreiben.

Unter den zahlreichen Opfern der Wuth der Insulaner sind zu nennen: der Kapitän Tukey und die Mannschaft seines Bootes; fünf Mann von dem Boote des Sidney-Cove, eines Walfischfängers, welche von Hunueghi, dem Häuptling von Owaï, in dem östlichen Theile der Foveaux-Meerenge, getödtet wurden; vier Mann von der Goelette Brothers, die im Hafen Molineux getödtet wurden; mehrere Matrosen des Generals Gates; endlich drei Lascaren der Brigg Mathilda, welche wegen schlechter Behandlung desertirt waren. Drei andere, welche geschont wurden, riethen den Eingeborenen, die Europäer während eines starken Regens anzugreifen, weil sie sich da ihrer Flinten nicht bedienen könnten, und bei Nacht unter die Schiffe zu tauchen und die Ankertaue abzuschneiden.

James Coddel, ein ehemaliger Matrose des Sidney-Cove, war in einem Alter von sechszehn Jahren gefangen genommen worden und hatte eben so viele Jahre bei den Bewohnern von Tavaï-Punamu zugebracht, als der Snapper ihn nach Port-Jackson brachte, wo ihn die Offiziere des Coquille gesehen haben. Er hatte eine junge Insulanerin, Namens Tugui-Tuki, geheirathet, und sich so an die Lebensweise dieser Wilden gewöhnt, daß er ein so großer Kannibale geworden war als sie. Er hatte sich so zu ihren Ideen und Ansichten bekannt, glaubte ihre Fabeln so fest und hatte sich so gut in ihre Gebräuche geschickt, daß man hätte glauben können, Neuseeland sey sein wahres Vaterland. Sein schlechter und verschlagener Charakter hatte ihn bei den Eingebornen beliebt gemacht. Bei der ersten Zusammenkunft mit Edwardson konnte er sich nur mit Mühe verständlich machen und hatte seine Muttersprache so sehr vergessen, daß er kaum als Dolmetscher dienen konnte. Man hielt ihn für sehr gefährlich; da man ihm aber nicht zu viel Vertrauen schenkte, so wurde er doch nützlich durch seine Dienste.

Geschichte.

Die meisten Völker Polynesiens haben kein anderes Mittel, einander ihre Gedanken mitzutheilen, als die Sprache. Auch haben sie Nichts

erfunden, das Aehnlichkeit hätte mit den hieroglyphischen Zeichen, den Knoten oder Quipo's, welche verschiedene Völker der Nachbarschaft, die ebenfalls noch in der Kindheit des gesellschaftlichen Lebens stehen, angenommen haben, noch weniger phonetische, ideographische oder alphabetische Zeichen, um ihre Annalen auf die Nachwelt zu bringen. Neuseeland insbesondere, dessen Bewohner in minder zahlreiche Stämme getheilt sind, die gänzlich von einander unabhängig sind und oft von gräßlichen Kriegen verheert wurden, hatte keine regelmäßige Regierung irgend einer Art, und die Generationen, welche dort einander folgten, haben keine Spur ihrer Existenz hinter sich gelassen. Taiti, Tonga und Ha-uaï, die in kleine Fürstenthümer vereinigt waren, konnten schon bestimmtere Erinnerungen an die merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte ihrer Könige bewahren.

In allen Ländern, sagt d'Urville mit Recht, beschränkte sich Das, was man vor dem Gebrauche der Schrift gewöhnlich Geschichte nennt, beinahe immer auf die Ueberlieferung von den Schicksalen und Thaten der Könige oder Häuptlinge. Das Andenken an diese Thaten konnte sich aber nur in so weit erhalten, als es den Ehrgeiz und Stolz der Dynastien interessirte und als diese selbst eine gewisse Dauer hatten. Bei den Neuseeländern, bei welchen in Folge ihrer Einrichtungen beständige Revolutionen herrschen, beschränkte sich diese Erinnerung beinahe bloß auf die Heldenthaten der Väter oder Großväter der lebenden Generation; selten reichte es bis in die dritte oder vierte Generation hinauf. Auch ihre Meinungen in Betreff ihres Ursprungs sind schwankend und widersprechend.

Nach Cook sagen die Neuseeländer, sie stammen aus einem Lande ab, das sie Heawise oder, wie d'Urville sagt, Iwi nannten, ein Wort, das Knochen und Stamm zugleich bedeutet und auf dessen Aehnlichkeit mit dem Worte Eva, der Mutter des Menschengeschlechts nach der Genesis, der leztere hinweist. Einige versichern, sie stammen von zwei Brüdern ab, Maui-Mua und Maui-Poteki; der ältere, Maui-Mua, habe den jüngern, Maui-Poteki, getödtet und aufgezehrt; woher auch die Gewohnheit bei ihnen komme, die Leiber ihrer Feinde zu verzehren. Andere endlich behaupten, Maui sey in Folge bürgerlicher Zwistigkeiten aus seinem Lande verjagt worden, habe sich mit einigen seiner Landsleute eingeschifft und sich, geleitet von dem Gott des Donners, Tauraki, an den Ufern des Schuraki niedergelassen. Wahrscheinlich würde er in diesem Falle auch Weiber mit sich genommen haben, obgleich die Tradition hierüber schweigt.

Eine merkwürdigere Tradition, welche uns bestimmter zu seyn scheint, ist die, welche Cook in der Meerenge, die seinen Namen führt, so wie in der Gegend am Nordkap hörte. Sie beträfe ein großes, nord-nord-westlich von Neuseeland gelegenes und an Schweinen reiches Land, das Ulimaraa heiße (man muß ohne Zweifel Ubi-Mora lesen, Volk eines Landes, das der Sonnenhitze ausgesezt ist). Nach den Bewohnern am Nordkap wären ihre Vorfahren dort in eine große Pirogue gegangen, und nach einem Monat wäre bloß ein Theil von ihnen zurückgekommen. Nach den Bewohnern von Tatara-Nui hätte ein kleines aus diesem Lande kommendes Fahrzeug bei ihnen angehalten, und vier Menschen, die aus diesem Boote ans Land gestiegen seyen, seyen auf der Stelle niedergemacht worden. Cook sezt noch bei, die Bewohner der Inselbai hätten mit ihm von diesem Lande Ulimaraa gesprochen.

Ueberspringen wir aber diese Jahrhunderte der Finsterniß und gehen wir zu der Periode über, wo ein Europäer durch seine Entdeckung Neuseelands dessen Geschichte an die Geschichte der Menschheit anknüpfte.

Nach der Entdeckung von Vandiemensland näherte sich Tasman am 13. December 1642 den Küsten von Neuseeland, das bisher den Europäern unbekannt gewesen war. Nachdem er einige Tage lang an der Küste gekreuzt hatte, fuhr er am 17. in die Cookemeerenge ein, die er Anfangs für eine tiefe Bai hielt; als er seinen Irrthum erkannt hatte, warf er am folgenden Morgen nahe am Lande Anker und sandte sogleich zwei Boote aus, um einen Wasserplatz aufzusuchen. Nachts kamen die Boote zurück, gefolgt von zwei Booten mit Eingeborenen. Da die Wilden ihre Seemuscheln erschallen ließen, antworteten ihnen die Holländer mit der Trompete. Bald darauf zogen sich die Eingebornen zurück; am folgenden Morgen aber wagten sie einen unerschrockenen Angriff auf die Europäer. Wir werden die Erzählung Tasmans selbst geben, so wie auch die Berichte einiger anderer alten Seefahrer, Berichte, welche einen eigenthümlichen Reiz und als historische Dokumente nicht geringen Werth haben.

„Am 19. Morgens, sagt Tasman, näherte sich ein Kanot mit dreizehn Eingebornen unserm Schiffe bis auf die Weite eines Steinwurfs. Sie riefen uns mehrere Male; aber ihre Worte waren nicht in dem Wörterbuche von den Salomoninseln zu finden, das uns in Batavia durch den General und Rath zugestellt worden war. Sie waren, so weit wir urtheilen konnten, von gewöhnlicher Größe, hatten hervorstehende Knochen und eine rauhe Stimme. Ihre Farbe ist gelblichbraun. Ihre schwarzen Haare haben sie auf dem Kopfe, wie die Japaneser, zusammengebunden, und darüber tragen sie eine weiße Feder. Ihre Fahrzeuge waren lange und schmale, je zu zwei zusammengebundene und mit Brettern zum Sitzen bedeckte Piroguen. Die Pagayen waren mehr als eine Toise lang und liefen spitzig zu. Ihre Kleider bestanden aus Matten und Baumwollenzeug; aber die meisten unter ihnen hatten eine nackte Brust. Wir zeigten ihnen Fische, weißes Tuch und Messer, um sie herbeizulocken; aber sie weigerten sich und kehrten endlich an das Ufer zurück. Mittlerweile waren die Offiziere des Zeehann zu uns an Bord gekommen, und wir beschlossen, uns mit unseren Schiffen der Küste zu nähern, vorausgesezt, daß es einen guten Ankerplatz gebe und die Eingeborenen Freundschaft mit uns halten wollten. Kaum hatten wir diesen Entschluß gefaßt, als wir sieben Fahrzeuge vom Lande abstoßen sahen. Eines davon mit siebenzehn Mann kam sehr schnell heran und postirte sich hinter den Zeehann. Ein anderes mit sechszehn kräftigen Männern näherte sich unserm Schiffe bis auf einen halben Steinwurf. Sie riefen einander mehrere Male zu. Wir zeigten ihnen wieder weißes Tuch wie zuvor; aber sie blieben unbeweglich. Der Kapitän des Zeehann, Gerard Janszoon, der sich auf unserm Schiffe befand, gab seinem Boote, das mit einem Quartiermeister und sechs Matrosen bewaffnet war, den Befehl, sich auf ihr Schiff zu begeben und den Offizieren zu empfehlen, sie sollten auf ihrer Hut seyn und im Fall die Eingeborenen heran kämen, nicht gestatten, daß zu Viele auf einmal an Bord stiegen. Als das Boot des Zeehann von unserm Schiffe abstieß, riefen die Eingeborenen, die in den Piroguen zunächst an uns waren,

denen, welche hinter dem Zeehann sich befanden, zu, und gaben ihnen mit ihren Pagayen ein Signal, dessen Bedeutung wir nicht verstanden. Als aber das Boot des Zeehann auf der offenen See sich befand, verfolgten es die Piroguen, die zwischen den beiden Schiffen waren, aufs Heftigste, und stießen so gewaltsam auf dasselbe, daß es sich auf die Seite legte und mit Wasser füllte. Der erste der Verräther, der mit einer stumpf zugespitzten Pike bewaffnet war, gab dem Quartiermeister, Cornelius Joppe, einen heftigen Stoß auf die Brust, daß er ins Meer fiel. Nun griffen die anderen Eingeborenen den Rest der Bootsmannschaft mit ihren Pagayen und kurzen und dicken Keulen an und hieben sie in Stücke. Bei diesem Zusammentreffen wurden drei Mann vom Zeehann getödtet und ein vierter tödtlich verwundet. Der Quartiermeister und zwei Matrosen schwammen gegen unser Schiff heran und wir schickten ihnen das Boot entgegen, welches sie noch lebend einnahm. Nach diesem Kampfe nahmen die Mörder einen unserer Todten in ihre Pirogue; ein anderer fiel ins Wasser und sank unter. Das Kanot ließen sie gehen. Unser Schiff und der Zeehann feuerten mit Kanonen und Flinten auf sie, aber ohne sie zu treffen, und sie ruderten auf die Küste zu. Wir schickten unser Boot ab, um das Boot des Zeehann herbeizuholen; in diesem fanden wir einen Todten und einen tödtlich Verwundeten. Nach diesem Vorfalle konnten wir keine freundschaftlichen Verbindungen mit den Eingeborenen mehr anknüpfen und durften nicht hoffen, uns Wasser und Lebensmittel bei ihnen zu verschaffen. Wir lichteten deßwegen die Anker und segelten ab. Als wir unter Segel waren, stießen 22 Piroguen vom Ufer ab und steuerten auf uns los. Eilf davon waren stark bemannt. Als sie innerhalb Schußweite waren, wurden zwei Schüsse abgefeuert, jedoch ohne sie zu treffen. Der Zeehann feuerte auch und traf einen Mann in der vordersten Pirogue, der eine weiße Fahne in der Hand hielt. Wir hörten das Aufschlagen unserer Kugeln auf den Piroguen, wissen aber nicht, was ihre Wirkung war: auf jeden Fall aber waren sie zum Rückzug gegen die Küste genöthigt, wo sie ruhig blieben und nicht mehr gegen uns herankamen."

Tasman, der zuerst die Europäer mit den Bewohnern Neuseelands bekannt machte, machte auch die erste Erfahrung von ihrer Treulosigkeit. Cook war hundert Jahre später noch unglücklicher als der holländische Seefahrer, dessen beinahe ganz vergessenen Spuren er folgte; er verlor auf dieselbe Weise die ganze Mannschaft eines Bootes seines Begleitungsschiffes unter Kapitän Furneaux; und zwei Jahre nach diesem neuen Unfall wurden Marion du Frêne und sechszehn seiner Leute die Opfer des schändlichsten Verraths und erlitten das nämliche Schicksal. In neuerer Zeit erfuhren mehrere Seemänner dasselbe Unglück. Indeß müssen wir sagen, daß die Neuseeländer nicht immer die Angreifenden waren.

Tasman beeilte sich, diese Bai zu verlassen, die er Moardenaarsbai (Mörderbai) nannte, segelte ganz an der Westküste von Ika-na-Maui hinab und kam am 4. Januar an der Nordspitze an. Am folgenden Tage ankerte er bei der Insel Mana-ua-taui, die er Dreikönigsinsel nannte. Da er wegen der Heftigkeit der Brandung und der Kriegsrüstungen der Eingebornen nicht landen konnte, um Wasser einzunehmen, so ging er wieder unter Segel, und gab den Ländern, die er entdeckt hatte, den Namen Statenland, weil er glaubte, sie müßten mit den von Schuten

und Lemaire östlich vom Feuerlande entdeckten und Statenland benannten Gegenden zusammenstoßen. Es ist ein schönes Land, sagt Tasman, und wir glauben, daß es einen Theil des unbekannten südlichen Kontinents bildet. Da man sich aber bald über diesen Irrthum aufklärte, so erhielt das von dem gelehrten holländischen Seemann entdeckte Land, man weiß nicht wie, den Namen Neuseeland. Die beiden großen Inseln waren seit 120 Jahren vergessen, als der berühmte Cook, durch die Breiten der südlichen Meere schiffend, sie am 6. Oktober 1769 wieder auffand, im östlichen Theile an einem Kap, das er Yung-Nicks nannte, ans Land stieg und in der Taone-Roa-Bai Anker warf.

Der unerschrockene und beharrliche Cook mußte bei seinem ersten Verkehr mit den Neuseeländern auch blutige Scenen erleben. Als er erkannt hatte, daß sie jedem Einschüchterungssysteme stolz trozten und er ungeachtet der Friedensworte seines Dolmetschers Tupaïa, eines geschickten und unterrichteten Mannes, nur Beleidigungen von ihnen zu erdulden hatte, ließ er drei von ihnen mit Gewalt aufgreifen, überhäufte sie mit Geschenken und behandelte sie aufs Beste, um auch den anderen freundschaftlichere Gesinnungen einzuflößen. Am folgenden Morgen führte man sie ans Land, worüber sie Anfangs sehr vergnügt waren. Als sie aber den Ort sahen, wo sie gelandet werden sollten, stießen sie ein lautes Geschrei aus und sagten, sie würden von den Einwohnern, die ihre Feinde seyen, getödtet und verzehrt werden. Indeß beschloßen sie doch, ans Land zu steigen. Es stieß ihnen kein Unfall zu, und sie beeilten sich, den Anderen zu erzählen, was sie an Bord gesehen und erfahren hatten.

Indessen näherte sich eine Pirogue dem Schiffe, das unter Segel gegangen war. Einige Wilde stiegen an Bord, man machte ihnen Geschenke, und sie traten gerne ihre Waffen und Keulen von Serpentinstein ab. Sie erklärten, sie hätten sich erst auf den Bericht, den ihnen ihre Kameraden erstattet, entschlossen, an das Schiff zu kommen.

Cook segelte nun gegen Südost; als er an der Insel Tea-Hura vorbeikam, bemerkte er bebautes Land und mit Palissaden befestigte Orte.

Die Bewohner der Halbinsel Tera-Kako zeigten sich vernünftiger; sie kamen in zwei Piroguen heran, hörten die Erklärungen Tupaïa's an, antworteten ihm mit Höflichkeit, weigerten sich zwar, an Bord zu kommen, nahmen aber einige Geschenke an und gingen anscheinend sehr zufrieden wieder weg.

Als der Endeavour durch die Hawkebai fuhr, wurde er oft von Eingebornen begleitet, welche die Engländer theils mit lautem Geschrei, theils durch beleidigende Geberden zum Kampfe herausforderten. Am 14. Oktober umringten neun Piroguen, mit bewaffneten Wilden angefüllt, das Schiff in der Absicht, es anzugreifen; schon hatten sie den Schlachtgesang angestimmt und waren im Begriff, von ihren Lanzen Gebrauch zu machen, als ein Kartätschenschuß ihr kriegerisches Feuer dämpfte und sie zum Rückzug an die Küste bewog.

Am 20. Oktober ankerte Cook in einer Bai, welche er Tegadu nannte, wahrscheinlich in der nämlichen, welche d'Urville auf seiner Karte Toko-Malu nennt. Die Bewohner dieses Ortes benahmen sich ganz friedlich gegen die Engländer, so daß es den Naturforschern möglich

war, einige Ausflüge in das Innere zu machen. Wir bemerkten dort, sagt der berühmte englische Seemann, sehr sorgfältig und regelmäßig gehaltene Pflanzungen von süßen Pataten, Taro und Kürbissen. 200 Morgen waren so in Stücken von einem oder zwei Morgen angebaut. Die Bevölkerung stieg nicht über hundert Seelen. Auf diesem Punkte herrschte so vollkommene Eintracht zwischen den Einwohnern und den Engländern, daß die Naturforscher oft von den Booten der Eingeborenen an Bord gebracht wurden, wenn kein anderes Fahrzeug von den Schiffen sich gerade am Ufer befand.

Am 3. November Abends ankerte Cook in der Bai Miti-anga, die er Mercurbai nannte. Bald umringten mehrere Piroguen den Endeavour, und die Eingeborenen beantworteten die Aufforderungen der Engländer nur mit Drohungen. Am 10. November gab ein Offizier einem Neuseeländer ein Stück Zeug, wofür dieser ihm eine Matte geben sollte; als derselbe sich aber weigerte, die Matte ihm zuzustellen, und seine Vorwürfe nur mit Spott und ebenso unschicklichen als beschimpfenden Geberden beantwortete, legte der Offizier auf ihn an und streckte ihn todt nieder. Die Häuptlinge, welche sich über diesen Vorfall beriethen, waren jedoch der Meinung, der Eingeborne habe Unrecht und der Offizier das Recht gehabt, ihn zu tödten. Die Sache hatte daher keine weiteren Folgen.

Auf einem ihrer Ausflüge besuchten die Engländer ein Pa, das bedeutender war als die, welche sie bisher gesehen hatten. Cook gibt folgende Beschreibung davon:

„Nach dem Frühstück ging ich mit der Pinasse und Jölle in Begleitung von Banks und Solander an die nördliche Küste der Bai, um das Land und zwei befestigte Dörfer, die wir von Ferne gesehen hatten, zu besichtigen. Wir landeten bei dem kleineren, dessen Lage die malerischste ist, die man sich nur denken kann. Es war auf einem vom Lande getrennten Felsen erbaut und bei hoher Fluth von Wasser umgeben. Der Felsen war in seiner ganzen Tiefe von einem Bogen durchbrochen, der den größten Theil davon ganz einnahm. Der höchste Theil des Bogens war in senkrechter Höhe mehr als sechszig Fuß über die Meeresfläche erhaben; bei hoher Fluth floß das Meer unten durch. Der oberste Theil des Felsens über dem Bogen war nach Landessitte mit Palissaden befestigt; der Raum oben aber nur so groß, daß er kaum fünf oder sechs Häuser fassen konnte; hinaufgelangen konnte man bloß auf einem steilen und schmalen Fußpfad, von welchem die Einwohner bei unserer Annäherung herabkamen und uns einluden, hinaufzusteigen. Wir nahmen ihre Einladung nicht an, weil wir beabsichtigten, ein viel bedeutenderes Fort derselben Gattung, das ungefähr eine Meile von da entfernt war, zu besichtigen. Wir machten den Frauen einige Geschenke, und mittlerweile sahen wir die Bewohner des Dorfes, das wir besuchen wollten, in Masse gegen uns herankommen, ungefähr hundert an der Zahl, Männer, Frauen und Kinder zusammen. Als sie so nahe waren, daß sie sich verständlich machen konnten, machten sie mit ihren Händen eine Geberde, und riefen: „hare maï“, worauf sie sich unter das Gestrüpp am Ufer niedersetzten. Man sagte uns, diese Ceremonien seyen sichere Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen uns. Wir gingen auf die Stelle zu, wo sie saßen, und als wir bei ihnen ankamen, machten wir ihnen einige Geschenke, und baten sie um die

Erlaubniß, ihren Pa besuchen zu dürfen; sie gaben sie mit Freuden und führten uns auf der Stelle dahin. Dieser Pa heißt Ware-Tawa und liegt auf einem Vorgebirge oder hohen Punkte, der in das Meer hineinragt, auf der nördlichen Küste und nahe am Hintergrund der Bai. Auf zwei Seiten, die vom Meer bespült werden, ist er gänzlich unzugänglich. Zwei andere Seiten hängen mit dem Lande zusammen; zu einer, welche sehr steil ist, führt vom Ufer aus ein Zugang; die andere aber ist eben. Oben auf dem Hügel befindet sich eine zehn Fuß hohe Palissadenreihe, aus starken mit Weiden verbundenen Pfählen bestehend. Die schwache Seite am Lande wird auch noch durch einen doppelten Graben vertheidigt, auf dessen innerer Seite eine Brustwehr und noch eine zweite Palissadenreihe ist. Die innere Palissadenreihe war auf der Brustwehr zunächst am Dorfe, aber in großer Entfernung vom Rande des innern Grabens errichtet, so daß sich die Eingebornen daselbst ergehen und ihrer Waffen bedienen konnten. Die erste äußere Palissadenreihe befand sich zwischen den beiden Gräben; sie waren schräg in die Erde eingesenkt, so daß ihre oberen Enden sich gegen den zweiten Graben hinneigten. Dieser Graben war vom Grunde bis zur Höhe der Brustwehr 24 Fuß tief; ganz nahe bei und außerhalb der ersten Palissadenreihe war eine zwanzig Fuß hohe, vierzig Fuß lange und sechs Fuß breite Plattform, von starken Pfählen getragen und bestimmt, die Vertheidiger des Platzes zu tragen, welche von da aus die Angreifenden mit Wurfspießen und Steinen überschütten konnten, von denen für den Fall der Noth immer ein Haufen vorhanden war. Eine andere Plattform derselben Art und ebenfalls innerhalb der Palissadenreihe errichtet, beherrschte den steilen Zugang, der auf das Ufer hinabführte. Auf dieser Seite des Hügels waren einige kleine Befestigungswerke und Hütten, die nicht als vorgerückte Posten dienten, sondern Wohnungen für Diejenigen waren, welche aus Mangel an Raum nicht im Innern des Forts wohnen konnten und doch nahe genug seyn wollten, um von seinem Schutze profitiren zu können. Die Palissaden umgaben, wie schon gesagt, den ganzen Gipfel des Hügels, sowohl auf der Meeres- als auf der Landseite; das Terrain, das ursprünglich ein Berg war, war nicht in Eine Fläche verwandelt worden, sondern bildete mehrere verschiedene Pläne, die sich wie Amphitheater übereinander erhoben und wovon jeder mit einer besondern Palissadenreihe umgeben war. Enge Pfade, welche man leicht schließen konnte, verbanden sie mit einander, so daß, wenn der Feind auch die äußeren Palissaden überstiegen hatte, er die anderen auch nehmen mußte, ehe der Platz ganz in seiner Gewalt war, vorausgesetzt, daß die Bewohner hartnäckig jeden dieser Posten vertheidigten. Ein schmaler, ungefähr 1200 Fuß langer Weg, welcher zu dem steilen vom Ufer aufsteigenden Zugange führt, bildet den einzigen Eingang. Er geht unter einer der Plattformen durch, und ungeachtet wir Nichts sahen, was einer Thüre oder einer Brücke ähnlich gewesen wäre, so konnte er doch leicht verbarrikadirt werden, so daß es eine sehr schwere und gefährliche Unternehmung gewesen wäre, den Eingang zu erzwingen. Mit Einem Worte, man kann den Pa als einen sehr festen Platz ansehen, in welchem sich eine kleine Anzahl entschlossener Krieger leicht gegen die Angriffe eines ganzen bewaffneten Stammes vertheidigen kann. Für den Fall einer Belagerung schien er, Wasser ausgenommen, gut versehen zu seyn. Wir sahen eine große Menge Farrenwurzeln,

welche ihnen als Brod dienen, und große Haufen trockener Fische; bemerkten aber kein anderes Wasser als das eines Baches, der ganz nahe am Fuß des Hügels hinfloß. Wir konnten nicht erfahren, ob sie ein Mittel haben, während einer Belagerung Wasser daraus zu beziehen oder ob sie es in Kürbissen oder Gefäßen aufzubewahren wissen. Gewiß wissen sie sich diesen für das Leben unentbehrlichen Artikel zu verschaffen, sonst wäre es ja vergeblich, Vorräthe aufzuhäufen. Wir bezeugten den Wunsch, ihre Angriffs- und Vertheidigungsmanier kennen zu lernen. Ein junger Eingeborner stieg auf eine der Plattformen, die sie Parawa nennen, und ein anderer stieg in den Graben hinab: die beiden Kämpfer stimmten ihre Kriegsgesänge an und tanzten mit eben denselben gräßlichen Geberden, die wir sie bei ernsteren Gelegenheiten machen sahen, um sich zu jener künstlichen Wuth zu steigern, welche bei allen wilden Völkern das Vorspiel des Kampfes ist. Auf der Seite des Hügels neben dem wilden Fort sahen wir einen Raum von ungefähr einem halben Morgen mit Kürbissen und süßen Pataten bepflanzt, der die einzige bebaute Stelle in der Bai war. Am Fuß der Spitze, auf welcher dieses Fort erbaut ist, sind zwei Felsen, wovon der eine ganz von dem Lande getrennt ist, der andere aber mit demselben zusammenhängt; sie sind beide klein und scheinen eher eine Zuflucht für Vögel als für Menschen zu seyn. Indeß waren auf beiden Häuser und Vertheidigungswerke. Mehrere andere Werke derselben Art sahen wir auf kleinen Inseln, Felsen und Hügelspitzen an verschiedenen Theilen der Küste außer einigen anderen befestigten Dörfern, welche bedeutender als dieses zu seyn schienen."

Am 31. März 1770 verließ Cook Neuseeland, nachdem er alle Küsten untersucht und die kostbarsten geographischen Dokumente gesammelt hatte. Den Fluß Wahi-Kahu-Runga nannte er Themsefluß, und die Schurakibai, Themsebai, eine Meerenge benannte er nach sich, eine Bai benannte er Admiralitätsbai, während seine Gefährten, Banks und Solander, eine Menge nützliche Notizen über die Naturgeschichte dieser beiden großen Inseln sammelten.

Surville entdeckte dieß große Land, das er blos für eine einzige Insel hielt, am 12. Dezember 1769, unter 35° 37′ südlicher Breite. Die Winde gestatteten ihm nicht, vor dem 17. einen Ankerplatz zu finden, an welchem Tage er in der Bai, die er Lauristonbai nannte, vor Anker ging. Am folgenden Tage stieg er ans Land; der Häuptling des Dorfes kam ihm bis ans Ufer entgegen. Die Insulaner waren auf allen Seiten zerstreut; in der Hand hielten sie Hundsfelle und Kräuterbündel, welche sie bald hoch, bald nieder hielten, ohne Zweifel in der Absicht, ihm damit eine Ehre zu erweisen. So wurde er also bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Wilden begrüßt; am folgenden Tage aber war der Empfang anders; die Wilden standen in Schaaren unter den Waffen. Der Häuptling kam in seiner Pirogue Survillen entgegen, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, ihn am Ufer zu erwarten, weil die Eingebornen durch die Landung eines großen Theils der Schiffsmannschaft sehr beunruhigt seyen. Surville bequemte sich zu dieser Forderung, als aber der Häuptling ihn um sein Gewehr bat, verweigerte er es. Ohne sich durch das Fehlschlagen seiner Bitte irre machen zu lassen, bat der Häuptling ihn nun, ihm seinen Degen zu leihen, damit er ihn den Leuten seines Dorfes zeigen könne.

Sogleich stellte ihm der Kapitän diese Waffe zu. Zufrieden beeilte sich nun der Häuptling sie den Insulanern zu zeigen, welche mit Unruhe den Ausgang dieser Zusammenkunft abzuwarten schienen. Der Häuptling redete seine Leute laut und hitzig an; und von diesem Augenblicke an entspann sich ein Verkehr zwischen den Insulanern und der Schiffsmannschaft, wodurch Lebensmittel und Erquickungen aller Art für die Kranken herbeigeschafft wurden. Der Häuptling bat den Kapitän um die Erlaubniß, ihn an Bord begleiten und die Bauart des Schiffes untersuchen zu dürfen; der Kapitän gestattete es. Sobald aber das Boot sich vom Ufer entfernte, erhoben die Weiber ein Geschrei, wodurch Surville sich genöthigt sah, ihn schnell ans Land zu führen, wo er Zeuge der zärtlichen Anhänglichkeit dieser Leute an ihren Häuptling war.

Der berühmte Cook fuhr damals an der Küste von Neuseeland hinab; er fand sogar die Bai wieder auf, wo Surville gewesen war, ohne zu vermuthen, wie er sagt, daß ein französisches Schiff vor ihm an diesem noch unbekannten, obgleich von Tasman entdeckten Lande gelandet habe. In dem Berichte über seine zweite Reise liest man hierüber Folgendes: „Als ich (im Dezember 1769) auf dem Endeavour an der Küste Neuseelands hinabfuhr, lag der Kapitän Surville in der Douteusebai vor Anker, ohne daß es mir die Wilden gesagt hätten.“

Surville hatte einen Sturm durchzumachen, wobei er seine Anker verlor, und sein Schiff in große Gefahr gerieth. Aber der gewandte Seemann wußte in diesen schwierigen Augenblicken mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit alle Hülfsquellen seiner Kunst zu entwickeln. Auch hatte er so großes Vertrauen auf seine Mannschaft, daß er auch beim Anblick der größten Gefahren sich nicht einschüchtern ließ. Beim Beginn des Sturmes bemühte sich die Schaluppe, in welcher die Kranken waren, vergeblich, an Bord zu kommen. Auch konnte sie nicht mehr ans Dorf zurückkommen; sie wurde in eine Bucht zurückgeworfen, die man deßwegen Zufluchtsbucht (anse du refuge) nannte. Sie mußte den ganzen Sturm über dort bleiben; Ragui-Nuï, der Häuptling des Dorfes, nahm die Kranken in sein Haus auf. Er reichte ihnen alle Erfrischungen, die er nur auftreiben konnte, ohne eine Bezahlung dafür annehmen zu wollen. Erst am 29. konnte die Schaluppe wieder an Bord kommen; im Sturme hatte aber Surville das hinter seinem Schiffe angebundene Boot verloren; es scheiterte an dem Ufer der Zufluchtsbai. Er wollte es abholen lassen; allein die Eingebornen waren ihm zuvorgekommen und hatten es so gut verborgen, daß alle Nachsuchungen vergeblich waren; man vermuthete, sie hätten es in einem kleinen Flusse versenkt, den man auch hinauffuhr und wo man mehrere Male ans Land stieg. Erzürnt über den Verlust seines Bootes, machte Surville einigen Insulanern, welche bei ihren Booten waren, ein Zeichen, herbeizukommen. Einer von ihnen kam; er wurde festgehalten und an Bord geführt, die Anderen waren nicht so zutraulich und ergriffen die Flucht. Die Feindseligkeiten wurden fortgesezt; man nahm eine Pirogue weg und steckte alle, welche sich am Ufer befanden, in Brand. Endlich wurde auch das ganze Dorf angezündet; und nachdem Surville so Schrecken und Verheerung über Neuseeland verbreitet hatte, verließ er es, ohne zu ahnen, daß diese grausame Strafe die traurigsten Folgen für die Europäer haben würde, welche das Unglück hätten, dort zu landen, und

daß er die wahre Ursache des gräßlichen Todes Marions und von sechszehn Mann von seiner Schiffsmannschaft seyn würde. Es ist schmerzlich für uns, noch mehr sagen zu müssen, und jenen geschickten Seemann auch noch der Undankbarkeit anklagen zu müssen: der Insulaner, welcher festgenommen worden war, war der Häuptling Nagui-Nui, der die Kranken in jenem kritischen Augenblicke mit so viel Menschlichkeit und Uneigennützigkeit in sein Haus aufgenommen hatte. Potier, einer seiner Lieutenants, berichtete hierüber in seinem Tagebuche Folgendes: „Ich war sehr verwundert, als ich sah, daß der Indianer, den man mit gebundenen Händen und Füßen an Bord führte, jener Häuptling war, der mir bei meiner Ankunft in der Zufluchtsbai mit der mitleidigsten Miene von der Welt trockene Fische hatte reichen lassen, ohne eine Bezahlung dafür zu verlangen. Der Unglückliche hatte mich nicht sobald erkannt, als er sich mir mit Thränen in den Augen zu Füßen warf, und mir Dinge sagte, die ich nicht verstand, und die ich für Bitten hielt, ein Fürwort für ihn einzulegen, und ihn zu beschützen, weil er mir auch in meiner Noth einen so wichtigen Dienst geleistet habe. Ich that für ihn Alles, was in meiner Macht stand, um ihm zu zeigen, daß man ihm nichts zu Leide thun wolle. Er schloß mich in die Arme, und zeigte mir sein Vaterland, dem man ihn entrissen habe; zum Glück für mich ließ ihn der Kapitän in das Rathszimmer führen; denn es that mir wehe, den Mann in Unruhe über das Schicksal zu sehen, das ihm bevorstand.“ — Man kann sich leicht denken, daß er sehr unruhig war; denn als er wieder beruhigter war, sagte er diesem gerechten und mitleidigen Offizier, wenn sie Gefangene machten, ergreifen sie dieselben an den Haaren, und tödten sie mit einem Keulenschlag auf den Schlaf, sodann theilen sie den Leichnam in Stücke unter einander und zehren ihn auf. Dieses Schicksal fürchtete er auch. Die Neuseeländer sind gewöhnlich sehr gefräßig: Nagui-Nui nahm nicht nur Alles, was man ihm anbot, sondern er ging auch noch zu den Matrosen und bettelte und flehte um die Reste ihrer Mahlzeit: er sehnte sich sehr nach seiner gewohnten Speise, der Farrenwurzel. Man bemerkte, daß er sehr kleine Zähne hatte, und daß ihm die Aussprache des L sehr schwer fiel. Dieser unglückliche, verrätherisch aufgehobene Häuptling starb am 12. März 1770 im Angesicht der Insel Juan-Fernandez.

Am 24. Mai 1772 legte der Kapitän Marion du Frêne, Kommandant der Schiffe Mascarin und Castries, bei Neuseeland, auf der Höhe des Kap Borrel vor dem Berge Puke-e-Aupapa an; hernach fuhr er an der ganzen westlichen Küste Ikana-Maui's hinunter, und am 24. Mai ankerte er in der Inselbai. Hier der Bericht von der Niedermetzelung des unglücklichen Marion und 16 französischer Matrosen, nach Kapitän Crozet:

„Als wir zwei Meilen vom Kap Bret entfernt waren, sahen wir drei Piroguen auf uns zukommen; der Wind war nicht stark und die See ruhig. Eine Pirogue näherte sich unserem Schiffe; in derselben befanden sich 9 Mann. Man forderte sie mit Zeichen auf, an Bord zu kommen, und warf ihnen verschiedene Kleinigkeiten zu, um sie dazu zu bestimmen. Sie verstanden sich erst nach einigem Zaudern dazu, und schienen, als sie das Schiff betraten, nicht ohne Besorgniß zu seyn. Marion führte sie in das Rathszimmer, und bot ihnen Brod an. Er aß zuerst, und sie aßen auch. Man reichte ihnen auch Branntwein, wovon sie jedoch nur

ungern tranken. Man bewog sie, ihre Schürzen abzulegen, und schenkte ihnen Hemden und Hosen, welche sie sich gerne anziehen ließen. Man zeigte ihnen verschiedene Geräthe, Aexte, Meißel und Beile, die sie, wie man sogleich sah, sehr gerne besessen hätten; sie bedienten sich derselben auch sogleich, um uns zu zeigen, daß sie wohl damit umzugehen verstünden. Wir schenkten sie ihnen, und sie entfernten sich bald darauf, sehr zufrieden über unsern Empfang. Sobald sie ein wenig vom Schiffe entfernt waren, sahen wir sie ihre Hemden und Hosen ausziehen, ihre vorigen Kleider wieder anziehen, und die, welche sie von uns empfangen hatten, verbergen. Sie stießen nun zu den zwei andern Piroguen, die es nicht gewagt hatten, an das Schiff heranzukommen, und schienen die Wilden, welche darin waren, zu ermuthigen und aufzufordern, uns auch einen Besuch zu machen. Sie kamen wirklich auch, und stiegen ohne Furcht und Mißtrauen auf das Verdeck. Es waren auch Frauen unter ihnen; man gab ihnen Zwieback und einige andere Kleinigkeiten.

„Als gegen Abend der Wind stärker geworden war, zogen sich die Piroguen ans Land zurück. 5 oder 6 Wilde aber blieben freiwillig an Bord. Man gab ihnen zu essen und zu trinken; sie speisten mit uns, und aßen mit großem Appetit von allen unsern Gerichten. Wein oder Branntwein wollten sie aber nicht trinken. Man richtete ihnen ein Lager in der großen Kajüte zu, sie schliefen gut, ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen. Indeß bewachte man sie die ganze Nacht. Unter ihnen war einer ihrer Häuptlinge, Namens Takuri, von dem wir in der Folge zu sprechen Gelegenheit haben werden, und der allemal sehr unruhig wurde, wenn sich das Schiff ein wenig von der Küste entfernte, um zu laviren, da wir das Morgens an das Land geschickte Boot erwarteten.

„Es kam 11 Uhr Nachts zurück. Der Offizier meldete uns, er habe eine Bai gefunden, bei welcher ein ansehnliches Dorf sich befinde, und wo man angebaute Ländereien, Bäche und Holz finden werde.

„Am 4. Mai warfen wir zwischen den Inseln Anker, und blieben dort bis zum 11. des Monats vor Anker, an welchem Tage wir von Neuem unter Segel gingen, um einen sicheren Hafen aufzusuchen, nämlich den, den Cook die Inselbai genannt hatte.

„Am 12. Mai, da das Wetter sehr schön war, und die Schiffe in Sicherheit waren, ließ Marion auf einer Insel, die innerhalb des Hafens war, wo es Wasser und Holz gab, und die eine leicht zugängliche Bucht gegenüber von den Schiffen hatte, Zelte aufschlagen; er stellte daselbst einen Wachposten auf, und ließ die Kranken dahin bringen. Die Eingebornen nennen diese Insel Motu-ari.

„Kaum waren wir vor Anker gegangen, als eine Menge Piroguen an Bord kamen und uns Fische brachten, die sie, wie sie sagten, ausdrücklich für uns gefangen hatten. Wir wußten nicht, welche Sprache wir mit diesen Wilden sprechen sollten. Da fiel mir zufällig ein, das Wörterbuch der Insel Taïti zu nehmen, das der Intendant von Isle de France uns zugestellt hatte. Ich las einige Worte in diesem Wörterbuche, und sah mit großer Verwunderung, daß die Wilden mich vollkommen verstanden. Bald fand ich, daß die Sprache des Landes, wo wir waren, ganz die nämliche war, wie die der Insel Taïti, die mehr als 600 Meilen von Neuseeland entfernt ist. Bei Annäherung der Nacht zogen sich die Piroguen zurück und ließen uns 8 bis 10 Wilde an Bord, welche die

Nacht bei uns zubrachten, wie wenn sie unsere Kameraden und wir schon lange mit ihnen bekannt wären.

„Am folgenden Morgen, da das Wetter sehr schön war, kamen viele mit Wilden angefüllte Piroguen; sie brachten uns ihre Frauen und Kinder, kamen ohne Waffen und mit dem größten Vertrauen. Als sie beim Schiffe ankamen, fingen sie an taro zu schreien; so nennen sie den Seezwieback. Man gab ihnen allen kleine Stücke, und mit einer gewissen Sparsamkeit; denn sie waren große Fresser und so zahlreich, daß, wenn man ihnen nach ihrem Appetit hätte geben wollen, sie unsere Vorräthe bald aufgezehrt hätten. Sie brachten uns viele Fische, und empfingen dafür Glasperlen und Eisenstücke. In den ersten Tagen begnügten sie sich mit 2 bis 3 Zoll langen Nägeln, in der Folge aber wurden sie schwieriger, und verlangten für ihre Fische 4 bis 5 Zoll lange Nägel; sie wollten nämlich daraus kleine Meißel machen, um das Holz damit bearbeiten zu können. Sobald sie ein kleines Eisenstück erhalten hatten, brachten sie es einem Matrosen, und forderten ihn durch Zeichen auf, es zu schärfen; sie hoben für diesen Zweck immer einige Fische auf, um jenen für den geleisteten Dienst bezahlen zu können. Beide Schiffe waren voll von Wilden; sie hatten eine sanfte und sogar liebreiche Miene. Nach und nach lernten sie alle Offiziere der Schiffe kennen, und nannten sie bei Namen. In das Rathszimmer ließen wir bloß die Häuptlinge, die Frauen und Mädchen eintreten. Die Frauen waren durch Federn von einem Reiher oder einem andern Wasservogel, die sie im Haare oben auf den Kopf gesteckt hatten, ausgezeichnet.

Die verheiratheten Frauen erkennt man auch an einer Art Flechte von Binsen, womit sie ihre Haare oben auf dem Kopfe zusammenbanden. Die Mädchen hatten diese Auszeichnung nicht; ihre Haare fielen natürlich auf ihren Hals herab, ohne daß sie mit irgend Etwas zusammengebunden waren. Die Wilden selbst hatten uns auf diese Unterscheidung aufmerksam gemacht und uns dabei durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß man die verheiratheten Frauen nicht berühren dürfe, mit den Mädchen aber verfahren könne, wie man wolle. Man konnte in der That nicht leicht gefälligere antreffen.

„Sobald wir von diesem Unterschiede Kenntniß hatten, wurde auf beiden Schiffen der Befehl gegeben, daß Jeder in Absicht auf die verheiratheten Frauen vorsichtig seyn solle, um das gute Einverständniß mit Wilden zu erhalten, die uns so liebenswürdig schienen, und sie nicht gegen uns aufzubringen. Da die Schiffsmannschaft ganz ungehindert mit den Mädchen Umgang pflegen durfte, so bekamen wir von den Männern hinsichtlich ihrer Frauen nicht den geringsten Vorwurf, so lange wir bei ihnen lebten.

„Als wir ganz mit ihnen bekannt geworden waren, luden sie uns ein, ans Land zu steigen und sie in ihren Dörfern zu besuchen. Wir folgten ihrer Einladung. Ich schiffte mich mit Marion und einer Abtheilung Soldaten in unserer gut bewaffneten Schaluppe ein. Zuerst durchfuhren wir einen Theil der Bay, wo wir 20 Dörfer zählten, deren Häuserzahl ungefähr je 400 Personen fassen konnte. Die kleineren Dörfer konnten deren 200 enthalten.

„Wir landeten bei mehreren dieser Dörfer. Sobald wir den Fuß ans Land sezten, kamen die Wilden uns ohne Waffen mit ihren Frauen

und Kindern entgegen. Wir schloßen Freundschaft mit einander, und machten ihnen kleine Geschenke, wofür sie uns sehr dankbar waren. Die Häuptlinge einiger Dörfer forderten uns dringend auf, mit ihnen zu kommen. Wir folgten ihnen.

„Wenige Tage nach unserer Ankunft in der Inselbay machte Marion mehrere Ausflüge an der Küste entlang, und auch in das Innere des Landes, um Bäume auszusuchen, welche für die Masten des Schiffes Castries passend wären. Die Wilden begleiteten ihn überall hin. Am 23. Mai fand Marion einen prächtigen Cedernwald zwei Meilen im Innern des Landes, und in einer ungefähr 1½ Meilen von unseren Schiffen entfernten Bay."

Dort wurden Zelten aufgeschlagen, und zwei Drittheile der Mannschaften mit Beilen, Aexten und allen zur Fällung der Bäume und Herstellung der Masten, so wie zur Erbauung eines Weges über drei kleine Berge und einen Morast, über welche man die Masten an die Küste bringen mußte, nothwendigen Erfordernissen dorthin beordert.

Die Franzosen hatten drei Posten am Lande: einen auf der Insel Motu-aro, mitten im Hafen, wo die Kranken unter den Zelten, unsere Schmiede, wo die für die neuen Maste des Castries nöthigen eisernen Ringe geschmiedet wurden, und alle leeren Fässer waren. Dieser Posten wurde von 10 Mann unter einem Offizier bewacht; auch waren daselbst die Aerzte zum Dienste der Kranken. Ein zweiter Posten war am festen Lande selbst, am Meeresufer, 1½ Meilen von den Schiffen; er diente als Niederlage und Kommunikationsposten mit dem dritten Posten, der in einer Zimmermannswerkstätte bestand, welche zwei Meilen davon mitten im Walde errichtet worden war. Diese zwei lezteren Posten waren ebenfalls von zwei Offizieren kommandirt, welche bewaffnete Mannschaft unter ihren Befehlen hatten.

Die Wilden waren auf diesen verschiedenen Posten und auf den beiden Schiffen unter die Matrosen gemischt; gegen Nägel lieferten sie ihnen Fische, Wachteln, wilde Tauben und Enten; sie aßen mit den Matrosen und halfen ihnen mächtig bei ihren Arbeiten; denn sie waren im Allgemeinen stärker als die Franzosen.

Die jungen Leute beider Mannschaften durchzogen, angelockt durch die Schmeicheleien der Wilden und die Gefälligkeit ihrer Mädchen, alle Tage die Dörfer, und machten sogar Ausflüge in das Land hinein, um auf die Entenjagd zu gehen; sie nahmen immer Wilde mit sich, welche sie über Moräste und Flüsse eben so leicht trugen, als man ein Kind tragen würde; bisweilen gingen sie auch noch weiter und kamen zu den Wilden eines anderen Bezirkes, wo sie Dörfer fanden, die viel beträchtlicher waren, als die an dem Hafen; dort waren Leute von hellerer Farbe, die sie äußerst wohlwollend aufnahmen, sie Nachts durch die Wälder begleiteten, und sie trugen, wenn sie ermüdet waren.

Indeß waren die Franzosen troz aller dieser Beweise von Freundschaft und Güte lange auf ihrer Hut; ihre Boote gingen nie unbewaffnet an das Land, und man gestattete den Eingebornen nie, bewaffnet an Bord zu kommen; endlich befestigte sich das Vertrauen so gut, daß Marion befahl, die Schaluppen und Boote nicht mehr zu bewaffnen, wenn sie an's Land gingen. Der Kapitän Crozet that Alles, was in seiner Macht stand, daß dieser Befehl zurückgenommen wurde; und ungeachtet der Schmeicheleien der Wilden vergaß er nie, daß Tasman die Bay, wo er

gelandet hatte, die Mörderbai genannt hatte; und doch wußte er nicht, daß Cook Menschenfresser daselbst gefunden hatte, und daß er in dem Hafen, wo sie vor Anker waren, beinahe getödtet worden wäre. Der Kapitän Marion war aber gänzlich sicher, und es machte ihm Vergnügen, unter diesen Wilden zu leben. War er an Bord, so war das Rathszimmer immer voll von Wilden; er liebkoste sie und suchte sich ihnen mit Hülfe des Wörterbuchs von Taïti verständlich zu machen; er überhäufte sie mit Geschenken. Sie ihrerseits kannten ihn vollkommen als den Befehlshaber beider Schiffe, sie wußten, daß er einen gewissen Fisch gern esse, und brachten ihm täglich sehr schöne dieser Gattung. Sobald er nur ein Verlangen nach Etwas bezeigte, waren sie immer sogleich zu seinen Diensten. Wenn er ans Land ging, begleiteten ihn immer alle Wilde mit einer festlichen Miene und mit Freudengeschrei; Frauen, Mädchen und sogar Kinder liebkosten ihn; Alle nannten ihn bei seinem Namen.

Takuri, der Häuptling des größten Dorfes, hatte ihm seinen ungefähr 14 Jahre alten Sohn an Bord gebracht, den er sehr zu lieben schien, und ihn über Nacht dort gelassen.

Drei Sklaven des Kapitän Marion waren in einer Pirogue desertirt, welche am Lande untersank; Takuri ließ die aufgreifen, welche nicht ertrunken waren, und führte sie ihm zurück.

Die Franzosen waren so vertraut mit diesen Leuten, daß beinahe alle Offiziere besondere Freunde unter ihnen hatten, welche ihnen folgten und sie überall hin begleiteten. „Wären wir um diese Zeit abgereist, sagt Crozet, so hätten wir die vortheilhafteste Idee von diesen Wilden nach Europa mitgebracht. Wir hätten sie in unsern Berichten als das freundlichste, menschlichste und gastfreundlichste Volk geschildert, das es nur auf der Welt geben könne.“

Am 8. Juni war Marion, der immer von einem Haufen Wilden begleitet wurde, ans Land gestiegen. Er wurde mit noch größeren Freudenbezeigungen empfangen als gewöhnlich; die Häuptlinge der Wilden versammelten sich, und erkannten ihn einstimmig als den obersten Häuptling des Landes an; sie steckten ihm auf den Kopf in die Haare die 4 Federn, welche das Abzeichen der Häuptlinge sind. Er kam zufriedener als je an sein Schiff zurück.

33 Tage war nun die Expedition in der Inselbai, und die Franzosen lebten in bestem Einverständnisse mit den Wilden, welche ihnen ein vortreffliches Volk zu seyn schienen.

Lassen wir den Kapitän Crozet seine Erzählung wiederum fortsetzen:

„Am 12. Juni fuhr der Kapitän Marion in seinem mit 12 Mann bemannten Boote und in Begleitung zweier jungen Offiziere, Vaudricourt und Lehoux, eines Volontairs und des Waffenmeisters seines Schiffes ans Land. Der Häuptling Takuri, ein anderer Häuptling und 5 oder 6 Wilde, welche auf dem Schiffe waren, begleiteten Marion, dessen Absicht war, Austern zu essen und bei dem Dorfe Takuri's Fische zu fangen.

„Abends kam Marion nicht, wie gewöhnlich, an sein Schiff zurück; man sah Niemand aus dem Boote zurückkommen, allein man beunruhigte sich nicht darüber; das Vertrauen in die Gastfreundschaft der Wilden war so fest bei uns, daß ihnen Niemand mehr mißtraute. Man glaubte bloß, Marion und sein Gefolge hätten in einer unserer Hütten auf dem Lande

übernachtet, damit sie gleich am folgenden Morgen die Arbeiten in der Werkstätte besehen könnten, welche 2 Meilen weit im Inneren des Landes war, und in der die Maste für den Castries verfertigt wurden. Die Arbeit war schon sehr weit vorgerückt, und ein Theil der Materialien bereits ans Land geschafft. Die Wilden halfen uns täglich bei diesem schwierigen Transport.

„Am 13. Juni, um 5 Uhr Morgens, schickte das Schiff Castries nach dem zwischen den beiden Schiffen verabredeten Gebrauche, täglich abwechslungsweise ihre gemeinschaftlichen Vorräthe holen zu lassen, ihre Schaluppe ans Land, um Wasser und Holz herbeizuschaffen. Um 9 Uhr erblickte man im Meere einen Mann, der auf die Schiffe zuschwamm: man schickte ihm sogleich ein Boot entgegen, um ihn an Bord zu bringen. Es war ein Matrose, der allein dem Blutbad seiner Kameraden, die von den Wilden erschlagen wurden, entronnen war. Er erzählte, daß, als die Schaluppe um 7 Morgens ans Land gekommen sey, die Wilden sich ohne Waffen unter ihren gewöhnlichen Freundschaftsbezeigungen am Ufer eingestellt hätten; sie hätten nach ihrer Gewohnheit die Matrosen, welche naß zu werden fürchteten, von der Schaluppe ans Ufer getragen, und sich, wie gewöhnlich, als gute Kameraden gezeigt; als aber die Matrosen auseinander gegangen seyen, jeder, um sein Bündel Holz zusammen zu lesen, hätten sich die Wilden mit Keulen und Lanzen bewaffnet, wüthend auf sie geworfen, und da auf jeden Matrosen 8 bis 10 Wilde gekommen seyen, so seyen diese bald niedergemacht gewesen; er, der es nur mit 2 oder 3 Wilden zu thun gehabt habe, habe sich Anfangs vertheidigt, und zwei Lanzenstöße erhalten; als er aber andere Wilde habe herankommen sehen, so habe er sich, da er näher am Meeresufer gewesen sey, geflüchtet und sich im Gestrüpp verborgen, von wo aus er die Niedermetzelung seiner Kameraden mit angesehen habe; die Wilden haben die Getödteten sodann geplündert, ihnen den Bauch aufgeschnitten, und sie in Stücke zerlegt; auf dieses habe er den Entschluß gefaßt, an das Schiff zu schwimmen. Er hatte zwei Lanzenstöße in der Seite, und war übel zugerichtet.

„Nach einem so schauerlichen Berichte zweifelte man nicht mehr, daß Marion und die 16 Mann, von denen man keine Nachricht hatte, das nämliche Schicksal erlitten hätten, wie die Leute in der Schaluppe.

„Die Offiziere, welche an Bord der beiden Schiffe geblieben waren, versammelten sich, um sich über die Mittel zu berathen, wie die drei Posten, die wir am Lande hatten, zu retten wären. Sogleich wurde die Schaluppe des Mascarin mit einem Offizier und einer Abtheilung Soldaten unter einem Sergenten abgefertigt. Der Offizier hatte den Befehl, längs der Küste zu suchen, ob das Boot Marions und die Schaluppe nicht daselbst seyen; besonders aber wurde ihm aufgetragen, alle Posten zu benachrichtigen, zuerst aber an den Landungsplatz sich zu verfügen, der der Mastenwerkstätte am nächsten sey, und an diesen ersten und wichtigsten Posten schnell die Nachricht von dem Vorgefallenen zu bringen. Im Vorüberfahren entdeckte der Offizier die Schaluppe des Castries und das Boot Marions, welche am Dorfe Takuri's gescheitert waren, und von Wilden umgeben waren, die mit den Beilen, Säbeln und Flinten bewaffnet waren, welche sie nach Ermordung unserer Leute in den beiden Fahrzeugen gefunden hatten.

„Indeß hielt sich der Offizier an diesem Orte gar nicht auf, ungeachtet

er die Wilden leicht hätte zerstreuen und die Fahrzeuge wieder nehmen können, weil er besorgte, nicht zu rechter Zeit bei der Mastenwerkstätte ankommen zu können. Er befolgte also den erhaltenen Befehl, dorthin schnell Hülfe und die Nachricht von den tragischen Ereignissen des vorigen Tags und des Morgens zu bringen.

„Glücklicherweise befand ich mich auf dem Posten; ich hatte die Nacht dort zugebracht, und ohne Etwas von der Ermordung Marions zu wissen, dort gute Wache gehalten. Ich war auf einem kleinen Berge beschäftigt, den Transport unserer Masten zu leiten, als ich, gegen 2 Uhr Nachmittags, eine in guter Ordnung marschirende Abtheilung Soldaten mit Bajonetten auf den Flinten, an deren Glanz ich schon aus der Ferne erkannte, daß es nicht die gewöhnlichen Schiffswaffen waren, herankommen sah.

„Sogleich dachte ich mir, dieses Detachement werde mir irgend ein trauriges Ereigniß zu verkünden haben. Um unsere Leute nicht in Schrecken zu setzen, rief ich dem Sergenten, sobald er meine Stimme vernehmen konnte, zu, Halt zu machen, und ging zu ihm, um allein zu erfahren, was er mir zu berichten hatte. Als ich seinen Bericht gehört hatte, verbot ich den Soldaten, davon zu sprechen, und begab mich mit ihm zum Posten. Ich ließ die Arbeit einstellen, die Werkzeuge und Waffen sammeln, die Flinten laden, und Alles unter die Matrosen vertheilen, was sie wegtragen konnten. In einer unserer Baraken ließ ich ein Loch graben, und das Uebrige darin verscharren; sodann ließ ich die Barake einreißen und in Brand stecken, damit die wenigen darunter begrabenen Werkzeuge und Geräthschaften verborgen wären und nicht weggenommen werden könnten.

„Unsere Leute wußten Nichts von der Ermordung Marions und ihrer Kameraden. Damit wir uns aus der Verlegenheit ziehen konnten, mußten sie alle ihre Geistesgegenwart behalten; ich war von Wilden umringt, was ich erst in dem Augenblicke bemerkt hatte, als das Detachement zu mir gestoßen war, und der Sergent mir seinen Bericht abgestattet hatte. Die Wilden hatten in Schaaren alle Höhen besezt.

„Ich vertheilte nun mein Detachement, das ich durch mit Flinten bewaffnete Matrosen verstärkte, theils an die Spitze unter Anführung des Sergenten, theils an das Ende des Zuges; die mit den Werkzeugen und Effekten beladenen Matrosen waren in der Mitte; ich bildete den Nachtrab. Wir waren ungefähr 60 Mann stark; wir kamen an mehreren Haufen Wilder vorüber, deren Häuptlinge oft jene traurigen Worte wiederholten: Takuri mate Marion, Takuri hat Marion getödtet. Die Absicht dieser Häuptlinge war, uns in Schrecken zu setzen, weil wir wußten, daß bei ihnen, wenn einmal der Häuptling gefallen ist, für seine Begleiter Alles verloren sey.

„Wir machten so beinahe zwei Meilen bis an das Meeresufer, wo die Schaluppen uns erwarteten, ohne von den Wilden beunruhigt zu werden, die uns bloß zur Seite begleiteten und uns oft wiederholten: Marion sey getödtet und aufgezehrt worden. Ich hatte gute Schützen in dem Detachement, welche, als sie sagen hörten, daß Marion getödtet worden sey, vor Begierde brannten, seinen Tod zu rächen, und mich oft um die Erlaubniß baten, den Häuptlingen, welche uns zu bedrohen schienen, den Kopf zu zerschmettern. Aber es war nicht mehr Zeit, sich mit der Rache zu beschäftigen; in der Lage, in der wir waren, war der Verlust Eines Mannes unersetzlich; und hätten wir mehrere verloren, so hätten die

beiden Schiffe Neuseeland nie mehr verlassen können. Ueberdieß hatten wir einen dritten Posten, unsere Kranken, welche in Sicherheit gebracht werden mußten. Ich hielt daher unsere Leute zurück, und verbot ihnen zu schießen, versprach ihnen aber, daß sie ihre Rache bei einer günstigeren Gelegenheit befriedigen dürften.

„Als wir bei unserer Schaluppe angekommen waren, schien es, als ob die Wilden näher auf uns heranrücken wollten. Ich gab den beladenen Matrosen den Befehl, sich zuerst einzuschiffen; hernach wandte ich mich zu dem feindlichen Häuptling, pflanzte einen Stock auf 10 Schritte von ihm in die Erde, und gab ihm zu verstehen, daß, wenn einer der Seinigen es wagen würde, die Linie dieses Stockes zu überschreiten, ich ihn mit einem Karabiner tödten würde, welchen ich auf sie anschlug. Der Häuptling wiederholte gelehrig mein Kommando den Seinigen, und sogleich sezten sich alle Wilde, tausend an der Zahl, nieder.

„Ich ließ nach und nach Alle sich einschiffen, was sehr lange dauerte, weil viel Gepäck in die Schaluppe gebracht werden mußte, und man in diese, da sie sehr tief im Wasser ging, und nicht ganz an's Land kommen konnte, durch das Meer watten mußte. Endlich schiffte ich mich zulezt ein, und sobald ich in's Wasser getreten war, erhoben sich die Wilden alle zusammen, überschritten die von mir bezeichnete Grenze, stießen das Kriegsgeschrei aus, und schleuderten Wurfspieße und Steine auf uns, welche jedoch keinen Schaden anrichteten. Sie verbrannten unsere Hütten am Ufer, und bedrohten uns mit ihren Waffen, welche sie unter gräßlichem Geschrei aneinander schlugen.

„Sobald ich eingeschifft war, ließ ich das Ruder der Schaluppe heben, und unsere Leute sich so aufstellen, daß sie die Ruderer nicht hinderten. Die Schaluppe war so beladen und so voll, daß ich genöthigt war, mich an das Hintertheil, das Steuerruder zwischen den Füßen, zu stellen. Meine Absicht war, keinen Schuß thun zu lassen, sondern schnell an's Schiff zu kommen, und sodann die Schaluppe auf die Insel Motu-Aro zu Abholung unserer Kranken, unserer Schmiede und unserer Wassertonnen abzuschicken.

„Je weiter wir uns vom Ufer entfernten, um so wüthender wurde auch das Geschrei und die Drohungen der Wilden, so daß unser Rückzug das Ansehen einer Flucht hatte. Die Wilden traten in's Wasser, wie wenn sie die Schaluppe hätten angreifen wollen. Ich hielt es nun zu meinem großen Bedauern für angemessen und nothwendig für unsere eigene Sicherheit, die Barbaren die Ueberlegenheit unserer Waffen kennen zu lehren. Ich ließ die Ruder heben, und befahl 4 Schützen, auf die Häuptlinge zu zielen, welche wüthender schienen, und alle Anderen aufhezten; bei jedem Schuß fiel einer dieser Unglücklichen. Die Fusillade dauerte so einige Minuten fort. Die Wilden sahen ihre Häuptlinge und Kameraden mit unglaublicher Stupidität fallen; sie begriffen nicht, wie sie durch Waffen getödtet werden könnten, die sie gar nicht berührt hatten.

„Sobald der Kapitän Crozet an Bord des Mascarin angekommen war, sandte er die Schaluppe sogleich zur Abholung der Kranken ab, und ließ ein Detachement unter einem Offizier mit dem Befehle einschiffen, alle Kranken, die Gesundheitsbeamten und alle Hospitalgeräthschaften einzuschiffen, die Zelte abzuschlagen, und um die Schmiede für die Nacht eine Verschanzung aufzurichten und einen Posten gegen die Seite des Dorfes, das auf eben dieser Insel war, auszustellen, um gegen Ueberfälle auf der Hut

zu seyn; denn Crozet besorgte, die Wilden möchten einen Versuch machen, die Schmiede wegzunehmen, wo sie Eisen, das so großen Reiz für sie hatte, in Menge gefunden hätten. Zugleich gab er dem Offizier Nachtsignale, mit dem Versprechen, ihm Hülfe zu schicken, im Fall er angegriffen würde.

„Die Kranken wurden ohne irgend einen Unfall gegen 11 Uhr Nachts auf das Schiff gebracht, und die Wilden blieben die ganze Nacht in der Umgebung des Postens; da sie aber sahen, daß die Franzosen auf ihrer Hut waren, so wagten sie nichts zu unternehmen.

„Am 14. Juni schickte Crozet ein zweites Detachement mit 2 Offizieren auf die Insel. Unglücklicherweise fehlte es an Wasser und an Holz, so daß man die Reise nicht fortsetzen konnte. Nach dem, was die Franzosen von den Insulanern erfahren hatten, wäre es mit großer Schwierigkeit verbunden gewesen, diese Vorräthe auf dem festen Lande zu sammeln. Die Insel Motu-Aro, mitten im Hafen in der Nähe der beiden Schiffe gelegen, bot ihnen Holz genug dar, und einen zum Füllen der Wasserfässer sehr bequem gelegenen Bach süßen Wassers; aber es waren auf dieser Insel 300 Wilde, welche sie beunruhigen konnten. Crozet gab daher dem Offiziere, der den dortigen Posten befehligte, den Auftrag, seine ganze Mannschaft zu sammeln, und bei der ersten feindlichen Bewegung der Eingebornen das Dorf im Sturme anzugreifen, es zu verbrennen, und die ganze Insel zu säubern, damit man ungestört Wasser holen könne.

„Nachmittags kamen die Wilden bewaffnet gegen den Posten heran, bedrohten die Franzosen und forderten sie zum Kampfe heraus. Sogleich machen sich diese bereit, sie zu empfangen; sie gehen, ohne zu schießen, mit dem Bajonette auf sie los, worauf die Wilden in ihr Dorf flohen, am Eingang desselben aber Halt machten und ein gräßliches Geschrei ausstießen. Der Häuptling Motu, der Herr des Dorfes, und einer derjenigen, mit welchen die Franzosen die freundschaftlichste Verbindung gehabt hatten, war von 5 andern Häuptlingen oder vornehmen Kriegern verschiedener Dörfer begleitet. Sie suchten bald durch Geschrei, bald durch Bewegungen ihrer Waffen die jungen Krieger zu ermuthigen, auf die Weißen loszugehen; aber sie wagten nicht einen Schritt zu thun.

„Die Franzosen stellten sich in Schlachtordnung auf Pistolenschußweite vom Eingang des Dorfes auf; dort begannen sie auf die Wilden zu feuern und tödteten die sechs Häuptlinge; sogleich flohen alle Krieger mitten durch das Dorf, um zu ihren Piroguen zu kommen, die Franzosen verfolgten sie mit dem Bajonette, tödteten 50, und trieben einen Theil der übrigen in das Meer, worauf sie das Dorf in Brand steckten. So blieben sie Herren der Insel, und hatten bloß einen Verwundeten, der durch einen Wurfspieß eine schwere Verletzung am Augenwinkel bekommen hatte.

„Nach dieser Unternehmung, fährt Crozet fort, schifften wir unsere Schmiede, unser Eisen und unsere Wasserfässer ein, und ich zog den Posten ganz zurück; sodann ließ ich alles Farrenkraut auf der Insel abschneiden; es war sechs Fuß hoch und sehr dicht, und die Wilden hätten sich leicht darin verbergen und uns überfallen können. Ich gab den Befehl, alle in der Schlacht getödteten Wilden zu beerdigen, eine Hand jedoch allemal über der Erde zu lassen, damit die Wilden sähen, daß wir unsere Feinde nicht verzehren, wie sie. Ich hatte unsern Offizieren befohlen, Allem aufzubieten, um einige Wilde, junge Leute beiderlei Geschlechts oder auch

Kinder lebendig zu fangen; ich hatte den Soldaten und Matrosen 50 Piaster für jeden Wilden versprochen, den sie lebend herbeibringen würden; aber die Wilden hatten vor der Schlacht ihre Weiber und Kinder auf dem festen Lande in Sicherheit gebracht. Unsere Soldaten versuchten die Verwundeten, welche nicht fliehen konnten, festzuhalten und zu binden, allein diese Unglücklichen waren wie wüthend, und bissen, wie wilde Thiere, um sich; andere rissen die Stricke, womit man sie gebunden hatte, wie Faden auseinander. Man konnte keinen einzigen bekommen.

„Indeß hatte das Schiff Castries weder einen Bugspriet, noch einen Fockmast. Es konnte natürlich keine Rede mehr davon seyn, unsere schönen Masten von Cedernholz, die wir auf dem festen Lande gefunden und die uns so unendliche Mühe gekostet hatten, bis sie aus dem Walde geschafft waren, wo wir sie gefällt hatten, herbeizuschaffen. Wir machten deßhalb Masten, indem wir mehrere kleine Stücke Holz, die wir auf unsern Schiffen fanden, zusammenfügten, und so war der Castries endlich wieder hergestellt.

„Wir brauchten 700 Stückfaß Wasser und 70 Klafter Brennholz für die beiden Schiffe; und zu diesen Arbeiten hatten wir bloß eine einzige Schaluppe; vollendeten sie aber doch nach und nach im Laufe eines Monats.

„Täglich schickte ich die Schaluppe auf die Insel, und ließ abwechslungsweise Holz und Wasser herbeischaffen; die Arbeiter ließ ich durch eine Abtheilung Soldaten begleiten, die Abends jedesmal wieder an Bord zurückkehrten.

„Einst da die Schaluppe länger als gewöhnlich am Lande geblieben war, kam eine Schaar Wilder vom festen Lande auf die Insel herüber auf einer Seite, wo sie nicht gesehen werden konnten. Die Schildwache, welche auf einer Höhe aufgestellt war, sah einen Mann mit einem Hute und als Matrose gekleidet, herbeischleichen, wie wenn er nicht gesehen werden wollte. Die Schildwache rief ihm zu, stehen zu bleiben: es war aber ein Neuseeländer, der den Ruf nicht verstand und immer näher herankam. Da erkannte die Schildwache die Verkleidung, schoß auf ihn und tödtete ihn. Sogleich sah man eine Menge Wilder erscheinen: die Soldaten rückten vor, trieben sie vor sich her und tödteten mehrere, welche die Kleider der Offiziere und Matrosen trugen, die sie ermordet hatten; die übrigen schifften sich in ihren Piroguen ein, und seit diesem vergeblichen Versuche ließen sie sich nicht mehr sehen.

„Von dem Tage an, an welchem Marion verschwunden war, sahen wir von der Kompanie der Schiffe aus die fortwährenden Bewegungen der Wilden, welche sich auf ihre Berge zurückgezogen hatten; wir unterschieden deutlich ihre Schildwachen, die auf den Höhen aufgestellt waren und die ganze Truppe von unserer geringsten Bewegung in Kenntniß sezten. Ihre Augen waren immer auf uns gerichtet, und wir hörten ganz gut den Ruf der Schildwachen, welche mit außerordentlich starker Stimme einander antworteten. Nachts machten sie Feuersignale.

„Wenn die Wilden in Schaaren an uns vorbeizogen, daß sie unsere Artillerie hören konnten, so feuerten wir einigemale, besonders aber bei Nacht, damit sie sähen, daß wir auf unserer Hut seyen; da sie aber außerhalb Schußweite waren, so verspürten sie nur die Wirkung davon, und wahrscheinlich verachteten sie deßwegen unsere Artillerie.

„Eine mit 8—10 Mann bemannte Pirogue fuhr einst neben dem Schiff Castries vorbei, das durch einen Kanonenschuß die Pirogue

entzweischlug und einige Wilde tödtete; die übrigen retteten sich durch Schwimmen an's Land.

„Indeß hatten wir noch keine Gewißheit über das Schicksal Marions, der beiden Offiziere, welche ihn am 12. Juni an's Land begleitet hatten, und der 14 Matrosen, die er in seinem Boote mitgenommen hatte; wir wußten bloß aus dem Berichte des am folgenden Tage dem Blutbade, in welchem die Mannschaft der Schaluppe umgekommen war, entronnenen Matrosen, daß den eilf durch schändliche Verrätherei umgekommenen Leuten der Bauch aufgeschnitten, ihre Leichname in Stücke zerhauen und unter die Wilden ausgetheilt worden seyen, welche an dem Morde Theil genommen hätten. Der Matrose, der glücklich entwischt war, hatte aus dem Gestrüpp, worin er sich verborgen, diese Schreckensscene mit angesehen.

„Um uns über das Schicksal Marions und seiner Unglücksgefährten Aufklärung zu verschaffen, sandte ich die Schaluppe mit vertrauten Offizieren und einer starken Abtheilung Soldaten nach dem Dorfe Takuri's; dort, wo Marion mit ihm Fische gefangen hatte, sollte ihn ja nach der Aussage der Wilden dieser getödtet haben, und dort hatten wir ja sein Boot und die Schaluppe, welche gescheitert waren, an's Land geschleppt und von Wilden umgeben gesehen. Ich gab den Offizieren den Befehl, die genauesten Nachsuchungen anzustellen, und zwar zuerst dort, wo man Tages zuvor die gescheiterten Fahrzeuge gesehen habe, hernach auf das Dorf loszurücken, es zu stürmen, wenn es verheidigt wäre, die Bewohner zu vertilgen, alle öffentlichen und Privathäuser sorgfältig durchzusuchen, alles was man von Effekten Marions und seiner Gefährten auffinden könne, zu sammeln, damit ein Protokoll über die Sache aufgenommen werden könne, endlich das Dorf in Brand zu stecken, die großen Kriegspiroguen, welche am Fuße des Dorfes gescheitert waren, in's Schlepptau zu nehmen, oder sie zu verbrennen, im Fall man sie nicht abführen könne."

Crozet ließ also die Schaluppe mit Steinböllern und Stutzbüchsen bewaffnet abgehen. Der kommandirende Offizier landete zuerst an dem Orte, wo man die gescheiterten Fahrzeuge gesehen hatte. Sie waren nicht mehr dort; die Wilden hatten sie verbrannt, um das Eisen davon zu bekommen. Das Detachement rückte nun in guter Ordnung auf das Dorf Takuri's los; Verräther sind wie überall, so auch in Neuseeland, feige: Takuri war geflohen; man sah ihn von Weitem und außer Schußweite, den Mantel des unglücklichen Marion über die Schultern geworfen, welcher von sehr schönem scharlachnem und blauem Tuche war. In dem verlassenen Dorfe fand man nur einige Greise, welche ihren flüchtigen Kameraden nicht hatten folgen können und die ruhig vor der Thüre ihrer Häuser saßen. Man wollte sie gefangen nehmen. Einer von ihnen, der sich nicht bewegen zu können schien, traf einen Soldaten mit dem Wurfspieße, den er neben sich hatte. Man tödtete ihn; dem andern aber that man Nichts zu leide und ließ ihn in dem Dorfe. Alle Häuser wurden sorgfältig durchsucht; in dem Hause Takuri's fand man den Schädel eines Menschen, der vor wenigen Tagen gekocht worden war; man bemerkte daran noch einige fleischige Stücke und sogar die Spuren der Zähne der Kannibalen. Auch fand man ein Stück von einem Menschenschenkel, der an einem hölzernen Spieße steckte und zu drei Viertheilen verzehrt war.

In einem andern Hause fand man ein Hemd, das dem Kapitän Marion gehört hatte. Der Kragen dieses Hemdes war ganz blutig und auf

der Seite fand man 3 oder 4 Löcher, die ebenfalls mit Blut befleckt waren. In verschiedenen andern Häusern fand man einen Theil der Kleider und die Pistolen des jungen Vaudricourt, der Marion zu der fatalen Fischfangspartie begleitet hatte. Endlich fand man Waffen aus dem Boote und einen Haufen Lumpen von den Kleidern der hinterlistig ermordeten Soldaten.

Nachdem man genaue Nachsuchung im Dorfe gehalten und alle Beweise der Ermordung Marions und seiner Kameraden, so wie die von den Wilden zurückgelassenen Waffen und Effekten gesammelt hatte, wurden die Häuser in Brand gesteckt und das Dorf in einen Aschenhaufen verwandelt.

Um dieselbe Zeit sah das Detachement, daß die Eingeborenen ein anderes nahe gelegenes Dorf, das viel besser befestigt war, als die anderen, räumten. Ein gewisser Piki-Ore war der Häuptling desselben. Auf ihm ruhte der gegründete Verdacht, daß er der Mitschuldige Takuri's sey. Das Detachement zog sogleich auf das Dorf los und fand es gänzlich verlassen. Man durchsuchte alle Häuser und fand daselbst, wie im ersten, viele Effekten von den französischen Booten, und Lumpen von den Kleidern der Matrosen und Soldaten, welche die Barbaren ermordet hatten. Unter Anderem fand man im Hause Piki-Ore's menschliche Eingeweide, die von unsern Chirurgen als solche erkannt wurden; sie waren gereinigt und gekocht. Das Dorf wurde in einen Aschenhaufen verwandelt.

Am 14. Juli 1772 verließen die Schiffe Castries und Mascarin, unter den Befehlen Duclesmeurs und Crozets, Neuseeland, um ihre Reise in das Südmeer fortzusetzen, und hinterließen in dem Andenken der Neuseeländer fürchterliche Erinnerungen an die Rache der Franzosen. „Der Mord Marions," sagt d'Urville, „war eine Folge der bei den Neuseeländern geltenden Ideen über die unabweisbare Nothwendigkeit, erlittene Beleidigungen zu rächen. Den einstimmigen Angaben der Häuptlinge des Stammes Paroa zufolge, von welchen Tui, der erste unter ihnen, ein Enkel des Malu war, der vor Motu-Rua blieb, gehörten Takuri, der Anstifter der Ermordung Marions, und dessen Krieger zum Stamme Wangaroa; der zwei Jahre vorher von Surville verrätherisch weggenommene Nagui-Nuï gehörte auch zu diesem Stamme und war wahrscheinlich ein naher Verwandter Takuri's. In diesem Falle legte das in diesem Lande geltende Gesetz der Ehre dem Häuptling die Verbindlichkeit auf, diesen Schimpf zu rächen; wenn er so lange damit zuwartete, so wollte er sich wahrscheinlich eine günstige Gelegenheit dazu verschaffen."

Auf seiner zweiten Reise im März und April 1773 hielt sich Cook lange in der Duskybai, am Westkap Neuseelands, auf. Diese Bai bildet ein Labyrinth von Inseln und Kanälen, wo man die besten Ankerplätze findet. Im Innern erheben sich Gebirge von großer Höhe mit Gipfeln, die mit Schnee bedeckt sind; im südlichen Theile sieht man einen Wasserfall von bewunderungswürdigem Effekt; die Felsen, die ihn bilden, sind von Granit und einer Art in Lagen zerstreuten braunen und thonigen Kalksteins, der auf Neuseeland häufig vorkommt.

Am 18. Mai ankerte Cook im Königin-Charlottekanal, wo er seinen Reisegefährten, den Kapitän Furneaux, von dem er seit 3½ Monaten getrennt war, wieder fand. Die Eingeborenen handelten an Bord; Mädchen verkauften ihre Reize an die Matrosen gegen einige elende

Kleinigkeiten, nachdem sie von den Männern, denen man ebenfalls eine Kleinigkeit geben mußte, die Erlaubniß dazu erhalten hatten; einige verstanden sich jedoch nur mit Widerwillen dazu, und die verheiratheten Frauen zeichneten sich durch ihre Keuschheit aus und ließen sich durch Nichts verleiten. Die Engländer akklimatisirten dort einige europäische Pflanzen und Ziegen.

Am 7. Juni verließen die Engländer Neuseeland. Am 21. Oktober desselben Jahres erschien Cook wieder in der Hawkebai, wo zwei Häuptlinge ihn besuchten; er schenkte ihnen Schweine, Hühner, Sämereien und nützliche Wurzeln.

Zu dieser Zeit legte Cook von Neuem im Königin-Charlotte-Kanal bei, und überzeugte sich da, daß die Neuseeländer Menschenfresser seyen. Da einige Offiziere am Lande verstümmelte Glieder eines jungen Mannes gefunden hatten, die schon zum Braten zugerichtet waren, ließen sie dieselben an Bord bringen und dort kochen, und überließen sie den Eingeborenen, die mit Lust davon aßen. Der gute Taïtier Hidi-Hidi, der sich an Bord eines der beiden Schiffe befand, war so betrübt über dieses gräßliche Schauspiel, das Polynesier, welche dieselbe Sprache sprachen, wie er, Europäern gaben, daß er sich in einen Winkel verbarg, um dort ungestört über die Wildheit dieses Volkes weinen zu können, das wahrscheinlich einen gemeinsamen Ursprung mit dem seinigen hatte.

Während dieses Aufenthalts war der gelehrte Forster ein Zeuge folgender Scene: „Unser Freund Tawa-Anga," sagt er, „besuchte uns mit seiner ganzen Familie, mit seinem Sohn, dem kleinen Koa, und seiner Tochter Kopari. Man führte sie bei dem Kapitän ein, der ihnen mehrere Geschenke machte und dem Kinde eines von seinen eigenen Hemden anzog. Das Kind war so erfreut hierüber, daß unsere Liebkosungen es nicht in der Kajüte zurückhalten konnten; seine Eitelkeit wollte sich durchaus seinen Landsleuten auf dem Verdecke zeigen, und es ließ uns keine Ruhe, bis wir es hinausgehen ließen. Hier aber erfuhr Koa einen Unfall: ein alter Bock, der neben ihm herumlief und alle Neuseeländer in Schrecken sezte, stieß sich an der grotesken Gestalt des armen Koa, der sich in den weiten Falten seines Hemdes verlor, ging auf ihn los und warf ihn zu Boden. Er schien ein Vergnügen daran zu finden, ihm leichte Hornstöße zu versetzen und ihn der ganzen Länge nach auszustrecken, um sein Hemd besser besudeln zu können. Die vergeblichen Anstrengungen des Kindes, sich wieder zu erheben, und sein Geschrei reizten den Bock so auf, daß er wieder anfangen wollte, wenn die Matrosen nicht herbeigeeilt wären. Koa's Hemd war nun schwarz und sein Gesicht und seine Hände mit Schmutz bedeckt. In diesem kläglichen Zustande entkam er wieder in das Zimmer des Kapitäns. Er war sehr betrübt, seine Augen waren voll Thränen und er schien von seiner Eitelkeit geheilt zu seyn. Er erzählte seinem Vater weinend sein Unglück; allein statt Mitleid mit ihm zu haben, gerieth der Wilde in Zorn und schlug ihn zur Strafe. Wir reinigten ihm sein Hemd und wuschen ihm den ganzen Körper, was ihm vielleicht seit seiner Geburt nicht geschehen war. Sein Vater, der jedoch ein ähnliches Unglück fürchtete, rollte das Hemd sorgfältig zusammen, nahm seine eigene Kleidung und band in dieselbe alle Geschenke, die er und sein Sohn empfangen hatten, zusammen."

Kaum hatte Cook den Ankerplatz verlassen, als Furneaux auf denselben ankam. Ihm wurde eines seiner Boote weggenommen und die darin

befindlichen Matrosen von den Wilden erschlagen oder verzehrt. Die Engländer waren der angreifende Theil gewesen.

Cook kam noch zweimal an diese Orte und auf seiner dritten Reise hatte er den berühmten Maï bei sich, über dessen Reisen und Abenteuer wir bereits berichtet haben.

Zum Leztenmal verließ er diese Gegenden am 25. Februar 1777; er nahm zwei junge Eingeborne, Tawaï-Arua und Kokoa mit sich, welche ihr Vaterland nicht mehr sehen sollten. Dieser Aufenthalt war den Fortschritten in den Naturwissenschaften ebenso günstig, als die beiden andern. Der fleißige Anderson machte in den Zweigen, die vorher von Banks, Solander und den beiden Forster bearbeitet worden waren, eine Menge neuer kostbarer Bemerkungen.

Vancouver hielt sich im Jahr 1791 20 Tage lang in der Duskybai auf, fand aber daselbst bloß zwei verlassene Hütten.

Im Jahr 1793 kam Entrecasteaux an Manaua-Tauï und dem nördlichen Theile von Ika-na-Mauï auf einer Strecke von 25 Meilen vorbei, verkehrte aber mit den Eingebornen nur im Vorbeisegeln.

Hernach erschienen mehrere Kauffahrer-Kapitäne auf Neuseeland, unter Anderen Hansen und Dalrymple.

Im Jahr 1805 besuchte Savage, ein Arzt, die Inselbai, hielt sich 5 Wochen daselbst auf und gab eine weitläufige und genaue Schrift hierüber heraus.

In demselben Jahre 1805 ankerte der Walfischfänger Argo unter dem Kommando des Kapitäns Baden in der Inselbai, um Erfrischungen einzunehmen. Als dieses Schiff den Hafen verließ, schiffte sich Dua-Tara, der Neffe Tepahi's, des Häuptlings von Rangui-Hu, mit zweien seiner Landsleute ein. Die Argo hielt sich ungefähr 5 Monate an der Küste auf und kam sodann in die Inselbai zurück. Als sie Neuseeland ganz verließ, um sich nach Port-Jackson zu begeben, schiffte sich Dua-Tara ein und kam in Sidney-cove an. Nachdem die Argo wieder in den Stand gesezt worden war, in die See zu stechen, kehrte sie zum Fischfange an die Küsten Neuseelands zurück, blieb dort ungefähr 6 Monate und kam sodann nach Port-Jackson zurück. Auf diesem Kreuzzuge that Dua-Tara die Dienste eines gemeinen Matrosen und war der Mannschaft eines der Boote beigegeben. Bei der Ankunft der Argo in Sidney-cove wurde er ausgeschifft, empfing aber keine Belohnung für seine einjährigen Dienste. Nun schiffte er sich auf dem Walfischfänger Albion, der sich auf der Rhede befand und von dem Kapitän Richardson befehligt wurde, ein. Er blieb sechs Monate lang auf diesem Schiffe, das in den Meeren Neuseelands fischte. Als der Albion in der Inselbai vor Anker gegangen war, verließ ihn Dua-Tara und kehrte zu seinen Freunden zurück. Der Kapitän Richardson behandelte ihn sehr billig und bezahlte ihm seinen Sold in verschiedenen europäischen Artikeln. Um diese Zeit hielt der Walfischfänger Santa-Anna, unter dem Kommando des Kapitän Moody, auf seinem Wege nach der Insel Bounty, wo er Seehundsfelle einnehmen wollte, in der Inselbai an. Dua-Tara schiffte sich auf diesem Fahrzeuge ein. Auf Bounty angekommen, wurden der unerschrockene Dua-Tara, einer seiner Landsleute, 2 Taïtier und 10 Europäer an's Land gesezt, um Seehunde zu fangen. Sodann segelte das Schiff nach Neu-Seeland ab, um sich Pataten zu verschaffen und nach der

Insel Norfolk, um Schweine zu holen, und ließ die gelandeten 14 Mann mit einem kleinen Vorrath Wasser, Brod und gesalzenem Fleisch zurück. Ungefähr 5 Monate nachdem der King-Georges unter Kapitän Chaly die Insel Bounty verlassen hatte, ankerte er dort von Neuem. Vor der Ankunft dieses Schiffes hatte die Jägerschaar 3 Monate lang aus Mangel an Wasser und anderen Vorräthen grausam Noth gelitten. Es gab kein süßes Wasser auf der Insel und sie hatten kein anderes Nahrungsmittel als das Fleisch von Robben und von Seevögeln, z. B. von Fregattenvögeln und Albatrossen, deren Blut sie tranken, um ihren Durst zu löschen. Die Leiden, welche ihnen Hunger und Durst bereitet hatten, waren groß; sie hatten kein Wasser gehabt, außer wenn es einige Tropfen geregnet hatte. Zwei Europäer und ein Taïtier waren diesen Leiden erlegen. Wenige Wochen nach der Ankunft des King-Georges kehrte der Santa-Anna zurück; während seiner Abwesenheit hatten die Jäger sich 8000 Robbenfelle verschafft.

Nachdem der Santa-Anna diese Häute wieder eingeschifft hatte, segelte er nach England zurück, und Dua-Tara, der schon lange das lebhafteste Verlangen gehabt hatte, den König Georg III. zu sehen, machte die Reise als gemeiner Matrose mit, in der Hoffnung, seinen Wunsch befriedigt zu sehen. Er kam im Monat Juli 1809 in der Themse an. Nun bat der gute und muthige Neuseeländer den Kapitän, ihn den König sehen zu lassen, weil ihn allein dieser Grund bewogen habe, sein Vaterland zu verlassen. Als er sich erkundigte, wie man es denn angehen müsse, um den König sehen zu können, sagte man ihm einmal, er würde sein Haus nicht finden können, ein anderes Mal aber, es dürfe Niemand den König Georg sehen. Er war sehr betrübt, seine Hoffnung getäuscht zu sehen und sah nur sehr wenig in London, denn man erlaubte ihm nur selten, an's Land zu gehen. Als das Schiff seine Ladung ausgeschifft hatte, kündigte ihm der Kapitän an, daß er ihn auf das Schiff Ann bringen wolle, das die Regierung zum Transport von Verurtheilten nach Neusüdwales gemiethet hatte. Dua-Tara bat ihn um einigen Sold und um Kleidungsstücke; aber Moody weigerte sich, ihm etwas zu geben, indem er sagte, die Ausrüster des Schiffs würden ihn bei seiner Ankunft in Port-Jackson mit Musketen bezahlen, die er aber nie empfing. Um diese Zeit nun wurde er gefährlich krank, theils in Folge seiner Strapazen, theils aus Aerger über seine getäuschten Hoffnungen.

Krank, arm und ohne Freunde wurde er nach Gravesend und an Bord des Ann gebracht. Er befand sich seit der Ankunft des Santa-Anna bereits 14 Tage im Flusse und man hatte ihm noch nie erlaubt, eine Nacht am Lande zuzubringen. Kurz nachdem er sich auf dem Ann eingeschifft hatte, segelte dieser nach Portsmouth ab. Marsden hatte von der Regierung den Befehl erhalten, sich auf diesem Schiffe wieder nach Neusüdwales zu begeben und kam einige Tage nach seiner Ankunft zu Spithead auf dasselbe. Dua-Tara war schon krank, ohne daß der berühmte Missionär wußte, daß er an Bord war. Das Erstemal, als er ihn sah, war er auf dem Vorderkastell in einen weiten, alten Mantel eingehüllt; er schien sehr schwach und leidend zu seyn; er hatte einen heftigen Husten und warf viel Blut aus; es schien, als habe er kaum noch einige Tage zu leben. Marsden fragte den Kapitän, wo er diesen Menschen getroffen habe, und Dua-Tara, wer ihn nach England geführt habe

und wie er in diesen elenden Zustand gekommen sey. Der unglückliche Neuseeländer antwortete, die Leiden und Mißhandlungen, die er an Bord des Santa-Anna habe erdulden müssen, seyen übermäßig gewesen und die Matrosen hätten ihn grausam geschlagen. Dieß sey die Ursache seines Blutspeiens; der Kapitän habe ihn um seinen ganzen Lohn betrogen und ihn verhindert, den König zu sehen. „Ich hätte gewünscht", sagt Marsden, „wenn es möglich gewesen wäre, den Kapitän des Santa-Anna zu Ausbezahlung seines Lohnes anzuhalten; allein es war zu spät; ich bemühte mich, Dua-Tara zu trösten und versprach ihm, ihn gegen Mißhandlungen aller Art zu schützen und für seine Bedürfnisse zu sorgen."

Die Sorgfalt des Chirurgen, des Kapitäns und der Offiziere und die passenden Nahrungsmittel, welche man dem Dua-Tara verabreichte, gaben ihm bald seine Kräfte und seinen Muth wieder. Er zeigte sich in der Folge immer sehr erkenntlich für die Rücksichten, welche man für ihn gehabt hatte. Sobald er konnte, verrichtete er wieder Matrosendienste an Bord des Ann bis zu seiner Ankunft in Port-Jackson im Februar 1810 und that seine Schuldigkeit so gut, als alle anderen Matrosen. „Dua-Tara verließ den Ann", sagt Marsden, „und begleitete mich nach Para-matta, bei Port-Jackson in Australien, wo er bis zum Monat November des folgenden Jahres bei mir blieb; während dieser Zeit beschäftigte er sich mit dem Ackerbau. Im Oktober kam der Walfischfänger Frederik aus England an; er wollte an den Küsten von Neuseeland fischen. Dua-Tara, der seine Freunde zu sehen wünschte, von denen er seit langer Zeit getrennt war, bat mich, ihm an Bord des Frederik einen Platz zur Ueberfahrt nach seinem Vaterlande zu verschaffen. Um diese Zeit war auch ein Sohn Tepahi's, ein naher Verwandter Dua-Tara's, bei mir, so wie auch zwei andere seiner Landsleute; sie wünschten Alle in ihr Vaterland zurückzukehren. Ich wandte mich an den Kapitän des Frederik, um Plätze für sie zu erhalten; er bewilligte sie unter der Bedingung, daß sie ihm seine Ladung an Fett sollten verschaffen helfen, so lange das Schiff an den Küsten Neuseelands wäre, und versprach, sie, wenn er Neuseeland ganz verlasse, in der Inselbai an's Land zu setzen. Diese 4 Eingebornen waren sehr schöne Leute und für den Kapitän eine kostbare Acquisition."

Als sie im Monat November Port-Jackson auf dem Frederik verließen, schmeichelten sich alle mit der Hoffnung, bald ihre Freunde und ihr Vaterland wieder zu sehen. Als das Schiff vor dem Nordkap ankam, brachte Dua-Tara zwei Tage am Lande zu, um einen Vorrath von Pataten und Schweinen für die Schiffsmannschaft anzuschaffen; denn er war mit den Bewohnern dieses Ortes sehr bekannt und hatte mehrere Freunde unter ihnen. Sobald das Schiff die nöthigen Lebensmittel eingenommen hatte, sezte es seinen Kreuzzug fort; und als es nach Verlauf von ungefähr 6 Monaten seine Ladung hatte, war es zur Abreise fertig. Dua-Tara, welcher sah, daß der Kapitän beabsichtige, seine Rückreise nach England anzutreten, verlangte, daß er und seine drei Gefährten dem von Marsden vor seiner Abreise von Port-Jackson mit ihm geschlossenen Vertrage gemäß an's Land gesezt würden. In diesem Augenblicke war der Frederik in der Inselbai, wo ihre besten Freunde wohnten; Dua-Tara hatte in Erwartung, daß man ihn auf der Stelle ans Land setzen würde, alle seine Effekten in ein Boot gebracht. Als er in den Kapitän drang,

sie an's Land zu entlassen, antwortete er, er werde es thun, sobald man noch einen Walfisch gefangen habe . . . . . und das Schiff steuerte auf die offene See hinaus. Dua-Tara war trostlos, denn er brannte vor Begierde, seine Frau und seine Kinder wieder zu sehen, von welchen er seit drei Jahren entfernt war. Er bat inständig, ihn auszusetzen, auf welchem Punkte Neuseelands er auch wolle. „Am Orte liegt mir wenig; wenn ich nur an's Land gesezt werde, so werde ich meinen Weg schon zu finden wissen." Der Kapitän gab es nicht zu, und sagte, er habe im Sinn, nach der Insel Norfolk zu segeln und sodann sich nach England zu begeben, auf seinem Wege von der Insel Norfolk aber nach Europa sie auf Neuseeland abzusetzen.

Als der Frederik vor dieser Insel angekommen war, wurden Dua-Tara und seine drei Gefährten an's Land geschickt, um Wasser zu holen. Sie wären in der Brandung beinahe ertrunken, denn sie wurden unter die hohlen Felsen am Ufer getrieben. Dua-Tara sagte bei dieser Gelegenheit in dem emphatischen Style, der den Wilden eigen ist, in dem Augenblick, als er wieder an die freie Luft kam, „sein Herz sey voll Wasser". Auf der Insel Norfolk ist das Landen wegen der Brandung für Boote sehr gefährlich. Als der Frederik Holz und Wasser eingenommen und der Kapitän keinen Vorwand mehr hatte, Dua-Tara und seine 3 Gefährten zurückzuhalten, erklärte er ihnen endlich, daß er nicht an Neuseeland vorbeikommen, sondern seine Reise geradezu nach England fortsetzen werde. Der Schmerz Dua-Tara's war sehr groß; er erinnerte den Kapitän an sein Versprechen, das er nun nicht halten wolle, sagte ihm, er habe schlecht gegen ihn gehandelt, da er sich geweigert, ihn auszuschiffen, als er vor der Inselbai gewesen sey, wo er nur zwei Meilen von seiner Heimath entfernt gewesen; er habe Unrecht gehabt, ihn nicht am Nordkap auszuschiffen, als sie so nahe am Lande vorübergefahren seyen, und es sey grausam, ihn mit seinen Gefährten auf der Insel Norfolk zurückzulassen, wo sie an Allem Mangel leiden müßten, ohne die Dienste zu berücksichtigen, welche sie ihm bei Herbeischaffung seiner Ladung geleistet hätten. Alle diese Vorstellungen machten keinen Eindruck auf diesen harten Mann, der auf sein Schiff zurückkehrte und sie ihrem Schicksal überließ. Er kam aber noch einmal an's Land und schleppte den Sohn Tepahi's, der weinte und flehentlich bat, ihn bei Dua-Tara zu lassen, mit Gewalt in's Schiff. Man erfuhr nichts mehr von diesem jungen Menschen seit seiner Abfahrt von der Insel Norfolk. Der Frederik segelte nach England ab und wurde auf der Ueberfahrt nach einem mörderischen Gefechte, an welchem der Kapitän und der erste Steuermann tödtlich verwundet wurden, von einem Amerikaner genommen. So strafte die gerechte Vorsehung. Einige Zeit nachdem der Frederik von Norfolk abgesegelt war, hielt der Walfischfänger Ann unter Kapitän Gwinn auf seiner Fahrt nach Port-Jackson daselbst an, um Erfrischungen einzunehmen. Dua-Tara wandte sich mit der Bitte, sie mitzunehmen, an den Kapitän Gwinn, und dieser war so menschlich, sie zu gewähren.

„Bei der Ankunft des Ann zu Port-Jackson erzählte mir der Kapitän," sagt Marsden, „er habe Dua-Tara zu Norfolk in der traurigsten Lage und beinahe nackt angetroffen, da der Kapitän des Frederik ihn und seine Gefährten ohne Kleider und Vorräthe gelassen habe. Gwinn erklärte überdieß, daß der Antheil Dua-Tara's und seiner Gefährten an

dem Fette, das der Frederik eingenommen habe, für jeden 100 Pfund Sterling betragen haben würde, wenn sie dem Schiffe bis nach England gefolgt wären, daß also der Kapitän ihnen einen beträchtlichen Schaden zugefügt habe. Gwinn war sehr gütig gegen Dua-Tara und lieferte ihm Kleider und andere Bedürfnisse, wofür dieser auch sehr dankbar war. Dua-Tara war sehr erfreut darüber, daß er bei mir in Parramatta war, und machte mir eine rührende Schilderung von dem Schmerze, den er empfunden, als er im Angesicht seines Vaterlandes gewesen und man ihm nicht habe gestatten wollen, seine Frau und seine Freunde zu sehen, von denen er so lange getrennt gewesen sey; er schilderte mir auch seine Bestürzung, als der Frederik die Insel Norfolk verlassen und ihn beinahe ohne Hoffnung, je wieder in sein Vaterland zurückkehren zu können, zurückgelassen habe. Ehe er von Port-Jackson abreiste, hatte er Saatfrucht, Ackerbauwerkzeuge und verschiedene andere nützliche Artikel sich verschafft; aber auf dem Frederik war er um all' dieses gekommen, und als er in die Kolonie zurückkehrte, besaß er nichts mehr von dem, was er empfangen hatte. Er blieb bei mir in Parramatta, bis der Walfischfänger Ann, der dem Hause Alexander Burnie in London gehörte, aus England ankam. Da dieses Schiff sich an die Küste Neuseelands begab, so bat mich mein Gast, ihm darauf einen Platz zur Ueberfahrt zu verschaffen, da er noch einmal versuchen wollte, seine Familie und seine Freunde wieder zu sehen. Ich wandte mich deßhalb an den Kapitän, der ihn unter der Bedingung aufnahm, daß Dua-Tara an Bord bleiben und Matrosendienste thun sollte, so lange der Ann an der Küste wäre. Dua-Tara versprach es gerne, und als das Fahrzeug Port-Jackson verließ, schiffte er sich ein und nahm zum zweiten Male Saatfrucht und Ackerbauwerkzeuge mit. Das Schiff blieb 5 Monate lang an der Küste; sodann wurde er zu seiner und seiner Landsleute unaussprechlicher Freude bei seiner Heimath an's Land gesezt.

„In der Zeit, die er bei mir zubrachte, war er unaufhörlich darauf bedacht, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, besonders im Ackerbau. Er begriff vollkommen die Wohlthaten dieser ersten unter allen Künsten und verstand die Beschaffenheit des Bodens recht gut zu beurtheilen. Er wünschte lebhaft, sein Land könnte die ihm von der Natur verliehenen Vortheile benutzen, und war vollkommen überzeugt, der Reichthum und Wohlstand eines Volkes hängen vornehmlich von den Erzeugnissen seines Bodens ab. Kaum war Dua-Tara aus dem Ann gestiegen, als er durch den Tod seines Oheims Tepahi Häuptling von Rangui-Hu wurde. Er nahm das Getreide, das er von Parramatta mitgebracht hatte, und unterrichtete seine Freunde und die Häuptlinge der Nachbarschaft über den hohen Werth dieses Getreides, indem er ihnen auseinandersezte, daß die Europäer aus diesem Getreide den Zwieback machen, den sie an Bord der Schiffe gesehen und gegessen hätten. Einen Theil der Saatfrüchte gab er sechs Häuptlingen und einigen seiner Leute, und zeigte ihnen, wie man sie säen müsse; den Rest behielt er für sich und seinen Oheim Schongui, einen der berühmtesten Häuptlinge von Ika-na-Mui, dessen Besitzungen sich von der östlichen bis zur westlichen Küste dieser Insel erstreckten. Alle Diejenigen, welchen Dua-Tara von seinem Saamen gegeben hatte, säeten ihn und er keimte recht gut; mehrere aber waren zu ungeduldig und wollten ernten, ehe die Frucht gereift war, und da sie an der Wurzel die Körner zu finden hofften, wie bei

den Pataten, so untersuchten sie die Wurzeln; weil sie aber nun unter dem Boden kein Getreide fanden, so rissen alle, mit Ausnahme Schonguis, die Wurzeln heraus und verbrannten sie. Die Häuptlinge verspotteten Dua-Tara wegen des Getreides; sie sagten, weil er große Reisen gemacht habe, habe er geglaubt, ihre Leichtgläubigkeit mit solchen Fabeln mißbrauchen zu können. Alle Gründe, die er vorbrachte, konnten sie nicht überzeugen, daß man aus dem Getreide Brod machen könne. Seine und Schongui's Ernte kamen zur Reife, und die Aehren wurden gesammelt und gedroschen; allein obgleich die Eingebornen mit größter Verwunderung sahen, daß die Frucht an dem Stengel und nicht an der Wurzel der Pflanze sey, so glaubten sie es doch nicht, daß man Brod daraus machen könne. Um diese Zeit ankerte der Jefferson unter Kapitän Thomas Burnes in der Inselbai. Dua-Tara, dem so viel daran lag, die Vorurtheile der Häuptlinge gegen sein Getreide zu vernichten und die Wahrheit seiner Behauptungen in Betreff des Getreides zu erweisen, bat den Kapitän des Jefferson, ihm eine Pfeffer- oder Kaffeemühle zu leihen. Er wollte damit einen Versuch machen, einen Theil seines Getreides in Mehl zu verwandeln, um daraus dann einen Kuchen zu machen; allein die Mühle war zu klein und er konnte damit nicht zu Stande kommen.

Durch ein Schiff, das sich von Neuseeland nach Sidney begab, ließ er Marsden sagen, er sey endlich in seine Heimath zurückgekommen, er habe sein Getreide gesäet und es sey gut gerathen, aber er habe vergessen, sich mit einer Mühle zu versehen, und er bitte ihn, ihm eine zu schicken, so wie auch einige Hacken und andere Ackerbauwerkzeuge. Kurze Zeit nachher reiste das Schiff Königin Charlotte, das nach Port-Jackson gehörte, nach den Pearlinseln ab, und kam auf dieser Reise an dem Nordkap Neuseelands vorbei. Marsden schickte Hacken und andere Ackerbauwerkzeuge, so wie auch einige Säcke Getreide an Bord, und bat den Kapitän, sie Dua-Tara zuzustellen. Unglücklicherweise kam dieses Schiff über Neuseeland hinaus, ohne es berühren zu können, und wurde nachher von den Taïtiern genommen, welche das Getreide wegnahmen und die Ackerbauwerkzeuge zerstörten. Sobald der gute Missionär diese Nachricht empfing, bedauerte er es aufrichtig, daß die wohlwollenden Absichten Dua-Tara's für das Wohl und die Civilisation seiner Landsleute so häufig vereitelt würden, und sah wohl ein, daß man Nichts von Bedeutung für Neuseeland thun könne, wenn nicht ein Schiff ausdrücklich dazu bestimmt würde, die Verbindung zwischen dieser Insel und Port-Jackson zu unterhalten.

„Als Kendall, der von unserer Missionsgesellschaft abgeschickt worden war, auf dem Earl-Spencer ankam," sagt Marsden, „machte ich sogleich den Plan, ein Schiff für den Dienst Neuseelands zu kaufen oder zu miethen; denn ich wollte den Versuch machen, eine Niederlassung zu gründen, wie es von der Gesellschaft im Jahr 1808 beschlossen worden war, die dazu Hall und King ausersehen hatte, welche mich nach Neusüdwales begleiteten. Ich machte den Versuch, ein Schiff zu miethen; aber ich konnte mir nach Neuseeland keines um weniger als 600 Pfund Sterling verschaffen, eine Summe, welche mir für eine Reise doch zu hoch schien. Um diese Zeit kam die Brigg Active von Dervent an; der Eigenthümer bot sie mir zum Kaufe an und ich kaufte sie. Aber es waren zu verschiedenen Zeiten Metzeleien, sowohl von Seiten der Europäer als

der Eingeborenen vorgefallen. Vor kurzer Zeit erst war die ganze Mannschaft des Boyd niedergemacht und das Schiff verbrannt worden. Ich hielt es nicht für klug, sogleich Kolonisten-Familien hinzuschicken, sondern vielmehr zuerst mich selbst mit Hall und Kendall dahin zu begeben. Da ich mehrere Häuptlinge kannte, so konnte ich mir wohl so viel Einfluß über sie versprechen, daß ich meine Plane in Ausführung bringen könnte, wenn es mir möglich wäre, dahin zu kommen; denn in diesem Falle würde ich Dua-Tara und den andern Häuptlingen den großen Plan leicht auseinandergesezt haben, den die Gesellschaft bei Absendung von Europäern hätte, die unter ihnen wohnen sollten. Als ich das Schiff gekauft hatte, begab ich mich zu dem Gouverneur Macquarie, theilte ihm meinen Plan mit und erklärte ihm, daß die Gesellschaft eine Niederlassung auf Neuseeland zu gründen wünsche; sodann bat ich ihn um die Erlaubniß, dieses Land besuchen zu dürfen. Der Gouverneur hielt es nicht für angemessen, mir die Erlaubniß für dieses Mal zu gewähren, sagte mir aber, daß er, wenn ich die Active dahin schicken wolle und sie unversehrt zurückkäme, mir die Erlaubniß geben werde, die Kolonisten und ihre Familien dahin zu begleiten, wenn das Schiff zum Zweitenmale dahin gehe. Diese Antwort befriedigte mich; denn ich zweifelte nicht, daß die Active bei dem Zweck ihrer Reise in diese Gegenden glücklich wieder zurückkommen würde. Deßhalb gab ich dem Schiffe Befehl, sich zur Abreise zu rüsten, und Hall und Kendall den Auftrag, sich auf demselben in die Inselbai zu begeben, wo die Eingebornen wohnten, welche ich kannte.

„Ich sandte eine Botschaft an Dua-Tara, um ihm auseinanderzusetzen, in welcher Absicht ich Hall und Kendall zu ihm abgeschickt habe, und lud ihn zugleich ein, mit ihnen nach Port-Jackson zurückzukommen und einige andere Häuptlinge mitzubringen. Ich schickte ihm eine Handmühle zum Mahlen des Getreides, ein Sieb und Saatfrucht, so wie einige andere Geschenke. Bei der Ankunft der Active wurden die Kolonisten von Dua-Tara und allen andern Häuptlingen aufs Wohlwollendste aufgenommen, und während der sechs Wochen ihres Aufenthaltes auf Neuseeland mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Dua-Tara war sehr erfreut über die Mühle. Er machte sich sogleich daran, vor den Augen seiner Landsleute Getreide zu mahlen, welche tanzten und vor Freude schrieen, als sie das Mehl sahen. Er sagte mir, er habe darauf einen Kuchen gemacht und ihn in einer Bratpfanne gebacken; hernach habe er seinen Landsleuten zu essen gegeben, welche sich nun von der Wahrheit seiner Behauptung, daß man aus Getreide das Brod bereite, vollkommen überzeugt hätten. Die Häuptlinge baten nun auch um Saatfrucht und lernten den Werth des Getreides vollkommen schätzen. Im lezten Januar sah ich welches, das sehr schön und kräftig stand: das reife Korn war voll und glänzend, weßhalb ich glaube, daß das Klima und der Boden von Neuseeland sehr günstig für seinen Anbau sind. Vor der Ankunft der Active hatte Dua-Tara beschlossen, Port-Jackson mit dem ersten Schiffe zu besuchen, das von Neuseeland nach dieser Kolonie absegeln würde, um sich eine Mühle, Hacken und einige andere Gegenstände, die er nöthig hatte, zu verschaffen. Er war außer sich vor Freude, als die Active in die Bai einlief, in der Hoffnung, auf ihr einen Platz zur Ueberfahrt zu finden; da er aber die Mühle erhielt, welche ich ihm schickte, sammt der Saatfrucht und den andern Artikeln, änderte er seinen Plan,

und erklärte, daß er sich nun zwei Jahre lang auf den Ackerbau legen werde, da er ja nun die Mittel besitze, das Land zu bauen und sein Getreide zu mahlen.

„Der berühmte und mächtige Häuptling Schongui, ein Oheim Dua-Tara's, wünschte damals sehr, einen Besuch in Port-Jackson zu machen. Da er aber keinen Freund in Sidney hatte, der ihm hätte als Dolmetscher dienen können, so beschloß sein Neffe, ihn zu begleiten. Der Leztere erzählte mir, er habe, da seine Frauen, seine Freunde und sein Volk ihn dringend gebeten hätten, zu Hause zu bleiben, sich bemüht, sie zu überzeugen, daß er in 4 Monaten wieder zurückkehren werde, sie hätten es ihm aber nicht glauben wollen, und seyen vielmehr der festen Ueberzeugung, die Active werde nie mehr zurückkommen. Der Priester habe ihm angekündigt, seine erste Frau werde, wenn er sie verlasse, sterben, ehe das Schiff zurückkomme. Dieß ist eben die Frau, welche sich am Morgen nach dem Todestage Dua-Tara's aus zärtlicher Anhänglichkeit an ihn erhenkte. Er habe nun dem Priester geantwortet, er sey schon mehreremale zurückgekommen und werde auch dieses Mal zurückkehren. Hierauf habe er von seinen Leuten Abschied genommen, habe sich mit seinem Oheim und einigen wenigen Freunden nach Neusüdwales eingeschifft und sey nach Verlauf eines Monats glücklich in Parramatta angekommen.

„Während seines Aufenthaltes bei mir sah ich ihn oft in Gedanken vertieft, und fragte ihn um die Ursache seiner Unruhe. Er antwortete: ich fürchte, meine erste Frau sey gestorben oder krank. Was der Priester ihm in Absicht auf den Tod seiner ersten Frau, während seiner Abwesenheit, gesagt hatte, hatte offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ob er gleich früher beinahe 3 Jahre in meiner Familie zugebracht, während dieser Zeit sich immer vernünftig gezeigt hatte und bei jeder Gelegenheit geneigt gewesen war, religiösen Unterricht zu empfangen. Der Aberglaube, der in seiner Kindheit in Neuseeland ihm eingeprägt worden war, hatte tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen. Er sezte großes Vertrauen in Das, was ihm der Priester gesagt hatte, so wie auch in die Wirkung seiner Gebete.

„In den lezten sechs Jahren seines Lebens hatte Dua-Tara Gefahren aller Art, Entbehrungen und Elend durchgemacht, die man sich nur denken kann. Als ich mit ihm und dem Reste der Kolonisten im Jahr 1814, der Zeit meiner ersten Reise, der noch drei andere folgten, auf Neuseeland ankam, schien er das große Ziel aller seiner Strapazen, das beständig der Gegenstand seiner Unterhaltung war, nämlich das Mittel, seine Landsleute zu civilisiren, erreicht zu haben. Freudig und triumphirend sagte er mir damals: „nun habe ich den Anbau des Getreides auf Neuseeland eingeführt; in kurzer Zeit wird mein Vaterland ein bedeutendes Land werden; ich werde Getreide nach Port-Jackson ausführen, und dagegen Hacken, Beile, Spaten, Thee und Zucker u. s. w. eintauschen können.“ Ganz mit diesem Gedanken beschäftigt, traf er mit seinem Volke Verabredungen über sehr weitläufige Kulturen; auch hatte er den Plan zu Erbauung einer Stadt mit regelmäßigen Straßen nach europäischer Weise und zwar in einer Lage entworfen, welche die Einfahrt in die Bai und die umliegende Gegend beherrschte. Ich begleitete ihn zu diesem Punkte: wir besahen die für die Stadt bezeichnete Gegend, den Ort, wo die Kirche erbaut werden sollte, und ihre Straßen sollten alle

ausgesteckt werden, ehe die Active nach Port-Jackson abging. In dem Augenblick aber, als alle diese Plane ausgeführt werden sollten, wurde er auf sein Sterbelager geworfen. Ich konnte mich eines Gefühls der Verwunderung und des Erstaunens nicht erwehren, als ich ihn unter der Last der Krankheit gebeugt sah, und konnte kaum glauben, daß die Vorsehung der Welt einen Mann entreißen wolle, dessen Daseyn von so hoher Bedeutung für sein Land zu seyn schien, das kaum erst aus der Barbarei und der Finsterniß des gröbsten Aberglaubens hervorging. Ohne Zweifel hatte er sein Ziel erreicht und die Bestimmung erfüllt, die ihm angewiesen war, ob ich gleich der festen Meinung war, seine Laufbahn werde eigentlich jezt erst beginnen. Er begriff schnell, unterschied mit Sicherheit, urtheilte richtig und hatte einen furchtlosen Charakter, und dabei war er sanft, freundlich und angenehm in seinen Manieren. Sein Körperbau war stark und kräftig und versprach ein langes Leben. Bei seinem Tod stand Dua-Tara in der Blüthe seiner Kraft und seines Alters, und war ausnehmend thätig und fleißig. Er konnte 28 Jahre alt seyn. Ungefähr vier Tage vor seinem Tode bekam er heftige Schmerzen in den Eingeweiden und in der Brust, begleitet von erschwertem Athem und einem starken Fieber. Ueber dieses traurige und dunkle Ereigniß nachdenkend, rief ich mit dem Heidenapostel aus: „O welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!"

Im Jahr 1808 war Dalrymple mit dem Schiffe General Wellesley in der Inselbai, wo ihm ein Engländer, der an die Tochter eines Häuptlings, Namens Tepahi verheirathet war, einige Dienste leistete. Bruce begleitete ihn auf seiner Reise von Neuseeland nach Indien, wo aber der Kapitän den Mann zu Malacca zurückließ und die Frau zu Pulo-pinang verkaufte. Es gelang jedoch den beiden Gatten, sich wieder zusammenzufinden und in die Inselbai zurückzukehren; diese Handlung der Undankbarkeit und Treulosigkeit mußte den Neuseeländern einen traurigen Begriff von europäischer Treue und Glauben beibringen.

Im Jahr 1815 wurden die zwei Schiffe Trial und Brothers beim Kap Muhao von den Neuseeländern angegriffen. Die Weißen hatten das erste Unrecht begangen.

Im Jahr 1816 eröffnete Kendall seine Schule.

Im März 1816 wurden, als die amerikanische Brigg Agnes in der Toko-Malubai vor Anker lag, 3 Mann getödtet und die 12 andern, welche Engländer und Amerikaner waren, erschlagen, gebraten und verzehrt, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Rutherford, eines Engländers von Geburt, der Häuptling wurde. Rutherford gefiel einem mächtigen Häuptling, Namens Emaï; er ließ ihn tättowiren, und er hatte mehrere Abenteuer, die er bei seiner Rückkehr in Europa erzählte, wohin er sich nach mehreren Wechselfällen und einer zehnjährigen Gefangenschaft rettete.

Liddiard Nicholas, ein Bürger von Neusüdwales, begab sich im Jahr 1817 dahin; sein Reisebericht ist nach unserer Meinung das Merkwürdigste, was je über diesen Welttheil erschienen ist.

Im Jahr 1817 schifften sich Tuaï und Titari nach London ein, wo sie 10 Monate in den Schulen der Missionsgesellschaft zubrachten. Hier einiges Merkwürdige über den Ersteren.

Tuaï war einige Jahre vorher der Mannschaft des Walfischfängers Phönix unter Kapitän Parker beigegeben gewesen. Dieses Schiff befand sich einst drei Tagreisen von Neusüdwales entfernt. Der Kapitän, Tuaï und 4 Matrosen bestiegen ein Boot; sie hatten einen Walfisch erlegt, und ehe sie noch angefangen hatten, ihn zu zerstückeln, zeigte sich ein anderer. Deßhalb steckten sie nach ihrer Gewohnheit eine Flagge auf den todten Walfisch, um ihn zu zeichnen, und schickten sich an, den andern zu verfolgen. Dem Kapitän glückte es, ihn zu harpuniren, und Tuaï forderte seine Gefährten auf, das Boot rückwärts zu treiben; aber der Kapitän wollte den Walfisch noch einmal treffen. Er hätte jedoch besser daran gethan, dem Rathe Tuaï's zu folgen; denn während er die zweite Harpune auf ihn losschleuderte, erhob sich das Seeungeheuer über das Wasser, schlug mit seinem Schwanze das Boot in Stücke und verwundete zugleich den Kapitän an den Beinen. Sogleich schwammen die 4 Matrosen auf den todten Walfisch zu, der ungefähr 2½ Meilen entfernt war; das Schiff, das 15—20 Meilen entfernt war, konnte man nicht sehen. Tuaï aber, der sich nicht entschließen konnte, seinen Kapitän in dieser traurigen Lage zurückzulassen, ergriff schnell einen Bootshaken, faßte den Kapitän an den Kleidern und brachte ihn glücklich auf eines der Trümmer des Bootes. Dann machte er aus mehreren Trümmern des Bootes, die er mit Stricken zusammenband, eine Art Floß und band seinen verwundeten Freund darauf. Mit seinem Hemde und Stücken von seinen Kleidern verband er ihm die zerbrochenen Glieder so gut er konnte, steckte ein Signal auf das Floß, nahm den Kapitän an der Hand, sprach ihm Muth ein und schwamm auf den todten Walfisch zu. Als er ankam, traf er die 4 Matrosen ganz erschöpft an; denn sie hatten nicht auf den Fisch steigen können, weil seine Haut zu schlüpfrig war. Zum Glück hatte Tuaï ein Messer an einer Schnur am Halse hängen; mit diesem Messer schnitt er Löcher in die Haut, vermittelst welcher sie hinaufklettern konnten. Zwei Stunden nachher schickte das Schiff, indem das Meer ganz ruhig war, ein Boot aus, das sie und den armen Kapitän aufnahm. Dieser wurde wieder hergestellt und belohnte Tuaï für sein braves Benehmen.

Bei mehreren Gelegenheiten zur See und zu Lande hing das Leben Tuai's nur noch an einem Faden. Er hat mehrere Narben auf dem Leibe, und einmal wurde er von einem Lanzenstoße durchbohrt.

Er sagte einmal Marsden, seine Landsleute könnten nicht glauben, daß ein und derselbe Gott sie und die Weißen erschaffen habe. Wenn ihnen die Missionäre sagen, es gebe nur Einen Gott, so bringen sie verschiedene Gründe vor, um zu beweisen, daß das nicht seyn könne. Hier Briefe der beiden neuchristlichen Häuptlinge, welche auf der Kriegsbrigg Kangaru nach England gegangen waren, um nützliche Kenntnisse für die Civilisation ihres Landes sich zu erwerben, und auf dem Baring nach Neuseeland zurückkamen:

Briefe Tittaris und Tuaïs,

welche diese Eingeborne nach ihrer Rückkunft von England nach Neusüdwales an den Sekretär der Gesellschaft schrieben.

Parramatta, 12. Juli 1819.

Mein theurer Vater und Freund Pratt.

„Ich danke dir, du so höflich gegen mich. Ich hoffe deine ganze Familie sehr wohl. Tittari sehr wohl.

„Der Baring legt bei Madera an. Wir gehen alle an's Land, wir schlafen am Land. — Morgens vor dem Frühstück alle gehen ein wenig zu Pferde, wir besteigen einen sehr hohen Hügel. — Besuchen große, schöne Kirche. — Große Kerze und Büchse, wie die Büchse der Missionäre. — Der Mann bittet mich, Geld in die Büchse für die Jungfrau Maria zu thun. — Hernach steigen wir hinab; nehmen ein gutes Frühstück ein. — Sehr merkwürdiges Volk, portugiesisches Volk. — Wir begegnen hierauf dem Kapitän Lamb; er führt Tuaï und mich in das Haus des Gouverneurs. — Viele Orangen. — Viele Limonien. — Viel Wein. — Wir gehen an Bord, folgenden Morgen unter Segel. —

„Wir passiren die Linie. Neptun kommt an Bord. Man macht jedem den Bart mit einem Stück Eisen. Jeder in eine Wasserkufe getaucht. —

„Als beim Kap der guten Hoffnung, viel Wind. Sehr starkes Wehen. Sehr großes Meer. Nur zwei Segel außen. Viel Schlingern. Sonntag Morgens der Fockmast zerbrochen; sehr guter Zimmermann an Bord stellt ihn wieder her, bringt ihn wieder an Ort und Stelle. Bisweilen 9 Knoten.

„Bald an der Küste von Australien. — Wind gegen uns. — Nicht an's Land kommen können. — Bleibt sehr wenig Wasser. — Wir sehr zufrieden, das Land Tasmanien zu erreichen. — In den Hafen kommen. — Einer nach dem Andern den Gouverneur besuchen. — Ich kenne ihn schon. — Schöne Pataten. — Schönes Hammelfleisch. — Schönes Ochsenfleisch. — Gastereien sehr zufrieden. — Viel kaïkaï (essen). —

„Montag Morgens das Schiff unter Segel. — Sehr starkes Wehen. — Guter Wind kommt. — Wir sehen Sidney. — Wir legen das Schiff vor Anker. —

„Wir gehen an's Land im Boote des Kapitän Pepper. Alle Freunde von Neusüdwales sehr zufrieden, uns zu sehen. — Ich sehr glücklich, zu sehen meinen Freund Marsden, und seine ganze Familie im Wohlbefinden, und sehr zufrieden, uns zu sehen.

„Wir gehen bald nach Neuseeland. Marsden er geht mit uns. Sechs Männer aus meinem Lande zu Parramatta. — Charles Marsden, nach England gehend, zu lernen, zu seyn ein Doktor. — Sehr guter Knabe. — Sehr leidenschaftlich zu reiten.

„Gib meine zärtlichen Grüße der Madame Pratt und deiner ganzen Familie, dem Herrn und der Madame Bickersteth, der Madame Garnon und allen Missionären Freunden in England.

„Ich werde dir danken, zu bitten für mich und meine armen Landsleute. Ich bitte Jesum Christum, aus mir einen guten Burschen zu machen, und mir meine Sünden zu vergeben. Ich bitte Jesum Christum, mein schlechtes Herz zurückzuziehen. Gott segne dich.

„Von deinem jungen Freunde

Titari."

Parramatta, 12. Juli 1819.

Mein theurer Freund Pratt!

„Ich bin in guter Gesundheit in Parramatta angekommen. Ich habe meinen theuren Freund Marsden und seine ganze Familie im Wohlbefinden angetroffen. — Sehr zufrieden, mich zu sehen.

„Marsden geht mit uns nach Neuseeland auf der amerikanischen Brigg General-Gates. Ich hoffe, daß alle meine Landsleute gut seyn werden gegen ihn, gerade wie die Engländer gut waren gegen mich, als ich in England war.

„Wir hatten eine ziemlich gute Ueberfahrt. — Kapitän Lamb bisweilen sehr freundlich. Unser Kaï-kaï (Essen) und Trinken sehr schmal gegen das Ende. — Nicht an's Land kommen können. — Täglich bloß anderthalb Pinten auf den Mann. — Ich genöthigt, mir das Gesicht mit Salzwasser zu waschen.

„Ich kann also Kommando, und ein wenig von Joseph und seinen Brüdern sagen. Ich erinnere mich an das Haus der Missionäre und an alle guten Herrn und Damen.

„Gib meinen zärtlichen Gruß der Madame Pratt und der ganzen Familie, dem Herrn und der Madame Bickersteth, dem Herrn und der Madame Cooper, und allen Herrn des Comite's.

„Ich gehe in das Haus, und werde meine Landsleute bewegen, eine Kirche und Häuser zu bauen. Marsden sagt mir, daß ich Aufseher der Arbeiter seyn werde.

„Mein junger Freund Charles Marsden, er bringt dir meinen Brief. — Er geht mit dem Surry, Kapitän Lane, der ganz fertig ist, unter Segel zu gehen.

„Gib auch meinen zärtlichen Gruß an die Herrn Mortimer, Eyton, King und Langley, und alle ihre Familien, und alle guten Freunde. Ich hoffe, daß alle Freunde für mich bitten. Ich bitte für dich. Gott segne dich.

„Von deinem zärtlichen Freund

Thomas Tuaï."

Im Jahr 1819 und den folgenden Jahren zeichnete sich Schongui, Häuptling von Kidi-Kidi, einer der tapfersten Krieger Neuseelands, durch seine Heldenthaten gegen Koro-Koro und andere Krieger aus. Sein würdigster Gegner war Mundi-Temarangai-Panga, Häuptling von Kaï-Para, ein ziemlich gerechter Mann. Bemerkenswerth bei diesen Kriegen war, daß der furchtbare Schongui einer der Häuptlinge war, welcher die meisten Gefangenen zu Sklaven machte, anstatt sie zu erschlagen und aufzuzehren, eine Methode, die üblicher ist als die andere. Eine Nichte Temarangai's, eines der Häuptlinge von Toe-Ame, war von den Engländern gefangen genommen und an den Häuptling von Witi-Anga, Namens Waru, verkauft worden; dieser tödtete in Folge eines Streites seine junge Sklavin und verzehrte sie mit seinen Freunden. Dieß war eine gräßliche Beleidigung gegen ihre Familie. Temarangai, der nicht sogleich Gelegenheit gefunden hatte, sich zu rächen, verbarg seine Rache 16 Jahre lang. Dann griff er Waru an, tödtete seinen Vater und 400 seiner Krieger, die in einer geregelten Schlacht, vorzüglich durch Gewehrfeuer, umkamen. Da indeß Wara Temarangai um Gnade bat, so gab ihm dieser seine Frau und seine Kinder, die seine Gefangenen waren, zurück, und die Sieger speisten 8 Tage lang vom Fleisch der erschlagenen Feinde; sodann fuhren sie mit ihren Gefangenen nach der Inselbai.

Im Jahr 1820 hielt sich Richard Cruise, der Kapitän des 84.

Infanterieregiments, welcher das auf dem Schiffe, auf welchem Marsden bei seiner dritten Reise fuhr, eingeschiffte Detachement befehligte, 10 Monate auf Neuseeland auf. Sein Bericht trägt das Siegel der Wahrheit, und gibt einige genauere Nachweisungen über die Sitten der Eingebornen dieses Landes. Um diese Zeit eroberte Pomare, dessen wahrer Name Wetoï war, der Häuptling von Mata-Uwi und der Neffe Tuaï's, welcher Häuptling in der Schurakibal nach dem Tode seines Oheims Kaïpo geworden war, einen Theil der Insel bis zur Cooks-Meerenge. Tuaï, welcher Häuptling von Paroa geworden war, nannte Pomare den Panapati (Bonaparte) Neuseelands.

Duperrey, Kommandant der Coquille, erschien den 4. April 1824 in der Inselbai. Während eines 14tägigen Aufenthaltes stand er in der freundschaftlichsten Verbindung mit den Neuseeländern. Julius de Blosseville, der diese Expedition mitmachte, gab interessante Bemerkungen über dieses Land heraus. Duperrey landete den Missionär Clarke und seine Familie, so wie zwei Insulaner, worunter der Neffe des Häuptlings Schongui war.

Seit langer Zeit führte Schongui Krieg mit mehreren Häuptlingen. Im Jahr 1825 nahm er Mundi-Panga gefangen, den tapfersten seiner Gegner, tödtete und verzehrte ihn mit wilder Freude. Da er aber mehrere Unfälle erlitt, so versank er in tiefen Kummer, der noch durch die Untreue zweier Frauen erhöht wurde, wovon die eine auf seinen Befehl geopfert wurde.

Als in einem solchen Kampfe Schongui gefährlich verwundet worden war, schickten die Missionäre ihre kostbarsten Effekten nach Port-Jackson; denn obgleich Schongui wenig Achtung für sie hatte, besonders seit seiner Reise nach England, wo er erfahren hatte, daß sie nicht von edlem Geschlechte seyen, hatten sie sich bisher doch nur im Schatten seines Namens erhalten.

Folgender Auftritt, welchen die Missionäre im Jahr 1826 mit dem Ariki Toï-Tapu durchzumachen hatten, und der von der Frau eines Missionärs Williams naiv erzählt wurde, gibt uns einen Beweis davon, was die Missionäre mit den ungestümen Wilden Neuseelands auszustehen haben.

„Ein sehr bedeutender Häuptling, Namens Toï-Tapu, welcher ungefähr 2 Meilen von hier seinen Wohnsitz hat, brachte in unserer Wohnung Alles in Unordnung. Anstatt, wie gewöhnlich, an die Thüre zu klopfen, um eingelassen zu werden, sprang er über den von kleinen hölzernen Pfählen errichteten Zaun. Fairburn sagte ihm, er sey ein tangata-kino (ein schlechter Mensch); er sey wie ein tangata-taehae (Dieb), und nicht wie ein ranga-tira (Edelmann) hereingekommen. Auf der Stelle fing der Häuptling an zu stampfen und zu springen, wie ein Narr, und zog durch das Geschrei und den Lärmen, den er erhob, die Nachbarn herbei. Er schwang sein Mere (Waffe von grünem Steine, den jeder unter seiner Matte verborgen hält) und seine Lanze, wobei er wie eine Katze sprang, und zielte damit wüthend auf Fairburn. Williams sagte ihm, er benehme sich sehr häßlich, und weigerte sich, seine Hand zu berühren; nun entkleidete sich der Wilde, denn das war er damals in Wahrheit, zum Kampfe, und behielt nur noch eine einfache Matte, wie sie die Mädchen tragen, auf dem Leibe. Williams und Fairburn betrachteten ihn mit Gleichgültigkeit: als sie fortgingen, setzte er sich,

um Athem zu schöpfen; und als sie auf das Ufer zugingen, verließ er den Garten.

„Als Williams zurückkam, sah er einige Matten auf dem Boden ausgebreitet, die, wie er glaubte, Toï gehörten; er warf sie hinaus, schloß die Thüre und ging in das Hinterhaus. Kurz darauf kam der wüthende Mensch vom Ufer zurück, riß eine lange Stange aus und schlug damit an die Thüre. Da er sah, daß sie seinen Anstrengungen widerstand, sprang er von Neuem über die Palissade, und fing wieder an, seine wilden Gebärden zu machen; und als Williams erschien, richtete er seine Lanze gegen ihn. Ohne es zu achten, ging Williams auf den Wilden los; und obgleich dieser vor Wuth zitterte, warf er doch nicht seine Lanze gegen ihn. Er sagte, er habe sich beim Springen über die Palissade am Fuße verwundet, und forderte ein Utu oder eine Bezahlung für seine Wunde. Als er zur Antwort erhielt, er würde keine bekommen, ging er auf das Magazin zu und nahm einen alten eisernen Topf als Utu weg. Er wollte über den Zaun springen, allein das Gewicht des Geschirres hinderte ihn daran und er ging auf die Thüre zu. Nun stürzte sich Williams auf ihn, riß ihm den Topf aus den Händen, und lehnte sich mit dem Rücken an die Thüre, um ihn an der Flucht zu verhindern; auch rief er Jemand herbei, um den Topf wegzutragen, welchen er mehrmals wieder zu nehmen versuchte. Zugleich schwang er sein Mere und seine Lanze mit wüthenden Gebärden, während Williams mit gekreuzten Armen vor ihm stand und ihn mit kalter und entschlossener Miene betrachtete. Als ich mit großer Besorgniß diese Scene vom Fenster aus mit ansah, erinnerte sie mich an den Mann, der von einem wilden und wüthenden Stiere angegriffen seine Blicke fest auf das wilde Thier heftete und es so im Schach hielt. Unser Schmied, der dazu gekommen war und den eisernen Topf weggenommen hatte, stieß Toï an den Schultern vorwärts. Im Weichen aber machte dieser in seinen Drohungen fort; ungeachtet seines gigantischen Wuchses war er außerordentlich behende; er sprang hin und her mit der Lanze in der Hand, wie ein Kind, das ein Stöckchen in der Hand hat. So machen es die Krieger Neuseelands, sie springen auf die Seite, schlagen sich auf die Hüften, und stampfen mit dem Fuße nach dem Takte und unter gräßlichen Gebärden; bald bleiben sie eine kleine Weile stehen, bald kauern sie nieder, wobei ihre Brust heftig aufgetrieben wird und sie mächtig schnauben, gleichsam um ihre Wuth auf den höchsten Grad zu steigern, ehe sie den Todesstreich versetzen.

„Fairburn kam in dem Augenblicke zurück, wo Toï niedersaß, um Athem zu schöpfen, und sie sprachen noch lange Zeit mit einander; Toï forderte seinen Utu und erklärte, er würde den ganzen Tag da bleiben, den folgenden ebenfalls und noch 5 Tage; er werde einen schweren Kampf beginnen, und morgen werden 10, 10, 10 und wieder 10 Menschen, wobei er jedesmal seine Arme in die Höhe hob, kommen, das Haus in Brand stecken und das Magazin verbrennen. Als Williams und Fairburn auch ein Wort sagen konnten, antworteten sie ihm: „Was bedeutet das, Herr Toï? du viel sprichst, du scherzest, Herr Toï“.

„Während des Gebets blieb er ruhiger hinter dem Hause neben dem Feuer der Eingeborenen, d. h. derjenigen, welche uns ergeben waren, sitzen; seine Frau, einige Personen beiderlei Geschlechts, welche mit ihm gekommen waren, Apu, die Frau Warakï's, eines unserer treuesten Freunde, und

andere, sahen durch das Fenster, und ein oder zwei Häuptlinge saßen im Zimmer. Tekoki, unser Häuptling, war abwesend.

„Nach dem Gebete kam Toï wieder an das Fenster, hob ohne Umstände das Bein auf, zeigte seinen Fuß und forderte den Utu für das wenige Blut, das demselben entfloß. Williams sagte ihm, er solle sich entfernen und morgen als ein artiger Mensch wieder kommen, an die Thüre klopfen, wie Tekoke, Watu, Huroto, Waraki u. s. w., und alsdann würde er zu ihm sagen: „wie befindest du dich, Herr Toï-Tapu?“ und ihn zum Essen einladen. Er antwortete, sein Fußübel erlaube ihm nicht zu gehen, und erklärte auf's Neue seine Absicht, mehrere Tage da zu bleiben und das Haus zu verbrennen; dann, nachdem er einige Zeit gesprochen hatte, gerieth er wieder in einen fürchterlichen Zorn. Unsere Freunde, die durch das Fenster sahen, redeten mich öfter an und riefen einer dem Andern: „Ach! Mutter (so nennen die Frauen und Mädchen des Landes aus Freundschaft die Frauen der Missionäre)! Airei maï (komm), apopo (morgen wirst du ein großes Feuer sehen; das Haus — ach! — die Kinder todt — alle todt — viele Menschen — eine große Schlacht — viel Musketen).“

„Williams kam in das Haus zurück, bat mich, mich zu Bette zu legen, schloß die Fenster, und empfahl dem Schmiede, sorgfältig Wache zu halten. Die Häuptlinge, unsere Freunde, wickelten sich in ihre Matten und schliefen auf Holzbündeln. Während wir uns zu Bette legten, fing Toï mit einem traurigen Tone an, gewisse Worte zu singen oder vielmehr zu heulen, und Fairnburn sagte uns, er thue es, um einen Zauber über uns zu werfen. Denn dieser Unglückliche, das Opfer des Aberglaubens und der Sklave Satans, glaubte dadurch unsern Tod unfehlbar zu machen.

„Frühe wurden wir durch das Geschrei Toï's und anderer Eingebornen erweckt, welche in großer Menge herbeiströmten, so daß unsere Wohnung ganz umringt war. Vor dem Frühstück war Williams genöthigt gewesen, Toï mit Gewalt aus dem Hofe zu treiben, weil er in einem Anfall von Wuth über eine arme kleine Ziege hergefallen war. Zum Frühstück hatte ich Thee für mehrere unserer Freunde bereitet, und begierig, zu sehen, wie ihn Toï annehmen würde, schickten wir ihm eine Pinte voll zum Thore hinaus, wo er mit stillem Ernste auf dem Boden saß, umgeben von einer Menge seiner Anhänger, welche sich zum Kampfe versammelt hatten. Durch den Zaun sahen wir ihn seinen Thee trinken, und ich hoffte, dieß würde ihn abkühlen; aber gleich darauf sprang er von Neuem in den Hof mit mehreren andern Kriegern von abscheulicher Gestalt, theils mit Lanzen und Beilen, theils mit Musketen bewaffnet.

„Unsere eingebornen Mädchen waren alle außen; Madame Fairburn und ich waren Gefangene in unserem Hause, und unsere Fenster waren den ganzen Tag von den Köpfen der Eingebornen maskirt, die uns betrachteten. Bald wurden wir dessen müde; es war sehr heiß, wir konnten keine frische Luft schöpfen, und unsere armen Kinder schmachteten aus Mangel an frischer Luft und Freiheit.

„Gegen fünf Uhr kam Williams, der sich mitten unter die Eingebornen begeben hatte, an das Fenster unseres Schlafzimmers, und sagte uns, daß Alles ruhiger sey und daß die Eingebornen sich zerstreuten. Deßwegen ließ ich zwei Kinder durch das Fenster hinaussteigen; kaum waren sie aber auf den Boden gekommen, als man plötzlich fürchterliche Schläge an

das Magazin richtete; wir glaubten, die Wilden wollten eine Bresche in die Mauer machen. Die Kinder wurden eiligst wieder in das Zimmer gehoben und Williams eilte wieder zu den Wilden hinaus. Der Lärm und das Geschrei wurden immer größer. Die Kinder waren fest überzeugt, die Wilden wollten ihren Vater tödten. Ich saß mitten im Schlafzimmer, ein Kind hatte ich auf dem Schoße und drei andere hatten sich um meinen Hals geklammert, da sah ich durch das kleine Fenster des Saales einen Mann seine Flinte gegen das Haus richten, um damit die Thür zu sprengen und meinen Mann ihm entgegenstürzen. Nun stieg meine Furcht auf's Höchste; indeß behielt ich doch noch so viel Muth, daß ich in diesem fürchterlichen Augenblick meiner Furcht nicht unterlag. Unsere theuren Kinder schrieen und schluchzten, fielen auf die Kniee und beteten mit mir, was uns der Augenblick eingab. Der Lärm dauerte fort; die Wilden erschütterten mehreremale unsere schwachen Holzmauern, aber das Haus widerstand und die Kinder wurden ruhiger. Ich wollte dem ältesten Muth einsprechen, und sagte ihm, mehrere der Eingebornen seyen unsere Freunde und würden den Vater zu retten suchen. „Ach, Mama, rief das Kind, was sind unsere Freunde für gräßliche Geschöpfe!"

„Die Weiber vertheidigten von Außen den Zugang zum Fenster, und riefen von Zeit zu Zeit: Ach Mutter! Mutter! te na ra koe modder! (Fasse Muth, Mutter.) Endlich zeigte sich uns das gute und freundliche Gesicht Apu's; sie verkündigte uns, daß der Kampf für diesen Tag geendigt sey; die Wilden hätten sich entfernt und sie habe tapfer für uns gekämpft; denn auf Neuseeland kämpfen auch die Frauen. Ich öffnete gutes Muths die Thüre, um Williams einzulassen, der uns sagte, daß Alles vorbei sey. Dieser zweite Streit war ein ganz anderer gewesen. Toï hatte sich dabei ganz ruhig verhalten und gewissermaßen sogar für uns gesprochen. Den vereinigten Wünschen aller Häuptlinge zu gefallen, wurde ihm der streitige Topf geschenkt, und er kehrte nach Hause zurück."

Im Jahr 1826 wurde der englische Walfischfänger Mercury, dessen Mannschaft in der Inselbai gelandet war, von den Wilden überfallen und geplündert; die Mannschaft rettete sich nur mit Mühe.

Der Kapitän Dillon erschien im Jahre 1827 zweimal daselbst; von ihm erfuhren wir den Tod des Häuptlings Pomare, der von einer Kugel getroffen und mit Keulenschlägen vollends getödtet wurde. Dillon war noch dort anwesend, als die Feinde dieses Häuptlings seinen Leichnam verzehrten und seinen Kopf, so wie den seines ältesten Sohnes, nachdem sie auf die gewöhnliche Weise zugerichtet worden waren, aufbewahrten.

Am 12. März 1827 ging die Astrolabe unter dem Kommando d'Urville's in der Inselbai neben den Trümmern des Dorfes Paroa vor Anker, nachdem sie die Küsten Neuseelands auf einer Strecke von 350 Meilen vollständig aufgenommen, und andere hydrographische Arbeiten, die wir nicht genug loben können, vorgenommen hatte.

„Sobald die Eingebornen, durch die Gegenwart der Astrolabe angezogen, eine Art Dorf auf der nächsten langen Sandbank errichtet hatten, entspann sich ein sehr lebhafter Verkehr mit ihnen", sagt Sainson, „der aber beim lezten Sonnenstrahl jedesmal aufhörte. Jeden Abend an Bord eingeschlossen, konnten wir auf dem Lande viel Bewegung wahrnehmen: mehrere große Feuer wurden angezündet, sobald die Finsterniß hereingebrochen war; um die Feuer sezte sich ein zahlreicher Kreis von Eingebornen, und

ohne Zweifel waren diese Abendscenen sehr belebt; denn oft trug ein Windstoß den Schall des Gelächters, des Geschreis und Gesangs vom Lande an Bord. Gaimard sagte mir, er wünsche sehr, die nächtlichen Gewohnheiten unserer Nachbarn kennen zu lernen; ich theilte diese Neugierde eben so lebhaft; Faraguet schloß sich an uns an, und von dem kleinen Walfischboote, das der Kapitän zu unserer Verfügung gestellt hatte, wurden wir am 20. Januar bei Anbruch der Nacht an's Land gebracht. Wir führten keine Waffe und Nichts bei uns, das die Furcht oder Begierde der Eingebornen hätte erregen können; bloß Gaimard hatte durch einen komischen Zufall sich mit einer feinen Kerze versehen, und wir lachten zum Voraus über den Entschluß, unter freiem Himmel auf dieser fernen Küste jenes Wachs anzuzünden, das in Paris für unsere üppigen Salone geformt worden war.

„Bei unserer Landung auf der Sandbank wurden wir von Freudengeschrei und mit äußerst großer Zärtlichkeit empfangen, besonders da die Wilden sahen, daß das Canot in die See stach und uns mitten unter ihnen zurückließ. Alle rissen sich darum, uns die Hände zu drücken, wobei sie unaufhörlich kapaï riefen, und unsere Nasen wurden von dem Nasenreiben, womit die Eingebornen uns bewillkommten, beinahe erdrückt. Mehr als 100 Eingeborne drängten sich um uns, und in wenigen Minuten waren wir getrennt. Man entfernte uns immer mehr von dem Dorfe, und die uns umgebenden Gruppen führten uns an den Saum des Waldes, an einen Ort, wo ein hübscher Bach, der aus dem Schoß des Waldes hervorkam, die Sandbank durchkreuzte, um sich in das Meer zu ergießen. Ich sah die Truppe, welche Gaimard begleitete, nicht mehr; Faraguet war auch verschwunden; ich selbst war, von meiner lärmenden Begleitung getrennt, ein Stück weit in den Wald gekommen, wo die Dunkelheit dichter wurde, als ein Mann von ehrwürdigem Aussehen die Hand an meinen Hals legte und ohne Umstände meine seidene Halsbinde losmachte. In meiner Lage mußte ich mich wohl hüten, die Freiheit des Greises abzuweisen; ich machte mich sogar darauf gefaßt, alle Stücke meiner Kleidung, eines nach dem andern, in seinen Händen zu lassen, wenn er es verlangt hätte; aber wie sehr bereute ich es, einen ehrlichen Wilden zu voreilig beurtheilt zu haben! Weit entfernt, mich berauben zu wollen, bot er mir gegen meine Cravatte einen Gegenstand, der, wenigstens wie ich glaube, einigen Werth für ihn hatte, nämlich seine Tochter. Sie war sehr jung; schwarze Lockenhaare wallten über ihre Stirne herab und verbargen große, lebhafte und glänzende Augen; in ihrer noch kindlichen Anmuth war nichts Gekünsteltes; als Kleidung dienten ihr bloß einige Phormiumblätter, die ihre Reize kaum verhüllten. Der Vater drang immer mehr in mich, und meine Lage wurde wahrhaft kritisch; als ich aber das Mädchen an der Hand nahm, sah ich, daß sie weinte; Reize, sagt man, werden durch Thränen noch erhöht; bei der jungen Wilden war es aber nicht so. Ich war nun von nichts mehr betroffen, als von dem Mißbrauch der empörenden Gewalt, deren sich der Vater schuldig machte; ich versuchte selbst, ihn auszuzanken; aber ich sah, daß meine Worte keinen großen Eindruck auf ihn machten, denn er verdoppelte seine Bitten gegen mich, und seine Drohungen gegen seine Tochter. Da er aber sah, daß ich unbeugsam war, so erbot er sich, mir meine Halsbinde wieder zu geben, auf die er einen so hohen Preis hatte setzen wollen. Dieser Zug von Ehrlichkeit sezte ihn in den

Besitz derselben; ich schenkte sie ihm als Zeichen meiner Achtung. Er nahm sie mit Freuden an; seine Tochter fing sogleich an zu lachen, und alle beide verschwanden unter den Bäumen. Ich war nun allein; denn während meines Gespräches hatten alle Wilden aus Diskretion sich zurückgezogen.

„Unsere Neuseeländer waren nicht immer so diskret; denn unweit des Baches, von dem ich gesprochen habe, hörte man von einer zahlreichen Schaar Eingebornen eine lärmende Lustigkeit, Lachen und Beifallklatschen. Von solcher Art war wohl einst das fröhliche Geschrei, das sich im Olymp erhob, als die eifersüchtigen Netze Vulcans zwei überraschte Liebende dem Gelächter der versammelten Götter preisgaben. Die Netze und den erzürnten Gemahl ausgenommen, erinnerte die seltsame Scene in allen Stücken an jenen berüchtigten Skandal der Mythologie. Die von der Astrolabe mitgebrachte Kerze, von einem tapfern Krieger gehalten, erhellte mit ihrem flackernden Feuer 20 ausdrucksvolle Köpfe, und hätte fantastische Gestalten für ein Callots oder Charlets würdiges Gemälde geliefert. Aber plötzlich verbreitete sich über Alles Dunkelheit. Der Mann, der die Kerze trug, konnte, bezaubert von dieser herrlichen Erfindung, der Versuchung, sie sich zuzueignen, nicht widerstehen; er bließ sie aus, eilte dem Walde zu und täuschte die Erwartung der Neugierigen.

„Indeß wurden auf der Küste Feuer angezündet, und auf allen Punkten wurden Zubereitungen zum Abendessen getroffen. Wir näherten uns alle drei einem Zirkel, wo man uns Platz machte, und bald zog unsere Anwesenheit den größten Theil der Bewohner herbei, welche uns gerne gesehen hätten. Die Eingebornen saßen auf dem Sande; die Einen aßen rohe, an der Sonne getrocknete Fische; die Andern zerdrückten Farrenwurzeln in kleinen hölzernen Trögen. Sind die Wurzeln zu Fasern angemacht, so bilden sie Kugeln daraus, die sie im Munde behalten, bis aller Saft ausgedrückt ist. Unsere Wirthe ermangelten nicht, uns zu diesem frugalen Mahl einzuladen; und da sie sahen, daß wir nicht sehr begierig darnach waren, so trieben einige von ihnen die Gefälligkeit so weit, daß sie uns Stücke Fisch vorkauten und sie uns in der hohlen Hand darreichten.

„Nach dem Essen ließen die Eingebornen ihren ernsten und eintönigen Gesang hören; wir antworteten ihnen mit mehreren französischen Liedern. Die Wilden schienen sehr zufrieden mit uns zu seyn. Wir stellten auch ihre Organe auf die Probe, indem wir sie viele französische Eigennamen aussprechen ließen. Die meisten wurden auf seltsame Weise verstümmelt, einige aber auch ganz richtig wiederholt. Es machte uns großes Vergnügen, vom Echo Neuseelands Namen wiedergeben zu lassen, deren Besitzer im Kriege, auf der Redner- oder der Schaubühne sich berühmt gemacht hatten. Man kann sich nicht denken, welch' großen Reiz in unserer Lage auch die leichteste Erinnerung an das Vaterland hatte.

„Heiter verfloß der erste Theil der Nacht. Als die Stunde des Schlafes heranrückte, machten uns die Wilden das Anerbieten, in ihre Hütten zu gehen; allein wir hüteten uns wohl, ihr Anerbieten anzunehmen. Die Hütten Neuseelands sind kaum 3—4 Fuß hoch; man muß hineinkriechen und es herrscht darin beinahe immer ein unerträglicher Gestank. Wir zogen es vor, unter einem kleinen Baum auf den Sand uns niederzulegen; aber wir fanden dort keine Ruhe mehr. Zu unserem großen Bedauern leistete uns eine Anzahl Eingeborner Gesellschaft, und wir hatten das Vergnügen, diesen Herren, die es bequem fanden, ihre Köpfe an unsere

Eingeborne

Digitized by Google

ausgestreckten Glieder zu lehnen, als Kopfkissen zu dienen. Es war unmöglich, bei dem Schnarchen und den beständigen Bewegungen solcher Nachbarn zu schlafen. Dazu kam noch, daß sie, von dem Ungeziefer, womit sie reichlich versehen sind, geplagt, auf gräßliche Art krazten. Ein Sybarit wäre in unserer Lage vor Schmerz gestorben.

„Gegen zwei Uhr vertrieb uns ein tüchtiger Regenguß vom Plaze, und wir flüchteten uns unter die Seiten einer Pirogue, welche man an's Land gezogen hatte. Das Meer war stürmisch, und der Wind wehte sehr stark; wir warteten den Tag mit etwas mehr Ruhe ab; denn die Wilden hatten uns verlassen, um eine bessere Zufluchtsstätte zu suchen. Um 5 Uhr wurde uns ein Boot zugeschickt; als es sich der Küste näherte, schlug eine Welle über dasselbe her, und die Matrosen fielen in's Wasser. Mit Mühe schöpften wir das Boot aus und zogen es an's Land; die Wilden halfen uns mit vieler Gefälligkeit, ungeachtet sich der Regen in Strömen ergoß. Um 6 Uhr stiegen wir endlich an Bord, wo unser Aufzug das Lachen unserer Kameraden erregte. Vom Regen durchnäßt und mit Sand und Schmutz überzogen, brauchten wir einige Stunden Ruhe, um uns von den Strapazen einer Nacht zu erholen, deren Anwendung wir übrigens nicht bereuten.“

Durch das, was Dumont d'Urville für die Erforschung dieses großen Landes gethan hat, und durch seine hydrographischen Arbeiten auf dieser Insel hat er die Leistungen seiner berühmtesten Vorgänger weit übertroffen. Die Schäzung des Berges Egmont (puke e opapa), der übrigens ganz dem Pik von Teneriffa gleicht, auf eine Höhe von 7000 Fuß, bestätigt d'Urville. Sainson, dem Zeichner der Expedition, einem beobachtenden und geistreichen Künstler, verdankt man Bildnisse von Eingebornen, die vollkommen ähnlich sind und deren eines wir kopiren ließen *).

Kurze Zeit vor der Ankunft der Expedition unter d'Urville auf Neuseeland hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen dieß große Land in Besiz nehmen würden. 13 Häuptlinge, unter anderen Temarangai und Patu-One, unterzeichneten eine Petition an den König von England, daß er ihnen Streitkräfte gegen die fürchterlichen Menschen vom Stamme Surville's und Marion's, schicken möchte. Der gelehrte Seemann, der diese Petition sah, lachte natürlich darüber; er schrieb diese fromme List anglikanischen Missionären zu.

Uebrigens spielte der Kapitän Wallis diese Komödie auch auf Taïti, Vancouver auf Hauaï, Parker auf Nuka-Hiva, und die Angestellten der englischen Kompagnie zu Canton, während der Regierung Napoleons, bei den Chinesen und Portugiesen in Macao, und bei den Portugiesen allein in Goa, und es war ihnen in dieser leztern Stadt soweit geglückt, daß sie eine englische Garnison einnahm, wie wir dieß Alles an Ort und Stelle selbst vernahmen. Solche Mummereien sind in den Augen denkender Menschen höchst abgeschmackt; die Chinesen ließen sich nicht davon bethören.

Wenige Tage nach der Abreise der Astrolabe starb der berühmte Häuptling Schongui zu Wangaroa in dem Pa Pinia, den er bewohnte, seit er ihn erobert hatte. Eine Kugel hielt ihn mitten in seinen Triumphen auf, und der ganze um Wangaroa wohnende Stamm wurde

*) S. Blatt 176.

vertilgt. Es war gewissermaßen eine Repressalie für die Treulosigkeit, mit welcher dieser Stamm im Jahr 1820 die Mannschaft des Boyd, eines englischen Schiffes unter Kapitän Thompson, ermordet hatte, einem feigen, trotzigen und grausamen Menschen, der die Rache der Neuseeländer dadurch hervorgerufen hatte, daß er Taara, einen der ersten Häuptlinge von Wangaroa, der später unter dem Namen George bekannt wurde, geißeln ließ.

Hier einige merkwürdige Nachrichten vom Tode und Leichenbegängnisse des Schongui. Als Patu-One und seine Leute im Pa Pinia ankamen, fanden sie ihn in einem solchen Zustande der Schwachheit, daß sie sehr davon ergriffen wurden. Nachdem sie ziemlich lange bei ihm geblieben waren, um ihm ihre Huldigungen darzubringen, wollten sie nach Hause zurückkehren, als Schongui einen plötzlichen Anfall bekam; nun beschlossen sie, das Resultat dieser Krise abzuwarten. Da Schongui an seiner großen Schwäche fühlte, daß sein Tod herannahe, sagte er zu seinen Freunden: „ich werde bald sterben, aber nicht heute“. Er forderte sein Kanonenpulver; als man es ihm gebracht hatte, sagte er: „kao ora kutu, das geht gut für euch“, sich an seine Kinder wendend. Am nämlichen Tage, den 15. März, vermachte er seinen Kindern seine Mere oder Schlachtbeile, seine Musketen und das Panzerhemd, das er von König Georg IV. erhalten hatte. Nachdem er seine Angelegenheiten geordnet hatte, sprach er von dem Benehmen der Eingebornen nach seinem Tode, und versicherte, sie würden sich gegen Die, welche ihn überleben würden, ohne Zweifel freundschaftlich betragen, indem er sagte: „Ko waï mate hai ki a ku tu? kau. Wer ist der, welcher euch alle wird verzehren wollen? Niemand.“

Seine lezten Augenblicke am Morgen des 16. März verwendete er darauf, seine Gefährten zu ermahnen, sich durch ihren Muth auszuzeichnen, und jede Art von Gewalt, und jeden Angriff, wie mächtig er auch seyn möge, zurückzuweisen. Er erklärte ihnen, dieß sey die einzige Genugthuung (utu), die er fordere; woraus zu schließen ist, daß man ihn gefragt hatte: „Wen man zur Genugthuung für seinen Tod tödten solle?“ Auf Neuseeland herrscht nämlich noch der abscheuliche Gebrauch, die Todten durch Menschenopfer zu ehren. Seine sterbenden Lippen brachten noch die Worte heraus: „Kia toa! Kia toa! Seyd tapfer! Seyd tapfer!“ Sobald Schongui verschieden war, fingen alle seine Freunde im Pa Pinia an zu zittern, denn sie wußten nicht, ob die Bewohner von Schonki-Anga nicht über sie herfallen und sie ihrem verstorbenen Häuptling in's Reich der Nacht nachschicken würden. Um ihrerseits jedem Argwohn vorzubeugen, befahlen die Häuptlinge von Schonki-Anga ihren Leuten, ruhig in ihren Hütten zu bleiben, während sie sich nach Pinia verfügen würden, um den Leichnam Schongui's zuzurichten: bei ihrer Ankunft sahen sie, daß die Bewohner von Pinia, wie vom Winde hin- und hergetriebenes Laub, aus Furcht zitterten, bis Patu-One und seine Gefährten ihre grundlosen Besorgnisse zerstreuten. Der Wunsch, den Tod Schongui's geheim zu halten, bis er beerdigt wäre, aus Furcht, ihre Feinde möchten sie angreifen, bewog seine Kinder, ihn sogleich am Tage nach seinem Tode zu begraben, oder vielmehr auf dem Wahi-tapu, oder der geheiligten Städte, niederzulegen. Patu-One aber machte ihnen Vorwürfe hierüber, indem er sagte: „Erst heute habe ich Leute kennen gelernt, die ihren Vater lebendig begruben.“ Deßwegen wurde die Beerdigung noch einige Tage verschoben;

indeß erwies man den sterblichen Resten Schongui's alle nur auf Neuseeland gebräuchlichen Ehren. Die Eingebornen brachten die ganze Zeit mit Reden, Geschrei, Zerfleischen ihres Körpers, Tanzen und Schießen hin.

Am 17. November 1828 lief der Hawes aus Sidney aus; es war eine englische Brigg von 110 Tonnen, mit 14 Mann Bemannung und von Kapitän John James befehligt. Er hatte 12 Matrosen an Bord, wovon er 10 auf den Antipoden und 2 auf Bounty landete. Von da segelte er nach Neuseeland, dem Ziel seiner Reise, die des Handels wegen unternommen worden war. An der Inselbai hielt der Hawes an, um Holz und Wasser einzunehmen, und nahm seine Richtung nach dem ungefähr 500 Meilen entfernten Ostkap. Sobald die Eingebornen die Fremden erblickten, kamen sie in großen Massen in Booten einher. Der Kapitän hatte in der Inselbai einen Engländer an Bord genommen, der als Dolmetscher diente. Umsonst versuchte er die Wilden zum Tauschhandel zu überreden; sie weigerten sich durchaus, was die Schiffmannschaft sehr in Verwunderung sezte, denn die Wilden sind sehr gierig nach Allem, was aus Europa kommt. Bald aber klärte sich das Geheimniß auf; der Dolmetscher sagte, sie stimmen ihren Kriegsgesang an und machen sich fertig das Schiff anzugreifen.

Da wir den Zweck unserer Reise, sagte der zweite Offizier in seinem Tagebuch, auf diesem Punkte nicht erreichen konnten, so lichteten wir den Anker, und fuhren an der Küste einige Meilen weiter hin in die Plentybai. Dort waren sehr viele Wilde: sie sind kriegerisch, diebisch und treulos. Unser Kapitän erlaubte einigen der vornehmsten Häuptlinge an Bord zu kommen, erwies ihnen viele Aufmerksamkeit, und hoffte sie so zum Handel mit uns geneigt zu machen. Es gelang ihm auch; wir erhielten in zwei Tagen so viel Lein (Phormium), als wir wünschten.

Von da fuhren sie einige Meilen weiter, an einen Ort Namens Tauronga, einen guten Hafen für kleinere Fahrzeuge am Eingange der Plentybai.

Der Dolmetscher empfahl dem Kapitän, eine Barke in den Pa Waikitanno zu schicken, eine Niederlassung, ungefähr 50 Meilen von Tauronga, wo Engländer waren, und versicherte ihn, daß er dort Lebensmittel im Ueberflusse finden würde.

Deßwegen wurde die Barke ausgerüstet und einem Offiziere das Kommando übertragen. Am folgenden Morgen fuhr er mit dem Dolmetscher und einem Matrosen ab; um Mitternacht warfen sie in einer kleinen Bai vor dem Dorfe Anker; bei Tagesanbruch fuhren sie den Fluß hinauf, und in ungefähr einer Viertelstunde kamen sie vor der Niederlassung an. Das Dorf ist, wie diejenigen, von denen wir schon gesprochen haben, auf einem steilen, kegelförmigen Berge angelegt; seine natürliche Festigkeit wird durch eine Art Brustwehr von Erde noch erhöht. Zu ihm führt ein schmaler, gewundener Fußpfad, den die Europäer nicht ohne Gefahr betreten können, während der Neuseeländer barfuß auf den spitzigsten Felsen mit der größten Leichtigkeit läuft.

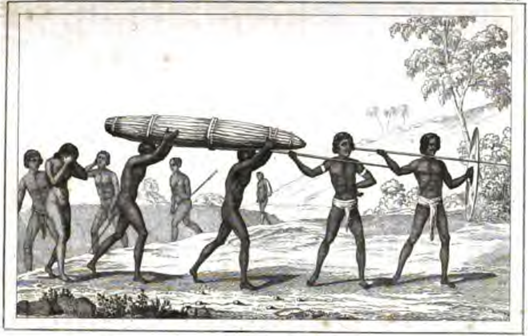
Die am Landungsplatze versammelten Insulaner begrüßten die Fremden mit ihrem Heromoni, dem Freundschaftsworte, das so viel heißt, als: komm hierher. Als der Dolmetscher sie von dem Zwecke ihres Besuches unterrichtet hatte, bezeigten sie eine große Freude; sie tanzten und sangen, machten die seltsamsten Gebärden, und erklärten, daß sie den Weißen

alle möglichen Dienste leisten würden. Sie führten sie auf dem oben bezeichneten Fußpfade zur Wohnung ihres Häuptlings. Es war eine kleine, von in die Erde getriebenen Pfählen erbaute Hütte; die Wände und das Dach waren so mit Schilf belegt, daß der Regen nicht eindringen konnte; die einzige Oeffnung, welche Licht und Luft einließ, war eine kleine Thüre von Schilf, die aber kaum so breit war, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte. Sie war von einer Art Gallerie, mit rohem, roth bemaltem Schnitzwerk umgeben, wodurch der Rang und die Familie des Häuptlings angedeutet wurde. In der Hütte selbst konnte man nicht aufrecht stehen. Die Hütten der übrigen Wilden sind ganz elend und gleichen Schweinställen. Die Eingebornen schlafen gewöhnlich im Freien, und das Wetter muß sehr rauh seyn, wenn sie eine Zuflucht in diesen elenden Hütten suchen. Sie schlafen sitzend mit untergeschlagenen Beinen, und bedecken sich dabei mit einer Schilfmatte, so daß sie bei Nacht aussehen wie auf dem Abhange des Gebirges zerstreute Heuhaufen.

Der Häuptling, bei dem wir eingeführt wurden, hieß Enararo, oder die Eidechse; er war groß, gut gewachsen, von starker Statur und imponirendem Aussehen; er war am ganzen Leibe tättowirt. Wir fanden ihn vor seiner Hütte sitzen, mit einer schönen Matte über die Schultern. Sein Gesicht war mit Oel und rothem Ocker eingerieben; seine nach der Landessitte geordneten Haare waren auf der Spitze des Kopfes zusammengebunden und mit den Federn des Pu geschmückt, welches ein sehr merkwürdiger Vogel ist, obgleich sein Gesang nicht so melodisch ist, als der des Spottvogels, und er nicht so zutraulich ist, als der Fliegenfänger. Sobald er von unsern Wünschen unterrichtet war, zeigte er uns eine Menge sehr schöner Schweine, die er uns abtreten wollte. Ich bat ihn, sie zu Lande an den Ort zu schicken, an welchem unser Schiff lag; allein er sagte, es sey ihm dieß unmöglich, da er mit einigen dazwischen wohnenden Stämmen im Kriege lebe. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu unserem Schiffe zurückzukehren, da die Barke zu klein war, als daß wir die Vorräthe in ihr hätten fortschaffen können. Der Offizier bewog einen der Häuptlinge dieses Stammes, mit ihm zu kommen, und sie machten sich am folgenden Morgen frühe auf den Weg.

Der Offizier fand das Land bergig und durchschnitten von vielen Flüssen, an deren Ufern sie oft Meilen weit hinwandern mußten, ehe sie eine durchwatbare Stelle fanden, welcher Umstand ihre Reise sehr verzögerte. Der Lein (phormium tenax) wuchs reichlich an diesen Ufern; auch sah man kleine Stücke Landes, bebaut mit Kohl, Erdäpfeln, Pastinaken, Rüben, Wassermelonen und Pfirsichen. Die Kultur des Orangenbaums war mit vielem Erfolg daselbst eingeführt worden. Die nützlichsten und merkwürdigsten Bäume, sagt der Offizier, sind der Kaïkatea und der Kudi; sie erlangen beide eine ungeheure Höhe, ohne Zweige zu bekommen; man könnte vortreffliche Schiffsmaste aus ihnen verfertigen. Der Kaïkatea findet sich auf morastigen Stellen und am Ufer der Flüsse; er verliert die Blätter nie und trägt rothe Beeren. Der Kudi, der ihm noch vorgezogen wird, erreicht im sandigen Boden eine Höhe von mehr als 100 Fuß; sein Durchmesser hat bisweilen 40 Fuß; er hat ein schönes Blätterwerk und viel Harz. Ein großer Theil des Wegs führte über Sandboden, was denselben sehr beschwerlich machte.

Nachdem sie 2 Tage und 2 Nächte hindurch gewandert waren, und die



Begräbniss

Digitized by Google

Begegnung der Insulaner sorgfältig vermieden hatten, kamen sie bei dem Schiffe an. „Ich gab“, sagt der Offizier, „meinem Führer zwei Keulen und ein wenig Pulver, womit er sehr zufrieden zu seyn schien. Sobald der Kapitän erfahren hatte, daß man Vorräthe zu Walkitanna gefunden habe, lichtete er den Anker, und nahm seine Richtung nach dem Dorfe, vor welchem er in der folgenden Nacht ankam. Die Bewohner schienen sehr erfreut, uns wieder zu sehen; sie kamen in großen Booten zu uns, und brachten viele Schweine, die wir kauften, ohne bis auf den Ankerplatz zu fahren. Enararo kam an Bord und behandelte uns mit anscheinender Herzlichkeit; sein Volk theilte scheinbar die nämlichen Gesinnungen und hielt sich den Befehlen, die es empfangen hatte, zufolge vom Schiffe entfernt. Wir stellten unsere Vorräthe auf dem Verdecke auf, so viel es fassen konnte, und mit einem frischen Südostwinde kehrten wir in die Taurongabai zurück, um unsere Schweine zu schlachten und einzusalzen. Da aber die Quantität nicht hinreichend war, so segelten wir noch einmal nach Walkitanna, wo wir am 1. März 1829 ankamen. Das Wetter war herrlich, und wir warfen zwischen der Insel Maltora und der Hauptinsel Anker. Kaum hatten wir Anker geworfen, als die Eingebornen in Menge Schweine herbeibrachten; wir hatten nur noch 20 nöthig und kauften sie.

„Am Montag den 2. März um 6 Uhr Morgens wurde eine Barke mit 1 Offiziere und 8 Mann an's Land geschickt, um unsere Schweine schnell an einer warmen Quelle, welche sich in geringer Entfernung vom Schiffe an der Küste befand, zu schlachten und zuzurichten. Um 1 Uhr Nachmittags riefen wir ihnen zum Essen; da sie uns nicht hörten, so suchte sie der Kapitän auf, und ließ mich mit drei Mann zur Bewachung des Schiffes zurück, ohne Mißtrauen in die treulosen Wilden zu setzen. Enararo war gerade mit 10 oder 12 der Seinigen an Bord. Ich bemerkte mehrere Male, daß sie mit Hitze von dem kibbuki, Schiffe, sprachen, und da ich Verrath argwohnte, so befahl ich dem Aufseher über die Lebensmittel, der ein Taitier war, die Säbel zu ziehen, und auf Enararo Achtung zu geben, den ich sein Gewehr in die Höhe heben sah. Auf dieses Signal stürzten sich seine Leute auf die Taue am großen Maste, jeder mit einer Flinte, die sie in ihren Booten verborgen gehalten hatten. In diesem kritischen Augenblicke hatten wir keine Pistolen an Bord, und ich merkte wohl, daß, wenn einer von uns hinabsteigen würde, um sie zu holen, Enararo dieß sogleich zum Angriff benutzen würde. Da unsere Flinten in den Mastkorb gelegt waren, nicht allein, damit sie sicherer aufgehoben wären, sondern auch aus Besorgniß vor einem Ueberfalle, so befahl ich einem meiner Leute, hinaufzusteigen und auf Enararo zu schießen; da aber dieser nicht, wie ich, von den schlechten Absichten der Insulaner sich überzeugen wollte, so verweigerte er mir den Gehorsam. Und doch war kein Augenblick zu verlieren; ich stieg also selbst in den Mastkorb und befahl, sorgfältig Wache zu halten. Unglücklicherweise wollten mich meine Leute nicht hören, sagten, ich trachte einem Unschuldigen nach dem Leben, und fuhren fort mit einander zu scherzen. Sobald mich aber Enararo in dem Mastkorbe die Flinten losmachen sah, schoß er auf einen der Unserigen, der drei Schritte von ihm entfernt war, und mit seinem Säbel spielte; die Kugel fuhr ihm durch den Kopf, den Enararo sogleich mit seinem Mere, einer Art Keule, die unten einen scharfen Kieselstein hat, abschnitt. Alle seine Leute sprangen nun auf das Verdeck, und die beiden

armen noch übrigen Matrosen, wurden mit Lanzen, Keulen, Beilen (patu) und anderen Waffen, niedergemacht *). Die Eingebornen schoßen nun auf mich, ohne mich zu treffen; in dem Augenblick aber, da ich meine Flinte lud, schoß mir Enararo eine Kugel durch den rechten Arm, welche den Knochen zersplitterte. Als sie mich in dem Mastkorbe fallen sahen, begannen sie ihren Kriegstanz mit fürchterlichem Geheule; sodann schickten sie sich an, das Schiff zu plündern. Ob ich gleich vor Schmerz beinahe ohnmächtig war, bemerkte ich doch, daß diese Elenden in der Hitze der Plünderung die Befehle ihres Häuptlings nicht achteten; und da sie nicht nachlassen wollten, so wurden einige auf der Stelle getödtet. Ihr Eifer, ihre Boote zu füllen, war außerordentlich. Enararo befahl einem der Seinigen, mich gefangen zu nehmen; da er aber nicht allein zu mir gelangen konnte, so rief er einen andern zu Hilfe, und ich wurde in ein Boot geschleppt. Die Sonne war untergegangen, die Wilden ruderten aus Leibeskräften, um vor Nacht in die Bai zu kommen, weil es dann äußerst gefährlich ist. Wir kamen ohne Zufall darin an, ob wir gleich eine Brandung passiren mußten. Einige der zu stark beladenen Boote, besonders diejenigen, in welchen sich unsere Waffen und Munition befanden, schlugen um; die Insulaner retteten sich zwar, verloren aber ihre Beute und ihre Boote.

„Das Schicksal des Kapitäns und des Restes der Mannschaft war mir unbekannt; ich glaubte, sie seyen auch in Stücke gehauen worden, und hielt mich für das einzige noch übrige Schlachtopfer. Bestimmt, von diesen Kannibalen die grausamsten Martern zu erdulden, ehe sie ihre Gier nach Menschenfleisch an mir befriedigen würden, hätte ich den Verlust ihrer Boote mit Gleichgültigkeit betrachten sollen; aber ungeachtet der Abspannung meiner Leibes- und Seelenkräfte sah ich diesen Akt der Gerechtigkeit mit Vergnügen an. Als wir bei dem Dorfe angekommen waren, umringten uns die Weiber singend und tanzend, und unter außerordentlichen Freudenbezeigungen, und lobten ihre heroischen Männer für die muthige That, welche sie ihrer Meinung nach verrichtet hatten. Als die Eingebornen ihre Beute gelandet hatten, zündeten sie große Feuer an und sammelten sich um dieselben. Das Leuchten der Flammen hob ihre gräßlichen Gesichtsverdrehungen noch mehr hervor. Sie schienen heftig zu streiten: ich verstand so viel von ihrer Sprache, daß ich wohl merkte, ich sey der Gegenstand, mit welchem sie sich so lebhaft beschäftigten. Mein Schicksal schien unvermeidlich; die meisten Wilden forderten meinen Tod: Gott hatte es anders beschlossen. Ich verdankte meine Rettung dem Häuptlinge, der mir als Führer gedient hatte, und der für mich Fürsprache einlegte, und versprach, wenn mein Lösegeld nicht zu bestimmter Zeit einträfe, so würde er mich selbst tödten; er erklärte dabei, eine Flinte sey doch mehr werth, als meine Person. Diese Erklärung bestimmte die Insulaner, meinen Tod zu verschieben. Er führte mich darauf in seine Hütte. Als ich alle Ereignisse dieses gräßlichen Tages an meiner Seele hatte vorübergehen lassen, brachte ich Gott meinen Dank für meine wunderbare Befreiung dar und flehte seine Barmherzigkeit an.

„Die ersten zwei Nächte brachte ich hin, ohne ein Auge zu schließen; die gemachten Erfahrungen und die Schmerzen, die mir mein Arm verursachte,

*) S. Blatt 175.

Waffen, Ruder &c.

machten es mir unmöglich. Meine Klagen belästigten meinen Wirth, s daß er mich aus seiner Hütte trieb; ich schleppte mich unter eine Ar Schuppen, welcher daneben stand. Diese zwei Tage lang hatte Nieman daran gedacht, mich zu erleichtern: endlich fand ich ein Stück Leder, da ich wie eine Schiene um meinen Arm legte, sodann zerriß ich eine Strumpf zu einer Binde; mein Wirth band sie über meine Wunde, un ich wusch sie mehrmals im Flusse aus, wohin mich einer meiner Wächte begleitete. Die Kugel war durch den Knochen gegangen, und es steckt noch Blei darin, das ich nicht herausbringen konnte. Als ich mich an zweiten Tage meiner Gefangenschaft auf der gegen die Bai zu gelegene Seite des Pa befand, zog der Anblick einer Goelette meine Aufmerksamkei auf sich. Als sie sich unserem elenden Schiffe näherte, von dem fast alle Takelwerk weggenommen worden war, sah ich es die Insulaner in alle Eile verlassen, und die Goelette dasselbe am Schlepptau aus der Ba führen. Ich bat die Elenden, mich an Bord zu führen, und versprac ihnen ein Lösegeld und Schadloshaltung; sie waren taub gegen mein Bitten. Man wird sich leichter vorstellen, als ich es schildern könnte was ich empfand, da die beiden Schiffe, von denen ich allein noch mein Rettung erwarten konnte, die Bai verließen. Ich versuchte mich in mei Schicksal zu ergeben, weil es unvermeidlich war; aber die Liebe zum Lebe und der Gedanke, daß ich der größten Gefahr so eben entronnen sey, ließe wieder einen Strahl von Hoffnung in meine Seele leuchten. Was mi indeß am folgenden Morgen zustieß, war nicht geeignet, meine tödtlich Angst zu vermindern. Einer der Eingebornen brachte mir den Kopf eine meiner unglücklichen Gefährten; es war der Kopf des Taïtiers, den s mit vieler Sorgfalt zubereitet und tättowirt hatten. So bewahren sie ein Menge Köpfe auf, und sie sind ein Handelszweig für sie; ich schauder bei dem Gedanken, daß der meinige auch bald unter die Zahl dieser Köp gehören würde. Am Morgen des 4. Tages meiner Gefangenschaft wurd ich in lebhafte Unruhe versezt, als ich die Insulaner sich um mich sammel sah. Als ich um die Ursache fragte, sagten sie mir, der benachbarte Stam Tauronga sey im Begriff, sie mit überlegenen Streitkräften anzugreife

„Kurz darauf erschien Enararo mit dem Sextanten des Kapitän in der Hand, er gab mir ihn, forderte mich auf, die Sonne zu beobachte und ihn zu unterrichten, ob der Stamm von Tauronga wirklich a den seinigen losrücke. Es zu verweigern wäre mein Verderben gewesen ebendasselbe hatte ich zu besorgen, wenn ich falsch prophezeit hätte. D ich jedoch aus dem wohlbekannten Charakter dieser Insulaner mit Rec schließen konnte, daß die Nachricht von der Plünderung unseres Schiffe die Habgier der Nachbarn erregt haben könnte, so gehorchte ich den Befehle Enararo's. Ich beobachtete die Sonnenhöhe, verlangte ein Buch, un gab mir das Ansehen, als lese ich aufmerksam in demselben. „Ja", sag ich, „der Stamm Tauronga wird mit feindlichen Absichten gegen de Volk heranrücken?" — „Und wann"? fragte er mich. Meine Verlegenhe war außerordentlich groß; ich wußte kaum, was ich sagen sollte, un antwortete endlich: „Morgen". Er schien mit mir zufrieden zu seyn, un rüstete sich zu einer kräftigen Vertheidigung. Die Eingebornen errichtete auf der Uferseite und am Fuße des Pa eine Art Erdschanze von 4 Fu Höhe, auf der sie unsere Karonaden und Steinböller aufstellten; mit U geduld und ohne Furcht erwarteten sie den Aufgang der Sonne. Kau

erschien sie, als ich eine Muskentensalve hörte. Enararo stürzte in meine Hütte und verkündigte mir, daß der Stamm von Tauronga, wie ich vorhergesagt hätte, ihn angegriffen habe. Sein Vertrauen in meine Vorhersagungen kannte nun keine Grenzen mehr; er bat mich, ihm zu sagen, ob er Sieger seyn würde. Ich antwortete ja, was seinem Volke, unter dem meine erste Vorhersagung sich schnell verbreitet hatte, neuen Muth einflößte. Der Feind war damals auf der andern Seite des Ufers; er hatte ein sehr lebhaftes Feuer begonnen, auf welches die Bewohner von Walkitanna kräftig antworteten. Einer von ihnen führte mich hinter das Dorf, um mich der Gefahr zu entziehen; mein Leben war ein Gegenstand der Sorgfalt geworden. Bald darauf hörte ich den Donner einer unserer Kanonen, von Siegsgeschrei begleitet. Dieses Feuer hatte einen solchen Schrecken unter den Stürmenden verbreitet, daß sie eiligst sich auf die Flucht begaben. Enararo kam in Begleitung mehrerer Häuptlinge zu mir, und nannte mich Gott. Man schnitt den verwundeten Feinden, welche gefangen worden waren, die Köpfe ab, nahm die Eingeweide aus dem Körper und reinigte ihn; sodann wurden sie gebraten, und die Gier, welche Männer und Weiber bei diesem gräßlichen Mahle zeigten, dessen Zuschauer ich unglücklicherweise war, gab mir die Ueberzeugung, daß sie das Menschenfleisch jeder andern Speise vorziehen."

Als der Offizier in der Inselbai angekommen war, wurde er daselbst von dem ehrwürdigen Missionär Williams gepflegt, und als er nach Sidney gekommen war, zog ein Wundarzt mehrere Muschelschalen und drei Stücke Blei aus seinem Arm; von Sidney aus reiste er nach England ab.

Nach dem Offizier des Hawes wollen wir unter den Reisenden in Neuseeland auch Earle aufführen, ein wahrhaft merkwürdiges Muster jener Menschen mit glühenden Wünschen und allmächtigem Willen, welche unerschütterlich durch ein irrendes, an Abenteuern und Gefahren reiches Leben gehen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ohne Ruhe im Herzen durchreiste er den ganzen Erdkreis, wie ein anderer eine Provinz durchreisen würde. Seit 1815, in welchem Jahre ihn sein Bruder, der Kapitän Earle und einige andere Freunde, der Admiralität empfahlen und ihm eine Reisegelegenheit verschafften, besuchte er Malta, Sicilien und eine Menge anderer Punkte im mittelländischen Meere; begleitete er Lord Exmouth auf seinem ersten Zuge gegen die Barbareskenstaaten, durchforschte er die Trümmer von Karthago und mehrere Theile von Libyen, besuchte er zum zweiten Male den Berg Aetna, von wo aus er sich nach Gibraltar begab; irrte er 2 Jahre lang von Provinz zu Provinz in den vereinigten Staaten Nordamerika's umher; bereiste er Rio-Janeiro, Lima und Chili; nach Rio zurückgekehrt, schiffte er sich auf einem schlechten Schiffe ein, mit welchem er auf Tristan d'Acunha geworfen wurde, wo er genöthigt war, seine abenteuerlichen Fahrten einzustellen, und wo er wohl oder übel aus Mangel an einem Schiffe, das sich auf der See hätte halten können, mehr als 6 Monate bleiben mußte. Uebrigens ist die Geschichte dieses Aufenthaltes nicht das Uninteressanteste, was er geschrieben hat, und der unermüdliche Reisende zeigt sich darin als denkender Schriftsteller in der Weise seines Landsmannes Trelawney. Endlich holte das Schiff „der Admiral Cockburn“ unter Kapitän Cooling den Verbannten auf seiner Insel ab, und er

reiste nach Van-Diemensland, Neusüdwales und Neuseeland. Nach Sidney zurückgekommen entwarf Earle Zeichnungen, nach welchen das merkwürdige Panorama Burforts, das vor einiger Zeit in Leicester-Square zu London eröffnet wurde, gemalt ist. Neuerdings und um in seine Reisen mehr Abwechslung und Reiz zu bringen, machte er einen Ausflug nach den Karolinen, nach Guaham auf den Marianen, landete in Manilla, ließ dem Residenten von Singhapur seine Karte, und wünschte dem in Pulo-Pinang einen guten Morgen; hernach hielt er sich einige Zeit in Madra's auf, wo seine Zeichnungen lebhafte Bewunderung erregten, und wo er unter anderen auch die entwarf, die dem Panorama Daniels und Paris's zum Modelle dienten. Da indeß seine Gesundheit wankend wurde, so begab er sich nach Pondichery, und als er dort ein Schiff von Bordeaux traf, so schiffte er sich nach England ein, indem er vorher die Reise durch Frankreich machen wollte; aber es scheint, die Umstände, welche seinen Planen zuwider waren, mußten ihn zwingen, überall zu bleiben, wo er sich nicht aufhalten wollte: das Schiff, auf dem er war, wurde genöthigt, auf Isle de France anzuhalten. Earle mußte also auf geradem Wege nach England reisen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland nahm er von Neuem Dienste als Seemann, wurde auf dem Beagle eingeschifft, und nahm den Titel „erstes Ehrenmitglied des Reisendenklubbs“ mit sich.

Ein ächter Künstler, der so viel gesehen hat, muß auch viel zu erzählen wissen; man findet auch in dem Tagebuch Earle's eine Menge merkwürdiger Nachrichten, wovon wir einige über Neuseeland geben wollen. Im Monat Oktober 1827 reiste dieser unerschrockene Reisende mit seinem Freunde Shand auf der Brigg Governor-Macquarie unter Kapitän Kent, die nach Neuseeland bestimmt war, von Sidney ab. Unter den Passagieren befanden sich mehrere Personen, welche westlich von Ke-anga eine Niederlassung für methodistische Missionäre gründen wollten. Sie stiegen bei dem Dorfe Parkunis an's Land, wo sie schon Manches, an das sie gar nicht gewöhnt waren, mit Verwunderung sahen.

„Auf einem Spaziergange“, sagt Earle, „wurde ich bald Zeuge einer Scene, die mich nöthigte, wenn ich es auch je versucht hätte, nicht zu vergessen, daß ich in einem wilden Lande unter einer wilden Bevölkerung umherirrte, und die mir die Bemerkung aufdrang, daß es oft nur einer Reise von wenigen Tagen bedarf, um in den Sitten der verschiedenen Länder einen unermeßlichen Abstand zu finden. Der malerische Anblick, der meine Augen und Gedanken fesselte, war ein beinahe ganz aufgezehrter Menschenleib, um welchen sich knurrend und zähneknirschend eine Heerde Hunde und Schweine stritten. Der Anblick dieses Mahles flößte mir mehr Grauen ein, als er mich überraschte, denn ich hatte schon genug von dem Kannibalismus der Bewohner Neuseelands sprechen hören. Der Eindruck war jedoch so stark, daß ich für diesen Tag meine Ausflüge einstellte. Ich ging also zu Butler zurück, begierig, etwas Näheres über Das, was ich gesehen hatte, und die Veranlassung davon zu hören. Dieser sagte mir, daß er in der Nacht vor unserer Ankunft einen seiner Wari's (Sklaven) auf sein Feld gestellt habe, um die Schweine abzuhalten. Dieser arme Teufel hatte sich, entzückt über den Anblick unseres Schiffes, das gegen die Küste herfuhr, und vertieft in seinen Anblick, als er es Anker werfen sah, beigehen lassen, uns zu betrachten, anstatt die Schweine zu hüten, so daß diese in

das Feld eindrangen und die Früchte theils verzehrten, theils herauswühlten. Der Herr kam gerade in diesem Augenblicke dazu und machte kurzen Prozeß mit dem Uebertreter: der Unglückliche erhielt von seinem Herrn einen Hieb mit dem steinernen Beile in den Kopf und fiel todt nieder; sodann wurde er am Feuer gebraten."

Da unsere Reisenden nicht viel Geschmack an Parkunis fanden, so bildeten sie eine Art Karavane und durchzogen das Land bis zur Inselbai. Sie stießen auf ihrer Reise auf ein Dorf, das dem Sohne eines Häuptlings, Namens Patu-One, gehörte. Der Bericht über ihren Empfang ist merkwürdig. Hören wir Earle:

„Als wir vor dem Dorfe angekommen waren", sagt er, „sezten wir uns einige Zeit in den Schatten eines großen Baumes, um das Dorf bequem in's Auge zu fassen, und uns zugleich über die Art zu verständigen, wie wir über alle die Bäche setzen wollten, endlich, um mir Zeit zu lassen, von der Gegend und dem Dorfe eine flüchtige Zeichnung zu entwerfen. Die dichte Waldung, welche den Abhang des Hügels bedeckte, und deren Gipfel von der untergehenden Sonne mit einem Lichtschimmer übergossen waren, erhöhten noch die Wirkung einer malerisch beleuchteten Landschaft, und ein ungeheurer Regenbogen krönte dieses Gemälde mit einer Strahlenkrone, deren Nuançen wunderbar malerisch waren. Die Eingebornen hatten uns nicht sobald erblickt, als sie einen langen Willkommruf hören ließen und in Masse uns entgegen kamen. Sie trugen uns auf ihren Schultern über die Bäche, führten uns in ihre Hütten und blieben dort, in unsern Anblick versunken, vor uns stehen. Ermüdet, wie wir waren, legten wir schnell unsere Ranzen ab, um daraus zu nehmen, was wir bedurften. Nun machten die Wilden noch größere Augen, und stießen ein langes und durchdringendes Geschrei aus, so oft sie etwas Neues sahen. Da ich noch nicht mit ihren Gewohnheiten bekannt war, so war ich Anfangs nicht wenig erschrocken über ihr Geschrei, erkannte aber bald, daß ich Unrecht hatte. Wir sahen den Sohn Patu-One's, umgeben von 13 oder 14 jungen Sklaven, welche entweder saßen oder lagen. Es waren ungeachtet ihres wilden Aussehens und ihrer trotzigen Blicke sehr schöne Leute. Man denke sich diese Männer, wie sie nach Allem die Hand ausstreckten, so oft wir den Wilden etwas zeigten, einen jeden mit einer scharf geladenen Flinte, im Gürtel einen mit Patronen wohl versehenen Behälter, in der Hand ein Patu-Patu, oder Steinbeil, und am Halse als Schmuck Menschenknochen — und sage mir, ob dieß nicht genug ist, um einen Reisenden in Schrecken zu setzen . . . Indeß waren meine Besorgnisse ganz ungegründet; denn nachdem sie nach einander alle Gegenstände unseres Gepäckes (besonders aber unsere Jagdflinten, die wirklich auch sehr schön waren) bewundert hatten, forderten sie etwas Tabak und zogen sich von den Hütten, welche sie zu unserem Empfange zugerüstet hatten, zurück. Dann nachdem sie uns allein und ruhig hatten speisen lassen, kamen sie wieder, aber nur, um unsere Effekten in die Hütten zu bringen und uns dadurch zu beweisen, daß wir und Alles, was uns gehörte, in Sicherheit seye. Die Nacht war düster und regnerisch. Wir brachten sie in einer schlechten, rauchigen Hütte zu, um ein großes in der Mitte angezündetes Feuer, aber dicht auf einandergedrängt; denn kaum war unser Abendessen beendigt, als die Eingebornen sich in Masse in diese Hütte warfen, bis sie ganz angefüllt war, und zwar, um unsere Gegenwart besser

und länger genießen zu können. Es war wahrlich eine sehr ermüdende Nacht, aber ich wurde durch das eigenthümlich neue Gemälde, das diese Versammlung meinen Blicken darstellte, dafür entschädigt. Nie hätte Salvator Rosa etwas so bewunderungswürdig Gräßliches erfinden können. Stelle man sich, wenn es möglich ist, ein Dutzend ausgezeichnet athletischer Männer vor, auf dem Boden auf die Matte, die ihre Kleidung ist, ausgestreckt, ihre wilden Glieder vom rothen Schein des Feuers erhellt, während ihre überall scheußlich tättowirten Gesichter im Glanz des Feuers beinahe blau hervortraten; endlich aber alle diese Augen mit dem natürlich so trotzigen Blicke mit dem Ausdruck der Achtung, der Freundschaft und Neugierde auf uns geheftet! . . . ." Als alle seine Besorgnisse zerstreut waren, hatte Earle Zeit, mit Muße die seltsame Scene zu betrachten und zu studiren. Er rauchte eine Pfeife mit seinen Wirthen, welche den Tabak leidenschaftlich lieben; sodann streckte er unter ihren Rauchwolken und ihrem lauten Gespräche sich aus, um einen Versuch zu machen, ob er schlafen könne. Aber es war ihm unmöglich wegen der Mücken und schwarzen Sandfliegen, welche seine Haut einer empfindlichen Tättowirung unterwarfen, und ungeachtet des Rauches aus den Pfeifen und vom Feuer die ganze Nacht um seine Ohren summten, so daß sie sogar die Stimme der Wilden übertönten.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch nahmen Earle und seine Gefährten von ihren Wirthen Abschied, und sezten ihre Reise fort. Als sie tiefer in das Land hineindrangen, kamen sie an den Fluß Kiddi-Kiddi, an dessen Ufer eine Kirche und eine Niederlassung der Missionäre ist. Der Fluß bildet eine schöne Cascade süßen Wassers im Hintergrund eines kleinen Sees mit salzigem Wasser. Mit Bedauern heben wir hier eine Stelle aus, welche den milden und gastfreundlichen Charakter der heidnischen Kannibalen zu dem harten Charakter der Christen in Gegensatz stellt.

„Hie und da begegneten wir Schaaren ganz nackter Menschen, welche mit ungeheuren Lasten beladen waren und ihre barbarischen Lieder sangen, um sich untereinander zu erkennen. Auch stießen wir bisweilen auf seltsame, mit rothem Ocker bemalte Figuren, die auf hölzernen Pfählen in die Erde gepflanzt waren, wodurch angedeutet werden sollte, daß der Weg dahin führe. Bald aber stellte sich uns ein Gemälde dar, das seltsam mit Dem kontrastirte, was wir eben gesehen hatten: es war ein ganz englisches Dorf. Weißliche Rauchwolken erhoben sich wirbelnd aus den Kaminen der nett erbauten Häuser; in den Glasscheiben spiegelte sich die untergehende Sonne, und um die Stunde, da wir an das Dorf herankamen, sahen wir fette Heerden von den Bergen in ihre Ställe oder Gehege heimkehren. Unmöglich kann ich das Vergnügen schildern, das ich empfand, als ich ein ländliches Gemälde vor mir sah, das ich auf lange Zeit weit hinter mir gelassen zu haben meinte.

„Nach der Landessitte schoßen wir unsere Flinten ab, um die Bewohner von der Annäherung unserer Karavane in Kenntniß zu setzen. Kaum hatten sie das Knallen gehört, als wir Banden seltsamer Individuen gegen uns heraneilen sahen. Unmöglich konnte man auf den ersten Anblick sagen, zu welcher Klasse sie gehörten. Sie waren auf die seltsamste Art gekleidet. Ohne Zweifel hatten diese guten Leute keinen Begriff vom Malerischen und Schönen; denn sie verhüllten mit groben Matrosenkleidern die

zierlichsten Körperformen, so daß diese sich kaum noch ahnen ließen. Junge Leute von 15 Jahren waren in eine lange Matrosenweste gehüllt, in der sie wie in einem Sacke staken, und die mit schwarzen Hornknöpfen vom Kinn bis über die Brust herab zugeknöpft war; die Krägen ihrer groben Hemden fielen auf beiden Seiten herab, und ihr schönes straffes Haar bedeckte eine häßliche schottische Mütze. Diese unglücklichen, halbbekleideten Wilden führten uns, nachdem sie mit den Augen und mit Gebärden mit unsern Führern gesprochen hatten, in die Wohnung ihres Herrn. Da ich einen Brief an einen der Missionäre hatte, zweifelte ich nicht, daß wir gut aufgenommen werden würden, und wir folgten den Eingebornen. Wir wurden in ihr Haus eingeführt, das sehr reinlich und sogar zierlich gehalten war: Alles zeugte von Ordnung und der Stille eines einsamen Lebens. Ich gab meinen Brief einer Person von ernstem und strengem Aussehen, die in ein anderes Zimmer ging, ohne Zweifel, um sich bei dem Obern Raths zu erholen; bald kam sie wieder zurück und lud uns ein, zu bleiben und eine Tasse Thee zu genießen. Nun war Alles aufgetragen, was nur in einer reichen Pachtung und bei einem wohl versehenen Spezereihändler Englands zu haben ist. Jeder Missionär, der herbeikam, wurde von den Andern sogleich gerufen, und ich hörte deutlich, daß man meinen Empfehlungsbrief las und besprach. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob man Landsleute bei den Gegenfüßlern seines Landes so empfange! Nicht ein Lächeln kam von ihren Lippen, nicht ein Wort aus ihrem Munde, keine Frage nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande: mit Einem Worte, wir fanden nicht das geringste Zeichen von Sympathie, das wir andere Weltmenschen empfinden würden, wenn wir in einem so wilden Lande einen Besuch von einigen unserer Landsleute empfangen würden. Die starken, fetten und frischen Kinder, welche uns aus allen Winkeln der Zimmer betrachteten, und die ruhige und zufriedene Miene ihrer Eltern ließen uns bald ahnen, daß diese Leute in diesem Lande hier einen sehr angenehmen und gewinnreichen Handel betrieben. Sie luden uns zwar ein, die Nacht bei ihnen zuzubringen, aber sehr kalt. Unsere große Zahl erlaubte uns nicht, das Anerbieten anzunehmen, und sie liehen uns ihr Fahrzeug, um uns ungefähr 25 Meilen weit von da in die Inselbai zu führen. Die Nacht war sehr düster, der Wind sehr heftig, unser Fahrzeug mit neugierigen Wilden noch überdieß schwer beladen. Nicht ohne Widerwärtigkeiten und Gefahren fuhren wir den Fluß Kiddi-Kiddi hinab, der von Felsen starrte, wovon die einen über, die andern unter dem Wasser waren, und zu deren Vermeidung wir alle Vorsicht aufbieten mußten. Endlich, nachdem wir mehr als Einer Klippe entgangen waren, kamen wir frisch und wohlbehalten auf dem Landungsplatze bei Koraradika an, wo uns ein Engländer, Namens John Stone, eine Zufluchtsstätte in seiner Hütte einräumte."

Wenige Tage nach seiner Ankunft ging der unermüdliche Earle auf das andere Ufer, um die Kirche und Niederlassung der Missionäre mit einem Empfehlungsbriefe von einem derselben zu besuchen. Die angenehme Wohnung dieser Apostel Christi ist auf einem malerischen Küstenstriche bewunderungswürdig schön gelegen, und vor ihr wiegt sich das Meer, wie ein ungeheurer mit fruchtbaren und lachenden Inseln besäeter Spiegel. Sie gaben diesem Orte den Namen Marsden-Vale. Die Missionäre hatten Earle bald zu verstehen gegeben, daß sie seine Bekanntschaft nicht zu machen wünschten; auch er bekam von ihrer Kälte und Ungastlichkeit an

einem solchen Orte den widrigsten Eindruck. Ihm zufolge wäre der erste Zweck ihrer Sendung für die Neuseeländer sehr vortheilhaft gewesen, und hätte ihre Fortschritte in der Aufklärung beschleunigt; in der That aber werde die Mission so ausgeführt, daß sie für die Neuseeländer nur schlimme Resultate herbeiführen könne.

Die unglücklichen Wilden können keinen Nutzen aus dem Evangelium ziehen, das man ihnen predigen will, wenn ihre Gemüther nicht dazu geneigt gemacht werden, das göttliche Wort fruchtbar zu machen; indeß beschäftigen sich die Missionäre durchaus nicht mit den Neigungen der Wilden, und die besten Gründe von der Welt könnten sie nicht bewegen, ihr System zu ändern.

Aus den Nachweisungen, die Earle über die Missionäre erhielt, ersah er, daß alle mechanische Arbeiter oder junge Leute waren, welche einige Zeit die Gottesgelahrtheit studirt hatten, und daß die Engländer sehr zweckmäßig aus diesen beiden Klassen von Leuten diejenigen erwählt hatten, welche die Fackel der Religion und Gesittung so fernhin tragen sollten. Gewiß gäbe es nichts Schöneres, als die Neuseeländer als geschickte Schreiner und Schmiede sich dauerhafte und angenehme Häuser erbauen und sich gewöhnen zu sehen, ihre Zeit und Kräfte nützlich dazu zu verwenden, sich ein angenehmeres Leben zu bereiten; aber erst dann, wenn sie den Nutzen Dessen empfinden würden, was man sie lehrte, würden die englischen Missionäre mit Erfolg die Schönheiten ihrer Religion ihnen predigen und begreiflich machen können.

Unglücklicherweise geschieht, wie unser Reisender sagt, Nichts von allem Diesem. Die Missionäre erbauen sich zuallererst ein gutes, starkes und bequemes Haus, und ziehen Gräben um dasselbe, um sich gegen jeden Ueberfall von Seiten der Wilden zu schützen; sey aber ihr Haus gut meublirt, wohl mit Vorräthen versehen, und ihr Garten gut bepflanzt, so lassen sie ihre Arbeitswerkzeuge liegen und unterhalten sich mit Predigen; dann nehmen sie hie und da einige elende Wilde auf, welche sie bloß die neuseeländische Sprache lesen und schreiben lehren, denn das Englische ist daselbst verboten; endlich schicken sie diese jungen Leute zu ihren Eltern zurück, die ihnen unter die Nase lachen und sie wegen ihres weichlichen und weibischen Lebens, das sie bei den Missionären gelernt haben, verachten. Earle sagt, er habe unter Anderen einen dummen und groben, noch jungen Schmied mitten in einer Gruppe von Wilden sitzen sehen, denen er das Geheimniß der Erlösung erklärt und dabei zum Beweise seiner Behauptungen die unzusammenhängendsten und sinnlosesten Sätze vorgebracht habe, und er glaube, dieser junge Mensch hätte die Wilden zuerst sollen ein Stück Eisen schmelzen, schmieden und feilen, einen Nagel oder eine Hake machen lehren sollen.

Was den Missionären in der Meinung der Neuseeländer am meisten schadet, ist die Abneigung, mit der sie ihre Landsleute empfangen; sie schämen sich nicht, sie oft außerhalb ihrer Gräben und Verschanzungen zu begrüßen.

Bei ihrer Rückkunft von Marsden-Vale sahen Earle und seine Gefährten ihre wilden Freunde wieder, von welchen sie verspottet wurden, aber auf eine sehr liebenswürdige Art. Sie hatten sie zum Voraus von dem kalten Empfang unterrichtet, den ihnen die Missionäre bereiten würden; auch erweckte die Freude, die diese braven Neuseeländer an den Tag legten, als sie ihre Gäste wieder sahen und wieder beherbergen durften, bittere

Betrachtungen bei den Europäern, und ließ sie eine Vergleichung anstellen, welche nicht zum Vortheil der Apostel Jesu Christi ausfiel.'

„Einst", sagt Earle, „wurden unsere beiden Häuser, welche ziemlich gut waren, in einen Trümmerhaufen verwandelt, und all' unser Eigenthum von den Narpu's fortgenommen. Dieser Vorfall gab uns Gelegenheit, eine barbarische Gewohnheit kennen zu lernen. Stößt nämlich dem Häuptling eines Stammes oder einem einzelnen Individuum ein Unglück zu, so werfen sich Alle, selbst die Freunde ihres Stammes auf sie, und nehmen ihnen Alles, was sie noch haben. Wie der Fisch, der kaum von der Harpune getroffen ist, sogleich von seinen Gefährten umringt und aufgezehrt wird, so plündern, sobald das Haupt einer neuseeländischen Familie getödtet wird, seine Freunde die Wittwe und die Kinder, und mißhandeln und ermorden aus Rache sogar die Sklaven, so daß Ein Unglück immer mehrere andere von den unerhörtesten Grausamkeiten begleitete herbeiführt.

„Während des Brandes bewiesen uns unsere Freunde, daß sie in der That sehr gewandte Diebe seyen. Wie seltsam! Vor diesem Ereigniß hatten sie uns Nichts genommen, und doch war ihnen unsere ganze Habe preisgegeben. Als wir sie fragten, was aus unsern Effekten geworden sey, sagten sie uns offen, wo sie niedergelegt seyen; und nach einigen Schwierigkeiten bekamen wir gegen ein gütlich festgesetztes Lösegeld die meisten der gestohlenen Effekten wieder, natürlich diejenigen nicht, welche die fremden Plünderer mit sich genommen hatten.

„Ich werde keine Bemerkung über diesen grausamen Gebrauch machen, den ich ohne Zweifel nie kennen gelernt haben würde, wenn ich nicht selbst das Opfer davon geworden wäre. Als wir von den Eingebornen Das, was sie uns am Tage des Brandes gestohlen hatten, wieder lauskauften, bekamen wir einige unserer Koffer, Pulte und Kleidungsstücke wieder, aber alle unsere Küchengeräthe waren unwiederbringlich verloren. Als der Brand gelöscht war, besuchte uns ein Missionär und bot uns einigen Ersatz an. Wir nahmen ein wenig Thee, Zucker und einige Porcellansachen an; aber die Missionäre wußten, daß wir keine Häuser hatten, daß wir unter einer Horde Wilder lebten, und boten uns doch keine Zufluchtsstätte bei sich an! Gewiß hätten wir, wenn ihnen ein solches Unglück begegnet wäre, ihnen unsere Hütten geöffnet, und alle unsere Habe mit ihnen getheilt. Bei dieser Veranlassung hätten die Apostel Gelegenheit gehabt, die Heiden (denn so nennen sie die Neuseeländer) durch ihr Beispiel das große christliche Gebot zu lehren: „Was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch".

„Ich muß gestehen, daß es uns sehr unangenehm berührte, in einer kleinen neuseeländischen Hütte, die mit Schmutz und Ungeziefer aller Art angefüllt war, zu Drei auf einandergedrängt schlafen zu müssen, während in einer Entfernung von bloß 2 Meilen ein Dorf lag, wohin die englische Philanthropie alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gebracht hatte, und zwar durch Missionäre, zu deren Ausstattung auch ich das Meinige beigetragen hatte."

Unser Reisender erklärt, daß er nie einen von den Missionären gemachten Proselyten gesehen habe. In seinem Verkehr mit den Eingebornen lobt er diese immer; und unserer Meinung nach ist er in den Scenen und Ereignissen, die er beschreibt, mehr als ihr Vertheidiger. Allem nach stößen uns die Neuseeländer, so sehr wir es auch bedauern

müssen, daß sie keine Regierungsform haben, daß ihre Sitten so grenzenlos wild sind, daß Sklaverei bei ihnen herrscht, daß sie das menschliche Leben so wenig achten, daß sie keine Religion haben und unter andern Grausamkeiten auch den Durst nach Rache immer auf eine so gräßliche Weise befriedigen, doch den lebhaften Wunsch ein, sie möchten zu einem besseren Leben gebildet und erzogen werden.

Earle machte häufige Reisen in das Innere, und überall bestättigte sich bei ihm die gute Meinung, die er von den Bewohnern gefaßt hatte, so daß er sich in vollkommener Sicherheit unter ihnen befand. Der gänzliche Mangel an vierfüßigen Thieren macht die Reisen daselbst sehr langwierig und beschwerlich, und diesem Mangel an vierfüßigen Thieren muß man zum Theil auch die Wildheit derselben und ihren Kannibalismus zuschreiben. „Dagegen", sagt er, „gibt es eine unermeßliche Menge Vögel, so daß ihre Flüge, indem sie die Sonne bedecken, oft den Tag verfinstern, und darunter sind einige, deren Gesang sehr angenehm ist. Gewiß würden die wilden Enten verschiedener Gattung den Eingebornen eine bessere Speise liefern, als ihre Farrenwurzel ist, die nicht viel besser schmeckt, als Gras, das man dort nirgends trifft."

„Einmal", sagt der reisende Künstler, „sah ich ein Beispiel von der schnellen Justiz der Neuseeländer. Ein Häuptling des Dorfes hatte mit Gewißheit erfahren, daß ihm seine Frau untreu sey, er nahm deßwegen seinen Patu-Patu (steinernes Beil) und ging auf seine Hütte zu, wo seine Frau gerade mit dem Hauswesen beschäftigt war. Ohne etwas von Dem, was er wußte, zu sagen, und ohne ihr einen Vorwurf zu machen, versezte er ihr mit unglaublicher Kaltblütigkeit einen Schlag mit seinem Beile auf den Kopf, daß sie auf der Stelle todt niederstürzte; und da sie eine Sklavin war, schleppte er den Leichnam aus dem Dorfe hinaus, und ließ ihn von den Hunden aufzehren. Kaum hatten wir von diesem Vorfalle gehört, als wir uns an Ort und Stelle begaben und um die Erlaubniß baten, den Leichnam der Frau beerdigen zu dürfen, die uns auch bewilligt wurde. Wir holten sodann zwei Sklaven herbei, welche uns den Leichnam an das Ufer tragen halfen, wo wir ihn, so gut wir konnten, beerdigten.

„Es war dieß der zweite Mord seit meiner Ankunft, von welchem ich beinahe Augenzeuge geworden wäre; und aus der Gleichgültigkeit, womit man mir diese beiden Morde erzählte, konnte ich schließen, daß dergleichen Grausamkeiten sich öfter wiederholten. Gleichwohl kamen mir die Sitten im Allgemeinen sanft vor; allein die Untreue einer Frau wird hier niemals verziehen, und der Liebhaber wird, wenn man ihn erwischen kann, mit ihr geopfert. Die Wahrheit nöthigt mich, zu bekennen, daß die Neuseeländerinnen ungeachtet der gräßlichen Strafe, die sie zu erwarten haben, sich doch oft zur Untreue hinreißen lassen."

Der Verfasser wird uns indeß noch Gräßlicheres berichten.

„Es ist schon lange her, daß man die Neuseeländer zum ersten Male des Kannibalismus angeklagt hat; doch hatte man noch keine sichere Beweise für diese, wenn sie falsch gewesen wäre, grausame Beschuldigung, so daß man Erzählungen dieser Art, um der Menschennatur nicht Unrecht zu thun, unter die Fabeln verwiesen hatte. Ueberdieß wurde viel geschrieben, um zu beweisen, daß ein so gräßlicher Gebrauch nirgends herrsche. Ich war jedoch bestimmt, durch eigene Anschauung mich davon wirklich zu überzeugen.

Als ich einst gegen 11 Uhr von einem langen Spaziergange zurückkehrte, sagte mir Kapitän Burke, daß er aus sicherer Quelle (obgleich die Wilden es hätten geheim halten wollen) wisse, daß in einem benachbarten Dorfe eine Sklavin, Namens Matu, getödtet worden sey, und man in diesem Augenblicke ihren Leib zu einer Mahlzeit zurichte. Zugleich erzählte er mir einen Vorfall, der den Abend vorher statt gefunden hatte. „Atuï", sagte er mir, „hatte mir einen Besuch gemacht, und als er mich verließ, sah er eine Sklavin, die, wie er sagte, aus seinem Hause entflohen sey. Sogleich nahm er sie fest und gab sie seinen Leuten zur Bewachung. Das Mädchen war von mir zum Holztragen verwendet worden, und der Umstand, daß sie Atuï zurückforderte, flößte mir keine Besorgniß wegen ihres Lebens ein; ich dachte nicht, daß ihr Vergehen so groß sey. Bald aber habe ich erfahren, daß das arme Mädchen im Ofen ist oder gleich hineingesteckt werden wird."

Earle und Kapitän Burke beschloßen, diesem gräßlichen Schauspiele beizuwohnen; aber sie hüteten sich wohl zu sagen, daß sie mit den Umständen bekannt wären, weil sie wußten, daß die Wilden dann Alles läugnen und sie abweisen würden.

Sie gingen auf einem Umwege in das Dorf. Da ihnen der Weg gut bekannt war, so überfielen sie die Wilden plötzlich, und überraschten sie mitten in ihrer gräßlichen Ceremonie. Am Abhang eines Hügels außerhalb des Dorfes war ein Mann beschäftigt, einen Ofen zu erbauen, wie wir ihn oben beschrieben haben.

„Als wir näher kamen", sagt Earle, „erkannten wir die unzweideutigen Beweise des begangenen Mordes. Blutige Matten waren überall zu sehen. Ein kleiner auf dem Platze stehender Knabe lachte aus vollem Halse; er berührte seinen Kopf mit einem Finger und richtete diesen sodann auf ein Gebüsch. Ich näherte mich der angedeuteten Stelle, und mein Blick traf auf ein menschliches Haupt. Man denke sich meinen Schrecken, als ich die Züge des armen flüchtigen Mädchens erkannte! Wir eilten an den Ort, wo das Feuer angezündet war; dort stand ein Mensch und bereitete eine Speise zu, deren Anblick unsere Neugierde so wenig erregte, als unsern Appetit. Er bereitete Stücke eines menschlichen Leichnams zu; nachdem er die großen Knochen herausgenommen hatte, schnitt er das Fleisch in längliche Stücke und schickte sich an, sie in den Ofen zu legen.

„Als wir vor dem Feuer standen, von Staunen und Schauder ergriffen, sahen wir einen großen Hund Fetzen von dem Kopfe des Schlachtopfers reißen, und ihn von Gebüsch zu Gebüsch schleppen, damit er ihm nicht entrissen würde. Indeß machte der Koch mit der größten Kaltblütigkeit seinen Braten fertig, und sagte uns, daß das Mahl erst in einigen Stunden fertig seyn werde. So sahen wir also, Kapitän Burke und ich, ein Schauspiel, von dem mehrere Reisende erzählten, ohne daß man es ihnen glaubte; denn immer wurden Thatsachen dieser Art wieder in Zweifel gezogen. Und doch war in diesem Falle nicht die Rede davon, das Fleisch eines Kriegsgefangenen zu verzehren, oder das Blut eines Feindes zu trinken, um sich gegen die Feinde, die noch vorhanden waren, aufzureizen. Es war hier weder von Rache noch von Genugthuung die Rede. Man kann hier zu Gunsten der Neuseeländer nicht jene unbezähmbare Wuth anführen, welche auch nach einer blutigen Schlacht noch immer eine Zeit lang fortdauert. Es war vielmehr ein Akt reinen Kannibalismus, ohne den geringsten

mildernden Umstand. Endlich kann man auch nicht den gänzlichen Mangel an Mundvorrath als Entschuldigung anführen; denn am Abend zuvor hatte uns Atuï erst 4 Schweine um einige Pfund Pulver verkauft."

Nach kurzer Berathung beschloßen Kapitän Burke und Earle Atuï wegen seiner unerhörten Grausamkeit zu tadeln. Er empfing sie wie gewöhnlich, und sein Gesicht war nicht das eines Menschen, der eine solche barbarische Handlung begangen hat. Earle sah nicht ohne Schaudern die ungeheure Menge Kartoffeln, die seine Sklaven zur Vervollständigung des höllischen Gastmahls zurichteten. Er erzählt weiter:

„Wir sprachen ohne Heftigkeit mit Atuï; denn da wir den Mord nicht hatten verhindern können, so wollten wir wenigstens die näheren Umstände desselben zu erfahren suchen. Zuerst wollte uns Atuï glauben machen, als wisse er nichts von der Sache und als sey es bloß ein Gastmahl für seine Sklaven; wir sagten ihm aber, wir wüßten gewiß, daß das Mahl für ihn und seine Gefährten bestimmt sey. Nachdem er lange die Sache vor uns zu verbergen gesucht hatte, gestand er uns endlich, daß das Gastmahl für ihn bestimmt sey. Er fügte hinzu, daß, da der Abscheu der Europäer vor solchen Mahlen bekannt sey, die Eingebornen Alles thäten, um es vor uns zu verbergen, daß er sehr ungehalten darüber sey, daß wir die Sache erfahren hätten, daß er aber, da die Sache doch einmal an Tag gekommen sey, nicht mehr schweigen wolle. Er fuhr nun fort, daß das Menschenfleisch eine längere Zubereitung erfordere, als jedes andere Fleisch, daß es zu fest sey, „zart werde wie Papier" 2c. Während er dieß sagte, hatte er ein Stück Papier in der Hand, das er auseinanderriß. Er bemerkte, daß das Fleisch, das jezt zubereitet werde, nicht vor dem folgenden Morgen fertig seyn würde; eine seiner Schwestern sagte uns aber in's Ohr, daß er uns hintergehe und im Sinne habe, es bei Sonnenuntergang zu verzehren.

„Wir fragten ihn, warum er das arme Mädchen habe tödten lassen, und wie das Urtheil vollzogen worden sey. Er erwiderte, ihr einziges Verbrechen sey gewesen, daß sie zu uns entflohen sey und von da aus zu ihren Eltern habe entkommen wollen. Nun führte er uns vor das Dorf hinaus und zeigte uns den Pfahl, an welchen er sie angebunden hatte; er fing an zu lachen, als er an die List dachte, die er angewendet hatte, um das Schlachtopfer irre zu führen: „denn, sagte er, ich bedrohte sie nur mit einer leichten Strafe, schoß aber und traf sie ins Herz." Diese barbarischen Worte und diese wilde Naivetät machten mein Blut erstarren und ich betrachtete den Wilden mit einem Gefühl des Abscheus, während er sich in seiner Erzählung gefiel.

„Und doch — wer wird es glauben? — war der Barbar, ich wiederhole es, ein schöner junger Mensch mit sanften und angenehmen Manieren. Wir hatten ihn an unsere Tafel gezogen, und es war keiner unter uns, der ihn nicht liebte; dessen ungeachtet war er doch der Mörder des jungen, sechszehnjährigen Mädchens. Bei der umständlichen Erzählung dieses Ereignisses fühlten wir unser Herz sich vor Schauder heben, und ich glaubte in Ohnmacht zu sinken.

„Wir nahmen Abschied von Atuï, gingen wiederum auf die höllische Küche zu, fanden aber daselbst Niemand mehr. Ein abscheulicher Gestank stieg aus dem Ofen auf. Der Hund, der den Kopf abgenagt hatte, schlich nach dem Dorfe zurück, und ein Geier, der den Geruch des Blutes und Fleisches witterte, kreiste um den Schauplatz."

Earle und der Kapitän saßen traurig nieder. Der Himmel hatte sich hinter schweren und düstern Wolkenschichten verborgen, und sie hörten dem Rauschen des Windes zu, wie er durch das Gebüsch sauste und Töne von sich gab, die mit ihren melancholischen Gedanken harmonirten.

Nachdem sie einige Zeit den Schreckensplatz betrachtet hatten, brachen sie in Flüche gegen die Barbaren aus, und es kam ihnen der Gedanke, das zu bereitende Mahl zu vernichten und so den Appetit des Kannibalen Atuï zu täuschen. Der Kapitän stellte sich auf die Wache, Earle aber eilte an das Ufer, sammelte so viel Europäer als möglich, sezte ihnen die Sache auseinander und machte ihnen den Vorschlag, die Küche zu zerstören und die Reste des in dem Ofen eingeschlossenen Leichnams zu beerdigen. Die Leute nahmen den Vorschlag enthusiastisch auf, bewaffneten sich mit Schaufeln und Hacken, und begleiteten ihn.

Atuï und die Seinigen hatten von diesem Plane Wind bekommen und sich auch an Ort und Stelle begeben, um seine Ausführung zu verhindern. Er versuchte es mehrere Male, die Fremden mit Drohungen zu schrecken, und schien aufs Höchste erbittert zu seyn über ihre Kühnheit: da aber die Seinigen, wie es schien, die Weißen nicht angreifen wollten und sich schämten, daß ihre Zurüstungen entdeckt worden waren, so ließ man sie machen. Earle und seine Gefährten gruben ein tiefes Loch, und dann griffen sie den Ofen an. Als sie die Erde und die noch heißen Steine weggeschafft hatten, fanden sie die vier Stücke vom Leichname des Mädchens halb gebraten. Wolken von Rauch und stinkenden Dünsten hätten sie mitten in ihrer Arbeit beinahe erstickt; doch gelang es ihnen, die Hauptstücke des Leichnams zu sammeln. Das Herz war, ohne Zweifel als das kostbarste Stück, für Atuï besonders zubereitet worden. Alle Reste des Leichnams legten sie nun in die Grube, füllten sie auf, und zerstörten den Ofen.

„Am folgenden Morgen“, erzählt Earle weiter, „machte uns unser alter Freund, der König Georg (der Häuptling Schulitea, dem man diesen Namen gegeben hatte), einen langen Besuch, und wir sprachen über den abscheulichen Vorfall ruhig mit ihm. Er tadelte unsere Aufführung laut.

„Ihr habt bei einem unbesonnenen, zwecklosen Unternehmen euer Leben riskirt, und ihr hättet die Reste des Mahles wenigstens anderswo begraben sollen, sagte er; denn kaum seyd ihr weggegangen gewesen, so haben sie den Leichnam wieder ausgegraben und bis auf das lezte Stück verzehrt ....

„Er täuschte sich nicht, wir haben uns genau davon überzeugt. Uebrigens, fuhr der König fort, ist es eine alte Gewohnheit, die sie von ihren Vätern ererbt, und die ihre Väter geheiligt haben: und ihr habt nicht das Recht, ihre Ceremonien, von welcher Art sie auch seyn mögen, zu zerstören. Ich habe zwar, aus freiem Willen und nicht um euch Herrn Europäern zu gefallen, dem Kannibalismus entsagt, aber glaubet ihr mit Recht die nämliche Entsagung von den andern Häuptlingen fordern zu können? — Mit welcher Strafe beleget ihr in England die Diebe und Deserteure? Wenn sie gehörig gerichtet sind, antworteten wir, werden sie gegeißelt oder gehängt.

„Wohlan! erwiderte er, euch gefällt es, sie zu geißeln und zu hängen; andern, sie zu tödten und verzehren ..... das ist der ganze Unterschied.

„Nachdem wir diesen Verweis erhalten hatten, machte er uns merk-

würdige Eröffnungen über das Kapitel des Kannibalismus. Er erinnere sich noch sehr gut, sagte er, der Zeit vor der Einführung der Kartoffeln und der Schweine im Lande. Damals habe er, der im Innern des Landes geboren sey und gewohnt habe, keine andere Nahrung gekannt, als die Farrenwurzel und die Kumera's; damals hätten die Eingebornen selbst die Fische nicht benuzt, und daraus lasse sich ihr Kannibalismus erklären" . . . . .

Burke ist der Meinung, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn diese Nation von wilden Kannibalen die Sklaverei nicht abgeschafft habe, daß es im Gegentheil zum Verwundern sey, daß man sie irgendwo anders mehr oder minder gemäßigt beibehalten habe. Bei den Neuseeländern trägt die Sklaverei ihr schändlichstes Gewand. Jedes Individuum, das ein Stamm einem andern rauben kann, ist von Rechtswegen Sklave. Die Häuptlinge werden nie zu Gefangenen gemacht: entweder kämpfen sie, bis der lezte fällt, oder werden die Ueberlebenden enthauptet, und man bewahrt ihren Kopf durch eine eigenthümliche Vorrichtung als Siegestrophäe auf. Hohen Werth legt man auf die Gefangennehmung von Kindern; denn sind sie einmal in den Händen des Feindes, so sind sie für den Rest ihres Lebens Sklaven und haben die Aussicht, lange zu dienen. Jeder Häuptling nimmt seinen Rang in der Gesellschaft nach der Zahl der Sklaven ein, welche er aufweisen kann, und diesen bleibt kein anderes Mittel, aus ihrer Sklaverei erlöst zu werden, als ihren Herrn so zum Zorne zu reizen, daß er sie in einem Anfall von Wuth tödtet.

Wenn man ein Dorf betritt, so kann man die Sklaven leicht von den freien Menschen unterscheiden, obgleich die Züge und Kleider vollkommen ähnlich sind. Aber ein freier Neuseeländer ist froh und munter, er scherzt beständig, und in seinem Blicke ist fröhliche Heiterkeit ausgedrückt; der Sklave dagegen ist düster, sein Blick ist finster, nie schwebt ein Lächeln auf seinen Lippen, und er sieht immer aus, wie ein vor Hunger halbtodter Mensch. Am besten charakterisirt den Neuseeländer die Schönheit seiner Zähne und Haare; die Haare besonders werden sorgfältig gepflegt und machen nächst der Tättowirung ihren größten Schmuck aus; aber die Sklaven sind zur Hälfte geschoren. Kein männlicher Sklave kann heirathen, und wenn er bei einer Frau erwischt wird, so wird er gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Man kann sich nicht leicht Menschen denken, welche mehr von der menschlichen Gesellschaft getrennt wären, als diese neuseeländischen Heloten; dazu kommt noch, daß sie bei den mörderischen Launen ihrer Herren kaum darauf rechnen können, daß die nächste Stunde ihnen gehört. Ja Earle behauptet, daß sie, wenn der Zufall sie in die Hände eines guten Herrn gegeben habe, und dieser getödtet werde, beinahe immer sein Schicksal mit ihm theilen. So haben diese armen Sklaven hinter sich keinen Stachel, der sie anspornte, und vor sich keine Hoffnung, die sie erzöge, wie andere Menschen; kein Eifer, keine Ergebenheit, keine geleistete Dienste können sie gegen die Rohheit ihres Herrn schützen. Andererseits wird der Sklave, wenn es ihm gelingt, zu fliehen und in sein Land zu entkommen, verbannt und von den Seinigen verachtet: und wenn er eines natürlichen Todes stirbt, so wird sein Leichnam aus dem Dorfe geschleppt und dient den Kindern zur Zielscheibe und den Hunden zur Nahrung. Aber die Unglücklichen sterben sehr selten eines natürlichen Todes und werden beinahe immer von ihren Herrn in einem Anfall von Wuth

erschlagen und von ihnen und ihren Freunden aufgezehrt! Was die Sklavinnen betrifft, so haben sie, ob sie gleich, wenn sie hübsch sind, ihren Herrn als Beischläferinnen dienen, nicht mehr Aussicht weder auf ein glückliches Leben, noch auf einen natürlichen Tod."

Hier einige Nachweisungen über die reißenden Fortschritte der Kultur in diesem Lande, das, so wie ein Theil der Küste, beinahe noch unbekannt ist:

„Auf allen Punkten des Landes, welche ich bereiste", sagt Earle, „habe ich Beweise von der fortschreitenden Kultur der Neuseeländer gefunden. Ich habe Ausflüge in vielen verschiedenen Richtungen gemacht; der Boden schien mir fett, gut bewässert und sehr fruchtbar zu seyn, und alles Land, das die Bewohner angebaut haben, trug reichlich Früchte. Man findet in Neuseeland alle oder beinahe alle bekannten Heilkräuter, alle Bäume, große und kleine; alle Vegetabilien, welche man dort gesäet oder gepflanzt hat, sind vollkommen gerathen, und es wäre sehr zu wünschen, daß alle Kräuter und Früchte Europa's daselbst eingeführt würden. Ich bin gewiß, daß, wenn einmal diese Versuche im Gange wären, das Mehl hier viel gesuchter wäre, als in Neusüdwales. Es wurde von den Missionären keine Pflanze oder Frucht eingeführt, welche nicht gut gerathen wäre. Die Eingebornen tragen Pfirsiche und Wassermelonen in vollen Körben täglich von Thüre zu Thüre, und geben sie beinahe für Nichts, für Kleinigkeiten, wie z. B. für eine Angel, für einen Knopf u. s. w. Das indische Korn kommt auch sehr gut fort und trägt sehr reichlich."

In diesem Lande haben die Familienverhältnisse vielen Einfluß auf die Stellung eines Jeden in der Gesellschaft, und der älteste Sohn einer Familie ist von Rechtswegen der oberste Häuptling seines Bezirkes oder Stammes, weil er die meisten Krieger seines Namens um sich sammeln kann; denn da es ihm leichter wird, eine größere Anzahl von Sklaven zu haben, als jeder Andere, so beherrscht er natürlich seinen Stamm. Uebrigens betrachten ihn die andern Häuptlinge als Ihresgleichen, sie sind ihm blos Gehorsam schuldig in Angelegenheiten, welche das allgemeine Landesinteresse betreffen, und er ist es, der sie in den Krieg führt. Nach Burke und Earle ist jeder Häuptling Herr und Meister in seiner Familie; er hat über alle das Recht über Leben und Tod, aber Niemand ist besser und liebreicher in seinem Innern, und er läßt die Kinder volle Freiheit genießen, bis die Mädchen mannbar und die Knaben waffenfähig geworden sind. Die Neuseeländer beten ihre Kinder an, und sind im Allgemeinen gut und gastfrei. Reisen sie, so trägt der Vater öfter als die Mutter das Kind, das noch zu schwach ist, um ihnen nachzukommen, und man sieht den Mann lächelnd alle zärtliche und kleinliche Sorgfalt einer Amme an dasselbe verschwenden. Bei mehreren Gelegenheiten wird die neuseeländische Frau ihrem Manne durchaus gleichgestellt, worin sie sich von beinahe allen wilden Völkern unterscheiden. Sind sie nicht im Kriege, so sind sie lustige, freundliche und äußerst gesellschaftliche Leute; sobald man sie aber beleidigt oder verspottet, werden sie wüthend. Leute, deren Leidenschaften in der Jugend nie im Zaume gehalten wurden, und deren Hauptgrundsatz ist, jede Beleidigung und Schmach mit Blut zu rächen, müssen nothwendig sehr grausam und rachsüchtig seyn.

„Ich habe", sagt Earle, „zwanzigmal versucht, mir den schlagenden Unterschied

zu erklären, der zwischen den Bewohnern Australiens und denen Neuseelands besteht, deren geographische Lage und Klima doch so ziemlich dieselben sind, und welche dadurch, daß sie seit Jahrhunderten von unsern Kontinenten abgeschlossen und außer aller Verbindung mit den andern Völkern sind, einander beinahe in allen Punkten gleichen müßten. Woher kommt es, daß die Eingebornen Australiens von einem thierischen Geschlechte sind und den lezten Ring in der Kette bilden, welche den Menschen mit dem Thiere verbindet? Woher kommt es, daß sie in der Körperbildung sich von den Neuseeländern so sehr unterscheiden? Der Australier hat lange und magere Glieder, Kniee und Arme mit weit hervorspringenden Knochen, eine weithervorstehende Stirne und einen dicken Bauch. Seine geistige Bildung entspricht seinem Körperbau; er hat weder Energie, noch Willen, noch Scharfsinn, noch die Fähigkeit, etwas zu lernen, und nur selten und mit Mühe kann seine Neugierde erregt werden. Zwar gibt es einige Ausnahmen; im Allgemeinen aber ist diese Schilderung getreu. Der Neuseeländer dagegen könnte füglich als Modell dienen; seine Formen sind in der Kindheit bereits vollkommen gebildet; die erwachsenen Leute haben einen herrlichen Wuchs und große Muskelkraft; die Frauen bieten dem Auge die schönsten Umrisse dar: sie haben alle einen beredten Blick und schöne, seidenartige, rollige Haare; endlich haben Männer und Weiber eine solche geistige Ueberlegenheit, eine solche Lernbegierde, eine so unermüdete Energie und eine so erklärte Liebe zu gewissen bei ihnen kultivirten Künsten, daß man sie unmöglich mit ihren Nachbarn vergleichen kann."

Die Schilderung, welche Earle von einem wilden Künstlerkollegen entwirft, hat uns sehr belustigt, und wir geben sie hier, überzeugt, daß sie die nämliche Wirkung auf unsere Leser hervorbringen wird.

„Man hat es in der Kunst der Tättowirung so weit gebracht, daß ich bewundernd vor allen tättowirten Neuseeländern stehen bleibe, welche ich sehe; die Tättowirung ist ein Schmuck, wie das reichste Kleid, und die Einwohner sind ebenso stolz darauf, ihre prächtig tättowirte Haut zur Schau zu tragen, als ein Stutzer sein schönes Kleid. Die Tättowirung ist eines der ausgezeichneten Merkmale der vornehmsten Krieger; sie lassen sich immer tättowiren, wenn sie in den Krieg ziehen.

„Als der Distrikt Korora-Beka, wo ich mich befinde, einmal Kriegsrüstungen gemacht und Kriegsvorräthe und Waffen, als Kanots, Gewehre, Pulver, Kugeln, gesammelt hatte, kam ein besonders geschickter Künstler, Namens Aranghi, im Lande an, um seine Kunst zu treiben, und wurde bald stark in Anspruch genommen; denn alle nur ein wenig bedeutenden Männer des Bezirkes gingen ihm durch die Hände. Da dieser Künstler mein nächster Nachbar war, so besuchte ich ihn sehr oft in seiner Werkstätte, und er gab mir meine Besuche auch wieder zurück, wenn er Zeit dazu hatte. Er galt im ganzen Lande für einen sehr talentvollen Mann, und die Häuptlinge unternahmen oft lange Reisen, um ihm ihre Haut zur Tättowirung anzuvertrauen. Seine Arbeiten sind so geschäzt, daß ich die Leichname von ihm tättowirter Männer oft noch lange nach ihrem Tode aufbewahren sah. Vor kurzer Zeit hatte einer meiner Nachbarn einen von Aranghi tättowirten Häuptling getödtet, und fand die Tättowirung so schön, daß er die Haut von den Schenkeln gärbte und seine Patrontasche damit überzog. Ich selbst bewunderte die Kühnheit und Genauigkeit, mit welcher

Aranghi auf der Haut zeichnete, und den Reichthum und die Schönheit seiner Verzierungen. Geradere Linien könnte man nicht mit einem Lineal, und vollkommnere Kreise nicht wohl mit einem Zirkel entwerfen. So groß ist der Ruf dieses Künstlers, daß der Kopf eines von ihm tättowirten Häuptlings größeren Werth hat, als ein Portrait von Thomas Lawrence in England.

„Aus einem elenden Sklaven, der er war, hat sich dieser Professor durch sein Talent zum Range der ausgezeichnetsten Häuptlinge des Landes emporgeschwungen. Da alle Häuptlinge, die er tättowirt, ihm ein Geschenk machen, so ist er unermeßlich reich geworden, und sieht sich immer von den berühmtesten Personen seines Landes und seiner Zeit umgeben und gesucht, z. B. Pongho-Pongho, Ruke-Ruke, Kivi-Kivi, Aranghi-Tocker u. s. w. Mein Freund Schultea (der König Georg) schickte ihm alle Tage die ausgesuchtesten Speisen von seiner Tafel in großer Menge. Obgleich er so im höchsten Glanze und Ansehen stand, so war er doch zu vernünftig, um sich davon blenden zu lassen. Einfach und ohne Stolz ließ er sich beinahe alle Abende herab, einen einfachen Thee mit mir zu trinken. Er war entzückt über meine Werke, und besonders über sein Portrait, da ich es mit viel Vergnügen entwarf. Er hörte sehr gerne einige Lektionen an, welche ich ihm gab, und schien so viel Geschmack an der Malerei zu finden, daß ich ihn, als einen Mann von außerordentlichem Genie, gewiß mit nach England genommen hätte, wenn ich geradezu dahin abgereist wäre.

„Eine der ausgezeichnetsten Personen, welche in unser Dorf kam, um das Talent Aranghi's in Anspruch zu nehmen, war Ruke-Ruke. Er hatte von seinen 10 Weibern 4 bei sich. Eine davon war höchstens 10 Jahre alt. Sie interessirte uns lebhaft, und als dieß Ruke-Ruke bemerkte, gab er uns zu verstehen, daß er geneigt sey, sie uns zu überlassen; endlich bot er sie uns für eine Flinte an."

Aber es ist Zeit, daß wir mit den Auszügen aus dem Reisetagebuche Earle's abbrechen, wie interessant sie auch seyn mögen. Im Jahr 1831 erschien der Kapitän Laplace in der Inselbai, die er als einen herrlichen Ruheplatz beschreibt; die Schilderung aber, die er von den Neuseeländern entwirft, ist nichts weniger als schmeichelhaft. Sie ist das Gegenstück von der Schilderung Earle's, ausgenommen in Dem, was die Missionäre betrifft, welche Beide mit Strenge behandelt haben. Der Bericht Laplace's bestättigt Alles, was wir von der Barbarei der Neuseeländer wissen, einer Barbarei, welche einen auffallenden Kontrast gegen die Fähigkeit zur Civilisation bildet, die man bei den Bewohnern Hawai's, der Karolinen, Taiti's, und selbst Nukahiva's und Tonga's, und beinahe bei allen polynesischen Völkern bemerkt. Laplace erzählt unter Anderm:

„Die Sitten der Neuseeländer sind sehr kriegerisch; bis auf diesen Tag waren Schlachten die einzige Beschäftigung der Rangatiras; sie entsagten freiwillig der Ruhe und selbst der Unabhängigkeit, und stellten sich unter die Befehle eines durch seinen Muth berühmten Häuptlings, der einen Feldzug unternahm. Der Raub eines Mädchens, das seine Räuber gebraten und gegessen hatten, der Besitz eines an der Küste gescheiterten Wallfisches, oder ein Rangstreit unter zweien Stämmen waren gewöhnlich der Vorwand ihres Angriffs. Nun begann eine Reihe von Verheerungen und Metzeleien; die Flotten, oft mit mehreren 1000 Kriegern besezt, stießen auf einander,

kämpften Bord an Bord, und die Besiegten zogen sich in aller Eile nach ihren Pa's zurück, wo sie von den Siegern ungesäumt belagert wurden. Von diesen Citadellen, erbaut auf dem Gipfel hoher Berge und mit Verschanzungen umgeben, in welche sich die Besiegten geflüchtet hatten, sahen sie ihre Hütten, ihre Fischerpiroguen und ihre Ernten verbrennen. Zog sich die Belagerung in die Länge, so gaben die Belagerer, ermüdet und decimirt von den mörderischen Kämpfen, die ihren tapfersten Kriegern das Leben gekostet hatten, die Unternehmung bis zum nächsten Jahre auf und gingen wieder an ihre Feldarbeit. Wenn es ihnen aber durch einen Ueberfall oder in Folge eines glücklichen Sturmes trotz der Steine, der Lanzen und eines hartnäckigen Widerstandes gelang, die Verschanzungen zu übersteigen, so wurden weder Frauen noch Kinder von ihnen verschont. Hatten sie dann mehrere Tage lang mit Menschenfleisch sich vollgestopft und die Köpfe der in dem Gefechte getödteten Häuptlinge durch Aushöhlen und Räuchern vor der Fäulniß bewahrt, so gingen sie auf ihre Piroguen zurück, wohin auch die halbverbrannten Reste der lezten Gastmahle und die zur Sklaverei oder Nahrung auf der Ueberfahrt bestimmten Gefangenen gebracht wurden.

„Obgleich diese gräßlichen Kriege unaufhörlich fortdauern, so war die Bevölkerung von Neuseeland und besonders die von Ika-na-Maui doch sehr beträchtlich um die Zeit der Gründung von Sidney; seitdem aber haben der häufige Besuch europäischer Fahrzeuge in der Inselbai und die Einführung von Feuerwaffen schreckliche Folgen gehabt. Die nördlichen Stämme, die frühe mit diesen furchtbaren Zerstörungsmitteln versehen wurden, sezten ihrer Rache keine Grenzen mehr und bewilligten den Bewohnern der südlichen Kantone keinen Waffenstillstand mehr; diese konnten ihnen keinen Widerstand mehr leisten, sahen ihre Pa's, selbst die unzugänglichsten, beinahe ohne Schwertstreich weggenommen, und fielen selbst in die Hände ihrer blutdürstigen Feinde. So sind die einst blühendsten Theile von Ika-na-Maui nun in Einöden verwandelt, die schönen Dörfer, welche die Schurakibai und das Ufer des Themseflusses, so wie die meisten anderen Punkte der Ostküste bedeckten, und deren lachenden Anblick die Berichte Cooks so sehr rühmen, sind beinahe gänzlich verschwunden. Die Verwüster selbst, durch unaufhörliche Feldzüge, und durch Entzweiungen unter sich selbst erschöpft, verlassen ihre ehemaligen Wohnungen und lassen ihre Ländereien wüst liegen. Ueberall in diesen verödeten Gegenden, und besonders in den Umgebungen der Inselbai, bemerkt man die Spuren der Verheerungen, welche ihre blutigen Kämpfe mit ihren Nachbarn, und besonders mit den Bewohnern der malerischen und fruchtbaren Wangaroabai veranlaßt haben. Der Kampf zwischen zwei gleich mächtigen Völkerschaften, die beide mit Gewehren und Pulver von den Weißen versehen wurden, konnte nicht anders als lang und hartnäckig seyn. Auch dauerte er mehrere Jahre und endigte nur mit der gänzlichen Vernichtung einer derselben. Schongui, der Häuptling von Kidi-Kidi, ein wegen seiner militärischen Talente von seinen Feinden gefürchteter und von seinen Freunden bewunderter Rangatira, war es, der nach verschiedenen Wechselfällen dieses Werk der Zerstörung vollbrachte.

„Schongui, der sich Waffen verschaffen wollte, um seine Feinde niederzuschlagen, gelang es, die Missionäre zu täuschen, die sich, als sie ihn nach London schickten, von der hohen Meinung, die er auf seiner Reise von den Engländern überhaupt und von ihrer Kongregation insbesondere bekommen

würde, großen Gewinn für ihre eigenen Interessen versprachen; aber bloß der erste Theil dieser Erwartung ihrer Eigenliebe ging in Erfüllung. Der neuseeländische Häuptling, der bei Hofe vorgestellt wurde, erkannte auf den ersten Blick die Attribute der Aristokratie, sah ganz deutlich, daß sie alle Stellen besaß, daß sie sich dem Waffenhandwerk widme und die Arbeiten des Landbaues und der Gewerbe dem Volke überlasse. Es läßt sich leicht denken, welche Vergleichung der stolze Wilde auf der Stelle anstellte, und was für Schlüsse er aus seinen Beobachtungen zog. Auch beeilte er sich, sobald er den Fuß wieder auf die Inselbai gesezt hatte, seinen Landsleuten zu sagen, daß in England, wie in Neuseeland, die Rangatira's Krieg führten und nicht arbeiteten, und daß die Missionäre Wari's (Sklaven) seyen. Eine solche Entdeckung hatte, wie man leicht denken kann, die traurigsten Folgen für die lezteren; sie wurden von den Häuptlingen, welche sie bisher geachtet hatten, mit Verachtung behandelt, und ihre Forderungen stiegen mit jedem Tage. Schongui selbst bewies ihnen nicht mehr das nämliche Wohlwollen; und während der blutigen Kriege, welche seine Rückkehr bezeichneten, wurden sie aus mehreren Bezirken vertrieben, und zu ihrer großen Verzweiflung genöthigt, die bequemen Wohnungen, die fetten Ernten und das behagliche Leben zu verlassen, womit sie der Herr gesegnet hatte. Wenn man ihnen glauben darf, so sind es die europäischen Seeleute, und besonders die Walfischfänger, welche die Einwohner an ihren Fortschritten in der Civilisation hindern und dieselben gegen sie aufreizen, theils indem sie ihnen ein schlechtes Beispiel und noch schlechtere Rathschläge geben, theils indem sie durch ihre Ungerechtigkeiten, ihre Metzeleien und ihre Verrätherelen sie erbittern, theils indem sie ihnen Pulver und Gewehre liefern, um leichter einander aufreiben zu können. Ich gestehe, daß diese Beschwerden zum Theil gegründet sind; daß die Walfischfänger, was Sitten und Religion betrifft, keine lobenswerthen Grundsätze haben; daß ihr grober Charakter, ihr Hang zur Treulosigkeit und ihre sonstigen Ausschweifungen nicht sehr geeignet sind, ihre Wirthe zu erbauen und ihnen löbliche Gesinnungen einzuflößen. Aber auch die Matrosen beschweren sich über diese Männer Gottes; sie werfen ihnen Egoismus, Fanatismus und Härte vor; sie klagen sie an, daß sie mehr für ihre eigenen Interessen besorgt seyen als für die Bekehrung der Einwohner, und ihre heiligen Funktionen mit keiner Aufopferung versehen. Wenn ich auch durchaus unparteiisch urtheilen will, so muß ich doch gestehen, daß diese Beschuldigungen, wie stark sie auch seyn mögen, doch nicht grundlos sind; denn ich habe nach so vielen andern Seefahrern selbst Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Missionäre in der Inselbai mißtrauisch, selbstsüchtig, im Schoße des Ueberflusses knickig sind, und weder die evangelische Liebe noch jene edle Dienstfertigkeit zeigen, die man sonst bei ihren Landsleuten findet. Meine Bitten um einige Erfrischungen für unsere Kranken waren gänzlich fruchtlos, und ich hatte mich bald überzeugt, daß diese Apostel des Evangeliums sich unserm Aufenthalt in diesen Gegenden in einer politischen Absicht widersezten, und das gute Einverständniß, das zwischen uns und den Eingebornen bestand, dadurch zu stören suchten, daß sie ihnen sagten, ich sey gekommen, um mich der Inselbai zu bemächtigen und den Tod Marions, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von ihren Vätern ermordet worden sey, an ihnen zu rächen."

D'Urville warf ihnen, wie wir sahen, das nämliche Benehmen und die nämliche Lüge vor.

Kommen wir wieder auf die Neuseeländer zurück.

Bisweilen sieht man neben schlechten Hütten mit Lumpen bedeckte Männer schlafen, während magere und schlechtaussehende Weiber bei ihnen sitzen und sie von dem Ungeziefer zu reinigen suchen, das sie quält, wobei sie dieses verschlingen. Die Neuseeländerinnen theilen diesen Geschmack mit den Kochinchinesinnen; sie sind eben so aufmerksam auf ihre Ehegatten als diese, und widmen sich eifrigst der Sorge, deren Kleider von den beschwerlichen Insekten zu reinigen. Zu diesem Ende breiten sie die aus einem Phormiumgewebe verfertigten Kleider über einem Feuer von grünem Holze und setzen sie so lange dem Feuer aus, bis das Wildpret an den Rand der Kleider zu fliehen genöthigt wird und dort in die Gewalt ihrer gierigen Feindinnen fällt.

„Einst stiegen wir," sagt Laplace, „wie gewöhnlich, ans Land, meine Offiziere und ich, um in den Umgebungen von Korora-Reka spazieren zu gehen, ein Theil der Mannschaft, um daselbst zu fischen. Dieser Augenblick wurde am Bord der Favorite und auf dem Ufer immer mit gleicher Ungeduld erwartet; von einer Seite kamen unsere Matrosen, begieriger, mit ihren Bekanntschaften zusammenzukommen als die Netze auszuwerfen; von der andern alle Mädchen des Ortes, in einem galanten Negligé, das Haar mit farbigen Papieren oder Lumpen geschmückt, und um den Hals die Glasperlen, welche sie den Tag zuvor erhalten hatten. Bald sah man auf dem Striche, welcher die Hütten von dem Meere trennt, die seltsamsten Scenen: dort verließen unsere jungen Leute, von den Schönen leicht verführt, die Netze, verschwanden mit ihnen im Gebüsch und kamen dann bald wieder zurück, um mit verlegener Miene die Verweise eines braven Lieutenants anzuhören. Die, welche durch ihre Geburt und besonders durch ihre Reize ein Recht darauf hatten, sich heimlich wählen zu lassen, gingen langsam gegen das mit Gebüschen, welche ganz zu einem verliebten Rendezvous geeignet waren, bedeckte Ufer hin; die Väter und die Mütter, welche auf dem Sande saßen, schienen entzückt von Dem, was vorging, und erwarteten ruhig ihren Theil am Ertrage des Fanges, während sie Cigarren rauchten, die sie uns abgepreßt hatten.

„Indeß stießen meine Gefährten bisweilen auf grausame Schöne, welche ihre Geschenke annahmen, ihnen aber ihre Gunst nicht bewilligten, worüber sie sich um so mehr ärgerten, als dieß gerade die schönsten und reinlichsten der ganzen Schaar waren. An ihrem weißen Hemde, an ihren schön geordneten Haaren, an ihren reichen Halsbändern, an ihrem kleinen Gesichte erkannte man die Favoritinnen der Wallfischfänger-Kapitäne oder Offiziere, welche im folgenden Winter in die Bai zurückkommen wollten. Diese hatten bei ihrer Abreise durch den Ariki das Tabu über ihre Schönen aussprechen lassen, wie sie es auch über andere Personen aussprechen; ihre Treue wurde nun in Folge dieser Vorsicht die Sache des Atua, und wurde, nach Dem zu urtheilen, was ich gesehen habe, gewissenhaft beobachtet. Zum Unglück für uns arme Seeleute, die wir verdammt sind, die Welt zu durchreisen, ist diese schöne Institution, die Beschützerin der Abwesenden, nicht nur in unserem Vaterlande unbekannt, sondern sie würde auch, wie ich glaube, dort nur schwer Wurzel fassen können.

„Es ist indeß zu vermuthen, daß die neuseeländischen Priester aus

Besorgniß, ihren Einfluß aufs Spiel zu setzen, nur selten auf Mädchen das Tabu legen, denn ich fand alle Frauen, denen ich Geschenke machte, mir dagegen eine Münze anbieten, nach der, wie sie glaubten, mich gelüste. Aber ich wollte ihren guten Willen nicht benützen, und diese kluge Enthaltsamkeit, die sie ohne Zweifel nicht begriffen, schien in ihren Augen alles Verdienst meiner Freigebigkeit zu vernichten.

„Unter diesen gefälligen Geschöpfen waren jedoch einige nicht zu verschmähen; eine sanfte Stimme, ausdrucksvolle Blicke, ein Mund mit herrlichen Zähnen, frische und runde Formen, Heiterkeit und selbst etwas Koquetterie hätten mich verführen können. Allein ich wurde durch ihre Anlockungen selbst, und durch ihre Schamlosigkeit, von der sie mir in den mimischen Scenen, welche sie jeden Abend vor ihrer Trennung von den Matrosen aufführten, Proben gaben, abgeschreckt. Sobald der Tag sich neigte, stellten sich alle Mädchen in einer Linie hintereinander und führten unter Gesang und Händeklatschen eine Art schlüpfrigen Tanz auf, der allmälig heftiger wurde und mit Verdrehungen und Bewegungen endigte, deren obgleich empörende Obscönität, wie ich gestehen muß, die Sympathie der Gesellschaft doch so aufregte, daß die keuchenden Bajaderen, nachdem sie kaum einige Augenblicke auf dem Sande ausgeruht hatten, auf die dringenden Bitten ihrer Liebhaber neue Tänze aufführten, die eben so schlüpfrig waren und nicht minder beklatscht wurden, als die erstern.“

Während des Aufenthalts der Favorite in der Inselbai sah Laplace die große Flotte mehrere hundert Krieger zurückbringen, die vor mehreren Monaten aus dieser Bai zu einem Feldzuge im Süden ausgelaufen waren. Sie kamen siegreich zurück, nachdem sie 60 Feinde getödtet hatten, deren halbverzehrte Leichname bei dem Gastmahl aufgetragen werden sollten, wodurch ihre Ankunft gefeiert wurde. Am nämlichen Abend sah man auch wirklich die Küste mit Feuern bedeckt, welche zu dem Festmahle leuchteten. Die Wilden sangen und tanzten, und sezten sich dann wieder zum Mahle nieder; beim Scheine der Flammen unterschied man deutlich die Gäste vom vorigen Abend, welche, wenn im Tanz und Gesang eine Pause gemacht wurde, an diesem gräßlichen Mahle Theil nahmen. Die Belustigungen dauerten bis in den Tag hinein: dann schiffte sich der größte Theil der Sieger ein, um nach Hause zurückzukehren; ehe sie aber die Rhede verließen, führten sie vor den Franzosen eine Parade nach ihrer Art auf.

„Keine Beschreibung,“ sagt Laplace, „vermöchte das gräßliche Aussehn dieser abscheulichen Halbmenschen angemessen zu schildern. Ihre ganz nackten und roth, schwarz und weiß gefärbten Körper, ihre mit gelbem Ocker beschmierten Haare, ihre barocke Haltung und ihre gräßlichen Gebärden gaben ihnen das Aussehen von Dämonen. Auf den Vordertheilen ihrer Piroguen stehend zeigten uns die Einen auf der Spitze mit Blut gefärbter Stangen die Köpfe der in dem Kampfe getödteten Häuptlinge; die Andern schwenkten ihre Waffen und führten Tänze auf, welche alte im Hintergrund der Piroguen sitzende Megären mit Händeklatschen begleiteten. Alle heulten Kriegsgesänge und suchten einander in Verzerrungen zu übertreffen. Ich möchte gern wissen, was einer jener Philosophen, welche den Wilden als ein Muster von Unschuld und Gutmüthigkeit betrachten, gesagt haben würde, wenn er dieses Schauspiel mit angesehen hätte. Was uns betrifft, die wir seit beinahe 2 Jahren bald unter wilden Völkern, bald bei

Kriegsflotte

civilisirten Völkern diese Frage aus allen Gesichtspunkten beleuchten konnten, so trug eine solche Scene nicht wenig dazu bei, uns den Geschmack an dieser barbarischen Gegend zu benehmen; unsere Traurigkeit, die auch auf äußere Gegenstände ihren Schein warf, gab Allem, was vor uns vorging, eine einförmige und düstere Färbung. Auch dachte ich, obgleich die Luft um uns her vollkommen ruhig war, und die Thäler und Hügel, welche sich bis an das Meer her erstreckten, mit der schönsten Vegetation prangten, nicht daran, sie zu bewundern. Die Abgeschiedenheit des Ortes, dessen Stille allein das monotone Geräusch unserer Ruder störte, der Anblick dieser abschüssigen Bergspitzen mit zerstörten Befestigungswerken, den einzigen Resten von Pa's, die einst durch die Zahl und den Muth ihrer Vertheidiger berühmt waren, erregten in mir das peinlichste Gefühl."

Einführung des Christenthums in Neuseeland.

Diese Geschichte wollen wir mit der Geschichte der Bekehrung eines Theils der Bewohner der Insel Ika-na-Mauï beschließen. Die Kirchenmissionsgesellschaft (Church missionary society) hatte auf verschiedene Punkte des stillen Oceans Abgeordnete geschickt und ihre Augen im Jahr 1808 auch auf Neuseeland geworfen. Sie schickte im Jahr 1810 Marsden dahin, in Begleitung von Hall und King, um eine Mission daselbst zu errichten. Aber die blutige Katastrophe des Schiffes Boyd, die wir bereits geschildert haben, und die Exzesse aller Art, welche die Europäer begangen hatten, bewogen Marsden, seine Niederlassung aufzugeben. Er zeigte diese Exzesse dem General Maquarie an, der damals Gouverneur von Neusüdwales war; dieser ließ im Jahr 1814 einen Befehl ausgehen, wornach die englischen Seeleute, welche die Neuseeländer mißhandeln würden, nach der Strenge der Gesetze bestraft werden sollten. Später wurde ein Konsul nach Neuseeland geschickt, und die Ruhe wurde wieder hergestellt. Die englischen Missionäre gehören mit Ausnahme einiger wesleyanischen Missionäre, alle der englischen Kirche an.

Da Schongui, Koro-Koro, Dua-Tara und Tuaï sich für die Plane der Missionäre interessirten, so schiffte sich Marsden, um ihre gute Stimmung zu benützen, wie wir bereits gesagt haben, am 19. November 1814 mit Kendall, Hall und King und ihren Familien wieder nach der Inselbai ein. Am 24. Januar 1815 kaufte er von den Häuptlingen von Rangui-Hu Ländereien von ungefähr 200 Acres Meßgehalt um 12 eiserne Hacken. Auf dieser Stelle wurde die neue Niederlassung und die Wiege der Missionen gegründet, welche sich seither über dieß ferne Land ausgebreitet haben.

Unsere Leser werden vielleicht mit Vergnügen den Abtretungsvertrag lesen. Er ist eine Probe eines neuseeländischen Notariatsgeschäftes, worin jedoch die Hand der Missionäre nicht zu verkennen ist.

„Allen, die gegenwärtigen Vertrag lesen, sey hiemit kund gethan, daß ich, Udi-Okuna, König von Rangui-Hu auf der Insel Neuseeland, für 12 Hacken, die mir von dem ehrwürdigen Samuel Marsden von Parramatta im Gebiete von Neusüdwales zugestellt worden sind, gegeben, abgetreten und verkauft habe, und durch gegenwärtige Akte gebe, abtrete und verkaufe dem Komité der in London, im Königreich Großbritannien, errichteten Gesellschaft von Missionären der Kirche für Afrika und den Orient, und ihren Erben und Nachfolgern das ganze Stück Land im Distrikt Ochi,

das im Süden von der Tepunabai und der Stadt Rangui-Hu, im Norden von einem Süßwassersee und im Westen von der öffentlichen Straße in das Innere begränzt wird, mit allen darauf ruhenden Rechten und Privilegien und allen Zubehörden, und zwar ganz frei von allen Taxen, Lasten, Auflagen und Steuern, wie sie auch heißen mögen, da dieses Gebiet ihr volles Eigenthum für immer geworden ist.

„In Urkund Dessen habe ich unter gegenwärtige Akte meine Unterschrift gesezt zu Ochi auf der Insel Neuseeland am 24. Januar des Jahres 1815."

Der Häuptling hat den Kontrakt auf eine ebenso merkwürdige als originelle Art unterzeichnet; er hat dabei die Gewandtheit entwickelt, welche seinen Landsleuten eigen ist, indem er die Zeichnungen, womit sein Gesicht tättowirt ist, ganz genau und sorgfältig darunter malte.

Die Zeugen dieser Verhandlung sind Liddiard Nicholas, der Marsden von Port-Jackson herbegleitet hatte, und Thomas Kendall, einer der Kolonisten der Gesellschaft.

Ihren Unterschriften ist auch noch die eines Neuseeländers beigesezt, ebenfalls eine Kopie der Zeichnungen in seinem Gesichte.

Anfangs war die Stellung der Missionäre sehr peinlich, und die Kriege Schongui's und Dua-Tara's verhinderten die Fortschritte des Evangeliums unter den Eingebornen Neuseelands. Hierüber Einiges von dem Missionär Williams:

„Die Eingebornen haben mir ihre abergläubische Furcht geschildert, die sie hatten, weil sie einige Pfähle, welche heilig waren, die Reste einiger alten Schuppen und ein wenig Hanf verbrannt hatten. Ein Sohn des alten Tareha, der schon lange gestorben sey und sich in einen Meergott verwandelt habe, sey seinem Vater erschienen und habe ihm und seinen Gefährten ihre Bosheit vorgeworfen und gesagt, er könne nicht zufrieden seyn, wenn ihm nicht zur Sühne für diese Entweihung einige Menschen geopfert würden; daher rühren die heftigen Winde, welche gegenwärtig herrschen; er würde ihre Piroguen umstürzen, und das Meer würde lange unruhig bleiben. Der alte Tohi-Tapu und Andere hörten dieser Erzählung mit vieler Aufmerksamkeit zu, und traten der Meinung bei, daß der Sturm eine Folge davon sey, daß sie heiliges Land entweiht hätten. Sie haben eine große Furcht vor Tanewa (eben jenem Meergotte). Sie dürfen keine gekochten Speisen in ihren Kriegspiroguen behalten; es ist ihnen verboten, zu essen oder auszuspeien, so lange sie auf dem Meere sind, ebenso auch, Feuer zu haben und ihre Pfeifen zu rauchen, Entbehrungen, die ein deutlicher Beweis ihres festen Glaubens sind. Ich sagte ihnen, die Engländer seyen die ersten Seeleute der Welt, sie gehen überall hin, ohne Tanewa zu fürchten, die Schiffe der Eingebornen seyen ja fest, sie könnten also ohne Furcht schiffen, wie die Engländer; allein sie konnten das nicht begreifen und sagten blos, sie würden noch einige Tage warten, bis das Meer ganz ruhig wäre.

„In einer Nacht vor einem Kriegszuge machten die Neuseeländer einen gräßlichen Lärm und schwazten auf allen Seiten, lange ehe es Tag wurde. Als ich mein Frühstück forderte, sagte man mir, Feuer und Wasser seyen tabuirt und Niemand dürfe weder essen, noch trinken, ehe das Orakel befragt worden sey; der Tohunga oder Priester bereite sich in einiger Entfernung zu dieser Ceremonie vor. Ich ging dahin und fand 7 oder

8 Häuptlinge an einem abgeschlossenen und schattigen Orte versammelt. Zuerst verbot man mir, heranzukommen; nach kurzer Berathung aber erlaubte man mir's, in Erwägung, daß ich ein Weißer sey. Sie waren ganz nackt und beschäftigt, kleine Stäbe von einem Fuß Länge nach der Zahl ihrer Piroguen in einer Reihe in die Erde zu stecken; ferner steckten sie einige aus, durch welche die Zahl der Häuptlinge der feindlichen Partei dargestellt werden sollte. Vor jeden dieser Stäbe steckten sie zwei andere von derselben Länge, und um jeden dieser Stäbe war ein Stück Phormium gebunden. Als Alles fertig war, hieß man uns, mit Ausnahme eines alten armen Teufels, der keine fünf Pfund Fleisch auf dem Leibe hatte, weggehen. Eine halbe Stunde darauf sezte sich der Greis mitten unter uns nieder, fragte Tohi-tabu nach seinen Träumen und erzählte denjenigen, den er selbst in der vorigen Nacht gehabt hatte, einen Traum, den wir aber seiner Länge wegen nicht wohl erzählen können. Sodann ließ man uns mit großer Vorsicht an den Ort gehen, wo der Priester fortgearbeitet hatte, und wir fanden die Stäbe in großer Unordnung, wie wenn eine Katze damit gespielt hätte; ungefähr ein Drittel derselben lag auf dem Boden und sollte Diejenigen andeuten, welche in der Schlacht fallen würden. Auch hatte man für mein Kanot Stäbe von verschiedener Länge hineingestellt, d. h. für mich und meine jungen Leute, sie waren aber alle unberührt geblieben. Einige Minuten darauf kamen die Eingebornen in Masse und unter großem Lärm daher, um das Schicksal des Feldzuges zu erfahren; jeder fragte so dringend und lärmend nach seinem Schicksal, daß man unmöglich etwas verstehen konnte. Endlich trat wieder einige Stille ein, und der Greis fing an, sich ausführlicher auszusprechen. Bald aber verwirrte er sich, und man mußte die Ceremonie von Neuem wieder beginnen. Der heilige Ort wurde deßhalb von allen Zuschauern gesäubert, und wir gingen an das Ufer, um seine Eingebungen abzuwarten. Einige fragten mich, ob ich mein Frühstück zu mir genommen hätte, und schienen sehr vergnügt zu seyn, als sie hörten, daß ich noch nichts genossen hätte. Während dessen unterhielt ich mich mit Allen, welche mich umgaben; sie schienen in die aus den Operationen des Tohunga sich ergebenden Anzeigen das größte Vertrauen zu setzen. Ich versicherte ihnen, sie würden, wie unsere Voraltern diesen Glauben bald aufgeben, und sich zu dem Evangelium unsers Herrn Jesu Christi bekennen. Einige pflichteten meinen Worten bei, Andere nicht. Um 10 Uhr, als Alles still war, läuteten wir die Glocke zum Gottesdienste. Sie war uns durch das Schiff, das dem Pi gehörte, überbracht worden, und wir bedienten uns derselben zum ersten Male; es war ein angenehmer Klang in dieser wilden Gegend mitten unter dieser noch wilden Bande. Die Versammlung bestand aus ungefähr 100 Personen; Rewa und Te-Kohi-Kohi waren die einzigen Häuptlinge von Auszeichnung; alle Anwesenden aber waren aufmerksam. Nach dem Gottesdienste sagte mir Rewa, sie würden bald an meine Worte glauben."

Williams ist einer der Missionäre, welche nach Marsden am meisten gethan haben. Ferner sind noch zu nennen, Kendall, Yate, Davis, Hall und einige andere. Diese klugen und muthigen Geistlichen haben mit Erfolg gearbeitet. Unter den methodistischen Missionären haben Stak und Hobbs gleichfalls mit Erfolg gearbeitet.

Marsden schrieb im Jahr 1823 Folgendes über die Missionen: „Mit Vergnügen kann ich sagen, daß es um die Sache der Missionen

wider Erwarten gut steht: bei meinem dritten Besuche in Neuseeland, wo ich auf einem um 48 Hacken erkauften Stücke Land von 13 000 Acres Meßgehalt eine neue Mission gegründet habe, fand ich eine sehr überraschende Veränderung unter den Eingebornen. Mehrere dieser Kannibalen sind nun demüthige Schüler des Evangeliums; einige predigen es ihren Landsleuten und führen einen exemplarischen Lebenswandel. Die Europäer, welche sie besuchen, fügen ihnen vielen Schaden zu, indem sie sie zum Kriege und zu Verbrechen aller Art aufmuntern. Es gibt in Neuseeland weder eine Obrigkeit, noch Gesetze, von denen die Europäer für ihre Morde und andere Missethaten bestraft werden könnten. Ich hoffe, daß mit der Zeit Maßregeln ergriffen werden, die Insulaner gegen ihre Gewaltthätigkeiten und Unordnungen zu schützen. Als ich landete, standen die Heere im Felde; viele Leute waren in einer Schlacht gefallen und lagen auf dem Ufer ausgestreckt. Sogleich knüpfte ich eine Unterhandlung zwischen den Häuptlingen beider Parteien an; der Frieden wurde ohne Blutvergießen wieder hergestellt; aber ich höre von Neuem das Signal zum Kriege; er wird ausbrechen, wenn die Europäer nicht in Schranken gehalten werden. Ein englischer Offizier versicherte uns, diese ehemaligen Wilden hätten eine Schaar Matrosen in die Flucht geschlagen, welche von ihren Offizieren aufgemuntert worden seyen, die Familie eines Missionärs zu mißhandeln, weil die Häuptlinge und die Eltern sich geweigert hätten, ihre Töchter diesen unwürdigen Menschen preiszugeben. Eine ganze Ladung Branntwein war von den Feinden der Missionare von Haus zu Haus getragen worden, und ein Schiff hatte 1000 Piaster aufgewendet, um die Trunkenheit zu begünstigen; inzwischen trägt der seit einigen Jahren ausgestreute gute Same jezt schon eine reichliche Ernte.“

Wir glauben, daß vornehmlich drei Hindernisse einer schnellen Ausbreitung des Christenthums vorhanden sind. 1) Die Anwesenheit der aus den Gefängnissen von Port-Jackson entsprungenen Verbrecher, welche die Eingebornen durch ihr Beispiel schlechter machen; 2) die Verfassung Neuseelands, das in eine Menge kleiner Staaten getheilt ist, welche ebenso viele von einflußreichen Häuptlingen, die wegen Ehrenpunkten einander fortwährend bekriegen, regierte Aristokratien bilden; 3) die fürchterliche Gewohnheit, Blut mit Blut abzuwaschen. Die englischen Missionen besaßen im Jahr 1831 troz ihrer Unfälle in früheren Jahen 2 beträchtliche Niederlassungen, eine zu Kidi-Kidi, einem an den Ufern eines Kanals, der mit dem Meere im westlichen Theile der Inselbai in Verbindung steht, erbauten großen Dorfe; die andere zu Paï-Hia, einem an den Ufern des Flusses Kawa-Kawa, 2 Meilen weit von Korora-Reka erbauten Dorfe, außer den Missionen von Rangui-Hu, von Keri-Keri, von Manava-Ura, und Waï-Mate und der methodistischen oder wesleyanischen Mission zu Mangunga an den Ufern des Schuki-Anga.

Die englischen Geistlichen und Kolonisten besitzen außerdem noch mehrere Häuser und Güterstücke in dem Lande.

Es sind 2 Missionäre in Rangui-Hu, 3 zu Kidi-Kidi, 5 zu Paï-Hia, 10 zu Waï-Mate; sie gehören alle der englischen Kirchenmissionsgesellschaft an, und wohnen an den Ufern der Inselbai, mit Ausnahme der von Waï-Mate, welche ungefähr 10 Meilen tief im Lande wohnen.

Diese Station, welche im Jahr 1830 gegründet wurde, und gegenwärtig eine der blühendsten auf Neuseeland ist, liefert unter tausend anderen

170

Englische Missionaire auf einer Reise

einen schlagenden Beweis von der wiedergebärenden und civilisirenden Kraft des Christenthums. Viele Hindernisse stellten sich ihrer Gründung in den Weg, besonders der Mangel an Straßen, auf welchen von der Küste aus und von Kidi-Kidi, einer andern 10 Meilen von da entfernten Station, Vorräthe und überhaupt die Gegenstände, welche man in der neuen Niederlassung nöthig hatte, hätten herbeigeschafft werden können. Nach vielen Nachforschungen kam man endlich mit einer Straße zu Stande, welche sich mitten durch Berge und Abhänge hinwindet, und vermittelst dreier Brücken, wovon eine 60 Fuß lang und 40 Fuß hoch ist, und einiger bedeutenden Holzfällungen in dichten Wäldern wurde endlich eine regelmäßige Verbindung zwischen der Küste Waï-Mate hergestellt, die im Winter wie im Sommer gangbar bleibt; sie war das Werk einer dreimonatlichen Arbeit, und Alles wurde von den Eingebornen selbst unter Leitung der Hülfsmissionäre Clarke und Hamlin ausgeführt.

Die Niederlassung liegt im Mittelpunkte eines volkreichen Bezirkes, auf einem Boden, der für den Ackerbau vorzüglich tauglich ist; die Ebene ist von einem Amphitheater mit Bauholz bedeckter Hügel umgeben: am Fuß dieser Hügel läuft das klare Wasser des Waitandgi, welcher das ganze Thal bewässert und befruchtet. Rechts von der Station sieht man den Puke-Nuï, einen großen Berg, wahrscheinlich von vulkanischem Ursprung.

Bis auf 30 Meilen südwestlich von Waï-Mate haben die Eingebornen Wege gemacht, um den Missionären ihre Verbindung mit den zahlreichen Dörfern zu erleichtern, wo jeder von ihnen mit seinem aus Eingebornen bestehenden Gefolge regelmäßig das Evangelium verkündigt *). In den meisten Dörfern sind für den Gottesdienst Kapellen erbaut oder geweiht; die einen von Binsen, die andern von Stücken Baumrinde, welche nett mit einander verbunden sind; wieder andere sind aus beiden Arten von Materialien gemacht; eine ist, massiver und fester als die anderen aus Brettern erbaut; sie sind so geräumig, daß sie 150 — 200 Personen fassen können, und ob man gleich für ihre Verzierung im Innern wenig thun konnte, so wird man, wenn man bedenkt, daß sie das Werk von Menschen sind, die kaum noch wilde Kannibalen waren, und daß sie reinlich, zweckmäßig eingerichtet sind, und gegen die Ungunst der Witterung hinlänglichen Schutz gewähren, davon nicht nur befriedigt, sondern sogar überrascht werden. Jeden Sonntag wird daselbst von den Hülfsmissionären, bisweilen auch von dem Geistlichen von Waï-Mate Gottesdienst gehalten. Ferner hat man in diesen Dörfern mit Genehmigung der Häuptlinge Sonntags- und Werktagsschulen eingerichtet. In der Niederlassung selbst sind vier Schulen in voller Thätigkeit: eine Schule für die kleinen Kinder, welche von ungefähr 25 Kindern besucht wird; eine andere für die jungen Bursche und die Erwachsenen, welche Sommers von 6—8 Uhr, und Winters von 7 — 9 Uhr offen ist; eine dritte, welche des Nachmittags gehalten wird, ist für die Frauen und Mädchen bestimmt; es finden sich darin immer ungefähr 50 Personen; und endlich eine Schule für die Kinder der Missionäre.

Mit Ausnahme eines Handwerkers, der an Erbauung einer Mühle arbeitete, und eines Schmiedes, der das für dieses Bauwerk nöthige Eisen zubereitete, wurde kein Europäer in der Niederlassung verwendet;

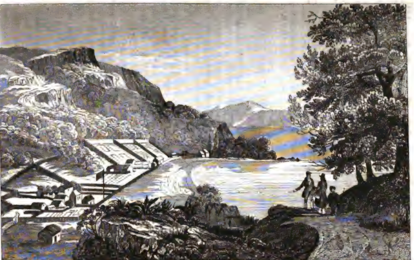
*) S. Blatt 178.

die Eingebornen allein haben unter der Leitung der Hülfsmissionäre mehr als 50,000 Ziegel gemacht und gebrannt, die man zur Errichtung von Kaminen brauchte; mehr als 7000 Schuhe Holz wurden zu Brettern geschnitten und gesägt, und mehr als 200,000 Schindeln gespalten. Drei aus Brettern solid erbaute Wohnhäuser, 40 Schuh lang und 20 Fuß breit, mit Gallerien hinten und auf den Seiten, wurden errichtet; überdieß erbaute man Ställe für 12 bis 14 Pferde, Scheunen, Zimmermanns- und Schmiedewerkstätten, 8 bis 10 hölzerne Häuser, und eine geräumige Kapelle, welche 3 bis 400 Personen fassen kann. Die Häuser der Mission sind mit einem Pallisadenzaune umgeben, und dabei ist ein Stück Land von mehr als 30 Akres Meßgehalt *); dieß ganze Stück ist umgebrochen, und zum Theil ein Rasenplatz, zum Theil mit Fruchtbäumen und Gemüsen bepflanzt; auch hat man den verheiratheten Eingebornen einige Theile davon gegeben, damit sie Gärten um ihre Wohnungen her anlegen sollten. Außer den innerhalb des Umkreises des Dorfes angebauten Ländereien gibt es außerhalb desselben noch mehr als 48 mit Gerste, Korn, Mais und Luzerne angeblümte Akres. Welches Schauspiel könnte dem christlichen Menschenfreund angenehmer seyn, als zu sehen, wie der europäische Pflug den Boden von Neuseeland umbricht, wie der Eingeborne selbst ihn führt und sich den Arbeiten eines neuen Ackerbaues widmet. Die Einführung des Pflugs und der Egge hat in der Geschichte dieses Landes Epoche gemacht; bisher wußten die Eingebornen nicht, was der Boden, den sie bebauten, hervorbringen könne; sie wissen es erst seit einigen Jahren. Ueberdieß müssen wir auch noch bemerken, daß alle Gegenstände von Eisen, welche man für Wägen, Karren, Pflüge, Eggen u. s. w. braucht, auf der Station geschmiedet werden; daß drei Brunnen von 150 Fuß Tiefe daselbst gegraben wurden; daß eine Schleuse errichtet und eine Wasserleitung für die Mühle geführt wurde; daß alle Ziegel und Bretter, welche man nöthig hatte, im Lande gearbeitet und 10 Meilen weit hergeführt wurden, und daß dieß Alles von 40 — 50 jungen Leuten geschah, welche vorher nie an eine Arbeit gewöhnt worden waren, und mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, die sich ihnen in einem halb civilisirten Lande jeden Augenblick in den Weg stellten.

Hier auch die Tagesordnung zu Waï-mate am Sonntage: um 8½ Uhr Morgens ertönt die Glocke, und um 9 Uhr beginnt der Gottesdienst in der Kapelle. Zuerst wird ein Gesang gesungen; hernach die in die Sprache der Eingebornen übersezte Liturgie vorgelesen. Hierauf wird wieder gesungen, und der Missionär hält eine Predigt. Die Kapelle ist gewöhnlich mit aufmerksamen und andächtigen Zuhörern angefüllt. Nach Beendigung des Gottesdienstes findet Jeder eine angemessene Beschäftigung: die Einen lehren in den Schulen; die Andern verkündigen das Evangelium in den benachbarten Dörfern. Abends wird noch einmal Gottesdienst gehalten und eine Ermahnung an die Eingebornen gerichtet.

„Denke man sich," sagt das Tagebuch der evangelischen Missionen, „das Echo einer Glocke von den Hügeln Neuseelands widertönen, eine Fahne mit dem Zeichen eines Kreuzes und den Worten Rongo pai (Evangelium) über der Kirche wehen; die Einwohner Neuseelands, die kaum noch Kannibalen waren, auf dieses doppelte Signal sich in das Haus Gottes drängen, um dort die frohe Botschaft vom Heile zu hören; überblicke man das zu

*) S. Bl. 171.



Niederlassung der Missionaire

Waï-Mate begonnene Werk der Civilisation und Bekehrung, wovon wir eine Beschreibung zu geben versucht haben, und sage man: ob der dürre Ort sich nicht gefreut, und die Wüste nicht geblüht hat, wie eine Rose, ob statt des Gestrüppes nicht der Feigenbaum gewachsen ist, und anstatt der Dornen der Olivenbaum und die Myrte, um ein bleibendes Denkmal der Ehre und des Preises des Herrn zu seyn!"

Es ist leicht vorherzusehen, daß dieses verständige, wackere und edle Volk, nachdem es dem Götzendienste, den ewigen Kriegen und dem fluchwürtigen Kannibalismus entsagt hat, unter dem Einfluß der heiligen Moral des Evangeliums sich auf eine hohe Stufe des Glücks und der Bildung erheben kann. Schon hat Gate daselbst im Jahre 1831 600 Exemplare auserwählter Kapitel aus dem alten und neuen Testamente gedruckt. Die Eingebornen sind sehr begierig, sich diesen kleinen Band zu verschaffen, den sie maore nennen, und wahrscheinlich wird es bei den Menschenfressern von Neuseeland, wie auf Hauaï, bald ein Journal geben.

Die Inseln Chatham, Bounty u. s. w.

Wir haben nun noch kurz die kleinen Inseln und Felsen zu beschreiben, welche südlich von jener großen Abtheilung des südlichen Polynesiens liegen, die wir aus der Kermadekgruppe, aus den beiden großen Inseln Neuseelands und ihren Anhängseln gebildet haben; wir rechnen dieselbe auch noch zu dieser Abtheilung Polynesiens.

Die Chatam-Gruppe wurde am 23. November 1791 von dem Kapitän Brougthon, dem Gefährten Vancouvers, entdeckt. Er ankerte in einer kleinen Bai des nördlichen Theiles, welche er Scharmützel-Bai nannte. Er fand daselbst mit Lanzen bewaffnete Einwohner, denen er Geschenke machte, welche ihm aber nichts dagegen geben wollten. Allein sie luden die Engländer mit den dringendsten Zeichen ein, ans Land zu steigen. Brougthon beschloß zu landen, und nahm nach der brittischen Sitte und ohne viel Mühe im Namen des Königs von England Besitz von der Insel. Der Kapitän bewunderte ihre 9 Fuß 3 Zoll langen, 3 Fuß breiten und 2 Fuß tiefen Piroguen, die aus einem so leichten Holze erbaut waren, daß sie zwei Männer auf ihren Schultern tragen können. Ebenso bewunderte er auch ihre aus einem schönen Hanf mit gut geknüpften Knoten und sehr festem Gewebe verfertigten Netze.

„Nachdem wir," sagt Brougthon, „eine halbe Meile weit um die Bai gemacht hatten, kamen wir an der Stelle an, hinter welcher man von der Spitze des großen Mastes aus jenseits des Ufers Wasser erblickt hatte. Indem wir auf dem Ufer weiter fortgingen, entdeckten wir, daß dieses Wasser gegen Westen hin einen breiten Wasserfall um einen Berg herum bildete, der uns aber verhinderte, seinen weiteren Lauf wahrzunehmen. Gegen das obere Ende dieses See's hin schien uns das Land angenehm und eben zu seyn. Das Wasser war von röthlicher Farbe und hatte einen salzigen Geschmack, der wahrscheinlich daher rührte, daß das Salzwasser durch den Sand am Ufer durchsickerte, oder der See vielleicht im Westen mit dem Meere in Verbindung stand, was wir aber nicht wahrnehmen konnten. Wir versuchten, den Eingebornen begreiflich zu machen, daß dieses Wasser nicht gut zum Trinken sey, und sie kehrten sodann an das Meeres-

ufer zurück. Als sie dem Boote gegenüber sich befanden, wurden sie sehr laut, sprachen sehr heftig, und trennten sich, wie wenn sie uns umringen wollten. Ein junger Mensch ging mit drohender Gebärde auf mich los. Er verdrehte alle seine Glieder, rollte mit den Augen, machte scheußliche Grimassen und bot so den gräßlichsten Anblick dar. Sobald ich aber mein Doppelgewehr auf ihn angelegt hatte, hörten seine Verdrehungen auf. Die feindlichen Absichten der Insulaner waren zu offenbar, als daß man sich täuschen konnte, und damit die Sache nicht ein übles Ende nehme, gab ich dem Boote Befehl, uns aufzunehmen. Nun begannen sie aber den Angriff, ob wir gleich auf unserer Hut waren. Um nicht geschlagen zu werden, ehe ich meinen Rückzug bewerkstelligen konnte, schoß ich mein mit kleinen Schroten geladenes Gewehr ab, in der Hoffnung, dieß werde genug seyn, um sie einzuschüchtern, ohne Einen gefährlich zu verwunden, und um sie zu verhindern, unsere Einschiffung zu stören. Eine schwere gegen Johnstone gerichtete Keule traf seine Muskete mit solcher Gewalt, daß sie zur Erde fiel; aber er hob sie wieder auf, ehe sich sein Gegner derselben bemächtigen konnte, und war genöthigt, Feuer zu geben, um einen zweiten Schlag, von dem er bedroht war, abzuwenden. Ein Marinesoldat und ein Matrose wurden auf dieselbe Weise genöthigt, ins Wasser zu gehen, aber nicht, ohne daß sie vorher von ihren Waffen Gebrauch gemacht hätten, da die dringende Gefahr, in der sie sich befanden, ihnen nicht gestattet hatte, Befehle abzuwarten. Als der Kommandant des Bootes uns von den Wilden so heftig gedrängt und zum Rückzug genöthigt sah, gab er auch Feuer, was sie dann in die Flucht jagte. Ich befahl sogleich, das Feuer einzustellen, und freute mich, unsere Feinde sich entfernen zu sehen, ohne daß einer von ihnen verwundet zu seyn schien. Diese Täuschung war jedoch nur von kurzer Dauer: man entdeckte, daß Einer gefallen war, und wirklich wurde er auch leblos gefunden. Eine Kugel hatte ihm den Arm zerschmettert und das Herz durchbohrt. Wir gingen sogleich auf das Boot los; aber da es wegen der Brandung nicht herankommen konnte, so mußten wir uns zuvor an einen Ort begeben, wo wir uns einschiffen konnten. Während wir uns zurückzogen, sahen wir einen Eingebornen aus dem Walde hervorkommen, wohin sich alle geflüchtet hatten, und als er bei dem Todten angekommen war, hörten wir ihn deutlich seinen Schmerz durch klägliches Weinen und Geschrei ausdrücken.

„Als wir an den Ort kamen, wo wir gelandet waren, sahen wir keine Spur von einer Wohnung, ob wir gleich vermuthen mußten, daß Weiber und Kinder uns vom Walde aus betrachteten, während wir im Augenblick unserer Ankunft mit den Männern verkehrten. Einige Spuren, die wir verfolgten, führten bloß zu Haufen von Muschelschalen und zu Schlupfwinkeln, welche mit einer einfachen Palissade umgeben und auf dieselbe Art zugerichtet waren, wie diejenigen, welche wir bei unserer Landung gesehen hatten. Um die Eingebornen zu überzeugen, daß wir in guter Absicht zu ihnen gekommen seyen, und um ihnen auch einigen Ersatz für das Uebel zu gewähren, das wir ihnen zugefügt hatten, da wir uns gegen ihren von uns nicht hervorgerufenen Angriff vertheidigen mußten, legten wir in eine Pirogue den Rest der Spielereien, welche wir mitgebracht hatten. Während wir an das Schiff fuhren, sahen wir zwei Wilde an den Ort kommen, wo die Piroguen vor Anker lagen; als wir aber an Bord waren, konnten wir, selbst mit unsern Ferngläsern, sie nicht mehr genau unterscheiden.

„Die Männer waren von mittlerer Größe, kräftig, gut gebaut, und hatten volle Formen; ihre Haare und ihr Bart waren schwarz, und einige trugen sie lang; die jungen Leute hatten ihr Haar auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengebunden und schwarze und weiße Federn hineingesteckt; einige hatten sich auch den Bart ausgerissen. Ihre Farbe ist dunkelbraun, ihre Züge sind stark und ihre Zähne schlecht; auf ihrer Haut bemerkte man keine Tättowirung, und wie es schien, waren sie sehr reinlich. Ihre Kleidung war ein Seebären- oder Seekalbsfell, das an einer geflochtenen Schnur um den Hals hing und bis auf die Hüften herabfiel, und woran die Haare auswärts gekehrt waren; Andere hatten sehr künstlich geflochtene Matten, welche ihnen die Schultern und den Rücken bedeckten; Andere aber waren bis auf die Lenden, welche eine feingewobene an einer Schnur befestigte Matte bedeckte, ganz nackt. Wir bemerkten an ihnen nicht, daß sie die Ohren durchbohrt hatten, noch sonst einen Schmuck an sich trugen, außer daß Einige ein Halsband von Perlmutter trugen. Mehrere hatten ihre Leinen, die aus dem nämlichen Hanf gemacht waren, wie ihre Netze, als Gürtel um den Leib geschlungen; ihre Angeln aber sahen wir nicht. Wir unterschieden zwei oder drei Greise, welche jedoch mit keinerlei Kleidung bedeckt zu seyn schienen. Sie schienen sehr aufgeräumte Leute zu seyn, und unsere Unterhaltung erregte oft ein heftiges Lachen bei ihnen. Man kann sich kaum einen Begriff von ihrer Verwunderung und ihren Ausrufungen machen, als wir landeten; sie zeigten mit dem Finger auf die Sonne, hernach auf uns selbst, gleich als ob sie uns fragen wollten, ob wir da herabgekommen seyen. Da wir nirgends Wohnungen sahen, so vermutheten wir, auf diesem Theile der Insel halten sich die Insulaner nur von Zeit zu Zeit auf, um Fische und Muscheln zu fangen. Von diesen lezteren kommen hier verschiedene Arten in großer Menge vor. Wir sahen auch Krebsscheeren in den Piroguen, und da die Vögel in großer Menge auf dem Ufer zu sehen waren, und um die Eingebornen herflogen, gleich als ob diese sie nie beunruhigten, so schloßen wir, diese Leute müßten ihre Hauptnahrung aus dem Meere beziehen. Seeelstern mit rothem Schnabel, schwarz und weißgefleckte Windvögel mit gelbem Schnabel, große Waldtauben, wie die in der Duskybai, sehr verschiedene Entenarten, kleine Lerchen und Sandpfeifer fanden sich in großer Menge am Ufer."

Die Hauptinsel, welche auch Chatam genannt wird, hat von Osten nach Westen eine Länge von 10 Meilen; die andern minder beträchtlichen erhielten die Namen Zweischwesterninsel, Pitt-, Pyramiden- und Cornwallisinsel. Dieser südliche Archipel erstreckt sich auf ungefähr 120 Meilen von Südost nach Nordwest; seine geographischen Grenzen sind 43° 38′ und 44° 40′ südlicher Breite, und 179° und 177° westl. Länge.

Die Bountyinseln wurden im Jahr 1788 von Bligh entdeckt. Sie bilden eine Gruppe von 13 Inselchen oder Felsen, welche einen Raum von 3½ Meilen von Osten nach Westen, und von 1½ Meilen von Norden nach Süden einnimmt. Südliche Breite 47° 44′; östliche Länge 176° 47′. Einige europäische oder amerikanische Schiffe sind daselbst mit dem Phokenfang beschäftigt. Sie haben keine Einwohner.

Die Antipodeninsel ist wüste; sie wurde im Jahr 1800 entdeckt, und von Pendleton, dem Kapitän der Union, besucht, der sie mäßig hoch fand. Sie erhielt den Namen Antipodeninsel, weil ihre Bewohner, wenn sie welche hätte, beinahe die Gegenfüßler von London und

noch mehr von Paris wären. Südliche Breite 49° 40′; östliche Länge 177° 20′. Man fängt Phoken daselbst.

Die Aucklandinseln wurden von Briston, dem Kapitän des Walfischfängers Ocean, entdeckt. Sie wurden von mehreren Fischerfahrzeugen und im Jahr 1830 von dem Amerikaner Morell besucht, welcher 8 Tage lang dort vor Anker lag. Morell sagt, diese Inseln seyen mit einer reichen Vegetation bedeckt; auf den Höhen erheben sich prächtige Bäume, von welchen man besonders zwei große und schöne Arten bemerke, nämlich eine Tannenart und eine Ahornart: die erstere tauge mehr zu Mast-, die andere mehr zu Bauholz. Auf dem Ufer findet man Sellerie und Löffelkraut neben andern minder nützlichen Pflanzen; das einzige vierfüßige Thier auf der Insel ist die Ratte, aber man sieht daselbst viele Vögel von einem sehr schönen Gefieder und angenehmen Gesang, unter andern Tauben, Papageien von verschiedenen Arten, einen Kukuk und andere, unbekannte Gattungen. Auch gibt es eine Menge vortrefflicher Fische. Am häufigsten und wohlschmeckendsten sind die Küchenmuscheln, wovon einige 12—15 Zoll lang sind. Das Klima der Aucklandgruppe ist mild, gesund und gemäßigt. Morell versichert, er habe Kapitäne, welche diese Insel im Winter besucht hätten, sagen hören, das Thermometer sey in den Thälern nie unter 3 bis 4° herabgesunken, und die Bäume behalten um diese Zeit ihre Blätter, wie in der schönen Jahreszeit. Er, der sich im Sommer dort befand, sah das Thermometer nie unter 26° 6′ sinken. Auch rathet er seinen Landsleuten dringend, dort eine Niederlassung zu errichten, da kein Punkt in der südlichen Hemisphäre mehr Reichthümer darbiete; aber Morell übertreibt gewöhnlich. Daß diese Gruppe mehrere gute Ankerplätze darbiete, ist nicht zu bezweifeln. Die kleinen Inseln, welche Auckland umgeben, heißen Enderby, Desappointement und Adams. Südliche Breite 50° 40′; Länge 164° (die Mitte).

Die Campbellinsel, welche bloß aus eckigen Felsen besteht, wurde im Jahr 1810 von dem Walfischfänger Perseverance entdeckt. Nach Freycinet, der im Jahr 1820 an ihren Küsten vorbeifuhr, ist es ein gebirgiges Land von 10 Meilen im Umfang. Geographische Länge: 52° 43′ südl. Breite; 167° 2′ östl. Länge. Campbell hat keine Einwohner.

Die kleine Macquariegruppe wurde im Jahr 1811 von einem Phokenfischer entdeckt, der sich daselbst 80,000 Häute verschaffte. Im Jahr 1820 wurde sie von dem Russen Bellinghausen wieder gesehen. Nach diesem Seemann ist die Hauptinsel 19 Meilen lang und 5—6 Meilen breit, und hat zwei offene Ankerplätze. Trotz ihrer hohen Breite ist sie mit Pflanzen bedeckt, und man sieht daselbst schöne, kleine grüne Papageien, welche sich im Grase aufhalten. Nicht weit davon, gegen Norden zu, sind zwei Felsen, genannt der Richter und sein Schreiber (Judge and his Clerk), und gegen Süden zu zwei Inselchen, genannt der Bischof und sein Kapelldiener (Bishop and his Clerk). Südliche Breite 54° 39′, östliche Länge 156° 21′. Es ist das südlichste bekannte Land Oceaniens.

Betrachtungen über die antarktischen Polarländer.

Bei Beschreibung dieser südlichen Gegenden, welche uns dem Südpole zuführen, bemächtigt sich des reisenden Geographen ein großer Gedanke.

Die Entdeckung der Polarländer würde die Völker nicht bereichern, allein sie wäre glorreich für die Europäer, die kein Hinderniß abschrecken

Eingeborne Melano Polynesiens

konnte, unter den antarktischen Pol die Herkulessäulen der Wissenschaft zu setzen. Wenn man indeß unter dem arktischen Pole bis über den 80° vorgerückt ist, so ist es wahrscheinlich, daß man in der südlichen Hemisphäre, wo die Eiszone mit dem 65° und sogar mit dem 60° beginnt, und wo Weddel nicht über den 74° hinauskommen konnte, unter dem 75° bloß eine Masse ewigen Eises finden wird. So wird es dem Menschen, welcher so entfernte Gestirne am unermeßlichen Himmel erreicht, nie gelingen, diese Theile unserer Erde kennen zu lernen. Dort ist das Reich des Todes; das Leben wagt es nicht, sich dort zu zeigen; das Auge eines Sterblichen kann seine gräßlichen und unzugänglichen Mysterien nicht betrachten.

Großer Melano-Polynesischer Archipel.

Wir haben diesen Archipel aus verschiedenen Inseln gebildet, die zum größten Theil neuerdings erst entdeckt und noch wenig bekannt sind:

Die Insel St. Augustin, die im Jahr 1781 von dem spanischen Kapitan Maurelle entdeckt wurde. Duperrey setzte ihre Lage im Jahr 1824 unter 5° 40′ südlicher Breite und 173° 47′ östlicher Länge. Es ist ein kleines niedriges Land, das sich von Nordwest nach Südost 6 Meilen weit erstreckt, und das Riff mit inbegriffen 2 Meilen breit ist.

Die Insel Gran-Cocal, ein sehr niedriges Land, das diesen Namen im Jahr 1781 von dem nämlichen Kapitän erhalten hat. Er berichtet Folgendes hierüber:

„Am 5. Mai entdeckten wir eine sehr flache Insel, umgeben von einem sandigen Strich Boden, der an ein undurchdringliches Riff stieß, in dessen Nähe ich mit einer Leine von 50 Klaftern nicht auf den Grund reichte. Die Insel war mit einer unermeßlichen Kokospflanzung bedeckt. Dieser Anblick erfreute die Mannschaft um so mehr, als die auf der Insel Consolation eingenommenen Vorräthe gerade heute ausgegangen waren.

„Ich schickte die bewaffnete Schaluppe ab, wenn es möglich wäre, mehrere Fuhren Kokosnüsse herbeizuschaffen; allein die Brandung erlaubte es nicht. Die Fregatte segelte indeß so nahe an das Ufer heran, daß die Insulaner vom Ufer aus mit uns sprechen konnten; aber weiter konnten wir nicht vorwärts kommen. Indeß ließen die Eingebornen nicht ohne große Schwierigkeit ihre Kanots in's Meer hinab; sie kamen in großer Menge an Bord; allein die Schwierigkeit der Fahrt hatte ihnen nicht gestattet, viele Kokosnüsse zu laden. Sie versuchten die Fregatte vorwärts zu bugsiren, indem sie mehrere Taue an das Vordertheil banden und alle auf die Insel zusteuerten, von wo aus man uns auch Taue zuwarf, um uns an's Land zu ziehen. Da wir aber nach 6 Stunden nicht vorwärts kamen und es auch fernerhin nicht hoffen konnten, so segelte ich nach Nordwesten ab.

„Die Bewohner dieses Inselchens sprachen mehrere den andern Inseln gemeinschaftliche Worte schon sehr verschieden aus. Sie kamen so bemalt an Bord, daß man sie für Dämonen hätte halten können; die Bärte der meisten waren so lang, daß sie bis auf die Brust herabhingen. Neben den Kokosbäumen waren eine so große Menge Hütten in guter Ordnung erbaut, daß man wohl auf eine sehr starke Bevölkerung der Insel schließen konnte."

Die Insel oder vielmehr das Inselchen Gran-Cocal wurde im Jahr 1809 von dem Schiffe Elisabeth, das es Sherson nannte, wieder gesehen, und Duperrey sezte es im Jahr 1824 unter 6° 6′ südlicher Breite und 175° 53′ östlicher Länge.

Die Insel Nederlandisch wurde im Jahr 1825 von Körzen, dem Kapitän des holländischen Schiffes Maria Reigersbergen entdeckt; er sezt sie unter 7° 7′ südlicher Breite und 175° 13′ östlicher Länge. Nach ihm ist sie ziemlich bevölkert.

Die Peysterinseln, eine Gruppe von 17 kleinen, niedrigen und bewohnten Inseln wurde im Jahr 1819 durch Peyster, den Kapitän der Rebecca entdeckt; sie liegen unter 8° 5′ südlicher Breite und unter 175° 57′ östlicher Länge (südlicher Theil).

Die Oscar-Inseln. Sie bilden eine Gruppe von 14 niedrigen Inseln; der Kapitän Peyster, der sie im Jahr 1819 entdeckte, sezte sie unter 8° 50′ südlicher Breite und 176° 46′ östlicher Länge (nördlicher Theil).

Die Mitchell-Inseln, eine Gruppe niedlicher Inseln, wurden von Barrett entdeckt. Nach diesem Seemann sind sie bewohnt und liegen unter 9° 18′ südlicher Breite und 177° 25′ östlicher Länge.

Die Insel Independence oder Rocky. Barrett, der Kapitän des Schiffes Independence, war der Erste, der dieses Inselchen sah; er gibt ihm folgende Lage, die uns wenigstens zweifelhaft erscheint: 10° 45′ südlicher Breite und 176° 45′ östlicher Länge. Diese Inseln scheinen mit den Inseln Wallis und Rotuma eine Kette zu bilden, welche alle diese Gruppen vereinigt, aus welchen wir den großen melanopolynesischen Archipel gebildet haben, indem wir noch ferner dazu rechnen die Inseln Onu-Afu, Duff, die vielleicht mit der Insel Taumako identisch ist, Kennedy, Hunter, Taumako, Fataka, Anuda, Tikopia und Allu-Fatu.

Wir haben auch sogar den Archipel der Viti- oder Fidgi-Inseln dazu gerechnet, weil ihre Bewohner nicht alle schwarz sind, wie d'Urville geglaubt hat: auf einigen Inseln sind es Polynesier, welche wegen ihrer Vermischung mit den Melanesiern eine ganz dunkelgelbe Farbe haben. Auf einigen findet man bloß gelbliche, auf andern ganz schwarze Menschen. Wieder auf andern, und dieß ist die größte Zahl, sind sie schwarz.

Zu diesem Archipel werden wir aber die Inseln Nitendi, Vanikoro, die Hebriden-Inseln und Salomon-Inseln nicht rechnen, weil ihre Einwohner im Allgemeinen schwarz sind und bei der großen Abtheilung von Melanesien werden beschrieben werden. Indeß standen sie seit langer Zeit in häufigem Verkehr mit der polynesischen Rasse, und in Folge der daraus entstandenen innigen Verbindungen unterscheiden die Reisenden schon vielerlei Nuancen, welche die Spielart der Hybriden oder Mulatten bilden. Wir wollen sie hier beschreiben:

Die Insel Onu-Afu, deren Daseyn unbestimmt und deren Lage zweifelhaft ist, und welche mit der Insel Goede-Hoope identisch zu seyn scheint, wurde von Schuten im Jahr 1616 entdeckt, als er die Verrätherinsel verlassen hatte.

In dem alten Berichte über diese Entdeckung finden wir Folgendes: „Am 14. Mai 1616 entdeckte Schuten in einer Entfernung von ungefähr 50 Meilen von der Verrätherinsel eine Insel, auf der man Wasser zu finden hoffte; deßwegen nannten sie die Matrosen Goede-Hoope (gute

Hoffnung). 10 oder 12 Kanots kamen zu uns heran, ohne daß wir die Indianer an Bord nehmen wollten; wir behandelten sie mit Güte und schenkten ihnen einige Glasperlen für 4 fliegende Fische, welche wir an einer Leine hinter dem Schiffe herzogen. Indessen untersuchte die Schaluppe das Ufer. Als die Indianer, welche in dem Kanot waren, sie erblickt hatten, ließen sie Worte vernehmen, die wir nicht verstanden, und bald hatten sie 14 Boote umringt; einige Wilde sprangen ins Meer, denn sie glaubten sich derselben bemächtigen oder sie umstürzen zu können.

„Unter der Mannschaft der Schaluppe waren 8 Musketiere und die übrigen waren mit Picken und Säbeln gut bewaffnet. Die Musketiere tödteten zwei Wilde in ihren Booten, wovon der eine sogleich fiel, der andere aber noch eine Zeitlang auf seinem Sitze blieb und mit seinen Händen das Blut abwischte, das aus seiner Brust hervordrang; bald aber fiel er auch ins Meer: dieser unvorhergesehene Tod der beiden Wilden erschreckte die übrigen so sehr, daß sie eiligst entflohen. Auch sah man viele Leute, welche aus allen Kräften schrien und brüllten: Bu, Bu, Bu! Der Kapitän hatte sie zuvor um Schweine und Hühner gebeten, indem er sagte: Waka en omo; allein wie es scheint, wußten sie nicht, was dieß war, oder verstanden sie diese Sprache nicht. Da man keinen guten Ankerplatz finden konnte, so wurde die Schaluppe wieder an Bord genommen, und wir nahmen unsere Richtung nach Südwest, um desto leichter nach Süden zu kommen, wo wir Entdeckungen zu machen hofften; überdieß brach sich das Meer so heftig an dieser Insel, daß es nicht möglich gewesen wäre, ans Ufer zu kommen, wo man nur hohe Felsen sah, die oben grün waren, und schwarzen Boden, mit Kokosbäumen und Gras bedeckt. Auf der Küste waren an verschiedenen Stellen Häuser und ein großes Dorf; die Insel war bergig, aber die Berge waren nicht hoch."

Die kleine Gruppe Duff, welche aus 11 Inselchen besteht, wurde im Jahr 1797 von dem Kapitän Wilson entdeckt. Südliche Breite 9° 30′, östliche Länge 164° 30′. Die größte davon, die er Disappointment nannte, hat 12 Meilen im Umkreise. Auf dem östlichen Theile der Gruppe ist ein Felsen, der Aehnlichkeit mit einem Obelisken hat. Die Eingebornen sind groß, gut gewachsen, kupferfarbig und gehören zu der gemischten polynesischen Rasse.

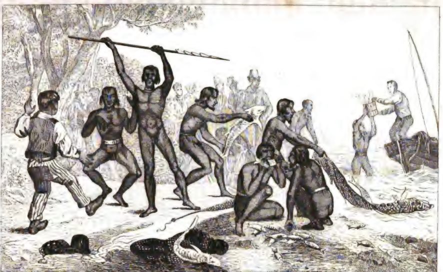
Die Insel Kennedy, nordöstlich von dem Nitendi- oder Santa-Cruz-Archipel, unter 8° 17′ südlicher Breite und 165° östlicher Länge. Sie ist fruchtbar und gut bevölkert.

Die Insel Hunter, benannt nach Hunter, dem Kapitän des Schiffes Dona Carmelita, der sie im Jahr 1823 entdeckte. Südliche Breite 15° 31′; westliche Länge 178° 36′.

In geringer Entfernung nordöstlich oder ostnordöstlich von den Duff-Inseln befindet sich vielleicht die Insel Taumako, die am 6. April 1606 von Quiros entdeckt wurde, wenn sie nicht etwa mit den Duff-Inseln identisch ist, wie wir wegen der auffallenden Aehnlichkeit der Bildung und Lage glauben. D'Urville meint, es sey sicherer, Taumako für die Insel Matu-iti zu halten, welche im Jahr 1801 von Kennedy, dem Kapitän des Nautilus, entdeckt worden sey, und welche dieser als gut bevölkertes, ziemlich hohes Land bezeichnet. Sie wurde unter 8° 40′ südlicher Breite und 165° 40′ östlicher Länge gesezt. Im Jahr 1828 suchte sie d'Urville in dieser Lage, ohne sie wieder zu finden; er vermuthet, daß

man sie zu weit nach Osten gesezt habe. Ohne Zweifel möchte es von Bedeutung seyn, den alten Bericht von Quiros als Angabe- und Vergleichungspunkt für künftige Seefahrer, welche sie etwa wieder suchen wollten, aufzufrischen. Hier eine Uebersetzung des spanischen Berichts, der sehr selten geworden ist: „Wir fuhren bis zum 7. April an mehreren Ländern vorbei, wie wir aus der Menge Vögel und Bimssteinfelsen schließen konnten, welche wir sahen. Nachmittags sah das große Schiff in West-Nord-west ein schwarzes, wie von einem Vulkan verbranntes Land. Nachts drehten wir bei, aus Furcht vor Untiefen. Als wir am folgenden Morgen gegen das Land hin fuhren, hatten wir bei 12 bis 15 Klaftern Tiefe 2 Stunden lang eine gute Fahrt, dann aber wurde das Meer grundlos. Wir mußten noch einmal bis zum Morgen des 9ten warten. Der Pilote Torres fuhr in dem kleinen Schiffe an dem südwestlichen Ufer hin in einen Kanal zwischen zwei Inselchen, wo er unweit dem Ufer verschiedene Hütten unter den Bäumen sah. Man ankerte bei 25 Klaftern Tiefe zwischen der großen Insel und den zwei Inselchen; die Boote gingen ans Land und brachten an das Schiff einiges süße Wasser, Pataten, Kokosnüsse, Palmzweige, Zuckerrohr und einige Wurzeln, um die Produkte des Landes zu zeigen. Wir beschlossen nun, 50 bis 60 Mann zur Unterhandlung mit den Insulanern abzuschicken. Die unsrigen entdeckten kurz nach ihrer Abfahrt mitten auf einem von Dämmen umgebenen Inselchen einen kleinen anscheinend von Menschenhänden aus Steinen errichteten Berg, auf welchem ungefähr 60 Hütten standen, die mit Palmzweigen bedeckt und innen mit Matten behängt waren. Wir erfuhren nachher, daß dieß eine Festung sey, wohin sich die Insulaner zurückziehen, wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden, die sie oft selbst anfallen, da sie gute und große Piroguen haben, mit welchen sie ganz sicher in die See stechen. Unsere Leute stiegen ans Land und gingen auf den Ort zu, als sie an der Küste einige solche Piroguen voll von Indianern erblickten. Sie sezten sogleich ihre Feuerwaffen in Bereitschaft und bereiteten sich zur Vertheidigung vor; allein es war unnütz, denn die Insulaner wünschten den Frieden so gut als wir. Sogleich sprangen sie bis um den Gürtel ins Wasser, um schneller ans Land zu kommen, kamen mit fröhlicher Miene grüßend zu uns heran und gingen auf die Wohnungen zu, wie wenn sie unsere Führer seyn wollten; an ihrer Spitze lief ein Häuptling, der einen Bogen statt eines Stockes trug. Der Anblick so vieler kräftigen Leute hielt uns beständig in Furcht, und wir näherten uns dem Ufer, aus Besorgniß, sie möchten unser Boot versenken, wenn wir uns davon entfernen würden.

„Deßhalb gaben wir dem Boote des Kapitäns und selbst unsern noch in unserem Gesichtskreise vor Anker liegenden Schiffen Signale, um Verstärkungen zu erhalten, und erst als wir uns stark genug sahen, zogen wir auf das Dorf los. Alle diese unsere Bewegungen hatten die Indianer verscheucht. Wir marschirten in guter Ordnung unter großen Vorsichtsmaßregeln vorwärts, wobei wir uns auf allen Seiten umsahen, ob nicht etwa neben den Hütten ein Hinterhalt gelegt wäre; da wir aber keine lebende Seele fanden, so mußten wir wieder ans Ufer zurückgehen, wo wir eine Stange mit einem weißen Tuche als Friedenszeichen errichteten. Die Indianer kamen nun fröhlich zu uns heran; ihr Häuptling hatte einen Palmzweig in der Hand, bot ihn dem Paz de Torres dar und umarmte ihn. Seine Begleiter thaten dasselbe, und die Unsrigen waren sehr erfreut, sich in einem Lande,



Jervis Bai. Eingeborne lebendige Fische essend.

wo sie Wasser und Holz fanden, was die Mannschaft so nothwendig bedurfte, sich so gut aufgenommen zu sehen. Zwei Greise, die mittlerweile herbeigekommen waren, legten ihre Waffen am Ufer des Baches auf den Boden und grüßten uns demüthig. Wir ersahen aus den Geberden der Insulaner, daß einer von ihnen der Vater oder Oheim ihres Häuptlings war, der Taliku hieß. Wir hielten auf einer kleinen Fläche vor der Festung an. Wenn diese Insulaner unsere Waffen und Kleider bewunderten, so waren wir unsererseits von ihrem herrlichen Körperbau, ihrer Behendigkeit und Stärke überrascht.

„Als wir uns ganz sicher sahen und der Häuptling seine Leute rechts und links vertheilt hatte und blos zwei Insulaner und einen kleinen Knaben bei sich behielt, beschlossen wir, nach so vielen Strapazen ein wenig auszuruhen. Es wurden zwei Wachen ausgestellt, eine an die Küste und die andere in dem Dorfe; die übrigen zerstreuten sich ohne Waffen in dem Walde, wo sie Früchte sammelten, während die Wilden in ihren Piroguen Holz und Wasser für das Geschwader zuführten.

„Es war gerade Palmtag; die Messe wurde in einer Hütte gefeiert, wo die meisten der Mannschaft ihre Andacht verrichteten. Wir blieben 7 Tage an dem Orte. Weil wir für den Rest des Weges einige Insulaner brauchten, welche in dieser Gegend bekannt waren und die Sprache verstanden, so faßten wir den Entschluß, bei der Abfahrt vier aufzugreifen. Ihr Häuptling kam aus Verzweiflung mit seinem Sohne selbst an Bord, um sie zurückzufordern. Da sie nicht herausgegeben wurden, so kehrte er sehr traurig heim, als er das Boot sah, in welchem die vier Unglücklichen mit Gewalt weggeführt wurden, die, sobald sie ihren Häuptling sahen, ein klägliches Geheul ausstießen. Dieser aber, entschlossen, sein Leben für ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen, hatte seinen Piroguen das Signal gegeben, als der Donner eines blinden Kanonenschusses vom Schiffe sie so erschreckte, daß der Häuptling sich mit Thränen in den Augen entfernte, nachdem er den Gefangenen durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß es nicht in seiner Macht stehe, sie zu befreien. Am folgenden Morgen sprang ein Insulaner in das Meer; dieß nöthigte uns, den andern zu bewachen, den wir an Bord hatten; denn man hatte zwei auf jedes Schiff gethan. Indeß konnten wir nicht verhindern, daß er sich auch in die See stürzte, als am 21. April eine schöne Küste, mit Holz, Grün, Palmbäumen und bebauten Ländereien bedeckt, südöstlich vor uns lag. Wir befanden uns gerade unter dem 12. Breitegrad; wir gaben dem Admiralschiffe sogleich Nachricht von unserem Verluste, was jedoch einen dritten der Gefangenen nicht abhalten konnte, es eben so zu machen; und wenn der vierte ihrem Beispiele nicht folgte, so geschah es darum, weil er ein Sklave war und von uns besser behandelt wurde, als von seinem Herrn auf der Insel Taumako."

Tikopia.

Tikopia, eine kleine unter 12° südlicher Breite gelegene Insel, hat ungefähr 7 bis 8 Meilen im Umfang. Sie ist hoch, gebirgig und gut bewaldet, hat viele Spitzberge und ist von vulkanischer Formation. Sie hat keinen Hafen. Man kann beinahe bis an das Ufer hinfahren. Im Südosten ist ein Salzwassersee, in welchem sich viele wilde Enten aufhalten.

Die Bewohner dieser Insel sind groß, kräftig und von sehr dunkler Kupferfarbe; ihre Zahl beträgt ungefähr 500, und sie gehören zur polynesischen Rasse. Man findet daselbst aber auch eine Mischung von einer der zwei schwarzen Rassen Melanesiens, von der der Papua's, der schönsten von beiden. Sie tragen, wie die Caroliner, lange und über die Schultern herabwallende Haare. Sie gleichen ihnen viel durch ihre Güte, Sanftmuth, ihre Fröhlichkeit und Zutraulichkeit, und tättowiren sich, wie sie, die Brust und den Rücken. Wir glauben übrigens, daß sie von den Carolinern abstammen. Einige tragen, wie die Melanesier Vanikoro's, Schildkrotringe in ihren Ohren und in den Nasenwänden.

Dillon sagt nach dem Berichte des Matrosen Buchart, die Tikopier seyen sehr sanft, gutmüthig, edel und gastfreundlich, was aus der Art hervorgehe, wie sie eben diesen Buchart, den Lascaren Joë und eine Frau von Viti aufgenommen hätten, welche Dillon dort ließ.

Sie hatten nie mit irgend einem Schiffe Verkehr gehabt, außer im Jahr 1813 mit dem Hunter; sie sagen aber, daß, als lange vor dessen Erscheinung ein Schiff im Angesicht der Insel erschienen sey, sie geglaubt hätten, es seyen böse Geister darauf, welche sie vernichten wollten. Dieses Fahrzeug sezte sein Boot aus, und schickte es ans Land; die Einwohner aber versammelten alle ihre Streitkräfte, um sich der Landung zu widersetzen. Die Leute im Boote machten mehrere Landungsversuche, aber vergeblich, und kehrten endlich an Bord ihres Schiffes zurück, das sogleich unter Segel ging, und zur großen Freude der Tikopier ihnen bald aus dem Gesichte war. Der Kapitän Dillon sagt, es dürfte dieses Fahrzeug der Barnwell gewesen seyn (1798).

Einige Jahre nachher wurde eine Pirogue mit vier Mann durch die Strömungen von Rotuma nach Tikopia, das 465 Meilen davon entfernt ist, verschlagen. Man erzählte ihnen von dem Fahrzeuge, auf dem die bösen Geister gewesen seyen; aber die Rotumier enttäuschten sie und sagten ihnen, sie hätten häufig solchen Besuch auf Rotuma, und er sey ihnen immer willkommen; denn die Leute in den Schiffen seyen gut und keine bösen Geister und kommen aus einem fernen Lande, um ihnen Messer und Glasperlen zu schenken. Der Hunter war das erste Schiff, das seitdem nach Tikopia kam, und die Einwohner waren sehr glücklich, als sie dasselbe sahen.

Die Tikopier haben mehrere sonderbare Gebräuche. Der Kapitän Dillon wunderte sich über die große Anzahl Frauen, die man auf Tikopia sieht; sie ist wenigstens dreimal stärker, als die Zahl der Männer. Da sagte man ihm, daß alle männlichen Kinder, mit Ausnahme der zwei ältesten, nach der Geburt erdrosselt würden. Als Grund hiefür geben sie an, die Bevölkerung ihrer kleinen Insel sey so groß, daß ohne diese Maßregel ihre Erzeugnisse für die Ernährung der Einwohner, die ungefähr 500 Seelen betrage, nicht hinreichen würde. Der Boden ist sehr fruchtbar, aber doch herrscht Mangel an Vorräthen. Sie leben hauptsächlich von Vegetabilien, da sie weder Geflügel noch Schweine haben, die auf andern Inseln so häufig sind. Sie hatten vormals welche, aber sie wurden als schädliche Thiere betrachtet und als solche nach einem allgemeinen Beschlusse ausgerottet. Die Schweine zerstörten ihre Yams-, Pataten-, Taro- und Bananen-Pflanzungen, die nebst den Früchten des Brodfruchtbaumes und

den Kokosnüssen ihre Nahrung bilden. Da das Meer um die Insel her sehr tief ist, so gibt es wenig Fische. Der Preuße Buchart beklagte sich sehr über diese gezwungene Diät; denn mit Ausnahme eines kleinen Stückes Fisch, das er von Zeit zu Zeit gekostet hatte, war er 11 Jahre lang ohne alle animalische Nahrung geblieben. Ein englischer Wallfischfänger, der ein Jahr vor dem St. Patrik an dieser Insel vorbeifuhr, bewirthete ihn zwei bis dreimal mit Schweinefleisch, was ihm nach so langem Fasten ausnehmend gut schmeckte.

Die Insel wird von einem Häuptling regiert, der vier untergeordnete Häuptlinge, welche die Stelle von Beamten versehen, unter seinen Befehlen hat. Sie leben friedlich; sie führen nie Krieg, weder unter einander noch mit den Nachbarn, was ihrer pythagoräischen Diät zugeschrieben werden muß; dessen ungeachtet haben sie aber einen Hang zum Diebstahl, und obgleich die Strafe für Den, der auf der That ertappt wird, sehr streng ist, so bestehlen die Leute von der niederen Klasse einander doch ihre Gärten und Pflanzungen. Wird der Dieb ergriffen, so wird er vor einen Häuptling geführt und wenn er der That überwiesen ist, so werden seine Ländereien und sein Eigenthum zu Gunsten des Bestohlenen weggenommen und er ist genöthigt, seinen Wohnsitz zu ändern, weil, sagen sie, der Atua die Diebe bestraft und umkommen läßt. Der erste Häuptling heißt gegenwärtig Kafeka. Die Vielweiberei ist auf Tikopia erlaubt. Die Heirathsceremonien sind sonderbar. Wenn ein Mann sich verheirathen will, so befragt er zuerst höflich den Gegenstand seiner Neigung; nimmt er sein Anerbieten an und geben die Eltern ihre Einwilligung, so schickt er drei oder vier seiner Freunde ab, um sie gleichsam mit Gewalt wegzunehmen. Hierauf reicht er den Eltern seiner Braut Matten und Vorräthe an Lebensmitteln zum Geschenk und ladet sie zu einem Feste ein, welches gewöhnlich 2 Tage dauert. Man bittet den Häuptling um seine Einwilligung, und wenn er sie gegeben hat, so bringen ihm die Neuvermählten einen Korb mit Früchten.

Sie wachen sehr strenge über die Treue der verheiratheten Frauen. Eine Frau, welche auf dem Ehebruch ertappt wird, darf mit ihrem Liebhaber von dem Manne getödtet werden; allein die Untreue ist selten, und der Ehemann macht selten Gebrauch von diesem furchtbaren Strafrechte. Die unverheiratheten Frauen genießen eine unbeschränkte Freiheit.

Bei der Geburt eines Kindes versammeln sich die Freunde des Vaters und der Mutter und bringen der Wöchnerin Geschenke. Alle Kinder weiblichen Geschlechts läßt man am Leben.

Beim Tode eines Erstgebornen kommen seine Freunde und wickeln ihn sorgfältig und unter vielen Ceremonien in eine neue Matte und legen sie in ein neben seiner Wohnung bereitetes Loch.

Eine merkwürdige Thatsache, welche Diejenigen, welche nicht an Gespenstererscheinungen glauben, nicht begreifen können, ist, daß dieser Glaube auf allen Inseln der Südsee allgemein ist; und es ist nicht wohl anzunehmen, daß diese Ideen ihnen aus der alten Welt zugekommen sind.

Zu Tikopia ist ein großes Haus, das in der Sprache der Einwohner das Haus der Geister heißt. Sie glauben, daß sie dort wohnen; und bei der Annäherung eines Windstoßes oder Sturmes, wodurch sie immer in großen Schrecken gesezt werden, eilen sie in dieses Haus und bleiben dort so lange als der Sturm dauert und opfern Kavawurzeln, Kokosnüsse und andere Speisen.

verfertigen auch die Kleidungsstücke und arbeiten mehr als die Männer. Diese erbauen auch die Piroguen. Der Oberzimmermann, Bere-elaki, leitet alle Arbeiten dieser Art; er wohnt zu Namo; den Boden bearbeiten sie mit hölzernen Werkzeugen. Zum Fischfangen bedienen sie sich der Leinen und Netze.

Oeffentliche Frauen gibt es wenig, und ausschließlich widmen sich die Wittwen diesem Gewerbe, das bei Nacht getrieben wird.

Die Tikopier glauben an ein zukünftiges Leben, und sind überzeugt, daß alle Seelen in den Himmel kommen. Als Guimard einen fragte, ob er an die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten glaube, antwortete er sehr naiv: es gibt unter uns keine Böse.

Sie haben keine Wahrsager. Ehe die Todten beerdigt werden, bemalt man sie mit rother Farbe.

Die Häuptlinge sind nicht anders tättowirt, als die Leute vom Volke. Die Tättowirung wird mit einer in fünf Theile gespaltenen Fischgräte, auf welche sie mit einem langen Stäbchen schlagen, ausgeführt. Es gibt zwei Arten von Tättowirungen bei ihnen, die von Tikopia und die von Rotuma.

Wenn der Mond scheint, tanzen sie bisweilen die ganze Nacht hindurch. Männer und Frauen tragen als Schmuck gewöhnlich Armbänder, Halsbänder und Ohrgehänge.

Das Jahr wird nach Monden eingetheilt.

Die vier Hauptweltgegenden heißen bei ihnen Fagatin (Norden), Parapu (Süden), Ton-ha (Osten) und Raki (Westen).

Ihre Zeuge verfertigen sie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes. Musikalische Instrumente haben sie nicht. Bei Tänzen schlagen sie den Takt mit zwei Stäben auf ein Brett, das ihnen als Trommel dient.

Beim Tode eines Häuptlings folgt ihm sein Sohn; wenn keiner vorhanden ist, sein Bruder, und dieser auch, wenn der Sohn noch zu jung ist.

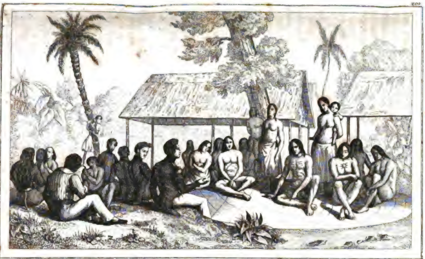
Ehe die Eingebornen mit ihren Häuptlingen sprechen, werfen sie sich vor ihnen auf den Boden, wenn sie um etwas bitten wollen.

Als der Kapitän Dillon abreiste, litten viele Tikopier an einem epidemischen Husten (wahrscheinlich war es die Grippe); sie glaubten, der Kapitän Dillon habe ihnen diese Krankheit gebracht. 15 bis 20 Tage nach der Abreise des Lezteren suchten sie dieser Krankheit auf folgende Weise ein Ende zu machen: sie erbauten eine kleine Pirogue und schmückten sie mit Blumensträußern; die vier Söhne der beiden Häuptlinge trugen sie auf der ganzen Insel herum; die ganze Bevölkerung von Tikopia wohnte dieser Feierlichkeit bei; die einen schlugen auf das Gebüsch, die andern stießen ein lautes Geschrei aus; als sie an den Ort, von dem sie ausgegangen waren, nach Faëa, zurückgekommen waren, schleuderten sie die Pirogue ins Meer.

Ratten und Fledermäuse sind die einzigen Säugethiere auf dieser Insel; dagegen findet man Tauben, Papageien, Enten, Insekten aber nur wenig. Mollusken gibt es in großer Menge, Halbmondschnecken, Tutenschnecken, Trompetenschnecken, Mützenschnecken, Kolombellen, Purpurschnecken, Spindelschnecken, Flügelschnecken u. s. w., wie wir aus dem Tagebuche Gaimards sehen, dem, so wie dem Kapitän Dillon, wir die vorstehenden Nachrichten über diese Insel und ihre Bewohner entnommen haben.

Hören wir über dieselben auch noch de Sainson:

„Eine Stunde, sagt dieser geschickte und geistreiche Künstler, nachdem wir die Korvette verlassen hatten, um ans Land zu steigen, stießen wir



Empfang französischer Officiere von den Indianischen Häuptlingen

auf eine Korallenbank, welche weit in das Meer hervorragt, und das Boot sah sich durch dieselbe aufgehalten. Viele Eingeborne hatten sich auf diesem Riffe versammelt, und sobald wir ins Wasser sprangen, sah sich jeder von uns von drei bis vier Eingebornen umgeben und gehalten. Diese große Höflichkeit war uns Anfangs sehr zuwider; aber wir empfanden bald die guten Wirkungen davon. Die Korallenbank war sehr uneben, und das Wasser verbarg hie und da große Löcher, die man bei den blendenden Farben des Grundes nicht wohl unterscheiden konnte. Ungeachtet der Vorsicht unserer Führer fielen wir doch bisweilen in diese unterseeischen Fallen, und mußten uns unter schallendem Gelächter wieder herausziehen lassen.

„Als wir auf das sandige Ufer kamen, drängte sich hastig eine Menge neugieriger Leute um uns her, in deren Gesichtern sich Freude und Sanftmuth aussprach. Jeder wollte zuerst zum Willkomm unsere Hand berühren, und jeder unsere Leibwächter ersetzen, welche, wie wir, von Wasser triefend, ihren Posten noch nicht verlassen hatten, und uns noch mit derselben Besorgniß hielten, ob wir gleich auf dem glatten Sande recht bequem gehen konnten.

„Nachdem wir einen großen Felsen, der sich auf der Küste erhebt, umgangen hatten, kamen wir bei einigen Hütten auf einem kleinen Platze an, den eine reiche Vegetation ganz ins Dunkel gehüllt hatte. Die an diesem Orte versammelten Häuptlinge der Insel saßen mit gekreuzten Beinen auf langen Matten, und die Bevölkerung stand ehrfurchtsvoll hinter ihnen. Als wir bis auf einige Schritte vor diesem ehrwürdigen Rathe angekommen waren, wurden wir eingeladen, uns zu setzen; wir gehorchten sogleich, und bildeten einen Kreis vor der Versammlung, in dessen Mitte sich Martin Buchart, ein preußischer Matrose als Dolmetscher setzte. Der Preuße legte unsere Geschenke vor die Füße der Häuptlinge: es waren Beile und Zeuge; sodann hielt er eine ziemlich lange Rede, die in vollkommener Ruhe angehört wurde. Die Häuptlinge ließen uns antworten, sie wünschen uns eine glückliche Fahrt, und es würde ihnen Vergnügen machen, wenn wir wieder nach Tikopia zurückkämen.*) Als diese Vorstellungsceremonie vorüber war, konnten wir frei spazierengehen, und erhoben uns recht gerne; denn der Preuße hatte, als er unsere kurze Rede übersezte, die Sache ein wenig lang gemacht.

„So weit die späte Stunde es uns erlaubte, durchstreiften wir die Umgegend, und waren entzückt über die Frische und den Reichthum der Vegetation, unter deren Schatten diese friedlichen Menschen ihre einfachen Wohnungen erbaut hatten. Wie es schien, war die Insel ein alter Krater, dessen eine Seite in das Meer gestürzt wäre; dieß hätte die Bresche gegeben, an welcher wir landeten. Das Innere des Kraters ist mit einer bewunderungswürdigen Vegetation bedeckt; ungefähr in der Mitte der Insel nimmt ein See, der sehr tief seyn soll, die Stelle ein, wo wahrscheinlich der Vulkan tobte. Wir sahen auf unserem Gange nur sehr wenig Vögel, darunter eine sehr schöne Entenart, auf dem See und auf dem Riffe verschiedene Arten von Fischen, die leicht zu fangen waren, vor denen die Eingebornen aber mit Schauder flohen. Diese Fische, sagen sie, seyen Götter, Atuas, welche ihre Anbeter unbarmherzig in die Füße stechen, wenn sie unter dem Wasser einige Muscheln zu ihrer Nahrung suchen wollen.

„Die Eingebornen, welche uns begleiteten, erinnerten uns durch ihre

*) S. Blatt 200.

Sanftmuth und ihr zuvorkommendes Wesen an die friedlichen Bewohner der Tonga-Inseln. Wir wunderten uns, so gut gebaute und hochgewachsene Menschen ihre Freude wie Kinder an den Tag legen zu sehen; sie bezeigten sie durch Lachen, Hüpfen und kindisches Geschrei, und schüttelten ihr langes Haar wie junge Pferde ihre Mähne. Sie sammelten Blumen, flochten Guirlanden, und puzten uns damit; Alles zeigte bei ihnen die unschuldige Fröhlichkeit eines jungen und sorglosen Menschen. Die Welt ist so klein für sie und das Leben so einfach, sie sind so glücklich auf diesem unbekannten Erdwinkel, der für ihre Bedürfnisse genügt, daß man sich wohl denken kann, daß sie die Leidenschaften noch nicht kennen, welche die übrige Welt veröden. Es dürften nur wenige Europäer zu ihnen kommen, um diesem sanften Leben ein Ende zu machen.

„Die tikopische Rasse ist schön: die Männer, obgleich groß, scheinen doch schnell und behend zu seyn, und ihre Gesichtszüge sind im Allgemeinen angenehm. Man trifft bei ihnen Gesichter von vollkommen regelmäßiger Schönheit. Sie haben wenig Bart, und tragen ihr Haar lang und über den Rücken herabhängend. Ihre Kleidung besteht blos aus einem Gürtel und einem kleinen Stücke Zeug; dazu kommen zum Schutze gegen die Insekten die langen Blätter des Kuhbaumes, welche wegen ihrer Elasticität immer auf den Körper schlagen, und in diesem Aufzuge gleichen sie vollkommen einem Flußgott der Mythologie. Die blauschwarze Tättowirung, womit ihre Brust bedeckt ist, bildet einen Brustharnisch von der elegantesten Zeichnung; auf ihr Gesicht lassen sie sich blos einige kleine Bilder von Fischen einschneiden. Setzen wir dann noch bei, daß sie den Körper und die Haare mit einer safrangelben Substanz einreiben, so haben wir einen Tikopier vom Kopf bis zum Fuß skizzirt. Die Weiber sind weißer als die Männer, den Stellen nach zu urtheilen, wo der gelbe Ueberzug verschwunden ist: ihr Wuchs ist höher und besonders schlanker, als der der andern polynesischen Frauen; sie tragen die Haare abgeschoren, und ihre Formen haben nichts Unangenehmes. Uebrigens muß ich sagen, daß wir auf unserem kurzen Spaziergange nur wenige Frauen gesehen haben.

„Die Schifffahrt der Tikopier erstreckt sich auf die umliegenden Inseln; sie fahren sogar manchmal 40—50 Meilen weit, troß der Zerbrechlichkeit ihrer Fahrzeuge, der unvollkommensten, die es geben mag, die Boote der Australier ausgenommen.

„In den Baum, der den Körper ihrer Pirogue bildet, wird blos ein schmaler Falz eingehauen, in den sich die Füße nur der Länge nach stellen lassen; auf einer Seite ist ein Balancirer, auf der andern aber eine kleine Plateforme; das Segel ist dreieckig, oder vielmehr in der Gestalt eines nach Oben stark ausgeschweiften Herzens. Der geringste Stoß füllt diese Piroguen, welche drei bis sechs Individuen fassen, mit Wasser. Wenn sie sich auf die hohe See wagen, so schließen sie das Fahrzeug oben, das nur wie ein hohler Baumstamm aussieht. Auf diese Art wagten sich die fünf Tikopier, die wir an Bord hatten, auf ihre Insel zurück. Nicht ohne Besorgniß wegen ihres Schicksals sahen wir sie Abends abreisen und sich nach den Sternen richten. Jedermann beeilte sich, den guten Leuten Geschenke zu machen; sie nahmen Zwieback auf mehr als einen Monat mit, den ihnen die Matrosen geschenkt hatten. Diese kühnen Unternehmungen

klären uns übrigens über die Art und Weise auf, wie sich die meisten Archipel und Inseln des großen Oceans bevölkert haben, und über das Zusammentreffen zweier verschiedenen Rassen auf der nämlichen Inselgruppe. Ein Ereigniß, das vor einigen Jahren vorging, könnte uns die Art und Weise erklären, wie Tikopia von Polynesien bevölkert werden konnte, da alle umliegenden Inseln Schwarze zu Bewohnern haben. Unter den Tikopiern, welche wir kannten, war ein Mann von 40 Jahren, der uns sagte, daß er von den Tonga-Inseln abstamme, die wenigstens 200 Meilen weit entfernt sind. Noch sehr jung habe er mit acht der Seinigen Vavao in einer großen Pirogue verlassen. Starke Winde und Strömungen warfen sie schnell auf die hohe See; bald konnten sie sich nicht mehr zurechtfinden. Der Willkür der Wellen preisgegeben, litten sie den heftigsten Hunger, bis sie auf Tikopia geworfen wurden. Es soll aber, so viel er sich noch aus dieser seiner frühen Jugendzeit erinnern konnte, keiner von ihnen gestorben seyn. Der junge Spanier, den wir auf den Viti-Inseln einnahmen, erzählte uns, während seines Aufenthaltes daselbst sey eine Pirogue aus Rotuma dahingekommen. Die Reiseberichte erzählen uns mehrere ähnliche Thatsachen, welche uns über die Art und Weise, wie sich diese Inseln bevölkert haben können, so manchen aufklärenden Wink geben."

Die Inseln Fataka und Anuda.

Die Insel Fataka hat die Gestalt einer Mütze, weßhalb ihr der Kapitän Edwards, der sie im Jahr 1791 entdeckte, den Namen Mützen-Insel gab.

Die Insel Anuda wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt, der sie Cherry nannte, im Jahr 1822 von Kruscheff und im Jahr 1828 von d'Urville wiedergesehen. Es ist eine sehr kleine Insel, die höchstens drei Meilen im Umfang hat und von einem polynesischen Stamme bewohnt wird. Der Kapitän d'Urville sezt sie unter 11° 37′ südlicher Breite und 167° 27′ östlicher Länge. Diese beiden Inselchen, mit den zwei Bänken Pandora und Charlotte, wovon der erste im Jahr 1791 von Edwards, der andere im Jahr 1788 von Gilbert entdeckt wurde, scheinen hervorstechende Punkte der unterseeischen Kette zu seyn, welche im Osten sich in die Inseln Rotuma, Wallis, Allu-Fatu und Samoa ausdehnt und im Westen Tikopia, Vanikoro, Nitendi und die Salomon-Inseln zum Anknüpfungspunkte hat.

Rotuma.

Diese Insel wurde im Jahr 1792 von dem Kapitän Edwards entdeckt, welcher sie Granville-Insel nannte. Wilson besuchte sie im Jahr 1797 und fand sie fruchtbar und volkreich. Duperrey erschien daselbst am 1. Mai 1824. Die Mitte der Insel liegt unter 12° 30′ südlicher Breite und 174° 56′ östlicher Länge. Sie hat ungefähr 8 Meilen im Umfang, erstreckt sich 6 Meilen weit von Osten nach Westen und ist ungefähr 2 Meilen breit. Sie ist gebirgig, von mäßiger Höhe, sehr durchschnitten, besonders an ihrem nördlichen Ende, das sich abgelöst zu haben und ein Inselchen zu bilden scheint. Ein Berg in diesem Theile ist auf der Seite

der Insel ganz steil abschüssig. Das südliche Ende läuft in eine niedrige Spitze aus, an deren äußerstem Ende ein kegelförmiger Hügel sich erhebt. Zwei Inselchen, wovon das eine sehr platt ist, liegen zwei oder drei Meilen von der nördlichen Spitze entfernt. Die Insel ist mit einem Gürtel niedrigen Bodens umgeben, auf welchem die Wohnungen errichtet sind. Im Westen befindet sich ein isolirtes Riff, das sich vier Meilen weit von Nordost nach Südost erstreckt und vor dem man sich sorgfältig hüten muß. Die ins Meer hervorstechenden Spitzen sind mit Kokospalmen bedeckt. Das Land scheint im Allgemeinen reich an Vegetabilien zu seyn. Ueberall ist es mit der größten Sorgfalt bebaut, und sein Boden ist ausnehmend fruchtbar. Der Anblick von Rotuma ist, wie der der meisten Inseln des großen Aequatorialoceans, weil sie sehr reich an Grün sind, sehr angenehm für das Auge. Die Berge scheinen vulkanischen Ursprungs zu seyn. Der Gürtel, welcher sie umgibt, ist von Korallenmauern gebildet. Die Bevölkerung der Insel kann auf ungefähr 4000 Seelen geschäzt werden.

„Gegen 10 Uhr Morgens, sagt Lesson, erblickten wir in großer Entfernung 5 oder 6 Piroguen, welche gegen uns heransegelten. So wie sie näher kamen, erschienen andere, und ihre Zahl nahm immer zu. Bald langten sie bei uns an. Die Eingebornen stiegen ohne Zaudern und Furcht an Bord. Bloß einige erwarteten, indem sie fragten, ob das Schiff tabu sey, ob man es ihnen erlaube. Das Verdeck war bald mit mehr als 150 Eingebornen bedeckt und beinahe 40 Piroguen ruderten um die Korvette herum. Sie sind wahre Kinder; sie sprachen und gestikulirten Alle auf einmal. Nach Allem gelüstete es sie; jeder zeigte seine Waare, und für Kleinigkeiten gaben sie Kokosnüsse, Bananen, einiges Geflügel, Keulen und besonders sehr feine Matten, die mit vieler Geschicklichkeit gearbeitet waren. Sie gaben uns indeß gerechten Anlaß zu Klagen, weil sie, wie alle Völker in der Kindheit der Civilisation, zum Diebstahl geneigt sind. Nachdem sie den größten Theil des Tages an Bord zugebracht hatten, gingen sie bei Sonnenuntergang wieder auf ihre Insel zurück, nicht ohne lebhaft in uns zu dringen, uns ans Land zu folgen, wo sie uns mit den unzweideutigsten Geberden Frauen und Lebensmittel im Ueberflusse versprachen. Ein Häuptling, dessen Freundschaft ich gewonnen hatte, wollte mich mit aller Gewalt mitnehmen und ohne Zweifel, um mich leichter dazu zu bewegen, reichte er mir einen Bananenzweig, beschmierte mich mit rother und gelber Farbe und schloß mich dabei zärtlich in seine Arme. Meiner hartnäckigen Weigerung müde, warf er die Augen auf einen Engländer, einen alten Burschen, der gerade am Tauwerk beschäftigt war, und war so glücklich, ihn zu überreden. Er hatte eine unaussprechliche Freude.

„Man kann sich die Verwunderung denken, in die wir versezt wurden, als wir in den Piroguen, die zu uns herankamen, eine europäische Sprache sprechen hörten. Vier englische Matrosen, Deserteure von Rochester, kamen an Bord, und erzählten uns ihre Abenteuer; sie waren gerade gekleidet, wie die Wilden, d. h. sie trugen, wie sie, eine Matte, bis um die Mitte des Leibes. Seit sie auf der Insel waren, hatte man sie auf dieselbe Art tättowirt, wie die Eingebornen, und diese leichten und angenehmen Zeichnungen stachen auf ihrer weißen Haut sehr gut ab, obgleich ihre Gattinnen sie mit gelbem Kurkumestaub reichlich eingeschmiert hatten, um nach der Landessitte ihre Toilette zu machen. Einer dieser Leute, müde

INSEL ROTUMA

Eingeborne geben einem Schiffe Zeichen.

des friedlichen Lebens, das er führte, und nach seiner Familie und seinem Vaterlande sich sehnend, bat um die Erlaubniß, sich auf unserem Schiffe einschiffen zu dürfen und erhielt sie leicht. *) Die andern erklärten aber, sie würden ihr Leben auf dieser Insel beschließen; das weichliche und unthätige Leben der Insulaner habe zu große Reize für sie. Dieses Gemälde von Glückseligkeit verführte zwei Matrosen, die wir zu Sidney eingenommen hatten; und da sie über das Elend nachdachten, das sie unvermeidlich in ihrem Vaterlande erwartete, zogen sie es vor, sich demselben dadurch zu entziehen, daß sie auf der Insel blieben, um hier ein friedliches Leben im Ueberflusse ohne Strapazen und Arbeit zu führen. Mit Bedauern müssen wir hier bemerken, daß die Nachbarschaft von Port-Jackson nun die Inseln der Südsee mit schlechten Burschen anfüllt, und der erste Gebrauch, den diese Deserteure von ihrer Freiheit machen, ist gewöhnlich der, daß sie die Eingebornen gegen die Europäer aufhetzen, welche sie aus ihrem Schoße gestoßen und gebrandmarkt haben. — Auf Rotuma beeilen sich die Eingebornen, solche neue Ankömmlinge aufzunehmen und ihnen Wohnungen, Gattinnen und Lebensmittel zu liefern. Vor der Ankunft der Matrosen von Rochester hatten sie einen Neger, der auf der zum Phokenfang bestimmten Brigg Macquarie aus Neusüdwales entwischt war, zum Range eines Schau oder Königs erhoben. Ein eigenes Schicksal, daß dieser auf der afrikanischen Küste gekaufte Sklave, nach Europa geführt, sodann zum Exil in Australien verdammt wurde und nun sein Leben als Beherrscher einer köstlichen Insel im Südmeere beschließt."

Die Bewohner von Rotuma gehören zur ganz reinen polynesischen Rasse, und gleichen vornehmlich den Taitiern; im Allgemeinen aber ist ihr Wuchs schöner, vollkommener und runder. Sie, so wie die Tikopier, bilden durch ihre Sanftmuth einen auffallenden Gegensatz gegen die Kannibalen von Neuseeland, von denen wir unsere Leser so lange unterhalten haben, und doch gehören sie wegen ihrer Organisation und Sprache zu derselben Rasse. Die Rotumier haben eine solche Zuneigung zu uns, daß sie die Schiffe der Papalangui's (Weißen) **) von Weitem herbeirufen, um sie gastfreundlich aufzunehmen, und nicht um sie zu berauben, zu ermorden und aufzuzehren, wie es die Neuseeländer oft gemacht haben, wenn sie sich für irgend eine neue oder alte Beleidigung zu rächen hatten.

Am 1. Oktober 1827 ankerte der Kapitän Dillon auf Rotuma, brachte aber daselbst nur einige Stunden zu. Da die Schweine tabuirt waren, so konnte er keine kaufen. Drei Deserteure von Rochester und fünf andere Europäer befanden sich auf der Insel. Die meisten hatten zwei oder drei Frauen und mehrere Kinder. Die Eingebornen stahlen den Matrosen Dillons einige Kleinigkeiten, und einer von ihnen wurde überfallen, als er eine eiserne Zange entwendete; der Häuptling bat Dillon, sogleich den Schuldigen erschießen zu lassen. Warum willst du, daß ich ihn tödte? fragte ihn der Kapitän. — „Weil man einen Unschuldigen statt seiner hätte bestrafen können," versezte der Häuptling. „Wir haben auf der Insel einige Diebe, welche uns begleiten, wenn wir andern Häuptlingen

*) Er hieß William John aus Northumberland. Er war ein Küfer seines Handwerks, von sanftem Karakter, guter Urtheilskraft, und nicht ununterrichtet. Er gab sehr interessante Nachweisungen über die Sitten der Insulaner, unter denen er einige Zeit gelebt hatte. Blosseville redigirte sie und theilte sie an Lesson mit, von dem wir sie empfangen haben.

**) S. Blatt 196.

einen Besuch machen; sie gehen mit uns in die Häuser, und wenn sie einen Diebstahl begangen haben, suchen sie zu entwischen. Gelingt ihnen das, so hält sich der bestohlene Häuptling an alle ihre Gefährten; seine Leute fallen über die unsrigen her, und machen bisweilen alle nieder. Wenn es dem Manne, der auch das Stück Eisen nehmen wollte, gelungen wäre, so hättet ihr mich tödten können, weil ich in eurer Gewalt war; darum bat ich euch, den zu tödten, der mein Leben so in Gefahr gebracht hatte."

Der lezte Seemann, der Rotuma besuchte, ist Legoarant de Tromelin; er erschien im Monat Mai 1828 vor der Insel; hier die Stelle aus seinem Tagebuche, die sich auf seinen Aufenthalt daselbst bezieht: „Am 26. kam ich vor Rotuma an, das unter 12° 30′ südl. Breite und 174° 40′ östl. Länge liegt, und ankerte in Nordost eine Meile von der Insel. Sie hat ungefähr 7 Meilen im Umfange, und ist bald flach, bald hügelig. Sie hat eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Einwohnern von einer schönen kupferfarbigen Rasse mit langen Haaren, die besten Leute von der Welt, nur ein wenig lüstern nach allen Gegenständen, die von Eisen sind; wir hatten uns indeß nicht über sie zu beklagen, da wir blos die Häuptlinge an Bord ließen, und hernach die Mädchen, welche uns in großer Menge besuchen wollten, und die drei Tage lang, die wir uns bei ihnen aufhielten, uns beinahe alle Gesellschaft leisteten. Die Insel ist im Allgemeinen gut angebaut, doch fehlt es an vielen Arten von Früchten und Gemüsen. Ich nahm Wasser, Holz und einen starken Vorrath von verschiedenen Wurzeln und Kokosnüssen ein. Nach dreitägigem Aufenthalt auf dieser angenehmen Insel verließ ich sie zum großen Bedauern unserer jungen Leute, welche sangen:

Die Frauen sind dort schön,
Die Männer sind sehr höflich ꝛc.

„Die guten Rotumier waren ebenso betrübt über unsere Abreise, und versicherten uns, wenn wir wieder zu ihnen kommen wollten, so würden sie es sehr gerne sehen."

Von allen Nachrichten über diese Insel sind keine so umständlich und wichtig, als diejenigen, welche Lesson, Naturforscher an Bord der Coquille, uns nach den Bemerkungen geliefert hat, die der bereits erwähnte Küfer John dem de Blosseville mitgetheilt hatte.

Die Bewohner von Rotuma sind groß und gut gewachsen; nur wenige scheinen unter 5 Fuß zu messen, einige 3 oder 4 Zoll darüber, andere sogar noch mehr. Ihre Gesichtsbildung ist sanft, zuvorkommend und sehr heiter; ihre Züge sind regelmäßig und bei jungen Leuten sehr angenehm. Sie haben lange Haare, die sie auf dem Hinterkopfe in einen Büschel zusammenbinden. Als sie an Bord stiegen, banden sie ihre langen, schwarzen Haare auf, und ließen sie über die Schultern herabfallen, zum Zeichen der Achtung und Unterwürfigkeit. Auf diese Weise huldigen sie ihren Häuptlingen. Einige Männer hatten ihr Haar in gekräuselte Locken geordnet, deren Spitze roth war, was von der Gewohnheit herrühren mag, ihre Haare bei gewissen Gelegenheiten mit Kalk zu bedecken. Ihre Augen sind schwarz, groß und voll Feuer; ihre Nase ist ein wenig platt; ihr Mund ist groß, und zeigt zwei Reihen schöner, weißer Zähne. Sie tragen den Bart nicht lang, sondern schneiden ihn mit Muschelschalen ab. Blos auf der Oberlippe behalten sie den Knebelbart bei, und halten ihn kurz. Die Ohrläppchen sind durchbohrt, und sie stecken, wie auf Taiti, wohlriechende Kräuter, die angenehmen Blüthen der Gardenia oder die röthlichen

Blumenkronen der chinesischen Rose (Hibiscus) hineln. Sie sind sehr gut gewachsen, und haben gerade Beine, und es war mehr als Ein junger Mann an Bord, der einem Bildhauer als Modell hätte dienen können. Ihr Körper hat eine angemessene Stärke. Ihre Haut ist weich, glatt und von Kupferfarbe, die bei einigen heller, bei andern dunkler ist. Da sie häufig baden, so sind sie reinlich, und halten ihr Haar auch sorgfältig. Einige lassen sich den Kopf auch scheeren und blos ein langes Büschel Haare auf dem Scheitel stehen, wie die Chinesen. Sie gehen beinahe ganz nackt; wenigstens haben sie blos einen schmalen Maro, der die Geschlechtstheile bedeckt, und vielleicht noch eine Matte um den Gürtel, welche bis auf die Knie herabfällt; ihr Kopf ist nackt, oder bedecken sie ihn bisweilen mit einem Stücke von einem Fischnetze, worein sie die Haare einhüllen, oder machen sie auch aus einem geflochtenen Kokospalmenblatt einen Helm, der gerade demjenigen ähnlich ist, den auch die Taïtier gebrauchen. Alle Zeuge, die wir ihnen gaben, wurden sogleich am Kopfe angebracht. Aus den Hemden machten sie eine Art Turbane. Besonders angenehm waren ihnen Hosen von gefärbtem Zeuge, woraus sie eine Art Kopfputz machten, wie wenig auch dieses Kleidungsstück dazu taugen mochte; sie waren zufrieden, wenn sie nur die zwei Beine der Hosen über ihre Brust herabhängen sahen. Den Körper beschmieren sie mit einer Salbe, bestehend aus rothem, gelbem und orangefarbenem Pulver und Kokosöl; diese Schminke beziehen sie aus der Kurkumewurzel, welche sie auf verschiedene Weise zubereiten und in Form von Kegeln aufbewahren. Bald ist der Körper ganz damit bemalt, bisweilen aber nur einzelne breite Streifen; dieser Firniß, der auf der Haut nicht hält, macht ihre Nähe sehr unangenehm. Ich bemerkte mehrere Männer, die ganz ohne alle Haare waren. Alle zeigten den größten Abscheu beim Anblick der behaarten Brust unserer Matrosen. Wie ich glaube, ist bei ihnen die Beschneidung üblich; wenigstens bemerkte ich bei zweien, daß diese Operation mit ihnen vorgenommen worden sey. Der Schmuck der Männer, welche uns besuchten und von einigem Range waren besteht in einer großen Perlenmuschel, welche sie auf der Brust tragen, und tifa nennen. Ich glaube, daß man keine Perlenmuscheln bei ihnen findet, weil sie diejenigen suchten, die einige Personen ihnen darboten, und ihnen für 5 oder 6 solcher Muscheln eine Matte von sehr feinem Stroh gaben. Einige trugen ovale Porcellanmuscheln, welche sie Pure nennen; andere hatten auf der Brust eine weiße Matte, welche sie tui nennen; wieder andere hatten um den Leib lange Kränze von eingefädelten Muschelstücken; aber von all diesen armseligen Auszeichnungen schien keine ausschließlich zur Bezeichnung eines Ranges oder einer Würde bestimmt zu seyn. Um Halse mehrerer jungen Leute bemerkte ich eine Reihe elfenbeinerner Kugeln. Diese Zierrath, die eigentlich mehr den Frauen zukommt, wird von den Insulanern so hoch geschäzt, daß sie mit unbeschreiblicher Habgier nach Pottfischzähnen trachten, die für die Wallfischfänger einen vortrefflichen Tauschartikel abgeben. Sie ziehen sie den Stoffen und selbst den eisernen Beilen vor, ob sie gleich nichts daraus machen, als einen Schmuck, an den sie vielleicht jedoch abergläubische Meinungen knüpfen. Die gewöhnliche Kleidung der Rotumier besteht aus sehr schönen und feinen Matten; bisweilen hüllen sie die Lenden blos in Kurkumeblätter, und diese nicht sehr anständigen Hosen lassen leicht das Durchscheinen, was sie verbergen sollten. Die Matten, in welche sie sich hüllen, sind von

großer Schönheit und feiner als die auf Taiti verfertigten; sie sind aus sehr schmalen Streifchen eines goldgelben Strohs von einer Graspflanze gemacht. Die Arbeit daran ist sehr langwierig, denn das Gewebe ist sorgfältig und fest; die Ränder sind zierlich ausgeschweift, bisweilen gelb gefärbt oder mit verschiedenen Farben bunt bemalt; sie dienen wahrscheinlich zu andern Zwecken als zur Bekleidung, denn es gibt solche, die sehr groß sind. Diese Gegenstände gaben sie für einige europäische Zeuge, oder eiserne Werkzeuge, besonders für Beile. Die einzige Waffe, die wir bei den Rotumiern zu sehen Gelegenheit gehabt haben, ist die Keule. Ohne Schwierigkeit tauschten sie alle aus, welche sie mitgebracht hatten. Diese mit ziemlicher Sorgfalt gearbeitete Waffe ist ein langer 3 bis 4 Fuß langer Stab von sehr hartem rothem Holze, am obern Ende platt, auf beiden Seiten schneidend und ciselirt. Zwei junge Leute zeigten uns, wie man dieselbe führen müsse. Sie suchten eine kriegerische Miene anzunehmen, indem sie ihr Haar flochten, mit den Augen rollten und ihre Gesichter auf tausenderlei Weise verdrehten. Die merkwürdigste und charakteristischste Zierde dieses Völkchens aber ist die Tättowirung, die es Schasche nennt. Der Leib vom unteren Theile der Brust bis über das Knie ist vollkommen mit einer regelmäßigen Tättowirung bedeckt, welche den Beinschienen unserer alten Tapfern nicht unähnlich ist. Ein langer Streifen hinter dem Schenkel verhindert die tättowirten Linien ganz um den Schenkel herum zu gehen. Der Bauch und die Lenden sind mit krummen, ausgezackten Linien bedeckt, deren Schwarz gegen die unberührt gebliebenen Theile der Haut angenehm absticht. Die Brust und die Arme bekommen eine andere Zeichnung; wie die erste durch die schwarze Masse merkwürdig ist, welche sie auf der Haut bildet, so zeichnet sich diese durch Leichtigkeit der Züge aus, und besteht aus den zarten Umrissen fliegender Fische, schöner Blumen und anderer Gegenstände. Einige haben auf den Beinen Reihen schwarzer Punkte, und zwei oder drei zeigten uns auf ihren Schultern halberhabene Narben, eine Zierrath, welche der schwarzen afrikanischen Rasse, so wie ihren im großen Ocean zerstreuten Zweigen eigen ist.

Die Insel Rotuma ist in 24, von ebenso vielen Häuptlingen, welche den Titel Hinhangatscha führen, regierte Bezirke eingetheilt. Jeder von ihnen gelangt nach der Altersfolge zur obersten Gewalt und übt sie 20 Monate lang unter dem Namen Schau aus. Jeden Morgen hält er Rath mit 12 Häuptlingen und ordnet die Angelegenheiten des Volkes. Der Wechsel des Schau ist von keinen besonderen Feierlichkeiten begleitet; alle Häuptlinge versammeln sich, und der älteste Schau stellt dem neuen einen Baumzweig zu. Die Macht der Häuptlinge ist sehr groß; sie besitzen alle Ländereien, zwingen die Bewohner zum Arbeiten und verfügen willkürlich über die Hand der Mädchen; in einer Schlacht stehen sie an der Spitze ihres Stammes, versehen die priesterlichen Geschäfte bei den Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, und verwalten die Justiz. Uebrigens ist bei einem Volke, dessen Charakter so sanft ist, ein Häuptling eigentlich nichts weiter als ein Vater; seine Gewalt ist weder drückend, noch grausam. Ueberall, wo ein Häuptling vorübergeht, steht man vor ihm auf, und vor dem König muß man sich niedersetzen und sein Haar aufbinden, was der gewöhnliche Gruß ist. Die Ehrenbezeigungen, welche man den Häuptlingen erweist, die Ehrfurcht vor dem Alter, der Gehorsam der Kinder zeugen von einer großen Ordnung unter diesem Volke und ihre Gebräuche

machen ihrer Moral Ehre. Bisweilen beunruhigt sie der Krieg aber ihr Charakter zieht sie nicht zu demselben hin. Vor fünf Jahren entzündeten Eifersucht und schlecht bestimmte Gränzen einen Bürgerkrieg zwischen zwei Bezirken und dem Reste der Insel; es kam zu einem Gefechte, in welchem ungefähr 100 Eingeborne auf beiden Seiten fielen. Der Frieden wurde angeboten und angenommen, und sogleich verschwand aller Haß. Einige Zeit vor diesem Kriege wurde Rotuma von den Kannibalen einer Insel Namens Nue angegriffen, welche drei oder vier Tagreisen davon entfernt ist. Die Angreifer wurden besiegt und zogen sich zurück, wobei einige zurückblieben, welche noch als Sklaven auf der Insel sind. Wenn die Häuptlinge in die Schlacht gehen, so tragen sie vier kleine Matten von verschiedener Größe und um ihren Kopf vier Perlmuttermuscheln wie eine Kopfbinde; die Schlacht beginnen sie mit einem Angriff auf die feindlichen Häuptlinge, und sogleich wird das Gefecht allgemein. Die einzigen Waffen, welche sie gebrauchen, sind eine 12 bis 15 Fuß lange Lanze, die Keule und Steine, die ungefähr 2 Pfund wiegen und mit der Hand geworfen werden. Nach der Schlacht werden die Todten auf dem Schlachtfelde beerdigt. Die Dörfer sind am Meeresufer erbaut, rund um den Begräbnißplatz, den Thanuwa des Bezirks herum; die Hütte des Häuptlings ist die nächste am Ufer und die größte. Sie bestehen aus in die Erde gepflanzten Pfählen und einem spitzigen Dache, das mit Kokosblättern gedeckt ist.

Die Gebräuche bei Hochzeiten, bei der Geburt und dem Tode sind sehr merkwürdig. Die Häuptlinge verheirathen die Mädchen nach Gutdünken, und es steht diesen nicht zu, den ihnen angebotenen Bräutigam zu verschmähen; oft haben sie ihn nicht einmal gesehen. Als die Engländer sich auf der Insel niederließen, riefen die Häuptlinge ihres Bezirkes die Mädchen zusammen und ließen ihnen die Wahl. Von den Töchtern der Häuptlinge muß die älteste einen Häuptling heirathen; die andern den Mann, den ihnen ihr Vater anweist, ohne Rücksicht auf dessen Rang. Ist die Wahl getroffen, so müssen die beiden zukünftigen Ehegatten eine oder zwei Nächte lang auf Einer Matte schlafen; aber Häuptlinge wachen darüber, daß die Heirath nicht vollzogen wird. Der Tag, an welchem sie vollzogen werden darf, wird mit Tänzen und Festmahlen hingebracht, und gegen Abend werden die Liebenden an's Meeresufer geführt und steigen ins Wasser. Das Mädchen legt sich auf den Rücken und der Mann wascht ihr den Leib; hernach legt sich der Mann auf die entgegengesetzte Seite und die Frau vollzieht die nämliche Ceremonie an ihm. Dieß Alles geht vor einer guten Anzahl von Zeugen beiderlei Geschlechts vor sich, welche Matten zum Geschenk herbeigebracht haben und Lieder singen, so lange sie im Wasser sind. Nach Verlauf von 5 Minuten steigen sie aus dem Meere und sind nun mit einander für das Leben verbunden. Nun führt man sie in das Haus, wo in Gegenwart der Zuschauer und unter Anleitung einer alten Frau die Jungfrauschaft zerstört wird. Wenn bei Einsicht der Matten das Daseyn dieses Schatzes problematisch ist, so darf die Frau zurückgeschickt werden und der junge Mann kann sich nun eine andere Frau wählen; diese ist nun genöthigt, als öffentliches Frauenzimmer zu leben. Uebrigens werden die Frauen nicht sklavisch behandelt, sondern im Gegentheil geliebt und geachtet. Wenn eine so verbundene Frau eine Untreue begeht, so rächt der Tod, den ihr ein Häuptling mit einem Keulenschlag gibt, die Ehre des Mannes, und der

Schuldige, mit dem sie sich vergangen hat, wird an eine Pirogue gebunden ins Meer geschleudert. Jedes unverheirathete Mädchen dagegen kann ihre Gunst bewilligen, wem sie will; aber die Jungfrauschaft ist ein kostbares Gut bei ihnen, denn ohne sie könnten sie sich nicht verheirathen; und um zu zeigen, daß sie dieselbe noch besitzen, so bestreuen sie sich den Hinterkopf mit Korallenstaub, bemalen sich die Seiten bis unter das Gesicht roth und den hintern Theil des Leibes bis in die Mitte des Rückens schwarz. Sind sie einmal verheirathet, so geben sie diesen sonderbaren Schmuck auf. Ihre Haare, die kürzer sind als die der Männer, werden um den Kopf herum beinahe ganz abgeschnitten; gewöhnlich tragen sie blos eine kleine Schürze; ihr Busen ist unverhüllt.

Wird ein Kind geboren, so begibt sich der Häuptling in das Haus des Neugebornen und sezt sich in der Mitte nieder; eine verheirathete Frau bringt es vor ihn, mischt in einer ihrer Hände Kokosnußöl und Salzwasser und reibt das Gesicht des Kindes und sodann seine Zähne und seine Lippen damit. Ist dieß vorüber, so fragt er die Eltern, welchen Namen sie dem Kinde geben wollen, verkündigt ihn mit lauter Stimme, und die Anwesenden wiederholen ihn. Diese Ceremonie, welche ungefähr eine halbe Stunde dauert, wird sechs Tage lang wiederholt. Wird einem Häuptling ein Kind geboren, so bleibt man drei bis vier Stunden lang versammelt, ißt, singt und trinkt Kava. Stirbt eine Person, so wird sie in ihrer Hütte auf einer Matte ausgestreckt, ein hölzernes Kopfkissen ihr unter den Kopf gelegt, der untere Theil des Körpers mit einer Matte bedeckt und der obere Theil bemalt. Ist der Leichnam in diesem Zustande einen Tag und eine Nacht gelegen, so wickelt man ihn in fünf feinere Matten und trägt ihn auf einem von 4 Eingebornen gehaltenen Brett unter Seufzen und Weinen in den Thamura (Begräbnißplatz). In die Erde wird ein fünf Fuß tiefes Grab gegraben; an die Stelle des Sarges treten flache Steine, die eine Art Trog bilden, in welchen der Körper gelegt wird; die Spalten zwischen den Steinen werden mit dem Harz eines gewissen Baumes sorgfältig verstopft. Während der Ceremonie sizt der Häuptling an einem Ende des Grabes und singt allein eine Leichenhymne. Wenn Erde auf den Sarg geworfen und ein großer Leichenstein aufgerichtet worden ist, so versammelt man sich im Hause des Verstorbenen, wo ein großes Gastmahl zubereitet worden ist. Hat eine Frau ihren Mann verloren, so schneidet sie ihr Haar ab und macht mit einem glühenden Stück Holz Brandmale auf ihre Brust; der Wittwer dagegen macht mit einem scharfen Stein Einschnitte in die Stirne und Schultern. Beim Tode eines Häuptlings legen seine Schwestern dieselbe Trauer an, wie seine Wittwe. Mit Bedauern müssen wir hier die einzige Grausamkeit aufdecken, wodurch sich die Rotumier entehren. Bei dem Leichenbegängniß eines Häuptlings versammeln sich alle Familien in dem Thamura, und dort werden zwei Knaben von 10—12 Jahren, welche das Loos zu dieser Ehre bezeichnet, von dem Nachfolger des Verstorbenen getödtet. Mit einem Keulenschlag werden sie zu Boden geschlagen und sodann zu beiden Seiten des Verstorbenen beerdigt. Eine gleiche Ehre wird der Gattin eines Häuptlings erwiesen, denn es werden ihr zwei Mädchen geopfert. Außer dem Thamura eines jeden Dorfes gibt es einen Begräbnißplatz auf dem höchsten Punkte der Insel, wo die Könige niedergelegt werden, welche während ihrer Amtsführung sterben. Dieser Ort, der ungefähr 20 Gräber enthält, wird mit Sorgfalt

unterhalten, und ist von den schönsten Bäumen der Insel umgeben. Oben an dem Grabe erhebt sich ein ungefähr 8 Fuß hoher Stein; unten ist einer von 4 Fuß, und zu beiden Seiten je einer von länglicher Gestalt. Ihre Religionsideen scheinen sehr oberflächlich zu seyn; sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie durch Ersticken tödte; auch nennen sie den Tod atua; nach dem Tode, glauben sie, habe Alles ein Ende. Man versuchte ihnen die Lehren des Christenthums von der Bestrafung der Bösen und der Belohnung der Guten begreiflich zu machen. Alles, was sie davon verstehen konnten, sezte sie in großes Erstaunen. Ihre Sanftmuth und Menschlichkeit erstrecken sich auch auf die Thiere; sie leiden nicht, daß man eine Fliege, eine Ratte oder eine Schlange tödte; blos die Muskiten finden keine Gnade vor ihnen; vor den Schlangen haben sie, wie es scheint, besondere Ehrfurcht. Es gibt auf der Insel eine sehr schöne und große Gattung, deren Rücken dunkelbraun, deren Seiten goldgelb und deren Bauch gelb ist; sie gilt nicht für giftig. — In einer Familie essen zuerst die Gatten und die erwachsenen Männer zu gleicher Zeit, aber auf besonderen Tischen oder Blättern; ist ihr Mahl vorüber, so beginnen die Frauen und Kinder das ihrige. Bei großen Gastmahlen wird das Nämliche beobachtet; so viel Gäste, so viel Tafeln. Die Nacht erleuchten sie sich mit ganz trockenen Kokoszweigen, woraus sie Fackeln machen, welche ungefähr 10 Minuten und zwar sehr hell brennen.

Als Probe der Sprache der Rotumier können wir blos nachfolgende Strophe eines ihrer Gesänge anführen, die Blosseville sich bemerkt hat, ohne ihren Sinn erforschen zu können:

Schi a leva, schi a leva
Ole tu lala
Ole le ona schedi
Ona nehea papa opiti,
Schi a leva, schi a leva
Sche e schita, sche a schita.

Die Rotumier kennen mehrere Inseln in ihrer Nachbarschaft; sie besuchen die Viti-, Tonga-, Niuha- und Waï-Tubu-Inseln. Oft holen sie auf dieser lezteren weiße Muscheln, welche kostbare Gegenstände für sie sind; oft wurden sie sogar schon nach Vanikoro verschlagen. Sie sagen, die Einwohner von Niuha seyen von derselben Rasse, aber nur von dunklerer Farbe und überdieß auch Menschenfresser.

Die Wallis-Inseln.

Die Wallisinseln wurden im Jahr 1767 von dem Kapitän Wallis entdeckt. Der Boden, sagt dieser Seemann, scheint im Innern hoch, am Meeresufer aber niedrig zu seyn und bietet einen angenehmen Anblick dar. Eine Insel war mit Riffen ganz umgeben, welche oft zwei bis drei Meilen weit sich in die See hinein erstreckten; die Küste war mit Kokospalmen bedeckt; wir sahen Hütten und Rauch an mehreren Stellen. Die auf Entdeckung ausgesandten Boote fanden, daß Bäume sogar am äußersten Rande des Ufers wuchsen und einige darunter sehr groß waren; auch wurden sie mehrere Bäche gewahr. Sobald die Engländer der Küste nahe kamen, stießen mehrere Piroguen je mit 5 oder 6 Mann ab, und

trafen mit den Booten zusammen. Diese Melanopolynesier sind kräftig und lebendig, und hatten statt aller Kleidung blos eine Matte um die Lenden; in den Händen trugen sie Keulen, die ungefähr so groß waren, als die, mit welcher man auf Gemälden den Herkules abbildet. Sie traten dem Kapitän zwei davon für ein Paar Nägel und andere Kleinigkeiten ab.

Maurelle sah diese Gruppe im Jahr 1781 wieder; Edwards im Jahr 1791. Seitdem bekam sie Niemand mehr zu Gesicht. Sie soll unter 13° 26′ südlicher Breite und 178° 20′ westlicher Länge liegen, was wir aber bezweifeln.

Die Allu-Fatu-Inseln.

Diese Inseln, deren Daseyn und Lage zweifelhaft ist, scheinen die Horninseln zu seyn, welche Schuten im Jahr 1616 entdeckte. Nach einigen Angriffen der Eingebornen und Repressalien der Holländer ankerte Schuten in einer kleinen Bucht, welche gegenüber von einem vom Berge herabkommenden Flusse einen sichern Ankerplatz darbot. Das holländische Schiff wurde so vor Anker gelegt, daß die Boote, welche sich ans Land begeben sollten, von den Kanonen an Bord gedeckt waren. Nun begann der Austausch von Schweinen und Yamswurzeln gegen Glasperlen. In ihren Hütten findet man keinerlei Hausgeräthe, sondern blos Angeln und Keulen. Die Hütten waren 12 Fuß hoch und hatten 25 Fuß im Umfang. Die Thüre, der einzige Ausgang, war so nieder, daß man nur kriechend hineinkommen konnte.

Mehrere Insulaner hatten sich an Bord eingenistet, und drei Holländer, unter denen sich Aris Claes befand, stiegen ans Land. Beide Theile suchten in Höflichkeit miteinander zu wetteifern.

„Der König," sagt der Bericht, „erwies den Fremden viel Ehre; beinahe eine halbe Stunde lang hielt er seine beiden Hände gegeneinander und vor das Gesicht, bückte sich beinahe bis auf den Boden und blieb in dieser Stellung, bis ihm Aris Claes auf gleiche Weise seine Ehrfurcht bezeigte. Nun erhob er sich und küßte dem Aris Hände und Füße. Ein anderer Mann, der neben dem König saß, weinte wie ein Kind und sagte dem Aris Vieles, ohne daß dieser etwas verstand. Endlich zog er die Füße, auf denen er saß, unter seinem Hintern vor, legte sie sich um den Hals und krümmte sich wie ein Wurm auf dem Boden.

„Die Geschenke, welche man ihnen machte, waren ihnen sehr angenehm. Der König bezeigte aber auch große Lust nach einem weißen Hemd, wie es Aris auf dem Leibe trug, so daß dieser ein solches holen ließ und es ihm schenkte. Zum Danke gab er den Geißeln vier kleine Schweine. Man unterhandelte auch wegen Einnahme von frischem Wasser, und es wurde beschlossen, zwei Schaluppen abzuschicken, wovon die eine bewaffnet seyn sollte, um Diejenigen, welche Wasser holen würden, nöthigen Falls zu vertheidigen.

„Ungeachtet der Menge von Eingebornen, welche sich um die Matrosen sammelten, fiel Nichts vor, außer daß diese in ihrer Arbeit dadurch gehindert wurden; denn der König ließ durch seine Beamten eine strenge Polizei üben. Wie es scheint, fehlte es ihm nicht an Mitteln, seinen

Befehlen Achtung zu verschaffen, denn die Eingebornen leisteten willigen Gehorsam. Da ein Wilder in der Kajüte einen Säbel gestohlen hatte und man ihn nicht einholen konnte, so wurde bei dem König Klage geführt; ungeachtet nun der Dieb bereits auf eine ziemlich große Entfernung entflohen war, so wurde er doch wieder eingeholt, ergriffen und vorgeführt. Der Säbel wurde seinem Besitzer wieder zurückgegeben und der Dieb mit Stockstreichen bestraft. Nachdem dieses Beispiel statuirt war, wurde weder auf dem Schiffe, noch auf Lande mehr etwas entwendet.

„Vor den Feuerwaffen hatten sie ungemein Furcht; eine Musketenladung versezte sie in großen Schrecken und jagte sie in die Flucht; noch mehr aber erschraken sie, als man ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, daß man mit den großen Stücken auch schieße. Der König wünschte, man möchte sie einmal vor ihm losbrennen; als man es aber that, wurden alle von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sogar die beiden Könige, ungeachtet alles Zuredens und aller Versicherungen, nicht bleiben wollten, sondern in die Wälder flohen und die Holländer zurückließen. Zwar kamen sie einige Stunden nachher wieder; aber alle Versuche, sie zu ermuthigen und ihnen ihren Schrecken zu benehmen, waren vergeblich.

„Am 26. kehrten die Commis Lemaire und Aris auf die Insel zurück und nahmen Trompeter und einen kleinen Spiegel und andere Spielereien für den König mit. An dem Ufer fanden sie einen Mann ganz unter die Steine gekrümmt, mit gefaltenen Händen, dem Gesichte auf dem Boden, wie wenn er auf türkische Weise hätte beten wollen, es war der König, der ihnen auf diese Weise seine Ehrfurcht bezeigte. Sie hoben ihn auf und gingen mit ihm in sein Haus oder Pelay, weil es regnete. Es war voll von Leuten, welche zwei kleine Matten zum Sitzen für sie ausbreiteten, und der König sezte sich neben sie.

„Als die Trompeter anfingen zu blasen, malte sich Erstaunen und Schrecken auf ihren Zügen, und sie fingen alle an zu schreien: Awo! Awo! Währenddem trat der Vicekönig oder zweite König, seitwärts einhergehend, aber mit gegen die Fremden gewendetem Gesichte, auf dieselben zu. Als er vor ihnen stand, trat er schnell wieder hinter sie und sprach dabei laut und schnell in befehlendem Tone einige Worte. Zugleich machte er einen großen Luftsprung und fiel auf den Hintern mit gekreuzten Beinen herab; da auf dem Boden Steine waren, so wunderten sich die Holländer, daß er die Beine nicht gebrochen habe; aber die Leute sind gewandter und stärker, als man sich nur denken kann. Nach diesem hielt er eine Rede oder betete er mit vielem Ernste; und als er geendet hatte, begann man von einer Frucht zu essen, von welcher ein Diener allen Anwesenden brachte: es war eine Art Limonie, schmeckte ungefähr wie eine Wasserlimonie und hatte Schuppen, wie ein Tannenzapfe; der Trank war von gesottenen Atonablättern.

„Neben andern Ehrenbezeigungen, die man den Fremden erwies, breitete man auch Matten zum Gehen für sie aus. Der König und Vicekönig beschenkten sie mit ihren Kronen, die sie von den Häuptern nahmen und auf die Köpfe Lemaire's und Aris's sezten. Lemaire schenkte ihnen auch einige Kleinigkeiten von geringem Werth, die aber in ihren Augen sehr kostbare Gegenstände waren. Unter Anderem gab er ihnen einen runden Spiegel, und machte ihnen bemerklich, daß sie in diesem Spiegel Alles sehen könnten, was vor denselben hingehalten werde, worüber sie großes Erstaunen bezeigten. Sie gaben zu verstehen, daß sie ihn an einem Balken ihres

Hauses aufhängen würden und thaten es auch gleich nachher. Ihre Kronen waren von langen und schmalen weißen Federn, unten und oben mit einigen rothen und grünen Federn von Papageien geschmückt, deren es welche auf der Insel gibt; man sieht daselbst auch eine Art Tauben, welche sehr geschätzt sind; denn jeder der Räthe des Königs hatte auf einem Stabe eine neben sich sitzen. An diesem Tage nahmen wir viel Wasser ein und tauschten Kokosnüsse und Ubawurzeln; Schweine aber konnten wir keine bekommen, weil die Einwohner selbst nicht zu viele hatten und nichts zu verzehren hatten, als diese drei Arten von Lebensmitteln und einige Bananen. Sie gaben uns, indem sie ihren Bauch umspannten, zu verstehen, daß sie selbst Nichts zu leben hätten, und daß sie es gerne sehen würden, wenn wir ihnen Lebensmittel schenkten. Der Kapitän Schuten kam mit den Trompetern ans Land, welche der König mit vielem Vergnügen blasen hörte. Die Wilden fingen an, aus voller Brust zu lachen, als sie unsere Leute nach der Musik tanzen sahen; aber Nichts entzückte sie mehr, als Aris Claes und Nicolaus Jenß mit Degen miteinander fechten zu sehen. Wir hatten Wein und Brod zu ihrer Bewirthung mitgebracht; aber sie machten sich nicht viel daraus, denn sie aßen viel lieber rohe Fische. An dem nämlichen Tage machte ihnen auch der König der andern Insel einen Besuch, wobei sie viele Bücklinge und Gebärden machten und Wurzeln aufstellten; endlich aber gab es einen heftigen Streit zwischen ihnen, und es entstand ein heftiger Lärm. Der König der benachbarten Inseln verlangte, man solle die anwesenden Holländer festhalten und sich ihres Schiffes zu bemächtigen suchen; dieser aber wollte es nicht zugeben, aus Besorgniß, es möchte ihm dieß, nach Allem was er geschehen hatte, schlecht bekommen.

„Der Vicekönig oder Sohn des Königs, der an Bord kam und das Schiff besah, war nicht minder überrascht von dessen Innern, als er es vom äußeren Aussehen desselben gewesen war. Gegen Abend wurde mit dem Schleppnetz gefischt; da man viele Fische gefangen hatte, so machte man einen Theil davon dem Könige zum Geschenk, der sie ganz roh aß, Köpfe, Eingeweide, Schwänze und Gräte, ohne etwas wegzuwerfen. Man kann kaum glauben, welch großen Appetit die Leute haben und mit welcher Gefräßigkeit sie die Fische verzehren. Als der Mond aufgegangen war, tanzten die Matrosen am Meeresufer mit den Wilden, welche ein großes Vergnügen daran fanden. Es war eine Freude für die Mannschaft, Leute gefunden zu haben, mit welchen sie ohne Besorgniß umgehen konnten, und mit welchen sie so vertraut umgingen, als wenn sie ihre Landsleute gewesen wären.

„Am 29ten Mittags kamen der Kommis, der Unterkommis und einer der Piloten, nachdem sie einen Spaziergang auf der Insel gemacht hatten, an Bord zurück und brachten den jungen König und seinen Bruder mit, denen man sogleich zu essen gab. Während sie an der Tafel waren, gaben wir ihnen zu verstehen, daß wir in zwei Tagen abreisen wollten, worüber der König so große Freude bezeigte, daß er von der Tafel wegging, in die Gallerie eilte und gegen das Ufer hinrief, das Schiff würde in zwei Tagen unter Segel gehen, woraus wir merkten, daß er befürchtet hatte, man würde sein Land wegnehmen, obgleich diese Furcht sie nicht abhielt, uns freundschaftlich zu behandeln. Er versprach uns, daß, wenn wir in zwei Tagen abreisen wollten, er uns 10 Schweine und eine Quantität Nüsse, welche sie ati nennen, zum Geschenk machen würde.

„Nach Beendigung des Gastmahls kam der erste König auch an Bord. Er schien 60 Jahre alt zu seyn. Er war von 16 Personen begleitet, welche seinen Rath bildeten. Man empfing sie mit aller möglichen Höflichkeit. Als er in das Schiff trat, legte er sich auf das Gesicht und verrichtete sein Gebet, sodann führte man ihn in das Innere, wo er wieder zu beten anfing. Er gerieth in die tiefste Verwunderung über Das, was er sah, und die Holländer waren nicht minder überrascht von seinen Gebärden. Als seine Leute uns die Füße küssen wollten, zogen wir uns zurück. Sodann legten sie die Hände auf Kopf und Brust zum Zeichen, daß sie Unterthanen seyen. Der König besuchte alle Theile des Schiffes, das Oberdeck und das Unterdeck, das Hintertheil und das Vordertheil, und schien ganz außer sich zu seyn, wie wenn er geträumt hätte. Am meisten bewunderte er die große Kanone, deren Donner er zwei Tage vorher gehört hatte. Als er überall gewesen war, wünschte er heimkehren zu dürfen und zog sich unter vielen Höflichkeitsbezeigungen zurück.

„Da Aris bei Mondschein einen guten Fischzug gethan hatte, so brachte er einen Theil davon dem Könige, bei welchem er eine Schaar nackter Mädchen fand, welche nach dem Schall eines hohlen Stückes Holz tanzten.

„Am Morgen des 30ten desselben Monats schickte der König zwei kleine Schweine, eine Quantität Kokosnüsse und andere Früchte, in der Hoffnung, das Schiff würde absegeln. An dem nämlichen Tage besuchte ihn der König der andern Insel und brachte ihm 16 Schweine mit 300 Mann, welche alle um den Leib grüne Kräuter trugen, aus welchen sie einen Trank bereiten. Sobald er Den entdeckte, welchen er besuchen wollte, machte er eine Menge Verbeugungen, legte das Gesicht auf den Boden und betete heftig mit lauter Stimme.

„Der König, der den Besuch empfing, ging dem andern entgegen, und als er mit ihm zusammentraf, machte er nicht weniger Gebärden und Verbeugungen. Nachdem sie sich endlich wieder erhoben hatten, gingen sie in das Belaï des Königs, der den Besuch empfing, und es sammelten sich ungefähr 900 Mann um sie. Als sie sich niedergelassen hatten, fingen sie ihr Gebet wieder an, falteten ihre Hände und neigten den Kopf bis zur Erde.

„Aris, der Vormittags auf die Insel gegangen war, ließ Lemaire und Van holen, die 4 Trompeten und eine Trommel mitbrachten, welche die Könige mit besonderem Vergnügen anhörten. Hernach kam eine Truppe Bauern von der kleinsten Insel, welche eine Quantität grüner Kräuter, die sie Kava nennen, mitbrachten. Als sie dieselben gekaut hatten, nahmen sie sie aus dem Munde, und nachdem sie Alles zusammen in einen großen hölzernen Topf gethan hatten, goßen sie süßes Wasser dazu, mischten und kneteten es mit den Kräutern und gaben den Königen und ihren Offizieren davon zu trinken. Sie boten auch den Holländern davon an, aber diese hatten nach dem, was sie gesehen hatten, einen großen Ekel davor. Man trug uns ferner eine Quantität Uba-Wurzeln und 16 Schwe[illegible] auf, denen man, um sie zuzubereiten, die Eingeweide herausgen[illegible] hatte, und die noch ganz blutig waren, da man sie gar nicht [illegible]ewaschen hatte. Blos das Haar hatte man ihnen mit Feuerbränden weggebrannt und ihnen glühende Steine in den Leib gelegt. Dieß wa[illegible] der Braten, womit sie einander bewirtheten und die Art, wie sie ih[illegible]reiteten.

„Das Ceremoniell bei diesem Festmahl war [illegible]lgendes: zuerst wurden

Kavawurzeln aufgetragen und nach dem Range in Haufen gelegt, wobei vor den Königen getanzt und gesungen wurde. Hierauf sezte sich der fremde König, und als seine Frauen und die Leute seines Hofes sich hinter ihm in einen Kreis gelagert hatten, sezte man Speise inmitten unter sie, und jeder nahm davon. Hierauf wurden große, 20 bis 30 Fuß lange Tragbahren mit Uba's und andern rohen und gerösteten Wurzeln hereingetragen und diese ebenfalls vertheilt. Endlich kamen die mit Kräutern gefüllten gebratenen Schweine, und die Lebern waren mit kleinen Pflöcken daran befestigt. Sie wurden nicht blos mit vielem Appetit, sondern auch mit solcher Habgier verschlungen, als wenn sie vortrefflich gebraten gewesen wären. Alles, was der König speisen sollte, wurde aus Ehrfurcht auf dem Kopfe getragen, und wenn man es vor ihn niedersezte, ließ man sich auf die Knie nieder. Von diesen 16 Schweinen machte jeder König den Holländern Eins zum Geschenke; sie wurden ebenfalls auf dem Kopfe hergetragen, und als sie ihnen vorgesezt wurden, ließen sich die Träger auf die Knie nieder. Außerdem machten ihnen die Könige noch ein Geschenk von 11 lebendigen kleinen Schweinen und einigen andern von mittlerer Größe. Dagegen gaben ihnen die Holländer drei kleine kupferne Becher, 4 Messer, 12 alte Nägel und einige Glasperlen, welche sie bei sich hatten. Es machte ihnen viel Vergnügen, dieses Fest mit anzusehen, und gegen Abend kehrten sie an Bord zurück.

„Am lezten Mal besuchten die beiden Könige zusammen das Schiff, und führten beinahe den ganzen Hof dahin. Die Vornehmsten trugen als Zeichen ihrer Würde und auch des Friedens grüne Kokosblätter um den Hals. Man empfing sie, um ihre Ehrenbezeigungen zu erwidern, in der Kajüte mit vielen Ceremonien. Sie brachten als Geschenk 6 Schweine, wovon jeder König Eines auf dem Kopfe herbeibrachte, zu den Füßen des Kapitäns und des Kommis legte und sich dabei mit großer Ehrfurcht bis auf den Boden verbeugte. Die Schweine wurden weggetragen und die Könige in die Kajüte geführt. Man ließ die Trompeten blasen, deren Schall und Harmonie sie mit Bewunderung erfüllten. Es war etwas Anderes, als da sie unsere schwere Artillerie in den Thälern ertönen hörten. Wir zeigten ihnen ein Porträt des Prinzen Moriz, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und gaben ihnen dabei zu verstehen, dieß sey unser König. Der erste der beiden Könige hieß Granklay. Man schenkte Jedem zwei Messer und jeder der Hauptpersonen ihres Gefolges einen Nagel. Als einer der Könige einen seiner Leute in seiner Gegenwart einen Bohrer stehlen sah, versezte er ihm einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er beinahe getödtet worden wäre. Als sie sich eingeschifft hatten, gingen wir zum großen Erstaunen der Insulaner, welche immer noch fürchteten, wir möchten sie tödten und wollten uns ihrer Insel bemächtigen, unter Segel.

„Die Bewohner dieser Insel sind hochgewachsen und stark; Leute von gewöhnlichem Wuchse waren so groß als die größten Holländer, die größten aber waren von viel höherem Wuchse. Sie waren kräftig und schön gebaut, schnelle Läufer, gute Schwimmer und Taucher. Sie waren sehr erfinderisch in Aufputzung ihrer Haare, und ordneten dieselben auf verschiedene Weisen; die Einen hatten sie gekräuselt, die Andern in fünf oder sechs Flechten künstlich zusammengeknüpft, bei Andern endlich sträubten sie sich gegen den Scheitel eine holländische Viertelelle hoch auf, wie Bürsten oder Schweinsborsten.

„Der König hatte an der linken Seite des Kopfes eine lange über die linke Seite seines Körpers bis auf die Hüfte herabhängende Flechte, und der Rest des Haares war in zwei Knoten zusammengebunden. Die Höflinge hatten zwei Flechten an beiden Seiten. Gewöhnlich gingen alle nackt, Männer und Weiber, Könige und Unterthanen, die geringe Bedeckung der Geschlechtstheile ausgenommen.

„Die Weiber waren sehr häßlich von Gesicht, schlecht gebaut und klein, und hatten kurze Haare, wie sie in Holland die Männer tragen. Ihre Brüste hingen ihnen wie Ledersäcke bis auf den Bauch herab; sie benahmen sich sogar in Gegenwart des Königs sehr unzüchtig.

„Wir konnten nicht wahrnehmen, ob sie einen Gott oder Götter anbeteten, und ob sie außer dem Gebet, das wir sie hatten verrichten sehen, weitere gottesdienstliche Uebungen kannten; soviel aber bemerkten wir, daß sie ohne Sorgen lebten, wie die Vögel im Walde. Sie wußten nicht, was Handeln, Kaufen und Verkaufen sey. Was sie den Holländern gaben, war nicht als ein Verkauf oder Tausch anzusehen; sie gaben, wie es ihnen in den Sinn kam, und die Holländer bemaßen ihre Geschenke nach dem Werth des Empfangenen.

„Sie säen weder, noch erndten, noch arbeiten sie irgend Etwas. Sie sammeln, was die Erde von selbst für ihren Lebensunterhalt hervorbringt, und dieß besteht blos in Kokosnüssen oder Uba's und Bananen, und in einigen wenigen andern Früchten. Zieht das Meer sich vom Ufer zurück, so fangen die Frauen zuweilen in den Löchern daselbst kleine Fische; oder fischen sie dieselben mit kleinen Hamen und essen sie ganz roh; sie leben, wie im ersten Weltalter, von dem die Dichter so viel gesprochen haben; man kann in Wahrheit sagen, daß man hier noch die Erstlinge des ganz einfachen und rohen Menschen findet, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen ist. Bei unserer Abreise benannten wir diese Inseln Hoorn-Inseln nach der Stadt, wo das Schiff ausgerüstet worden war und wo der größte Theil der Mannschaft zu Hause war. Die Bai wurde nach dem Namen des Schiffes Concordiabai genannt."

Jezt ist es aber Zeit, daß wir an den wichtigen Viti-Archipel kommen und damit die Beschreibung unseres großen melanopolynesischen Archipels beschließen.

Viti- oder Fidschi-Archipel.

Die Eingebornen nennen diesen Archipel Viti-Archipel nach der Hauptinsel und die Tonga's Fidschi-Archipel. Wir wollen den ersteren Namen beibehalten.

Viti-Levu, d. h. Viti die große, ist die volkreichste von allen diesen Inseln; sie hat nach Tumbua-Nakoro 20,000 Einwohner. Die Bewohner von Viti nennen sich selbst Kaï-viti, wie sie Kaï-ton-ha die Bewohner der Tonga- oder Freundschafts-Inseln, und Papalanhi alle civilisirten Völker oder vielmehr alle Menschen mit Kleidern nennen, von welchen sie besucht werden. Ihre geographischen Kenntnisse über unsern Erdkreis scheinen sich auf die Kenntniß zu beschränken, daß er von drei verschiedenen Menschenrassen oder Völkern bewohnt wird; den Kaï-viti, den Kaï-ton-ha und den Kaï-papalanhi. Der Ursprung des Namens

Fidschi kommt wahrscheinlich von den Bewohnern der Tonga-Inseln her, welche die große Viti Vitschi-Levu und die Bewohner des ganzen Archipels Vitschi nennen. Unter den Vitiern selbst gibt es welche, die Vitschi-levu sagen.

Der Viti-Archipel hat eine Ausdehnung von 100 Lieues von Norden nach Süden und von 90 Lieues von Osten nach Westen und liegt zwischen dem 16° und 20° südlicher Breite und dem 174° und 179° westlicher Länge des Meridians von Paris. Man bemerkt daselbst zwei große Inseln, zwei andere minder ausgedehnte und 15 andere von mittlerer Größe; endlich eine nicht zu berechnende Anzahl von Inselchen, Klippen und Riffen.

Die drei großen Inseln des Viti-Archipels sind Viti-Levu, Vanua-Levu und Kandabon.

Viti-Levu. Die größte dieser Gruppe und eine der umfangreichsten Inseln Polynesiens, Neuseeland ausgenommen, erstreckt sich auf 70 Meilen von Osten nach Westen und ungefähr 60 Meilen von Norden nach Süden. Sie ist sehr schön gelegen, ganz grün und scheint mit Früchten und Blumen bedeckt zu seyn. Nach Dillon wäre Viti-Levu in 4 Bezirke eingetheilt, welche Reva, Tauzara, Breta und Imbao heißen. Der leztere, welcher der wichtigste von allen ist, nimmt den östlichen Theil der Insel ein, und sein Häuptling Orivo, der den Titel Abuni-Vano, oder vielmehr Abunivalu, angenommen hat, hat sich beinahe alle östlichen Inseln zinsbar gemacht. Dillon behauptet, die Insel habe 100,000 Einwohner, wovon die Hälfte auf den Bezirk Imbao kommen würde. Die geographischen Gränzen der Insel sind im Süden 18° 16′ südlicher Breite; im Osten 176° 12′ östlicher Länge, im Westen 174° 46′ östlicher Länge. Die nördliche Gränze wurde noch nicht genau erhoben. Man findet daselbst, so wie auf den meisten andern Inseln des Archipels, eine Menge Schildkröten.

Vanua-Levu, welche beinahe ebenso groß zu seyn scheint, als Viti-Levu, ist beinahe noch unbekannt. Man hat Pau, Dagonrabe, Taka-nova und Bua als Namen von ebenso vielen Bezirken dieser Insel aufgeführt. In dem Bezirk Dagon-rabe ist nach Tumbua-Nakoro eine große Stadt; allein sein Bericht scheint übertrieben zu seyn. In diesem leztern Bezirke befände sich auch die Sandelholzbai, die zwar ein sicherer Ankerplatz ist, aber eine sehr schwierige Einfahrt hat. Die verschiedenen Distrikte erkennen jeder einen Häuptling an, und diese Häuptlinge führen erbitterte Kriege gegen einander. Es gab eine Zeit, wo das Sandelholz sehr häufig auf dieser Insel und namentlich auf der westlichen Küste zu finden war. In den ersten Jahren des Jahrhunderts fanden viele spanische, amerikanische und englische Abenteurer daselbst werthvolle Ladungen. Seit dieser Zeit aber scheinen die schönen Bäume seltener geworden zu seyn. Der ungeheure Palmbaum, corypha umbraculifera, ist der herrschende Baum in den undurchdringlichen Wäldern der Insel, und seine fächerförmigen Zweige gebrauchen die Eingebornen zu Bedeckung ihrer Hütten. Nach Krusenstern hätte Vanua-Levu 50 Meilen im Umkreis und würde sich erstrecken von 16° 18′ bis 17° südlicher Breite und von 176° 4′ bis 175° 12′ östlicher Länge. Aber diese Angaben sind nicht ganz zuverlässig.

Zwischen diesen zwei Inseln ist ein 12 Lieues breiter Kanal, der sehr schwer zu befahren ist, weil er in seiner ganzen Länge mit Klippen wie

besäet ist. Ein anderer Kanal von beinahe gleicher Ausdehnung trennt Viti-Levu von Kandabon. Kandabon, dessen Lage durch die Untersuchungen der Astrolabe bestimmt wurde, ist eine hohe und gebirgige Insel, an deren südwestlichem Ende sich ein hoher Spitzberg befindet. Sie erstreckt sich auf ungefähr 30 Meilen von Ostnord nach Westsüdwest, und ihre Breite wechselt zwischen 4 und 9 Meilen. Nach Tumbua-Nakoro gibt es auf der südlichen Küste einen Ankerplatz und enthält die Insel 10,000 Einwohner, welche Angabe jedoch übertrieben ist. Der Spitzberg im Westen liegt unter 19° 6′ südlicher Breite und 175° 30′ östlicher Länge.

Wir wollen nun eine Beschreibung der Insel Pau nach Mariner geben, welche wir für keine andere halten, als für Vanua-Levu, ungeachtet der Ansicht Maltebruns, der sie mit Viti-Levu verwechselt hat.

Die Insel wird von amerikanischen und englischen Schiffen aus Port-Jackson stark besucht; sie holen dort Sandelholz, das blos in einem gewissen Bezirke der Insel, welche Voaïa (wahrscheinlich ein Bezirk und Hafen der Insel Vaua-Levu) heißt, zu haben ist. Dieses Holz wird vornehmlich nach China verkauft; die Nachfrage ist daselbst im Verhältniß zu der Quantität, welche geschlagen wird, so groß, daß es anfängt, selten und also theuer zu werden. Einst erhielt man große Quantitäten dieses Holzes für einige Nägel. Nun aber verlangen die Eingebornen Meißel und zwar von der besten Qualität; denn sie haben sie nach und nach unterscheiden gelernt. Es haben hier die Häuptlinge nicht allgemein die Gewohnheit, den Leib zu salben, weßhalb sie auch nur wenig von diesem Holze brauchen, dessen sich die Bewohner blos zu Parfümirung des Oels bedienen. Die Bewohner der Tonga-Inseln dagegen, welche es in großen Quantitäten verwenden, beklagen sich über seine Seltenheit. Ehe sie sich eiserne Werkzeuge verschafft hatten, gaben sie gegen Sandelholz Elephantenzähne, Gnatu (eine Art Zeug, den sie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums verfertigen), Matten zu Segeln u. s. w.

Pau ist nach Mariner die bedeutendste der Viti-Inseln, und ist viel größer als Vavao im Tonga-Archipel. Im westlichen Theile gibt es sehr hohe Berge. Am Fuß eines dieser Berge sind zwei heiße Quellen neben einander, welche die Garnison eines benachbarten Forts zum Sieden ihrer Yamswurzeln und Gemüse gebraucht; man legt sie zu diesem Behufe in einen auf den Seiten durchbohrten Topf.

Die Bewohner dieser Inseln haben viel krausere Haare als die Tonga-Insulaner. Männer und Frauen pudern sich mit der Asche von Brodbaumblättern, mit Korallenstaub, oder auch mit dem Ruß von Tul-Tul. Korallenstaub gebrauchen sie nur, um ihre Haare recht steif zu machen, wozu derselbe vorzüglich gute Dienste leistet. Diese verschiedenen Substanzen mischen sie mit vielem Wasser, und tauchen sodann den Kopf 2 oder 3 Mal nach einander hinein.

Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen nackt, die Mädchen bis zum 10ten, die Knaben bis zum 14ten Jahre. Die Mädchen nehmen nun die gewöhnliche Kleidung der Frauen an, die blos in einem zirkelförmig geschnittenen 12 bis 14 Zoll breiten Schurz besteht, den sie um die Hüften binden; werden sie älter, so steigt die Breite desselben bis auf 18 Zolle. Im 14ten Jahre nehmen die Knaben das Mahi oder die gewöhnliche Kleidung der Männer an, wie man es auf Hauaï trägt, nur daß es etwas weiter ist.

Die Kinder werden in einem Alter von 3 oder 4 Jahren verlobt, die

Bewohner der Tonga-Inseln, welche die Viti-Inseln besuchen, sagen auch, es gebe dort keine Frau, die nicht von einem eifersüchtigen Manne bewacht werde. Ein Mann kann mehrere Frauen haben; aber ihr Rang ist nach ihrer Geburt geregelt, und die, welche von ausgezeichneter Geburt ist, ist immer die eigentliche Gemahlin, und wird als solche von den andern geachtet. Wenn ihr Mann vor ihr stirbt, so wird sie an seinem Todestage selbst erdrosselt und mit ihm beerdigt.

Die Individuen beiderlei Geschlechts machen sich gewöhnlich in beide Ohrläppchen einen Einschnitt, worein sie ein ungefähr einen Zoll langes Stück von dem Stengel einer Pflanze stecken, um den Einschnitt zu erweitern. Ist er vernarbt, so wird ein noch dickerer Stengel hineingesteckt, und endlich ein Stück Holz, so daß er beträchtlich erweitert wird und das Ohrläppchen weit herabhängt. Die Frauen, welche sich diesen Einschnitt machen, der als eine große Zierde betrachtet wird, übertreiben es so sehr, daß sie Stücke Holz hineinstecken, welche ihnen beinahe bis auf die Schultern herabhängen. Oft bekommt so der Einschnitt einen Umfang von 10 Zollen. Männer und Frauen haben übrigens bei weitem keine so feine und glatte Haut, als die Bewohner der Tonga-Inseln, was ohne Zweifel daher kommt, daß sie ihren Körper nicht einsalben. Wie die Tonga-Insulaner, so genießen auch die Bewohner der Viti-Inseln oft das Fleisch ihrer Feinde. Uebrigens muß man sagen, daß nur die Häuptlinge und Krieger diese barbarische Gewohnheit haben.

Im Jahr 1800 sahen die Bewohner von Pau eine riesenmäßige Eidechse, welche mehrere auffraß und großen Schrecken auf der Insel verbreitete. Einem Häuptling gelang es, ihr eine Schleife umzuwerfen, worauf sie die Eingebornen mit Keulenschlägen tödteten, brieten und verzehrten. Die Greise, welche dieses Abenteuer Marinern erzählten, sagten, es sey eine vortreffliche Speise gewesen. Wir halten diese riesenmäßige Eidechse für nichts Anderes, als den Crocodilus biporcatus.

Wir geben hier nun ein Verzeichniß der von d'Urville gesehenen und erforschten Inseln und ihrer Lage nach seiner malerischen Reise:

Die Insel Ono, entdeckt im Jahr 1819 von dem Russen Bellinghausen. Ein hohes und bevölkertes Land von 15 Meilen im Umkreise, mit einer Korallenbank im Südwest, und zwei unbewohnten Inseln von einer Meile im Umkreise; der höchste Punkt liegt unter 20° 39′ südlicher Breite und 178° 55′ östlicher Länge.

Batoa, 1773 von Cook entdeckt, der sie Schildkröteninsel nannte, weil er daselbst viele von diesen Thieren sah; wiedergesehen 1793 von Entrecasteaux und 1827 von d'Urville. Sie ist ein nicht sehr hohes, schwach bevölkertes Land, hat ungefähr 4 bis 5 Meilen im Umkreise und ein Riff, das zwei Meilen weit über das Ufer hinausragt. Als Cook landete, ergriffen alle Eingeborne die Flucht. Südliche Breite 19° 48′, östliche Länge 179° 21′. 4 bis 5 Meilen südwestlich von dieser Insel ist ein gefährliches Riff von 4 bis 5 Meilen im Umkreise, mit Korallenklippen in Form von Säulenkapitälern besäet. Diese Korallenspitzen erheben sich bisweilen bis zu 15 Fuß über die Meeresfläche.

Onghea-Levu, im Jahr 1797 von Weitem von Wilson entdeckt, wurde im Jahr 1827 von d'Urville näher gesehen. Sie ist ein hohes und gut bewaldetes Land, hat 7 bis 8 Meilen im Umfang, außerdem noch eine andere hohe, aber kleinere Insel, Hong-H[illegible]-Riki und zwei Sand-

Inselchen Nugu und Schonguia neben sich, sämmtlich von einem gemeinschaftlichen Riffe umgeben. Die Bewohner dieser Orte wurden von den Tongas niedergemacht, die aus dieser Gruppe eine Art Abstandquartier für ihre Operationen gemacht haben. Südliche Breite 19° 8', östliche Länge 179° 10' (höchste Spitze).

Bulang-ha scheint von den Schiffen Harrington und Elisabeth entdeckt worden zu seyn, welche sie unrichtig Laguemba nannten. Von weitem wurde sie von Wilson entdeckt, im Jahr 1827 von d'Urville genau untersucht. Sie ist eine hohe, gut bewaldete Insel, welche einen angenehmen Anblick darbietet, auf 6 Meilen von Nordnordwest nach Südsüdost sich erstreckt, 3 Meilen breit und von einer Brandung umgeben ist. Sie soll 80 Einwohner haben. Südliche Breite 19° 8', östliche Länge 179° (höchste Spitze).

Die Ang-Hasa-Inseln, gesehen von Bligh im Jahr 1789, wieder gesehen im Jahr 1797 von Wilson, und 1827 von d'Urville. Die Gruppe besteht aus 4 kleinen, hohen und unbewohnten Inseln, wovon die größte blos 3 oder 4 Meilen im Umfang hat, und unter 18° 57' südlicher Breite, und 179° 7' östlicher Länge liegt.

Namuka, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, wieder gesehen von Wilson im Jahr 1797, der sie Neats-Tougue nannte, und von d'Urville im Jahr 1827. Sie ist eine hohe Insel, erstreckt sich auf 4 Meilen von Osten nach Westen, ist eine Meile breit, und von einem Riffe umgeben. Sie war einst stark bevölkert, hat aber jezt blos noch 100 Einwohner, so viele Menschen haben die häufigen Kriege mit Imbao und Laguemba weggerafft. Sie ist reich an Schweinen und Yamswurzeln. Südliche Breite 18° 53', östliche Länge 178° 55' (westliche Spitze). (Eine Insel dieses Namens gibt es auch in dem Tonga-Archipel.)

Marambo, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine kleine bewaldete Insel, ist unbewohnt, hat 3 bis 4 Meilen im Umfang. Südliche Breite 19° 1', östliche Länge 178° 49'.

Kambara, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827, eine hohe Insel, welche 9 bis 10 Meilen im Umfang hat; sie wurde von Krusenstern Apollo genannt, und nach ihm von den Schiffen Harrington und Elisabeth gesehen. Sie hat 100 Einwohner, welche Vasallen des Königs von Laguemba sind, und sich theils mit dem Schildkrötenfang, theils mit der Verfertigung von Lanzen und Piroguen abgeben. Südliche Breite 18° 58', östliche Länge 178° 39' (höchste Spitze).

Wangara, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe und unbewohnte Insel, welche sich auf 2½ Meilen von Nordnordost nach Südsüdwest erstreckt; sie ist die Insel Fookaffa auf Krusensterns Karte. Südliche Breite 18° 53', östliche Länge 178° 43' (nördliche Spitze).

Moze, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, gesehen im Jahr 1797 von Wilson, der sie Danger-Insel nannte, und 1827 von d'Urville; eine hohe Insel, die ungefähr 10 Meilen im Umfang hat und von einem Riffe umgeben ist. Sie soll 100 Einwohner haben. Auf einem breiten Riff östlich von dieser Insel scheiterte das Schiff Argo und der Kapitän Wilson rettete sich nur nach großen Gefahren. Südliche Breite 18° 41', östliche Länge 179° 5'.

Komo, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, wieder gesehen von

d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, welche 3 bis 4 Meilen im Umfang und 40 Einwohner hat. Südliche Breite 18° 41', östliche Länge 179° 58'.

Holo-Rua, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, und von d'Urville im Jahr 1827, eine hohe und unbewohnte Insel. Südliche Breite 18° 40', östliche Länge 178° 51'.

Elhua, von Weitem gesehen im Jahr 1797 von Wilson, ebenso von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe und unbewohnte Insel, deren Umfang noch nicht genau bestimmt ist. Südliche Breite 18° 19', östliche Länge 178° 56' (höchste Spitze).

Laguemba, entdeckt nach Krusenstern von den Schiffen Harrington und Elisabeth, die sie aus Irrthum Atakambo nannten, in der Nähe gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel von angenehmem Aussehen, welche sich auf 5 Meilen von Osten nach Westen, und ebenso weit von Norden nach Süden erstreckt, und von Riffen umgeben ist, die östlich weit in die See hineinragen. Der König von Laguemba empfängt Tribut von allen im Süden liegenden Inseln; er selbst aber ist dem König von Imbao zinsbar. Südliche Breite 18° 12', östliche Länge 178° 47' (höchste Spitze).

Tabune-Sifi, das Tabuna-Colly der Karte Krusensterns, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine kleine unbewohnte Insel, welche 2 oder 3 Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 18° 46', östliche Länge 178° 33'.

Vanu-Vatu, auf der Karte Krusensterns Vanu-Vadu, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, welche ungefähr 40 Einwohner und 4 oder 5 Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 18° 22', östliche Länge 178° 20'.

Neau, gesehen von d'Urville im Jahr 1827, und auf der Karte Krusensterns, der sie mit der folgenden verwechselt hat, Aedida genannt; eine hohe Insel, welche 7 oder 8 Meilen im Umfang und 100 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 59', östliche Länge 178° 31'.

Dzizia, auf der Karte Krusensterns Favorite, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, welche 9 bis 10 Meilen im Umfang und 1000 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 46', östliche Länge 178° 14' (südwestliche Spitze).

Vatu-Vara, wieder gesehen von d'Urville im J. 1827, ist vielleicht die im Jahr 1797 von Wilson gesehene Insel Haweis; sie ist sehr hoch, hat höchstens 3 bis 4 Meilen im Umfang und ist bewohnt. Südliche Breite 17° 15', östliche Länge 178°.

Azata, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Hamilton nannte, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe bevölkerte Insel von 6 Meilen im Umfang. Südliche Breite 17° 15', östliche Länge 178° 3' (höchste Spitze). Westsüdwestlich von Azata ragen drei bewaldete und unbewohnte Inselchen, Nugu-Tolu genannt, über ein Riff hervor, das drei Meilen im Umfang hat.

Mango, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Koxinsel nannte, von Weitem gesehen von d'Urville im Jahr 1827, eine sehr hohe Insel, welche 4 bis 5 Meilen im Umfang und 400 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 24', östliche Länge 178° 18'.

Kanazea, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Sims-Insel nannte, von Weitem gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, welche 4 Meilen im Umfang und 100 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 17', östliche Länge 178° 18'.

Hadows, entdeckt von Wilson im Jahr 1797; eine hohe Insel, welche sich auf 2 bis 3 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, ohne Zweifel das Munia der Eingebornen, mit 80 Einwohnern. Südliche Breite 17° 16' östliche Länge 178° 30'.

Scott, entdeckt von Wilson im Jahr 1797; eine hohe Insel, welche 10 bis 12 Meilen im Umfang hat, und wahrscheinlich das Banuan-Bulalu der Eingebornen ist; sie hat 2000 Einwohner. Südliche Breite 17° 12', östliche Länge 178° 26'.

Middleton, entdeckt von Wilson im Jahr 1797; eine hohe Insel, welche 7 bis 8 Meilen im Umfang hat; vielleicht das Kabawa der Eingebornen. Südliche Breite 17° 6', östliche Länge 178° 26'. Diese Insel, und die vorhergehende und eine kleine von Wilson Kurling genannte Insel, sind mit einem gemeinschaftlichen Riffe umgeben.

Shirding, von Wilson im Jahr 1797 entdeckt, eine hohe Insel, welche 5 oder 6 Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 17° 10', östliche Länge 178° 38'.

Three-Brothers-Inseln, entdeckt von Wilson im Jahr 1797, drei Inselchen auf einem Riff, einen Raum von 4 bis 5 Meilen in Westsüdwest einnehmend, vielleicht das Rugu-Tolu der Eingebornen. Südliche Breite 17°, östliche Länge 178° 40' (nordöstliche Spitze).

Bluff, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson; eine kleine, unbewohnte von einem Riff umgebene Insel, wahrscheinlich das Malima der Eingebornen. Südliche Breite 16° 56', östliche Länge 178° 32'.

Sears, entdeckt von Wilson, im Jahr 1797. Es sind drey mit einem Riff umgebene Inselchen von 5 bis 6 Meilen im Umfang. Südliche Breite 17° 6', östliche Länge 178° 24'.

Reita-Umba, entdeckt im Jahr 1797 von Wilson, der sie Direktion-Inseln nannte, wiedergesehen von d'Urville im Jahr 1827, eine hohe Insel, welche 3 oder 4 Meilen im Umfang und 60 Einwohner hat. Südliche Breite 18° 2', östliche Länge 178° 18'.

Low, entdeckt von Wilson im Jahr 1797; eine kleine niedrige und unbewohnte Insel, mit einem Riff, das sich auf 6 bis 8 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Sie ist das Wabina der Eingebornen. Südliche Breite 16° 44', östliche Länge 178° 24'.

Rugu-Laudzala, entdeckt von Wilson im Jahr 1797, wieder gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine kleine, niedrige und unbewohnte Insel, mit einem Riffe, das sich auf 10 bis 12 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Südliche Breite 16° 43', östliche Länge 178° 3'.

Sandi, entdeckt im Jahr 1643 von Tasman, gesehen von Wilson im Jahr 1797; eine kleine, niedrige Insel, die sich auf 12 bis 15 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, und einige Einwohner hat, wahrscheinlich das Neuguele-Leou der Eingebornen. Südliche Breite 16° 20', östliche Länge 178° 4'.

Ungeheure Riffe, im Jahr 1797 von Wilson Scylla und Charybdis genannt, verbinden diese Inseln beinahe ganz mit der folgenden.

Farewell-Insel, entdeckt von Tasman im Jahr 1643, gesehen von Wilson im Jahr 1797, eine hohe Insel, welche 3 oder 4 Meilen im Umfang und 100 Einwohner hat, wahrscheinlich das Zigombia der Eingebornen. Südliche Breite 15° 42′, östliche Länge 177° 42′.

Edwards, entdeckt von Tasman im Jahr 1643, gesehen von Wilson im Jahr 1797; ein hohes und beträchtliches, aber schlecht aussehendes Land. Südliche Breite 16° 16′, östliche Länge 177° 27′.

Janudza-Inseln, entdeckt von Tasman im Jahr 1643, gesehen von Wilson im Jahr 1797 und von d'Urville im Jahr 1827; Wilson nannte sie Cluster-Inseln; eine Gruppe von 4 bis 5 hohen und unbewohnten Inseln, welche sich auf 4 bis 5 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Südliche Breite 16° 36′, östliche Länge 177° 51′.

Rambe, entdeckt von Tasman im Jahr 1643, wieder gesehen von Wilson im Jahr 1797, der vorbeisegelte und ihnen den Namen Gillet- und Fate-Inseln gab, von Weitem gesehen von d'Urville im Jahr 1827. Es ist ein hohes und ansehnliches Land, dessen Umfang aber noch unbekannt ist; man weiß nicht einmal, ob es eine oder mehrere Inseln sind. Die Bevölkerung wird auf 100 Seelen geschätzt. Südliche Breite 16° 33′, östliche Länge 177° 37′ (höchste Spitze).

Tabe-Uni, entdeckt im Jahr 1643 von Tasman, wieder gesehen im Jahr 1797 von Wilson, der sie Lamberts-Insel nannte, und von d'Urville im Jahr 1827; ein sehr hohes Land, das sich auf wenigstens 22 Meilen von Nordost nach Südwest erstreckt und 10 bis 12 Meilen breit ist; es soll 1000 Einwohner haben. Südliche Breite 17° 1′, östliche Länge 177° 28′ (südwestliche Spitze). An der nordöstlichen Spitze liegt eine kleine Insel, welche Biumbani heißt. Wahrscheinlich ist Tabe-Uni nur durch einen schmalen Kanal von Vanua-Lebu getrennt.

Ugomea, entdeckt im Jahr 1643 von Tasman, wieder gesehen im Jahr 1797 von Wilson, der sie mit der folgenden zusammen Roß-Insel nannte, und von d'Urville im Jahr 1827, welcher ihre Trennung durch einen schmalen Kanal konstatirte; eine hohe und bevölkerte Insel, welche sich von Ostnordost nach Westsüdwest 6 Meilen weit erstreckt und 3 bis 4 Meilen breit ist. Südliche Breite 18° 48′, östliche Länge 177° 45′ (südwestliche Spitze).

Lodzala, entdeckt im Jahr 1643 von Tasman, gesehen von Wilson im Jahr 1797 und von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, die ungefähr 5 bis 6 Meilen im Umfang und 100 Einwohner hat. Als vor einigen Jahren eine Pirogue von Tonga an ihren Küsten scheiterte, tödteten und fraßen diese Kannibalen die ganze Mannschaft. Südliche Breite 16° 46′, östliche Länge 177° 53′ (östliche Spitze).

Ku, im Jahr 1827 von d'Urville von Weitem gesehen. Es ist eine sehr hohe, von Nordnordost nach Südsüdwest wenigstens 12 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Insel, mit einem Riffe auf ihrem östlichen Theile. Sie soll 1000 Einwohner haben. Sie ist das Guru der Karte Krusensterns, und ihr wahrer Entdecker ist unbekannt. Südliche Breite von 17° 12′ bis 17° 26′, östliche Länge 177° (höchste Spitze).

Nekrei entdeckt von Bligh im Jahr 1789, gesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine hohe Insel, welche 9 bis 10 Meilen im Umfang und 1000 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 50′, östliche Länge 176° 57′ (höchste Spitze).

Rhao, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, wiedergesehen von d'Urville im Jahr 1827; eine sehr hohe Insel, welche sich auf wenigstens 10 Meilen von Nordnordwest nach Südsüdost erstreckt, und 4 oder 5 Meilen breit ist. Ihre Bevölkerung wird auf 5000 Seelen geschäzt. Südliche Breite 18° 2', östliche Länge 176° 53'. Oestlich und südlich von der Insel ist ein großes Riff, an welchem die Brigg Elisa scheiterte.

Muala, entdeckt im Jahr 1827 von d'Urville, eine hohe Insel, welche sich auf 7 Meilen von Ostnordost nach Westsüdwest und auf 5 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Sie soll 1000 Einwohner haben. Sie ist mit gefährlichen Riffen umgeben. Vielleicht ist sie die Insel Merla-Eavu der Karte Krusensterns. Südliche Breite 18° 35', östliche Länge 177° 27'.

Motogu, im Jahr 1827 entdeckt von d'Urville, der sie nur von Weitem sah; eine sehr hohe Insel, welche wenigstens 5 Meilen im Umfang und 1000 Einwohner hat. Südliche Breite 19° 7', östliche Länge 177° 21' (höchste Spitze).

Fotua, entdeckt im Jahr 1827 von d'Urville, der nur die höchsten Spitzen sah; eine hohe Insel, welche sich auf wenigstens 11 Meilen von Osten nach Westen erstreckt und 1000 Einwohner hat. Südliche Breite 18° 55', östliche Länge 177° 45' (Mitte).

Batigui, entdeckt im Jahr 1789 von Bligh, wiedergesehen im Jahr 1827 von d'Urville; eine hohe Insel, welche wenigstens 3 Meilen im Umfang und 1000 Einwohner hat; sie ist ohne Zweifel das Batega der Karte Krusensterns. Südliche Breite 17° 48', östliche Länge 176° 42'.

Balau, das Bullu der Karte Krusensterns, im Jahr 1827 von d'Urville von Weitem gesehen; eine hohe Insel, deren Umfang unbekannt ist und deren Bevölkerung auf 1000 Seelen geschäzt wird. Südliche Breite 17° 44', östliche Länge 176° 22'.

Bakia, der Karte Krusensterns, Bakaka der Eingebornen; eine kleine Insel mit 100 Einwohnern. Südliche Breite 17° 35', östliche Länge 176° 40'.

Kummock der Karte Krusensterns, vielleicht das Ungami der Eingebornen; eine Insel, welche ein oder zwei Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 17° 32', östliche Länge 176° 20'.

Passage der Karte Krusensterns, Batu der Eingebornen, hat ein oder zwei Meilen im Umfang. Südliche Breite 17° 24', östliche Länge 176° 22'.

Mackanie der Karte Krusensterns, Magun-Hak der Insulaner hat 2 oder 3 Meilen im Umfang und 50 Einwohner. Südliche Breite 17° 28', östliche Länge 176° 40'.

Motu-Riki, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, wiedergesehen von d'Urville im Jahr 1827, auf der Karte Krusensterns Berat genannt; eine hohe Insel, welche wenigstens 4 Meilen im Umfang und 1000 Einwohner hat. Südliche Breite 17° 48', östliche Länge 176° 17'.

Lele-Ubia, zwei niedrige und bewaldete Inselchen, im Jahr 1827 entdeckt von d'Urville; jede hat eine Meile im Umfang. Südliche Breite 17° 58', östliche Länge 176° 19'.

Rugu-Lago und Rugu-Lube, zwei nicht sehr hohe, bewaldete Inselchen, deren jede wenigstens eine Meile im Umfang hat, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827. Südliche Breite 18° 13', östliche Länge 175° 59'.

Umbenga, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827, eine hohe Insel, die wenigstens 9 bis 10 Meilen im Umfang und 2000 Einwohner hat. Sie ist durch einen schmalen Kanal von Kandabon getrennt und im Norden derselben sind Riffe und viele Inselchen, deren Umfang noch nicht bestimmt ist. Südliche Breite 18° 55′, östliche Länge 176° 2′ (Mitte).

Batu-Lele, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827, eine niedrige und bewaldete Insel mit Riffen, die sich weit nach Osten erstrecken, und einer Bevölkerung von 2000 Seelen; sie erstreckt sich auf 9 Meilen von Nordnordwest nach Südsüdost und ist 2 bis 3 Meilen breit. Südliche Breite 18° 33′, östliche Länge 175° 11′ (Mitte)

Maloso-Inseln, entdeckt im Jahr 1827 von d'Urville, eine Gruppe von hohen, mit Riffen umgebenen Inseln, wovon die größte 7 bis 8 Meilen im Umfang hat. Bevölkerung 1000 Seelen. Südliche Breite 17° 45′, östliche Länge 174° 42′ (die größte).

Nakoro-Inseln, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827, eine Gruppe von ungefähr 10 hohen und bewohnten Inseln, wovon die größte 2 bis 3 Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 17° 33′, östliche Länge 174° 37′ (die nördliche).

Witonho-Inseln, entdeckt von d'Urville im Jahr 1827, eine Gruppe von 2 Inseln und 4 Inselchen, wovon die größten 2 oder 3 Meilen im Umfang haben. Südliche Breite 17° 26′, östliche Länge 174° 34′ (die größte).

Bivua-Inseln, im Jahr 1827 von d'Urville von Weitem gesehen, eine Gruppe von drei oder vier hohen und bevölkerten Inseln, wovon die größte 7 bis 8 Meilen im Umfang hat. Sie scheinen den südwestlichen Theil der im Jahr 1794 von dem Kapitän Barber entdeckten Insel zu bilden. Südliche Breite 17° 16′, östliche Länge 174° 38′.

Matazua-Levu, Sara-Levu und Sara-Rara. Nach den Angaben der Eingebornen wären dieß die Namen der bedeutendsten Inseln, die im Jahr 1794 von Barber entdeckt wurden und auf der Karte Krusensterns nicht genau angegeben sind. Die größten würden 15 bis 18 Meilen im Umfang haben. Diese ganze Gruppe ist übrigens so wenig bekannt, daß man nicht einmal ihre Lage genau kennt. Man muß sie ungefähr zwischen 16° 38′ und 17° 4′ südlicher Breite und zwischen 174° 40′ und 175′ östlicher Länge setzen.

Ronde hat ungefähr 3 bis 4 Meilen im Umfang. Südliche Breite 16° 50′, östliche Länge 175° 54′.

Andua hat 4 bis 5 Meilen im Umfang. Südliche Breite 16° 50′, östliche Länge 175° 52′.

Wie lang auch diese Namenliste ist, so begreift sie wahrscheinlich doch nicht alle Viti-Inseln, die Eingebornen kennen und nennen eine Menge anderer.

Tumbua-Nakoro war der vitische Häuptling, der alle Nachrichten über die Bevölkerung zu liefern am besten im Stande war; er war der Torres Viti's. Er theilte dem Dr. Gaimard folgende Nachweisungen hierüber mit:

Bewohnte Viti-Inseln.

Namen der Inseln.	Einwohnerzahl.	Namen der Inseln.	Einwohnerzahl.
Hono	500	Kia	50
Imbao	2000	N-Haloa	100
Onghea-Levu	10	Vanu-Levu	10.000
Bulang-ha	80	Koro	1000
Namoaka	60	Uazata	50
Kambara	100	Totoïa	1000
Komo	40	Motugu	1000
Moze	100	Muala	1000
Oneata	80	N-Hau	5000
Neitaumba	60	N-iraï	1000
Lauzala	100	Batigui	1000
Tabeuni	1000	Uakaïa	100
Rangue	100	Ovalau	1000
Nauguele-Levu	10	Motu-Riki	1000
Zigumbia	100	Eanuza	100
Laquemba	1000	Eandua	40
Tubuza	40	Asava-Levu	1000
Neau	100	Asavaï-Rara	1000
Zizia	1000	Malolo	1000
Mang-ho	400	Biton-Ho	1000
Kanazea	100	Biua	50
Munia	80	Banue-Batu	50
Ligumbia	20	Kandabon	10,000
Banuan-Balabu	2000	Hono-Laïlaï	100
Magun-Haï	50	Rabune	1000
Nen-Han	40	Bulia	100
Viti-Levu	20,000	Batu-Lele	1000
Biua	100	Batoa	20
Benga	1000	Andua	10
Eau-Supe	100	Matazua-Levu	100
Mazuata	1000	Umbenga	2000
Undu	100	Ooiumbani	500
Zavaro	10	Bevölkerung der Viti-Inseln	73,850

Unbewohnte Viti-Inseln.

Onghea-Riki.	Mazuata.	Nugulau.
Eng-Hara.	Batu-Bara.	Namuka.
Putuï-Zake.	Nugu-Tolu.	Batu-Lele.
Uangaba.	Nugu-Tolu.	N-Haloa.
Tabune-Eivi.	Nugu-Tolu.	Hono.
Holorua.	Kaïmbu.	Uano-Gula
Eihua.	Neïkobu.	Rabuni.
Ponuemas.	Suduni-Levu.	Batu-Izake.
Kataban-Ha.	Suduni-Leïleï.	Batu-Ira.
Oïarua.	Daguï.	Ale-Uakalau.
Pekaï.	Oiaziona.	Badu-Badu.
Tabuuuku.	Namena.	Ovata.

Marambo.	Magun-Ranha.	Magu-Luba.
Loa.	Batuzou.	Sobu-Lebu.
Kabcua.	Tumberua.	Sobu-Lekek.
Malima.	Lele-Ubia.	Belanhi-Lala.
Kio-Ha.	Manbua Lau.	Gulmbondo.
Eanuza.	Nasvata.	Daïbiua.
Nugu-Banra.	Palolo.	Naïzombo-Zombo.

Allein bis auf weitere Nachforschungen muß diese Liste als ein mehr oder minder genauer Katalog betrachtet werden.

Die Fahrten, welche d'Urville, der einzige Gelehrte, von dem wir einen nicht sehr weitläufigen Bericht über den Viti-Archipel haben, durch diese Haufen kleiner Inseln anstellte, haben uns mit der Lage der meisten derselben bekannt gemacht; da er aber unglücklicherweise nirgends landete, konnte er selbst keine Schilderung des Bodens und der Erzeugnisse, der Wohnungen und Sitten der Insulaner liefern. Jedoch müssen wir sagen, daß das, was die Offiziere der Astrolabe von Tumbua-Nakoro und einigen Spaniern auf den Philippinen erfahren haben, welche dort als Zimmerleute gearbeitet hatten, eine Uebersicht hierüber geben kann: was doch noch besser ist, als über ein noch unbekanntes Land Nichts zu wissen.

„Die Vitler," sagt d'Urville, „zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht mehr zur polynesischen Rasse gehören, welche von Neuseeland an bis Hauaï sich über die Inseln verbreitet hat. Sie gehören der Papua-Rasse an, welche Neu-Guinea und die großen dasselbe umgebenden Inseln bewohnt, und beinahe bis nach Tonga-tabu gekommen ist, das nur 60 Meilen davon entfernt liegt, ohne daß eine Vermischung dieser beiden Völker vorgekommen wäre, wenn dieß nicht in den lezten Zeiten der Fall gewesen ist. Die 150 Eingebornen, welche wir sahen, waren im Allgemeinen sehr schöne Leute. Einige maßen über 5 Fuß und 6 bis 8 Zoll, und waren sehr ebenmäßig gebaut; sie hatten keine so dicke Füße, wie die Tongas, und nicht deren Hang zum Fettwerden. Mehrere von ihnen hätte man als Modelle für den fechtenden Gladiator gebrauchen können. Ihre Haut ist ein Schwarz, das in das Chokoladefarbene sticht; der obere Theil des Gesichts ist breit, die Nase und Lippen sind dick; einige haben schöne, scharf markirte Züge; nie aber sahen wir so dünne Nasen, wie auf Tonga. Nach der Hautfarbe ist besonders ihr Haar bemerkenswerth; es ist das sehr dicke und lockige Haar der Papuas; sie tragen von Kindheit an die größte Sorge dafür. Es ist von Natur schwarz, aber die Meisten erhöhen durch Kohlen noch die Intensität dieser Farbe; dieß thun die meisten, während Andere es mit Kalk röthen, oder auch weiß machen, wodurch die Dichtigkeit der Haare noch mehr erhöht wird, und sie einem gekräuselten Haare ähnlich werden. Sie werden mit vieler Kunst rund und so geschnitten, daß kein Haar über das andere hervorsteht. Einige theilen das Haar durch eine breite Furche, welche von einem Ohr bis zum andern geht, in zwei große Büsche ab. Diesen Haarputz halten sie mit einem weißen und durchsichtigen Zeuge von Papiermaulbeerbaumrinde fest, welcher in Form eines Turbans umgelegt wird, und wodurch sie das Aussehen von Muselmännern bekommen. Wäre dieser Gebrauch wohl einer alten und verloren gegangenen Tradition von ihrer Abstammung zuzuschreiben? Als Tumbua-Nakoro von Gaimard Abschied nahm, bat er ihn um sein Nastuch,

womit er seinen Kopf umhüllen und seinen Kopfputz festhalten wolle. Wollen sie sich tättowiren, so graben sie Löcher in Arme und Brust, welche sie frisch erhalten, bis die dadurch aufgetriebene Narbe so groß wird, wie eine kleine Kirsche. So lange dieß dauert, sind es abscheuliche und ekelhafte Geschwüre. Wir sahen nur sehr wenige Tättowirungen mit schwarzer Farbe; sie würden auch auf einer so dunkeln Haut wenig Effekt machen."

Laguemba ist wahrscheinlich die einzige Insel, wo sich Tongas mit Vitiern vermischt haben. Der Häuptling, den wir an Bord hatten, war ein solcher Mestize. Seine Hautfarbe und seine Haare machten ihn zu einem Vitier; seine Züge im Ganzen und seine Fettigkeit zu einem Tonga. Der junge Spanier,*) der zuerst mit Tonga's an Bord kam, war auf einer Insel mit Erbauung von Piroguen beschäftigt, welche nach Tongatabu geführt werden sollten. Die Eingebornen wählen schönes Wetter zu dieser Fahrt, und machen sie, ohne anzuhalten, in zwei Tagen.

Was uns betrifft, so wissen wir von einem malayischen Kapitän und von einem Amerikaner, welche einige Zeit lang auf verschiedenen Inseln des Viti-Archipels gelebt haben, daß die Bewohner eines Theils dieser Inseln schwarz sind und lockige Haare haben, wie die Papuas; die Bewohner des andern Theils dieser Gruppe aber Polynesier sind, und ein dritter Theil aus Hybriden oder Mulatten besteht, welche einst Herren dieser großen Gruppe werden könnten. Uns leuchtet diese Ansicht ein.

„Ich hatte keine Frau dieses Archipels betrachten können," sagt Gaimard. „Einst sah ich einige auf einer großen Pirogue, auf welche ich sogleich stieg, in der Absicht, das schöne Geschlecht von Viti ein wenig zu beobachten. In Folge eines Manoeuvres, das die Astrolabe ausführte, entfernte sich die Korvette so weit von der Pirogue, auf der ich mich befand, daß die Eingebornen mich leicht hätten gefangen wegführen können. Schon fingen die Vitier an, meine Kleider zu untersuchen, und forderten mich gebieterisch auf, sie ihnen zu geben. Ich gab ihnen zu verstehen, daß wir eine Menge verschiedener Zeuge an Bord der Korvette hätten, und zeigte viel Kaltblütigkeit. Sie führten mich weg, ohne mir etwas genommen zu haben, und ich machte ihnen einige unbedeutende Geschenke.

„Hätten sie mich zurückbehalten, so war mein Entschluß schon gefaßt, ich wäre Vitier und Soldat geworden; es wäre mir gewiß gelungen, ihnen auf einem Kriegszuge schnell Vertrauen einzuflößen; ich hätte die Sprache und Geschichte des Archipels studirt, bis mich, wie Mediola (ein von d'Urville befreiter Spanier), ein Schiff abgeholt hätte."

Der König der Viti-Inseln residirt zu Imbao, er hieß Orivo, der gegenwärtige aber heißt Abunivalu. Er allein hat mehr als 100 Frauen, was ein großer Reichthum auf diesem Archipel ist. Die Abgaben, die man ihm entrichtet, bestehen in Wallfischzähnen, welche die Landesmünze sind, in Piroguen, in 10- bis 12-jährigen Mädchen, in Zeugen von Papiermaulbeerbaumrinde, in Matten, in Kokosfasern, woraus Saile gemacht werden, in Muscheln, Bananen, Kokosnüssen, Hühnern, Schweinen, Yamswurzeln und überhaupt in allen Landeserzeugnissen.

*) Er hieß Hernando und hatte zur Mannschaft des Schiffes Conception von Manila gehört, welches bei diesen Inseln Schiffbruch gelitten hatte; die Mannschaft wurde größtentheils gefressen, und nur Diejenigen wurden verschont, welche, wie er, Musketiere der Königin dieser Insel wurden.

Die Könige der einzelnen Inseln des Archipels führen den Titel Tuï; so heißt der König von Moze Mozetuï, und der König von Zizia Ziziatuï. Die Vitier kaufen von den Wallfischfängern die Wallfischzähne, die ihr Geld sind; sie machen auch Halsbänder daraus, indem sie jeden Zahn seiner Länge nach in 4 oder 5 Stücke theilen. Diese Halsbänder tragen die Häuptlinge während ihrer Amtsverrichtungen, z. B. wenn sie die Abgaben erheben; die meisten Muscheln und besonders die eiförmigen dienen auch als Zierrath; die farbigen Muscheln werden in Halsbändern getragen.

Wenn der König stirbt, so folgt ihm sein Bruder, und wenn er keinen hat, sein Sohn.

Gaimard fragte Tumbua-Nakoro, den Neffen des Königs, ob er despotisch regiere, oder ob es eine Art Staatsrath gebe. Der König thut, was er will, antwortete er, aber er unterwirft sich den von den Priestern gegebenen Gesetzen. Er ist der oberste Richter. Ein Mann, der einen andern ohne Grund tödtet, wird mit Keulenschlägen getödtet.

Jeder Mann besitzt ein Stück Land als Eigenthum, aber die Häuptlingen können es ihm nehmen.

Die auf Tonga-Tabu Matabulen genannten Leute, eine Würde, welche der Würde eines Staatsraths entspricht, werden auf den Viti-Inseln Mata-nivanua genannt; ihre Verrichtungen bestehen vornehmlich in Erhebung der Abgaben und in Haltung der öffentlichen Reden. Die Priester heißen Umbetti. Zunächst nach dem König kommt der Oberpriester (Ambetti-Levu: er hat 3 Weiber, und besitzt sehr viele Wallfischzähne. Es gibt auch eine Priesterin, Ambetti-Levua, deren Gatte einer der Häuptlinge der Insel Nohau ist. Es gibt verschiedene Arten von Göttern, unter denen eine Rangordnung besteht: Zan-Haualu ist der Gott ersten Rangs, Kalu ist der Gott des Tabu, das man auf den Viti-Inseln Tambu heißt. Die untergeordneten Götter sind:

Kalu-Niuza, Reizo, Vazuguï-Berata, Vazuguï-Ton-Ha, Komeï-Buni-Kura, Babe-Bunti, Leka, Uleguen-Buna, Banube, Tambo-Kana-Lanhi, Buta-Guibalu, Dauzina, Komainen-Tulugubuïa.

Die Göttinnen, welche die Priesterin anruft, sind Gulla-Zavazo und Goli-Koro.

Alle Götter wohnen in Himmeln, welche die Vitier Numa Lanhi nennen. Onden-Heï, der öfter Onden-hi genannt wird, ist der Schöpfer der Sonne, der Erde, alles Dessen, was vorhanden ist, und aller Götter.

Nach dem Tode sagen die Vitier, komme die Seele wieder zu Onden-hi. Die Seelen Derer, die sie tödten, und Derer, die sie verzehren, die Seelen der Hingerichteten, der Guten und Bösen, alle kommen zu Onden-Hi.

Bei der Geburt und dem Tode der Insulaner gibt es keine religiöse Ceremonien. Der Priester besucht sie nur, wenn sie krank sind, weil sein Besuch, wie sie sagen, vergeblich ist, wenn der Kranke bereits gestorben und die Seele zu Onden-hi gegangen ist. Die Vitier bringen keine Menschenopfer. Sie opfern ihren Göttern blos Schweine, Bananen, Zeuge u. s. w. Sie haben keine Fetische, aber viele heilige Häuser, welche sie Ambure nennen. Beim Tode des Königs odr der Königin schneiden sich die Einwohner gewöhnlich einen Finger oder eine Zehe ab. Wenn die Häuptlinge oder ihre Eltern krank sind, so bringen sie ihren Priestern

Geschenke, schneiden sich aber nie die Finger ab, wie die Bewohner von Tonga-tabu es bei ähnlichen Gelegenheiten machen.

Die Vitier kauen weder Betel noch Tabak, noch sonst etwas, trinken aber Kava, wie die tongesischen Polynesier.

Sind die Knaben 15 Jahre alt, so wird ihnen die Vorhaut gespalten. Diese Operation wird mit einer kleinen, scharfen Muschel oder einem Messer verrichtet; um die dabei entstehende Blutung zu stillen, gebrauchen sie einen sehr feinen Zeug von Papiermaulbeerbaumrinde.

Die Vitier werden sehr frühe verheirathet, dürfen ihren Frauen aber erst im 20sten Jahre beiwohnen, wenn sie schon einen sehr langen Bart haben. Würden sie es früher thun, so hätten sie den Tod zu befürchten; es scheint bis dahin eine Art Tabu auf ihre Frauen gelegt zu seyn.

Bei den Großen im ganzen Archipel ist die Polygamie gebräuchlich. Die Häuptlinge haben je nach ihrem Reichthume 10 bis 60 Frauen; die Leute vom Volke dürfen blos Eine haben.

Die Frauen essen nicht mit den Männern, sondern nach ihnen. Sie gehen auf den Fischfang nicht mit der Leine, sondern mit einem 2 bis 4 Klafter langen Netze, wobei sie die Männer nicht begleiten. Sie besorgen die Küche, holen Wasser und Lebensmittel. Die Männer führen Krieg, bebauen das Land, erbauen Piroguen, deren sie eine große Menge besitzen, Schuppen und Häuser u. s. w.

Die Weiber bekommen gewöhnlich 2 bis 10 Kinder; sehr selten sterben sie an der Geburt. Die Aerzte der Insel geben den Frauen, so lange sie Wehen haben, einen Absud von einem im Lande wachsenden Holze zu trinken. Bemerken müssen wir hier auch, daß die Männer ihre Frauen nicht verkaufen.

Sie legen sich mit Einbruch der Nacht nieder und stehen mit Tagesanbruch wieder auf. Sobald sie aufgestanden sind, trinken sie Kava, und alsdann essen sie. Die Pflanze, aus welcher das Kava bereitet wird, heißt auf Viti angona. Trunkenheit ist sehr häufig, aber ohne gefährliche Folgen zu haben, wenn man dem Häuptling Tumbua-Nakoro glauben darf. Wenn die Vitier Nichts zu essen haben, was bisweilen vorkommt, so begnügen sie sich mit Kava.

Feuer machen sie durch Reiben eines Stückes Holz in einem andern gefurchten Stücke Holz. Die Nacht erhellen sie sich mit dürren Kokosbaumzweigen.

Auf die Kokosbäume steigen sie vermittelst eines Seiles, welches ihre Füße zusammenhält.

Den Bart lassen sie sich nie scheeren, außer bisweilen, um die Europäer nachzuahmen, und mit ihren Werkzeugen. Die Haare schneiden sie einander mit Haifischzähnen ab.

Die Tättowirung ist auf den Viti-Inseln allgemein üblich. Sie wird mit einem Hühnerknochen vollzogen, auf welchen sie mit einem Stäbchen schlagen. Die schwarze Farbe, womit sie sich auch den Körper färben, kommt von einer Nuß, welche auf den Viti-Inseln Alauzzi und auf den Tonga-Inseln tuk-tuk heißt.

Was die Kleidung betrifft, so legen die Vitier im Kriege verschiedenfarbige Matten um den Kopf; der übrige Körper ist bemalt und ganz

nackt, mit Ausnahme des Languti oder Schurzes, der die Geschlechtstheile umhüllt.

Die Vitier sind mit der Verfertigung irdener Gefäße bekannt, was im übrigen Polynesien nicht der Fall ist. Ihre Lehrer in dieser Kunst könnten die Papuas in Neu-Guinea gewesen seyn. In einem gewissen Alter wird die Beschneidung vollzogen, welcher Gebrauch auf den Tonga-Inseln und noch vielen andern polynesischen Inseln herrschend ist. Sie verzehren ihre in dem Kriege getödteten Feinde, und treiben wahrscheinlich diese barbarische Gewohnheit so weit als die Neuseeländer. Darf man Mariner glauben, und es berechtigt uns Alles dazu, seinem Berichte Glauben beizumessen, so hätte ihm Jemand erzählt, daß er einem Gastmahle beigewohnt habe, wo 50 gebratene Menschen und 50 gebratene Schweine aufgetragen worden seyen.

Ihre Piroguen haben einen Balancirer und Segel; die Ruder gebrauchen sie nur bei den großen, wenn kein Wind weht; alsdann kommen sie nur langsam vorwärts. Ihre Sprache ist von der tongesischen verschieden, welches die polynesische und mit einigen Lokalabweichungen dieselbe ist, wie man sie auf den Hauaï-Inseln, auf Taïti und in Neuseeland spricht.

Der berühmte Häuptling Tumbua-Nakoro, dessen Züge sich dem arabischen Typus annähern, hat eine stark hervorspringende Stirne, hervorspringende Augenbraunenbogen, nicht stark behaarte Augenbraunen, graue Augen, eine Adlernase, hervorspringende Backenbeine, weiße, sehr schöne, aber ein wenig breite Zähne; leicht hervorspringende und ein wenig dicke Lippen, einen großen Mund, mit zwei weiten Löchern durchbohrte Ohren, einen edlen, sanften und freundlichen Ausdruck im Gesichte, schwarze, sehr buschige, dichte, sorgfältig geordnete, vorn und auf den Seiten schwarz und hinten roth gefärbte Haare, in einen sehr feinen Zeug von Papiermaulbeerbaumrinde eingehüllt. Um den Mund und am Kinn trägt er einen Bart. Seit 4 Jahren hat er am linken Beine den Aussatz.

Tumbua-Nakoro ist der Generalsteuereinnehmer des Königs von Imbao. Als ihn die Neugierde an Bord der Astrolabe führte, war er gerade auf einer Rundreise begriffen und zog den Tribut ein, welcher dem König von den von ihm abhängigen Häuptlingen der Inseln entrichtet wurde. Er war ein sehr verständiger Mann, und hatte ausdrucksvolle Gebärden. Seine Haltung war anständig und seine Manieren ernst und angenehm zugleich. Ihm verdankt Gaimard die näheren Nachrichten über sein Vaterland, aus dessen Tagebuch wir bereits Auszüge gegeben haben und noch weiter geben werden.

Die Vitier haben viele kleine Häuser, wo die Frauen mit Verfertigung der Zeuge aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes beschäftigt sind.

Sie haben Sklaven beiderlei Geschlechts, welche sie Kaleï nennen. Der König Abunivalu besitzt ungefähr 100 männliche Sklaven. Er hat die Macht, alle Frauen der unter seiner Oberherrschaft stehenden Inseln zu Sklavinnen zu machen.

Die Bevölkerung von Viti vermehrt sich in Friedenszeiten allmälig ziemlich stark. Natürlich findet in Kriegszeiten das Gegentheil Statt, und Kriege sind auf den zahlreichen Inseln dieses Archipels eben so häufig als in den übrigen melanesischen und polynesischen Archipelen. Die Kinder empfangen bei ihrer Geburt einen Namen; sind sie erwachsen, so gibt man ihnen einen andern.

Stirbt ein Häuptling, so werden mehrere seiner Frauen getödtet. Dieß ist ein ständiger Gebrauch. Die gewöhnlichen Ursachen des Kriegs auf dieser großen Gruppe sind Verweigerung des Tributs und der Abgabe von Frauen, welche der König verlangt. Eine gewisse Anzahl von Inseln entrichtet den Tribut gemeinschaftlich an den Häuptling einer dieser Inseln; und alle Könige, welche diesen Theil des Tributs empfangen haben, überbringen ihn dem obersten Häuptling der Insel. Wer den angesezten Tribut nicht bezahlt, wird mit dem Tode bestraft.

Die im Kampfe getödteten Feinde werden von den Siegern verzehrt. Tumbua-Nakoro versicherte Gaimard, daß er nur Einmal an einem solchen Mahle Theil genommen habe; und daß er es nur gethan habe, weil die Häuptlinge ihm gedroht hätten, ihn selbst zu tödten, wenn er nicht von dem Fleisch ihrer Feinde äße. Zu einem solchen Mahle schneiden die Vitier die Körpertheile in mehrere Stücke, trennen die Knochen los und lassen sie über dem Feuer kochen, nachdem sie sie zuvor in Blätter eingehüllt haben. Ein Manilleser, Namens Guttierez, der lange auf dem Viti-Archipel verweilt hatte, wohnte auf der Insel Rehau einem solchen Gastmahle bei.

Hier folgt ein vitischer Gesang, den Gaimard von Tumbua-Nakoro gehört hat:

„Lau namua aci latoka,
„Eia-he eïa-ne,
„Nomumbaï ua ua mere,
„Ua to guia eta cere.
„Buki buki onden-beï,
„Ea bana labonua.
„Satigo salago ongue,
„Ulun damun damun
„Satogui satogui, togui
„Ana sue togui longui,
„Din-bin, din bin, kemu ramanda,
„Kemu atigo ibum bana."

Die Vitier singen diese Worte nach der Schlacht, wenn sie die Todten sammeln und ehe sie dieselben verzehren. Tumbua-Nakoro konnte den Sinn davon nicht erklären, und der Kannibalengesang kann also nicht übersezt werden. Die schiffbrüchigen Europäer, welche nicht getödtet werden, gebraucht man als Soldaten und überträgt ihnen die Bedienung der Feuerwaffen, mit welchen die Eingebornen nicht recht umzugehen wissen.

Will ein Stamm den andern um Frieden bitten, so wird ein Häuptling als Gesandter abgeschickt; er überbringt Geschenke, besonders Wallfischzähne, und der Frieden ist bald geschlossen.

Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienen, sind Pfeile, Keulen, Lanzen, und jezt haben sie von den Europäern einige Flinten mit Bajonetten erhalten; diese gebrauchen sie aber nur gegen ihre Feinde; wenigstens kommt es sehr selten vor, daß sie Vögel damit schießen.

Häuser und Geräthe sind ungefähr die nämlichen wie auf Tongatabu. Auf Neïreï gibt es zwei Kanonen und auf Imbao drei; sie kommen von gestrandeten Schiffen her.

Die Bewohner von Laguemba besitzen einige Piaster, welche sie für Lieferungen von Vorräthen an Schiffe erhielten. Bei den Vitiern findet sich der Gebrauch, ihren Namen zum Zeichen der Freundschaft zu wechseln, nicht, wie bei den Polynesiern; indeß haben sie schon starken Verkehr

mit den Europäern gehabt; und es scheint, sie seyen seitdem besser geworden, denn sie sagen, daß viele Schiffe ihren Archipel durchschifft oder besucht hätten, ohne ihnen etwas Böses zuzufügen.

Der Diebstahl ist häufig bei den Vitiern, und es gibt keine Strafe gegen den Dieb, außer wenn die Häuptlinge verlangen, daß der Schuldige getödtet werde.

Krankheiten gibt es wenig in dem Archipel. Indeß gibt es doch einige venerische Uebel. Auch kommen Beispiele von Wahnsinn vor; Leute, die wahnsinnig werden, werden sogleich erdrosselt.

Auch der Selbstmord kommt vor, gemeiniglich in Folge schlechter Behandlung, die Leute aus dem Volke von den Häuptlingen zu erdulden haben. In einem solchen Falle erhenken sich diese.

Es haben sich Bewohner von Tongatabu auf der Insel Laguemba niedergelassen und dem König der Viti-Inseln Cachelotzähne gebracht, daher ernährt sie dieser. Sie sind seine Freunde und unabhängig von ihm. Die Vitier und Tongeser, welche auf Laguemba wohnen, verheirathen sich untereinander; sie beobachten je die eigenthümlichen Gebräuche ihrer Länder.

Die vitischen Häuptlinge singen nicht, sondern blos die Leute vom Volke, die Frauen und Kinder; die Männer singen mit Männern, die Kinder mit Kindern und die Frauen mit Frauen.

Geschichte des Viti-Archipels.

Tasman war der Entdecker des Viti-Archipels im Jahr 1643. Er sah nur einige Inseln und Riffe, die er Prinz-Wilhelms-Inseln und Untiefen von Heemskerk nannte. Aus den Forschungen d'Urville's wurde nachgewiesen, daß die von Tasman gesehenen Inseln Tanudza, Rambe, Tabe-Uni und Laudzala waren, wie sie von den Eingebornen benannt werden.

Im Jahr 1774 entdeckte Cook die Insel Batoa.

Bligh durchkreuzte die Gruppe als Flüchtling, nachdem ihm seine empörten Matrosen sein Kommando abgenommen hatten; da er aber auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge und ohne alle Instrumente war, konnte er keine Forschungen anstellen. Als er nach Taïti zurückging, fuhr er an dem ganzen südlichen Theil der großen Gruppe hinab, aber seine Beobachtungen, wenn er welche gemacht hat, wurden nicht veröffentlicht.

Im Jahr 1793 sah Entrecasteaux die Insel Batoa.

Maitland, Barber, Wilson gaben mehr oder minder genaue Karten von einigen Inseln. Der Kapitän Maitland nannte sie Länder der Freiheit. Mehrere Handelsschiffe haben sie besucht und besuchen sie noch, besonders wegen des Sandelholzes, woraus man in China und in Indien Essenzen macht, und woraus für die reichen Chinesen Särge verfertigt werden. Aber die meisten dieser Kauffahrerkapitäne haben nichts erfahren und konnten uns über nichts weiter berichten, als über das, was ihren Handel betrifft.

Mehreremale brachen blutige Streitigkeiten zwischen den Europäern, Amerikanern und Eingebornen aus, und es erfolgten daraus zwei bedeutende Katastrophen; die erste begegnete der Favorite, Kapitän Campbell, die im Oktober 1809 in der Sandelholzbai ankerte, und welche der Häuptling Bullandam, an der Spitze einer Flotte von 140 Piroguen,

zertrümmerte, indem er die größte Pirogue auf den Walfischfänger zurennen ließ, der dadurch in zwei Stücke getheilt wurde. Den Bericht hierüber findet man in der Reise Turnbulls um die Welt, die im Jahr 1813 herausgegeben wurde und er scheint ziemlich wahrscheinlich zu seyn, mit Ausnahme eines neuntägigen Fastens, das die Mannschaft zu erdulden hatte, welche gefangen genommen, später aber wieder frei gegeben wurde.

Was die zweite Katastrophe betrifft, die wichtigste in der Geschichte des Landes, so entnehmen wir den Bericht darüber dem Kapitän Dillon, der der Held derselben ist:

Dillon hatte sich gegen Ende des Jahres 1812 als zweiter Offizier auf dem Schiffe Hunter, Kapitän Robson, eingeschifft, das von Calcutta aus auf eine Reise nach Neusüdwales, die Viti-Inseln und endlich nach Kanton auslief. Er hatte schon früher diese Inseln besucht und sich 4 Monate lang daselbst aufgehalten. Während dieses Aufenthaltes hatte er sehr vertraut mit den Eingebornen gelebt und Fortschritte in Erlernung ihrer Sprache gemacht. Der Kapitän Robson selbst hatte sich zweimal auf diesen Inseln aufgehalten und einen großen Einfluß auf die Bewohner eines Theils der Küste der Sandelholzinsel gewonnen, indem er an ihren Kriegen Theil genommen und ihnen bei Vernichtung ihrer Feinde geholfen hatte, welche in seiner Gegenwart gefressen wurden. Der Häuptling, mit dem er am innigsten verbunden war, war Bonassar, Häuptling des Dorfes Vilear und seiner Umgebung im Innern der Insel.

Am Nachmittag des 19. Februar 1813 warf der Hunter in der Wallea-Bai Anker, ungefähr eine Viertelmeile von der Mündung eines kleinen Flusses, den man hinauffahren muß, um an das Dorf zu kommen. Vilear ist ungefähr eine Meile oder 1½ Meilen vom Ankerplatze entfernt, und die Ufer des kleinen Flusses sind mit einem prächtigen Grün bedeckt. Zu beiden Seiten breiten sich auf hohen Ebenen dichte Wälder von Leuchterbäumen bis auf eine geringe Entfernung vom Dorfe aus, wo der Boden ein wenig höher und ganz abgeholzt ist.

Man hatte noch nicht Anker geworfen, als der Bruder des Häuptlings von Vilear an Bord kam, um dem Kapitän zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Bald nachher erschien Bonassar selbst mit mehreren untergeordneten Häuptlingen, mit seinen Priestern und einem Lascaren, der ungefähr 20 Monate vorher vom Hunter desertirt war. Der Häuptling erzählte dem Kapitän, daß kurz nach der Abfahrt des Hunter nach Kanton die Bewohner der Dörfer, die er mit seinem Beistande erobert habe, sich empört und in Verbindung mit den mächtigen Stämmen, welche die Ufer eines großen Flusses Namens Nanpacab bewohnen, einen grausamen Krieg gegen ihn geführt hätten.

Bonassar suchte sodann die Engländer zu überzeugen, daß es unmöglich wäre, Sandelholz anzuschaffen, wenn nicht der furchtbare Bund mit Hülfe ihres Musketenfeuers besiegt werde. Er bat deßhalb den Kommandanten, in Verbindung mit ihm einen neuen Zug zu unternehmen. Der Kapitän Robson wollte sich Anfangs nicht dazu verstehen. Der Häuptling von Vilear stellte ihm aber die Gefahr vor, der seine Unterthanen ausgesezt seyn würden, wenn sie in den Wäldern zerstreut und mit dem Hauen des Sandelholzes für die Engländer beschäftigt wären, und daß ihre Feinde ihnen auflauern und sie aufheben könnten, wenn sie sich dessen am wenigsten versehen würden. Der Kapitän und Dillon stiegen

ans Land, Bonassar begleitete sie, und sie begaben sich ins Dorf, wo sie ganz gut aufgenommen wurden. Man brachte ihnen Schweinefleisch, Yamswurzeln und Kokosnüsse. Am folgenden Morgen wurden sie an Bord von zwei englischen Matrosen besucht, die Terentius Dun und John Riley hießen. Der erste war vom Hunter auf seiner lezten Reise verabschiedet worden und der andere zu gleicher Zeit von einer amerikanischen Brigg.

Diese Leute sagten ihnen, daß sie in verschiedenen Theilen der Viti-Inseln gewohnt hätten und überall von den Bewohnern ausnehmend gut behandelt worden seyen; daß aber andere Engländer, welche auf der benachbarten Insel, Namens Bow oder Imbao, wohnten, sehr unruhig und den Eingebornen deßwegen sehr lästig gewesen wären. Ihre Gewaltthätigkeit habe sie endlich so unerträglich gemacht, daß sich die Eingebornen einmal auf sie geworfen und drei davon getödtet hätten, ehe der König Zeit gehabt habe, mit seinem Ansehen einzuschreiten und der Wuth seines Volkes Einhalt zu thun, das Alles, was von Europäern auf der Insel gewesen sey, habe ermorden wollen. Deßhalb gab Dun den Rath, keinen von den noch übrigen Engländern an Bord des Hunter kommen zu lassen. Wir müssen hier erklären, wie es kam, daß eine so große Zahl Matrosen aus so verschiedenen Ländern der Erde auf diese Inseln gekommen war. Im Jahr 1808 scheiterte eine amerikanische Brigg, welche aus dem Laplatastrome kam, bei einer der Viti-Inseln; sie hatte 40,000 spanische Piaster an Bord, der Mannschaft gelang es, sich in den Booten des Schiffes zu retten; ein Theil flüchtete sich auf ein amerikanisches Schiff, das gerade in der Bai von Maïanbur an der Küste der Insel Sandal vor Anker lag, der Rest aber auf die nahe Insel Bow, wobei so viele Piaster mitgenommen wurden, als man nur in dem Fahrzeuge unterbringen konnte. Kurze Zeit nachher kamen mehrere englische, indische, amerikanische und neusüdwalische Schiffe auf die Viti-Inseln, um Sandelholz zu laden. Die Gerüchte von dem Vorhandenseyn einer so großen Menge Geldes auf einer dieser Inseln waren eine große Versuchung für die Matrosen dieser Fahrzeuge. In der Absicht, sich zu bereichern, desertirten einige, andere ließen sich von ihrem Kapitäne verabschieden, und alle begaben sich an den Ort, der den Schatz barg, nach dem es sie gelüstete. Einige von ihnen kauften mit den Piastern, welche sie sich zugeeignet hatten, Feuerwaffen und Pulver. Mit Hülfe dieser Waffen konnten sie dem König von Bow und seinen Unterthanen in ihren Kriegen wichtige Dienste leisten. Sie nahmen Weiber unter ihnen und führten ein angenehmes Leben bis zu der Zeit, da ihr Uebermuth und die Furcht, welche sie den Eingebornen einflößten, dieselben bestimmten, sie zum Theil niederzumachen. Wir werden bald sehen, welches grausame Schicksal die übrigen in Folge des Benehmens des Kapitän Robson zu erdulden hatten.

„Von unserer Abreise an bis zu Ende des Monats März," sagt Dillon, „wurde uns das Sandelholz sehr langsam geliefert. Zu wiederholten Malen baten die Eingebornen der Nachbarschaft unsern Kapitän, ihnen in ihren Kriegen beizustehen, wogegen sie versprachen, unsere Ladung in einem Zeitraume von zwei Monaten, nachdem ihre Feinde besiegt worden wären, zu vervollständigen. Der Kapitän Robson gab endlich ihren Bitten nach. Wir unternahmen also am 1. April einen Zug gegen die kleine Insel Nanpacab, die ungefähr 6 Meilen über der Mündung des Flusses gleichen Namens und ungefähr 40 bis 50 Meilen von unserm Ankerplatze liegt.

Wir rüsteten 3 bewaffnete Boote aus, welche 20 Schützen trugen und ein anderes, auf welchem ein Steinböller oder eine kleine zweipfündige Kanone sich befand. Wir waren von 46 großen Piroguen begleitet, welche, wie ich glaube, beinahe 1000 bewaffnete Wilde trugen. Dreitausend andere gingen zu Lande auf den Kampfplatz los. Das schlechte Wetter nöthigte uns, bis zum Morgen des 4ten auf einem Inselchen, das neben der Mündung des Nanpakap liegt, anzuhalten. Wir liefen sodann in den Fluß ein. Der auf beiden Ufern im Hinterhalte liegende Feind begrüßte uns mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen, die mit Schleudern sehr geschickt geworfen wurden. Als wir uns der kleinen Insel Nanpakab näherten, fanden wir sie befestigt. Nach einigen Schüssen aus unserm Steinböller verließen die Vertheidiger des Forts dasselbe und retteten sich auf das feste Land, von wo sie aber durch unser Musketenfeuer bald vertrieben wurden. In diesem Treffen wurden 10 Krieger von Nanpakab getödtet. Ihre Leichname wurden in die Piroguen unserer Hülfstruppen gebracht, mit Ausnahme eines einzigen, der von einer sehr schnell segelnden Pirogue nach Vilear abgeschickt wurde, um dort verzehrt zu werden. Nach diesen Scharmüzeln fuhren wir den Fluß 15 Meilen weit hinauf, und zerstörten die Dörfer und Pflanzungen auf beiden Ufern. Abends fuhren wir wieder hinab und hielten an einem Orte an, wo dann die Eingebornen Zurüstungen zu einem gräßlichen Gastmahle trafen.

„Die Insulaner streckten die Leichname ihrer Feinde auf dem Grase aus, und die Priester zerstückelten sie. Bei dieser Operation gehen sie folgendermaßen zu Werke. Zuerst werden die Füße von den Beinen, dann die Beine von den Schenkeln getrennt, und dann die Zeugungstheile weggenommen; hernach werden die Schenkel von den Hüften, die Hände von den Vorderarmen, die Vorderarme von den Armen, und die Arme von den Schultern losgetrennt; endlich wird der Kopf und der Hals von dem Rumpfe geschnitten. Jedes dieser Stücke Menschenfleisch wird nun sorgfältig in grüne Bananenblätter eingewickelt und in den Ofen gelegt, wo es mit Tarowurzeln gebraten wird.

„Am Morgen des 5ten," fährt Dillon fort, „fuhren wir an der Küste gegen Osten hin: aber wir fanden die Dörfer, die Forts und die Pflanzungen verlassen. Am 8ten Abends kamen wir wieder an unser Schiff. Zu Anfang des Mai stieß unser Lichter, der Kutter Elisabeth, Kapit. Bollard, wieder zu uns; er war vor uns von Port-Jackson abgesegelt und wollte uns auf den Sandwich-Inseln treffen. Einige Tage nachher besuchten uns die auf Bow wohnenden Engländer. Der Kapitän stellte sie als Ruderer für unsere Boote an, und versprach ihnen einen monatlichen Gehalt von 4 Pfund Sterling, der ihnen in Messern, Glaswaaren und Quincaillerie zu einem festen Preise bezahlt werden sollte. Sie sollten nach Bow zurückkehren, wenn unser Schiff segelfertig wäre."

Mai, Juni, Juli und August verflossen, und die Eingebornen hatten den Europäern erst 150 Tonnen Sandelholz, also höchstens den dritten Theil der Ladung, verschaffen können. Sie erklärten ihnen jezt, daß es ihnen unmöglich sey, ihnen weiter zu liefern, weil die Wälder durch die vielen Fahrzeuge, welche seit einigen Jahren diese Striche besucht hätten, erschöpft seyen.

Die Häuptlinge und andere Eingeborne von Bedeutung kamen nicht mehr an Bord des Schiffes, aus Besorgniß, man möchte sie als Geißeln

zurückbehalten, bis sie ihre eingegangene Verbindlichkeit, die Ladung zu ergänzen, erfüllt hätten. Der Kapitän Robson war erbittert darüber, sich von einem barbarischen Volke so listig hintergangen zu sehen, und beschloß, sich an seinen alten und getreuen Verbündeten, denen er so oft zu einer Mahlzeit von dem Fleisch ihrer Feinde geholfen hatte, zu rächen.

Zu Anfang des Septembers kamen zwei große Piroguen von Bow mit ungefähr 220 oder 230 Mann an das Schiff, um die Europäer, welche im Monat Mai mit ihren Weibern zu den Engländern gekommen waren, zurückzufordern und mitzunehmen. Zugleich griff Kapitän Robson, der mit dem Kutter ungefähr 20 Meilen vom Schiffe entfernt war, eine Flottille von Piroguen aus Vilear an, und nahm 14 davon weg. Als sodann der Kutter wieder zu dem Schiffe gestoßen war, wollte der Kapitän denselben umlegen lassen, damit einige Beschädigungen, die er erlitten hatte, ausgebessert werden könnten. Indeß hielt er es für klug, ehe er dieß vornehmen lasse, zuvor der übrigen Piroguen von Vilear sich zu bemächtigen, um die Wilden zu verhindern, die Matrosen, während sie mit Ausbesserung des Kutters, den man nothwendig ans Land ziehen mußte, beschäftigt wären, zu überfallen.

Am 6. September wurden alle zum Schiffe gehörenden Europäer, sowie alle Europäer aus Bow, mit Flinten bewaffnet, und unter den Befehlen des ersten Lieutenants Normann abgesandt. Man landete an einem Orte, genannt der schwarze Felsen, in geringer Entfernung östlich vom Flusse; die beiden Piroguen von Bow, von denen oben gesprochen worden, kamen bald darauf eben dahin. In Kurzem stießen die Häuptlinge von Bow an der Spitze von 100 Kriegern zu den Engländern. Die beiden Piroguen und die Boote gingen nun von der Küste weg wieder auf die hohe See, um nicht während der Ebbe zu scheitern.

Nach der Landung zerstreuten sich die Europäer in kleinen Truppen zu zwei, drei oder vier Mann. Man stellte dem Lieutenant Normann vor, es wäre besser, seine Leute beisammen zu halten, weil ein plötzlicher Angriff von Seiten der Wilden zu besorgen sey; aber er beachtete diese Vorstellung nicht. Sie rückten nun ungehindert auf einem schmalen Pfade auf eine Ebene vor, und kamen bei einem Hügel an, dessen Spitze, die eine Art Hochebene bildete, sie erstiegen. Dort zeigten sich einige Eingeborne und bedrohten sie mit Geschrei und Gebärden. Normann wandte sich rechts und kam auf einen Fußpfad, der durch Gebüsch zu einigen Hütten führte.

„Ich folgte Normann," sagt Dillon, „mit 7 andern Europäern, den zwei Häuptlingen von Bow und einem ihrer Leute. Bald wollten uns einige Eingeborne den Weg versperren. Wir schoßen auf sie und tödteten einen, worauf die Andern entflohen. Normann befahl nun, die Hütte des Häuptlings und einige andere in Brand zu stecken. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen: und nach einigen Sekunden erhoben sich die Flammen von allen Seiten. Bald hörten wir ein gräßliches Geheul, das von dem Wege herkam, auf welchem wir die Hochebene erstiegen hatten. Aus diesem Geschrei schloßen die Häuptlinge von Bow, daß einige der Ihrigen, so wie auch Europäer, von den Wilden von Vilear getödtet worden seyen. Die leztern hatten sich versteckt gehalten, bis wir auf der Hochebene angekommen waren, und sodann unsere zerstreuten Leute angegriffen: diese waren, nachdem sie Feuer gegeben hatten, umringt und niedergemacht worden, ehe sie Zeit

gefunden, ihre Gewehre wieder zu laden. Andere hatten, wie ich nachher erfuhr, als sie sich von den Wilden eingeschlossen sahen, ihre Flinten weggeworfen, und waren eilends gegen die Boote zu geflohen. Indeß war es nur zweien gelungen, zu entwischen. Die kleine Truppe Normanns bestand nur aus 6 der Unsrigen, die mit Flinten bewaffnet waren und aus den zwei Häuptlingen von Bow, mit einem ihrer Leute. Wir beschlossen, uns geschlossen zu halten, unsern Weg nach den Booten hin zu nehmen, und uns mit Hülfe unserer Feuerwaffen den Weg zu bahnen.

„Wir beeilten uns in den Wald zu kommen. Es waren nur drei Insulaner auf dem Wege, welche uns unter Freudengeschrei zuriefen, es seyen mehrere unserer Leute getödtet worden, so wie auch einige Bewohner von Bow, und wir werden bald das nämliche Schicksal erfahren. Als wir oben auf dem Fußpfade angekommen waren, der in die Ebene herabführt, fanden wir Terentius Dun, durch einen Keulenschlag auf den Kopf getödtet, auf dem Boden liegen.

„Bald sahen wir die ganze Ebene, welche uns von unsern Fahrzeugen trennte, mit mehreren tausend wüthenden und bewaffneten Wilden bedeckt. Als wir auf dieser Seite hinabsteigen wollten, verließ uns ein junger Mann unserer Truppe, Namens Graham, und floh in den Wald zur Linken des Weges. Die drei Wilden, denen wir begegnet waren, verfolgten ihn sogleich dahin und machten ihn nieder. Dieser junge Mann war der Sohn eines Wirths von Port-Jackson und hatte schon viele Seereisen gemacht. Er hatte sich vor zwei Jahren als Dolmetscher bei den Bewohnern der Viti-Inseln auf einer amerikanischen Brigg eingeschifft, nachdem er diesem Fahrzeuge eine Ladung verschafft hatte, hatte er sich seinen Abschied geben lassen und war auf diesen Inseln geblieben. Nach diesem traurigen Fall sezten wir unsern Weg fort. Als wir am Fuß des Hügels angekommen waren, bereiteten sich die Wilden, uns zu empfangen; sie standen zu Tausenden rechts und links vom Wege und schwangen ihre Waffen. Mit Schaudern bemerkten wir, daß sie sich das Gesicht und den Leib mit dem Blute unserer Gefährten eingerieben hatten.

In diesem Augenblicke schleuderte ein Wilder, der unbemerkt hinter uns herabgestiegen war, auf Normann einen Wurfspieß ab, der ihm durch den Rücken drang und an der Brust herausfuhr. Er machte noch einige Schritte und fiel todt nieder. Ich schoß auf den Wilden, der unsern Anführer getödtet hatte, und lud mein Gewehr so schnell als möglich wieder. Als ich mich umwandte, sah ich, daß alle meine Gefährten auf verschiedene Seiten entflohen waren. Ich benuzte die Abwesenheit der Wilden, welche sie verfolgten, und lief aus Leibeskräften auf dem Fußpfade weiter; bald fand ich den Leichnam William Parkers über den Weg liegend, und seine Flinte neben ihm; ich nahm diese Waffe, und sezte meinen Weg mit übernatürlicher Eile fort.

Da erblickten mich aber die Wilden, und schickten sich an, mich zu verfolgen; einer von ihnen kam mir so nahe, daß ich genöthigt war, die Flinte Parkers, so wie ein sehr schweres Pistol, das ich im Gürtel hatte, wegzuwerfen. Bald erreichte ich den Fuß eines steilen Felsens, der allein in der Ebene stand. Da ich sah, daß es mir unmöglich war, den Haufen der Wilden zu durchbrechen, um zu unsern Booten zu kommen, rief ich meinen Gefährten, welche sich zu meiner rechten Seite befanden, zu: „Auf den Felsen! Auf den Felsen!“ Es gelang mir, die Spitze zu erklimmen,

wo ich fünf der Unsrigen sammelte: Charles Savage, Louis (ein Chinese), Martin Buchart (ein Preuße), Thomas Dafny und William Wilson. Die drei ersten waren auf Bow ansäßig, und die zwei lezteren gehörten zu unserer Schiffsmannschaft; die beiden andern Europäer von der Truppe Normanns, Mick Makkab und Joseph Atkinson, so wie die beiden Häuptlinge von Bow, waren getödtet worden. Dafny hatte, nachdem er sein Gewehr losgeschossen hatte, den Gewehrkolben zerbrochen, als er sich gegen die Keulen der Wilden damit vertheidigte; er war an mehreren Stellen verwundet, und hatte 4 Pfeile im Rücken stecken; die Spitze einer Lanze war in das Schulterblatt gedrungen und unter dem Schlüsselbein herausgefahren.

„Zum Glück war die Höhe, welche wir besezt hatten, so abschüssig, daß sie nur von Wenigen auf einmal erstiegen werden konnte; zugleich war sie so hoch, daß die Wilden uns mit ihren Wurfspießen und Schleudern nicht sehr beunruhigen konnten. Ebenso günstig für uns war es, daß ein starker Wind den Hagel von Pfeilen, die sie auf uns abschoßen, ablenkte. Da unser Anführer gefallen war, so hatte ich das Kommando übernommen; ich stellte deßhalb meine Gefährten so auf, daß unser Posten so vortheilhaft als möglich vertheidigt war. Ich gestattete nicht, mehr als einen Schuß auf einmal zu thun, und verwendete unsern Verwundeten zum Laden der Gewehre. Mehrere Wilden erklimmten die Höhe bis auf einige Ruthen von uns. Wir tödteten sie, so wie sie herankamen, weil unsere Rettung davon abhing. Nachdem auf diese Weise einige der Ihrigen gefallen waren, gaben die Wilden den Angriff auf. Da wir nur noch sehr wenig Munition hatten, so sparten wir sie so viel als möglich. Anderseits schoßen wir, um die schon große Wuth der Wilden nicht noch mehr zu steigern, nur im äußersten Nothfalle. Von der Höhe, welche wir besezt hielten, sahen wir unsere Boote, die Piroguen von Bow und unser Schiff vor Anker liegen, und unsere Rückkehr erwarten. Auf dieses leztere hofften wir nie mehr zu kommen, ob ich gleich immer noch einen Schimmer von Hoffnung hatte, der Kapitän Robson werde die sechs indischen Soldaten, welche sich an Bord befanden, die zwei oder drei Europäer und die Leute der Piroguen von Bow bewaffnen, sich an ihre Spitze stellen, und einen Versuch machen, uns zu befreien. Diese Hoffnung schwand gänzlich, als ich die Piroguen von Bow unter Segel gehen und auf ihre Insel zusteuern sah, ohne an dem Schiffe vorbeizufahren.

„Die Ebene um unsern Posten her war mit mehreren tausend Wilden bedeckt, welche sich in Erwartung unserer Landung alle gesammelt und in Hinterhalt gelegt hatten. Sie boten uns einen empörenden Anblick dar. Man zündete Feuer an, und heizte die Oefen, um die Glieder unserer unglücklichen Gefährten zu rösten. Ihre Leichname, so wie die Leichname der Häuptlinge und Insulaner von Bow wurden auf folgende Art vor die Feuer getragen: die Insulaner von Vilear machten aus Baumzweigen eine Art Tragbahre, welche sie auf ihre Schultern legten; die Leichname ihrer Opfer wurden quer über diese Tragbahre gelegt, so daß auf der einen Seite der Kopf und auf der andern Seite die Beine herabhingen; so wurden sie im Triumph bis zu den Oefen gebracht, in welchen ihre Glieder gebraten werden sollten, und dort sezte man sie in der Stellung eines sitzenden Menschen auf das Gras. Die Wilden fingen an unter wilden Freudenbezeigungen um sie her zu tanzen und zu singen; sodann durchbohrten sie

jeden der entseelten Körper mit mehreren Kugeln, indem sie sich dazu der Flinten bedienten, die in ihre Hände gefallen waren. Als diese Ceremonie beendigt war, fingen die Priester an, die Leichname vor unsern Augen zu zerstückeln. Die Stücke wurden zum Braten in den Ofen gelegt. Während dem waren wir von allen Seiten eingeschlossen, außer von der Seite eines Leuchterbaumwaldes, der an das Ufer stieß. Savage machte dem Martin Buchart den Vorschlag, auf diese Seite zu entfliehen, das Ufer zu erreichen und an's Schiff zu schwimmen. Ich widersezte mich und drohte, den Ersten, der den Felsen verlassen würde, zu tödten. Diese Drohung that für den Augenblick ihre Wirkung. Indeß schien sich die Wuth der Wilden ein wenig zu legen, und sie fingen an, unsere Reden und Aussöhnungsanerbietungen aufmerksamer anzuhören. Ich erinnerte sie, daß an dem Tage, an welchem die 14 Piroguen weggenommen worden seyen, 8 der Ihrigen gefangen genommen worden seyen, und an Bord des Schiffes festgehalten werden; einer von ihnen war der Bruder des Nambo oder Großpriesters der Insel. Ich gab der Menge zu verstehen, daß, wenn man uns tödte, diese 8 Gefangenen auch getödtet werden würden; daß aber, wenn man uns schone, meine 5 Gefährten und ich die Freilassung der Gefangenen sogleich bewirken würden. Der Oberpriester, den diese Wilden einer Gottheit gleich achten, fragte mich sogleich, ob ich die Wahrheit sage, und ob sein Bruder und die sieben anderen Insulaner noch am Leben seyen. Ich versicherte es ihm und machte ihm den Vorschlag, einen meiner Leute an Bord zu schicken, der den Kapitän auffordern sollte, sie frei zu geben, wenn er, der Großpriester, diesen Mann wohlbehalten bis zu unseren Booten führen würde. Der Priester nahm meinen Vorschlag an. Da Thomas Dafny verwundet war und keine Waffen hatte, um sich zu vertheidigen, bewog ich ihn, es zu wagen, zu dem Großpriester hinabzusteigen und mit ihm an unser Boot sich zu begeben. Ich befahl ihm, dem Kapitän auch zu sagen, daß ich besonders wünschte, er möchte nur die Hälfte der Gefangenen freigeben, ihnen eine große Küste mit Quincaillerie und andern Gegenständen zeigen, und ihnen dabei versprechen, diese den vier lezten Gefangenen mit ihrer Freiheit zu geben, sobald wir an das Schiff zurückgekommen seyn würden."

Der Matrose Dafny richtete den Auftrag Dillons aus, und dieser verlor ihn nicht aus den Augen, von dem Augenblicke an, da er ihn verließ, bis er auf dem Verdecke des Schiffes angekommen war. Während dieser Zeit war Waffenstillstand, der sich auch ohne die Klugheit von Charles Savage erhalten hätte. Einige Häuptlinge waren bis auf wenige Schritte unter Freundschaftsbezeigungen und dem Versprechen voller Sicherheit für ihre Personen, wenn sie zu ihnen herabkommen wollten, zu den Engländern herangekommen. Dillon traute diesen Versprechungen nicht und wollte keinen seiner Leute gehen lassen. Endlich gab er aber den dringenden Bitten Savages nach. Dieser hatte länger als fünf Jahre auf den Inseln gewohnt und sprach ihre Sprache geläufig.

Ueberzeugt, daß er sie aus ihrer bedrängten Lage befreien könne, bat Savage den Dillon inständig, ihm zu erlauben, mit den Häuptlingen, mit denen man verkehrte, mitten unter die Eingeborenen zu gehen, weil er nicht zweifle, daß sie ihr Versprechen halten würden, und daß er, wenn man ihn gehen lasse, gewiß den Frieden wiederherstellen würde, und alle wohlbehalten an Bord des Schiffes zurückkehren

würden. Dillon gab seine Einwilligung hiezu, bemerkte ihm aber, daß es durchaus gegen seine Ansicht sey, und forderte, daß er sein Gewehr und seine Munition zurücklasse. Er ging bis auf 200 Ruthen weit von dem Posten vor, den die Engländer besezt hatten, dort fand er Bonassar sitzen, umgeben von seinen Häuptlingen, welche ihre Freude bezeigten, ihn hier zu sehen, aber insgeheim entschlossen waren, ihn zu tödten und zu verzehren. Indeß unterhielten sie sich einige Zeit freundschaftlich mit ihm, sodann riefen sie Dillon in ihrer Sprache zu: „Steig herab, Peter, wir werden dir kein Leid zufügen; du siehst ja, wie wir mit Charles verfahren.“ Dillon sagte, er würde nicht herabkommen, bis die Gefangenen gelandet wären. Während dieser Unterredung stieg der Chinese Louis ohne sein Wissen auf der entgegengesezten Seite mit seinen Waffen herab, um sich unter den Schutz eines Häuptlings zu stellen, den er persönlich kannte und dem er in einigen Kriegen wichtige Dienste geleistet hatte. Als die Insulaner sahen, daß sie Dillon nicht bewegen konnten, sich ihren Händen zu überliefern, stießen sie ein gräßliches Geschrei aus. In demselben Augenblicke wurde Charles Savage an den Beinen ergriffen, und sechs Männer hielten ihm den Kopf so lange in ein mit Wasser gefülltes Loch, bis er erstickt war. Auf der andern Seite näherte sich ein riesenmäßiger Wilder dem Chinesen Louis von Hinten und zerschmetterte ihm den Schädel mit seiner ungeheuren Keule. Diese zwei Unglücklichen waren kaum getödtet, als sie zerstückt und in den für Dillon und seine Gefährten bereit gehaltenen Oefen gebraten wurden.

„Wir waren zur Vertheidigung der Anhöhe unserer nur noch drei,“ erzählt Dillon weiter, „und dieß gab unsern Feinden Muth. Wir wurden auf allen Seiten mit großer Wuth von den Kannibalen angegriffen, welche jedoch große Furcht vor unsern Flinten hatten, obgleich die Häuptlinge sie immer anfeuerten, uns zu ergreifen und herabzuführen, und Demjenigen die größten Ehren zu übertragen versprachen, der mich tödten würde, auch sie immer fragten, ob sie sich vor drei Weißen fürchteten, deren sie doch heute schon mehrere getödtet hätten. So ermuthigt, griffen sie uns heftiger an. Da wir zu Drei vier Flinten hatten, so waren immer zwei geladen, weil Wilson ein sehr schlechter Schütze war, und wir ihm deßwegen das Laden der Gewehre übertragen hatten, während Martin Buchart und ich feuerten. Der Preuße Buchart war in seinem Vaterlande Schütze gewesen und schoß sehr gut. Mit 28 Schüssen tödtete er 27 Wilde und fehlte also nur Einmal. Ich tödtete und verwundete auch mehrere, wenn mich die Noth dazu zwang*). Da unsere Feinde sahen, daß sie nicht ohne sehr großen Verlust zu uns herankommen konnten, so zogen sie ab und bedrohten uns mit ihrer Rache.

„Als das Fleisch unserer unglücklichen Gefährten gebraten war, wurde es aus den Oefen hervorgezogen und unter die verschiedenen Stämme vertheilt, welche es gierig verschlangen. Von Zeit zu Zeit forderten mich die Wilden auf, herabzukommen, und vor Ende des Tages mich tödten zu lassen, um ihnen die Mühe zu ersparen, mich während der Nacht zu zerstücken und zu braten. Ich war Stück für Stück den Häuptlingen zugewiesen, von welchen jeder das Stück bezeichnete, das er haben wollte, und

---

*) S. Blatt 222.

Kampf Dillons gegen die Vitier.

welche alle ihre Waffen schwenkten, und sich rühmten, so viele Weiße heute getödtet zu haben.

„Auf ihre gräßlichen Reden antwortete ich ihnen bloß, daß, wenn ich getödtet würde, ihre an Bord gefangen gehaltenen Landsleute ebenfalls getödtet werden würden, wogegen sie aber mit dem Leben davon kämen, wenn mir kein Leid geschähe. Hierauf erwiderten sie mir: „Der Kapitän Robson kann die Unserigen tödten und verzehren, wenn es ihm gefällt. Wir werden euch drei auch tödten und verzehren. Wenn es dunkel wird, werdet ihr nicht mehr genug sehen, um nach uns zielen zu können und bald werdet ihr kein Pulver mehr haben.“

„Da meine Gefährten und ich sahen, daß auf Erden uns keine Hoffnung mehr blieb, so richteten wir unsere Blicke gen Himmel und empfahlen dem Allmächtigen unsere sündhaften Seelen. Wir hatten nicht die geringste Hoffnung mehr, unseren Feinden zu entgehen, und machten uns darauf gefaßt, verzehrt zu werden, wie unsere Kameraden. Das Einzige, was uns abhielt, uns zu ergeben, war die Furcht, lebendig gefangen und dann gefoltert zu werden.

„Bisweilen, aber selten, foltern nämlich diese Wilden ihre Gefangenen. In einem solchen Falle gehen sie folgendermaßen zu Werke: sie ziehen ihren Gefangenen die Haut von den Fußsohlen, dann halten sie von allen Seiten Fackeln auf sie zu, wodurch sie zum Springen genöthigt werden, um dem Feuer zu entgehen, und dieß verursacht ihnen heftige Schmerzen. Oder schneiden sie ihren Gefangenen die Augenwimper ab und setzen sie so den Sonnenstrahlen aus, was die gräßlichste Qual seyn soll. Bisweilen reißen sie ihnen auch die Nägel aus. Uebrigens sind diese Foltern sehr selten, und treffen nur Diejenigen, welche sie aufs Aeußerste gereizt haben. Wir waren in diesem Falle, weil wir, unserer Vertheidigung halber, so viele der Ihrigen getödtet hatten.

„Wir hatten nur noch 15 oder 17 Patronen und beschloßen nun, sobald es dunkel würde, den Kolben unseres Gewehres auf den Boden zu stützen, und die Mündung auf unsere Brust zu richten, und in dieser Stellung uns lieber selbst zu tödten, als lebend in die Hände dieser Ungeheuer zu fallen.

„Kaum hatten wir diesen verzweifelten Entschluß gefaßt, als wir unser Boot vom Schiffe abstoßen und ans Land kommen sahen. Wir zählten die 8 Gefangenen. Ich war bestürzt darüber und konnte kaum glauben, daß der Kapitän den dummen Streich gemacht habe, alle freizugeben, während unsere einzige Hoffnung darauf beruhte, daß die befreiten Gefangenen sich für uns verwenden würden, damit wir, wenn wir an Bord unseres Schiffes angekommen wären, uns wiederum für die Freiheit ihrer Brüder verwenden möchten. Da diese weise Vorsichtsmaßregel trotz meiner ausdrücklichen Erinnerung vernachläßigt worden war, so hielt ich Alles für verloren und sah keinen andern Ausweg mehr vor mir, als den Plan, uns selbst zu tödten, auszuführen.

„Kurz nachdem die 8 Gefangenen gelandet waren, führte man sie ohne Waffen zu mir, unter dem Vortritt des Priesters, der mir sagte: der Kapitän Robson habe sie alle freigegeben und habe ihnen eine Küste mit Messern und Quincaillerie als unser Lösegeld für die Häuptlinge mitgegeben, denen er unsere Waffen zu übergeben uns aufforderte. Dann, sezte er hinzu, werde er uns unversehrt zu unserem Boote bringen. Ich

antwortete ihm, so lange ein Athem in mir sey, würde ich meine Flinte, die mein Eigenthum sey, nicht ausliefern, weil ich gewiß wisse, daß man meine Gefährten und mich behandeln würde, wie Charles Savage und Louis.

„Der Priester wandte sich nun an Martin Buchart, und suchte ihn zu überzeugen und für seinen Vorschlag zu gewinnen. In diesem Augenblicke kam mir der Gedanke, den Priester gefangen zu nehmen und zu tödten, oder gegen seine Freiheit die meinige zu erhalten. Ich band die Flinte Charles Savage's mit meinem Halstuche an meinen Gürtel, und als dieß geschehen war, hielt ich die Mündung der meinigen dem Priester vor das Gesicht und erklärte ihm, daß ich ihn tödten würde, wenn er zu entfliehen suche, oder wenn einer der Seinigen auch nur die geringste Bewegung mache, mich und meine Gefährten anzugreifen oder uns auf unserem Rückzuge aufzuhalten. Ich befahl ihm, gerade auf unser Boot loszugehen, und bedrohte ihn mit einem plötzlichen Tode, wenn er nicht gehorche. Er gehorchte, und indem wir durch den Haufen der Wilden gingen, ermahnte er sie, sich niederzusetzen und weder Petern noch seinen Gefährten ein Leid zuzufügen, weil wir, wenn sie uns angriffen, ihn tödten und sie dann den Zorn der in den Wolken thronenden Götter auf sich ziehen würden, welche, erzürnt über ihren Ungehorsam, die Insel sammt ihren Bewohnern vom Meere verschlingen lassen würden.

„Die Eingebornen bezeigten die tiefste Ehrfurcht vor den Ermahnungen ihres Priesters und sezten sich auf das Gras nieder. Der Ambetti (so nennen sie ihre Priester) ging nun, wie ich ihm befohlen hatte, auf unser Boot zu. Buchart und Wilson hielten ihm die Mündung ihres Gewehrs je an seinen Schlaf, und ich hielt ihm das meinige zwischen die Schultern und trieb ihn damit zum schnelleren Gehen an. Die Herannäherung der Nacht und der natürliche Wunsch, mein Leben zu erhalten, hatten mir dieses Auskunftsmittel eingegeben, da mir der große Einfluß bekannt war, den die Priester auf alle barbarischen Nationen haben.

„Als wir bei den Booten ankamen, stand der Ambetti plötzlich stille. Ich befahl ihm, weiter zu gehen, er weigerte sich aber aufs Entschiedenste, und erklärte mir, daß er nicht weiter gehen könne, und daß ich ihn tödten solle, wenn ich wolle. Ich bedrohte ihn mit dem Tode, und fragte ihn, warum er nicht bis an das Ufer des Meeres gehen wolle. Er antwortete: „Ihr wollt mich lebend an Bord des Schiffes bringen und mich auf die Folter spannen.“ Da keine Zeit zu verlieren war, so befahl ich ihm, sich nicht zu rühren, und mit immer auf ihn gerichteten Flinten gingen wir rückwärts an das Wasser und erreichten so eines unserer Boote. Wir hatten uns kaum eingeschifft, als die Wilden in Massen herbeieilten und uns mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen überschütteten; aber wir waren bald außer dem Bereiche ihrer Bogen und Schleudern.“

Sobald die drei Europäer sich außer Gefahr sahen, dankten sie der göttlichen Vorsehung und ruderten aus allen Kräften an das Ufer, das sie in dem Augenblicke erreichten, als die Sonne diesen Schauplatz des Greuels zu beleuchten aufhörte.

Dieß ist das außerordentliche Abenteuer Dillons auf diesem Archipel. Unglücklicherweise lieferte es, so wie die anderer Kauffahrer, nur wenige geographische Notizen von wesentlichem Interesse über diese so unbekannten Länder.

Der Seemann, der das geographische Chaos der Viti-Inseln am besten enthüllt hat, ist gewiß d'Urville, dem man die Untersuchung und Aufnahme sehr vieler Inseln und wichtigen Riffe verdankt, und der ihre Lage vom 25. Mai bis 11. Juni 1827 auf eine sichere Weise, theils durch eigene Arbeiten, theils durch die sorgfältige Vergleichung der ihm von den Häuptlingen gelieferten Nachweisungen konstatirte. d'Urville war mit den Eingebornen und den Häuptlingen sehr zufrieden. Indeß suchten ihm die Eingebornen auf Laguemba ein Boot wegzunehmen*).

Hier die lezten Nachrichten, die wir über diesen Archipel und seine Bewohner empfangen haben:

Im Laufe des Jahres 1834 kam der Kapitän Bureau von Nantes in Valparaiso (Chili) mit einer kleinen Brigg, l'aimable Josephine genannt, an. Er fand in diesem Hafen eine schöne Kriegsbrigg, die zu Bayonne erbaut worden war, kaufte sie von der chinesischen Regierung und trug den Namen Aimable Josephine auf sie über. Er segelte auf seinem neuen Schiffe nach den Viti-Inseln, wo er sich Schildkrötenschalen und Tripangs zu verschaffen hoffte. Von da aus hatte er im Sinne, zur Perlenfischerei nach den Pallisser-Inseln abzugehen. Als er bei der Insel Imbao im Viti-Archipel angekommen war, landete er auf derselben einen jungen Mann, der mit allem Nöthigen zum Tauschhandel mit den Eingebornen versehen war, aber dieser Mann täuschte sein Vertrauen.

Ungefähr eine Meile von Imbao liegt eine kleine Insel Beu, von welcher sich der Häuptling und vier andere Eingeborne eines Morgens an Bord der Aimable Josephine befanden, als gerade der Kapitän ein Boot an's Land schickte. Plötzlich schrie der Häuptling: „Kapitän! dein Boot sinkt unter!" Während nun der Offizier aufmerksam durch sein Fernglas blickte, um zu sehen, ob dem wirklich so sey, wurde er durch einen Schlag mit einer Keule von Eisenholz plötzlich niedergeschlagen und blieb auf der Stelle todt. Der zweite Offizier und die meisten Matrosen, die nicht auf ihrer Hut waren, wurden ebenfalls erschlagen. Andere Eingeborne, welche in ihren Piroguen auf der Lauer lagen, stießen unverweilt zu den ersten und vollendeten die Niedermetzelung der Mannschaft. Die Brigg wurde nun gelichtet, und in Untiefen getrieben, wo sie ein anderes Schiff unmöglich hätte herausholen können. Man vermuthete, ein Matrose, der bei der Ankunft der Brigg im Viti-Archipel sich auf ihr engagirt hatte und die Landessprache geläufig sprach, habe an dem Komplotte der Indianer Theil genommen und ihnen gezeigt, wie sie das Schiff lichten und auf den Strand treiben müßten.

Der Kapitän eines amerikanischen Schiffes, das sich in der Sandelholzbai befand, wollte, als er dieses Ereigniß erfahren hatte, aus dem Unglück der Franzosen Nutzen ziehen; er begab sich an Ort und Stelle, und trat wegen des Ankaufs der französischen Brigg, gegen die er eine Quantität Pulver und Feuerwaffen geben wollte, mit den Eingebornen in Unterhandlung. Die Eingebornen hoben den Anker und führten die Brigg an den Ankerplatz des amerikanischen Fahrzeuges; als der Matrose, der sich gegen das Leben seines Kapitäns verschworen hatte und dessen Absichten dieser Handel zuwider war, die Eingebornen fragte, ob man sie auch schon bezahlt

*) S. Blatt 196.

habe. Auf ihre verneinende Antwort rieth er ihnen, die Brigg nicht auszuliefern und den Anker fallen zu lassen, was sie auch thaten.

Zwischen den beiden Parteien entstand nun ein Streit; das amerikanische Schiff feuerte mit seinen Kanonen auf die Brigg, welche antwortete; von Beu aus wurden einige Flintenschüsse, von Ambu aus zwei Kanonenschüsse abgefeuert; aber die Kämpfenden waren zu weit auseinander, als daß sie einander hätten Schaden thun können. Das amerikanische Schiff beeilte sich, aus Furcht vor weiteren Angriffen der Wilden, diese Striche zu verlassen, und ging nach Neuseeland ab, von wo aus die Nachricht von der Katastrophe der Aimable Josephine schnell nach der englischen Kolonie Neusüdwales gelangte.

Der Kapitän Dillon, welcher auf Vanikoro zuerst die Trümmer vom Schiffbruche Lapérouse's aufgefunden hatte, und von dessen Heldenthaten auf Viti wir kaum berichtet haben, war zu Sidney, als die Nachricht von diesem Ereignisse dort ankam. Er nahm sich vor, in seiner Eigenschaft als französischer Vicekonsul für die Inseln des stillen Meeres, wozu er vor der Julirevolution ernannt worden war, als Beschützer des französischen Handels aufzutreten, und für den Fall, daß die Aimable Josephine von irgend einem englischen oder amerikanischen Walfischfänger nach Sidney oder Neuseeland geführt würde, um dort ausgebessert oder wieder aufgetakelt zu werden, sie gegen eine Schadloshaltung für die Wiederabjagung zurückzubehalten. Auch sandte er Verhaltungsbefehle an seine Leute auf Taiti, daß sie die Goelette in Beschlag nehmen sollten, welche der Kapitän Bureau hatte erbauen und nach Sidney bringen lassen, wo sie bleiben sollte, bis sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zugestellt werden könnte.

In Polynesien zerstreute Inseln.

Nachdem wir diesen großen Archipel beschrieben haben, der Polynesien mit Melanesien verbindet, das mehrere Erzeugnisse enthält, welche den Inseln des großen Oceans fremd sind, und den Uebergang bildet von der armseligen Flora Polynesiens zu der reichen Flora Melanesiens und Malaisiens, müssen wir noch einige zerstreute und von jeder Gruppe getrennte Inseln nennen: als die Inseln Copper und Henderson (deren Lage und Daseyn uns übrigens zweifelhaft zu seyn scheinen), die Insel Kemin südlich von Manaïa, die Baß-Inseln, die Insel Rapa, die, weil sie von jedem Lande getrennt sind, die Existenz ihrer Bewohner für immer verbergen zu wollen scheinen. Welcher Felsen und welches Riff kann aber den Nachforschungen von Menschen entgehen, welche die Liebe zum Gelde stachelt, jenem kühnen Walfischfänger von Sidney, jener Masse von Kauffahrern, welche zum Handel mit Schildkrot, Perlmutter und Sandelholz verwendet werden! Hoffen wir jedoch, daß unterrichteten Seemännern und reisenden Menschenfreunden die Entdeckung einiger interessanten Länder vorbehalten sey, deren Besuch dann von den Eingebornen gesegnet würde, weil sie dieselben zur Civilisation leiten würden.

Ein Eingeborner hält einem Mädchen den Kopf seines Vaters entgegen!

Digitized by Google

M e l a n e s i e n.

Allgemeine Uebersicht.

Der Theil von Oceanien, den wir jezt noch zu beschreiben haben, ist der, welcher nach Malaisien die größten Inseln und einen Kontinent (Australien oder Neuholland) enthält, welcher nur um ein Viertheil kleiner ist als Europa. Er besizt zwei schwarze Rassen, die andamenische und die papuasische, die wir bereits in unserm allgemeinen Gemälde von Oceanien beschrieben haben. Dieser große Theil, der einen starken Kontrast gegen die andern Länder dieser neuen Welt bildet, zeichnet sich durch hohe Berge, unermeßliche Wälder, unermeßliche Wüsten und eine außerordentliche Vegetation, bewunderungswürdige Vögel und seltsame Thiere aus. Seine Inseln sind die am wenigsten bekannten dieses fünften Welttheils, und am wenigsten von Schiffen und Kaufleuten besucht, obgleich der Reichthum ihres Bodens die Aufmerksamkeit der Kaufleute und ihre vegetabilischen und wahrscheinlich auch ihre mineralischen Produkte den Eifer der Gelehrten anregen sollten.

Bougainville, Cook, Vancouver, d'Entrecasteaux, unser unglücklicher La Perouse, d'Urville, Lütke und einige Andere haben ohne Widerspruch der Geographie von Oceanien und von Polynesien und Melanesien, die wir noch zu beschreiben haben, wichtige Dienste geleistet. Wie ausgedehnt auch ihre Nachforschungen waren und wie sehr sie auch die Sphäre unserer Kenntnisse erweitert haben, so bleibt doch noch viel in diesen weiten Ländern zu entdecken. So kennt man z. B. von Papuasien und den Salomo-Inseln nur die Küsten; man weiß Nichts über das Innere des Landes und sehr wenig über die andern Archipel Melanesiens; was uns übrigens nicht befremden darf, weil viele Gegenden, die näher bei uns liegen, wie verschiedene Theile von Bosnien, Natolien, Arabien, den beiden Amerika und besonders dem geheimnißvollen Afrika uns beinahe ganz unbekannt sind und wahrscheinlich noch lange seyn werden, weil hier Lokalhindernisse vorhanden sind, die weder Muth noch Klugheit überwinden kann. Um neue Entdeckungen zu machen, müßte man, glaube ich, die von dem ehrenwerthen Kapitän Lütke befolgte Methode nachahmen.

Sobald er in den Carolinen-Archipel eingelaufen war, beobachtete er die unveränderliche Regel, bei der Nacht nur mit wenigen Segeln zu fahren, um in der Dunkelheit nicht an einem unbekannten Land vorbeizufahren, oder auf dasselbe zu stoßen. Auf diese Weise verlor er zwar täglich 10—12 Stunden; aber dieser Verlust wurde durch die Sicherheit der Fahrt und genauere Erforschung des durchforschten Meerstriches, wieder ersezt.

Nur einmal, als auch nicht der mindeste Anschein von Raum für eine kleine Insel vorhanden war, wich er von dieser Regel ab. Als der Seniavine — so hieß das Schiff, das er befehligte — seine Fahrt die ganze Nacht nur mit wenigen Segeln fortgesezt hatte, sah die Mannichaft bei Tagesanbruch ein hohes und kleines Land vor sich: es war die Insel Puynipet. Lütke traute seinen Augen kaum, so unmöglich schien ihm eine so interessante Entdeckung an diesem Orte zu seyn. Wir selbst haben drei kleine Inseln südlich von der Insel Bassilan im Sulong-Archipel entdeckt, als wir Muscheln, Sternkorallen und grauen Ambra suchten: ein Beweis, daß die Entdeckung unbekannter Länder blos das Werk eines blinden Zufalls ist, und daß die, welche sich um die Ehre einer ersten Entdeckung streiten, um nichts streiten. Natürlich muß man von einer zufälligen Entdeckung die auf Berechnungen und Kombinationen begründete Aufsuchung unterscheiden. In diesem Sinne fand Columbus Amerika. So fand Cook die Inseln des Marquis Mendoza (Nuka-hiva-Inseln), die Neuhebriden und mehrere andere; aber die Hanaï- oder Sandwich-Inseln, die wichtigsten von allen, die er dem Gebiete der Geographie beigefügt hat, sind seine Entdeckung.

Es gibt ein Princip in der physischen Geographie, sagt Malte-Brun, dessen Anwendung bisweilen den Erfolg nautischer Untersuchungen, besonders in diesen Strichen, sichern würde. Die Inseln Oceaniens folgen in ihrer Lage einer Art regelmäßiger und paralleler Richtung. Betrachte man nur die Archipel von Luisiade und den Salomon-Inseln; werfe man nur einen Blick auf die Neuhebriden und auf Neucaledonien. Selbst kleine Inselketten haben ihre Richtung gewöhnlich von Nordwest nach Südost.

Von dieser Art ist beinahe die ganze Bildung dieser Seehemisphäre. Bemerken wir noch, daß meistens jede Inselkette, so zu sagen, ihren Kern hat, ein hohes Land von einer gewissen Ausdehnung und Höhe, hinter oder vor welchem eine Reihe Inseln ist, die an Größe allmälig abnehmen, wie man oft bei chemischen Operationen einen größeren Krystall von einer Reihe kleinerer bekleidet sieht. Diese Stellung findet sich namentlich bei hohen Inseln älterer Formation, während die niederen Inseln, welche ihre Entstehung den Arbeiten der Polypen und der Anhäufung von Sand verdanken, in weniger regelmäßiger, doch der Stellung der hohen Inseln ungefähr ähnlicher Stellung sich zeigen. Dem von diesen Beobachtungen angezeigten Gange folgend, entdeckte der glückliche und unsterbliche Cook die ganze Kette der Neuhebriden, während sie Quiros und Bougainville nur auf Einem Punkte durchkreuzten. Durch das nämliche Mittel entdeckten die Kapitäne Marshal und Gilbert in wenigen Tagen die ganze Kette der Mulgrave-Inseln, welche Byron, der doch das Ende davon gesehen hatte, verfehlte. Wäre Cook diesem Grundsatze ferner gefolgt, so hätte er zu der Kette der Marquisen-Inseln auch noch die neuerdings entdeckte Insel Romanzoff finden können.

Papuasien oder Neuguinea.

Neuguinea, das wir Papuasien zu nennen vorgeschlagen haben — ein Name, der später von den gelehrtesten Geographen und Seemännern

angenommen wurde und uns der einzig passende schien, weil die Rasse auf diesen Küsten die Papuarasse ist — bildet ein großes Land, das 400 Meilen lang ist, seine Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest und ungefähr 130 Meilen Breite hat (seine mittlere Breite beträgt ungefähr 70 Meilen). Seine Oberfläche umfaßt ungefähr 40,000 geographische Quadratmeilen. Seine Gränzen sind der südlichen Breite nach 0° 19′ und 10° 2′, der östlichen Länge nach 128° 23′ und 146° 15′. Der Kanal Macluer und die Bai Geelwink bilden im westlichen Theile zwei beinahe ganz isolirte und zirkelförmige Halbinseln. Ob der östliche Theil dießseits des Huongolfes ein einziges Land oder eine der Luisiade-Gruppe ähnliche Inselgruppe bildet, wissen wir bis jezt noch nicht.

Das Kap Rodney wird als der östlichste Punkt dieser großen Insel angesehen. Auf dem ganzen nördlichen Striche, der beinahe an den Aequator reicht, läuft in geringer Entfernung vom Ufer eine Kette hoher Berge hin, deren höchste Theile die östlichen und westlichen Spitzen sind. Die Insel an der nördlichen Küste, so wie das feste Land daselbst, sind hoch und leicht zugänglich.

Papuasien ist nach unserer Meinung der Herd der schwarzen Menschen, welche die große Abtheilung von Melanesien bewohnen, die Maltebrun unrichtig in eine einzige Rasse zusammengeworfen hat, während sie doch zwei sehr bestimmt unterschiedene Rassen bilden und mehrere Spielarten, wovon zwei bemerkenswerth sind. Wir haben zuerst diese große Frage über die Rassen Oceaniens und ihre Spielarten angeregt. Mit Vergnügen sahen wir, daß unsere Ansicht und unsere Entdeckungen in dieser Hinsicht von mehreren Gelehrten und unter anderen von Victor Courtet in seiner Denkschrift über die schwarzen Rassen und dem Dr. Saucerotte in seiner Schilderung der Rassen angenommen wurden. Wir haben die Melanesier und Andamenier oder schwarze Ureinwohner von Papuasien (dieß ist der Name, den ihnen die Bewohner vom Stamme Roni in Papuasien gaben), welche Australien bevölkert haben, und in Papua's, welche sich auf beinahe allen Inseln Melanesiens niedergelassen haben, unterschieden; die ersten stammen ursprünglich von den Andameniern oder Aëta's auf der Insel Kalemantan oder Borneo, welche durch eine frühere Auswanderung die andamenischen Inseln neben dem bengalischen Meere bevölkert haben, die zweiten von den Dayers oder Igoloten der großen Insel Kalemantan ab. Was die zwei bedeutendsten Spielarten betrifft, so ist die erste die der Papu's, die d'Urville unrichtig Papua's nennt. Die Papu's, welche wir Papu-Malaien zu nennen vorgeschlagen haben, sind eine hybridische oder mulattische Spielart, entstanden aus der Vermischung der Malaien mit den Papua's. Sie bewohnen das Küstengebiet der Inseln Veguin, Saluati, Gamen und Battanta und den nördlichen Theil von Neuguinea von der Sabelospitze an bis zum Cap Dori. Die zweite Spielart ist die der Pu-Andamenier, ein Name, den ich ebenfalls zu Bezeichnung der Hybriden vorgeschlagen habe, welche aus der Vermischung der Papua's und Andamenier entsprungen sind. Der Leser kann hierüber das Kapitel Anthropologie und Ethnographie im ersten Bande von Oceanien nachsehen und die Ethnographie der großen Insel Kalemantan oder Borneo, welche nach unserer Ansicht die Mutter aller Völker Oceaniens ist. Ehe wir aber dieses Kapitel beschließen, müssen wir einen andern wichtigen

Irrthum hervorheben, den d'Urville mit seiner mächtigen Autorität eingeführt hat: die Arfaki's der Umgebungen von Dori sind, wie er sagt, schwarze Menschen mit fliegenden Haaren, mit wilden und grassen Blicken und von rußartiger Farbe; es sind dieß die wahren Andamenier, und wir wollen beisetzen, daß besonders die im Innern Menschenfresser sind; aber nicht alle Arfaki's von Papuasien sind schwarz; es gibt auch einige Hybriden, welche zu den beiden Hauptspielarten der beiden Rassen gehören, die wir sorgfältig beschrieben haben, welche auch den Namen Arfaki's führen, ein Wort, das dem Worte Alfuras oder Harafurs entspricht, und welche keineswegs eine besondere Rasse bilden. Das Wort Alfura nämlich bedeutet in der Sprache der Daya's von Kalemantan wilde Menschen. Im Innern dieses großen Landes führen sie den Namen Punams. So heißen in den caucasischen Ländern alle Bergvölker Lesgui, Beddah diejenigen, welche die Wälder der Insel Ceylon bewohnen. — Also gibt es Alfura's von verschiedenen Rassen und Farben, ob sie gleich im Allgemeinen Andamenier sind. Was die Papua's von Dori betrifft, so sind sie minder kriegerisch und sanfter als die meisten Papua's; und Papuasien oder Neuguinea scheint mit Ausnahme einiger Papu-Malaien und Pu-Andamenier, von wilden und nicht sehr gesellschaftlichen Melanesiern bewohnt zu seyn.

Die Papu-Malaien werden oft mit den Papua's verwechselt und leben mit ihnen auf dem Küstengebiet von Papuasien; sie sind klein untersezt, kräftig; sie haben eine platte, oft aber auch spitzige Nase, einen großen Mund, dicke Lippen, eine schwärzlichgelbe Haut, ein knochiges Gesicht und eckige Züge. Ihre Haare sind straffer und ihr Kopfputz hat die Gestalt eines Turbans, was ihren malayischen Ursprung vom Vater her und ihren papuasischen von der Mutter her andeutet. Die Häuptlinge, z. B. die Korano's, die Radscha's und die Capitans gehören zu dieser Spielart; und die meisten von denen, welche wir gesehen haben, sprachen das Malayische ziemlich gut. Die Pu-Andamenier bieten, wie alle Hybriden, ein Gemisch der physischen Züge und moralischen Eigenschaften der Papua's und Andamenier dar. Ihre Farbe ist ein dunkles Schmutziggelb; sie sind gewandt und tapfer.

Naturgeschichte.

Der Boden, auf dem die jungfräulichen Wälder der Umgebungen des Hafens Dori liegen, ist ganz madreporisch, und das Bett der Ströme ist mit zahlreichen Kieselsteinen von Granitart besäet, ein Beweis, daß das Gerüste des Arfakgebirges, dessen Spitzen man von den Providenz-Inseln aus sieht, d. h. aus einer Entfernung von ungefähr 40 Meilen — welcher Umstand auf eine bedeutende Höhe schließen läßt, obgleich ihr Gipfel noch unter der Gränze des ewigen Schnee's unter dem Aequator liegt — einer Urformation angehört. Das Arfak-Gebirge bildet sechs immer höher ansteigende Hochebenen, über welchen sich einige spitzige Gipfel erheben. Wir glauben innerhalb der Gränzen der Wahrheit zu bleiben, wenn wir dem Berge Arfak eine Höhe von 15,000 Fuß und der Kette im Westen, welche den Berg Arfak beherrscht, ungefähr von 16 bis 17,000 Fuß zuschreiben.

Papuasien wird den Botanikern reiche Schätze darbieten, die unermeßlichen Wälder der Umgebungen von Dori haben einen Reichthum an

riesenmäßigen Vegetabilien, welche oft gleichsam zwei Stockwerke von Grün bilden. Das erste Stockwerk bilden Pterocarpus und Mimosen, Feigenarten, Croton, Scaevola, Brugnera, Sonneratia, Inocarpus und andere Gattungen; ihre nackten Stämme erheben sich mehr als 100 Fuß hoch; man sieht Bäume, welche 250 Fuß hoch und verhältnißmäßig dick sind. Vom Gipfel dieser Bäume hängen Zweige herab, welche die Gestalt von Seilen haben und an welchen sich ungeheure Lianen anhängen. Das zweite Stockwerk bilden minder hohe Bäume: als der Tikbaum, der Lingoa, der Eisenholzbaum und der Casuarina, Hibiskus-, Pandanus-, Hernandias-Arten, Palmbäume von der Areca-Art, Corypha-, Sagu-, Cycas-Bäume, die 60—80 Fuß hoch sind. Magere Gesträuche, der Sonne beraubt, wachsen unter dem Schutze dieser doppelten Wölbung, nur selten findet man krautartige Pflanzen, ausgenommen Orchidäen. Rohrarten, schotentragende Pflanzen und parasitische oder lycopodische Farrnkräuter, die unter dem Aequator gewöhnlich sind.

Unter den Vegetabilien Papuasiens müssen wir vor Allem nennen den Kokosnußbaum, den Caryota urens, den Ebenholzbaum, den Brodbaum, den Kanarienbaum, den traubenförmigen Muskatenbaum, den Sagobaum und den Cycas circinalis, welcher die Mitte zu halten scheint zwischen den großen natürlichen Klassen der Monokotyledonen und der Dikotyledonen und dessen Mandeln die Papua's geröstet essen; der Palmkohl, der Bambus, der Latanbaum, der Massoï, ein zimmetartiger Lorbeerbaum, dessen Rinde von den Chinesen sehr gesucht ist, der Kuhbaum u. s. w. Gebaut wird eine kleine, sehr schmackhafte Bohne, genannt Abru, Taro's, Yamswurzeln, Arums, Hibiscus u. s. w.

Unter den Thieren, welche die Wälder bewohnen, nennen wir den Babihutan (das Schwein des Waldes), den Hund der Papua's, der wild oder halbwild ist, je nach dem Grade der Civilisation der Eingebornen, denen er mehr Freund als Diener ist; das Känguru und einige fleischfressende Säugethiere. Die Ornithologie des Landes ist eben so schön als reich und romantisch. Die Kalaos von Dori mit rauschenden Flügeln, die kupferfarbige und weiße Taube, welche sich von Muskatnüssen nähren und eine ausgesuchte Speise geben, der Kakatua, dessen nachdenklicher Blick einen philosophischen Vogel anzukündigen scheint; die Kukals; die Papageien, der blaue Papua, der rothe Lori und kleinere Papageien von allen Nuancen, hübsche, rucksende Turteltauben, große und bewundernswürdige Guras-Tauben, die einen Kamm von langen Federn über dem Kopfe haben, der von Weitem einer Krone gleicht; Nikobars mit metallischen Farben, Martinsfischer voll Grazie, der bewunderungswürdige hühnerartige Lyre, und über allen steht der Paradiesvogel, dessen rauhes Geschrei mit seinem prächtigen und zierlichen Gefieder seltsam kontrastirt, und der indianische Staar, den ich eines gewissen Grades von Erziehung fähig halte, wie in Frankreich die Amsel, den Dompfaffen und den Staar: alle diese auf der Erde oder in der Luft lebenden Wesen beleben die Wälder Papuasiens, und lassen zumal ihr wildes Geheul, ihr greischendes Geschrei oder ihren melodischen Gesang ertönen. In Europa sprechen die Dichter oft von der Stille der Wälder; aber in den Wäldern der Aequator- oder tropischen Länder schien mir der Lärm immer so groß zu seyn als an den lärmendsten Orten von Paris.

Die Paradiesvögel. (Ihre Geschichte.)

Die ersten Geschichtschreiber der Paradiesvögel erzählen uns, dieser Name sey ihnen gegeben worden, weil sie alle Jahr 4 Monate in dem irdischen Paradies zubringen, um dort ihre Nester zu bauen und ihre Brut zu erziehen. Die lezten Gäste dieses Edens, das seit dem Falle Adams Aller Augen hinter einer undurchdringlichen Wolke verborgen bleibt, hatten keine Füße und konnten also nicht auf unsere verfluchte Erde herabsteigen. Die Luft war ihr einziges Element, sie flogen unaufhörlich umher und nährten sich blos vom Thau. Wie die Bienen bildeten sie verschiedene Schwärme, deren jeder von einem Könige beherrscht war, aber mit dem Unterschied, daß dieses Oberhaupt, von kleinerem Wuchs als seine Unterthanen, nicht ein unthätiger König war, sondern der Führer, Wächter und die Seele seiner Familie; man erkannte ihn an der Zugabe von zwei weiteren Augen, die an der Spitze der zwei langen Schwanzfedern flammten. Er war es, der alle Bewegungen auf der Reise lenkte; seine Truppe hielt an, wenn er das Zeichen gab, stellte sich in eine Linie, um von ihm gemustert zu werden, und sezte die Reise fort, wenn er die Zählung beendigt hatte. Wehe dem undisciplinirten Soldaten, der unkluger Weise seinen Zug verließ! er sah Eden nie wieder und fiel in die Fallen der Oceanier. Wehe Allen, wenn ein grausamer Pfeil das Oberhaupt selbst erreichte! Der ganze zerstreute und verwirrte Stamm wurde von den wilden Jägern getödtet, welche ihre kostbare Beute für eine Handvoll Glasperlen an die europäischen Kaufleute verkauften.

Bald versuchten die Europäer es selbst, sich des geheimnißvollen Vogels zu bemächtigen, und der erste, der von ihrem tödtlichen Blei getroffen wurde, oder sich durch ihren trügerischen Vogelleim fangen ließ, vernichtete allen Reiz der Urgeschichte .... Er hatte Füße! Die Melanesier gestanden, sie hätten bisher den Paradiesvögeln die Füße ausgerissen, ehe sie verkauft worden seyen; der Schiffschirurg schritt sogleich zur anatomischen Anschauung, d. h. er öffnete den Vogel und fand seine Eingeweide gerade so wie die Eingeweide anderer Vögel. Es wurde nun auf wissenschaftlichem Wege ermittelt, daß die Paradiesvögel solidere Nahrungsmittel zu sich nehmen, als nur Thau. Aus der Zergliederung ergab sich sogar, daß sie zu einem feinschmeckenden Geschlechte gehörten, denn man fand, daß sie sich von den Specereien des Landes nährten und von verschiedenen Beeren, namentlich denen des Waringa. Eine zweite Zergliederung ließ sie gar als Raubvögel anklagen, denn man fand, daß sie Insekten und große Schmetterlinge verzehrten. Eine dritte Zergliederung brachte eine noch gehässigere Anklage über sie, denn es wurde durch sie erwiesen, daß die vorgeblichen Bramanen der Luft, diese heiligen Pilger Edens — ich gestehe es mit Schmerzen — wahre Kannibalen waren und kleinere Vögel verzehrten. Endlich wurde auch ein König der Paradiesvögel, tödtlich verwundet oder gefangen, ebenfalls der unbarmherzigen Untersuchung der Wissenschaft unterworfen. Ein strengeres Gericht, als das, welches die Könige von Egypten an ihrem Begräbnißtage erwartete, entriß ihm seine angemaßte Königswürde. Der vorgebliche König war nicht einmal ein Paradiesvogel, ungeachtet er einige Aehnlichkeit mit ihm hatte, sondern der Vogel, welcher Königsvogel genannt wird und zu einem sehr untergeordneten Geschlechte gehört. Man fand eine Erklärung für diese Entdeckung, die sich hören

läßt. Wenn von den Vögeln, welche in Truppen leben, einer hinter seiner Bande zurückbleibt und sie nicht mehr findet, so schließt er sich an die Truppe einer andern Gattung an, zieht eine ganze Jahreszeit lang mit ihr umher, bis er in die von seinem Geschlechte gewöhnlich bewohnten Orte kommt. Dieses verlorene Kind der Luft hat natürlich seine eigenen Gewohnheiten. Es hält sich ein wenig zur Seite, weil es sich fremd fühlt unter seinen neuen Genossen, die ihn nicht ohne Mißtrauen annehmen, und daher rührt seine beständige Unruhe und Bewegung, die ihm das wichtige Ansehen eines Häuptlings gibt. So fliegt der Königsvogel zwar vor den Paradiesvögeln her, aber er leitet sie nicht; er fliegt zwar um sie herum, aber er mustert sie nicht; und die beiden Augen seines Argusschwanzes sind keine Augen, sondern die Enden zweier langen mit Franzen versehenen Federn, die sich in sich selbst zusammenrollen und mit kleinen Spiegeln geschmückt sind, wie der Schwanz des Pfaus.

Die Kaufleute Oceaniens und des Morgenlandes befürchteten zuerst, daß die Paradiesvögel, wenn das Blendwerk ihres himmlischen Ursprungs und ihrer besonderen Attribute ihnen genommen wäre, bei den europäischen Kaufleuten im Werthe verlieren würden; aber sie wurden in Kurzem wieder beruhigt, als sie sahen, daß ihr hoher Preis sich doch erhielt. Die Europäer aber, welche sich nicht gescheut hatten, die Gottlosigkeit zu begehen, und einen Vogel, den sie für heilig hielten, zu jagen und zu zerschneiden, hatten fernerhin nicht mehr Mitleiden mit ihm. Sie billigten alle Mittel, durch welche die Eingebornen oder Mulukkesen dem todten Paradiesvogel seine schönen Farben zu erhalten suchen. Da seine Federn, wie man sagt, nur um so prächtiger glänzen, wenn man den Vogel lebend zubereitet, so versäumen die Jäger nichts, um sie würdig zu machen, den Kopf einer Ball- oder Soiré-Königin zu schmücken. Die Paradiesvogeljagd ist ein gräßlicher Krieg. Man hat ihre Gewohnheiten beobachtet und gefunden, daß sie vorzugsweise die Wälder bewohnen und auf hohe Bäume sitzen. Die Eingebornen befestigen kunstreiche Schlingen an diese Bäume, oder sogar leichte Hütten, in welche sie sich verstecken, um die Vögel zu schießen; dieß ist aber noch nicht Alles: man bekriegt sie auch mit Gift. Man merkt sich die Quellen, an welchen sie ihren Durst löschen, und wirft Kokoskörner hinein, wodurch sie so sehr betäubt werden, daß man sie mit der Hand fangen kann. Endlich ruft der Mensch sogar den Sturm gegen die Paradiesvögel zu Hülfe. Verkündigt der Himmel einen Sturm, so lauert man ihnen auf; denn wenn der Sturm sie überrascht, ehe sie sich über die Wolken erheben und der Gefahr entgehen können, so verwirrt ein starker Windstoß ihre Federn, und sie fallen zur Erde unter Angstgeschrei, dem ein wildes Freudengeschrei antwortet.

Sind sie einmal gefangen, verwundet oder sterbend, so sehen die armen Paradiesvögel die Henker sogleich die Marterwerkzeuge in Bereitschaft setzen. Ihre Qual besteht darin, noch lebend einbalsamirt oder vielmehr ausgetrocknet zu werden. Eine genaue Beschreibung dieser Greuel würde der kokettesten Schönheit Schauder erregen, wenn man sie ihr in dem Augenblicke vortrüge, wo sie über ihren mit einem solchen Märtyrer des Luxus geschmückten Kopfputz die meisten Komplimente empfangen würde. Zuerst nimmt man ihm die Eingeweide heraus und steckt ihm ein glühendes Eisen in den Leib, so daß er gewissermaßen gebraten wird; dann handelt es sich darum, die Schädelknochen auszuziehen, und die an ein Rohr gesteckte Haut mit

Schwefeldampf zu gerben. So kommt der Paradiesvogel als sorgfältig in einen hohlen Bambus gesteckte Vogelmumie zu uns, aber gewissermaßen ohne Leib, mit einem kleinen zusammengedrückten Kopf und kaum sichtbaren Augen. Das unvermeidliche feste Aufeinanderliegen der auf eine erhärtete Haut gepreßten Federn gibt ihm jenes Aussehen von Sammet, das man am Halse und an der Brust bewundert.

Nur von der Insel Papuasien, von den Papua-Inseln und den Aru-Inseln werden die Paradiesvögel nach Europa gebracht. Die ersten genauen Nachrichten über ihre wahre Gestalt und ihre Gewohnheiten schreiben sich vom zweiten Zuge Magellans her. Unter den Gefährten dieses berühmten Seemanns war auch ein Italiener, Antonio Pigafetta, der, weil er alle seine Gefahren mit Enthusiasmus getheilt hatte, auch einen Theil an seinem Ruhme verdiente. Pigafetta war einer jener Seeritter, welche auf die Eroberung eines unbekannten Landes auszogen, wie einst die Romanenpaladine auf die Eroberung des fabelhaften heiligen Graal. Mit diesem abenteuerlichen Geiste verband er Liebe zu den Naturwissenschaften, und führte die Feder so gut als den Degen. In seinem Berichte gesteht er offen, daß er 15,000 Meilen auf dem Ocean gemacht habe, blos in der Absicht, seine Wunder zu sehen, um, wie er sagt, Andern von seinen Reisen theils zu ihrer Belustigung, theils zu ihrer Belehrung erzählen zu können, und so zugleich seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Ihm verdanken wir die Nachrichten über die lezte Fahrt Magellans, eine bewunderungswürdige Odyssee, deren Held größer und unglücklicher ist als Ulysses. Pigafetta war so glücklich, sich aus der Katastrophe seines tapfern Admirals zu retten. Unter den Wundern, welche er gesehen und beschrieben hat, nehmen auch die Paradiesvögel ihre Stelle ein. Er erzählt, wie die Mores-Insulaner aus diesen Vögeln Büsche auf ihre Helme machten, oder sie an ihre Schwerter hängten. Er erzählt uns endlich jenes Geheimniß von jenem Nichtvorhandenseyn der Füße und Eingeweide, welches die ersten Beobachter so sehr überrascht hatte.

Ein anderer Geschichtschreiber der Vögel war der Jesuite Nieremberg, den ich weniger wegen seiner Wissenschaft, als wegen des naïven Schmerzens aufführe, mit dem er sich darein ergibt, nicht mehr zu glauben, daß es 4 Monate lang im Jahre im irdischen Paradies noch Vögel gebe: denn wenn die Paradiesvögel zu einer gewissen Zeit verschwinden, so geschieht es, damit sie in aller Sicherheit ihre Nester bauen können, aber in einem Walde, wohin der Mensch noch nicht gedrungen ist, und nicht in jenem Eden, das weder für das schuldige Menschengeschlecht, noch für das unschuldige Vogelgeschlecht vorhanden ist.

Ich muß hier auch einer Verfälschung erwähnen, die kaum glaublich scheint, die aber schon zur Zeit Buffons versucht wurde, und noch öfter in einem Jahrhunderte, wie das unsrige, vorkommen kann, wo die Industrie die Natur durch so viele vervollkommnete Nachahmungen herauszufordern wagt. Man macht falsche Paradiesvögel, wie man falsche Perlen und falsche Diamanten macht. Während des Ostmussons, eines in den Klimaten, in welchen sie reisen, gewöhnlichen Windes, machen die Paradiesvögel eine Mause durch, wobei sie ihre Schwanzfedern verlieren, welche sorgfältig gesammelt werden. Man nimmt einen hübschen Papagei, einen Promerops, eine angolische oder selbst europäische Mandelkrähe: verstümmelt sie, bereitet sie zu, und paßt ihnen die fremden Zierden an; gewisse Theile werden dann

noch künstlich gefärbt, und so haben auch diese Vögel, wider ihren Willen die Rolle der mit Pfauenfedern geschmückten Elster spielend, auch die Ehre, als Schmuck zu dienen. Der Kunstgriff muß schwer zu entdecken seyn, weil mehrere gelehrte Naturforscher dadurch getäuscht wurden.

Beschreibung des Paradiesvogelgeschlechts.

Der Paradiesvogel gehört zur Ordnung der Allesfresser. Seine Kennzeichen sind folgende: ein gerader, viereckiger, spitziger, oben ein wenig konvexer, zusammengedrückter Schnabel; ein zwischen den Stirnfedern hervortretender Kamm. Die Ausschweifung der Spitze kaum sichtbar; die untere Kinnlade gerade, spitzig; Nasenlöcher an der Basis des Schnabels und neben dem Rande offen, und durch die sammtartigen Stirnfedern ganz verborgen, starke Füße, 4 Finger, wovon drei vornen; die auf den Seiten ungleich, und der mittlere kürzer als das Oberbein; der äußere an seine Basis angesezt, der innere mit dem mittleren bis zum ersten Gelenke verbunden; der Daumen stärker und länger als die beiden andern Zehen.

Diese geheimnißvollen Vögel schienen in den Augen leichtgläubiger Völker wunderbare Eigenschaften zu besitzen; auch wurden sie mit der größten Verehrung aufbewahrt; man machte Fetische und Amulette daraus, und hoffte sich dadurch vor allen Uebeln zu bewahren, und die Gunst des Himmels zu erwerben.

In der ganzen Welt entwickelt kein Vogel mehr Pracht, Anmuth und Gewandtheit im Fluge, als diese bewunderungswürdigen Paradiesvögel. Zu ihrem Aufenthalte wählen sie vorzugsweise die entlegensten und dicksten Wälder. Wenn die Luft ruhig und der Himmel rein ist, so suchen sie gewöhnlich den Gipfel der höchsten Bäume auf. Sie fliegen sehr schnell, aber immer in Wellenform, wie es gewöhnlich die Vögel machen, deren Federn lang und von einander getrennt sind. Die Länge ihres Gefieders nöthigt sie, beständig eine dem Winde entgegengesezte Richtung zu nehmen, damit die Bewegung ihrer Flügel nicht gehindert und beschwerlich werde, was geschehen würde, wenn der Wind ihre Federn aufhübe. Diese Bewegung ist für sie sehr natürlich, weil sie ihre langen Federn an den Leib geschlossen hält. Bei einem Sturme erheben sie sich senkrecht in die Lüfte, bis sie in eine ruhigere Atmosphäre kommen, in welcher sie ohne Störung und sicher fliegen können. Beim Herannahen eines Sturmes ducken sie sich auch unter Baumstämme nieder. Ihr Charakter entspricht ihren Gewohnheiten; sie sind muthig und rachsüchtig. Wie überlegen auch ihr Feind seyn mag, sie verfolgen ihn und bekämpfen ihn mit ihrem Schnabel und ihren Klauen. Die Papuas und die Arru-Insulaner, bei welchen sie nicht selten sind, und welche mit den Chinesen und Malaien einen bedeutenden Tauschhandel mit diesen Vögeln treiben, können nur mit Mühe sie zähmen. Die Schriftsteller sind nicht einig über ihre Nahrung. Da sich die Paradiesvögel ausschließlich in den Gegenden aufhalten, wo Specereien wachsen, so schloß man, daß sie ihre gewöhnliche Nahrung auf diesen aromatischen Bäumen finden. Tavernier versicherte auch, sie lieben die Muskatnüsse sehr leidenschaftlich, und zur Zeit derselben essen sie so viel, daß sie davon betäubt werden und zur Erde fallen. Otto Helbigius, der in Malaïsien gereist war, sagt, sie nähren sich von den rothen Beeren, welche auf einem sehr hohen Baume wachsen. Linné glaubt, sie machen Jagd auf große Schmetterlinge, und Bontius, sie fangen kleine Vögel

und verzehren sie. Weiter unten werden wir diese Irrthümer berichtigen. Die Eingebornen schießen sie mit stumpfen Pfeilen, oder fangen sie mit Vogelleim oder Schlingen; und nachdem sie sie mit Rauch und Schwefel ausgetrocknet haben, tauschen sie sie gegen Nägel, Beile oder Piaster ein. Sie werden vornehmlich nach Banda gebracht; untersucht man sie sorgfältig, so findet man, daß sie, ihre Federn ausgenommen, von den Raben sich nicht viel unterscheiden.

Ihre Gewohnheiten vor, bei und nach der Brut sind uns noch unbekannt. Wir werden nur 8 verschiedene Gattungen annehmen; den großen Paradiesvogel oder den großen smaragdgrünen, den kleinen smaragdgrünen, den rothen, den stolzen, den Königsvogel, den prächtigen, den mit 6 Fäden, und endlich den mit 12 Fäden.

Großer Paradiesvogel, oder großer smaragdgrüner Paradiesvogel.

Unmöglich kann man etwas schöneres sehen, als das Gefieder des Paradiesvogels, den man den großen smaragdgrünen Paradiesvogel nennt, und den die Bewohner der Arru-Inseln „Vogel der Sonne“ nennen. Er zeichnet sich besonders aus durch zwei lange hornartige und flaumartige Fäden, welche mit straffen Haaren besezt sind, und über seinem Schwanze sich erheben, und eine große Menge langer Federn, welche auf jeder Seite zwischen dem Flügel und dem Schenkel anfangen, welche weit über den wahren Schwanz hinausreichen, sich so zu sagen mit ihm vermischen, und auch das Ansehen eines Schwanzes haben, wofür sie mehrere Beobachter fälschlich gehalten haben. Diese subalarischen Federn sind diejenigen, welche die Naturforscher zersezte nennen; sie sind an sich sehr leicht, und bilden zusammen eine ganz leichte und gleichsam luftartige Masse. Der Kopf und der hintere Theil des Halses sind von blaßgelber Farbe, die Brust von glänzendem Smaragdgrün, der Bauch kastanienbraun, bisweilen auch schwarz; die Flügel von Haselnußfarbe und gegen das Ende ein wenig purpurroth gefleckt; die Füße und Nägel braun; der Schnabel grünlichgelb, der Kopf ist im Verhältniß zum Körper sehr klein; die Augen sind noch kleiner, und sehr nahe an die Oeffnung des Schnabels gestellt. Die Länge des Gefieders hindert sie im Fliegen, wenn ein Wind geht.

In der Regenzeit machen diese Vögel eine mehrere Monate lang dauernde, sehr starke Mause durch. Während dieser Zeit verbergen sie sich; aber zu Anfang des Augusts, nach der Legezeit, bekommen sie ihre Federn wieder, und während der windstillen Zeit in den Monaten September und Oktober ziehen sie in Schaaren umher, wie die Staaren in Europa. Da sie auf die höchsten Bäume sitzen, aber nicht auf ihre Gipfel, von welchen sie die Winde herabwerfen könnten, da sie ihre subalarischen Federn in reichen Büscheln unordentlich umherwerfen, da sie reißend schnell und ungleich fliegen und in beständiger Bewegung sind, so sind sie sehr schwer zu treffen.

Kleiner grüner Paradiesvogel.

Der kleine smaragdgrüne Paradiesvogel ist an den oberen Theilen hellkastanienbraun; die Spitze des Kopfes, die Seiten, die oberen Theile des Halses und des Rückens sind blaßgelb; die Federn an der Basis des Schnabels und der Stirne sind dick und sammtartig, schwarz und in's Grünliche stechend; die Flügeldecken sind glänzendgelb; der obere Theil der Brust ist glänzendgrün; die unteren Theile sind dunkelrothbraun; die Seiten

sind mit Büscheln langer, gelber und weißer Federn besezt; zwei lange, hornartige und spitzige Fäden hängen auf jeder Seite des Kreuzes hinab; sein Schnabel ist gelblich und zum Theil schwarz besezt; seine Füße sind weißlichgelb; von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes mißt er 9 bis 10 Zoll. Man trifft ihn nur in Papuasien oder Neuguinea und auf der Insel Beguiu.

Die kleinen und großen Paradiesvögel folgen immer einem König oder Oberhaupt, dem sie zu gehorchen scheinen. Sie sitzen auf die höchsten Bäume der Gebirge und erbauen daselbst ihre Nester. Die Wilden von Mysol tödten sie mit Pfeilen, um die Schönheit ihres Gefieders nicht zu verderben; auch werfen sie in die Bäche, aus welchen sie trinken, etwas Berauschendes, das sie außer Stand sezt, den Jägern zu entfliehen. Sie lieben sehr einen Baum, Namens Tsampedoch, und hauen ihn mit dem Schnabel an, um das Mark herauszuziehen.

Rother Paradiesvogel.

Seine oberen Theile und die Seiten der Kehle und der Brust sind gelb; die Basis des Schnabels ist mit kleinen, schwarzen und sammtartigen Federn umgeben; diejenigen, mit welchen der Vorderkopf besezt ist, sind ein wenig länger, und können sich in einen kleinen Federbusch erheben, der sich in der Mitte in zwei Theile scheidet; sie sind dicht an einander geschlossen, sammtartig, von goldartig grüner Farbe, und auch der untere Theil des Halses und der obere Theil der Kehle ist damit besezt; die unteren Theile sind braun; die Brust ist schwärzlich; die Seiten sind mit starken Büscheln langer, zerfezter und lebhaft rother Federn besezt; zwei hornartige, glänzend schwarze, platte und glatte, oben konkave und unten konvexe, spitzig zulaufende und kreisförmig gedrehte Fäden sind 20 bis 22 Zoll lang. Von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes mißt er 9 Zoll. Er bewohnt die Insel Beguiu. Ein Insulaner von Arru versicherte mich, man finde ihn auf Tidor, und bisweilen auf Ternatte und Mysol. Er lebt von Tekkörnern.

Stolzer Paradiesvogel.

Seine oberen Theile sind schwärzlich, ins Grüne und Violette spielend; seine Stirne ist mit zwei kleinen, schwärzlichen und seidenartigen Büschen besezt; seine Schultern sind mit langen Federn bedeckt, welche sich über den Rücken erheben, und nach hinten sich neigend, den Vogel mit einer Art Mantel schmücken, welcher zum Theil die Flügel umhüllt; die Federn sind von einem schönen sammtartigen Schwarz; das Genick und der untere Theil der Brust strahlen mit einem goldartig glänzenden Grün; seine schwarze Kehle hat einen Purpurschein; die unteren Federn, welche länger als die andern sind, reichen auf beiden Seiten über das Vordertheil des Halses und die Brust hinaus; die leztere hat einen goldenen Widerschein. Sein Bauch ist schwarz, wie der Schnabel und die Füße. Er mißt 8¾ Zoll. Man findet ihn in Papuasien. Seine Gattung ist sehr selten.

Königs-Paradiesvogel.

Seine oberen Theile sind von einem sammtartigen Rothbraun; die Stirne und ein Theil des Kopfes von einem schönen sammtartigen Orange-

gelb; im innern Winkel des Auges hat er einen kleinen schwarzen Flecken; das Kinn ist glänzend braunroth, die Kehle von derselben Farbe, aber etwas dunkler; unten an der lezteren ist ein bräunlicher Querstreifen, und ein anderer breiter Streifen von metallglänzendem Grün. Die unteren Theile dieses Vogels sind weißlichgrau, bisweilen mit Grün gemischt; seine Seiten sind mit langen grauen Federn besezt, welche zwei Linien durchkreuzen, wovon die eine weiß und die andere roth ist, und die in ein glänzendes Smaragdgrün auslaufen; die unteren Flügeldecken sind gelb; die Schwungfedern röthlichbraun; dazwischen sind zwei lange hornartige und rothe Fäden, welche mit Bärtchen besezt sind und sich gegen das Ende aufrollen. Sein Schnabel und seine Klauen sind gelb. Von der Spitze des Schnabels bis zu der Spitze des Schwanzes messen sie 5½ Zoll.

Dieser einsam lebende Vogel sizt nie auf hohe Bäume wie die anderen Paradiesvögel, sondern er hüpft von Busch zu Busch, an Orten, wo Gesträuche mit kleinen rothen Früchten wachsen. Die Bewohner von Arru haben sein Nest noch nie gefunden; er kommt aus Papuasien, und bewohnt die Arrui-Inseln nur zufällig. Die Eingebornen fangen diesen Vogel in Fallen, welche aus einer Pflanze, die sie Garmanatty nennen, gemacht werden; sie behalten ihn sodann entweder zu ihrem eigenen Schmuck oder verkaufen ihn in Malaisien an Europäer.

Prächtiger Paradiesvogel.

Seine oberen Theile sind von einem glänzenden Braun; die Nasenlöcher, die Basis des Schnabels und die Stirne sind mit kurzen, dicht aneinanderstehenden, röthlichbraunen Federn bedeckt; die Spitze des Kopfes und das Hinterhaupt sind strahlend grün; er hat zwei Büschel langer Federn; das eine auf dem Halse besteht aus schmalen, emporstehenden, röthlichen und gegen das Ende schwarz gefleckten Federn; das zweite, auf dem Rücken, besteht aus strohgelben, gegen das Ende dunkler werdenden Federn; die großen Flügeldecken sind von glänzender Karminfarbe; die Schwungfedern sind braun; die Kehle und die Brust spielen in's Blaue und Grüne; die Seiten der Brust sind braungrün; der Bauch grünlichblau; der Schnabel gelb und schwarz eingefaßt; die Füße gelblichbraun. Auf jeder Seite des Kreuzes hängen zwei kreisförmig gedrehte Fäden hinab. Von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes ist dieser Vogel 6½ Zoll lang. Er bewohnt Papuasien.

Paradiesvogel mit 6 Fäden oder vergoldeter Kehle.

Seine oberen Theile sind von einem sammtartigen Schwarz; die Stirne und ein Theil des Scheitels sind mit kleinen feinen und steifen, theils weißen, theils schwarzen Federn besezt, so daß sie einen grauen Busch bilden; jede Seite des Kopfes ist mit drei langen Fäden geschmückt; die Federn im Genicke strahlen von einem goldglänzenden Grün; die Seiten sind mit schwarzen Federn besezt, welche die Flügel und die Schwungfedern im Zustand der Ruhe bedecken, bei der geringsten Bewegung aber sich in schiefer Richtung erheben; die Federn an der Kehle sind am Ende breit, in der Mitte schwarz und auf den Seiten goldglänzendgrün; die Schwungfedern sind von sammtartigem Schwarz mit langem und wallendem Flaum. Der Vogel ist 10 bis 11 Zoll lang. Er bewohnt Papuasien.

Paradiesvogel mit 12 Fäden.

Endlich findet man in Papuasien und auf den benachbarten Inseln den Paradiesvogel mit 12 Fäden, die seltenste Gattung von allen.

Die Papua's führen außerdem noch einige Spielarten von großer Schönheit auf; aber sie sind noch zu wenig beschrieben, als daß wir wagen könnten, sie zu nennen. Wir halten uns an diese 8 Arten, die Cuvier vielleicht mit Unrecht auf 5 reducirt hat, weil wir besorgen, aus Einer Gattung zwei zu machen. Die Papua's- und die Arru-Insulaner sind über die Zahl der verschiedenen Gattungen selbst nicht im Reinen.

Noch Weiteres über die Paradiesvögel überhaupt.

Die Sitten und Gewohnheiten dieser interessanten Gattungen sind nur unvollständig bekannt. Man kannte nicht einmal die Ursachen, welche sie abgehalten haben, die Grenzen von Papuasien, von den Arru- und Papua-Inseln zu überschreiten. Doch glaube ich, daß es nicht unmöglich ist, sie lebend nach Europa zu bringen. Ich glaube sogar, daß man sie auf den Canarien (Afrika), auf den Balearen (Spanien) und im französischen Departement Corsika einheimisch machen könnte. Ich hatte einen großen smaragdgrünen Paradiesvogel, der drei Monate an Bord lebte. Einen von der nämlichen Gattung sah ich bei der Gattin des Generalsekretärs zu Manilla; er lebte schon lange im Käfig. Zu Manilla in China sah ich einen andern, der schon mehrere Jahre in dem Hause des englischen Kaufmanns Beal lebte. Ein vierter ist zu Surabaya auf der Insel Java bei Midlekop. d'Urville täuschte sich also, wenn er sagte, es gebe kein Beispiel, daß sich dieser Vogel als Hausthier halten lasse. Ich weiß nicht, wo Morell, ein amerikanischer Seemann, von dem ich schon gesprochen habe, Paradiesvögel sah, welche einen harmonischen Gesang anstimmten; was mich betrifft, so fand ich, daß ihr Geschrei, kuak, kuak, kuak, sowohl beim Männchen, als beim Weibchen, rauh, kreischend, unangenehm und dem Geschrei des Raben ungefähr gleich war. Im natürlichen Zustande leben sie von Früchten, und hauptsächlich von den Früchten des Tekbaumes, und einer Art Feigen, Ami-hu genannt, welche auch die Calao's und Cassikanen gerne essen; aber in einem Vogelhaus oder in einem Käfig, wo sie allein sind, leben sie auch von andern Früchten. Im Vogelhause drücken sie ihre langen Federn fest an den Leib, um nicht gehindert zu seyn, wenn sie von einem Stab auf den andern fliegen.

Fortsetzung der Naturgeschichte.

Die Schlangen und die Krokodile (biporcatus) mit dem doppelten Kamme sind nicht selten in Papuasien.

An Fischen ist Ueberfluß auf den Küsten, und man findet daselbst auch Tripang und Perlenmuscheln.

Die Flüsse sind sehr fischreich und liefern auch einigen Goldstaub. Den Liebhabern der Conchyliologie liefert das Meer Midasohren, Melaniten, Seehelme, Harfenschnecken, Wasserhämmer u. s. w., Schildkröten und große Stücke grauen Ambra.

Endlich halten wir Papuasien sammt den Maindanas-Inseln, Celebes und Borneo für das Eldorado Oceaniens.

Topographie.

Die merkwürdigsten Punkte von Papuasien sind die Häfen Dori und Aiguade, der Golf Mac-Cluer, der Golf oder Fluß Durga in den Umgebungen des Cap Walsh an den Ufern des großen Flusses, welcher diesen Namen von den Holländern empfing*), die Bai Gelwink, die Humboldts-Bai und die Tritons-Bai. Die Holländer haben im Jahr 1828 zur Vertheidigung der Kolonie, welche sie unter 3° südlicher Breite gegründet haben, ein Fort errichtet, das De Bus heißt.

Die Ebene Merkus, welche sich bis zum Fuß des Berges Lancentslifce erstreckt, gehört den Kolonisten, welche sie bereits umzubrechen angefangen haben. Einige dortige Papua-Stämme bekennen sich zum Islamismus, treiben mit den Arru-Inseln und den Molukken Handel und sprechen außer ihrem Idiom auch die Ceram-Sprache und das Malayische.

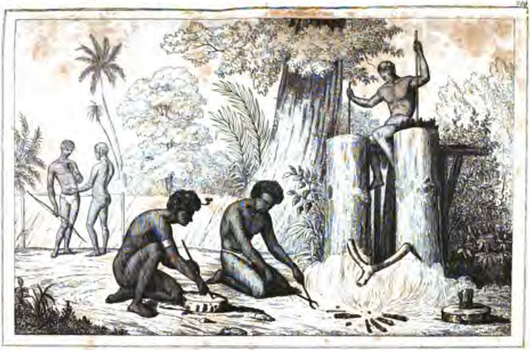
Dieses wenig bekannte und kaum bemerkte Land schließt reiche Quellen des Wohlstandes in sich und dürfte früher oder später wie durch einen Zauber aus der tiefen Dunkelheit hervorgehen, die es umgibt. Holland, eifrig bemüht, seine Handelsmacht auszudehnen, ahnte Alles, was es in dieser Hinsicht aus diesem großen Lande beziehen könnte; und seine neue Niederlassung wird, wie wir hoffen, eine blühende Kolonie werden, und ein Element der Civilisation in einem der schönsten Länder unsers kleinen Planeten.

In dem Dori-Hafen lag einst ein stark bevölkertes Papua-Dorf, das nun gänzlich verlassen ist. Dieser Hafen nimmt das nordwestliche Ende eines kleinen Golfes ein, dessen Einschnitt durch zwei Inselchen gedeckt ist, welche Manasuari und Masmapi heißen. In dem 3 Meilen langen Kanal, der dahin führt, gibt es zwei Sandbänke, die dem Wasser gleich sind. Ob dieser Hafen gleich nur eine halbe Meile tief und 200 Toisen breit ist, so ist er doch ein sicherer und bequemer Ankerplatz für Schiffe jeden Rangs. Die Einfahrt in den Dorihafen mit der langen Reihe kleiner, niedriger, lachender Inseln, die zu ihrer Rechten und Linken dem Blicke sich darbieten und im Hintergrunde die unermeßlichen Arfaksgebirge, die 6 Hochebenen mit einigen über Alles emporragenden spitzigen Bergen bilden, gewährt eine der schönsten Ansichten von der Welt**). Er liegt unter 0° 51′ 49″ nördlicher Breite und 131° 44′ 59″ östlicher Länge, auf der östlichen Küste von Papuasien und im Norden des Golfes Geelwink und südlich vom Mamoricap; die Eingebornen nennen den Dorihafen Mamoï-Suari und Fanadik die Bucht, an deren Ufer das alte Dorf Dori und nicht Dorey lag. Außer Dori, das am nördlichen Ufer des Hafens liegt, gibt es noch ein Dorf auf dem nämlichen Ufer, Namens Kuao***). Auf der kleinen Insel Manasuari, welche an der Einfahrt in die Bai liegt, 3 Meilen gegen Südosten zu, und mit großen Bäumen und Pflanzungen bedeckt ist, ist ein nördlich gelegenes bevölkertes Dorf †) gegenüber von der kleinen Insel Masmapi, auf welcher auch einige Fischerhütten sind. Die Umgebungen des Dorihafens und die Dörfer, welche an seinem Ufer liegen, können eine Bevölkerung von ungefähr 2000 Seelen haben.

Sitten und Gewohnheiten.

Die gewöhnliche Nahrung der Papua's ††) ist der Sago; sie bereiten ihn aber nicht in Tafeln, sondern häufen ihn in Massen von 12 bis 15

*) S. Blatt 207. **) S. Blatt 202. ***) S. Blatt 201.
†) S. Blatt 205. ††) S. Blatt 201.

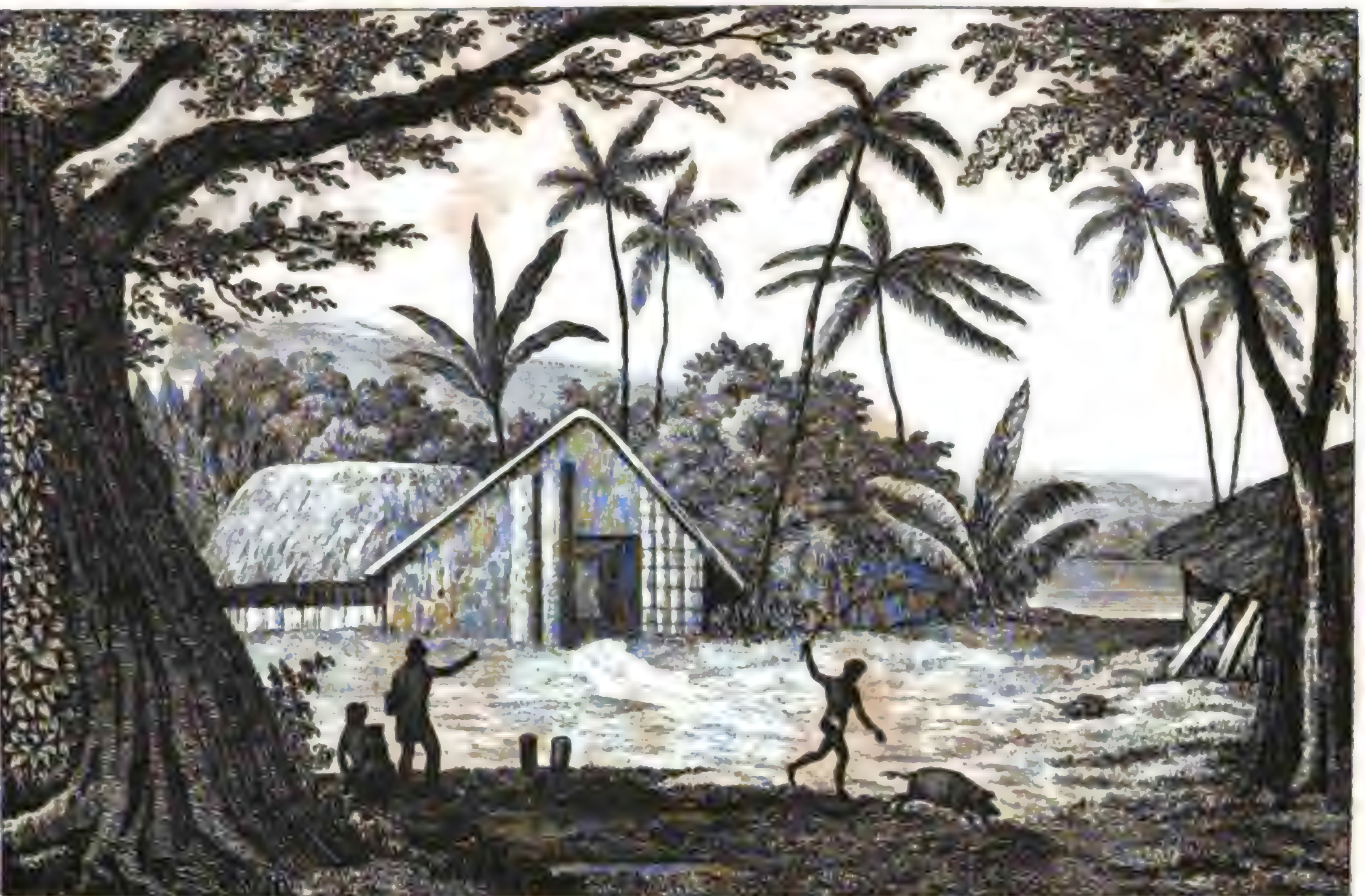


Papua eine Schmiede blasend

Kleidung der Papua-Chefs des Hafens Dorey.

Ansicht des Hafens Dori

Ansicht des Dorfes Kuaui



Ansicht von Manavai.

Insel Masmapi

Portraits dreyer Eingebornen

Pfund zusammen. Dazu genießen sie noch Schildkröten, Fische, Taro, Yamswurzeln, Kokosnüsse und Schalthiere. Sie haben keine Erdöfen, wie die Polynesier, sondern machen ihre Herde unter freiem Himmel und errichten einen Rost von Bambusrohren, besonders wenn sie Schildkröten und Fische zurichten wollen. Das Kava ist ihnen nicht bekannt, dagegen kauen sie Betel. Das Silber erweichen sie an einem Schmiedefeuer und schlagen es hernach. Diese Schmiede besteht aus einem Stein, der als Ambos dient und einem Blasbalgen, bestehend aus zwei Cylindern von dicken Bambusrohren, welche in vertikaler Richtung angebracht sind; die Luft wird in jede Röhre vermittelst zweier Stempel gebracht, welche ein auf einem Baumstamme von der Höhe der Cylinder sitzender Mensch in Bewegung sezt. Ihre Kriegswerkzeuge sind Bogen, Pfeile und Schleudern; dieser leztern Waffe bedienen sie sich mit vieler Gewandtheit, und tragen schmale und lange Schilde als Vertheidigungswaffe. Auch haben sie Hackmesser zu häuslichem Gebrauche, welche sie parang nennen. Die zu Führung der Schleuder erforderlichen Steine, welche sorgfältig gerundet sind, tragen sie in Netzen von Hanf von merkwürdiger Arbeit bei sich. Es gibt wenige Individuen, welche nicht Narben von Pfeilen hätten, die sie mit großer Geschicklichkeit abschießen. Ihre Leinen sind aus Hanf ebenfalls sehr künstlich gearbeitet.

Ihre Zuckerrohr- und Bananenpflanzungen sind gleichförmig vertheilt und in einem guten Kulturzustande. Der Ueberfluß an Lebensmitteln erleichtert in der Gegend von Dori und überhaupt im Norden von Papuasien den Lebensunterhalt sehr. Oft geben die Bewohner Papuasiens gegen einige Kleinigkeiten eine große Menge Muschelschalen, worunter mehrere von noch unbekannten Gattungen, Bogen, Pfeile, wilde Muskatnüsse.

In einer Pirogue sahen wir einen Eingebornen, der als ein Priester bezeichnet wurde, und der am Oberbein ein Zeichen wie von einem glühenden Eisen hatte.

Von Pandanus- und Bananen-Stroh machen die Papua's verschiedene kleine Kofferchen, die künstlich und fest gearbeitet sind; sie verfertigen auch irdene Töpfe und Geräthe, mit welcher Kunst die Polynesier nicht bekannt sind; die Weiber verfertigen diese Töpfe und auch die Matten. Sie haben auch Götzen, oben mit menschlichen Schädeln.

Obgleich die Tättowirung auf ihrer dunkeln Haut nur wenig hervortritt, so ist sie doch bei beiden Geschlechtern Sitte. Sie gehen im Allgemeinen nackt; blos die Häuptlinge tragen Matten von Bananenblättern, mit glänzenden Farben bemalt und mit Franzen besezt, welche wie Spitzen ausgeschnitten sind; sie ersetzen den polynesischen Maro; außer Armbändern tragen sie als Schmuck Ringe, Ohrgehänge von Muscheln, von Schildkrot oder Silber, und hölzerne Kämme mit 3, 5 oder 7 Zähnen, welche sich in ihrem Haare, das wie ein Busch aussieht, seltsam ausnehmen. Einige mahomedanische Papua's zieren ihren Kopf mit Schnupftüchern, welche sie gegen ihre Erzeugnisse eintauschen und in Gestalt eines Turbans umlegen. Feuer machen sie schnell durch Reiben eines Stückes Holz auf einem Bambus. Zur Beleuchtung haben sie lange Harzfackeln, und wenn sie zur See sind, haben sie beständig einen Feuerbrand bei sich, an dem sie ihre in ein Kuhbaumblatt gewickelten Cigarren anzünden; sie brauchen deren eine große Menge, da sie den ganzen Tag rauchen. Ueber das Essen trinken sie blos Wasser, und waschen sich nachher auch Mund und Hände.

Ihre musikalischen Instrumente sind der Tam-tam, an einem Ende mit einer Eidechsenhaut besezt; eine Maultrommel, aus einer Bambusschiene gemacht, die Panflöte und die Seetrompete, verfertigt aus einer großen Murexmuschel, die auf einer Seite des schmalsten Endes durchbohrt ist.

Die Polygamie ist gewöhnlich bei ihnen.

Ihre Sprache ist sehr sanft und harmonisch; man spricht sie von Beguin an bis Dori, und sie unterscheidet sich eben so sehr von dem Malayischen als von dem Idiom der Alfura's, hat aber einige Aehnlichkeit mit dem Dialekte der Dayers auf der Insel Kalemantan oder Borneo. Man hört bei den Papua's nicht jene rauhen, seltsamen und gräßlichen Töne, wie bei andern wilden Völkern.

Geschichte.

Papuasien, jenes große Land der Papua's, fälschlich das Land der Papu's genannt, wurde wahrscheinlich ums Jahr 1511 von den Portugiesen Antonio Abreu und Francisco Serrano entdeckt. Ums Jahr 1526 wurde Jose de Meneses auf seiner Ueberfahrt von Malacca nach den Molukken von Winden und Strömungen zu weit östlich von Kalemantan oder Borneo fortgerissen und erreichte unter dem Aequator, 200 Meilen weit von den Molukken, einen Hafen der Papua's Namens Versija. Dieser obgleich schlecht angezeigte Punkt scheint uns der Hafen Dori zu seyn.

Zwei Jahre nachher, im Jahr 1528, gerieth der spanische Gereral Alvar de Saavedra auch auf die große Insel der Papua's; er brachte daselbst zwei Monate zu. Er nannte sie Islas de Oko. Saavedra kam im Jahr 1529 wieder dahin und scheint 500 Meilen weit an der Küsten von Papuasien hingefahren zu seyn und sodann seine Richtung nach Nordosten genommen zu haben.

Im Jahr 1537 besuchten die Schiffe Grijalva's zunächst dem Aequator zwei Inseln, welche Mensura und Busu heißen und von Papua's bewohnt werden. „Die Eingebornen," sagt der Bericht, „haben buschige Haare; sie essen Menschenfleisch, sind große Schurken und wahre Teufel an Bosheit." Der Bericht redet auch von einem Vogel von der Größe eines Granichs, der nicht fliegen kann, aber mit der größten Schnelligkeit läuft, und mit dessen Federn die Eingebornen die Köpfe ihrer Götzen schmücken. Im Jahr 1545 sah Inigo Ortez de Hatez den größten Theil der nördlichen Küste des Papua's-Landes, hielt auf verschiedenen Punkten an und bezeichnete mehrere neue Inseln. Auf dieser Expedition benannten die Spanier dieses große Land Neuguinea wegen der Aehnlichkeit der Landeseingebornen mit den Bewohnern von Guinea in Afrika.

Im Jahr 1753 gab Nikolaus Struick eine ungenaue Beschreibung der nördlichen Küste dieser Insel mit den portugiesischen Namen heraus, deren Angaben aber mit den Ergebnissen der neueren und genaueren Forschungen durchaus nicht übereinstimmen.

Der Holländer Schuten berichtigte zuerst die Notizen über diese Inseln, er hielt am 1. Juli 1616 vor der Vulkan-Insel an, die damals ein Vulkan in voller Arbeit war. Er hatte einen Eingebornen von Neuirland an Bord; aber er konnte die Sprache der Papua's, die in Piroguen herankamen, nicht verstehen. Nachdem er am 9. Juli über die Inseln, welche

den Namen Schuten-Inseln erhielten, hinausgefahren war, ankerte er vor der Insel, die d'Urville später nach sich benannt hat. Nach dem Reiseberichte Lemaire's und Schutens hatten die Eingebornen kurze und krause Haare; sie trugen Ringe in Nase und Ohren, Federn auf dem Kopfe und an den Armen, Halsbänder von Schweinszähnen und eine große Zierrath auf der Brust. Sie kauten Betel, und waren kränklich und krüppelhaft; sie hatten viele Kokosnüsse und forderten eine Elle Zeug für vier dieser Früchte; auch hatten sie Schweine, wollten aber keine verkaufen.

Mehrere Tage lang fuhr Schuten an der Küste hin, ohne daß er wußte, was es für ein Land war. Am 5ten warf man Anker neben zwei an Kokosnüssen reichen Inseln, welche eine Meile weit vom festen Lande entfernt waren. Die Eingebornen schoßen mit Pfeilen auf die Holländer, die sie mit ihren Steinböllern begrüßten. Nach dieser Insel sah man noch zwei andere 5 oder 6 Meilen von der Küste enfernt, Arimoa genannt.

Am 21ten sah Schuten andere Inseln, wahrscheinlich die Verräther-Insel, deren Bewohner in großen Piroguen kamen, um mit Kokosnüssen, trockenen Fischen, Bananen und Tabak zu handeln. Sie kamen furchtsam heran, goßen zum Zeichen der Freundschaft Wasser auf ihren Kopf, und ihre Sprache war eine andere, als die Sprache der Arimoa-Inseln.

Bald nachdem Schuten diese Inseln verlassen hatte, fuhr er an einer sehr hohen Insel hin, dessen westlicher Theil Goede-Hope (gute Hoffnung) genannt wurde, ein Name, den Dampier auf eine westlichere Spitze übertrug. Von da segelte Schuten nach den Molukken ab.

Im Jahr 1622 sah Roggeween auch einige Theile von Neuguinea; er hielt bei den Arimoa-Inseln an, wo 200 Piroguen ihm Lebensmittel brachten. Er fuhr durch eine Inselgruppe, welche er Tausend-Insel-Gruppe nannte und die wahrscheinlich die Gruppe der Verräther-Inseln war.

Nach dem Reisetagebuch Roggeweens hatten die Eingebornen ein dichtes und wie Wolle krauses Haar, und in der Nasenwand ein Stück Holz stecken.

Im Jahr 1643 sah der berühmte holländische Seemann Abel Tasman die Vulkan-Insel, so genannt von einem Vulkan, der in Thätigkeit ist, und nicht erloschen, wie die meisten nicht gereisten Geographen angeben. Er verkehrte mit den Bewohnern der Jama-Insel, tauschte Vorräthe von ihnen e und sah im Osten die Insel Moa, wo er sich 6000 Kokosnüsse und viele Bananen verschaffte.

Von Tasman bis Dampier, also beinahe 60 Jahre lang, besuchte Papuasien kein Europäer mehr. Dampier sah im Jahr 1700 einen Theil der westlichen Küste, entdeckte die kleine Insel Pudu-Sabude, vor dem Golf Mac-Cluer, fuhr in einiger Entfernung an der nördlichen Küste hin, sah noch die Insel Schuten und entdeckte die Insel Providence. Auf der Rückkehr eröffnete er sich eine Straße durch die Meerenge, die seinen Namen führt, konstatirte die Trennung der zwei großen Inseln, entdeckte in dem engen Fahrwasser eine vulkanische Insel und einige andere Inseln, welche er Rook, Couronne Rich nannte und einen Vulkan, die brennende Insel, und sah sodann die Schuten-Insel. Nach Westen steuernd, verließ er diese Striche und kam auf der Höhe der Inseln Missory und Providence vorbei.

Im Jahr 1705 untersuchte das kleine holländische Schiff Geelwink

genau die große Bai, die seinen Namen führt; aber da wir kein genaues Dokument darüber besitzen, so sezte der gelehrte Fleurieu die entdeckte Bai um 200 Meilen östlich von ihrer wirklichen Länge.

Im Jahr 1705 endlich sah der englische Kapitän Tunnel einige Theile der nordwestlichen Küste von Neuguinea, ohne mit den Bewohnern in Verkehr zu treten. Carteret sah die nördliche Küste. In dem beinahe ganz unbekannten südlichen Theile entdeckte Edwards das Kap Rodney.

Papuasien blieb unbeachtet bis zum Jahr 1768. In diesem Jahre fuhr Bougainville an der Stelle, wohin der Kapitän d'Urville die Humboldtsbai gesezt hat, nahe an das Land und fuhr längere Zeit an demselben hin. Cook fuhr im Jahr 1770 an der südlichen Küste hin und hielt in der Gegend des Kaps Walsh an. Er wollte landen; aber die im Hinterhalt liegenden Eingebornen warfen mit Wurfspießen auf ihn und schleuderten überdieß aus einer Art hohlen Rohrs Feuer, dessen Ursprung und Beschaffenheit man nicht begreifen konnte: auf eine gewisse Entfernung glichen die Entladungen ganz denen von Feuerwaffen, den Lärmen ausgenommen. Nach Cook glichen die Insulaner den Neuholländern, nur schienen sie ihm eine dunklere Farbe zu haben. Der englische Seemann erhob zuerst einige genaue Notizen über den südlichen Theil von Neuguinea, obgleich, wie er behauptet, er schon in früheren Jahrhunderten von Spaniern, Holländern und Portugiesen besucht worden seyn mußte, welche ihre Entdeckung nicht veröffentlicht haben.

Im Jahr 1774 kam der Kapitän Forest von den Molukken auf einem malayischen Koro-Koro, um einige Muskatenpflanzen im westlichen Theile Neuguinea's zu holen. Er fuhr in den Dorihafen und war der Erste, welcher authentische Nachrichten über Papuasien sammelte.

Der Northumberland, ein Schiff der indischen Kompagnie unter Kapitän Rees, das auf der Reise nach China von einem widrigen Mußon aufgehalten wurde, hielt im März 1783 in einer Bai der nordwestlichen Küste Papuasiens an, das die Freshwaterbai Dampiers unter 2° 26' südlicher Breite zu seyn scheint. In dem Reisetagebuch des Schiffes, das in den Archiven der ostindischen Kompagnie niedergelegt ist, liest man: „die Eingebornen (Papua's) gaben dem um den Ort, wo das Schiff vor Anker lag, gelegenen Lande den Namen Brau.

In einem Gefechte zwischen den Eingebornen einer-, den Engländern und Laskaren der Mannschaft andererseits wurden einige der lezteren gefangen und sehr gut behandelt: man gab ihnen Sagobrod, toyo genannt, im Ueberfluß. Die Weißen, welche im Gefecht geblieben waren, wurden von den Papuas nach ihrer Gewohnheit verzehrt, nachdem sie mit kleinen Messern zerstückt worden waren, und ihre Köpfe wurden in Körben aufbewahrt. Aber keiner wurde nach der Schlacht für diesen Zweck getödtet.

Die Einwohnerzahl von Brau ist sehr bedeutend. Die gefangenen Laskaren behaupteten, 10,000 Mann würden nicht hinreichen, sie zu unterjochen; aber die Laskaren übertreiben gewöhnlich. Sie gehen zum größten Theil nackt. Ihre Waffen sind Pfeile, Bogen, Keulen und Lanzen.

Die kleinen Messer, von denen wir gesprochen haben, bekommen sie von der Insel Onin oder Honin, wahrscheinlich die Insel Buonin, 20 Meilen nordöstlich von der Insel Goram, mit deren Bewohnern sie Handel treiben. Ihre Religion ist der Islamismus.

In den Jahren 1790 und 1791 untersuchte Mak-Cluer den westlichen

Theil dieses großen Landes; seine Beobachtungen wurden aber nicht bekannt. Er entdeckte einen sehr tiefen Kanal, der eine Halbinsel bildet, von der wir schon gesprochen haben.

Im Jahr 1792 beobachtete Entrecasteaux ungefähr 40 Lieues von den Küsten Neuguineq's in den Umgebungen des Golfes Huon im südöstlichen Theil, und ungefähr ebenso viel in den Umgebungen des Kap Goede-Hoop; da dieß aber nur im Vorübersegeln geschah, so hatte er keinen Verkehr mit den Eingebornen.

Im Jahr 1823 nahm der Kapitän Duperrey blos die Schuten-Insel auf. Er erblickte in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen einige Berggipfel des festen Landes; aber im folgenden Jahre lag er 13 Tage lang in dem Dori-Hafen vor Anker, und nahm die Küste auf eine Entfernung von 20 bis 30 Lieues von diesem Hafen auf. Die Naturforscher der Expedition stellten fruchtbare Untersuchungen und Beobachtungen an, und wir bedauern sehr, daß der Bericht von dieser Reise noch nicht veröffentlicht worden ist. Der gelehrte d'Urville, damals Lieutenant auf dieser Expedition, sagt Folgendes hierüber: „Die Fragen, welche ich auf malayisch an einige Eingeborne aus der Umgegend des Dori-Hafens richtete, führten mich auf den Gedanken, daß sie die meisten ihrer vegetabilischen Erzeugnisse, als gebrannte Wasser, Tabak, Taros, von den Harfurs bezögen, und die Erzählung Forrests bestärkte mich nur in dieser Ansicht. Unmöglich konnte dieser Seemann in Verkehr mit diesen Leuten kommen; die Papuas wollten es nicht zugeben, und schienen sehr unzufrieden mit mir zu seyn, als ich das Verlangen bezeigte, mich zu ihnen zu begeben.

„Sie machten mir es auch so, und boten Allem auf, um mich von meinem Vorhaben, die Harfurs zu besuchen, abzubringen. Dieser Gedanke war ihnen äußerst zuwider. Die Einen wollten mich nicht anhören, die Andern thaten, als verständen sie mich nicht, und die Höflichsten boten all ihre Rednergabe auf, um mir abzurathen. Endlich gelang es mir, durch das Anerbieten eines Kompan (Piasters) und eines schönen Messers, einen jungen Papuas von verständigem Aussehen zu bewegen, mich bis zu den Harfurs zu begleiten. Ich weiß nicht, ob er einem der Seinigen von seinem Handel etwas mittheilte, aber kaum saß er mit mir im Boote, als sich Furcht seiner bemächtigte, und er brachte zu seiner Entschuldigung alle nur erdenklichen Gründe vor, Hunger, Durst, Magenweh.

„Als wir bei den Hütten gelandet waren, verdoppelte sich seine Angst; er bewaffnete sich mit Bogen und Pfeilen, indem er versicherte, die Arfakis seyen sehr boshafte Leute, die uns unfehlbar tödten würden, wenn wir keine Flinten hätten. Ich wollte keine mitnehmen, um den Leuten, welche ich besuchen wollte, keine Unruhe zu verursachen, und hatte nichts als eine kleine Hacke zum Ausgraben von Pflanzen. Begleitet war ich nur von Einem Manne, der ebenfalls ohne Waffen war und meine Botanisirkapsel trug.

„Ohne auf meinen Führer zu hören, lenkte ich den ersten Fußpfad ein, den ich sah, und der in das Innere zu führen schien. Durch einen sonderbaren Zufall fand ich später, daß dieß unter mehreren der einzige war, der mich zum Ziele führen konnte, und zum Glück; denn bei den Absichten meines Führers hätte ich gewiß erwarten können, daß, wenn ich mich verirrt hätte, er mich nicht auf den rechten Weg gewiesen haben würde. Wir gingen auf einem sehr schmalen Fußpfade durch einen jungen

Wald von schönem Aussehen, indem hie und da auch hohe Bäume standen. Mein Eingeborner hörte nicht auf mit seinen Klagen und Bemühungen, mich zur Rückkehr oder zur Einschlagung eines Seitenweges zu bewegen. Müde seiner ewigen Klagen erklärte ich ihm mit harten Worten, daß ich seiner nicht bedürfte, und ganz allein zu den Harfurs gehen würde. Nun war sein Entschluß gefaßt, er seufzte und ging voraus, weil er ohne Zweifel seinen Einsatz gewinnen wollte.

„Nach einem viertelstündigen Marsche sah ich in dem Augenblicke, wo wir das Ufer verließen, um den Hügel zu besteigen, der über sie hereinragt, ein großes Stück Land mit Bananen und sehr grünen und buschigen Taros bepflanzt, aber schlecht unterhalten, und mit einem schlechten Zaun umgeben. Als ich still stand, um es zu betrachten, kam mein Wilder hastig auf mich zu, und sagte mir, die Frauen der Arfakis seyen darin verborgen, und daß ich ja nicht hineingehen solle, wenn ich nicht niedergemacht werden wolle. Ich glaubte zwar nicht an diese Drohungen; als ich aber um mich sah, erblickte ich auf dem Berge, der das Thal beherrschte, ein großes Gebäude auf hohen Pfählen, das wie eine Redoute aussah. Da ich dieß seltsame Gebäude betrachtete, stieß mein Papua ein Geschrei aus, auf welches ein anderes verwirrtes Geschrei antwortete, aus welchem ich Weiberstimmen erkannte.

„Der Papua drang wiederholt in mich, umzukehren; aber ich begann, den wahren Grund seiner Ziererei zu durchschauen. Unmöglich konnten jene Individuen, die auf sein Geschrei antworteten, jene furchtbaren Arfakis seyn, vor deren Begegnung er sich so sehr fürchtete. Im Gegentheil schien Alles darauf hinzudeuten, daß sich hieher die Weiber der Papuas mit ihren Kindern zurückgezogen hatten, um sich vor den Franzosen zu verbergen. Den Abend vorher hatte ich mit Duperrey das Dorf besucht, und hatte mich sehr gewundert, die Hütten verlassen zu finden. Nicht eine einzige Frau fand sich daselbst. Ohne Zweifel hatten es die Eingebornen bei der Erscheinung eines neuen Schiffes, dessen Flagge sie nicht kannten, für klug gehalten, ihre Weiber und Kinder zu verbergen, aus Furcht, sie möchten ihnen geraubt werden. Der Zufall hatte mich zu ihrem Asyl geführt, und daher die Unruhe, Besorgniß und Ausflüchte meines Papua.

„Ich sezte nun meinem Führer so gut als möglich auseinander, daß ich die hier eingeschlossenen Weiber durchaus nicht sehen, sondern blos die Harfurs besuchen wolle. Diese Erklärung beruhigte ihn, und wir begannen, den Abhang zu ersteigen. An gewissen Stellen ist er sehr rauh, und die Bächlein, welche über den Granit laufen, machen den Weg sehr glatt. Bisweilen ist man auch durch Schluchten oder Spalten aufgehalten, über welche statt der Brücken Baumstämme gelegt sind. Als wir gerade hinaufstiegen, erschienen ungefähr 15 Wilde mit Hackmessern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, vor uns. Sie zeigten eine lebhafte Unruhe; übrigens war bei ihnen keine Drohung oder feindliche Absicht zu bemerken. Ich sah meinen Papua an; er schien in Verlegenheit zu seyn, aber keineswegs erschrocken. Ich schloß daraus, daß keine Gefahr zu besorgen sey. Ich ging nun auf die Wilden zu, bot ihnen einige Geschenke an, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß ich Nichts von ihren Weibern wolle. Die Wilden hörten mich an, betrachteten mich aber mit staunenden Blicken: offenbar verstanden sie durchaus nicht, was ich sagen wollte: aber sie

traten friedlich auf die Seite, und ließen mich vorbeipassiren. Einer von ihnen gab mir sogar als Gegengeschenk einen prächtigen, sehr gut erhaltenen Paradiesvogel, und überdieß ein lebendes junges Känguruh.

„Als ich meinen Weg fortsezte, schien mein Papua ein wenig ruhiger zu werden, sprach von den Wilden, welchen wir begegnet seyen, und sagte mir, es seyen keine Papuas, wie er, sondern Thiere, die das Malayische weder verständen noch sprächen. Endlich kam ich bei der großen Umzäunung an, welche die große Hütte auf dem Gipfel des Hügels umgab; ich trat ungehindert ein, und bezeigte zwei oder drei Wilden den Wunsch, das Haus zu besuchen. Sie gaben es ohne Widerstand zu und begleiteten mich dahin. Ein großer, geneigter, stark eingeschnittener Balken diente als Treppe, das Gebäude ist ein großer, ungefähr 100 Fuß langer Schuppen, auf einem 20 Fuß hohen, verwickelten Gebälkwerk erbaut, das Innere besteht aus einem Gang, der ganz hindurchlauft, und aus kleinen Kammern zu beiden Seiten. An beiden Enden sind zwei Platteformen. Kurz die Einrichtung dieser Hütten ist ganz so, wie in den am Ufer von den Papuas errichteten Gebäuden; Frauen und Kinder waren daraus entfernt worden. Doch boten mir meine neuen Wirthe Sagobrod, Taros und andere Speisen an, sie waren also höflicher und gastfreundlicher als die Papua's, die mir nie etwas anboten. Als ich wieder aus der Hütte herabgestiegen war, versuchten mein Führer und einige seiner Kameraden, die zu ihm gestoßen waren, von Neuem, mich zur Rückkehr zu bewegen. Aber ich ging auf dem gebahnten Pfade weiter. Auf dem Gipfel eines Hügels fand ich eine zweite Hütte, die der vorigen ganz gleich und ebenfalls eingezäunt war. Unter dieser Hütte weideten kleine Schweine, die schlanker waren, als die europäischen, durchaus röthlichfalbe Haare und einen längeren Schwanz hatten: ich sah auch einige Hühner.

„Meine Wilden und besonders der Führer drangen nun mehr als je in mich, um mich zur Umkehr zu bewegen. Ich erklärte ihnen aber in entscheidendem Tone, daß ich durchaus die Arfakis sehen und mit ihnen sprechen wolle. Die Papuas schienen Anfangs in großer Verlegenheit zu seyn, sodann aber versicherte mich mein Führer, daß diese beiden Hütten den Arfakis gehörten, während die am Meeresufer ein Eigenthum der Papuas seyen. Die Bewohner der Hütten schienen durch ihre Gebärden diese Versicherung zu bestättigen. Nun erklärte ich, ich wolle die Harfurs besuchen, aber alle versicherten, es gebe keine. Ich sollte hierüber in gänzlicher Unwissenheit bleiben. Bedeutet diese Benennung Harfurs so viel als Arfakis oder Bergbewohner? Ist er zu Dorl unbekannt; oder soll er vielmehr die weiter im Innern wohnenden Stämme bezeichnen? Um diese Fragen zu entscheiden, wäre eine genauere Bekanntschaft mit der Sprache dieser Völker erforderlich.

„Ich ging nun noch eine oder zwei Meilen weiter; aber ich fand nur düstere und majestätische Wälder, wo nur hie und da einige lichte Stellen waren; die Räume, auf welchen die Bäume theils umgehauen, theils verbrannt waren, schienen zu Pflanzungen bestimmt zu seyn. Uebrigens fand ich keine Spur von Wohnungen. Endlich war es spät geworden; die Wilden forderten mich unaufhörlich zur Umkehr auf; ich dachte, wenn ich sie aufs Aeußerste triebe, könnten leicht einige Pfeile auf mich abgeschossen werden, ohne daß ich ahnen könnte, woher sie kämen; und an Bord wußte man nicht, wo ich geblieben wäre. Ich beschloß nun umzukehren und machte

eine tüchtige Sammlung von Pflanzen und Insekten. Besonders fand ich eine Menge neuer Coleopteren-Gattungen."

Der Kapitän Andrews landete im Jahr 1826 auf Papuasien auf einer Reise von Buenos-Ayres nach Indien und China. In seinem Tagebuche liest man Folgendes:

„Der Reisende oder die Reisenden, welche sich durch den Kanal St. Georg und die Dampiermeerenge nach Indien und China begeben, und an den Küsten von Neuguinea hinfahren, können sich nicht genug über die große Unwissenheit wundern, in welcher man sogar über die einfachen Lokalitäten eines so reichen und großen Landes ist.

„Die Lage von Papuasien ist in Vergleichung zu der Lage Neu-hollands sehr interessant, und man darf es wohl als den Schlüssel zu den Molukken und Philippinen betrachten. Da ihre Breite dieselbe ist, wie die von Java und Sumatra, so findet man daselbst alle diesen Inseln eigenthümlichen Erzeugnisse.

„Als wir in dieser Gegend ankamen, warfen wir neben einer nahe am Hauptlande gelegenen Insel Anker. Sie war mit Bäumen bedeckt, welche bis ans Ufer heraufreichten. Die Wilden verbargen sich im Gehölze und stießen ein gräßliches Geschrei aus, welches uns Anfangs einen nicht sehr freundschaftlichen Empfang besorgen ließ; als wir aber gelandet hatten, überzeugten wir uns bald, daß dieses Geschrei nur eine Freudenbezeugung gewesen war. Wahrscheinlich wären einige englische Huzzas ebenso außerordentlich und beunruhigend für ein Volk gewesen, dessen beide Geschlechter in vollkommen nacktem Zustande waren. Die Eingebornen kamen in großer Anzahl aus dem Walde hervor, umringten das Boot, und machten Miene, es mit der ganzen Mannschaft auf das Ufer zu ziehen, wie sie es mit ihren Kanots machen; als sie aber sahen, daß diese Bewegung unsere Leute veranlaßte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, so zogen sie sich sogleich bis zu einer Linie zurück, welche man mit einem Messer in dem Sande beschrieben hatte, so daß eine hinreichende Entfernung zum Parlamentiren blieb. Ihr Häuptling beantwortete das Friedenszeichen, das wir mit einer weißen Fahne machten, durch Aufhebung eines grünen Zweiges, den er abgebrochen hatte; nun legten beide Parteien ihre Waffen nieder, und nach Verlauf einer halben Stunde waren sie aufs Innigste befreundet. Anfangs ließ ich aus Furcht vor einem Ueberfalle Wache halten; aber bald überzeugte ich mich ganz von ihren friedlichen Absichten, und der Tauschhandel wurde durch die Vermittlung der Häuptlinge auf regelmäßige Weise eingeleitet; bald waren unsere Boote voll Geflügel, Bananen und Früchten verschiedener Art. Anfangs wollten sie es nicht dulden, daß wir Holz hauten, das wir doch nothwendig bedurften; aber sie beruhigten sich bei dem Anerbieten eines aufgestülpten Hutes, einiger Bänder, Messer, Rosenkränze und Stücke rothen Tuchs. Exemplare der Times zogen ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich, und die Charaktere erschienen ihnen so außerordentlich, daß sie eine Barke voll Zuckerrohr für eine Numer dieses Journals boten. Zwei unserer Matrosen, welche einen Tag und eine Nacht an Bord zubrachten, waren mit der Gastfreundschaft, die sie empfangen hatten, sehr zufrieden, und sagten uns, die Schüchternheit der Eingebornen rühre daher, daß einer von ihnen mit einem Flintenschuß verwundet worden sey. Ein ungefähr 50 Jahre alter Mann gab durch seine Gebärden zu verstehen, daß die Mannschaft eines Schiffes, welche schon auf dieser Küste gelandet habe, einen Streit mit den

Eingebornen gehabt und daher dieser Unfall sich ergeben habe. Wahrscheinlich hatten die Matrosen ihr Geschrei für ein Zeichen zum Angriff gehalten."

Die Astrolabe unter Dumont d'Urville begann, nachdem sie am 2. August 1827 durch die Dampiermeerenge gesegelt war, die genaue Aufnahme der ganzen Küste und sezte sie auf einer Strecke von 350 Lieues mit der strengsten Genauigkeit fort; und seitdem ist die Gestalt dieser Länder genauer bekannt. Die Korvette besichtigte auch die Vulkan-Insel in der Meerenge, und fand ihren Krater erloschen; die Inseln Ruk, Tuplinier, Lottin, Longue, Couronne, Rich, die bisher kaum angezeigt waren; sie zeichnete die Richtung der unermeßlichen Kette der Finisterreberge, bezeichnete den Astrolabegolf, besichtigte ferner die Inseln Dampier, Vulkan, durchkreuzte die Schuten-Inselgruppe, nahm andere unbekannte Inseln neben der Küste auf, entdeckte die Humboldtsbai, die auf jeder Seite von den ungeheuren Spitzen der Bougainville- und Cyklopen-Berge flankirt ist. Hätte sie nicht zuvor ihre Anker verloren und wäre nicht deßwegen das Ankern beschwerlich und gefährlich für sie geworden, so würde sie die Lage dieser wichtigen Bai untersucht haben. Als die Astrolabe 10 Meilen östlich von diesem Hafen bei einer Windstille von der Strömung an der Küste hin fortgezogen wurde, eilten die Eingebornen in Piroguen herbei und machten Miene, sie anzugreifen; aber ein Flinten- und ein Kanonenschuß befreiten die Franzosen von ihren Besuchern. Kapitän d'Urville sezte seine Fahrt fort, fuhr zwischen den Arimoa-Inseln und dem festen Lande hindurch und durch den entfärbten Wasserstrom nördlich von der Spitze, welche seinen Namen empfing, und vermuthete, daß sich auf dieser Höhe ein beträchtlicher Fluß in das Meer ergieße. Sodann lenkte er in den Jobie-Kanal ein, der vor ihm noch nicht untersucht worden war, zeichnete die Gestalt der Inseln Jobie, Misory, Baltig und Longue, und warf am 25sten endlich am Dori-Hafen Anker. Kaum lag die Korvette vor Anker, so umringten sie die Piroguen und fingen an, mit den Matrosen Handel zu treiben. Das Vertrauen war durch den Vorgang der Coquille so gut hergestellt, daß sogar die Weiber nicht daran dachten, ihre Häuser zu verlassen. Die Ankunft der Franzosen änderte sogar nichts an dem gewohnten Treiben der Insulaner. Nur erweckte sie eine verdoppelte Handelsthätigkeit. Als d'Urville ans Land gestiegen war, beschloß er, nach 4jähriger Unterbrechung seine Nachforschungen nach den Hütten der Arfaki's fortzusetzen, indem er immer hoffte, Einiges über diese geheimnißvolle Völkerschaft zu erfahren. Lassen wir den gelehrten Seemann selbst reden:

„Vier junge Papua's, denen ich einige Kleinigkeiten zur Belohnung versprochen hatte, sollten mich an die Orte führen, welche die Paradiesvögel besuchten. Nach einem Marsch von ungefähr 10 Minuten in einem angenehmen Thale, das am Ufer sich hinzieht, gelangt man an die Seite eines steilen Abhanges, der ganz mit Bäumen bedeckt ist. Hat man die ungefähr 100 Toisen hohe Anhöhe bestiegen, so kommt man auf eine Art Hochebene, welche von einem mit den Papua's an der Küste befreundeten Stamme der Arfaki's bewohnt und angebaut ist. Als ich auf der Reise der Coquille zum ersten Male den Wohnsitz dieses Stammes entdeckte, wandten die Papua's an der Küste alle möglichen Mittel an, mich am Verkehre mit diesen Bergbewohnern zu hindern, indem sie bald mich versicherten, daß sie mich tödten und mir den Kopf abschneiden würden,

bald mir sagten, daß sie den Thieren ähnliche Blödsinnige seyen, die meine Sprache so wenig verständen als ich die ihrige, und blos meine Verachtung verdienten. Offenbar wollten diese Papua's das Handelsmonopol für sich allein behalten und sahen es gar nicht gerne, daß die Arfaki's an den Vortheilen des Verkehrs mit uns Theil nehmen sollten.

Um diese Zeit bewohnte der ganze Stamm der Arfaki's, der aus ungefähr 150 Seelen bestand, zwei sehr große hölzerne Hütten, auf Pfählen von ungefähr 30 bis 40 Fuß Höhe errichtet; man gelangte zu ihnen auf einem eingeschnittenen Balken. Dieser Balken wurde Nachts und bei der Annäherung des Feindes weggezogen. Jede Familie hatte eine besondere Zelle, und jede Hütte enthielt ungefähr 20 solcher Zellen.

„Diese Arfakis empfingen mich damals mit vieler Höflichkeit, und gastfreundlicher als die Papua's boten sie mir einige Erfrischungen an.

„Bei der Lage, welche die beiden Hütten am Ufer eines tiefen Grabens einnahmen, und von ihrer Plateform aus hatte man eine entzückende Aussicht. Der Dori-Hafen, die lachenden Inseln Manasuari und Masmapi, die ganze gegen Süden hinziehende Küste bis an den Horizont und über Allem die imposante Kette der Arfakisberge, bildeten ein wahrhaft bewundernswerthes Gemälde. Es war die wilde Natur in all ihrer Ueppigkeit, in all ihrem Ernste; unter den Gluthen der Linie betrachtet der Reisende mit Erstaunen jene Macht der Vegetation, jenen Ueberfluß an Säften, der das dem Anschein nach dürrste und steinigste Land mit Bäumen, Farrenwurzeln und Parasitenpflanzen bedeckt. Nirgends habe ich Vegetabilien von so ungemessener Höhe gesehen. Die gewöhnlichen Dimensionen der Bäume in diesen Wäldern übertreffen Alles, was ich je von Bäumen gesehen habe.

„Nun sind die beiden Hütten verlassen und in Trümmern. Die Arfakis haben 5 oder 6 kleinere Häuser bezogen, die auf dieselbe Weise erbaut, aber nicht so hoch sind und 2 bis 300 Schritte weiterhin liegen. Sie sind mit schönen Taro-, Kürbis-, Mais-, Lalavanzas- und Bananen-Pflanzungen umgeben.

„Bald kamen wir in einen dichten und düsteren Wald, und hier, sagten mir meine Führer, leben die Vögel, welche ich suche. Ich sah jedoch entweder wegen des in der Nacht gefallenen Regens oder aus einem andern Grunde keinen dieser herrlichen Vögel; ich hörte nicht einmal ihr durchdringendes Geschrei, das von dem Geschrei anderer Vögel so sehr verschieden ist. Diese Wälder sind leicht zu durchschreiten, da es wenig Unterholz gibt und sie bieten sogar während der glühenden Mittagshitze unter ihren unermeßlich hohen und undurchdringlichen Domen einen angenehmen Spaziergang.

„Nachdem wir auf einem zweistündigen Marsche über mehrere Gräben gesezt und durch einige sehr dichte Wälder gekommen waren, stiegen wir nahe am Eingang des Doreï-Kanals zwischen dem Kap Wakalo und der Spitze Ambia gegen das Ufer hinab.

„Als wir uns den Dörfern Doreï und Kuao näherten, zeigten die Frauen noch einige Furchtsamkeit; aber die Männer und Kinder waren ganz vertraut mit uns. Nachdem wir uns unter dem Schatten eines schönen Brodbaums einige Zeit mit ihnen unterhalten hatten, ging ich an Bord zurück. Das merkwürdigste Stück meiner Jagd war ein schöner Manate, ein Vogel, den ich schon vor drei Jahren bei dem französischen Obersten

Bonelle zu Surabaya sah, und der eines gewissen Grades von Abrichtung fähig ist.

Seinen Ausflug in die Gegend von Dori schildert d'Urville folgendermaßen:

„Da die Ufer überall mit einem dichten Saum von Gebüsch besezt waren, wo unsere Kleider in Fetzen hängen geblieben wären, so gingen wir durch das Strombett selbst in den Wald. Zwei oder dreihundert Schritte weit muß man bis an den Gürtel im Wasser gehen; weiterhin aber benezt man in der Zeit der Trockenheit kaum den Knöchel. Hat man das Greufer einmal überschritten, so wird der Wald freier. Man kann in allen Richtungen in denselben eindringen und ihn durchgehen. Die Pflanzen und Bäume in demselben bilden gleichsam zwei Stockwerke von Grün.

„Der Tag nach diesem Ausflug wurde zu Besuchung der auf dem Ufer gelegenen Papuas-Dörfer verwendet. Zwei sind auf dem nördlichen Ufer des Hafens, Doreï und Kuao; und ein drittes auf der kleinen Insel Manasuari. Alle haben das nämliche Aussehen. Die Hütten sind sehr lang, aus grob behauenen Balken und Brettern verfertigt und auf Pfählen 8 bis 10 Fuß über der Meeresfläche erbaut; alle sind auf ein Pfahlwerk gesezt, keine steht auf dem Boden selbst; lange, stark eingeschnittene Balken dienen als Treppen und werden Nachts, so wie bei der Annäherung des Feindes, heraufgezogen. Diese Gewohnheit der Papuas, ihre Wohnungen so auf ein Pfahlwerk zu errichten, ist noch nicht genügend erklärt worden. Die Einen wollten darin eine religiöse Idee erkennen, die Andern die Absicht, sich gegen die lästigen Insekten und Ameisen zu schützen, Andere endlich die Absicht, sich dadurch gegen die Angriffe ihrer Feinde zu vertheidigen. Ich trat in eine solche Hütte ein. Es war ein wahres wackelndes Schloß mit Löchern auf allen Seiten, ein langer und schmaler, mitten hindurch führender Gang trennte eine Reihe von Zellen, wovon jede durch eine Haushaltung bewohnt war. Das ganze Geräthe dieser Zellen bestand aus einer oder zwei Matten, einem irdenen Topf, einem oder zwei Fayancegeschirren und Sagomehlsäcken. In den Wohnungen der Korano's (Häuptlinge), die sie auch Capitans nennen, und die etwas besser versehen waren, sah man auch einige Kästchen oder Körbchen von Bananen- oder Pandanus-Blättern, in welche sie ihre Waaren und Reichthümer niederlegen. In einer andern Hütte, welche eine Art Harem oder Gynäceum zu seyn schien, sah ich mehrere Frauen in einem gemeinschaftlichen Saale versammelt und mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Die einen woben Matten, die andern kneteten Thon und machten Gefäße von verschiedener Größe daraus. Eine von ihnen sang, während die Andern mit Wohlgefallen zuhörten. Unter diesen in einer Linie an der Küste hin errichteten Häusern zog eines meine Neugierde besonders lebhaft an. Es hatte nur ein einziges Gelaß mit einem dreieckigen Dach; den Fußboden bildeten 6 dicke Querbalken, wovon jeder auf 4 starken Pfählen ruhte; diese bildeten eine Colonade mit 4 Reihen, wovon jede 6 Pfähle hatte. Alle diese Pfähle waren grob ausgehauene menschliche Gestalten, aber wohl kenntlich. Von diesen ganz nackten Figuren war die Hälfte, die äußeren Reihen, männlichen Geschlechts, die andere Hälfte, die inneren Reihen, waren weiblichen Geschlechts. Sie hatten alle einen Turban oder einen Schako, der das Kapital bildete, so daß sie zusammen mit den oberen Balken ein

regelmäßiges Bauwerk bildeten *). Alles, was wir von unsern Führern über dieses Gebäude erfahren konnten, war, daß sie uns sagten, es habe eine religiöse Bestimmung. Uebrigens sahen wir keinen eingeschnittenen Balken, vermittelst dessen man hätte in dasselbe kommen können.

„Sie haben eine Religion, von welcher die Huldigungen gegen die Reste der Todten einen wesentlichen Theil ausmachen. Sie tragen die größte Sorgfalt für die Gräber, und legen Opfergaben und seltsame kleine Statuen auf dieselben. Einige dieser Gräber sind von komplicirter und symmetrischer Form **).

„Da die Inseln Papua's an den Thoren Malaisiens, der Philippinen und China's liegen, so konnten sie von diesen Ländern aus einige oberflächliche Begriffe von asiatischer Kunst und europäischer Industrie erhalten. Spuren davon erblickt man an ihren Bauwerken, in ihrem Handel und an ihren Schiffen. Ihre Piroquen sind von denen der Melanesier ganz verschieden; der Gestalt nach gleichen sie viel dem Koro-Koro der Molukken. Besonders fiel mir eines ihrer Fahrzeuge durch seine Gestalt und Größe auf. Vollkommener als die malayischen Boote, hatte es Aehnlichkeit mit unsern großen Fischerbooten. Die Führer sagten uns, es sey dieß das Schiff, auf welchem die Einwohner von Doreï dem Sultan von Tidor, den sie als ihren Oberherrn anerkennen, ihren Tribut an Sklaven, Schildkrötenschalen, Vögeln und Massoïrinde schicken."

Wir wissen nicht, ob seit dem Besuche d'Urville's noch ein anderer Seemann irgend einen Theil von Papuasien besucht hat; nur schickte die holländische Regierung von Zeit zu Zeit einige Schiffe an ihre neue Kolonie in der Tritonsbai.

Papuas-Inseln.

Die Inseln, welche unrichtig Papu's-Inseln genannt werden und die wir Papua's-Inseln nennen wollen, sind Salauati, Beguïu, Rawak, Gamen, Battanta, Guebe, Boni, Manauaran, die En-Inseln, die Kette der Bayag-Inseln, Ruib, die Ayu-Gruppe, die kleine Asia-Gruppe und die zwei Inseln Abdu und Konibar. Man findet darauf hybridische Papuas; aber der Hauptheil der Bevölkerung besteht aus jener schwarzen Papua-Rasse, die wir schon bezeichnet haben... Wir wollen die wichtigsten davon beschreiben.

Insel Salauati.

Salauati, ein hohes, bewohntes Land von ungefähr 80 Meilen im Umfange, ist durch eine nicht sehr breite, buchtenreiche und mit kleinen Inselchen besäte Meerenge von Papuasien getrennt; es wurde im Jahr 1764 von dem Kapitän Watson entdeckt und liegt unter 1° 8′ südlicher

*) S. Bl. 203.

**) Diese Grabmäler werden aus harten Korallensteinen verfertigt. Die Leichname haben Kopfpolster von Holz, mit einer Art Spinxköpfe geschmückt; sie haben eine auffallende Aehnlichkeit mit denen, welche man unter den Köpfen der Mumien in den Todtenstätten Egyptens findet. Die Papuas halten auch Leichenfeste beim Schein der Fackeln auf der Platform ihrer Hütten. Nachdem man hier den Eingeladenen Fetische vorgestellt hat, welche um den Estrich herumgestellt sind, und an welche jeder eine Anrede hält, bezeigen die Glieder der Familie des Verstorbenen ihren Schmerz dadurch, daß sie gebratene Schweine, Bananen, Yamswurzeln und Taro's verzehren.

Heiliges Haus zu Dori.

Breite und 128° 35′ östlicher Länge (Mitte). Sie ist von zahlreichen und wilden Papuaestämmen bewohnt, welche ein unabhängiger Rajah beherrscht. Die Einwohner leben von Fischen, Schildkröten und Sago. Kürzlich verbanden sie sich mit den Kriegern der benachbarten Gruppen, um auf den von den Holländern besezten Punkten der Molukken feindliche Landungen zu bewerkstelligen.

Kapitän Forrest erzählt uns, in den Monaten März und April haben die Papua's von Neuguinea und Salauati eine Flotte zusammengezogen, um Guilolo, Ceram, Amboina und sogar Xulla-Bessi zu bekriegen. Sie verwüsteten die Insel Amblu bei Buru und führten mehrere Einwohner weg.

„Im Jahr 1770," sezt Forrest hinzu, „sammelten sich 100 papuasische Piroguen von Neuguinea, Salauati und Mysol zur Zeit der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche, wo das Meer ruhig ist, und führen die Patience-Meerenge hinauf, welche Batschian von Guilolo trennt. Sie begingen keine Feindseligkeiten; aber die holländische Kompagnie, welche sie fürchtet, schickte Abgeordnete an sie, welche den Häuptlingen Geschenke an Zeugen u. s. w. überbrachte, worauf sich die Flotte zerstreute; nachdem sie einige Tage gefischt und in den Wäldern gejagt hatte, kehrten sie wieder nach Hause zurück. Der Rajah von Salauati beging die Unklugheit, zurückzubleiben. Uebrigens ist zu bemerken, daß weder er, noch ein anderer Rajah etwas plünderten oder verheerten.

„Die Holländer, welche ihn aufheben wollten, bedienten sich dazu folgender List. Ein Bote brachte ihm ein vom Gouverneur von Ternate unterzeichnetes und gesiegeltes Papier und sagte ihm, dieß sey ein Pardon für das Verbrechen, das er begangen habe, indem er mit gewaffneter Hand in das Gebiet der Kolonie eingedrungen sey; er sey glücklicher, als die andern Häuptlinge der Papuas, die ohne diese Absolution in ihre Heimath zurückgekehrt seyen. Zugleich wurde er eingeladen, nach Ternate zu kommen, wo ihm der Gouverneur alle seinem Range schuldigen Ehren erweisen würde, und wo er in den Magazinen der Kompagnie kaufen könne, was ihm beliebe; diese Einladung war mit einem Sack Dollare begleitet. Der indische Häuptling ließ sich locken; da er wohl begriff, daß diese Dollare in seinem Lande von keinem Werthe für ihn seyen und von den schönen Sachen gehört hatte, welche die Holländer zu Ternate verkauften, konnte er dem Verlangen, dieß Geld, das er auf so unvorhergesehene Weise erworben hatte, auf eine nützliche Art anzuwenden, nicht widerstehen: er folgte also mit 10 oder 12 seiner Unterthanen dem Abgeordneten, kam in das Fort und stellte sich dem Gouverneur vor, der ihn sehr höflich empfing.

„Der Gouverneur schickte die Wächter des indischen Fürsten weg und glaubte, seines Gefangenen so sicher zu seyn, daß er nicht einmal die Thore schließen ließ. Als man dem Rajah ankündigte, daß er sich ergeben müsse, sagte er ganz leise zu seinen Leuten, welche bereit waren, einige Holländer niederzumachen, ehe sie selbst umkämen, nicht das Geringste für seine Vertheidigung zu thun, sondern sich selbst zu retten. Sie ergriffen wirklich die Flucht, während der Rajah seinen Kris (Dolch) auslieferte; und sobald sie außerhalb des Forts waren, bestiegen sie ihr Koro-Koro und entwischten. Vielleicht ließen die Holländer diese Indianer absichtlich entwischen. Der Rajah ist noch gefangen auf dem Kap, wo er in enger Haft gehalten wird."

Die Meerenge Pitt oder Saggewein trennt Salauati von Battanta. Battanta ist eine ziemlich hohe Insel, 26 Meilen lang und 6 Meilen breit. Ihre westliche Spitze ist das Kap Mabo: die ersten Seefahrer hielten dieses Kap für das äußerste Ende von Neuquinea. Daneben ist eine Bai, wo man sich Holz und Wasser verschaffen kann, aber man muß sich vor den wilden Papu's in Acht nehmen. Lage 0° 50' südlicher Breite, 128° 20' östlicher Länge (Mitte).

Die Gamens- oder Dampiers-Meerenge wurde im Jahr 1700 von Dampier entdeckt; sie enthält mehrere Inseln und trennt Battanta von der Insel Veguiu. Durch sie fahren die Schiffe, welche sich mit Gegenwind nach China begeben wollen; die Strömungen machen die Durchfahrt sehr gefährlich. Ich habe sie selbst auf dem Dunira durchfahren, und wir wären beinahe an einem mit dem Wasser gleich hohen Felsen gescheitert, in Gesellschaft des Melville, der uns einige Tage nachher neben einer der Carolinen, mitten im Südmeere, zur Freude über die Gefahr, der wir entgangen waren, ein sehr gutes Mittagsmahl gab.

Insel Veguiu.

Die Insel Veguiu, beträchtlicher und besser bekannt als die vorige, scheint von den europäischen Seefahrern, welche zuerst sich auf den Molukken niederließen, entdeckt worden zu seyn. Dampier war jedoch der Erste, der sich im Jahr 1700 die Gewißheit darüber verschaffte, daß sie von Neuguinea getrennt sey; Bougainville fuhr im Jahr 1768 an der südlichen Küste hin; Forrest im Jahr 1774, d'Entrecasteaux im Jahr 1793, Freicinet im Jahr 1818, Duperrey in den Jahren 1823 und 1825 und endlich d'Urville im Jahr 1827, sezten die Erforschung dieser Insel fort und sammelten verschiedene Nachrichten über dieselbe. Forrest besuchte die Häfen Tofahak, Rawak und Piapis, welche sämmtlich gute Ankerplätze haben, und wo er sich Fische, Sago und mehrere Schildkröten verschaffte. Die ganze Insel enthielt nach der Angabe der Eingebornen 100,000 Einwohner, die unter verschiedenen Häuptlingen stehen, deren mächtigster den Titel Rajah annahm und auf einer Insel des südlichen Theils residirte.

Die Gefährten d'Entrecasteau's ankerten in der Bai Boni und brachten dort 12 Tage zu. Ihr Verkehr mit den Papua's war durchaus friedlich; jeden Tag wurden Fische, Hühner, Schildkröten, Schweine, Gemüse und Früchte aller Art an Bord gebracht. Gegen das Ende des Jahres 1818 hielt sich Freycinet auch drei Wochen lang in dem kleinen Hafen Rawak auf, wo die Papua's von Boni und Kabareï mit den Franzosen Handel trieben. Sie zeigten sich ganz furchtsam, während man sie doch für kriegerisch und unternehmend ausgegeben hat. Der Papua Sruane, das Oberhaupt der Insel Boni, wurde durch Geschenke gewonnen und wurde der Freund und Tischgenosse des Kapitäns. Die Offiziere und Naturforscher durchstreiften das Land ungehindert; und Quoy konnte ein vollständiges Gemälde von der Physiognomie des Landes aufnehmen.

Sobald es Tag war, sagte er, fuhren wir nach Boni ab, wo wir den Abend vorher eine große Menge Häuser gesehen hatten. Als wir gegenüber von der Bucht, wo sie sich befinden, angekommen waren, wurden wir gewahr, daß ein Gürtel von Riffen uns die Annäherung unmöglich mache. Es wurde also beschlossen, daß wir uns nach der Südküste der Insel wenden

De l'Uranie Wasserplatz

Krieger von der Insel Vanik.

INSEL GUEBE

Portraits von drei Eingebornen

Digitized by Google

wollten, wo das Meer ruhiger und der Zugang minder gefährlich war; dort aber begränzten Bäume, welche die Felsen bis in das Wasser hinein bedeckten, wie eine undurchdringliche Mauer, die Küste. Eine sehr kleine Bucht schien uns der einzige Punkt zu seyn, wo man landen konnte. Uebrigens bewunderten wir überall die Macht und Pracht der Vegetation; bald belebten und schmückten sie mit den lebhaftesten Farben geschmückte Papageien; bald zeichneten sich Kakatu's von blendender Weiße in der Ferne auf dem dunkeln Grün des Blätterwerks; wir sahen auch einige ganz schwarze, was bei dieser Vogelart selten ist."

Quoy und seine Gefährten fuhren fortwährend an der Küste der Insel Boni hin, als die Mündung eines kleinen Flusses, durch welchen das Meer in das Innere des Landes eindringt, sie auf den Gedanken brachte, in denselben einzufahren. Nur mit Mühe konnten sie unter den Zweigen der Leuchterbäume hingleiten, deren Wurzeln jeden Augenblick die Fahrt des Bootes aufhielten und ihm endlich den Weg ganz verschloßen. Der Häuptling der Insel kam ihnen zu Hülfe; er führte sie ans Land; aber sie fanden die 20 Hütten oder Häuser, aus welchen das Dorf Boni besteht, gänzlich verlassen; die Eingebornen hatten sich bei ihrer Annäherung in den Wald geflüchtet. Die Häuser waren am Meeresufer auf einem Pfahlwerke erbaut.

„Da es uns unmöglich war, mit den Eingebornen dieser Insel in Verkehr zu treten, so fuhren wir in den Hintergrund des Hafens, in der Absicht, den Fluß zu besuchen, wo einst Admiral Entrecasteaux Wasser geholt hatte, und wo auch wir es holten *). Er ist schmal, macht viele Krümmungen, und seine Ufer sind mit Bäumen von unermeßlicher Höhe bedeckt, welche einen herrlichen Anblick und Schatten gewähren. Da die Sonne sich bereits ihrem Untergange zuneigte, so herrschte eine angenehme Frische um uns. Plötzlich belebten 3 Paradiesvögel dieß prächtige Gemälde. Einer von ihnen flog über den Fluß, mit seinem prächtigen Schwanze Wellenformen bildend; als er mitten über dem Flusse angekommen war, hob er sich senkrecht in die Höhe, ohne Zweifel, um eine Beute zu erhaschen, was uns das Vergnügen verschaffte, ihn längere Zeit zu betrachten.

„Wir fuhren eine Meile weit den Fluß hinauf, dort aber wurde unser Boot, da es tief im Wasser ging, von einem großen Haufen Kies, Schiefer und Kieselsteinen aufgehalten.

„Da wir keine passende Ruhestätte fanden, so gingen wir an unsern Lagerplatz vom vorigen Abend zurück, es fand sich dort noch Feuer: eine sogar unter dem Aequator angenehme Sache, weil dort die Nächte kühl und sehr feucht sind."

Während des Aufenthalts Freycinets zu Rawak stattete der Kimalaha, oder Seehäuptling von Guebe, ihm in seinem bewaffneten Koro-Koro einen Besuch ab. Bei der Ankunft der Guebeer verschwanden plötzlich alle Papua's, welche die Urania umgaben. Man sah leicht, daß diese Fremden, **) und besonders einer ihrer Krieger ***), ihnen großen Schrecken einjagten, und man schloß daraus, daß der Kimalaha und seine Leute die armen Einwohner von Vequiu despotisch behandelten.

Im Jahr 1825 besuchte Duperrey dieses Land, und ankerte im

*) S. Blatt 213. **) S. Blatt 211. ***) S. Blatt 210.

Hafen Tofahak. Wie sein Vorgänger, hatte er einen durchaus freundlichen Verkehr mit den Eingebornen. Indeß entzogen die Bewohner der Küste ihre Frauen fortwährend den Blicken der Europäer. Obgleich immer furchtsam und mißtrauisch, waren sie nichts desto weniger geschickte Handelsleute. Hier etwas aus dem Berichte d'Urville's.

„Seit zwei Tagen waren die Eingebornen noch nicht an Bord erschienen; auf unsern früheren Reisen hatten wir uns ihnen nicht nähern können. Inzwischen wünschte ich, diese Menschenrasse zu beobachten, über welche die Angaben der Reisenden so verschieden lauten, indem die einen sie als wilde und blutdürstige Menschen schildern, welche nur Gelegenheit suchen, die Fremden zu überfallen, sie niederzumachen und ihnen den Kopf abzuschneiden, andere aber nur sanfte und friedliche Menschen in ihnen fanden; überdieß wollte ich mich überzeugen, ob es mit der von Forrest erwähnten Thatsache, daß ein enger Isthmus den Hafen Tofahak von einer großen südlichen Bay trenne, seine Richtigkeit habe.

„Um sechs Uhr Morgens schiffte ich mich mit Lesson und Rolland in dem großen, mit 7 Mann bemannten Boote ein. Wir kamen vor der hohen Halbinsel, welche ein hoher Berg, der die Gestalt einer phrygischen Mütze hat, krönt, und vor der kleinen Insel Tombeaux vorüber, welche durch ein bei der Ebbe nur mit einigen Fuß Wasser bedecktes Riff mit der Halbinsel verbunden ist. Am Ufer der Insel standen etwa 10 Insulaner, die uns mit unruhigen Blicken betrachteten und bereit waren, in ihre Piroguen zu flüchten. Nach der Kenntniß, welche ich mir bereits von dem Charakter der Eingebornen verschafft hatte, hielt ich es für sehr ungeschickt, gerade auf sie loszugehen, so lange sie sich vor uns fürchteten, vielmehr hielt ich für gut, den Schein anzunehmen, als ob man sie nicht bemerke und sich nichts um sie bekümmere, damit ihr Mißtrauen mehr und mehr abnähme. Es ist bekannt, daß man auf dieselbe Weise zu Werke gehen muß, wenn man sich einem wilden Thiere nähern will.

„Ich empfahl deßwegen meinen Gefährten, den Schein anzunehmen, als ob wir sie nicht bemerkten, und wir sezten unsere Fahrt fort. Wir näherten uns der südlichen Küste des Hafens, die sehr steil ist und nirgends einen Punkt zum Landen darbietet; sie ist überdieß mit Bäumen von mäßiger Höhe bedeckt, unter denen Kasuarinen am häufigsten vorkommen.

„Gegen 7½ Uhr kamen wir in den Hintergrund der Bucht, die den westlichen Arm des Hafens Tofahak begränzt, der eine Meile von unserem Ankerplatz entfernt ist. Als wir dort ankamen, bot sich uns ein trauriger Anblick dar. Das ganze Ufer war ein kothiger Sumpf, bedeckt mit sehr großen Leuchterbäumen von der Gattung Bruguiera, deren in allen Richtungen sich hinziehende, krümmende und verästelnde Wurzeln eine Art Netz über den ganzen Morast spannten. Nichts ist mühsamer und beschwerlicher, als auf einem solchen Wege fortzukommen; wenn man über die Wurzeln hinschreitet, glitscht der Fuß jeden Augenblick aus, und man ist in Gefahr, den Hals zu brechen.

„Wir fanden an dem Ufer zwei Piroguen, welche erst kürzlich an das Land gezogen zu seyn schienen; ich selbst schloß natürlich daraus, daß diese Orte von den Wilden besucht werden, und daß ich vielleicht auf meinem Weg neue Spuren von ihnen treffen könnte. Nachdem wir 100 Schritte weit am Bette eines Baches hingegangen waren, stießen wir auf eine Hütte, neben welcher zwei beträchtlichere Gebäude auf dem Boden lagen.

Der Boden auf diesem Punkte ist mit Leuchter-, Palm-, Latanbäumen, Pandanus und andern großen Bäumen bedeckt. Die meisten Stämme waren bis auf eine bedeutende Höhe mit ungeheuren Pothos bedeckt, von welchen mir einige ihre schönen Blüthenkolben entgegenstreckten. Bei dieser Hütte beginnt ein kleiner Fußpfad, der uns gestattete, durch dieß unentwirrbare Netzgestrick von Vegetabilien durchzukommen. Der Weg wird nun bequemer, der Boden trockener und fester, und ich sammelte mehrere Arten von Pflanzen, unter denen ich blos den merkwürdigen Nepenthes mirabilis mit seinen immer mit Wasser gefüllten Kelchen anführen will.

„Je weiter wir vorwärts drangen, um so steiler wurde der Fußpfad; der thonige Boden war so glitschig, daß wir ohne die von den Eingebornen gemachten Einschnitte, welche uns als Stufen dienten, wahrscheinlich hätten wieder umkehren müssen. Jedoch glitschten wir oft aus, und verloren durch Rückwärtsrutschen die Frucht langer Anstrengungen. Endlich kamen wir auf dem Gipfel der Landenge an, dessen ganze Höhe ich auf ungefähr 100 Toisen schätze. Dort wurde auf der Stelle die Frage gelöst, welche mich hieher geführt hatte. In der Richtung der Tofahakbai versperrten mir die Bäume die Aussicht auf das Meer, und ich konnte nur den hohen ausgezackten Bergrücken sehen, der sich jenseits erhebt; aber auf der entgegengesetzten Seite, d. h. in der Richtung von Südsüdost, sah ich mit Freuden ein unermeßliches Bassin, das von Südsüdost nach Nordnordwest seine Richtung hatte. Auf der Oberfläche bemerkte ich einige mehr oder minder beträchtliche Inseln. Diese Entdeckung ermuthigte mich, und ich wollte meine Untersuchung vervollständigen.

Auf der andern Seite, auf welcher wir herabstiegen, war der Abhang noch viel steiler. Die Eingebornen hatten dicke Baumstämme statt Leitern, auf die man die Füße stützen konnte, quer übergelegt. Aus diesen verschiedenen Maßregeln ersahen wir, daß eine sehr regelmäßige Verbindung zwischen beiden Baien bestehen müsse. Ueberdieß erkannten wir im Koth die frischen Eindrücke von den Zehen der Eingebornen. In weniger als einer halben Stunde gelangten wir an das Ufer eines kleinen Flusses. Ueberall umher war der Boden mit Muschelschalen bedeckt. Ich muß auch im Vorbeigehen bemerken, daß in der ganzen Ausdehnung dieses Weges, den wir eben beschrieben haben, d. h. ungefähr eine Meile weit umher, der Boden mit Muscheln von verschiedenen Sorten, besonders mit Archenmuscheln, welche die Eingebornen herbeigebracht hatten, bedeckt war. Dieß kann wohl von nichts Anderem herrühren, als daher, daß diese Leute immer mit Vorräthen von Muscheln versehen sind, und sie auf dem Wege essen. Ich dachte bei mir selbst, daß Voltaire ohne Zweifel triumphirt hätte, wenn er dieß zur Begründung seines Systems hinsichtlich des Vorkommens von Muscheln auf dem Gipfel der Gebirge hätte anführen können.

„Das Land war mit Leuchterbäumen und deren verschlungenen Wurzeln bedeckt, welche bei der Fluth vom Meere bespült werden. Anfangs versuchte ich, im Strombette zu waten; aber bald ging mir das Wasser bis an den Hals, und ungern gab ich meinen Plan auf. Sodann wollte ich auf den Leuchterbaumwurzeln gehen, aber zwei oder drei unangenehme Fälle entleideten mir auch dieses.

„Ich nahm nun meine Richtung nach der den Abend zuvor von unsern Offizieren südlich von der Insel Tombeaux entdeckten Bucht. 15 oder 20 Kokosbäume, welche eine kleine auf einem Pfahlwerke ruhende Hütte

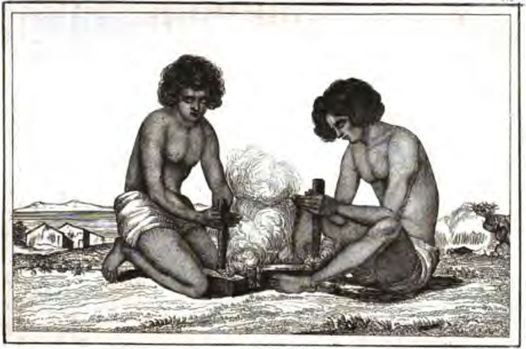
umgaben, versprachen uns den erfrischenden Saft ihrer Früchte und einen Spaziergang unter ihrem Schatten, denn überall, wo sich solche Bäume finden, ist der Boden unter ihnen gangbar. Bald sah ich, daß die Hütte nicht viel mehr war, als ein großes Käfig von Bambus, mit Latanblättern gedeckt, und von 4 oder 5 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Säulen getragen, was bei allen Wohnungen der Papuas der Fall ist. Im Innern fanden wir nur 5 viereckige Heerde, in jedem Winkel eine Platform, einen kleinen Korb und einige vertrocknete Tripangs.

„Wir hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als nachzusehen, ob die Abends zuvor von Berard für die Kokosnüsse, die er gepflückt hatte, zurückgelassenen Messer von den Eingebornen weggenommen worden seyen. Ehe wir ans Land gekommen waren, hatte ich durch die Leuchterbäume hindurch einen jungen Wilden gesehen, der, wie es schien, sich verbergen wollte, um unsere Bewegungen zu belauschen. Ich that, als ob ich ihn nicht sähe, und verbot den Matrosen, auf diese Seite zu gehen. Einige Schritte weit von dem Hause sah ich auf dem Sande 12 bis 15 ganz frische Kokosnüsse, die zu zwei und zwei zusammengebunden waren, und auf welchen zwei von den Abends zuvor zurückgelassenen Messern staken. Diese Aufmerksamkeit von Seiten unseres jungen Unsichtbaren war ganz nach meinem Geschmack; sie zeugte von freundlichen Gesinnungen. Wir machten sie uns zu Nutze, öffneten die Kokosnüsse und tranken ihren Saft mit Lust. Zufrieden ohne Zweifel, seine Gastfreundschaft so angenommen zu sehen, kam der junge Papua nun allein und ohne Waffen auf uns zu: mit zutraulicher Miene gab er uns die Hand, sagte bagus (gut), und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß er die Kokosnüsse für uns hingelegt habe.

„Da er der Erste war, der zu uns heranzukommen wagte, so war ich sehr freundlich gegen ihn, und schenkte ihm Ohrgehänge und ein schönes Halsband. Diese ohne Zweifel für ihn ganz unerwartete Freigebigkeit schien sein Herz ganz gewonnen zu haben, und er gab uns zu verstehen, daß alle Kokosnüsse zu unsern Diensten ständen. Ich erlaubte nun den Matrosen, solche zu pflücken, und empfahl ihnen, sie nicht zu verschleudern, und, im Falle noch mehr Wilde kämen, sie gut zu behandeln. Ich irrte eine oder zwei Stunden lang im Walde umher, und sammelte schöne Insekten, besonders schöne Schmetterlinge von der Gattung Urania orontes, welche sich unter die Blätter des Leuchterbaumes setzen, wie unsere phalaenus lichenaeus, und Nichts als Sprünge und Sätze machen. Diese prächtige Gattung findet sich sehr häufig an morastigen Orten. Ich kam endlich wieder zu dem Boote; mit Freuden fand ich 10 oder 12 Papua's mit unsern Bootsleuten spielen und essen, wie wenn sie alte Bekannte gewesen wären, und ein Feuer anmachen *). Sie sind im Allgemeinen von kleiner Statur, schwächlich und dem Aussatz unterworfen; ihre Züge sind aber nicht unangenehm, ihr Organ ist sanft, ihre Haltung ernst und höflich, auch spricht sich in ihr eine gewisse Melancholie aus, die ihnen aber gut ansteht.

„Um 4 Uhr verließen wir diesen Ort, um an Bord zurückzugehen. Als wir vor der Insel Tombeaux vorüberkamen, ließ ich näher am Ufer hinfahren. Dieses Mal ging ein Eingeborner mit einer großen Taube in

*) S. Blatt 212.



Papous, welche Feuer anmachen.

Häuser auf Pfählen gebaut

Google

der Hand in das Wasser vor, und machte mir ein Zeichen, heranzukommen; wir waren bald mitten unter ihnen und untersuchten neugierig ihre Lagerstätte. Auf einem großen Herde briet ein ungeheures Stück Schildkrötenfleisch; für Diejenigen, welche die Häuptlinge der Bande zu seyn schienen, war ein Schutzdach von Palmbaumbrettern erbaut; sie lagen nachlässig auf Matten ausgestreckt und stützten den Kopf auf ein kleines Kopfkissen von behauenem Holz.“

„Die Insel Beguiu hat mehr als 24 Meilen im Umkreise und nach den Aussagen einiger Bewohner eine zahlreiche Bevölkerung, wovon der größere Theil in einer großen Stadt wohnt.

„Die Bevölkerung von Beguiu ist von den Einwohnern von Dore̋i wenig verschieden, und was von der erstern gesagt wurde, geht auch die lezteren an; nur müssen wir noch erwähnen, daß die Offiziere der Coquille in einem östlich von der Bai gelegenen Dorfe eine Pagode oder Kapelle fanden, in welcher sie mehrere seltsame mit verschiedenen Farben beschmierte Bildnisse und symmetrisch gelegte Matten sahen. Diese Kapelle mußte ein Tempel seyn, und diese hölzerne Bildnisse Götterbilder. Man konnte übrigens nichts weiter über die Religion dieses Volkes erfahren.

Nördlich von Beguiu sind mehrere kleine Inseln zerstreut: Boni, Rawak, Manauaran, die En-Inseln und die Kette der Bayag-Inseln, welche eine Strecke von 11 Meilen von Ostsüdost nach Westnordwest hin einnehmen, und alle steinig, bewaldet und unbewohnt sind. Besonders müssen wir anführen, Nuib, das mehr als 12 Meilen im Umfang hat und das ein majestätischer Bergkegel beherrscht, den man auf eine Entfernung von 15 bis 20 Meilen erblickt, was von großem Werthe ist, da man an demselben diese Gegend sogleich erkennt. Sie liegt unter 0° 2′ südlicher Breite und 127° 45′ östlicher Länge (höchste Spitze). Nördlich von Beguiu und 20 Meilen von seinem östlichen Theile entfernt liegt die Aiu-Gruppe, kleine mit einem Riff von 50 Meilen im Umfang umgebene Inseln. Forrest ist der Entdecker dieser Gruppe. Er entdeckte mehrere dieser Inseln im Jahr 1775, und seiner Angabe zufolge sind sie von Papua's bewohnt, welche von Fischen und Schildkröten leben. Diese Wilden machen von Zeit zu Zeit einen Einfall auf Beguiu, um sich den zu ihrem Brode nöthigen Sago zu verschaffen; sie nehmen ihre Weiber und ihre ganze Familie mit, und treiben überdieß einen kleinen Handel mit Schildkrötenschalen und Vogelnestern mit den Chinesen von Fernate und Amboina. Aiu-Baba, die bedeutendste und südlichste Insel der Gruppe, hat 5 Meilen im Umfang und 500 Fuß Höhe. Forrest nennt drei oberste Häuptlinge mit dem Titel mondo, sinagui und kimalaha. Der Mondo hatte mehrere Frauen, von welchen zwei Malaiinnen waren, die man auf Amblu bei Amboina weggenommen hatte. Als Forrest dem Mondo seine Verwunderung darüber bezeigte, daß er es wage, holländische Unterthanen zu kaufen, antwortete der wilde Häuptling: man bekümmere sich hier wenig um die Holländer, weil sie zu entfernt seyen, die Eingebornen fänden tausend Auswege, sich ihrer Rache zu entziehen, und wenn z. B. die Holländer den Kopf eines Papuahäuptlings verlangen, so schickt man ihnen statt dessen den Kopf eines enthaupteten Sklaven.

Im Jahr 1828 erforschte d'Urville die Aiu-Gruppe auch. Er fand, daß ihre Gränzen sind 0° 19′ und 0° 41′ nördliche Breite, 128° 21′ und 128° 45′ östliche Länge.

16 Meilen nordnordöstlich von den Aiu-Inseln erblickt man die kleine Gruppe Asia, im Jahr 1805 von dem Kriegsschiff dieses Namens entdeckt. Sie wurde im Jahr 1823 von dem Kapitän Mackenzie und im Jahr 1828 von d'Urville wiedergesehen. Sie besteht aus drei kleinen niedrigen und bewaldeten Inseln. Ihre Gränzen sind 0° 58′ nördliche Breite und 128° 48′ östliche Länge. Sie scheinen nicht bewohnt zu seyn.

Die beiden Inseln Abdu und Konibar haben je ungefähr 3 Meilen im Umfang und ungefähr 200 Fuß Höhe. Auf Konibar gibt es wahrscheinlich Yams-, Pataten-, Zuckerrohr-Pflanzungen, und andere tropische Erzeugnisse.

Während des Aufenthalts Freycinets zu Rawak*), jener kleinen hübschen Insel, deren Häuser auf ein Pfahlwerk gebaut und deren Bewohner gut gewachsen sind, empfing er im Jahr 1818 einen Besuch vom Häuptlinge von Aiu-baba.

„Die Papua's, mit denen wir verkehrt haben," sagt Freycinet, „schienen uns verständig und geistreich zu seyn, aber keiner glich in dieser Hinsicht dem Moro, einem der Häuptlinge der Aiu-Inseln, der auf unser Observatorium kam. Er sprach das Malaiische mit Leichtigkeit, machte tausend Fragen an uns und wollte eine Erklärung von Allem haben, was er an uns Ungewöhnliches fand. Er bat mich dringend um einen Thermometer. Ich weiß nicht, ob er wußte, wozu man ihn gebrauchte, aber er sprach lange mit seinen Gefährten, so daß man hätte glauben können, er habe ihnen den Nutzen desselben erklärt.

„Moro war nackt und trug blos ein einfaches Languto von Feigenbaumrinde; er war untersezt und hatte ein sehr langes und dickes Haar; wie alle seine Landsleute war er heiter und lebhaft, und schmeichelte uns mit vieler Gewandtheit, wenn er etwas zu erhalten wünschte; er gab mir zu verstehen, daß, wenn er in meiner Gesellschaft bleiben solle, er eine anständigere Kleidung haben müsse. Deßhalb wußte er sich nach und nach ein paar Hosen, sodann ein Hemd, und endlich auch ein Schnupftuch zu verschaffen, um seinen Kopf zu schmücken. Stolz auf seine neue Kleidung, reiste er nach der Kabarki-Bai ab, um dort mit seinem Staate zu glänzen.

„Am folgenden Tage kam er mit zwei Schildkröten zurück, die er mir verkaufte. Von da an war er unser beständiger Gast, und schlief sogar an Bord. Er studirte und ahmte unsere Manieren mit einer Leichtigkeit nach, die uns überraschte. Zwar blickten durch diese improvisirte Gesellschaftlichkeit von Zeit zu Zeit einige Züge der angebornen Einfachheit durch; aber auf unsere Bemerkung lachte er zuerst darüber, und war guten Muths. Einmal fiel es ihm ein, die ganze Pfefferbüchse in seine Hand auszuleeren, und allen Pfeffer auf Einmal zu verschlucken. Ich glaubte, er würde ersticken; allein weit entfernt, daß dieß geschehen wäre, konnte er dieß treffliche Mahl nicht genug rühmen, und rief immer: bagus, bagus! (gut, gut). Er betrachtete Alles, was auf der Tafel stand, mit so großer Begehrlichkeit, daß ich ihn, um ihn zufrieden zu stellen, das Glas, die Flasche und die Serviette u. s. w., deren er sich bedient hatte, mitnehmen ließ. Seine Freude stieg auf's Höchste, als ich ihm auch noch einen kleinen Korb gab, nun alle diese Reichthümer hineinzupacken. Er bezeigte mir

*) S. Blatt 208.

seine Erkenntlichkeit durch ein Geschenk von mehreren Perlen und dem schönsten Paradiesvogel, den ich in diesen Gegenden bekommen habe. Er blieb jedoch nicht dabei stehen, sondern leistete uns ausgezeichnete Dienste. Da wir beständig von einer Menge Piroguen umgeben waren, so machte er unsern Polizeibeamten und unsern Mäckler. Er besorgte unsere Einkäufe bei seinen Landsleuten, und zwar immer zu unserm Vortheil, wenn er gleich auch seine Rechnung dabei fand. Wenn wir z. B. neun Messer für eine Quantität Waaren geben wollten, so sagte er, es sey genug an 5, gab aber dem Verkäufer nur 4, womit dieser zufrieden zu seyn schien, und behielt das fünfte für sich. Er bemühte sich, mir zu beweisen, daß dieses Verfahren nicht unvortheilhaft sey; ich gestand es gerne zu, und lachte über seine Betriebsamkeit."

Unter allen Orten, welche Freycinet besuchte, fand er nirgends eine kräftigere und schönere Vegetation, als auf den Papuas-Inseln. Ueberall, sagt er, von der Spitze der Berge bis an das Ufer des Meeres, in welches ganze Bäume ihre Aeste hineinragen ließen, erinnerte sie uns an die Majestät und den Reichthum jener tiefen Wälder, welche wir in der neuen Welt bewunderten. Auf vielen Punkten ist die Küste ganz mit Pflanzen bedeckt. Ja unsere Boote mußten sich sogar durch Seewälder Bahn machen, deren große Pflanzen im Schoße des Seewassers wuchsen.

Uebrigens kann man trotz der größten Anstrengungen nicht in ihre düsteren Gründe eindringen. Bei jedem Schritte durch gewundene Lianen aufgehalten, in die Trümmer von Bäumen, welche die Zeit zerstört hat, verwickelt, von der Hitze niedergedrückt, zieht man bald leichtere und sichere Straßen vor; aber man kann den tiefen Eindruck nicht vergessen, den die Ruhe und Majestät dieser schönen Natur macht.

Die Vögel, welche sich hier aufhalten, scheinen, was ihre Größenverhältnisse betrifft, mit ihr zu wetteifern. Man sieht keine jener kleinen Gattungen mit glänzendem Gefieder; sie würden sich in diesen weiten Wäldern verlieren, und könnten dort nicht leben, weil sie sich von Grassaamen und kleinen Insekten nähren; deßwegen suchen sie lieber offenere Stellen, wo besser für ihre Existenz gesorgt ist. Dagegen findet man daselbst Kalaos, große Tauben, welche Muskatnüsse fressen, noch größere Tauben mit Kronen, grüne Papageien, den schwarzen Ara mit der kleinen Zunge, Kassikanen, die zahlreiche Familie der Loris, große Martinsjäger und einige Raubvögel.

Die mißtrauischen Kalaos nehmen immer die Spitze der höchsten Bäume, besonders der Muskatnußbäume, ein, deren Früchte sie lieben und ganz verschlingen, was ihrem Fleisch einen vortrefflichen Geschmack verleiht. Obgleich ihre Flügel nicht sehr weit entfaltet werden, so hört man sie, wie Dampier bemerkte, doch von Weitem fliegen: was daher kommt, daß ihre langen Federn die Luft stark erschüttern. Dieser Vogel gibt ein Beispiel davon, was die Lokalität über die Gewohnheiten der Thiere vermag. Hier, wo ein Ueberfluß von Früchten ist, nährt er sich von denselben, während er sich, wenn er in den Wüsten Afrika's geboren wäre, mit Aas mästen würde, wie die Kalaos in Abyssinien thun.

Die Turteltauben mit der Drüse, welche sich von Muskatnüssen nähren, lassen ein dumpfes Rucksen hören, das Denjenigen erschreckt, der nicht weiß, wo es herkommt; zugleich fliegen Schaaren von rothen und dreifarbigen Loris mit Schnelligkeit und unter durchdringendem Geschrei vorüber.

Die lezteren konnten wir uns leicht verschaffen, da sie immer wieder auf einen Baum zurückkamen, dessen Blüthen sie aßen. Eine Eigenheit bei diesen Vögeln ist, daß ihre Farben nach dem Tode weit mehr glänzen, als wenn sie noch am Leben sind.

Diese Vögel, welche die Eingebornen auch zähmen, scheinen aber nur in ihrem Geburtslande leben zu können; denn sie starben troß all unserer Sorgfalt, sobald wir die Küste aus dem Gesicht verloren hatten.

Es gibt auch eine kleine Gattung des schwarzen Kakatua, der den weißen an Gestalt und Geschrei ähnlich, aber so mißtrauisch ist, daß wir uns keinen verschaffen konnten.

Blos auf der kleinen Insel Rawak findet man viele Kassikane, einen lebhaften, geschickten und listigen Vogel, der gerne mit dem Menschen vertraut wird, und einen äußerst mannigfaltigen Gesang hören läßt, der schwer nachzuahmen wäre, indem er bald stark schreit, besonders des Morgens, bald mit einem ernsten Tone oder stoßweise, oder auch sehr schnell, pfeift und mit Leichtigkeit den Gesang anderer Vögel nachahmt.

Die Kassikane besuchen häufig die höchsten Spitzen der Kokosbäume und suchen Insekten daselbst; aber wir sahen nie, daß sie kleinere Vögel jagten, wie man allgemein glaubt.

Eine schöne Gattung des Martinsfischers findet sich auch auf dieser Insel: wir haben sie bisher nur hier getroffen. Levaillant theilte zuerst diese Vögel in Jäger und Fischer ein. Diese auf nicht sehr stark hervortretende Merkmale, nämlich blos auf die Gestalt des Schnabels gegründete Unterscheidung ist nach ihren Gewohnheiten besser begründet. Die Martinsjäger nämlich, welche im Allgemeinen sehr groß sind, bewohnen die sumpfigen Stellen der Wälder, wo sie nach Insekten und Würmern graben; auch haben sie beinahe immer einen mit Erde beschmierten Schnabel, wenigstens bemerkten wir das an denen, welche wir auf Rawak, auf den Marianen und in Neuholland getödtet haben, wo wir sie tief im Lande und ferne von den Flüssen fanden. Bisweilen besuchen sie auch das Meeresufer, um sich kleine Schmarozerkrebse zu holen, welche sie mit der Muschel forttragen.

In den Sümpfen der Insel Boni sahen wir ein Huhn, das so viel unterscheidende Merkmale hatte, daß wir ein neues Geschlecht daraus bildeten, und es wegen der Länge seiner Füße das großfüßige nannten. Es ist bloß halbwild, fliegt nur mit Mühe und streift dabei den Boden. Die Taube mit der Krone ist ein Hausvogel auf Vaigiu; die Insulaner nennen sie Mambruc. Wir fanden in verlassenen Hütten Gürtel und Fliegenwedel von Federn des Kasuars, woraus wir schloßen, daß auch diese Vögel auf dieser Insel zu Hause seyen.

Die Paradiesvögel sind nicht selten; aber es ist schwer, sie zu bekommen. Sie fliegen in Wellenformen, wie die Prömerops mit langem Schwanze auf dem Kap der guten Hoffnung. Dann sind ihre schönen Federn in Einen Büschel vereinigt.

Die Phalangers, welche uns die Eingebornen zum Essen brachten, die einzigen Säugethiere, welche wir uns verschaffen konnten, scheinen hier die Faulthiere Amerika's zu ersetzen. Dumm, wie sie, bringen sie einen Theil ihres Lebens in der Dunkelheit zu, und wenn zu viel Licht sie ermüdet, so stecken sie, um es nicht zu sehen, den Kopf zwischen die Füße. Diese Stellung verlassen sie nur, um zu essen, was sie mit vieler Gier

thun. In den Wäldern nähren sie sich von aromatischen Früchten, was wir sicher beobachtet haben; hatten die unserigen aber keine Früchte, so verschlangen sie auch rohes Fleisch. Ihre Haut ist so fein und zart, daß sie einander Stücke herausreißen, wenn sie sich balgen. Ebendasselbe geschah, wenn man sie, während sie sich mit ihren scharfen Klauen festhielten, an ihrem Pelze mit Gewalt wegziehen wollte. Gewöhnlich lebten zwei solche Thiere, wenn sie in einem Köfig gehalten wurden, in gutem Einverständniß mit einander: that man aber ein drittes hinzu, so balgten sie sich wüthend, grunzten dabei und stießen ein durchdringendes Geschrei aus.

Ansicht eines Rajah's über die Bewohner einiger Inseln der Papua's.

Nach dem Rajah Abdul kommen die Papua's, deren Einfälle die Malaien von Caïeli am meisten fürchten, von den Inseln Salauati, Battantt und Gamen; es sind wilde Menschen und Menschenfresser. Die Einwohner von Guebe sind nach diesem Rajah ebenfalls Papua's und Menschenfresser, während die Bewohner von Ceram und Gullolo Alfuras sind, friedliche Menschen und keine Kannibalen, welche blos ihren Feinden die Köpfe abschneiden, um sie als Siegstrophäen aufzubewahren.

Gruppe der Arru-Inseln.

Diese Gruppe, von welcher ich keine Beschreibung finden konnte, und der Maltebrun, Balbi und d'Urville blos 6 Zeilen gewidmet haben, von welcher man bis auf diesen Tag blos 4 oder 5 Inseln genannt hat und deren Namen auch entstellt wurden, enthält, so viel ich weiß, 30 Inseln, von welchen drei ziemlich bedeutend sind. Hier ihre wahre Namen: Kobror, Maïkor, Tranna, Workar, dessen Hafen Longar ist, Waria, Kola, Wassir, Wadjar, Wolkan, das einen Hafen Namens Fanabol hat, Kalfani, Waham oder Wamma, dessen Hafen Dobo ist, Toba, Noba, Jeddin, Wanna, Marim, Doer, Karvar, Wateli, Jobdi, Kri, Butogodjang, die Insel Babi, nördlich von Maïkor und eine andere Insel Babi nordwestlich von der Insel Workar und 5 oder 6, deren Namen ich vergessen habe. Sie liegen zwischen 5° und 7° südlicher Breite und 132° und 133° östlicher Länge. Ich zähle sie zu Melanesien, weil ihre Bewohner keine Malaien sind, wie ihre Nachbarn auf den drei Key-Inseln und weil sie nach meiner Ansicht von den Papua's sich nicht viel unterscheiden.

Diese schönen Inseln sind mit einem Riff umgeben, das um den Norden, Süden und den ganzen östlichen Theil der Gruppe herumgeht. Sie sind fruchtbar und gut bevölkert. Eine unter andern übertrifft an Schönheit Alles, was die Einbildungskraft orientalischer Dichter je in sich gefaßt hat. Hier erhebt sich der große Paradiesvogel wie ein Luftballon und bedient sich seiner unter den Flügeln befindlichen Federn wie eines Fallschirms. Die Eingebornen nennen ihn Sonnenvogel; er ist hier einheimisch, so wie der Lori, dessen rothe, so mannigfach wechselnde und glänzende Farbe die der schönsten Tulpe übertrifft, und der Papua, dessen azurblaues Gefieder glänzender ist als das Azurblau des Himmels. Auch findet man hier den Maïnatmanu mit dem dunkelblauen, wie Metall glänzenden Gefieder, dessen Kamm,

Schnabel und Füße von Gold glänzen und der mitten auf seinen Flügeln einen großen weißen Flecken hat, den Pfau, stolz auf seinen Schmuck, und kleine scharlachrothe Vögel, die sich von den Spezereien nähren, welche überallhin ihre aromatischen Düfte aushauchen. Diese in der Mitte liegende Insel hat eine sehr bequeme Bucht; aber die wilden Eingebornen erlauben den Europäern nicht, daselbst zu landen. Ich würde den Reisenden rathen, sich nur auf einem Koro-Koro dahin zu begeben, mit einer Mannschaft von Buguis und in ihrer Kleidung. Die Arru-Inseln werden von unabhängigen Häuptlingen regiert. Die Holländer hatten früher einige Niederlassungen zu Wamma, Maïkor und Wadjar. Im Jahr 1824 sandte der Baron van der Kapellen, damals Generalgouverneur des holländischen Oceaniens, zwei Fahrzeuge dahin, um die alten Niederlassungen und Handelsverbindungen mit den Eingebornen wieder herzustellen; aber er hatte daselbst mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als bei den Häuptlingen der Key-Inseln, welche Vasallen der Holländer sind.

Die Eingebornen dieser Inseln handeln mit der Westküste von Papuasien. Die Arrugruppe kann eine bedeutende Station für Caschalotfischereien werden, denn diese Cetaceenart, welche unpassend der Wallrathwalfisch genannt wird, kommt häufig in dem Meere vor, das die Küsten ihrer 30 Inseln bespült. Einige Walfischfänger besuchen bereits diese Striche.

Die gefährliche Torresmeerenge.

Außer der Straße durch die Dampiermeerenge und denen, welche südlich oder nördlich von der Insel Maïndanao sind, und der Straße St. Bernardin zwischen der Insel Luson und der Insel Samar, gibt es noch eine andere, durch welche die malaiischen Schiffer in das Südmeer kommen könnten, nämlich die Torresmeerenge, welche Australien von Papuasien trennt. Wir haben diese Meerenge nicht selbst durchschifft und es mangelt uns auch an sicheren Nachrichten, so daß wir keinen genauen Bericht darüber geben können. Da man aber unter den wenigen bekannten Worten der Idiome von Neubritannien, der Salomon-Inseln und Neukaledonien noch keine malaiischen Worte gefunden hat, so scheint es gewiß, daß die Malaien den Kanal Torres, wo übrigens das ganze Jahr hindurch Strömungen von Osten nach Westen zu herrschen scheinen, nur selten durchschifft haben.

Zwischen der großen Insel Papuasiens oder Neuguinea und dem festen Lande von Australien oder Neuholland liegt jene gefährliche Durchfahrt, welche die meisten Seefahrer noch nicht zu durchfahren wagten. Gewöhnlich nimmt man an, daß Louis Paz de Torres durch diese Meerenge, die seinen Namen führt, aus dem Südmeere nach Malaisien zurückkehrte. Sie ist ungefähr 34 Meilen breit. Eine Menge Inselchen und Riffe machen die Durchfahrt sehr schwierig und gefährlich. Die größten dieser Inselchen haben nur drei oder vier Meilen im Umfang, und sind nicht sehr hoch. Sie sind von schwarzen, wilden und treulosen Andamenen bewohnt, welche, wie wir glauben, aus dem Innern Papuasiens dahin gekommen seyn werden, und die wahrscheinlich, von einem Inselchen auf das andere übergehend, endlich nach Australien kamen und sich dort niederließen. Diese grausamen, mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Menschen

haben zu verschiedenen Malen Kauffahrteischiffe angefallen. Mehrere Matrosen von der Mannschaft des Chesterfield und des Hormuzier, welche im Jahr 1793 zwischen den Inseln Warmwar und Mera oder Murray vor Anker lagen, stiegen ans Land und wurden von ihnen erschlagen.

Inseln in der Torresmeerenge.

Die Hauptinseln der Meerenge sind die Inseln Mera oder Murray, Warmwar, Bristow, Dalrymple, Rennel, Retour, Cornwallis, Talbot und Delivrance. Die Engländer haben aus einigen dieser Inseln eine Gruppe gemacht, die sie Prinz Wales-Inseln nannten, ein ewig wiederkehrender Namen, der wie so viele andere oft wiederholte nur Verwirrung in die Geographie gebracht hat. Wir werden einige Details über die Insel Mera oder Murray geben. Die größte der Inseln der Murraygruppe und wahrscheinlich aller derjenigen, welche unter den Klippen dieser Meerenge umhergestreut sind, deren Durchfahrt gefährlicher ist, als der Weg um das Kap Horn und das Kap der guten Hoffnung. Die Insel Murray wurde im Jahr 1790 von dem Kapitän Edwards entdeckt, der noch drei Inseln unter den neun auffand, aus welchen diese Gruppe besteht.

Insel Murray oder vielmehr Mera.

Wir besitzen über diese Insel, welche in der gefährlichen Torresmeerenge liegt, nur Ein ganz neues Dokument. Wir werden es aus dem Tagebuch eines englischen Offiziers ausziehen, der am 4. Juni 1833 von Port-Jackson aus nach dieser so wenig besuchten Durchfahrt absegelte. Der Wind ließ sich Anfangs nicht verspüren, und erst unter dem 14ten südlichen Breitegrad erhob sich der Südost-Musson.

Am östlichen Ende der Torresmeerenge gibt es eine unermeßliche Menge Korallenbänke, welche von Westen nach Osten ziehen; und da diese Bänke plötzlich sich endigen, so bieten sie von der Ostseite den Anblick einer mit dem Wasser gleich hohen Mauer, welche man Barrière nennt. Die meisten Kauffahrteischiffe ziehen es vor, an der Küste von Australien hinzufahren, um zwei gefährliche Riffe zu vermeiden, welche Eastern Fields und Boot Reef heißen. Die Insel Mera oder Murray, welche neben der Küste von Papuasien und auch nahe bei diesen Klippen liegt, wird also selten von Seefahrern besucht.

Am 18. Juni erblickte unser Offizier die Eastern Fields, und das Schiff fuhr an dem Riffe hin, das man drei Meilen südlich ließ; an seinem östlichen Ende bemerkte man einen Felsen, der ganz das Aussehen eines Thurmes hatte. Am 19ten um 10 Uhr Morgens signalisirte die Vigie das Boot Reef, das aus 7 von einander getrennten Felsen besteht. Die Matrosen behaupteten an einem derselben ein gescheitertes Schiff zu sehen, aber Nichts bestätigte diese Annahme. Obgleich von verschiedener Größe, haben diese Felsen einerlei Gestalt und Farbe.

Hat man das Boot Reef überschritten, so erblickt man die Insel Murray unter 9° 54′ südlicher Breite und 141° 53′ östlicher Länge, und bald nachher ein wenig weiter südlich eine minder große Insel. Um 1 Uhr Nachmittags erblickte man die Barrière 6 oder 7 Meilen vorwärts von der Insel. Diese Klippenreihe muß etwas Imposantes für den Seemann

haben, den ein starker Wind in dieser Richtung hintreibt; aber bald erkennt er fahrbare Stellen. Durch die weiteste dieser Oeffnungen, die Pandora's-durchfahrt, fuhr das Schiff auf die Insel Murray zu.

„Wir warfen, sagt der Offizier, $1\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von der Insel im Angesicht eines sandigen mit Booten bedeckten Ufers Anker. Sogleich sahen wir 5 oder 6 vom Stapel laufen; die Eingebornen fuhren auf uns zu und zeigten uns Schildkrötenschalen; sie schienen zum Voraus ihre Vorbereitungen getroffen zu haben, denn in jeder Barke bewegte ein Mann zum Zeichen der Freundschaft ein an einen langen Bambusstab gebundenes Tuch aus Meergras.“

Diese aus hohlen Baumstämmen verfertigten Boote sind lang und schmal und schwimmen leicht; damit sie nicht durch einen Windstoß umgestürzt würden, befestigt man querüber zwei lange Bambusbalken, je sechs Fuß von einander entfernt, und an jedes ihrer Enden befestigt man andere mit dem Bord parallel laufende und ungefähr 7 Fuß davon entfernte Balken. Diese doppelte Einfassung, welche auf dem Wasser schwimmt, verzögert den Lauf des kleinen Fahrzeugs, gibt ihm aber einen gleichen Lauf und Festigkeit; auf dieser Einfassung sind ein Bambusgeflecht und eine Grasmatte so ausgespannt, daß am Bord entlang ein Raum für die Ruder bleibt; auf diesen Matten ruht die Hauptperson und diejenigen, welche nicht rudern. Die Ruderer stehen, und beobachten keine Ordnung bei ihren Bewegungen; sie rudern nach Gutdünken und manchmal alle auf Einmal auf der nämlichen Seite. Die beiden Flügel des Kanots sind sehr hinderlich für dasselbe, wenn es an ein Schiff heranfahren will; und das beste, was man alsdann thun kann, ist, daß man die hintere Schaluppe herabläßt und mit den Neuangekommenen von hier aus, wie von einer Tribune herab, verkehrt.

Die Eingebornen boten den Engländern Schildkrötenschalen, Muscheln, Bogen und Pfeile, lange hölzerne Piken, grobe Zierrathen, Kokosnüsse, Yamswurzeln, Bananen und eine Art süße Pataten an. Sie schienen vornehmlich Eisen und dann Tabak zu wünschen.

Das Geschrei der Wilden und der Mannschaft bildeten ein um so seltsameres Koncert, als sie einander nicht verstanden, und der Handel nur mit Zeichen getrieben wurde, so daß Alles eben so gut hätte still vor sich gehen können, wie bei den Arabern. Ein wenig vor Sonnenuntergang zogen sich die Wilden zurück und gaben den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie morgen wieder kommen würden. Auf der ganzen Küste wurden Feuer unterhalten.

20. Juni. — „Die Eingebornen kamen diesen Morgen zurück und fingen ihren Tauschhandel wieder an. Sie hatten einige Kinder bei sich, für welche sie kleine Spiegel und Glasperlen verlangten; aber sie wollten nichts für diese Kleinigkeiten geben, welche sie als Spielzeug für Kinder ansehen. Sie schienen uns sanft und gutmüthig zu seyn; aber weil sie nackt waren und die Frau des Kapitäns sich an Bord befand, erlaubte man nur Einem, auf das Verdeck zu steigen, und zog ihm ein Matrosenkleid an, auf das er sich nicht wenig einbildete.“

Die Eingebornen luden die Engländer ein, ans Land zu kommen, und boten sich als Geißeln an; sie versprachen ihnen sogar, um sie noch mehr zu locken, den Gebrauch ihrer Frauen; aber die Insulaner von Melanesien stehen in einem solchen Ruf der Treulosigkeit, daß Niemand an Bord sich ihnen anvertrauen wollte.

„Der Mann, den der Kapitän gekleidet hatte, hieß Sekuro,“ sagte der Erzähler, „aber seine Kameraden gaben ihm den Titel Mado, was Häuptling bedeutet. Ich machte dem Mado begreiflich, daß wir befürchteten, getödtet und gefressen zu werden, wenn wir ans Land gingen. Mado drückte sein Erstaunen und seinen Abscheu aus. Auf die Insel Murray, welche sie Mera nennen, rief er aus: „Puta, Puta, Mera puta!“ Sodann auf die Insel Darnley und Neuguinea zeigend, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß die Eingebornen dieser Länder Menschenfleisch äßen; dann zeigte er von Neuem auf die Insel Murray und rief noch einmal: „Puta puta, Mera puta!“ *)

„Ich konnte nicht ermitteln, ob Puta eine einfache Negation sey, oder ob dieses Wort das Thier bedeute, das zu ihrer Nahrung diene. Das einzige vierfüßige Thier, das wir sahen, ist der Hund, den sie scheß nennen; vielleicht ist puta der generische Terminus für die Muscheln, welche sich in großer Menge an diesen Küsten finden, und welche die Hauptnahrung der Eingebornen bilden dürften.“ **)

21. Juni. — „Heute brachte Mado eine junge Frau mit, und gab uns durch unzweideutige Zeichen zu verstehen, daß sie zum Vergnügen des Kapitäns bestimmt sey. Sobald sie gemerkt hatte, daß es ihr erlaubt sey, an Bord zu kommen, warf sie sich ins Wasser und schwamm ans Schiff. Sie war von den Hüften bis zu den Knieen mit langem Gras bedeckt, das an einem Gürtel von derselben Gattung befestigt war. Man führte sie in die Kajüte und gab ihr Kleider von der Frau des Kapitäns. Diese Ceremonie, die sie Anfangs ein wenig in Verlegenheit zu setzen schien, gefiel ihr nachher ausnehmend wohl. Sie legte ihre Schüchternheit ab, gab uns zu verstehen, daß sie einen gewissen Rang einnehme, und daß man sie Garri nennen müsse. Wir glaubten Anfangs, dieß sey ihr Name, erfuhren aber nachher, daß dieses Wort eine Frau bedeute.

„Da ich mehr Vertrauen in Garri sezte, als in Mado, erklärte ich ihr die Furcht, die uns abhalte, ans Land zu gehen. Sie fing an, aus voller Brust zu lachen; sodann zeigte sie auf die Insel, ergriff mich am Arm, und that, als beiße und zerreiße sie mit den Zähnen. In diesem Augenblicke riefen sie ihr Mann und Mado, die sie von ihrem Kanot aus bewachten, mit allen Zeichen der Wuth, und sie schien sehr in Unruhe zu gerathen. Ich wiederholte meine Zeichen, indem ich sie bei Seite nahm; aber sie schüttelte den Kopf und stieß mich mit mißvergnügter Miene zurück. Sie wurde unruhig, und wollte schnell in ihr Boot zurückkehren, was man ihr auch gestatten mußte. Mado wiederholte häufig: Puta, Puta, Mera puta! aber er ließ sein Mißvergnügen wohl merken, und sie gingen alle früher weg als gewöhnlich.“

Vielleicht hatte Garri, als sie die Furcht des Offiziers begriff, einen Scherz machen wollen. Die Insulaner von Mera oder Murray zehren einander nicht auf; es ist also auch nicht sehr wahrscheinlich, daß sie gegen Fremde Kannibalen sind.

„Abends,“ sagte der Offizier, „sollte ich die Küsten mit dem Schiffs-

*) Bei den Einwohnern der Küste des Landes Arnheim und des Golfes Carpentarie in Australien (nördliches Neuholland) bedeutet das Wort puta ganz gewiß „gut“. Auf der Insel Murray oder Mera, die nicht sehr weit davon entfernt ist, hat das Wort wahrscheinlich die nämliche Bedeutung, deßwegen glaube ich, daß die Eingebornen, wenn sie Mera puta sagten, die Engländer überreden wollten, daß ihr Land und ihre Bewohner gut seyen.

**) Diese Vermuthung scheint uns ganz grundlos zu seyn.

meister besichtigen, und wir bestiegen deßhalb den wohl bewaffneten Kutter. Der Kapitän begleitete uns wegen der Besorgnisse seiner Frau nicht, und verbot uns ausdrücklich, ans Land zu steigen. Als man uns gewahr wurde, eilte beinahe die ganze männliche Bevölkerung der Insel ohne Waffen an das Ufer. Ich zählte 230 Männer und einige in das Kostume Garri's gekleidete Frau. Die jungen Leute gingen ins Wasser und kamen uns entgegen; aber wir hielten uns ferne. Unser Freund Mado schwenkte zum Zeichen der Einladung die rothe Mütze, welche wir ihm geschenkt hatten. Ein großes Kanot, in welchem blos 5 Ruderer waren, um uns nicht zu erschrecken, kam uns entgegen. Wir erlaubten ihm heranzufahren.

„Als Mado von Ferne sah, daß wir auch diesen dringenden Aufforderungen keine Folge gaben, kam er in einem von zwei Ruderern geführten kleinen Kanot zu uns heran; er sprang in den Kutter, und bot sich, so wie seine Kameraden, als Gefangene an. Wir machten ihm begreiflich, daß wir durch ein Versprechen an die Dame an Bord gebunden seyen, und er bestand nicht weiter auf seiner Einladung; da er aber bemerkt hatte, daß ein Handschlag unter uns ein Zeichen der Freundschaft sey, so gab er Allen die Hand und kehrte in sein Kanot zurück."

22. Juni. — „Auf das geringste Zeichen, das wir den Eingebornen machten, tauchten sie unter, und brachten uns Korallen, wogegen sie einen Mundvoll Tabak eintauschten. Unser Freund Mado kam wieder zu uns; als er im Schiff war, nahm er eine Flinte, zeigte auf die Insel und wiederholte seinen ewigen Refreim: „Puta, Puta, mera puta!" Wir glaubten dieses Mal, er wolle von einigen wilden Thieren reden und uns auffordern, sie zu tödten; aber wir konnten die eigentliche Bedeutung des Wortes Puta nicht ermitteln. Der Kapitän ist puta, seine Frau ist puta, das Schiff ist puta, wir Alle sind puta, und immer wissen wir noch nicht, was puta bedeutet."

23. Juni. — „Der dritte Offizier und ich haben uns dieses Mal entschlossen, ans Land zu steigen und Mado und einen andern Häuptling in der Schaluppe als Geißeln zurückzulassen. Wir bestiegen zwei verschiedene Kanots und landeten mehr als 1000 Schritte von einander entfernt. Jeder sah sich von einer Gruppe umgeben, welche ihn fortführen wollte. Der Haufen bestand aus eben so viel Individuen, als ich bereits auf dem Ufer gesehen hatte; die Männer waren dieses Mal mit Bogen und Pfeilen oder langen hölzernen Piken bewaffnet; die Frauen trugen den Rock von Seegras, von dem ich bereits gesprochen habe. Ein Mann von jedem Kanot blieb immer neben uns, hielt uns an einer Hand und bewegte die andere, wobei er das unvermeidliche „puta, puta" hören ließ. Als wir an einem Bambuszaune angekommen waren, hinter welchem einige Hütten sich befanden, bat ich den dritten Offizier, außen zu bleiben, damit die Mannschaft uns nicht beide auf Einmal aus dem Gesicht verliere, und trat immer in Begleitung meines Wilden in den umzäunten Raum ein.

„Jede Wohnung besteht aus einem länglichen Saal, an dessen einem Ende sich eine künstlich gemachte Kammer ohne sichtbaren Eingang befindet. Ich fand, daß sie aus langen Bambusbalken gebildet war, die so in die Erde gepflanzt waren, daß sie einen Zirkel von 9 Fuß im Durchmesser bildeten, und oben an ihrer Spitze wieder an einander befestigt waren. Ich vermuthe, daß man einen Balken aufheben muß, um in diese Kammern zu kommen; sie dienen als Magazine, und schützen die Vorräthe gegen

Sonnenhitze und Regen. Die länglichen Säle sind zur Wohnung der Familie bestimmt; sie enthalten keine Geräthe; einige Haufen dürren Grases dienen statt der Betten.

„Ein Eingeborner von wildem Aussehen, mit einem Bogen und Pfeilen bewaffnet, sah, daß ich die Bauart dieser Kammern untersuche, und machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen; ich that es, weil ich glaubte, er wolle mir den Eingang zeigen; sobald wir aber hinter der Hütte waren, stürzte er auf mich zu, steckte seine Hand in meine Tasche, und zog ein Tuch hervor. Der junge Eingeborne wollte sich ihm widersetzen; aber es gelang dem Dieb, sich loszumachen, und er legte schnell einen Pfeil auf den Bogen. Ich zog meinen loyalen Freund fort, und machte ihm begreiflich, daß die Sache, die er mir weggenommen, nur geringen Werth für ihn habe, und daß ich ihm selbst ein ähnliches Schnupftuch geben würde. Ohne Zeitverlust ging ich über den Zaun zurück, und wir riefen die Schaluppe an; da sie aber sehr entfernt war, so hörte sie uns nicht, und unsere Besorgnisse vermehrten sich, als wir die Wilden, welche uns umgaben, immer lärmender werden sah; sie forderten ualli, ualli (Kleider), und berührten gierig unsere Tücher, Röcke und Westen. Wir versuchten sie zu beruhigen, indem wir ihnen Hoffnung machten, sie würden, wenn wir in die Schaluppe zurückgekehrt wären, ualli (Kleider), tiuri (Eisen), Seuga (Tabak) und Alles, was sie wünschten, erhalten. Unsere beiden Leibwächter verließen uns nicht, und wiederholten unaufhörlich: Puta, puta, Mera puta! Als Mado von meinem Beschützer den an mir begangenen Frevel gegen die Gesetze der Gastfreundschaft hörte, schien er sehr betrübt zu seyn und sich zu schämen; er drückte uns die Hände, und beeilte sich, ans Ufer zurückzukehren. Bei unserer Rückkehr hob das Schiff die Anker und verließ diese Gegenden."

Die Bewohner von Mera oder Murray sind im Allgemeinen gut gewachsen; ihr Kopf hat eine schöne Bildung, und der Zeichnung nach zu urtheilen, welche der Erzählung des englischen Offiziers beiliegt, ist dem Systeme Spurzheims zufolge das Organ des Wohlwollens bei ihnen am meisten entwickelt. Die Stirn ist breit und hoch. Die Nase ist dick, aber nicht so platt wie bei dem schwarzen Afrikaner, und die Lippen nicht so dick wie bei diesem leztern. Die Zähne sind weiß und gesund. Ihre Haare sind theils glatt, theils lockig und gewöhnlich mit einer röthlichen mineralischen Substanz, welche mit einem Fette verdünnt ist, gefärbt.

Alle erwachsenen männlichen und weiblichen Personen haben das Ohrläppchen durchgeschnitten, so daß es ein oder zwei Zolle über den unteren Rand des Ohres herabhängt; außerdem haben sie ein Loch in der Nasenwand, und es scheint Mode zu seyn, dieß so groß als möglich zu machen. In diese Oeffnung hängt man an Tagen der Freude die groteskesten Gegenstände. Ein sehr gesuchter Schmuck besteht in einem Halbmond von Perlmutter, der, wie die Ringkragen der europäischen Offiziere, an den Hals gehängt wird. Sie haben auch Halsbänder von rothen und weißen in langes Gras eingefädelten Früchten: der Erzähler glaubt, diese Zierrathen seyen keine Ehren- oder Standesunterscheidungszeichen, und es gebe keine Häuptlinge unter diesem Volke, was nicht sehr wahrscheinlich ist.

Die Nahrung dieser Wilden besteht in Kokosnüssen, Yamswurzeln, Adamsfeigen, Bananen und süßen Pataten. Schildkröten und Muscheln finden sich häufig um die Insel, und das Meer liefert viele Fische; aber die

Geschicklichkeit des Fischers muß das Unzureichende der rohen Werkzeuge ersetzen: die Angeln sind von Schildkrötenschale und ohne Borte. Der Kokosnußbaum ist der gewöhnlichste. Die Matrosen erblickten hie und da auf dem Abhang einiger Hügel einige Stücke bebauten Landes, wo Yamswurzeln und Pataten geerndet werden durften. Sie haben wahrscheinlich keine Halmfrüchte; von vierfüßigen Thieren sahen die Matrosen blos Hunde.

Der Offizier konnte nicht ermitteln, ob diese Eingebornen die geringste Idee von einer Gottheit hätten; er überzeugte sich, daß sie keine Amulete trugen, in der Absicht, sich die Gunst eines übernatürlichen Wesens zu verschaffen.

Hier die Liste einiger Wörter aus der Sprache dieser Inseln:

Mado, Häuptling oder geachtete Person; camear, Vater; coskera, Mutter; garri, Frau; neura, Kind; neura garri, kleines Mädchen; peka, Fisch; ebura, Vogel; ebura mara, Singvogel; chess, Hund (Mado, dem man viele vierfüßige Thiere gemalt zeigte, nannte sie alle mit diesem Namen); il mera, der Donner; ura, Blitz, Licht, lebhafte Farbe; lema, die Sonne; meba, der Mond; vera, ein Stern; may, das Firmament; waga, der Wind; mat, die Stirne; peeta, die Nase; erecap, das Auge; kerim, der Kopf; teree, die Zähne; eruse, der Mund; eruta, die Zunge; pella, das Ohr; erimo, das Haar; emura, das Kinn; gam, der Körper; toga, der Arm; tal, die Hand; tetera, der Fuß oder das Bein; apper per kerim, ein Hut, eine Mütze; top, der obere Theil irgend einer Sache; isera, eine Muschel; macaise, eine Schildkröte; kaiso, Schildkrötenschale; idago, der Nautilus; suga, der Tabak; klismsick, eine Gabel (von Holz); turi, Eisen (da sie kein anderes Metall kennen, so geben sie allen Metallen diesen Namen); demorupick oder turi, ein Beil; owmis, eine Matte; lagar, ein Strick; gulli lagar, Faden; opoita, jede Feuerwaffe (ob sie gleich Nichts haben, was einer solchen gliche); giode, Salz; cawka, eine Yamswurzel; dawdaw, Fett; laza, Fleisch; oragaw, süße Patate; ney, Wasser; wobba, trinken; isimere, Brod (wahrscheinlich machen sie eine Art Brod aus der Yamswurzel); wara, ein Schiff; perapere, ein Spiegel (jede glänzende oder polirte Oberfläche); tarpole, eine Flasche, Kalebasse; walli, Kleidungsstücke jeder Art; man man walli, rothe Kleider; guelli guelli walli, blaue Kleider; ukus, mehr; ippeuka, viel; assai, komm hieher; coco, Bogen; sarick, Pfeil.

Mado konnte kein Wort finden, das ein Buch bezeichnet hätte, wahrscheinlich weil sein Volk nichts Derartiges kannte; aber er begriff leicht den Zweck einer Seekarte und war sehr erfreut, als man ihm die Stelle zeigte, welche die Insel Mera oder Murray auf der Karte einnahm.

Oestliche, bei Papuasien liegende Inseln.

Indem wir die Torresmeerenge verlassen, und an der Ostküste von Neuguinea hinaufgehen, kommen wir an die Inseln, welche dazu gehören und wovon einige besser bekannt sind, als die große Insel der Papua's oder Papuasien. Unter den Schuteninseln hatten vier thätige Vulkane, als die Holländer dort vorbei kamen, sie waren aber nichts destoweniger fruchtbar. Ihre hohe Lage bildet einen auffallenden Kontrast mit den niederen Gegenden von Neuguinea. Die Insel Lesson, die östlichste, ist ein

kegelförmiger hoher Spitzberg, der an seinem Fuße einen Umfang von 5 bis 6 Meilen hat und mit lachendem Grün bedeckt ist. Die Inseln d'Urville, Roissy und Vulcan sind die wichtigsten dieser Gruppe. Die Inseln Moa, Arimoa, Merkus und andere haben das Aussehen von Palmbaum- und Kokosnußbaum-Gärten. Alle auf der nördlichen Küste scheinen sehr bevölkert zu seyn.

Die Insel Couronne ist sehr hoch. Sie hat blos 4 oder 5 Meilen im Umfang. Die Insel Briche, beträchtlicher als die vorige, ist minder hoch; die Insel Longue ist unfruchtbarer als die übrigen; ihr Name ist unpassend, denn ihre Gestalt ist rund. Sie hat 40 Meilen im Umfang. Die Insel Dampier, welche nach Dumont d'Urville 800 Toisen Höhe hat, hat einen kegelförmigen Spitzberg und 40 Meilen im Umfang. Die Insel Vulkan ist ein ungeheurer Spitzberg, von einer lachenden Vegetation umgeben; sie hat 12 Meilen im Umfang. Neben ihr sind die kleinen Legvarant-Inseln und die Insel Laing. Die große Insel Misory hat hohe Berge; die Höhen der Insel Jobie oder Djobie dachen sich gegen die Westspitze zu ab, neben welcher sich die zwei Inseln befinden, welche die „zwei Brüder" genannt werden; an der Ostspitze sieht man die drei kleinen Inseln, welche „die drei Schwestern" genannt werden; man könnte sie unter dem Namen „Geelwink-Gruppe" zusammenfassen. Bultis ist 12 Meilen lang und 4 Meilen breit; die Insel Roissy ist gebirgig, und mit einer schönen Vegetation bedeckt; sie ist von Kokosnußbäumen und Palmbäumen beschattet. Ein sehr spitziger Berg zeichnet die Insel Tastü aus. Die Insel Guibert, welche 4 Meilen lang ist, ist nur durch einen eine halbe Meile breiten Kanal von der Insel Bertrand getrennt. Die Insel Jacquinot ist größer als die Insel Garnot, aber sie ist minder hoch. Diese leztere hat eine kegelförmige Gestalt und 7 bis 8 Meilen im Umfang. Die Insel Deblois ist klein und viel niedriger als die andern. Die Insel d'Urville hat eine Bucht mit herrlicher Umgebung; auf den ersten Anblick scheint die Insel Greissien ein Theil davon zu seyn. Weiter westlich finden sich die kleinen minder wichtigen Paris-Inseln. Die Insel Blosseville ist mit reichem Grün bedeckt. Die Inseln Sainson, Faraguet, Dudemaine und die Verräther-Inseln verdienen auch erwähnt zu werden. Die Bewohner dieser Inseln stehen in keinem Verkehre mit einander.

Vulkanische Inseln.

Nicht ungern wird man hier die Beschreibung der vulkanischen Inseln im Osten von Papuasien von der Gattin und Gefährtin des berühmten Seemannes Morell, welche die Reise ihres Gemahls geschildert hat, lesen.

„Sechs Meilen nordnordöstlich vom Kap Livingston, das unter 4° 59' südlicher Breite und 145° 16' östlicher Länge liegt, befindet sich eine vulkanische Insel isolirt mitten im Ocean; während der Nacht hatten wir ein erhabenes Schauspiel, Flammensäulen sprühten aus dem Krater hervor und stiegen höher, als die aus dem Aetna und Vesuv. Nach den näheren Nachrichten, welche man uns über ihre Ausbrüche gegeben hat, erreichten sie sogar eine Höhe von 1000 Fuß; hier ist freilich die Entfernung und Höhe ohne andere Hülfsmittel nur dem Augenmaße nach geschäzt worden. Durch den glänzenden Schein, den der Vulkan verbreitete, wurde das

Schiff wie von vielen tausend Lampen erleuchtet; und die Steine, welche er auswarf, glänzten wie ebensoviel glühende Kugeln, auf unberechenbare Entfernungen in die Finstern'ß hinausgeworfen. Ich bewunderte diese Scene als eines der erhabensten Naturwunder; wie unmächtig erschien mir damals jede menschliche Sprache, um hievon einen genauen und vollständigen Begriff zu geben! Am folgenden Morgen, als wir auf die Insel Papuasien zufuhren, sahen wir sechs andere Vulkane, welche in voller Thätigkeit waren."

Nehmen wir Abschied von diesem reichen Lande der Papua's, der längsten Insel und einer der größten der Erde, verlassen wir die kleinen Inseln, welche es von allen Seiten umgeben, und durchgehen wir, unsere Richtung gegen Westen nehmend, den Rest von Melanesien.

Luisiade-Archipel.

Die Luisiade, östlich von Papuasien gelegen, ist die erste Inselgruppe, auf welche man stößt, wenn man die Torresmeerenge verlassen hat. Ihre bekannten Gränzen sind 151° 56′ und 147° 10′ östlicher Länge und 8° 19′ bis 11° 43′ südlicher Breite. Diese Inseln sind hoch und von einer schwarzen und wilden Rasse bewohnt, welche krause Haare haben, wie die Bewohner von Neubritannien und Neuirland. Sie gehen nackt; ihre Oberlippe steht weit über die untere hervor, wie bei den Schwarzen von Mozambique, ob sie gleich von einer andern Rasse sind. Bougainville sah zuerst diese Länder im Jahr 1768. Als er an der Südküste hundert Meilen weit hingefahren war, fand er eine große offene Bai, welche er Cul-de-sac de l'Orangerie nannte.

Die Gegend von Cul-de-sac de l'Orangerie aus schildert er folgendermaßen: „Ich sah wenig Länder, die einen so schönen Anblick gewährten; ein niederes, in Ebenen und Haine getheiltes Land zeigte sich am Meeresufer, und stieg allmälig wie ein Amphitheater in Berge auf, deren Spitzen sich in den Wolken verloren. Man unterschied drei Stockwerke, und die höchste Kette war 25 Meilen weit vom Ufer entfernt. Der traurige Zustand, in welchem wir uns befanden, gestattete uns nicht, der Untersuchung dieses prächtigen Landes, das ganz fruchtbar und reich zu seyn schien, einige Zeit zu widmen."

Im Jahr 1793 untersuchte der Admiral Entrecasteaux den Norden dieses Archipels und war in großer Gefahr unter den Klippen, womit diese Striche besäet sind.

Die Küste in der Umgebung des Kap Pierson bot ihm den schönsten Anblick dar. „Es war", sagt der Erzähler, „eine der lachendsten Landschaften, die wir je noch getroffen haben: das Grün ist mannigfaltig und frisch; die Berge sind gleichmäßiger abgeschnitten, als die auf der Küste östlich vom Kap Pierson; die Kokosnußbäume, welche man sogar auf den höchsten Punkten sah, schienen zu beweisen, daß das Land fruchtbar sey, und eine große Menschenmenge ernähren könne. Wir sahen mehrere kleine Dörfer, deren Bewohner sich an dem Ufer sammelten, um das Schauspiel zu genießen, das ihnen unser Schiff darbot. Die Hütten dieser Dörfer sind von verschiedener Gestalt und machten den Anblick der Landschaft sehr malerisch."

Zwischen den Inseln Bonvouloir und St. Aignan näherte sich eine Pirogue dem Schiff; die Wilden in derselben schienen sehr schüchtern zu seyn. Sie waren von mittlerer Größe und schwachem Körperbau, ihre Haare waren kraus und ihr Gesicht schwarz bemalt. Ungern gaben sie uns Yamswurzeln, Pataten und Bananen für Glasperlen, und es schien sie nicht nach dem Eisen zu gelüsten, das man ihnen anbot; sie hatten keine Waffen; indeß tragen sie am linken Arm einen Schild; sie haben, wie einige Australier, Beile von Serpentin, eine in diesem Welttheile seltene Sache.

Die Luisiadegruppe nimmt einen Raum von ungefähr 120 Lieues von Ostsüdost bis Westnordwest, vom Kap Delivrance bis zu den Inseln Lusançay und der Orangerie-Bai ein. Im Osten ist sie nicht sehr, im Westen aber ungefähr 40 Meilen breit. Die Inseln, aus welchen sie besteht, sind auf den Karten oberflächlich angezeigt; die bessern zeigen kaum die Gestalt der Küsten an. Mit einiger Genauigkeit können wir blos die Inseln Rossel, St. Aignan, d'Entrecasteaux, Bonvouloir, Trobriand, Lusançay, welche die merkwürdigeren sind, anführen. Die Gebirge im Innern sind wahrscheinlich von Schwarzen der andamenischen Rasse bewohnt.

45 Lieus nördlich von der Insel Rossel findet man eine kleine Gruppe, die nach allen Richtungen auf 5 Meilen weit hin sich erstreckt und 8 kleine, niedrige, bewaldete und unbewohnte Inseln in sich faßt, die im Jahr 1812 von dem Kapitän Laughlan du Mary entdeckt wurden, der ihnen seinen Namen gab. Die Gruppe Laughlan hat in allen Richtungen beinahe nur 5 Meilen im Durchmesser. Die Inselchen sind reich an Bäumen und besonders an Kokosnußbäumen.

Im Jahr 1827 entdeckte d'Urville 9 Meilen westlich davon einen kleinen Felsen, den er Cannak nannte.

Groser Archipel von Neubritannien.

Dieser Archipel, einer der am besten bevölkerten Oceaniens, liegt östlich von Papuasien oder Neuguinea, von welchem er durch die Dampiermeerenge getrennt ist; seine geographischen Gränzen sind 4° 8′ und 6° 30′ südlicher Breite und 145° 55′ und 150° 2′ östlicher Länge. Seine Oberfläche umfaßt 1660 Geviertmeilen, und die Zahl seiner Einwohner beträgt mehr als 100,000. Er wurde in den Jahren 1700 und 1768 durch die Kapitäne Dampier und Carteret entdeckt. Seine Hauptinseln sind Neubritannien und Neuirland, welche durch den Kanal St. George, in welchem die Insel Man liegt, von einander getrennt sind. Sodann kommen die York-Inseln (Amakata) mit einem Hafen; Neuhanover, dessen Bewohner nach denen von Neuirland die civilisirtesten dieses Archipels, Mathys, Abgarris, Caen, Dampier, die Fischerinseln, Gerard de Nys, St. Jean, Orageuse, Mathias, Jesus-Maria, Anachoretes, Commerson, Boudeuse, Purdy, Elisabeth, Dürur, San Gabriel, San Miguel, la Vendola, los Reyes und los Negros mit der Hauptinsel dieses Namens; die kleine Gruppe der französischen Inseln, die Admiralitätsinseln, Portland, die Hermiten und l'Echiquier. Ihre Oberfläche ist mit Gebirgen bedeckt,

welche Urgebirge zu seyn scheinen, während die Hügel, von welchen sie umgeben sind, und die Uferklippen, besonders Neuirlands, ganz von kohlensaurem madreporischem Kalk gebildet sind, der sie mit einer Art Mauer umgibt, wie ein neues Ufer um ein älteres herumgegossen. Sie haben mehrere Vulkane, welche noch Feuer auswerfen und sind reich bewaldet und bewässert. Die Vegetation ist sehr reich; man findet den Kokosnußbaum, den wilden Muscatnußbaum, den Brodbaum, Feigenbaum, die Arekapalme, den Sagobaum, große Farrenkräuter, Drymirrhisäen u. s. w.

Die Bewohner dieser Inseln gehören zur Papuarasse; aber ihr Wuchs ist größer und ihre Züge sind schöner als die der Bewohner von Papuasien. Sie haben Tempel und opfern Götzen, theils von menschlicher, theils thierischer Gestalt. Sie opfern, wie man sagt, auch Menschen; Blosseville aber, der sie im Jahr 1825 besuchte, behauptet, diese Gewohnheit herrsche nicht bei ihnen, sie seyen im Gegentheil edel, menschlich und gastfreundlich. Keine dieser Inseln ist gut bekannt. Neubritannien, von den Eingebornen Birara genannt, wie Bougainville berichtet (vielleicht ist Birara blos ein Bezirk der Insel), ist die größte im ganzen Archipel. Seine Bewohner zeichnen sich, wie die übrigen Papuas in Erbauung und Lenkung ihrer Piroguen aus, welche gewöhnlich 10—17 Meter lang sind.

Dieses Land wurde seit der Entdeckung Dampiers nicht besucht. Der berühmte Seemann ankerte am 14. März in einer ziemlich tiefen Bai, die von einigen Inselchen gebildet wird; er nannte sie Port Montague. Obgleich nur Kauffahrer, war Dampier doch auch Naturforscher und scharfsinniger Beobachter; aber er wußte keine Disciplin an Bord zu erhalten. Seine Mannschaft beging in diesen Strichen und ungeachtet seiner Befehle einen wahren Filbustierakt; Dampier selbst erzählt Folgendes hierüber: „Am folgenden Morgen (19. März) nahm ich beide Schaluppen, um Wasser zu holen und zu sehen, ob ich nicht vermittelst unserer Kleinigkeiten und eisernen Werkzeuge die Landeseingebornen zu einem Tauschhandel mit uns bewegen könnte; aber ich fand sie voll Furcht und Tücke. Ich sah nur einen Knaben und zwei Männer, von welchen einer, durch einige Zeichen angelockt, neben meine Schaluppe kam; ich gab ihm ein Messer, einen Rosenkranz und eine Glasflasche. Nun fing er an zu schreien: Kokos! Kokos! und zeigte auf ein benachbartes Dorf, wie wenn er dort Kokosnüsse holen wollte; aber er kehrte nicht mehr zurück. So mißbrauchten sie mehrere Male unsere Leute. Wie dem nun auch seyn mag, ich ging selbst zu ihren Häusern, von 8 oder 9 meiner Leute begleitet, und fand sie so elend, daß sie nur an einem Weidenstock hingen.

„Ich besuchte drei von ihren Dörfern; die Einwohner hatten sie verlassen und alle ihre Schweine mitgenommen; ich nahm einige kleine Netze mit, um uns für das zu entschädigen, was sie von uns erhalten hatten. Als wir zurückkamen, sahen wir zwei Eingeborne; ich zeigte ihnen, was wir mitnahmen und rief ihnen zugleich zu: Kokos! Kokos! um ihnen zu verstehen zu geben, daß sie nicht gehalten hätten, was sie mit ihren Zeichen und ihrer Wiederholung des Wortes Kokos versprochen hätten. Während ich diesen Spaziergang machte, füllten unsere Leute zwei Stückfässer und alle Tonnen, welche sie hatten. Wir kehrten um 1 Uhr Nachmittags an unser Schiff zurück, und ich hörte, daß alle meine Offiziere und Matrosen große Lust hatten, in die Bai zu gehen, wo es angeblich viele Schweine gab. Ungern ertheilte ich meine Zustimmung dazu, aus

Besorgniß, sie möchten mit den Eingebornen zu rauh verfahren. Um 2 Uhr erhoben sich schwarze Wolken auf dem festen Lande, und ich hoffte, ließ würde sie von ihrer Unternehmung abschrecken; aber sie drangen so sehr in mich, daß ich genöthigt war, nachzugeben. Ich gab ihnen die Quincaillleriewaaren, welche ich den Morgen am Land gehabt hatte und empfahl ihnen vornehmlich, um ihrer eigenen Sicherheit willen, mit Sanftmuth und Vorsicht zu Werke zu gehen. Die Bai, wohin sie gingen, war ungefähr 2 Meilen vom Ufer entfernt. Sobald sie abgefahren waren, ließ ich Alles in Bereitschaft setzen, um sie im Nothfall zu unterstützen und mit meiner schweren Artillerie zu decken. Als sie landen wollten, wollten die Eingebornen sich in Masse diesem Vorhaben widersetzen; sie schwenkten ihre Lanzen und nahmen drohende Mienen an; einige, mit Schild und Lanze bewaffnet, waren so kühn, daß sie ins Wasser gingen. Umsonst zeigten ihnen meine Leute ihre Seltenheiten und machten ihnen Zeichen der Freundschaft; es half Alles nichts. Da sie jedoch entschlossen waren, einige Vorräthe zu sammeln, so schoßen sie einige Musketen los, um sie in Schrecken zu setzen. Dieß verfehlte nicht, Eindruck auf die Menge zu machen, weil alle flohen, mit Ausnahme von zwei oder drei, welche in ihrer drohenden Stellung verharrten, bis der Kühnste seinen Schild fallen ließ und floh. Wahrscheinlich wurde er von einer Musketenkugel verwundet und empfand mit einigen andern seiner Kameraden die Gewalt unseres Pulvers, ob man gleich keinen tödtete und dieß auch durchaus nicht unsere Absicht war, da wir sie nur in Schrecken setzen wollten. Endlich stiegen unsere Leute ans Land und fanden eine Menge zahmer Schweine um die Häuser herum. Nachdem sie 9 getödtet und mehrere andere verwundet hatten, kamen sie aufs schnellste zurück. Kaum hatten sie die Schweine an Bord gebracht, so baten sie mich um die Erlaubniß, diesen Abend eine zweite Fahrt an denselben Ort machen zu dürfen. Ich erlaubte es, unter der Bedingung, daß sie vor Nacht zurückkämen; es war gerade 5 Uhr. Wirklich kehrten sie mit der Dämmerung zurück und brachten 8 große todte Schweine und ein lebendes kleines. Die andern waren schon zerstückt und eingesalzen; diese aber nahmen wir blos aus und verschoben das Ausbrühen und Einsalzen auf den folgenden Morgen. Als der Tag anbrach, sandte ich wieder zwei Schaluppen ans Land, um neue Vorräthe, theils an Schweinen, theils an Wurzeln zu holen. Aber in der vorigen Nacht hatten die Eingebornen alle ihre Vorräthe anderswohin geschafft, obgleich mehrere unter ihnen in ihre Hütten zurückgekehrt waren, und nicht ein einziger sich der Landung unserer Leute widersezte. Sie waren im Gegentheil so artig, daß einer von ihnen 10 oder 12 Kokosnüsse an das Ufer trug und verschwand, nachdem er sie unseren Leuten gezeigt hatte. Diese fanden nur Netze und Bilder (wahrscheinlich Götzenbilder), und nahmen von beiden einige wenige sammt einem Boote mit.

„Nachmittags sandte ich das Boot wieder an die Stelle, wo man es genommen hatte und legte darein zwei Beile, zwei Hackmesser, wovon eines mit einem Stiele versehen war, sechs Messer, sechs Spiegel, ein großes Paket Rosenkränze und 4 Glasflaschen. Sobald meine Leute das Boot ans Land gezogen und alle diese Sachen, so wie es ihnen am passendsten schien, herumgelegt hatten, kehrten sie in die Pinasse zurück, welche ich um ihrer Sicherheit willen abgeschickt hatte.“

Nach Dampier trugen die Männer den Kopf mit Federn von

verschiedenen Farben geschmückt. Sie gingen mit der Lanze in der Hand. Die Weiber bedeckten sie mit einem Gürtel von Blättern, und trugen auf ihrem Kopfe große mit Yamswurzeln gefüllte Körbe.

„Das Land in der Umgebung," fügt Dampier bei, „ist gebirgig, reich an Holz, Thälern und lieblichen Bächen, die Erde in den Thälern ist tief und gelblich; die auf den Hügeln aber ist dunkelbraun, nicht sehr tief und steinig, obgleich zum Anbau äußerst tauglich. Die Bäume sind im Allgemeinen nicht sehr gerade, nicht dicht und nicht hoch, aber sie sind grün und gewähren einen angenehmen Anblick. Einige trugen Blumen, andere Beeren von mehr als Einer Sorte, die keiner von uns kannte. Die Kokosnußbäume kommen sehr gut fort, sowohl an den Buchten, zunächst dem Meere, als tiefer im Lande. Ihre Nüsse sind von mäßiger Größe: aber die Milch und der Kern haben einen angenehmen Geschmack. Man findet hier auch Ingwer und mehrere eßbare Pflanzen und Wurzeln, welche auch unsere Leute kosteten. Von vierfüßigen Thieren sahen wir blos Schweine und Hunde. Von Vögeln sahen wir Tauben, Papageien, Kakadores und Krähen. Das Meer und die Flüsse sind reich an Fischen: wir fingen Cavalles, Fische mit gelbem Schwanz und Streifen."

Carteret sah im Jahr 1767 blos den nördlichen Theil und bestimmte dessen Gränze.

Im Monat Juni 1793 fuhr d'Entrecasteaux durch die Dampiermeerenge und erforschte den westlichen Theil von Neubritannien. Er fand ihn sehr schön; das Ufer war mit Kokosnußbäumen und vielen Hütten bedeckt. Kurze Zeit nachher starb der Seemann am Scorbut zu Java in einem Alter von 54 Jahren.

Im Monat Juli 1827 hielt der Kapitän d'Urville bei dem Kap Butler an. Er blieb 13 Tage im Angesicht dieser gefährlichen Küste. Am 2. August Morgens, da gerade die Astrolabe in die Dampiermeerenge einfuhr, stieß sie zweimal auf einem unbekannten Korallenriff auf und wäre verloren gewesen, wenn sie nicht eine Welle wieder flott gemacht hätte.

D'Urville machte uns mit dem Pik Quoy bekannt, einem kegelförmigen Berg, von imposantem Anblicke neben dem Kap Orford, mit der Bai Jacquinot und mehreren kleinen Inseln, unter anderen auch der malerischen Gruppe der „zierlichen Inseln" (Iles Gracieuses). Neubritannien bildet eine aneinanderhängende Kette, wenn sie gleich an gewissen Stellen nur eine geringe Breite hat. Der Kapitän d'Urville fuhr sehr nahe an der westlichen Spitze dieser Insel hin, so daß er sie genau aufnehmen konnte. Er sagt über diesen Theil der Küste:

„Wie Dampier und Entrecasteaux fanden wir den Anblick des Landes köstlich. Selten verleiht die Natur den Ländern, deren Oberfläche die Hand des Menschen noch nicht verändert hat, so viel zufällige Annehmlichkeiten, so zierliche und mannigfaltige Ansichten. Ueberall eine frisch aussehende, leicht zugängliche Küste mit ruhigem Wasser; ein Boden, der sich sanft wie ein Amphitheater über verschiedene Ebenen erhebt, bald von düstern Wäldern beschattet, bald von minder hohem Gebüsch bedeckt, bald endlich mit weiten Grasplätzen, deren gelbliche Farbe mit der düsteren Färbung der umgebenden Wälder und Gebüsche einen Kontrast bildet. Die beiden Spitzen des Berges Glocester krönen mit ihren imposanten Massen diese lachende Scene und verstecken häufig ihre majestätischen Gipfel unter

die Wolken des Aequators. Neubritannien ist eine Insel, welche von Ostnordost gegen Westsüdwest ungefähr 85 Meilen lang ist, deren Breite aber öfter wechselt, bisweilen 36 Meilen beträgt, bisweilen auch nur 8 oder 10, wie in den Baien Jacquinot und Montague. Sie ist gewissermaßen eine lange und schmale Kette von hohen Gebirgen, welche eine Krümmung bildet, deren concave Seite sich gegen Nordwest richtet. Die Piks „die Mutter und die beiden Schwestern", Deschamps, Quoy und Glocester, treten in dem Gebirgszug besonders hervor und scheinen ehemals Vulkane gewesen zu seyn. Die geographischen Gränzen dieses Landes sind 4° 8′ und 6° 30′ südlicher Breite und 145° 55′ und 150° östlicher Länge. Auf der Südküste sind die kleinen Inseln des Südkaps de Roos und die „zierlichen Inseln", nebst einigen andern ganz niedrigen und bewaldeten Inselchen, welche im Jahr 1827 von Kapitän d'Urville entdeckt wurden. Am nördlichen Theile und mehr oder minder noch an der Küste sind die Inseln Villaumez, Raul, Giequel Filz, Duportail und Danseur, wovon einige hoch und ziemlich groß sind. Auf der ersten, welche die beträchtlichste ist, bemerkten die Franzosen Rauch, und der Boden war von der Küste bis zu den höchsten Gipfeln mit Bäumen bedeckt. D'Entrecasteaux, der diese Inseln im Jahr 1790 entdeckte, fand ein wenig weiter gegen Nordwesten hin eine Gruppe, welche er „französische Inseln" nannte, und deren beträchtlichste Inseln Merite, Deslacs, Forestier und du Nord genannt wurden. Diese Gruppe bildet ein Dreieck von 30 Meilen auf jeder Seite, und die Mitte liegt unter 4° 41′ südlicher Breite und 146° 55′ östlicher Länge. Neben der Nordostspitze von Neubritannien liegt die kleine Insel Mau, die im Jahr 1767 von Carteret entdeckt wurde. Sie hat 6 bis 7 Meilen im Umfang, und liegt unter 4° 8′ südlicher Breite und 149° 40′ östlicher Länge. Noch müssen wir anführen die Insel Amakata, welche im Jahr 1767 von Carteret entdeckt, von Hunter im Jahr 1791 besucht, von d'Entrecasteaux im Jahr 1792 und von Duperrey im Jahr 1823 wiedergesehen wurde. Carteret nannte sie York; sie ist eine hohe und volkreiche Insel, und im nordöstlichen Theil befindet sich ein guter Ankerplatz. Sie ist von Nordost nach Südwest 8 Meilen lang und 5 Meilen breit und liegt unter 4° 10′ südlicher Breite und 150° 4′ östlicher Länge (Ostspitze).

„Am 22. August 1823 fuhren wir, nachdem wir den Kanal St. George, der Neubritannien von Neuirland trennt, verlassen hatten", sagt Lesson, „an der kleinen Insel York (Amakata) hin und sahen aus ihren Häfen mehrere mit vielen kräftig rudernden Eingebornen benannte Piroguen hervorsteuern. In einem Augenblicke langten 8 solche Fahrzeuge bei der Korvette la Coquille an. Auf jeder waren 6 oder 7 Mann, die ganz nackt waren, und die vollkommenste Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Neuirland hatten; nur bemerkten wir, daß die meisten Eingebornen, welche wir vor Augen hatten, besser gewachsen und kräftiger waren, als die Bewohner des Hafen Praslin in Neuirland, denen sie übrigens in der schwarzen Hautfarbe und im wolligen mit Kalk oder Ockerstaub bedeckten Haare gleichen. Diese Neger kamen ohne das mindeste Zaudern zu uns heran und machten uns sogleich den Vorschlag, ihre trockenen Kokosnüsse und Bananen einzutauschen. Wir sahen keine Waffen bei ihnen, außer Schleudern und große Haufen abgerundeter Steine in ihren Piroguen. Alles bringt uns auf die Vermuthung, daß sie mit den

europäischen Schiffen, welche von Zeit zu Zeit an ihrer Küste erscheinen, sehr vertraut sind; alle baten um Beile und Eisen, in welcher Gestalt es auch seyn mochte. Wir befriedigten ihre Wünsche um so lieber, als sie uns schöne flammende Schiffmuscheln, schöne äthiopische Kronenmuscheln und Leda-Eier gaben. Auch gaben sie uns ein sehr sinnreich verfertigtes Werkzeug in Gestalt einer Glocke, dessen sie sich bedienen, um Teutenwürmer und Polypen auf dem Meeresgrunde zu fangen. Was die Schleudern, Halsbänder von Fischzähnen und Panflöten betrifft, die wir auch eintauschten, so haben wir nichts Besonderes hierüber zu sagen; denn diese Gegenstände sind ganz dieselben, wie die im Hafen Praslin gebräuchlichen; eben so verhält es sich mit ihrem Schmucke: sie stecken entweder einen kleinen Knochen in die Nasenwände oder bemalen sie sich roth. Zahlreiche Narben, ein wildes Aussehen, eine in allen ihren Bewegungen sichtbare Kühnheit verliehen ihrem Gesichte einen kriegerischeren und furchtbareren Charakter, als wir bei den Bewohnern des Hafens Praslin bemerkt hatten."

Admiralitäts-Inseln.

Diese Gruppe erstreckt sich von Osten nach Westen auf ungefähr 120 Meilen, und von Norden nach Süden auf ungefähr 40 bis 50 Meilen. Nach Schuten, der ihr Entdecker ist, besteht sie aus 25 Inseln. Was auch ihre Anzahl seyn mag, so sind sie hoch, gewähren einen reizenden und abwechselnden Anblick und werden von den schönsten Leuten der Papuarasse bewohnt. Ihre geographischen Gränzen sind ungefähr 1° 53′ bis 2° 34′ südliche Breite, und 143° 51′ bis 145° 20′ östlicher Länge. Carteret besuchte sie im Jahr 1767, und gab ihnen den Namen, den sie führen; Maurelle besuchte sie im Jahr 1781, und gab ihnen verschiedene bis auf diesen Tag beibehaltene Namen.

Die Haupt-Inseln sind:

Die große Admiralitäts-Insel von Maurelle, im Jahr 1781 Insel Basko genannt, wurde im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux, welcher den nördlichen Theil dieser Gruppe sorgfältig erforschte, zum größten Theil untersucht. Sie ist hoch, bewaldet und volkreich; sie erstreckt sich von Osten nach Westen ungefähr 50 Meilen, von Norden nach Süden ungefähr 18—20 Meilen weit; ihr südlicher Theil ist noch nicht bekannt. Gränzen: 1° 57′ und 2° 17′ südlicher Breite, und 144° 10′ und 145° 00′ östlicher Länge. d'Entrecasteaux berichtet über seinen Verkehr mit den Einwohnern während seines dortigen Aufenthaltes Folgendes:

„Nachdem wir ungefähr eine Stunde gewartet hatten, ohne sie zu uns bringen zu können, wollte ich ihnen das Schauspiel einer Rakete geben, indem ich mir dachte, daß dieses Kunststück sie zwar zuerst vielleicht erschrecken, nachher aber doch ihre Bewunderung und Neugierde erregen würde. Während die Rakete aufstieg, erwiderten sie unsere Zurufe nicht mehr, und verhielten sich still. Als sie aber zerplazte und ein Feuerregen herabfiel, erschraken sie heftig und flohen eilends. Kurz darauf sahen wir sie zurückkommen, aber immer in weiter Entfernung sich halten. Es fiel mir nun ein, eine Papierlaterne mit Nägeln und andern Tauschgegenständen auf ein Brett befestigen zu lassen, und in jener eine Kerze anzuzünden, damit dieser schwimmende Gegenstand von ihnen gesehen und aufgefangen werden könnte. Aber sie schienen über dieses Licht,

Assaïb.

das von der Fregatte sich entfernend auf dem Wasser auf sie loszurücken schien, noch mehr erschrocken zu seyn, als über das Steigen der Rakete. Sie sahen wahrscheinlich ein Wunder in dem scheinbaren Vorrücken dieses irrenden Lichtes auf den Wellen; denn je näher es kam, um so weiter entfernten sie sich, mit lauter Stimme und hastigem Tone wahrscheinlich eine Beschwörungsformel aussprechend, die sie gegen böse Geister gebrauchen; endlich zogen sie sich ganz zurück. Das Wetter war so schön, und das Meer so ruhig, daß die Kerze beinahe zwei Stunden lang brannte. Als die Eingebornen ans Land kamen, zündeten sie Feuer an. Uebrigens war dieses Schauspiel, worüber sie so sehr erschraken, für die Mannschaft sehr belustigend."

Die Insel Jesus-Maria, so genannt von Maurelle im Jahr 1781; eine hohe Insel, welche ungefähr 20 Meilen im Umfang hat. Südliche Breite 2° 18', östliche Länge 145° 27' (Mitte).

Die Inseln San-Gabriel, San-Miguel, La Vendola, Los-Reyes und Los-Negros, so genannt von Maurelle im Jahr 1781, erforscht von d'Entrecasteaux in den Jahren 1792 und 1793. Die beiden ersten haben 5 oder 6 Meilen im Umfang; die andern sind kleiner; alle sind bevölkert und holzreich. Lage: 2° 14' südliche Breite, 145° 50' östliche Länge (Insel Vendola).

Außerdem gibt es südlich von der großen Admiralitäts-Insel mehrere andere kleine unbekannte Inseln; und die Inseln Pardy und Elisabeth, welche nach der Karte Pardy's auf der Karte Krusensterns angezeigt sind, machen vielleicht einen Theil dieser Gruppe aus. Im Süden befindet sich das Riff Sidney, an welchem der Kapitän Forrest am 1. Mai 1806 Schiffbruch litt. Diese Klippe liegt unter 3° 20' südlicher Breite und 144° 40' östlicher Länge.

Die Eingebornen dieser Inseln sind von dunkelschwarzer Farbe, und ihre Gesichtsbildung ist ziemlich angenehm; ihre Haare sind kraus und schwarz, aber sie röthen dieselben oft mit Oel, unter welches Ocker gemischt ist. Sie kennen den Gebrauch des Eisens. Die Häuptlinge scheinen eine große Gewalt zu haben. Einige sind mit Sagaien und Lanzen von vulkanischem Glas bewaffnet. Sie gehen ganz nackt; die Weiber aber tragen einen Gürtel. Diese Inseln sind reich an Kokosbäumen, und man sah darauf den Hund mit aufrecht stehenden Ohren, mehrere Vögel von großer Schönheit, unter andern einige aus der großen Familie der Psittaciden.

Neuhannover (getrennt von Neuirland durch die Byrons- oder Mausoleums-Meerenge) wurde im Jahr 1616 von Schuten gesehen, der seine Spitze Kap Salomon-Sweert nannte, hernach von Tasman, Dampier und Bougainville wiedergesehen, aber nur von Carteret und d'Entrecasteaux näher betrachtet. Neuhonnover ist ein hohes Land, mit Bäumen bedeckt, durch welche hindurch man mehrere Pflanzungen sieht. Das Land um Kap Salomon-Sweert ist niedrig und strichweise bewaldet. Sie erstreckt sich von Ostsüdost nach Westnordwest auf 38 Meilen; ihre noch ungewisse Breite beträgt höchstens 12 Meilen. Gränzen: 2° 32' und 2° 44' südl. Br. und 147° 31' und 148° 7' östl. Länge.

Portland-Inseln, entdeckt im Jahr 1767 von Carteret, wiedergesehen von Hunter und d'Entrecasteaux, eine Kette von sieben niedrigen und bewaldeten Inseln, mit vielen Klippen, welche eine Strecke von 8 Meilen von Ostnordost nach Westsüdwest einnimmt. Die größte ist

zwei Meilen lang. Lage: 20° 38′ südlicher Breite und 147° 12′ östlicher Länge (südwestliche Spitze). Die Reihe von Inseln, welche nun folgen, bildet eine mit Neuirland parallellaufende Kette.

Die Insel St. Jean, gegenüber dem Kap Maria und 30 Meilen davon entfernt, wurde von Schuten entdeckt, und von Tasman und Dampier wiedergesehen. Bougainville, der sie im Jahr 1768 wieder sah, nannte sie Insel Bournaud; Maurelle sah sie im Jahr 1781. Ihre nicht genau bestimmte Lage dürfte ungefähr seyn: 3° 51′ südliche Breite, und 151° 15′ östliche Länge.

Abgarris-Inseln, entdeckt im Jahr 1820, von dem Schiffe Abgarris, zwei Gruppen niedriger Inseln, welche 20 bis 25 Meilen im Umfang haben. Gränzen: 3° 5′ und 3° 33′ südlicher Breite, und 152° 2′ und 152° 25′ östlicher Länge.

Insel Caen, entdeckt im Jahr 1643 von Tasman; im Jahr 1700 stand Dampier im Verkehr mit den Eingebornen.

Bougainville sah Caen im Jahr 1768, und nannte sie Insel Oraison; Maurelle nannte sie im Jahr 1781 Refugio, und die beiden benachbarten Inseln Santa-Rosa und Magdalena. Die Insel Caen dürfte liegen unter 3° 28′ südlicher Breite und 150° 48′ östlicher Länge.

Die Insel Garret-Denis (Gerard de Nys) wurde im Jahr 1616 von Schuten entdeckt. Dampier, der im Jahr 1700 an ihr vorüberfuhr, ist der einzige, der einige Nachrichten über sie gegeben hat. „Sie ist, sagt er, eine hohe, gebirgige, mit Wald bedeckte Insel, welche 14 oder 15 Meilen im Umfang hat. Die Küsten sind ganz mit Kokosbäumen bedeckt. Auf den Hügeln sieht man einiges angebaute Land. Die Insel wird von schwarzen, kräftigen und gut gebauten Leuten bewohnt; ihre Köpfe sind dick und rund; ihre Haare sind kraus, kurz und roth, weiß und gelb gefärbt. Sie haben ein breites Gesicht, eine platte Nase, in welcher sie einen fingerdicken Querbolzen stecken haben. Ihre Waffen sind Lanzen, Keulen, Schleudern, Bogen und Pfeile. Ihre Piroguen sind schmal und lang, mit Balancirern versehen, und am Hinter- und Vordertheile mit gut ausgehauenen Bildern geschmückt, z. B. mit Fischen, Vögeln, Menschenhänden u. s. w. Ihre Sprache ist gut artikulirt. Sie wollten die Engländer einladen, ans Land zu kommen, und riefen deßwegen oft: Wakusi alamaï, wobei sie aufs Ufer zeigten. Ihre Freundschaftszeichen bestanden darin, daß sie einen großen Stock oder Baumzweig auf ihren Kopf stellten und mit der Hand oft an den Kopf schlugen.

„Bougainville besuchte im Jahr 1768 diese Insel und nannte sie Dubouchage; Maurelle nannte sie im Jahr 1781 St. Blas. Ihre noch unbestimmte Lage ist vielleicht 3° 12′ südlicher Breite und 150° 15′ östlicher Länge.

Insel Dampier. Dampier, der sie im Jahr 1700 sah, sagt, sie habe 4 oder 5 Meilen im Umfang, sey hoch, mit Wald bedeckt und am Abhang der Hügel gut angebaut. Wahrscheinlich ist es dieselbe, welche Maurelle im Jahr 1781 San-Lorenzo nannte und dieselbe, welche Schuten im Jahr 1616 Moses-Insel nannte. Die noch sehr unbestimmte Lage dieser Insel dürfte seyn: 3° 12′ südlicher Breite und 150° östlicher Länge.

Die Fischerinsel wurde zum Erstenmale im Jahr 1616 von Schuten gesehen und im Jahr 1700 von Dampier, welcher sagt, sie sey eine hohe

und große Insel, 6 Meilen vom Lande entfernt, und er habe viel Rauch auf derselben gesehen, was ihn abgehalten habe, sich ihr zu nähern. Bougainville nannte sie im Jahr 1768 Suzanne; und Maurelle scheint im Jahr 1781 aus ihren Spitzen eben so viele Inseln gemacht zu haben, welche er San-Francisco, San-Jose und San-Antonio nannte. Ihre Größe und Lage sind ganz unbekannt. Die Nordspitze liegt ungefähr unter 2° 33′ südlicher Breite und 149° 40′ östlicher Länge.

Insel Orageuse, entdeckt im Jahr 1700 von Dampier und wiedergesehen im Jahr 1768 von Bougainville, welcher sie Kerue-Insel nannte. Nach Dampier ist sie niedrig, eben, mit Bäumen dicht bedeckt. Sie ist zwei oder drei Meilen lang, und an ihrer Südwestspitze ist ein plattes bewaldetes Inselchen, das eine Meile im Umfang hat. Lage 1° 40′ südlicher Breite und 148° 9 östlicher Länge.

Insel Mathias, entdeckt von Dampier im Jahr 1700. Nach Dampier ist sie gebirgig, und der Boden ist theils mit Waldung, theils mit Savannen bedeckt, theils auch umgebrochen. Sie ist ungefähr 9 bis 10 Meilen lang. Lage: 1° 30′ südlicher Breite und 147° 10′ östlicher Länge.

Anachoreten-Inseln, entdeckt im Jahr 1768 von Bougainville, der nahe an ihnen vorbeifuhr. Es ist eine Kette niedriger, auf einem und demselben Riff liegender, ungefähr 3 Meilen weit sich erstreckender Inseln. Bougainville sah darauf viele Bäume, besonders Kokosnußbäume. Die Meeresufer waren mit hohen viereckigen und stark bevölkerten Hütten bedeckt. Mehrere Piroguen fischten auf den Klippen, ließen sich aber von der Fregatte dabei gar nicht stören, weßhalb sie den Namen Anachoreten erhielten. Lage: 0° 43′ südlicher Breite, 143° 14′ östlicher Länge (Nordostspitze).

Insel Commerson, kleine von Bougainville im Jahr 1768 von Weitem gesehene Insel, wiedergesehen im Jahr 1793 von d'Entrecasteaux und im Jahr 1800 von Ibargoïtia. 0° 45′ südlicher Breite und 142° 55′ östlicher Länge.

Die Hermiten-Inseln, entdeckt im Jahr 1768 von Bougainville, wiedergesehen von Maurelle und d'Entrecasteaux. Es näherten sich Piroguen den Schiffen des leztern, wollten aber nicht anlegen, obgleich die Eingebornen Früchte und verschiedene Arten von Eugenia's auf das Verdeck warfen, was wir Anfangs für Steine hielten. Sie sind groß und gut gewachsen. Diese Hermiten-Inseln sind eine kleine Gruppe hoher und bevölkerter Inseln, welche ungefähr auf 14 Meilen von Ostnordost nach Westsüdwest sich erstrecken und 6 Meilen breit sind. Südliche Breite 1° 29′, östliche Länge 142° 48′ (Nordwestspitze).

Insel Boudeuse, eine kleine von Bougainville im Jahr 1768 entdeckte Insel. Südliche Breite 1° 27′, östliche Länge 142° 14′.

Echiquier-Inseln, entdeckt im Jahr 1768 von Bougainville, wiedergesehen im Jahr 1781 von Maurelle, der sie Mille-Inseln nannte und im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux. Eine aus mehr als 30 niedrigen und bewohnten Inseln bestehende Gruppe mit vielen Riffen, welche sich von Nordnordost nach Südsüdwest auf 30 Meilen erstreckt. Südliche Breite 1° 15′, östliche Länge 142° (Ostspitze).

Insel Durour, eine kleine, kahle Insel, entdeckt im Jahr 1767 von Carteret, wiedergesehen im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux, der sie unter 1° 34′ südlicher Breite und 140° 53′ östlicher Länge sezt.

Insel Matty, kleine kahle und bevölkerte Insel, entdeckt im Jahr 1767 von Carteret, der des Nachts seine Bewohner gegenüber vom Schiffe mit Fackeln hin- und herlaufen sah. D'Entrecasteaux sezte es unter 1° 46′ südlicher Breite und 140° 36′ östlicher Länge.

Wir wollen die Uebersicht über diesen großen und wichtigen Archipel von Neubritannien mit Neuirland beschließen, das vielleicht am interessantesten und gewiß am besten bekannt ist.

Neuirland oder Tombara der Eingebornen.

Neuirland ist eine bedeutende und an Abwechslungen reiche Insel; zu bemerken sind darauf die Häfen Praslin, Liki-liki, Carteret und die Schleuderer-Bai. In der Nähe des Hafens Praslin sieht man den prächtigen Wasserfall Bougainville. In den benachbarten Wäldern wird man oft von großen Ameisen gequält, deren Biß sehr schmerzhaft ist, und eine Art Rabe verbindet sein seltsames und einem Hundegebell ähnliches Geschrei mit dem Geräusch des Wasserfalls. In der Gegend des Hafens Praslin bemerkte Lesson Kuhbäume, Barringtonia, Calophyllum, die Filao (Casuarina indica), die in ganz Oceanien vorkommen; auch bemerkte er den Gebrauch der Syrinx oder der Panflöte unter den Bewohnern.

Diese Insel entdeckte im Jahr 1616 der Holländer Schuten. Er fuhr, wie es scheint, an der ganzen Ostküste hin, und verkehrte zu wiederholten Malen mit den Eingebornen. Die ersten, welche man sah, schleuderten Steine auf das Schiff, und man mußte Musketen auf sie abfeuern. Einige Tage nachher fuhren 8 Piroguen um das Schiff herum; auf jeder waren 8 oder 10 mit Sagaien, Steinen, Keulen, hölzernen Säbeln und Schleudern bewaffnete Wilde. Man theilte einige Kleinigkeiten unter sie aus und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß man Schweine, Hühner, Kokosnüsse und Wurzeln von ihnen erwarte. Anstatt aller Antwort, schleuderten sie ihre Sagaien gegen das Schiff, das darauf mit seiner Artillerie antwortete. 10—12 Wilde wurden getödtet. Eine große Pirogue und drei kleinere wurden in den Grund gebohrt. Man machte 3 oder 4 schwer Verwundete zu Gefangenen. Der eine starb; die andern wurden verbunden, ans Land geführt und ihren Angehörigen gegen ein Lösegeld an Schweinen zurückgegeben. Diese kräftigen und gut gewachsenen Insulaner waren Schwarze mit krausen Haaren; beinahe alle waren nackt. Nur wenige trugen Gürtel von Baumrinde; Ringe hatten sie in Nase und Ohren hängen. Sie trugen Mützen von bemalten Baumrindenstücken, die zu zwei und zwei mit einer Art Schnur zusammengebunden waren und wie ein weiblicher Kopfschmuck oben um den Kopf herumgelegt waren. Sie kauten Areka und Betel. Ein Zeichen der Höflichkeit war bei ihnen, daß sie ihre Mützen abnahmen und ihre Hände auf den Kopf legten. Die Handhaben an ihren Waffen sind mit Schnitzwerk verziert. Als Schuten an der Nordspitze von Neuhannover angekommen war, gab er ihr den Namen Kap Salomon-Sweert und sezte seine Reise gegen Westen fort.

Tasman fuhr im Jahr 1643 ebenfalls an dieser weithin sich erstreckenden Küste hinab und hielt sie, wie sein Vorgänger, für den östlichen Theil von Neuguinea. Aus dem Reiseberichte, der ein Cabo Santa

Wasserplatz im Hafen Carteret

Maria nennt, läßt sich vermuthen, daß die Spanier sogar vor der Expedition Schutens und Lemaire's sie gesehen hatten.

Im Jahr 1700 fuhr der Engländer Dampier an eben dieser Küste in entgegengesezter Richtung, d. h. von Norden nach Süden, herab. In der Mitte der Küste, vor der Insel Dampier, wurde das Schiff von 46 Piroguen umringt, auf welchen 200 Schwarze waren, welche aber troz der Freundschaftszeichen, welche man ihnen machte, und der Geschenke, welche man ihnen zeigte, nicht anlegen wollten. Dampier gab diesem Orte den Namen „Schleudererbai". „Das Land", sagt er, „ist hoch und gebirgig, und mit schönen Bäumen bedeckt. Am Rande der Gebirge gab es viele Pflanzungen und umgebrochene Stücke Bodens, woraus, so wie aus dem Rauche, den wir sahen, wir schloßen, daß dieser Ort bewohnt seyn müsse."

Carteret ankerte im Jahr 1767 nacheinander im Hafen Praslin, in der Bucht Anglaise und im Hafen Carteret, in dem südwestlichen Theile von Neuirland, wo er Holz, Wasser, Palmkohl und Kokosnüsse einnahm*). Im Juli 1768 ankerte Bougainville im Hafen Praslin und brachte dort 8 Tage zu.

Im Juli 1792 ankerte d'Entrecasteaux im Hafen Carteret und brachte dort 7 Tage zu. Es war eine regnerische Woche, der Regen fiel immer in Strömen herab. Man konnte sich kaum 5 oder 6 Kokosnüsse verschaffen, und sah keinen Eingebornen. Nach diesem Aufenthalte besichtigte d'Entrecasteaux den ganzen westlichen Theil von Neuirland, der vor ihm beinahe unbekannt war. Er bemerkte hier zwei Gebirgsketten von 2000 Meter senkrechter Höhe, die den ganzen Strich durchzogen; nur vor der Insel Sandwich war der Boden weniger hoch.

Im Jahr 1823 ankerte der Kapitän Duperrey im Hafen Praslin und ließ den Plan davon aufnehmen. Er stand in lebhaftem Verkehre mit den Eingebornen, welche aus dem auf dem östlichen Abhang der Insel liegenden Dorf Liki-Liki in ihren Piroguen herbeikamen.

Neuirland erstreckt sich auf ungefähr 149 Meilen von Nordwest nach Südost, und seine Breite wechselt zwischen 8 und 30 Meilen. Den Mittelpunkt nimmt eine hohe Gebirgskette ein, die bis zu ihren Spitzen mit Bäumen bedeckt ist. Sie wird von Schwarzen und Melanesiern bewohnt, die zwar in Einigem von einander abweichen, im Allgemeinen aber mißtrauisch und furchtsam sind. Gränzen: 2° 3' und 4° 51' südlicher Breite und 148° 13' und 150° 48' östlicher Länge. Im Süden auf der Westseite liegen die kleinen Kokosinseln, die Inseln Leigh, Lambun (Hammerinsel) und Latao (Grüne Insel Bougainville's), und auf der Ostseite die Inselchen Eiroo und Luntaß. Neben dem nordwestlichen Ende von Neuirland ist die Insel Sandwich, im Jahr 1767 von Carteret entdeckt und im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux wiedergesehen. Südliche Breite 2° 49', östliche Länge 148° 33' (Ostspitze). Neuirland ist von Neuhannover nur durch einen 6 Meilen breiten Kanal getrennt, wo sich einige Inselchen befinden, welche mit Ausnahme einer einzigen, die durch einen merkwürdigen Pik, den Carteret Byron und d'Entrecasteaux Mausoleum nannte, ausgezeichnet ist, ganz niedrig sind.

Der Hafen Praslin liegt am südlichen Ende von Neuirland, westlich vom Kap St. George, unter 4° 49' 48" südlicher Breite und 150°

*) S. Blatt 217.

28' 29" östlicher Länge. Diesen Namen gab ihm Bougainville zu Ehren des Marineministers, der die erste von Franzosen ausgeführte Reise um die Welt anordnete; um dieselbe Zeit hielt Carteret in dem weiter westlich gelegenen und zur nämlichen Bucht, die er Engländerbai nannte, gehörenden Hafen an. Er bedachte sich nicht, weiter hineinzufahren, nannte den Kanal St. George und gab dem Lande, wo der Hafen Praslin eine sichere Rhede bietet, den Namen Neuirland. Der Hafen Praslin ist auf allen Seiten vollkommen geschüzt und durch einen Gürtel von Gebirgen, die Lanutgebirge heißen, gedeckt.

Der Kanal, der den Hafen Praslin von der Engländerbucht trennt, ist 6 Seemeilen breit; der leztere ist von zwei hohen Gebirgen geschüzt, dessen Gebirge unaufhörlich schwarze und dicke Wolken anziehen, so daß, während im Hafen Praslin prächtiges Wetter ist, hier der Regen häufig in Strömen herabfällt. Die Bäume auf diesem Punkte der Küste sind selbst an den schönsten Tagen beständig mit dichten Dünsten umgeben.

Die schwarzen Papuas, welche diesen Welttheil bewohnen, nennen, wie Lesson sagt, Neuirland Enluru und Neubritannien Birare. Sie leben in beständigem Kriege mit seinen Bewohnern.

Der Ankerplatz im Hafen Praslin ist ebenso sicher als bequem; das Meer ist dort überall gleich tief, und man kann sogar sehr nahe am Lande auf einem Grunde von grobem madreporischem Sande, der mit vielen Muschelstücken vermischt ist, Anker werfen.

Die Hitze, sagt Lesson, ist nicht so beträchtlich, als man wegen seiner beinahe unmittelbaren Lage unter dem Aequator glauben sollte. Die ausgedehnten Waldungen, mit welchen Neuirland ganz bedeckt ist, und die unaufhörlich von reichlichem Regen, der eine unaufhörliche Verdunstung herbeiführt, benezt werden, erfrischen die Atmosphäre. Diese schattigen Wälder erhalten in ihrem Innern eine Feuchtigkeit, da die Sonnenstrahlen durch die dichten Blätterdächer nicht eindringen können; es entsteht daraus eine feuchte Hitze, welche dem Körper weniger beschwerlich fällt, als die scharfe und trockene Hitze in den Wüsten Afrika's. Der mittlere Thermometerstand war um Mittag 26° 6' und in der Nacht ging er nicht über 25° 6' herab. Die Temperatur des Wassers in der Mitte der Bai war von der Temperatur der Luft nur um Einen Grad verschieden. Der Hygrometer wechselte zwischen 103 und 108, und der Barometer erhielt sich auf 28 Zoll. Gewitter wiederholen sich sehr oft; sie bilden sich in Einem Augenblick, und zertheilen sich eben so schnell wieder. Die niedersten Wolken allein geben Regen im Hafen Praslin; alle andern werden von den hohen Gebirgen an der Küste und im Innern der Insel angezogen.

Der fruchtbare Boden dieser großen Insel besteht aus madreporischem Kalk. Ein runder und zu einem Pik sich erhebender Berg am Eingang des Hafens scheint vulkanisch zu seyn.

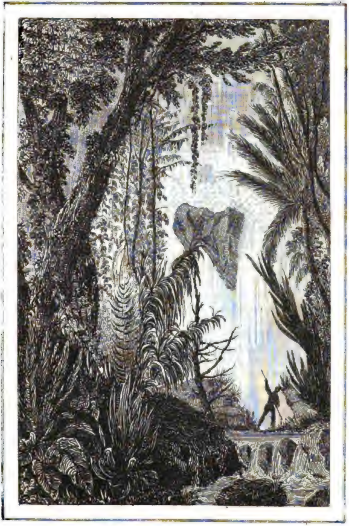
Der Rand des Hafens ist mit Sternkorallenbänken eingefaßt; sie werden von Süßwasserbächen durchbrochen, welche von den Bergen herabfallen. Wollen die Boote ans Land kommen, so müssen sie in die Kanäle einlenken. Der Hafen Praslin ist ganz von Korallenpolypen eingefaßt, welche bei der Ebbe trocken liegen, während bei der Fluth das Wasser bis an den Rand des nahe liegenden Waldes vordringt. Ist man gelandet, so sieht man eine kräftige und wuchernde Vegetation die ganze

Uferstrecke bedecken, und mit dem Meere um den Besitz des Bodens streiten; ungeheure Baumstämme versperren den Weg, und ihr Alter nährt, wie ein fruchtbarer Boden, zahlreiche Kolonien von fleischigen Gewächsen, die sich um die kleinsten Theile streiten. Diese Vegetation läßt nirgends einen lichten Punkt, und bedeckt diesen ganzen Theil der Insel mit einem Walde. Die prächtigen Bäume, aus denen er besteht, die Arekapalmen, welche ihn beherrschen, drängen sich in einander und wachsen kräftig empor. Lianen aller Arten schlängeln sich um die Stämme, kriechen bis zu den höchsten Zweigen empor, und bilden dort undurchdringliche Netze. Unter diesen Lianen gibt es eine, deren schöne Blüthen von einem prächtigen Gelb das Auge anziehen, deren gewundene Stengel aber mit dornartigen Haken bewaffnet sind, welche den Reisenden, der ohne Vorsicht in ihre Verschlingungen eindringt, unbarmherzig zerreißen. Glänzende Schmetterlinge kreuzen sich in allen Richtungen unter diesen grünen Gewölben; verschiedene Landmuscheln bewohnen das Blätterwerk, und auf den Zweigen trifft man häufig den schwarzen, gelbpunktirten Tupinambis. Baringtonia, welche zu einer ungeheuren Dicke und Höhe aufwachsen, Hibiskus mit Pappelblättern, Kenko (Guettarda spinosa), und besonders Scaevola lobelia wachsen am Fuß des Wassers, und scheinen für ihr Wachsthum die Nähe und den Einfluß des Meeres nothwendig zu bedürfen. Ebenso verhält es sich mit einem sehr schönen Pankraticum, das man nur auf dem Ufer trifft. Diese Pflanzen, merkwürdig durch einen hohen Blüthenschaft mit weißen Blüthenkronen und purpurrothen Staubfäden, hat breite, steife und fleischige Blätter, in deren Winkeln sich häufig die Landschnecke vom Geschlechte Scarabus findet, die Blainville als neu beschrieben und Scarabus Lessonii genannt hat. Ein blauer Sandkäfer mit vergoldetem Kopfe flog auf den Zweigen und ließ hinter sich einen Rosengeruch, an dem man seine Nähe erkennt. Hie und da erhoben sich gerade Rotangstengel, die in Europa zu Blaserohren so geschätzt sind, und um die meisten Baumstämme schlangen sich Cubebenpflanzen herum; der falsche Lagon (Cycas circinalis), merkwürdig durch seinen geraden Stamm und sein palmenartiges Aussehen, war damals mit Früchten beladen. Die Papuas von Neuirland lieben ihn sehr, und machen aus seinem innern Mark ein Brod, das mit dem wahren Sagobrod Aehnlichkeit hat. Die nährenden Pflanzen in diesen Wäldern sind der Laka, der auf allen Inseln des Südmeeres so häufig zu finden ist (inocarpus edulis); der Sahest, der Pya der Taitier (tacca pinnatifida), der Karaïbenkohl (arum esculentum), die Arekapalmen, die man in großer Menge umhaut, um die oberste Knospe oder den Kohl zu erhalten, bilden an gewissen Stellen dichte Gruppen, und in sie verschlingen sich die dornigen Zweige der cariota urens, der Latanbäume und der Pandanus. Zu bemerken ist, daß die unter dem Aequator liegenden Wälder der Molukken, Neuguinea's und Neuirlands, ausgezeichnet durch die riesenmäßige Größe der Bäume aller Art, aus denen sie bestehen, sehr wenig Gebüsche und Graspflanzen enthalten. Die Sonnenhitze dringt kaum unter das dichte und hohe Grün, das den immer feuchten und beschatteten Boden bedeckt, und wo eine Frische herrscht, die für Den, der eben noch auf einer lichten Stelle unter einer unerträglichen Hitze litt, sehr erquickend ist. Die Dünste, welche, so bald sich die Sonne erhebt, aus dem Boden aufsteigen, verdichten sich in Wolken über den Bäumen, welche viel Aehnlichkeit mit dem Rauche haben, der sich etwa über einem Dorfe

erhebt. Diese weiten jungfräulichen Wälder sind mit ungeheuren Stämmen wie besäet, die durch ein natürliches Absterben entwurzelt wurden und auf dem Boden umherliegen, den sie unwegsam machen, und dem sie durch ihre langsame Zersetzung, die sie in Humus verwandelt, die Kräfte wieder zurückgeben, welche sie von ihm empfingen. Unter ihrer spaltenreichen Rinde wohnen kalte Reptilien; indeß verschleiert die Natur, welche den Kontrast von Leben und Tod liebt, noch diese Spuren der Zerstörung, indem sie dieselben mit Farrenkräutern mit ausgezackten und schlanken Blättern, mit parasitischen Epidendrum mit seltsamen und lebhaft bemalten Blüthenkronen, mit Flechten und Pilzen von verschiedener Formen und Farben bedeckt. Von allen baumartigen Pflanzen ist der Inocarpus ohne Widerspruch einer derjenigen, welche unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmen. Sein Wuchs hatte auf Taiti nichts Außerordentliches, während er auf Neuirland eine beträchtliche Höhe und Dicke erreicht, und seine Wurzeln weithin entsendet, die auf der Oberfläche des Bodens hinkriechen, endlich gar dünne, mehrere Fuß hohe Wände, und durch sie gleichsam Hütten bilden, die in mehrere Gelasse eingetheilt sind und 7 bis 8 Personen fassen können. Dieß ist eine sehr unvollkommene Schilderung einer Landschaft in der Nähe des Hafens Praslin. Aus dieser einfachen Skizze läßt sich aber schließen, welch' imposanten Effekt sie auf die Seele des europäischen Reisenden machen muß. Das Schweigen dieser düstern und unbewohnten Oerter, wo die schwarzen Eingebornen nur zufällig erscheinen, wird nur durch das Rauschen der jungen Baumstämme unter den Schritten des Reisenden, durch das rauhe und mißtönige Geschrei des Loripapu, oder das Geräusch der Flügeldecken großer Grillen unterbrochen. Alles treibt die Seele auch des ausschließlich mit seinen Sammlungen beschäftigten Naturforschers zu einem unbeschreiblichen Gefühl, zu einer tiefen Rührung, zu einem mit einer gewissen Leere und Trauer gemischten Vergnügen, das nichts zu schildern vermag, und dessen er sich später nicht mehr erinnern würde, wenn er nicht den Ausdruck davon in seinem Tagebuche unter der Eingebung des Augenblicks niedergeschrieben fände.

Die Ufer des Hafens Praslin werden von einer Menge Quellen durchkreuzt, die von den Gebirgen, welche ihn einschließen und decken, herabkommen. Die merkwürdigste und reichste dieser Quellen ist die, welche Bougainville in seinem Berichte beschrieb, und welche Duperrey, wie ich glaube, die Kaskade Bougainville's nannte. Der französische Seemann, der sie zur Winterszeit sah, drückt sich folgendermaßen hierüber aus: „Wir besahen alle einen merkwürdigen Wasserfall, aus dem der Bach entstand, von welchem das Schiff Etoile sein Wasser bezog. Umsonst würde sich die Kunst bemühen, in den Palästen der Könige darzustellen, was die Natur in diesen unbewohnten Winkel geworfen hat. Wir bewunderten die hervorspringenden Gruppen, deren beinahe regelmäßige Gradationen den Fall der Gewässer beschleunigen und mannigfaltiger machen. Mit Ueberraschung folgten unsere Augen den an Gestalt so mannigfaltigen Felsmassen, die hundert ungleiche Bassins bilden, in die sich die durch ungeheure Bäume, welche zum Theil in den Bassins selbst wurzeln, gefärbten Wasserströme ergießen. Diese Kaskade wäre eines großen Malers würdig." *) Während unseres Aufenthaltes, sagt Lesson, lieferte die Quelle wenig Wasser, denn

*) S. Blatt 216.



Wasserfall bei dem Hafen [illegible]

wir waren in diesem Welttheile am Ende des Sommers und in der Zeit, da die Regenzeit beginnen sollte. Die Kaskade Bougainville's ist in geringer Entfernung vom Ufer, östlich vom Hafen Praslin und wird von fünf Aufsätzen gebildet, die sich in einer Höhe von ungefähr 30—40 Fuß rasch über einander erheben; das Wasser hat sich in der Mitte des Berges eine Oeffnung gegraben und springt in schäumenden, klaren und frischen Strömen hervor, deren Rauschen sich mit dem Sturze der alten Bäume mischt, welche von Zeit zu Zeit herabfallen, sein Bett verschütten oder schwankende Brücken querüber werfen; die mit Salz stark geschwängerten Gewässer haben die Oberfläche der Felsen gleichsam ciselirt, und die Felslagen, von denen die Fälle herabstürzen, sind mit nett gruppirten Kalkstalaktiten eingefaßt. Das Bett und die Lager, fügt Lesson bei, sind von kohlensaurem Kalk, der ohne Zweifel von madreporischen Massen herrührt, welche sich über den ursprünglichen Kern des Felsens hergestürzt haben. Die Poren dieser Korallen, die schon längst vernichtet sind, sind voll von Krystallen, die weißer sind als das Salz, welches das Wasser enthält, das mehrere andere salzige Stoffe abführend machen. Als romantische Lage verdient dieser Wasserfall unsere Aufmerksamkeit; doch fand ich ihn nicht so schön als den Wasserfall Kidi-Kidi auf Neuseeland und den auf Isle de France. Große Ameisen, deren Stich schmerzhaft ist, sind sehr häufig an diesem Orte, und die Stille der Wälder wird, wie schon oben gesagt wurde, zuweilen durch das Geschrei eines Vogels von einem Raben- oder Krähengeschlechte unterbrochen, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes täuschend ähnlich ist. Bougainville schon hatte von dieser Merkwürdigkeit gesprochen, indem er sagte: „Wir bemerkten dort eine Art Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes so sehr ähnlich ist, daß Jedermann, der es zum ersten Male hört, getäuscht wird."

Die Insel Lambun, welche Bougainville Hammer-Insel nannte, weil seine Leute daselbst eine Menge jener zweischaligen Muscheln fanden, die in den Sammlungen damals selten waren, ist sehr reich an merkwürdigen Naturerzeugnissen. Wir suchten jedoch vergeblich jene Muschelart und fanden auch keine Ueberreste davon. Eine beträchtliche Bucht schneidet in den nördlichen Theil dieser Insel ein; ihr Ufer wird von abhängigen Sand- und Korallenbänken gebildet. Nie sahen wir einen an Zoophyten so reichen Punkt; es wimmelte davon in diesem engen, gegen die Wogen geschützten Raume, welche die Felsen der südlichen Küste durch ihr Anschlagen zersprengen und bloßlegen. Diese Korallenbänke dagegen sind nur mit wenig Wasser bedeckt, und dessen Oberfläche ist immer ruhig und durch den unmittelbaren Einfluß der Sonne erhizt. Das Licht, das mit Gewalt auf diese Lager einwirkt, hat hier ein üppiges Leben hervorgerufen, wie wir es nirgends bemerkt haben. Auch kam es häufig vor, daß wir ganze Stunden an diesem Orte zubrachten, indem wir im Wasser bis an die Schenkel die Zoophyten zeichneten und ihren flüchtigen Glanz und ihre Formen aufnahmen, die ohne diese Vorsicht unserer Aufmerksamkeit entgangen wären. Unsere Sammlungen wurden beträchtlich vermehrt durch Schwämme, Meernesseln, Seeanemonen und Seescheiden u. s. w. Wurmröhren und Seeröhren, deren mit Fühlhörnern ausgerüstete Thiere von goldartigem Azurblau und mit wahrhaft phantastischen Farben glänzten, fanden sich unter die Korallen verschlungen; der Zoophyte ging aus seiner Oeffnung hervor, um sich wie eine schöne Blume zu entfalten, verbarg

sich aber schnell wieder, wenn das durch irgend eine ferne Bewegung aufgeregte Wasser ihm durch einen wenn auch nur leichten Wellenschlag Kenntniß von irgend einer Gefahr gab. Holothurien, Seesterne mit 6 geraden und linienförmigen Strahlen, die Asterias discoidea, ein anderer Polype mit breiten Armen, wie Schröpfköpfe, eine grüne Seeanemone mit rothen Fühlhörnern, eine andere von lebhaftem Purpurroth, Aplydium ꝛc; bedeckten diesen Theil der Bai. Am Ufer hingen an den Stämmen der durch ihr Alter entwurzelten Bäume große, dünne und sehr schmackhafte Austern. Zahlreiche Bruchstücke von Nautilen (nautilus pompilius) lagen auf dem Sand umher und deuteten an, daß dieser Cephalopod in einer gewissen Tiefe häufig vorkommen müsse. Dazu kamen noch Tutenschnecken, Porcellanschnecken, Kreiselschnecken u. s. w.

Die Vegetation der Insel Lambun erstreckt sich auf den größten Theil der Küste bis in das Meer. Ueberall ist sie von seltener Schönheit. Cykas war hier häufiger zu finden als irgendwo anders. Ihr ganzer Umkreis war mit Guirlanden von Lianen eingefaßt, die von Zweig zu Zweig aufgehängt waren, zwischen denen sich wilde Brodbäume erhoben. Schwarze Fregattenvögel flogen in beträchtlicher Höhe umher, und am Meeresufer zeigte sich häufig ein großer Martinsfischer mit weißem Kopfe (alcedo albicilla). Auf der Westküste neben einem kleinen Süßwasserflusse fanden wir Reste von einem Mahle, das Eingeborne dort eingenommen hatten. Ein Ajoupa, bestehend aus einigen nachlässig über in der Erde steckende Baumzweige geworfenen Kokosbaumblättern, hatte zum Schutz der Küche dieser Neger gedient, welche, wie es scheint, von Zeit zu Zeit diese Seeküste besuchten, um dort Lebensmittel zu holen. Haufen großer Muschelschalen, welche um den Herd, der in der Landessprache pal heißt, herumlagen, zeugten von ihrem Appetit. Daneben bemerkten wir ein Calophyllum inophyllum, dessen Stamm einen ungeheuren Umfang hatte. Dieser Baum lag nämlich auf dem Boden, und aus dem oberen Theile des Stammes liefen ein Dutzend Zweige aus, die alle dicker waren als unsere stärksten und mehrere Klafter im Umfang haltenden Eichen: daraus schließe man auf den Umfang des Hauptstammes. Prächtige Orchidäen, große und frische Farrenwurzeln bedeckten die Rinde, mischten sich unter das lustige und glänzende Grün, das dieser schönen Pflanze eigen ist, und bildeten einen Kontrast mit seinen in Gruppen gestellten weißen Blüthen. Kuhbäume, Inokarpen, Baringtonia's und verschiedene Palmarten sind übrigens die gewöhnlichsten Bäume in diesem Theile von Neuirland. Der südliche Theil der Insel Lambun gleicht seinem nördlichen Theile, der von dem hohen Meere bespült ist, dessen Wellen sich an den Felsen, von denen das Ufer eingefaßt ist, brechen, nicht viel. Die hohe und steile Küste ist zerrissen und unterhöhlt; oft stürzt sich das Meer in die Höhlen, welche sich durch das beständige Anschlagen seiner Wellen gebildet haben; und da diese tiefen Spalten oben bisweilen enge Luftlöcher haben, so geschieht es häufig, daß die von mächtiger Gewalt gegen die Barriere, welche den Stoß aufnimmt, getriebene Welle in Garben aus dem obern Oeffnung hervorsteigt und sich als Regen, den die Winde fortführen, in die Luft zerstreut. Auf diesen unaufhörlich beschädigten Felsen wachsen, gleichsam um die Beschädigungen zu verbergen, Kriechpflanzen und Pflanzenbüschel hervor, und namentlich die herabfallenden und faserigen Zweige der Filaos oder der indischen

Kasuarina. Doch schützt ein Korallengürtel diese Felsen, und scheint gleichsam ein vorgeschobenes Werk zum Schutze der Hauptfestung zu bilden. Es ist kein Einschnitt im Ufer vorhanden, der ein Boot zuließe. Kehren wir zum Hafen Praslin zurück. Die östliche Küste, welche also durch ein breites Klippenplateau eingefaßt ist, das bei der Ebbe trocken liegt, nimmt die ganze Aufmerksamkeit des Naturforschers in Anspruch. Man findet daselbst in großer Anzahl Fische von den Arten, welche man Saxatiles nennen könnte, und die, sämmtlich von zierlicher Gestalt, zu den Geschlechtern Chetodon, Aleuteres, Balistes u. s. w. gehören. Die Asterie mit sechs blauen Streifen, oder Eicinbue der Eingebornen, die großen Seehelme oder Sazanmaks, die Weihkesselmuschel oder Saburkens, und Maroneas, Lepas, Haliotiden kamen am reichlichsten in diesem Seestriche vor. Muränschlangen und Skorpione waren unter den Steinen verborgen; zwei unserer Matrosen, welche durch die Stachel der lezteren verwundet wurden, hatten sehr lange anhaltende Schmerzen. Dieser Punkt der Küste ist der einzige, wo wir wilde Muskatnußbäume (myristica mas de Rumphius) fanden. Turnefortien mit atlasartigen Blättern, in Pothos verschlungene Eugenien; Ketmien mit Pappelblättern; Teck (tectona grandis); brennende Kariota; Ixora; Pomeranzenbäume kamen im Dickicht des Waldes am häufigsten vor. Ueberall fand man sehr starke Gewebe von zwei Spinnenarten (aranea aculeata und spinosa), die durch die Pracht ihrer Farben, Purpur, Azurblau und Weiß, sich auszeichnen. An den Baumstämmen hingen ungeheure, schwammige Nester mit Zellen, die ohne Zweifel von einer Art Thermite oder weißen Ameise erbaut waren. Als die Nacht mit ihrem Schleier die ganze Natur zu bedecken anfing, kamen an stillen und heiteren Abenden Tausende von Leuchtwürmern, welche die Eingebornen kaltote nennen, aus der Tiefe der Wälder hervor, und zeigten sich wie kleine Lichtbüschel, die sich in allen Richtungen kreuzten, und deren Glanz erlosch, um von Neuem zu erglänzen und zu erlöschen.

Eine so große Insel wie Neuirland muß ohne Zweifel einige Arten großer Thiere und einige von denen nähren, die man auf den Molukken und auf Neuguinea findet. Aber die kurzen Aufenthalte der Seefahrer gestatteten ihnen bloß, einige Uferstriche zu durchstreichen, die gewöhnlich arm sind. Wir sehen den Babirussa daselbst nicht, ob wir gleich nicht zweifeln konnten, daß er dort vorhanden sey, denn die Eingebornen bestätigten es uns; überdieß brachten sie uns Zähne von demselben, die an ihrer charakteristischen Form so leicht zu erkennen sind. Die Schweine, welche die Papua's als Hausthiere unter dem Namen Bure aufziehen, gehören zur siamesischen Rasse und schienen uns nicht sehr zahlreich zu seyn. Das gewöhnlichste einheimische Thier ist der weiße Kusku oder Kapune, den die Eingebornen wegen seines zarten Fleisches so hoch schätzen. Eine Fledermaus ist das einzige geflügelte Säugethier, welches wir antrafen; den fliegenden Hund trafen wir nie, obgleich dieses Thier, in allen benachbarten Ländern, häufig vorkommt. Die Hunde, welche pull heißen, gleichen viel den bei den Bewohnern Neuhollands verbreiteten Gattungen.

Die Papuas im Hafen Praslin nennen den Vogel Mani, und dieses Wort hat mit dem polynesischen Worte Manu sehr viel Aehnlichkeit. Es gibt sehr viele und mannigfaltige Arten von Vögeln auf dieser Insel. Das Haushuhn ist das nämliche, wie in unsern Hühnerhöfen, die Bewohner

nennen es **Koq**, ein Name, den sie vielleicht von europäischen Schiffen angenommen haben. **Loris** (psittacus-Lori), scharlachrothe Papageien, große **Lori-Papus** mit rauher Stimme, der grüne Papagei mit glänzenden Federn von den Molukken (psittacus-sinensis), der kleine Lathampapagei wurden auf unsern Jagden häufig getödtet.

Mehrere Gattungen von dem reichen Taubengeschlecht bewohnen die Umgebungen des Hafens **Praslin**; unter ihnen wollen wir nur die **Nikobartaube** (columba nicobaria), die **Pinontaube** (columba pinon), die **Mädchentaube** (columba puella) anführen. Die Pinontaube, welche wir in ihrem Geburtslande beobachteten, hat nicht ganz das schöne Aussehen, welches **Quoy** und **Gaimard** ihr beilegten; denn wir finden in unserem Tagebuch folgende Beschreibung: Kopf und Hals sind eisgrau mit einem leichten rosenrothen Schein; der untere Theil der Flügel und des Rückens sind goldgrün mit einem Garkupferschein; die Schwungfedern sind schwarzgrün; die Füße und eine runde Fleischdrüse, welche über die Hälfte des oberen Schnabels hereinragt, sind lebhaft roth. Das Fleisch dieser Gattung ist schmackhaft. Ein Rabe von weißem Flaum, dessen Gefieder ganz schwarz ist, und der von den Eingebornen **Koko** genannt wird, scheint uns von der Gattung auf Neusüdwales, welche **Vigors** und **Horsfield** wegen ihrer Aehnlichkeit mit der europäischen Krähe corvus coronoides genannt haben, nicht viel verschieden zu seyn. Auf dem Ufer zeigte sich häufig der oceanische Adler (falco oceanica). Zwei Gattungen von dem Geschlechte cucullus bewohnten die Wälder, die eine mit einförmig grünem Gefieder, der andern, die noch keinen Namen hatte, hatten wir den Namen centropus ateralbus gegeben.

Unter den gewöhnlichsten Vögeln wollen wir folgende anführen: drei Arten des Martinsfischers: der alcedo albicilla, dessen Gefieder am Leibe von **Aquamarin**-Farbe, am Kopf und Hals aber ganz weiß ist; der alcedo hispida; der alcyon cinnamominus **Swainson's**, von den Insulanern **Kiu-Kiu** genannt (diese leztere Art ist ungefähr 6 Zoll lang). Der Kopf und der Rücken sind braungrün und die Flügel und der Schwanz allein haben eine Aquamarinfärbung. Ein röthlichfalbes Halsband umgibt den Hals, auch Bauch und Brust haben diese Farbe, nur wird sie lebhafter und ist leicht braun punktirt. Das Aeußere der Flügel ist braun; die Hälfte der untern Kinnlade ist weiß; die **Iris** schwärzlich und die Füße roth; Drongos; Staaren (lamprotorius metallicus), welche in Truppen leben, und deren Iris einen Rubinglanz hat; Schwalben; einen **Suimanga** mit bronzener Brust, genannt **Sik-Sik** (dieser **Suimanga** ist olivengrün; die Brust ausgenommen, welche von dunklem Stahlbraun ist, und den Bauch bis gegen den Schwanz hin, der rein gelb ist); ein Raupenfresser; einige graue Reiter; Fregattenvögel und vier neue Arten von Fliegenfängern, denen wir die Namen der Eingebornen **tenuri**, **kine**, **rukine** und **konice** gelassen haben, so wie einen weiteren, den die Eingebornen **pipilnalume** nennen (muscicapa chrysomela).

Für das Gedeihen der Reptile ist der Hafen **Praslin** besonders günstig. Hitze und Ueberfluß an Wasser sind die Hauptbedingungen ihres Gedeihens; auch sagen Seemänner, die vor uns dort waren, daß es daselbst **Kaimans** gebe; wahrscheinlich ist es die nämliche Krokodilart, welche auf Neuguinea vorkommt; wir haben sie hier nicht gesehen. Dagegen verschafften wir uns einige Eidechsenarten, und namentlich den **Pandang** der

Amboineser, oder den gestreiften Gecko (lacerta vittata), einige Schlangenarten und Schildkröten. Die Eingebornen nennen diese lezteren pules, essen ihr Fleisch gerne und machen aus ihrer Schale Fischangeln.

Fischgattungen gibt es sehr mannigfaltige in der Bai, und alle wetteifern an Glanz mit einander. Doch würde es zuviel Raum erfordern, hier alle aufzuzählen. Jedoch wollen wir nicht mit Stillschweigen übergehen den Haifisch mit schwarzen Floßfedern (squalus melanopterus), der sich auf erstaunliche Weise vermehrt hat, und die springende Meergroppe Commerson's, eine Art amphibischer Fisch, der über die Wellen emporsteigt, die Felsen ersteigt; dort herumschweift, um die kleinen Insekten zu erhaschen, von denen er sich nährt, mit großer Schnelligkeit auf dem sandigen Ufer umherläuft und die Sprünge eines Beutelthiers täuschend nachahmt. Das Sonderbare an den Gewohnheiten dieses Fisches ist, daß er bald in den kleinen Flüssen umherschwimmt, welche sich in den Hafen Praslin ergießen, bald weit in das Meer hineingeht, bald dasselbe verläßt und sich auf die Zweige einiger Seegesträuche sezt. Seine Augen, welche senkrecht auf der Spitze des Kopfes angebracht sind, und seine flachsgraue Farbe machen aus diesem Periophthalmen ein sehr seltsames Wesen.

Von Schalthieren gibt es Seeheuschrecken, verschiedene Krebse, Krabben, Palämonen, Taschenkrebse und einen Schnellfuß, der sich Höhlen in dem Walde gräbt. Die Insekten sind daselbst sehr schön und zahlreich, und reiche und schönfarbige Schmetterlinge gibt es in großer Menge. Unter den Koleopteren wollen wir nennen das Johanniswürmchen mit dem Rosengeruch, ein neues Geschlecht, das sich auf den Blättern aufhält; das Euoma, das die Rinde nicht verläßt, einen goldenen Ochsentödter und einen sehr großen Käfer mit zwei Hörnern. Auch findet man mehrere Fangheuschrecken, die eine fadenförmig und grün, die andere sehr groß, schwarz, mit einem sehr harten und von Stacheln starrenden Brustharnisch. Von diesem Insekte spricht Bougainville, wenn er sagt: „Er ist einen Finger lang, trägt einen Harnisch auf dem Körper, hat sechs Füße, hervorspringende Spitzen an den Seiten und einen sehr langen Schwanz.“ Auch müssen wir aufführen Skorpionen und Skolopender, mehrere sehr große Ameisen und Thermen.

Die am häufigsten vorkommenden Muscheln sind große Tutenschnecken, Seehelme, sehr große Kreiselschnecken, sodann die Elsterschnecke mit der Schlangenhaut, Weihkesselmuscheln, Porzellanschnecken, Eierschnecker, Halliotiden, Murex, Austern, eine mit sich krümmendem Rande, eine andere abgeplattet und dünn, Schüsselmuscheln u. s. w. Im süßen Wasser findet sich eine Gattung vom Faunusgeschlechte, die melania setosa, eine stachelige Halbmondschnecke und die Flußhalbmondschnecke mit rothen Lippen. In Betreff der lezten Gattung können wir ein sehr merkwürdiges Faktum ihrer Organisation nicht mit Stillschweigen übergehen; die größten Individuen fanden sich, anstatt im süßen Wasser zu leben, wohin sie die Gesetze ihrer Oekonomie verweisen, wenigstens während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes auf Neuirland auf großen Entfernungen im Innern der Wälder, mehr als eine halbe Meile von allen Bächen. Dieser merkwürdige Umstand, bei jedem Schritte diese Süßwassermuschel an Baumblättern hängend zu finden, und besonders an Pandanusblättern, schien die bisher bestehenden Vorstellungen umzustoßen, und wir begreifen noch nicht, wie sie die Bäumstämme besteigen und auf leichte Zweige kommen konnte, da ihr

kalkartiges Gehäus ziemlich schwer ist. Daß dieser Molluske fortathmen kann, verdankt er der Vorsicht, in seinem hermetisch verschlossenen Gehäuse einen Wasservorrath aufzubewahren, den er vielleicht jeden Morgen in den Winkeln der Kuhbäume oder einiger andern Pflanzen erneuert, deren zusammengerolltes Blätterwerk alles Wasser aufnimmt, das sich während der Nacht verdichtet hat.

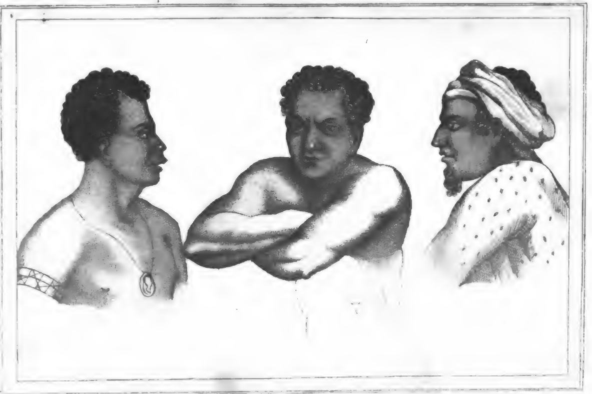
An wenigen Orten konnten wir unsere Sammlungen mit so vielen Zoophyten so stark vermehren, wie hier. Die Holoturien, Seeasseln, Seeanemonen, die Salpa, die Medusen kamen in zahlreichen Gattungen vor. Mitten im Hafen fingen wir bei ruhigem Wetter einen zusammengedrängten Acalephen von pyramidalischer Form, zwei Zoll lang, bestehend aus rautenförmigen Gelenken, die wie Krystall geschnitten waren und sich leicht auseinanderziehen ließen; seinen Mittelpunkt durchzogen Gedärme von einem schönen Roth, in welchem auf gewissen Entfernungen aufgequellene Nervenknoten sichtbar waren. Dieses Thier, das große Aehnlichkeit mit dem hat, das Quoy und Gaimard polytome nennen, wird für uns der Typus des Geschlechts plethosoma seyn. Mit Stillschweigen wollen wir übergehen die zahlreichen Gattungen von Madreporen, Schwämmen, Alcyonium, Röhrwürmer, Musiktubiporen u. s. w.

Die Bewohner der großen Insel Neuirland sind denen der umliegenden Inseln ähnlich und gehören zur großen Papuasfamilie. Diese schwärzlichen Stämme wurden noch von keinem Seemanne beschrieben: darum werden alle Nachrichten, welche wir hier von ihnen geben wollen, für die Wissenschaft neu seyn.

Die Neuirländer scheinen eine schwarze Haut zu haben; aber doch ist es kein eigentliches Schwarz, sondern eine gelbbraune Mischung macht es zu einer dem Ruße ähnlichen Farbe. Ihr Wuchs hat nichts Ausgezeichnetes; er ist nach den Individuen verschieden; gewöhnlich sind sie 5 Fuß und 1 oder 2 Zoll groß. Sie haben einen dicken Bauch. Ihre Glieder haben, ohne so mager und unverhältnißmäßig dünn zu seyn, wie es bei der schwarzen Rasse gewöhnlich ist, doch bei Weitem nicht die regelmäßigen und zierlichen Formen, die den Polynesiern eigenthümlich sind. Ein dichtes wolliges Haar bedeckt den Kopf und fällt in krausen und wie Propfzieher geformten Flechten auf die Schultern herab *). Die Greise lassen ihren Bart lang wachsen und scheinen große Sorgfalt dafür zu tragen; zu diesen hervorspringenden Zügen ihrer äußeren Physiognomie müssen wir noch bemerken, daß sie eine schmale Stirne, eine platte Nase und einen breiten Mund haben, der zwei Reihen von Betel angefressene Zähne sehen läßt. Ihr Gesichtswinkel, den Lesson mehreremale mit einem an Bord gefertigten Instrumente maß, überstieg 65 bis 67 Grade niemals. Die Oeleinreibungen wahrscheinlich geben der Haut junger Leute die Weichheit und das Sammetartige, wodurch sie sich auszeichnet; aber der größere Theil der Bevölkerung leidet am Aussatze, von dem so viele Stämme im Südmeere heimgesucht werden, und in Folge dessen die Oberhaut in schuppenartigen Schalen herabfällt.

Alle Völker der schwarzen Rasse, in welchem Theile der Welt man sie auch beobachten mag, scheinen Nichts von Schamhaftigkeit zu wissen. Eine gänzliche Nacktheit ist für sie der Naturzustand. Sie denken nie,

*) S. Blatt 215.



Organe, die nicht gemacht sind, um zur Schau getragen zu werden, zu verheimlichen. Die Neuirländer nehmen sich die Haare niemals weg, und einige Greise zeichnen sich durch den dichten zottigen Ueberzug ihrer Glieder aus. Die Beschneidung ist ihnen unbekannt.

Die kälteste Würde ist der Ausdruck des Gesichts älterer Männer; ihren ruhigen und heiteren Zügen ist Leidenschaftslosigkeit aufgeprägt, während die Jugend sich hier, wie überall, durch ein stürmisches Wesen und eine leichte Beweglichkeit des Geistes auszeichnet. Studirt man jedoch die Gesichtszüge der Neuirländer, so läßt sich ihr Charakter leicht daraus erkennen, und die falschen und treulosen Blicke einiger kontrastiren seltsam mit dem Mißtrauen und dem Argwohn Einiger und der Gutmüthigkeit und dem Zutrauen Anderer. Heiterkeit und Lustigkeit bemerkt man nur bei Wenigen; ihre beständige Beschäftigung ist, ihren Feinden Fallen zu legen und die der Lezteren zu vermeiden. Sie leben in beständigem Kriegszustande.

Die Neuirländer lassen, entweder weil es Mode ist, oder zur Bezeichnung des Standes, die Haare und den Bart theils wachsen, theils schneiden sie ihn mit Muschelschalen ab. Indeß bemerkten wir, daß die Greise, deren wellenförmiger Bart bis auf die Brust herabfiel, unter ihren Landsleuten eines großen Machteinflusses zu genießen schienen. Alle ohne Unterschied reiben sich den Kopf mit Oel ein und bemalen ihn mit Kalk- oder Ockerstaub. Dieses unreinliche und seltsame Schönheitsmittel gibt diesen Schwarzen ein wildes und furchtbares Aussehen, und noch schlimmer ist es, wenn sie erst eben ihre Toilette gemacht und ihr Gesicht mit den Schminken bedeckt haben, die für sie das Ideal der Schönheit sind. Wir wollen in diesen Gegenstand noch näher eingehen; denn der minder civilisirte Mensch ist ebenso gut, als der, welcher ausschließlich auf diesen Titel Anspruch macht, unter der Herrschaft des ausschweifendsten und lächerlichsten Geschmacks, und könnten wir beim Anblick eines Neuirländers, der mit Oel und rothem Staube beschmiert ist, mitleidig lächeln, wenn wir im Mittelpunkte der Civilisation zerzauste und mit Mehlstaub bedeckte Haare finden? Das Haar der Menschen, die uns beschäftigen, fällt also wie ein Dach auf die Schultern herab, und ist mit Kalk oder Ocker eingepudert; der Bart empfängt diesen Schmuck nicht; man schneidet ihn blos Haar für Haar mit scharfen Muschelschalen auf den Seiten des Gesichtes ab, so daß nur ein sehr dicker Büschel unter dem Kinn bleibt; aber wahrscheinlich ist diese Operation, die Haare abzuschneiden, sehr langwierig und schmerzhaft, denn die meisten Eingebornen, welche unser Schiff besuchten, unterwarfen sich ohne Widerstreben der schmerzhaften Probe, auf welche sie unsere Matrosen stellten, die sich das boshafte Vergnügen machten, sie mit alten Messern zu rasiren. Indeß beschränkt sich die Toilette der Neuirländer nicht auf diese allgemeinen Geschäfte; es gibt noch andere, womit sie ihre Mußestunden ausfüllen, und auf welche sie gerne lange Zeit verwenden. Zuerst müssen wir anführen ihre Gewohnheit, die Wangen, die Stirne, die Nasenspitze, das Kinn und selbst die Schultern, die Brust oder den Bauch mit in Kokoöl erweichtem Ocker sich zu bemalen. Auf diese Schminke von blutrother Farbe machen sie unter gewissen Umständen auch noch weiße Streifen mit Korallenkalk. Die Tättowirung ist ihnen unbekannt; wir sahen nur bei einigen Individuen leichte und kaum bemerkbare Linien. Aber sie durchbohren sich die Nasenwand und selbst die Nasenflügel, um seltsame Zierrathen von sehr abwechselnder Form, die ihrer von Natur

widerlichen und häßlichen Gesichtsform ein noch scheußlicheres und wilderes Aussehen geben, hineinzuhängen. Ein dünner Knochen oder ein hölzernes Stäbchen geht quer durch die Nasenwand; in die Nasenflügel steckt man Thierzähne oder Federnbüschel und sogar Rosenkränze von Phalangenzähnen. Ebendahin steckten sie auch die Nadeln, Stecknadeln und Angeln, welche sie an Bord der Korvette empfingen, und diese stechenden Werkzeuge glichen spanischen Reitern zum Schutz ihres schwarzen Gesichts. Die Ohrläppchen werden eben so durchlöchert, daß man Lederrollen hineinstecken könnte; an diesen Ort steckten sie wie die Karoliner, die Messer, Meißel und andere eiserne Werkzeuge, welche sie von den Matrosen erhielten.

Da die Neuirländer nur der Herrschaft physischer Bedürfnisse unterworfen sind, so haben ihre Sinne eine Vollkommenheit, wie man sie bei allen im nämlichen Zustande lebenden Menschen findet. All ihre Gedanken sind jeden Tag und jede Stunde nur auf die Mittel gerichtet, den Hunger des Augenblicks zu befriedigen, sich gegen die Angriffe wilder Thiere zu schützen, oder sich gegen die Ungunst der Witterung zu decken, daher die Vollkommenheit ihres Gesichts, Gehörs und Geruchs; daher ihr richtiger Blick, wenn sie einen Fisch im Schwimmen mit der Harpune treffen wollen; diese Gewohnheit, den kleinsten, im dichtesten Gebüsch verborgenen Vogel zu entdecken, diese Behendigkeit, womit sie den steilsten Abhang erklettern. Die Schwarzen im Hafen Praslin stehen überdieß keinem andern Volke in Erbauung und Leitung einer Pirogue, im Werfen einer langen Sagaie von hartem Holz oder im Schleudern von Steinen nach.

Unter den Eingebornen, welche sich während unseres Aufenthaltes auf eine Zeit lang am Ufer des Hafens Praslin niederließen, bemerkten wir eine Menge Greise, und Alles berechtigt uns zu der Annahme, daß das Leben, frei von jenen ungezügelten Wünschen, welche seine Dauer abkürzen, unter diesem Himmel ein fernes Ziel erreichen würde, wenn nicht der Krieg mit seinen Verheerungen zuweilen seine Monotonie stören würde. Der Mensch ist von Natur zur Vernichtung geneigt, und der Krieg liegt so ganz in seinem Wesen, daß man wohl bemerkt, daß der Haß nie lebhafter und erbitterter ist, als zwischen zwei Stämmen vom nämlichen Ursprunge. So unterscheiden sich die Neuirländer nicht von den Bewohnern von Neubritannien, denn beide Stämme stammen von Einer Familie ab; und doch ist der Haß, der zwischen ihnen besteht, so groß, daß der Name Birare (der Name der Eingebornen für Neubritannien) genügt, um sie zum heftigsten Zorn und zu Ausstoßung von Verwünschungen zu reizen, welche der Heftigkeit der Bewegungen, von denen sie begleitet sind, nach zu urtheilen, sehr giftig seyn müssen. Wir sind auch zu der Annahme versucht, daß die Neuirländer Menschenfresser sind; doch haben wir nur Vermuthungen hierüber; dieser gräßliche Hang, das Resultat einer ungezügelten Rache und durch den barbarischsten Aberglauben in ein religiöses Dogma verwandelt, ist übrigens bei mehreren Völkern Oceaniens weiter verbreitet als man denkt. Die Waffen der Eingebornen sind gewöhnlich mit Menschen- und besonders mit Schulterknochen geschmückt. So scheußliche Trophäen brachten uns auf den Gedanken, diese Leute, zu roh, um ihre Gefangenen zu beschützen, machen sie vielmehr nieder und theilen sich in ihre Knochen, um so auch nach ihrem Tode die Rache, welche sie gegen sie fühlten, fortdauern zu lassen. Wir wandten alle nur mögliche Vorsicht an, um unsere Zweifel über diesen traurigen Umstand zu heben, und

mehrere Eingeborne bestättigten unsern Verdacht und schilderten uns mit den ausdrucksvollsten Gebärden das Vergnügen, die noch zuckenden Glieder zu verschlingen, während Andere dagegen, unruhig und betroffen über diese Frage, nicht darauf antworteten, Furcht zeigten und eilig das Schiff verließen.

Unter den Eingebornen, welche wir häufig besuchten und mit denen wir in gutem Einverständniß lebten, sagt Lesson, fanden wir keine Ungestaltete. Ihre Formen waren, ohne angenehm zu seyn, doch nicht so mager, wie bei mehreren schwarzen Rassen; ihre Glieder waren behend und gewandt. Nur einem Greisen waren die Beine durch einen Keulenschlag zerbrochen worden; die Knochen hatten sich zwar wieder fest verbunden, waren aber aus der Form gebracht worden. Wir bemerkten unter ihnen keine Spuren von Elephantiasis oder jene Wasserfleischbrüche, die auf Taïti so gewöhnlich sind. Dagegen entstellen Aussatz und Narben die Haut, und diese leztern beweisen, daß sie häufig Krieg mit andern Stämmen führen. Es wäre interessant gewesen, ihre chirurgischen und medicinischen Kenntnisse, wie roh sie auch seyn mochten, zu erforschen; aber sie konnten sich nie bis zum Verständniß unserer Fragen erheben; sie nannten blos die Wunden Alot und den Aussatz Eimnimole, ohne daß wir weiter hieraus vermuthen konnten, ob sie sich gegen den leztern durch vorbeugende Mittel zu schützen oder ihn mit irgend einem Mittel zu heilen suchen. Der Aussatz befällt auf Neuirland Personen von jedem Alter, verursacht eine abscheuliche Abschuppung der Haut, und die daran Leidenden werden von einem beständigen Jucken gequält.

Die Menschen, welcher Art sie auch seyn mögen, können nur nach ihrem häuslichen Leben beurtheilt werden. Erst aus ihrem Benehmen gegen ihre Familie und aus ihren häuslichen Gewohnheiten kann man sie kennen lernen. Unglücklicherweise wissen wir durchaus kaum Etwas über die Bande, welche die Neuirländer an ihre Gattinnen und Kinder fesseln, und was wir wissen, beschränkt sich auf oberflächliche Bemerkungen, die Blosseville auf einer kühnen Reise nach dem Dorfe Lenkiliki machte, dem Wohnorte der Eingebornen, welche während unseres Aufenthaltes im Hafen Praslin ihr Lager auf dem Ufer aufgeschlagen hatten.

Seine Aufmerksamkeit wurde vornehmlich durch eine groteske Person gefesselt, die im Augenblicke seiner Ankunft auf dem Ufer zu tanzen anfing (der Tänzer oder der Tanz heißt lukluk). Seine lächerliche Kleidung bestand aus einem ungeheuren Gürtel von Kuhbaumblättern von 9 Fuß im Umfang, der an der Brust seinen Anfang nahm und bis mitten auf die Schenkel herabfiel; oben erhob sich ein vierwinkliger pyramidenförmiger Aufsatz; hinten war er mit Blättern bedeckt und vornen mit einem schwarzen Netze, das mit weißen Figuren geschmückt war. Der Kopf des Wilden war unter dieser Vermummung verborgen; den einen Arm, der mit einer Sagaie bewaffnet war, streckte er mitten aus den Blättern hervor. Zu diesem Tänzer kam noch ein zweiter; sie kamen zu Blosseville heran, und er konnte sie mit Muße betrachten und abzeichnen. Schalten wir hier eine Stelle dieses Reisenden ein:

„Die Häuptlinge führten uns zuerst in das Haus der Götzen, das ungefähr 100 Fuß hoch über dem Meere erbaut ist; es ist ein Gebäude, das 36 Fuß lang, 18 Fuß hoch und 11 Fuß breit ist. Diese Art von Pagode, die an einem Ende offen ist, wird durch einen Bretterboden, auf

welchem die Götzen stehen, in zwei Theile getheilt; die Hauptstatue, welche am Eingang steht, ist eine menschliche Figur, drei Fuß hoch, grob ausgehauen, weiß schwarz und roth bemalt, mit einem ungeheuren männlichen Gliede; zu ihrer Rechten ist ein großer Fisch und zur Linken eine unförmliche Gestalt, die man etwa für einen Hund halten könnte. Auf jeder Seite stehen 5 andere Götzen, welche Menschenhäupter von einem Fuß Höhe darstellen, deren Züge sich kaum unterscheiden lassen. Im Hintergrund sieht man eine vierzehnte Figur von größerem Umfang; sie ist roth bemalt und ihre Augen sind von Perlmutterstücken; daneben ist eine künstlich geschnittene Holzzierrath angebracht; die Eingebornen nennen sie Prapraghan und bezeigen ihr große Ehrfurcht. Es ist indeß nur eine Zierrath, welche sie am Vordertheil ihrer Piroguen anbringen. Dieses kostbare Stück ist verschleiert. In den unteren Theil steigt man durch zwei große Oeffnungen hinab; ich folgte dem Häuptlinge, sah aber nichts Bemerkenswerthes; zwei Tamtam und einige Früchte sind im Innern des Hauses aufgehängt. Diese hölzernen Götzen empfangen Opfergaben, und es wurde im Namen des großen Götzen ein Messer von mir gefordert. Ich wollte es natürlich nicht verweigern und gab noch überdieß eine Medaille dazu, welche ich dem großen Götzen um den Hals hängen ließ. Ich hoffe, daß man dieses Weihegeschenk noch in vielen Jahren dort wird sehen können. Umsonst suchte ich Näheres über die Religion dieser Insulaner zu erfahren; wir wissen nicht, wie groß ihr Aberglaube ist, und ob sie Menschen opfern. Ich sah keine menschlichen Gebeine, welche mich zu einer solchen Vermuthung berechtigt hätten. Alle Götzen führen ohne Unterschied den Namen Bakui.

„Umringt von Männern und Kindern, welche bei unserer Annäherung entflohen, hatten wir noch keine Weiber, sogar noch keine kleine Mädchen gesehen. Ich fing nun an zu ahnen, warum man uns hatte warten lassen, als wir auf dem Isthmus gelandet waren, und um mich davon zu überzeugen, ging ich auf die Hütten los. Man hielt uns nicht auf; die Häuptlinge folgten uns überall hin; aber vergeblich suchten wir durch die Bretter zu sehen, welche als Thüren dienten; sie waren zu gut gefügt, und es drang nicht das mindeste Licht in das Innere."

Kehren wir zu Lesson zurück.

Die erste Kunst, nach welcher man bei allen Völkern sehen muß, auf welcher Stufe der Civilisation sie auch stehen mögen, ist die Kochkunst. Roh Alles verschlingen, ist ohne Zweifel das erste Bedürfniß des Lebens; die Nahrungsmittel aber gewissen Zubereitungen unterwerfen, zeugt von einer Verfeinerung, welche nur die Folge von Wohlstand und vom Besitze eines fruchtbaren Bodens seyn kann; in dieser Hinsicht schienen uns die Neuirländer keine große Fortschritte gemacht zu haben, und das Feuer ist ihnen ein Universalhülfsmittel, indem sie entweder ihre Nahrungsmittel auf Kohlen rösten, oder den Sand des Flusses, auf dem sie die Nacht über schlafen wollen, damit erhitzen, oder endlich damit die Insekten verjagen und sich gegen ihre Bisse schützen. Um Feuer zu bekommen, nehmen sie zwei Stücke Holz und reiben sie stark an einander; die kleinen Funken, welche daraus hervorsprühen, lassen sie in trockenes Stroh fallen. Durch diese einfache Vorrichtung können sie, wo sie sich auch befinden mögen, ihr Mahl zubereiten und große Feuer sogleich anzünden, um ihre durch heftige Platzregen durchnäßten Glieder zu trocknen. Sie fürchten die in den

Wäldern herrschende große Feuchtigkeit, und wenn sie auf irgend einem Punkte des Ufers ihr Lager aufschlagen wollen, so wählen sie beständig eine nackte und sandige Stelle, setzen sich in die Runde und unterhalten das Feuer in der Mitte sorgfältig; überdieß legen sie neben jedes Individuum Massen glühender Kohlen, welche sie während des Schlafes erwärmen und gegen die Kühle der Nacht schützen sollen. Auf dem erwärmten Sande liegend, scheinen sie das größte Vergnügen daran zu haben, sich nach allen Seiten zu strecken, damit sie von der Hitze, die ihnen die verschiedenen von ihnen zubereiteten Herde zusenden, nichts verlieren. Es kam häufig vor, daß wir sie mitten in der Nacht besuchten; wir fanden aber nie, daß der ganze Stamm geschlafen hätte. Um Ueberfälle zu verhüten, stellen sie rings um das Lager Wachposten aus, welche beim geringsten Anschein von Gefahr Lärm machen und auch das Geschäft haben, die Feuer zu unterhalten.

Die Neuirländer essen zu jeder Tageszeit; was für ein Thier ihnen auch in die Hände fallen mag, es wird sogleich auf glühende Kohlen geworfen, geröstet und verzehrt. Nie geben sie sich die Mühe, ein vierfüßiges Thier abzuziehen, oder einen Vogel zu rupfen; sie essen sogar die Eingeweide. Vor den ekelhaftesten Insekten und den scheußlichsten Reptilen haben sie keinen Abscheu, und wir sahen sie oft große Eidechsen essen, welche kaum geröstet waren. Wenn die Einwohner ihre Dörfer verlassen, so nehmen sie keine Vorräthe mit sich; um Lebensmittel auf ihren Reisen zu finden, setzen sie ihr Vertrauen auf die Klippen, welche ihnen die Ebbe entdeckt; dort fangen sie leicht jeden Fisch, den sie nur wünschen, und zu diesem Hauptnahrungsmittel thun sie noch eine Menge großer Muscheln, besonders Polypen und Weihkesselmuscheln, endlich Seeschildkröten, Krabben, welche Kukiavaß genannt werden, und sehr große Seeheuschrecken. Während Einige so die großen Klippenbänke, welche die ganze Küste umgeben, durchsuchen, gehen Andere in das Innere der Wälder und sammeln daselbst vielerlei vegetabilische Erzeugnisse, die eine reiche und freigebige Natur dort verschwenderisch ausgestreut hat. Unter den Früchten, welche während unseres Aufenthaltes gesucht wurden, weil sie gerade reif waren, wollen wir die Kastanie des Inokarpus anführen, deren Geschmack mit den europäischen Kastanien sehr viel Aehnlichkeit hat; diese Frucht, welche Laba heißt, ist so häufig, daß der Boden überall damit wie besäet ist; die Papuas essen sie geröstet, so wie auch die Aepfel des falschen Palmbaumes, Cykas genannt. Oft haben uns der Ueberfluß an Lebensmitteln und die große Quantität, welche die Eingebornen zu sich nahmen, in Erstaunen gesezt. Wir haben nie einem ihrer Male beigewohnt, ohne daß wir eine Masse Fleisch, Molusken oder Fische hätten verschwinden sehen; ihr Leibessen ist, die lezteren roh zu essen. Bisweilen graben sie sich zum Kochen ihrer Nahrungsmittel ein sehr tiefes Loch in den Sand, legen es mit frischen Blättern aus und thun das Fleisch unter glühende Steine hinein. Ihre thierische Nahrung ist nicht sehr mannigfaltig; Schweine ziehen sie nur wenig auf, und von wilden Vierfüßlern essen sie wahrscheinlich blos Kuskus. Diese verlieren den widrigen Geruch, an dem man ihre Nähe, lange bevor man sie sieht, erkennt, durch das Kochen nicht; indeß kann das Fleisch durch seine Weiße und sein gutes Aussehen wohl den Appetit reizen; aber umsonst versuchten wir es mehrere Male, davon zu kosten; der Geruch, den es niemals verliert, empört auch den kräftigsten und

hungrigsten Magen. Einige Eingeborne gaben uns zu verstehen, daß sie auch Hunde gerne essen; dieser Geschmack ist in allen Gegenden Oceaniens allgemein verbreitet. Der Caraïbenkohl, eine Pflanze aus der Arrïdenfamilie, die wegen ihrer nährenden Eigenschaften so schätzbar ist, wächst an allen sumpfigen Stellen und wird auf Neuirland, so wie auf den Gesellschaftsinseln sehr geschätzt. Auffallend war es uns aber, daß auf dieser großen, so nahe am Aequator gelegenen Insel so wenig Kokosbäume auf dem Ufer wachsen. Aus der geringen Anzahl der Kokosnüsse, welche uns diese Stämme als Tauschgegenstand brachten, und aus dem Werthe, den sie darauf legten, mußten wir schließen, daß diese Frucht gerade wegen ihrer Seltenheit so kostbar sey. Es gibt nicht einen einzigen Kokosbaum in der Nähe des Hafens Praslin, und alle Nüsse, welche die Eingebornen uns brachten, waren trocken. Die ganze Kokosnuß nennen sie lamass, die holzige Schale larime, und die Milch kauru. Wenn ihnen die Kokosnüsse fehlen, so haben sie dagegen im Ueberfluß Unis (Bananen), Nios (Yamswurzeln), Tos (Zuckerrohr) und Bereos oder wilde Brodfrüchte. Ihr Getränk ist wahrscheinlich blos frisches Wasser. Ruhe und Unthätigkeit scheint für die Neuirländer einer der höchsten Genüsse zu seyn. Wir besuchten sie zu allen Stunden des Tages und der Nacht; wir brachten ganze Tage unter ihnen liegend hin, in der Absicht, ihre auffallendsten Gewohnheiten zu studiren, und beinahe immer sahen wir sie mit dem größten Vergnügen diese thierische Ruhe genießen. Hundertmal fanden wir die Greise nachlässig neben einem halberloschenen Herde ausgestreckt, ganze Stunden lang mit über einander gelegten Beinen und auf die Brust gekreuzten Armen ganz regungslos liegen, aber mit der lebhaftesten Neugier alle unsere Bewegungen und Handlungen beobachten. Sie lieben den Betel leidenschaftlich. Dieses Speichelfluß erzeugende Mittel schwärzt die Glasur der Zähne, frißt sie an, und gibt der Haut im Innern des Mundes eine blutrothe Farbe. Dieser bei den Polynesiern gänzlich unbekannte Gebrauch kann nur durch die Malayen zu ihnen gekommen seyn und zwar zu einer Zeit, wo ihre Schifffahrt sich wahrscheinlich bis in die Meere dieses Theils von Oceanien erstreckte. Was Peron über den Nutzen dieses Arzneimittels sagt, ist nichts weniger als genau, und ohne Zweifel ist die Einführung dieses Gebrauchs unter so vielen Völkern nichts weiter als Sache der Mode. Betel ist ein Gemisch von sehr scharfen Substanzen, die durch ihre Zusammensetzung gemildert werden und ein leicht berauschendes Mittel geben, das wir in der That sehr angenehm fanden. Der Grundstoff dabei ist der Kalk, den man durch die Kalcination der Madreporen erhält, und den die Eingebornen in eine Frucht mit rother Oberhaut einschließen, die sie Kamban nennen, und deren Oberfläche oft mit vielen Zeichnungen verziert ist. Diese Frucht, von der Größe einer Coloquinte, wächst an einer Kriechpflanze, welche von de la Bilardière melodinus scandeus genannt wird. In einem andern kleinen Gefäße bewahren sie Arekanüsse und Pfefferstrauchblätter auf und bestreuen sie mit Kalk, ehe sie sich derselben bedienen. Die Arekanuß nennen sie Bual, und die grüne Frucht oder das Pfefferstrauchblatt Pogne.

Während unseres Aufenthaltes in der schönen Praslinbai sahen wir, erzählt Lesson weiter, 50 Krieger auf einmal, welche Greisen, die als Auszeichnung ihre Haare so lang trugen als den Bart, zu gehorchen schienen. Sie verbargen uns ihre Weiber sorgfältig; dieß scheint ein Beweis zu

seyn, daß sich mit ihren heidnischen Ideen einige muselmännische Traditionen vermischt haben, die sie aus ihrem Verkehr mit den Malaien geschöpft haben könnten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie das Vorrecht hätten, mehrere Gattinnen zu haben; auch bewies ihre Unterhaltung, daß sie die Besorgnisse der Eifersucht so weit als möglich trieben. Der Verkehr, den wir mit den Neuirländern während unseres kurzen Aufenthalts im Hafen Praslin gehabt hatten, war durchaus freundschaftlich gewesen. Indeß hatten wir uns über manche Entwendung zu beklagen, denn, ob sie gleich Nichts mit offener Gewalt entwendeten, so versäumten sie doch kein Mittel, sich Das zuzueignen, was in ihre gewandten Hände fiel. Wir konnten leicht bemerken, daß unsere Feuerwaffen sie zu dieser ihnen sonst nicht eigenen Vorsicht bewogen, denn sie fürchteten die Gewalt dieser Waffen außerordentlich und hörten ihre Entladung nie, sogar mitten in den Wäldern, ohne zu zittern. Mit lebhafter Dankbarkeit nahmen sie eiserne Werkzeuge und Stücke von eisernen Faßreifen an, aus welchen sie Meißel verfertigten. Dieses Metall war, unter welcher Form es auch seyn mochte, kostbarer für sie als Gold. Jedoch hatten wir bei keiner Gelegenheit unser Vertrauen auf die Neuirländer zu bedauern. Sie benahmen sich artig gegen uns in den Wäldern, wo wir uns oft ohne Waffen ihnen anvertrauten, da sie doch, indem sie uns auf unsern Entdeckungsreisen als Führer dienten, uns so leicht hätten berauben können. Wir nahmen ohne Umstände an ihrem Mahle Theil; oft nahmen wir Mapefrüchte oder Mollusken, um unsern Hunger zu stillen, ohne daß sie mißvergnügt darüber wurden; vielleicht läßt sich ihr ordentliches Benehmen auch daraus erklären, daß wir sie immer gewissenhaft belohnten. Indeß müssen wir bemerken, daß wir es nicht für klug halten würden, unter allen Umständen sich nur auf sie zu verlassen, denn oft glaubten wir zu bemerken, daß nur der Anblick unseres Kriegsschiffes ihnen imponirte und am besten dazu diente, ihre heftigen Leidenschaften im Zaume zu halten.

Die Bewohner von Neuirland und den benachbarten Inseln scheinen in zerstreute Stämme vertheilt zu seyn. Sie gehören offenbar zu der Papuasrasse, sind aber von einem niedrigern Typus, als die, welche zunächst am Aequator, auf Neuguinea oder der großen Insel Beguiu wohnen. Käme das wohl von der großen Feuchtigkeit her, welche einen großen Theil des Jahres hindurch auf der Insel herrscht? Sie übt großen Einfluß auf den knochigen Theil des Kopfes, wie Doktor Gall an sehr vielen Schädeln bemerklich gemacht, welche die Gelehrten auf der Coquille von Beguiu herbrachten. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesen Insulanern und den Bewohnern der Vitiinseln in Absicht auf Entwicklung und Ebenmaß der Formen, ob sie gleich wahrscheinlich der nämlichen Rasse angehören.

„Die Kokos-Insel," sagt d'Urville, „führt ihren Namen ganz mit Unrecht; es gibt darauf keinen Kokosbaum, keine Frucht, nichts Eßbares. Selbst der Fischfang lohnt schlecht und ist beschwerlich, da der Korallengrund die Netze zerreißt. Auf dem ganzen Küstenstrich des Hafens Carteret erhebt sich eine Mauer steiler Felsen, welche den Zugang zum Ufer unmöglich macht. Nur mit Mühe kann man bis auf eine halbe Meile weit ins Land eindringen. Auf der Seite des Wasserplatzes dem Fluß entlang wäre die Kokosinsel zugänglicher, aber sie ernährt kein Wildbret."

Die Küste von Neuirland bietet in ihrer ganzen Ausdehnung einen einförmigen Anblick dar, nämlich eine hohe und lange, mit undurchdringlichen

Wäldern bedeckte Kette. Neubritannien, das auf 7 oder 8 Meilen Entfernung sich zeigt, hat einen abwechselnderen, fruchtbareren und volkreicheren Boden, was sich aus dem Rauche schließen läßt, der sich daraus erhob.

Als Guilbert auf der Insel herumstreifte, sah er an einer wilden Stelle mitten unter den Felsen einen Caiman mit Augen, die mit der Stirne gleich standen, und mit schildartiger Haut, der sich, als er ihn gewahr wurde, sogleich ins Meer davon machte. Wahrscheinlich war es der crocodilus biporcatus.

Salomon-Inseln.

Alvaro Mindana de Neyra, ein spanischer Seemann, der auf die Entdeckung des Südlandes ausgeschickt worden war, führte die erste große Entdeckungsreise aus, nachdem Papuasien oder Neuguinea von Saavedra gefunden worden war und Hernanda Gallege, der zuerst der erste Pilote Mindana's gewesen war und dem mehrere Geographen dessen Entdeckung zuschreiben, nach einigen Geographen ein Südland erreicht hatte, das uns wenigstens zweifelhaft zu seyn scheint. Von den Küsten Peru's ausgegangen, entdeckte Mindana im Jahr 1568 einen Archipel, den er Salomon-Inseln nannte; er sezte sie zwischen 5° und 9° südlicher Breite, aber seine Längenbeobachtungen waren so ungenau, daß weder er noch ein anderer Seemann diese Inseln wieder finden konnte. Er befand sich damals nach seiner Schätzung ungefähr 1400 Seemeilen von Lima entfernt; aber entweder auf Befehl oder aus Irrthum oder Unwissenheit sezten die spanischen Schriftsteller diese Inseln bald 800 bald 1500 Meilen westlich von Peru.

Mindana gab den Namen Isabella der größten Insel, welche sich von Südost nach Nordwest erstreckt; eine lange südlich von Isabella gelegene Insel erhielt den Namen Guadalcanar; eine Insel mit einem Vulkan wurde Sesarga genannt, und das südlichste Land, das man fand, Christoval. In Figueroa's Werk lesen wir, daß diese Inseln von Schwarzen bewohnt werden, welche mit Bogen und Lanzen bewaffnet seyen, sich die Haare roth färben und sehr gerne Menschenfleisch essen. Bei seiner Rückkehr nach Lima rühmte Mindana täglich die Schönheit dieses Landes und seinen Ueberfluß an Gold. Der Name Salomon, den er ihm gab, deutete dem König von Spanien ein neues Ophir an. Aber bis auf diesen Tag deutet auf den Inseln, die er entdeckte, Nichts auf einen goldhaltigen Boden. Mindana scheint sein Land, seinen Fürsten und die ganze Welt getäuscht zu haben; geschah es aber, um eine Fabel zu machen und sich auf Kosten des menschlichen Geschlechtes zu belustigen? Dieß ist nicht glaublich. Irgend ein weitschichtiger und tiefgehender Plan leitete wahrscheinlich den großen Seemann. Hatte er nicht vielmehr mit der Lockspeise des Goldes seine Regierung dahin bringen wollen, eine bedeutende Niederlassung im Südmeere zu gründen, um der Gefahr vorzubeugen, welche aus einer europäischen Niederlassung in diesem Theile der Welt für das spanische Amerika hätte erwachsen können? Mindana wurde zum Admiral der Salomo-Inseln ernannt, und dehnte auf einer zweiten Reise seine Entdeckungen noch weiter aus: er fand die Nukahiva-Inseln (Marquezes de Mendoça)

die Inselgruppe Polynesiens, welche am nächsten beim südlichen Amerika liegt, konnte aber den Salomon-Archipel nicht wieder finden, entdeckte dagegen den Santa-cruz-Archipel und einige andere, von denen wir bald sprechen werden. Er kehrte zum dritten Male auf die Salomon-Inseln zurück, um daselbst eine Kolonie zu gründen; aber er fand den Tod auf Santa-cruz, einer Niederlassung, die mit ihm unterging. Seine Wittwe führte die Trümmer seiner Kolonie auf die Philippinen zurück.

Die Lage dieser Inseln war der Gegenstand eines langen Streites. Indeß scheint sie uns jezt erwiesen zu seyn. Es sind die von Carteret, Surville, Bougainville und Shortland besuchten Inseln, denen man nach dem Tode ihres Entdeckers die Namen Neugeorgien und Arsaciden-Länder gab.

Fassen wir die isolirten, von diesen geschickten Seemännern gesammelten Notizen zusammen, so finden wir, daß der Salomons-Archipel sich von Nordwest nach Südost auf 200 Meilen weit erstreckt, eine mittlere Breite von 40 Meilen hat und daß er zehn große, hohe und bevölkerte Inseln und eine große Menge anderer minder großer enthält.

Carteret-Inseln.

Wir werden die Carteret-Inseln in den Salomons-Archipel sehen und mit ihnen unsere Beschreibung desselben beginnen, indem wir von Norden nach Süden vorrücken. Carteret entdeckte sie im Jahr 1767; er nannte sie Neun-Inseln. Maurelle hielt sie für die Utong-Java-Inseln Tasmans; sie wurden wiedergesehen im Jahr 1788 von Shortland und im Jahr 1791 von Hunter. Diese Inseln sind gut bewaldet und reich an Kokosnüssen, besonders die größere. Das Meer liefert reichlich Tripang, eine Art Holothurie. Ein Korallenriff umgibt diese Inseln, wie wir von einem Buguikapitän erfahren haben, und daraus hauptsächlich vermuthen wir, daß die Massacre-Inseln, welche Morrell entdeckt zu haben glaubt, nichts anderes sind, als eben diese Carteret-Inseln. Die acht kleinen Inseln dieser Gruppe sind niedrig, doch gut bewaldet und stark bevölkert wie die große. Die Eingebornen sind Schwarze mit krausen Haaren, muthig, unerschrocken, hinterlistig, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet; sie haben viele große mit Segeln versehene Piroguen. Südliche Breite 4° 42′, östliche Länge 153° 10′ (Mitte).

Massacre-Inseln.

Seit der Herausgabe der Reise des amerikanischen Kapitäns Benjamin Morrell war in der gelehrten Welt öfter die Rede von den Inseln, die er entdeckt zu haben vorgibt. Da sich aber in seinem Berichte häufig ungenaue Bestimmungen der Lage finden, da er das Gepräge von Uebertreibung trägt, und da er seiner muthigen Gefährtin die litterarische Redaktion anvertraut hat, so wollen wir es nicht wagen, eine so verwickelte Frage zu entscheiden; aber wir glauben, daß die Massacre-Inseln keine andern sind als die Carteret-Inseln. Wenn Geographen und Seefahrer die Beschreibung davon und die übrigens sehr interessanten Abenteuer Morrells, die wir im Auszuge geben wollen, gelesen haben werden, so werden sie unserer Meinung vielleicht beitreten.

Expedition und Abenteuer Benjamin Morrells.

Morrell legte an Bord des hübschen amerikanischen Schooners Antarctic am 24. Mai 1830 bei diesen Inseln an. Die Wache auf der Bramsteege entdeckte Land und Riffe zugleich; man lenkte sogleich nach Süden um, und um 3 Uhr Morgens wendete man das Schiff, um das Land zu finden. Um 6 Uhr befand sich das Schiff ganz nahe an einer Gruppe kleiner und niedriger Inseln, welche auf allen Seiten von einem Korallenriff umgeben zu seyn schienen, mit Ausnahme zweier schmalen Oeffnungen, wovon die breiteste höchstens 100 Ruthen breit war und 5 Faden Tiefe hatte. Man näherte sich der Durchfahrt, welche weiter östlich auf der südlichen Seite der Gruppe liegt; und um 8 Uhr sezte man die gut bewaffneten Boote aus, um die Küste zu untersuchen. Zwei Stunden nachher kamen sie mit der erfreulichen Versicherung zurück, daß der Felsen mit Tripangs*) erster und zweiter Qualität eigentlich wie bedeckt sey; sie brachten zur Probe einige Muster mit. Die Durchfahrt, welche in die Lagune führte, wurde sogleich untersucht; sie war sicher und leicht zu befahren; Morrell beschloß, sich dahin zu begeben, und wenn es möglich wäre, seine Landung dort zu machen. Der Entschluß wurde sogleich ausgeführt, und Dienstags den 25. Mai befand sich um 3 Uhr Nachmittags der Antarctic eine Meile von einer kleinen Insel nordöstlich von der Gruppe bei 15 Faden Tiefe und auf einem Korallengrund vor Anker. Man war von allen Seiten geschüzt und in einem ganz ruhigen Wasser. Der Ankerplatz lag nach Morrell unter 4° 50′ 30″ südlicher Breite und 156° 10′ 30″ östlicher Länge, welche Angabe offenbar ungenau ist. Sobald der Antarctic vor Anker lag, sammelten sich sogleich die Eingebornen, welche beinahe so schwarz waren als die Afrikaner, um das Schiff herum, hielten sich aber in ihren leichten Kanots in ehrerbietiger Entfernung mit allen gewöhnlichen Zeichen der Neugierde des Erstaunens und der Furcht. Sie näherten sich dem Schiffe bis auf ungefähr 100 Ruthen, und dort stüzten sie sich auf ihre Piroguen, wie wenn der Schrecken sie hinderte, weiter herzukommen. Der Kapitän Morrell ließ nun an Bord seine weiße Fahne als Freundschaftszeichen entfalten und im Sonnenschein einige Halsbänder von Glasperlen und andere Gegenstände glänzen. Dieß bewog sie endlich, sich näher an das Schiff zu wagen; auch hier blieben sie noch stumm vor Erstaunen und untersuchten seine Bauart und sein Takelwerk. Lange aber konnte man sie nicht dahin bringen, auf das Verdeck zu kommen.

„Unter den Eingebornen, sagt Kapitän Morrell, fiel mir ein Individuum auf, das ich bald für einen Häuptling erkannte und den ich aus Mangel an einem passenden Namen Nero nennen werde. Sein Kopf, sein Hals und seine Brust, schwarz wie Ebenholz, waren mit Muschelschalen und Blumenguirlanden glänzend oder vielmehr seltsam verziert; seine Arme und seine Beine waren mit Ringen oder Bändern von der schönsten Schildkrötenschale beladen. Nach vielen Bemühungen gelang es mir endlich, ihn zu bewegen, mit einigen Personen seines Gefolges sich an Bord zu wagen; doch geschah es nicht ohne große Schwierigkeiten und

*) Die Seeholothurie ist eine Art Mollußke, woraus man einen Teig macht, der in gewissen Ländern sehr gesucht ist. Cuvier nennt sie gasteropeda pulmonifen. Die chinesischen Gastronomen gebrauchen sie als eine stärkende und sogar den Geschlechtstrieb reizende Speise. Sie thun Gewürze, Ochsenfleisch und Geflügel dazu, ohne welche sie zu fet und zu fad wäre.

langes Zaudern von ihrer Seite. Aber wer vermöchte ihr Erstaunen zu beschreiben, als sie sich an Bord befanden? Sie blieben stumm vor Erstaunen und wie eingewurzelt am Geländer stehen; ich mußte alle möglichen Zeichen von Ermunterung aufbieten und Nero am Arm in die Mitte des Schiffes führen.

„Als er durch meine freundschaftliche Behandlung und meinen herzlichen Empfang wieder zu sich gekommen war, verließ ihn allmälig sein Erstaunen und seine Bestürzung, und er wurde nun äußerst neugierig. Er untersuchte nach einander und in Einem Augenblick die Maste, die Kabeltaue, die Anker, die Bote, kurz Alles, was sich seinen Blicken darbot, lief von einem Gegenstand zum andern, berührte sie mit beiden Händen, fragte nach dem Gebrauche derselben, erwartete aber nie eine Antwort, weil ihn sogleich wieder etwas Anderes beschäftigte. Er lief und sprang wie ein Wahnsinniger auf dem Verdecke herum, lachte aus voller Brust oder offenbarte seine Verwunderung durch die lärmendsten Ausrufungen. Wenn etwas seine Aufmerksamkeit besonders anzog, so rief er sogleich aus: „Rett stiller!“ was „sehr schön“ bedeutet. Seine schwarzen Gefährten nahmen ebenfalls großen Antheil an Allem, was sie umgab; aber sie wagten es nicht, in Gegenwart ihres Häuptlings ihren ganzen Enthusiasmus kund zu geben, woraus wir schon damals sahen, daß er der oberste Häuptling oder Kaiser des ganzen Archipels sey.

Ich lud Nero ein, mit mir in die Kajüte hinabzusteigen; er willigte nur unter der Bedingung ein, daß drei Personen seines Gefolges zuvor diese gefährliche Unternehmung wagen würden, und gab deßhalb Befehle, denen drei Eingeborne mit sichtbarem Widerstreben gehorchten, indem sie hinter mir jede Stufe mit der größten und ängstlichsten Vorsicht hinabstiegen. Aber kaum waren sie unten angekommen, als Erstaunen und Bewunderung an die Stelle ihrer Furcht trat, als sie die Menge Musketen und Pistolen mit kupfernen Läufen und Säbel sahen, welche an allen Wänden der Kajüte glänzten und funkelten. Sie bedeckten ihre geblendeten Augen mit den Händen und riefen: Rett stiller! Ausrufungen, welche sogleich von ihren auf dem Verdeck gebliebenen Gefährten wiederholt wurden. Ich zeigte ihnen einen Spiegel, der sie anfangs in Schrecken sezte. Sie waren einige Minuten sprachlos vor Erstaunen; sie sahen einander an und untersuchten das Bild, das aus dem Spiegel hervorsah; aber sobald sie ihre wie Ebenholz schwarzen Gesichter erkannten, umarmten sie einander und machten die gräßlichsten Grimassen; man hörte Nichts als unmäßiges Lachen und Freudengeschrei.

„Nero, der sie hörte, konnte seiner eigenen Lust und ihren dringenden Aufforderungen nicht länger widerstehen; er war mit Einem Sprung in der Kajüte, und warf mit einem alle Begriffe übersteigenden Geschrei der Bewunderung und des Vergnügens seine Blicke umher. Alle benahmen sich wie Kinder, ungeachtet mehr als Einer sichtbar von sehr vorgerücktem Alter war.

„Als wir wieder auf das Verdeck kamen, hatte ich die Anzahl der Boote um den Antarctic her bedeutend vermehrt. Die Wilden, welche sich darauf befanden und von den benachbarten Inseln herkamen, waren schwarz und nackt wie die ersten: sie weigerten sich Anfangs, den wunderbaren Erzählungen Glauben zu schenken, welche ihre Freunde an Bord ihnen machten; aber das Zeugniß ihrer eigenen Augen überführte sie bald, daß man

ihnen kaum die Hälfte gesagt hatte. Man zeigte ihnen nun die Küche und bot ihnen Brod und Fleisch an, aber sie weigerten sich mit einem Ausdruck von Furcht und sogar Ekel, davon zu kosten.

„Die Kanonen erregten gleichfalls die Neugier des Häuptlings, der sich sehr begierig zeigte, ihre Beschaffenheit und ihren Gebrauch kennen zu lernen; aber es wäre für den Augenblick weder passend noch politisch gewesen, seine Neugierde in dieser Hinsicht zu befriedigen. Ich nahm indeß ein wenig Pulver und zündete es in ihrer Gegenwart auf dem Verdeck an, und dieß erschreckte sie so sehr, daß sie platt auf den Bauch niederfielen und das Gesicht verdeckten; als sie sahen, daß sie nicht verbrannt waren, erhoben sie sich wieder und gaben zu verstehen, daß ich die Macht haben müsse, den Blitz und den Donner zu machen, die sie bisweilen in den Wolken in Schrecken sezten.

„Als ihre Neugierde endlich beinahe befriedigt war und ihre Hitze sich ein wenig gelegt hatte, vertheilte ich an Nero und die vornehmsten Personen seines Gefolges einige Geschenke, welche ihnen eine lebhafte Dankbarkeit einzuflößen schienen. Nero wollte in Höflichkeit und Freigebigkeit nicht hinter uns zurückbleiben und sandte sogleich seine Boote ans Land, welche bald mit Kokosnüssen und andern Früchten, die er mich anzunehmen bat, beladen zurückkamen. Sodann begleitete ich ihn auf seine Einladung in seinem eigenen Kanot ans Land, während Wallace mit dem stark bemannten und gut bewaffneten Boote des Antarctic mir folgte.

„Auf der Insel angekommen, führte uns Nero in sein Haus, das sich von den andern nur durch seine Höhe und Größe unterschied. Wir nahmen dort einige Erfrischungen ein, bestehend in Früchten verschiedener Art und in Fischen, welche wir sehr wohlschmeckend fanden. Wir hatten uns auf Matten niedergelassen, mit welchen der Boden belegt war; die andern Häuptlinge und einige wahrhaft hübsche Frauen, beinahe ganz nackt und mit Kindern auf den Armen, bildeten einen Kreis um uns. Aber ich war offenbar der einzige Gegenstand, auf den sich alle ihre Blicke hefteten; ich wurde sicher als der Häuptling irgend eines mächtigen Stammes einer entfernten Insel betrachtet.

„Als unser Mal beendigt war, überreichte ich der Königin eine Scheere, ein kleines Messer und einige Halsbänder, welche Ihre Majestät auf sehr zierliche Weise entgegennahm, und welche sie, besonders aber die Scheere, deren Gebrauch ich ihr zeigte, wie bezaubert anstaunte.

„Das Messer und die Scheere erregten allgemeine Bewunderung; was sehr natürlich war in einer Gesellschaft von Wesen, welche bisher weder Eisen noch Stahl gekannt hatten, und deren beste Werkzeuge einige Muschelschalen und Steine waren.

„Als die durch die neuen Schätze hervorgebrachte Sensation sich ein wenig gelegt hatte, richtete sich ihre Neugierde von Neuem auf mich. Keiner wagte indeß, mich zu berühren, mit Ausnahme des Königs Nero; und auch er that es nur mit all der Schüchternheit und Vorsicht, mit welcher sich ein Neuling zum Erstenmale einer Kanone mit der Lunte nähert. Als er sich versichert hatte, daß ich aus Fleisch und Bein bestehe, wie sein eigenes Geschlecht, und daß die weiße Farbe meiner Haut sich nicht wegwischen lasse, so daß dann natürlich eine schwarze Hautfarbe hervorträte, wie die seinige, wandte er sich gegen seine obersten Hauptleute und Räthe und hielt über diese so außerordentliche Erscheinung eine lange Rede an sie. Die Versammlung hörte mit weniger Ehrfurcht als Verwunderung

zu: sie standen alle bewegungslos da wie Statuen, mit starren Augen und offenem Munde.

„Seine Majestät bat mich nun, mein Kleid und Hemd vornen zu öffnen, damit sie die nämliche Erfahrung an der Haut meines Körpers machen könnten; aber das Resultat vermehrte nur ihr Erstaunen. Alle Anwesenden versicherten sich nun ebenfalls, daß meine Haut weder mit einem künstlich verfertigten weißen Gewebe bedeckt, noch durch künstliche Mittel gefärbt sey. Die Frauen wollten jedoch meine Brust nicht berühren, was ich eher der ihrem Geschlecht natürlichen Bescheidenheit und Zartheit zuschreiben zu müssen glaubte, als der Furcht.

„Als die Neugierde über diesen Punkt vollständig befriedigt war, überreichten mir die Frauen Bänder von Muschelschalen, die sie von ihren Hälsen, Armen und Beinen nahmen, um sie an die meinigen zu legen. Dieser Akt der Höflichkeit wurde sogleich von den Häuptlingen nachgeahmt; sie nahmen ihre mit Federbüschen geschmackvoll verzierten und oben mit rothen Korallen besezten Mützen ab und überreichten sie mir. Auch erhielt ich von einigen Mädchen sehr gut gearbeitete Matten, welche sie mir, wie sie mir durch Zeichen zu verstehen gaben, schenkten, um darauf zu schlafen.

„Indeß war die Schaar der Wilden um uns her immer zahlreicher geworden, und es konnten 400 seyn, als plötzlich zu meiner großen Verwunderung alle, Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder einen Gesang anstimmten. Den Gebärden der Sänger nach zu urtheilen, war derselbe offenbar an mich gerichtet, und war ein Ausdruck ihrer Dankbarkeit für die von mir erhaltenen Geschenke. Da ich mir denselben so erklärte, so bemühte ich mich durch Zeichen, Gebärden und Lächeln ihre Komplimente zu erwidern. Die Höflichkeit ist eine allgemeine von a[illegible] Völkern vom artigen Franzosen an bis zum armen und verachteten [illegible]otten leicht begriffene und gewürdigte Sprache.

„Nach Beendigung des Koncertes gab ich Nero'n zu ver[illegible]ehen, daß ich die Insel zu besuchen wünschte und bat für den Spaziergang um die Ehre seiner Begleitung; er sagte mir es gerne zu und nahm einige der vornehmsten Personen seines Hofes von beiderlei Geschlecht mit sich. Auf seinen Befehl gingen 6 Männer als Führer und Wegmacher voran. Ich war unbewaffnet, überzeugt, die beste Bürgschaft meiner persönlichen Sicherheit sey das Vertrauen, das ich in meine Führer sezte, und sie schienen in der That die unschuldigsten und sanftmüthigsten Menschen zu seyn, die ich je gesehen hatte. Während wir durch einen Wald gingen, suchten sie mich auf alle mögliche Weise zu belustigen, indem sie um uns her spielten, sprangen, liefen und sich tummelten wie Kinder, wenn sie aus der Schule gehen.

„Auf diesem Ausfluge fiel mir besonders die Jugend und Frische der ganzen Umgebung auf, wie wenn die Insel eine ganz neue Schöpfung wäre. Alle Bäume waren jung, und die meisten Fruchtbäume schienen frisch gepflanzt zu seyn. Ich bemerkte mehrere Gesträuche, die mit schönen rothen Beeren ganz beladen waren. Nero sagte mir, man gebrauche sie als Toilettengegenstand und Schmuck. Ungefähr im Mittelpunkte der Insel wurde ich auf kleine Korallenhaufen aufmerksam, die in regelmäßige Linien gelegt, nur durch einen schmalen Fußpfad von einander getrennt und in einen Raum eingeschlossen waren, der mit einem Zaun von in die Erde gesenkten Pfählen umgeben war. Nero sagte mir, es sey dieß der königliche Kirchhof und die Korallenhaufen seyen Gräber. Nur Häuptlinge

und Krieger von Auszeichnung können daselbst beerdigt werden und haben allein das Recht, an diesen Ort zu gehen. Die Leute vom Volke werden, wenn sie gestorben sind, ins Meer geworfen, und ihr Grab ist ein Korallenriff oder der Magen eines Seethiers.

„Während ich über diese menschlichen und irdischen Auszeichnungen nachdachte, welche uns sogar bis ins Grab folgen, erreichten wir das südwestliche Ende der Insel, wo ich einen schönen Platz zu Ausführung meines Vorhabens, eine Art Gebäude für die Zubereitung der Tripangs zu errichten, wählte. Ich wählte diesen Ort, weil er in der Nähe unseres Ankerplatzes war, und weil sich daselbst eine hinreichende Menge brennbarer Materialien fand.

„Sobald Nero meine Absichten und Wünsche begriff, gewährte er nicht nur gerne meine Forderu..., sondern versprach mir auch den Beistand seines Volkes, und wir kamen überein, daß wir gleich am folgenden Morgen ans Werk gehen wollten. Als diese Verabredung getroffen war und wir uns gegenseitig verstanden hatten, kehrten wir in das Dorf zurück, und um 7 Uhr Abends verließ ich meine neuen Freunde, die mich bis ans Boot begleiteten, wo mich meine Gefährten mit einiger Unruhe erwarteten."

Am 26. Mai landete das Schiff 25 Mann an der Stelle, welche der Kapitän den Abend vorher ausgewählt und bezeichnet hatte. Jeder Mann hatte ein geschärftes Beil, und man machte sich sogleich daran, das Terrain gerade im Angesicht des Antarctic und ganz nahe am Ufer zu reinigen und die Bäume umzuhauen. Die Matrosen arbeiteten mit einem so großen Eifer und solcher Thätigkeit, daß Abends um 6 Uhr nicht nur der Boden zu Errichtung eines 150 Fuß langen, 50 Fuß breiten und 40 Fuß hohen Gebäudes hergerichtet, sondern man auch mit Zurichtung des Hauptgebälkes ziemlich weit vorgerückt war. Die Arbeit dieses Tages schien die Eingebornen sehr zu freuen; aber die Schnelligkeit, mit der unsere Leute die Bäume umhieben und auf den Boden streckten, versezte sie jeden Augenblick in neues Erstaunen.

Nachmittags wählte Morrell verschiedene Sämereien, die ihm für den Boden und das Klima dieser Inseln passend dünkten, aus, und begab sich an das Land in der Absicht, sie auszusäen und eine Baumschule anzulegen. In Begleitung einiger Mann untersuchte er an verschiedenen Orten gegen die Mitte der Insel das Terrain sorgfältig. Als die Wahl getroffen war, machte man sich sogleich mit Haken an das Werk und hatte in einem reichen und lockern Boden bald ein hinreichendes Stück umgebrochen. Ungefähr 100 Eingeborne waren die ganze Zeit über die beständigen Zuschauer dieser Arbeit und folgten allen Bewegungen mit lebhafter Neugierde und mit Erstaunen. Einige Zeit lang war es unmöglich, ihnen den Zweck der Arbeit begreiflich zu machen; erst als sie die Saamenkörner in die Erde legen sahen, schien die Wahrheit plötzlich ihrem Geiste einzuleuchten.

„Ein großer, magerer und gut gewachsener Mann kam nun auf mich zu," sagt Morrell, „streckte mit Zeichen der Billigung und Dankbarkeit die Hand gegen mich aus und gab mir zu verstehen, daß er jezt den Zweck meiner geheimnißvollen Arbeit verstehe und sie vollkommen billige. Die Gesichtszüge dieses Mannes trugen das Gepräge des Scharfsinnes und eines entschiedenen Charakters: er hieß Hennin, und war, wie ich später sah, der Häuptling der Insel, wo wir uns niedergelassen hatten. Nero, der König, der Monarch des ganzen Archipels, war damals auf Besuch

auf dieser Insel; seine gewöhnliche Residenz war auf der größten Insel seiner Besitzungen, welche 7 Meilen von da gegen Süden zu lag.

„Ermuthigt durch die Zufriedenheit Hennins und seines Volkes fuhr ich in meiner Arbeit fort und steckte Kartoffeln, Citronen-, Orangen-, Aepfel-, Birn-, Pfirsich- und Pflaumen-Bäume, Zwiebel, Kohl, Mangold, Rüben, Pastinacken, Artischocken, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen und Muskatnüsse. Während wir so mit Anlegung eines Gemüse- und Obstgartens beschäftigt waren, sagte ich Hennin, er müsse mit einer Hecke eingefaßt werden, damit nicht unsere Arbeit, wenn die Leute darüber hingingen und das Gesäete zerträten, vergeblich wäre. Er stellte sogleich Leute zur Arbeit an, und vor der Nacht war unser Garten bereits bepflanzt und eingehegt. Nun sagte ich dem Nero und Hennin, daß sie in einigen Monaten hoffen dürften, von dieser neuen und jungen Pflanzung verschiedene sehr gute Gemüse zu sammeln, und daß sie dort Bäume wachsen sehen würden, welche sich in zwei oder drei Jahren mit prächtigen und köstlichen Früchten bedecken würden. Hennin erklärte dieß seinen Landsleuten, welche mit einem allgemeinen Dank- und Freudengeschrei darauf antworteten."

Diesem Hurrah folgte eine Anrede des Königs Nero, in welcher Seine Majestät seine Häuptlinge versicherte, daß die Weißen Alles dieß für das allgemeine Beste thäten und aus keinem andern Grunde, als aus uneigennützigem Edelmuthe. Dieser Rede folgte ein langes Freudengeschrei, das weithin in die Lüfte ertönte. Als das Geschrei sich ein wenig gelegt hatte, gab Morrell dem Nero und Hennin zu verstehen, daß dieser Garten für sie bestimmt sey, und daß er nach einer gewissen Zeit so viel Samen erzeugen würde, daß sie in den Stand gesezt seyn würden, ihrem Volke davon zu geben und auf alle Inseln des Archipels davon zu vertheilen. Sie schienen durch dieses Zeichen der Aufmerksamkeit sehr geehrt zu seyn und versprachen, darüber zu wachen, daß der Garten unterhalten und mit Sorgfalt angebaut würde. Bei Sonnenuntergang kehrten die Amerikaner alle an Bord zurück und schliefen auf dem Verdecke unter einer Art Zelt. Die Nächte sind sehr schön und gesund in diesen Gegenden, weil kein Thau fällt. Die Ursache dieses gänzlichen Mangels an Feuchtigkeit während der Nacht möchte schwer anzugeben seyn; aber man konnte ohne Furcht vor Fieber, Erkältung oder Rheumatismen auf dem Verdecke schlafen, und die Hitze des Klima's wurde durch den sanften Hauch der Passatwinde gemildert, welche aus Südost wehen, und da sie weder Gebirge, noch hohe Länder auf ihrem Wege treffen, sanft und ohne Hinderniß bis zum Schiffe kamen.

Am folgenden Morgen früh landeten 28 Mann und der Waffenschmied mit seiner Schmiede, und schickten sich an, ihre Arbeit fortzusetzen. Es halfen ihnen ungefähr 100 Eingeborne, welche ihnen aus Kokosblättern eine Art Stroh machten, womit das Dach des Gebäudes gedeckt werden sollte. Die Schmiede war in Thätigkeit, und die Neuheit dieses Schauspiels zog die Aufmerksamkeit aller Insulaner auf sich, welche mit Erstaunen den Vorbereitungen und allen Bewegungen des Schmiedes folgten; als aber die Blasbälge zu spielen und die Kohlen sich zu erhitzen anfingen und als von dem glühenden Eisen auf alle Seiten Funken hinaussprühten, ergriffen Männer und Weiber, wie auf Einen Antrieb, sogleich die Flucht. Hennin war der Erste, den man wieder überreden konnte, heranzukommen; man hatte ihn bald überführt, daß sein Schrecken grundlos sey, und um

ihm im Gegentheil den Nutzen der Schmiede darzuthun, verfertigte ihm der Schmied ungefähr in 5 Minuten eine kleine Harpune.

Die Freude, in welche ihn dieses Geschenk versezte, war außerordentlich. Eine andere Harpune, nur etwas größer, wurde sogleich für den König geschmiedet, und Morrell überreichte den andern Häuptlingen einige Fischangeln. Ihre Freundschaft für die Fremden schien mit ihrem Erstaunen zu wachsen.

Die Eingebornen hatten sich in großer Anzahl um die Schmiede versammelt, welche ihnen keine Furcht mehr einjagte. Ein älterer Mann von einer der benachbarten Inseln nahm ein Stück von einer platten Eisenstange, ungefähr 18 Zoll lang, und lief ohne Umstände mit demselben davon. Nero ließ dem Verbrecher sogleich nachsetzen; und er wurde mit Gewalt genöthigt, das Gestohlene herauszugeben. Nichts destoweniger kam der Greis wieder zu der Schmiede, murrend über Diejenigen, welche ihn verfolgt hatten, und nahm eine günstige Gelegenheit wahr, ein anderes Stück von derselben Gestalt und Länge zu stehlen. Vier seiner Gefährten, die ihm bei seiner Rückkehr gefolgt waren, nahmen ebenfalls einige Werkzeuge des Schmieds mit und verschwanden damit. Bald wurde man diesen neuen Diebstahl gewahr und die Diebe, auf Befehl Hennins von den Insulanern verfolgt, wurden bald entdeckt; aber ihre Partei hatte sich verstärkt; sie waren ihren Angreifern gewachsen und ihr Zusammentreffen führte einen ernsthaften Streit herbei, wo es auf beiden Seiten schwere Wunden gab.

Der Kapitän bot Allem auf, um wo möglich den Frieden zwischen beiden Parteien wiederherzustellen. In diesem Augenblicke verließ der Schmied seine Schmiede, um dem Streite zuzusehen; und ob er gleich kaum einige Minuten abwesend gewesen war, so fand er doch bei seiner Rückkehr von allem Dem, was sich leicht wegtragen ließ, beinahe nichts mehr. Alles Eisen und beinahe alle seine Werkzeuge waren gestohlen worden. Er unterrichtete den Kapitän von dieser neuen Treulosigkeit in dem Augenblicke, wo dieser mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr den Frieden zwischen den Insulanern wieder hergestellt hatte.

Er wandte sich sogleich an Nero und Hennin, unterrichtete sie von diesem unwürdigen und schlechten Benehmen gegen ihn und forderte, die gestohlenen Gegenstände sollten ihm sogleich zurückgegeben werden. Nero bewilligte sogleich seine Bitte und brach in eine heftige Wuth gegen seine Unterthanen aus, weil sie sich so benommen hatten. Der größte Theil der gestohlenen Gegenstände wurde wieder gefunden; ein Kanot wurde zu Verfolgung der Diebe abgeschickt, welche bereits auf die hohe See entkommen waren, und nach seinem Versprechen ließ der König Alles herausgeben, was gestohlen worden war.

Nun lud der amerikanische Kapitän Nero, Hennin und die vornehmsten Häuptlinge ein, ihn an Bord zu begleiten, um dort zu speisen: alle nahmen es an mit Ausnahme Hennins, der sich entschuldigte. Morrell legte damals keinen Werth auf diese Weigerung, und man begab sich an Bord, nachdem man zwei Mann zur Bewachung der Schmiede und der Werkzeuge aufgestellt hatte. Nero und seine Gefährten wurden mit Herzlichkeit auf dem Schiffe empfangen. Sie durchliefen alle Theile des Schooners ohne Furcht und ohne den mindesten Gedanken an eine Gefahr, bewunderten jeden Gegenstand, den sie auf ihren Schritten fanden und zeigten immer ein großes Verlangen, die Ursache und den Grund alles Dessen, was ihre Aufmerksamkeit anzog, kennen zu lernen.

Die auf das Verdeck gestellten Kanonen, diese schweren und großen Eisenkörper, erregten wiederum ihre Neugierde, und besonders wünschten sie zu wissen, warum sie denn hohl seyen. Man hätte sie über diesen Punkt nur dann vollständig befriedigen können, wenn man eines der Stücke abgeschossen hätte, dieß hätte sie aber wahrscheinlich so in Schrecken gesezt, daß es den Weißen schwer geworden wäre, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen. Morrell hielt es also für besser, sie in Ungewißheit über diesen Punkt zu lassen. Leider waren die Amerikaner dem Augenblicke, wo sie den Wilden dieses Geheimniß aufklären sollten, näher, als sie dachten.

„Nach einem herrlichen Essen," sagt Morrell, „wobei ich mich als den höflichsten Wirth zeigte, kehrten wir alle an die Stelle der Insel zurück, wo unsere Leute ihre Arbeit mit Eifer fortsezten. Bei unserer Ankunft erfuhr ich, daß während meiner Abwesenheit wiederholt zwei größere und ein kleineres Beil gestohlen worden seyen, und daß dieses Mal ohne allen Zweifel der Dieb von Hennin selbst unterstüzt, wo nicht gar ermuthigt worden sey. Ich mußte mich an Nero wenden; aber in dem Augenblicke, wo ich ihn ansprach, sah ich deutlich, daß er im Einverständniß mit Dem sey, dessen Treulosigkeit ich anklagen wolle. Nichts desto weniger brachte ich meine Klage auf die höflichste Weise vor und forderte, die gestohlenen Artikel sollten mir sogleich zurückgegeben werden. Anstatt eine Entschuldigung vorzubringen oder einen Vergleich zu versuchen, gerieth Seine schwarze Majestät in einen heftigen Zorn und gab mir zu verstehen, daß er sich mit diesen Angelegenheiten ferner nicht mehr befassen würde; ich wandte mich an Hennin, der mir dieselbe Antwort gab.

„Ich war überzeugt, daß diesen Akt der Treulosigkeit ungestraft hingehen zu lassen, so viel heißen würde, als alle unsere Plane und den Erfolg unserer Reise aufgeben; ich beschloß also, die Herausgabe der entwendeten Gegenstände, wenn es möglich wäre, in Gutem zu bewirken, wo nicht, sie mit Gewalt zu erzwingen. Um dieses Vorhaben ausführen zu können, kehrten wir an Bord des Antarctic zurück; sechs Matrosen bewaffneten sich mit Musketen, Pistolen, Säbeln, und wir landeten gerade wieder im Angesichte des Dorfes, in der festen Absicht, die Herausgabe des Gestohlenen zu bewirken, oder uns der Person Hennins zu versichern und ihn als Geißel und Garantie für unsern künftigen Verkehr mit seinen Gefährten an Bord zurückzuhalten.

„Kaum waren wir ans Land gestiegen, als vier unbewaffnete Eingeborne am Ufer zu uns herankamen und sich erboten, mich an das Dorf zu führen, wo Hennin seinen Sitz hatte, und wohin ich von dem König in ein Wäldchen eingeladen wurde. Ich nahm das Anerbieten an, und wir folgten ohne Mißtrauen unsern Führern. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir aus dem Wald auf einen schmalen Fußpfad, der in das Dorf führte, hervortraten und gerade vor uns 200 wilde, mit Bogen und Keulen vollkommen bewaffnete und zum Kampf bereite Krieger sahen. Ihre Gesichter waren roth bemalt und ihre Köpfe mit Federn und Kokosblättern phantastisch geschmückt. Aller Augen waren mit einem Ausdruck teuflischer Wildheit, womit, wie ich wenigstens zu bemerken glaubte, einige Scham über ihre schändliche Verrätherei verbunden war, auf unsere kleine Schaar gerichtet. Als mein zorniger Blick dem ihrigen begegnete, verrieth sich das Bewußtseyn ihrer Schuld gegen ihren Willen; und ich las in ihren wilden auf den Boden gesenkten Gesichtern, daß sie wohl fühlten,

welche schändliche Handlung sie begehen wollten, indem sie Gutes mit Bösem vergelten wollten und sich gegen das Leben Desjenigen verschworen hatten, der schon sein Leben gewagt hatte, um ihnen zu dienen.

„Beim Anblick dieser furchtbaren Bande von Kriegern mit gespanntem Bogen, den linken Fuß vorwärts gestellt und alle bereit, ihre Pfeile abzuschießen, begriff ich wohl, daß sie zum Kampf entschlossen seyen. Als ich mich umwandte, um meine Handvoll auserwählter Tapfern anzureden, wurde ich gewahr, daß eine ungefähr gleiche Anzahl dieser schwarzen Teufel, welche zu beiden Seiten des Fußpfades, auf welchem wir hergekommen waren, nun aus ihrem Hinterhalt hervorgetreten war und uns den Rückzug abgeschnitten hatte. Wir waren nun von 400 wilden Kannibalen, welche entschlossen waren, uns zu opfern und nur das Zeichen ihres Befehlshabers erwarteten, um uns mit einem Hagel von Pfeilen zu überschütten, umgeben.

„In diesem schwierigen Augenblicke waren wir beständig Herren unserer selbst und diese Geistesgegenwart rettete uns. Keine Wange erbleichte, keine Nerve zitterte in unserer kleinen Heldenschaar, deren Kaltblütigkeit und Muth mit dem Drohen der Gefahr stieg. Ich wandte mich an sie, und richtete an sie einige Worte, die mir der Augenblick eingab und versicherte sie, daß unser Heil gänzlich von unserer Kaltblütigkeit und unserer Festigkeit abhänge, und daß ein verzweifelter Versuch uns allein vom gänzlichen Verderben retten könne; ich ermahnte sie also, ihr Vertrauen auf den Himmel zu setzen und alle meine Befehle schnell auszuführen.

„Sodann legte ich meine Muskete auf den Boden, nahm ein Pistol in die rechte und einen Säbel in die linke Hand und befahl zweien meiner Leute, das Nämliche zu thun. Den andern gab ich Befehle, wie ich dachte, daß sie für unsere Lage am angemessensten seyen, und machte mich nun daran, meinen Operationsplan auszuführen. In dem nämlichen Augenblicke redete Hennin seine Kriegerschaar an; aber ich suchte ein anderes Ziel; meine Augen durchliefen die ganze Linie der Wilden und fielen endlich auf Nero, ihren König, der sich auf der entgegengesezten Seite ihres Kreises aufgestellt hatte. Hennin hatte seine Anrede geendigt, und seine Leute waren mit gespanntem Bogen zu einer allgemeinen Salve bereit.

„Mit einer kalten und ruhigen Kühnheit, welche diese Wilden vor Erstaunen starr machte, ging ich auf ihren bestürzten König los und sezte mein Pistol auf seine königliche Brust, während meine beiden treuen Gefährten mit eben so viel Festigkeit und Entschlossenheit ihren Posten neben Seiner Majestät einnahmen, und ihre blinkenden Säbel über seinen Kopf erhoben, mit dem gemessensten Befehle, in dem Augenblicke, wo ein einziger Pfeil auf einen der Unsrigen abgeschossen würde, ihn niederzuhauen. Bei Entwerfung dieses kühnen Planes hatte ich gehofft, in der Verwirrung, die der Tod ihres Königs unfehlbar unter den Wilden verbreiten würde, könnten einige der Unserigen entwischen und zur Ausführung desselben hatte ich zwei Männer gewählt, von denen ich wußte, daß sie die Erfüllung einer Pflicht nie unterlassen würden, wie groß auch die Gefahr wäre. Es waren dieß George Strong und Henry Wiley, mein zweiter Offizier.

„Erschrocken beim Anblick der Gefahr, in welcher ihr König schwebte, hielten die Wilden plötzlich inne und ihre Pfeile fielen zu ihren Füßen und ihre Bogen wurden abgespannt. Kaum sahen wir den glücklichen

Erfolg einer so kühnen Maßregel, so durchliefen wir, während die größte Bestürzung in den Reihen dieser elenden Bluthunde herrschte, mit Säbeln und Pistolen in der Hand den Kreis, und hießen sie Bogen und Keulen wegwerfen, welche von meinen andern braven Gefährten, John Cowan, Joseph Hicks, George Cartwright und Thomas Bernard schnell gesammelt und in Bündel vereinigt wurden, beruhigt in dieser Hinsicht ließ ich Seine Majestät, die noch so erschrocken waren, daß Sie kaum aufrecht stehen konnten, so sehr waren Ihre Nerven beim Anblick unseres verzweifelten Entschlusses erschüttert worden, ans Ufer führen. Der gefangene Monarch wurde meinem ersten Offizier Wallace, der mit einem zweiten Boote angekommen war, zur Bewachung übergeben. Fünf andere Häuptlinge wurden in die Schaluppe geführt, und bald befanden wir uns mit unsern Gefangenen auf dem Verdecke des Antaretic, wo wir dem Himmel für unsere wunderbare Befreiung dankten."

Da die Freundschaft Nero's und seiner Häuptlinge von großem Werthe für den Erfolg der Unternehmung Morrells war, so benahm er sich den ganzen Tag über so gegen sie, daß er ihr Wohlwollen gewinnen mußte, und er schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, es sey ihm vollkommen gelungen. Das freundschaftlichste Verhältniß bestand zwischen den Arbeitern und Eingebornen am Lande und zwischen ihnen und den Gefangenen an Bord. Er verschwendete Alles an sie, was sie nur wünschen konnten, nützliche Gegenstände, Schmuck und Leckerbissen. Er ließ eine Trommel- und Pfeifermusik vor ihnen aufführen und auf einer großen französischen Orgel mehrere Melodien aufspielen. Besonders die Orgel schien die Neugier dieser rohen Kinder der Natur zu erregen. Abends kam Jedermann in guter Laune an Bord zurück, und Morrell erfuhr, daß 150 Eingeborne, wie den Abend vorher, selbst nachdem man den gefangenen König an Bord des Antaretic gebracht habe, mit Bereitung des Strohs beschäftigt gewesen seyen. Nach dem Abendessen ordnete der Kapitän ein kleines Koncert an, und seine Matrosen gaben ihren Gästen das Schauspiel eines amerikanischen Tanzes, und auch diese führten einige groteske Sprünge auf. „Wir lachten aus vollem Halse," sagt Morrell, „als wir die Wilden unsere Art mit den Füßen zu gestikuliren, ebenso lächerlich finden sahen, als ihre Grimassen und Verdrehungen uns selbst erschienen. Der Abend ging ganz gut hin, und fortwährend herrschte zwischen allen Personen, welche sich an Bord befanden, die größte Freundlichkeit. Die Gefangenen lachten, klatschten und stießen ein Geschrei der Verwunderung aus; die Matrosen thaten ebendasselbe; um 10 Uhr wurde die Wache wie gewöhnlich ausgestellt, und wir legten uns schlafen, nachdem für die wilden Häuptlinge ein Lager aus alten Segeln bereitet worden war."

Freitag der 28. Mai, der Tag der Trauer und des Schmerzens, erhob sich über diese reizenden Inseln mit allem Glanz eines schönen, wolkenlosen Himmels. Um 5 Uhr begaben sich 21 Matrosen unter dem Kommando Wallace's und Wiley's an das Land, um die Arbeiten an dem Gebäude fortzusetzen. Nachdem Morrell dem Könige und den Häuptlingen ein Gastmahl, so gut als es die wohlversehene Küche des Antaretic liefern konnte, gegeben hatte, überhäufte er sie mit Geschenken und führte sie ans Land, sehr zufrieden, wie es schien, mit ihrem Besuche und dem freundschaftlichen Empfange, der ihnen zu Theil geworden war; sie schienen sich in der That ganz außerordentliche Mühe zu geben, uns von ihrer

Dankbarkeit und Freundschaft zu überzeugen. Unter Anderem versprachen uns Nero und seine Gefährten den Beistand ihres Volkes bei Zurüstung des Strohes, womit unser Haus bedeckt werden sollte, das bis auf die Bedeckung beinahe ganz vollendet war. Bald wird man sehen, wie aufrichtig ihre Versprechungen waren.

Nachdem der Kapitän diese Häuptlinge so mit aller ihrem Range schuldigen und von einer gesunden Politik angerathenen Achtung behandelt hatte, fing er an, den Transport der zu Bereitung der Tipangs nöthigen Geräthschaften ans Land von einigen Matrosen besorgen zu lassen. Alles ging in diesem Augenblicke aufs Beste: Die Werkstätte wurde vollendet, und erwartete nur noch ihr Dach. 250 Eingeborne leisteten den Arbeitern einen Beistand, den man freigebig zu belohnen versprochen hatte. Man hatte schon einige beladene Schaluppen ans Land geführt und war im Begriff, eine dritte abzuschicken, als kurz vor Mittag der Kapitän von einem Lärmen aufgeschreckt wurde, der ihm das Blut erstarren machte: es war das Kriegsgeschrei der Wilden, das er schon anderswo kennen gelernt hatte.

„Ich weiß nicht," sagt er, „ob das Feuer eines unter meinen Füßen sich öffnenden Vulkans, ob die unerwartete Erschütterung eines Erdbebens, ob ein auf das Verdeck des Antarctic niederprasselnder Blitzstrahl mich in solchen Schrecken versezt hätte, wie dieses höllische Geheul. Würde ich ewig leben, so würde es, sogar in meinen Träumen, immerfort in meinen Ohren tönen. Ich kannte nur zu gut die mörderischen Folgen dieses Geschreies und ich war nicht dort, um meine Gefährten zu beschützen! . . . .

„Unsere Backbordbatterie war gerade auf das Dorf gerichtet und ohne an die Entfernung zu denken, ergriff ich eine brennende Lunte und schoß eines der Stücke ab. Die Kugel war, wie ich hätte voraus sehen können, verloren, und brachte keine Wirkung hervor; aber der unerwartete Schuß alarmirte unsere Leute, die bei ihren verschiedenen Arbeiten in den Wäldern zerstreut waren. Sie erkannten darin ein Signal des Krieges mit den Eingebornen und eilten an das Ufer, dem Schooner gegenüber, wo sie unkluger Weise ihre Waffen unter der Bedeckung zweier Schildwachen zurückgelassen hatten. Als sie dort ankamen, sahen sie vor sich eine Schaar von ungefähr 300 Wilden, welche ihre beiden Gefährten eben niedergemacht hatten und sie mit gespanntem Bogen zum Schusse bereit erwarteten. In dem Augenblicke, wo unsere unglücklichen Matrosen aus dem Gebüsche hervortraten, fiel ein Hagel von Pfeilen auf diese Handvoll schutz- und vertheidigungsloser Männer; nur drei fielen auf diese erste Salve, obgleich alle verwundet wurden.

„Gleich beim ersten Alarm segelte eine gut bemannte Schaluppe meinen braven Kameraden zu Hülfe mit aller Schnelligkeit, welche ihr 10 kräftige Ruderer geben konnten, so daß ihr Kiel gleichsam über das Wasser hinzufliegen schien. Sie war von Johnson befehligt, dessen Eifer sich in Ausrufungen kund that, welche wir hörten. Muth, sagte er, meine Freunde, eilig vorwärts! Muth, sagte er, um Gotteswillen, keinen Augenblick verloren! Muth, und retten wir unsere Freunde! Diese Aufmunterungen waren aber unnütz bei unseren Seeleuten, deren ganze Seele in den ausgespannten Muskeln ihrer kräftigen Arme koncentrirt zu seyn schien: und von Bord aus konnte ich aus der Angst, welche sich auf ihren gegen den Antarctic gerichteten Gesichtern abmalte, auf ihre lebhafte Unruhe schließen.

„Indeß verkauften meine tapfern und unglücklichen Kameraden ihr Leben so theuer als möglich. Nach dem Hagel von Pfeilen, der bei ihrem Heraustreten aus dem Walde auf sie gefallen war, sammelte Wallace, ein tapferer junger Mann, dessen Bravour, Tugend und trauriges Schicksal besser von seinem edlen Ursprung zeugen, als sein Name, seine Leute, stellte sich in Verbindung seines tapferen Freundes Wiley an ihre Spitze und führte sie zu dem verzweifelten Kampfe, indem sie unter so widrigen Umständen um ihr Leben streiten mußten. Ueberzeugt, daß die Wilden fest entschlossen seyen, alle ohne Unterschied niederzumachen, und daß sie keinen Pardon zu erwarten hätten, munterte der brave Engländer, der bereits von drei Pfeilen durchbohrt war, seine Gefährten auf, die beschäftigt waren, die Pfeile aus ihren Wunden zu ziehen. Einer der Geretteten erzählte mir, was Wallace ihnen zurief: „Meine tapfern Freunde, ihr seht unser Schicksal, laßt uns als Männer sterben: schließen wir uns fest aneinander an; folgt mir mit dem Säbel in der Faust! Rettung finden wir nur in den Reihen der Feinde! Er sagt es und eilt zum Angriffe, mit jedem Hiebe den Tod gebend, gefolgt und nachgeahmt von Wiley und seinen übrigen Gefährten. Die Wilden wichen vor Bestürzung und Schrecken beim Angriff dieser unerschrockenen Krieger zurück, welche ganze Reihen niedermachten und in der dichtesten Stelle ihrer Schaar eine weite Gasse öffneten. Für jeden Weißen, der fiel, bissen 6 oder 8 dieser schwarzen Kannibalen in das Gras, bis der Rest der Unsrigen, von Wunden bedeckt und von Strapazen und Blutverlust erschöpft, inne halten mußte.“

Gewiß vermochte alle menschliche Tapferkeit Nichts in einer so verzweifelten Lage. Von Pfeilen durchbohrt, welche seinen blutenden Körper umgaben, wie die Stacheln eines Stachelschweins, hatte der unerschrockene Wallace mehr als Eine tiefe Wunde empfangen. Seine Kräfte waren erschöpft und er fiel neben seinem Freunde Wiley, der einen tödtlichen Keulenschlag empfangen hatte, auf dem Ufer nieder. Aber sterbend noch ermuthigte Wallace seine Gefährten: „Muth,“ rief er, „Muth, meine tapfern Freunde, fechtet, haut zu!“ — Und das Blut floß in Strömen aus allen seinen Gliedern. — „Bei der Matrosenehre, Muth! verkauft euer Leben theuer. Nie soll man sagen, daß England und Amerika einen Feigen geboren haben! Sterbet als Männer!“ — Dieß waren seine lezten Worte. Krampfhaft faßte er die Hand seines sterbenden Freundes, und die beiden tapfern Offiziere endeten; ihr lezter Blick war auf den Antarctic gerichtet.

So sah sie einer ihrer Gefährten, der dem Blutbade entronnen war: treue Freunde im Leben waren sie auch im Tode vereinigt. Die andern fuhren fort, mit Verzweiflung zu kämpfen, und säeten den Tod um sich her, bis von 21 Matrosen 14 todt oder erschöpft niedergefallen waren.

„Indeß, sagt Morrell oder vielmehr seine Gattin, von welcher der Bericht über diese Begebenheit abgefaßt ist, war die mit Johnson und zehn Mann abgesendete Schaluppe am Ufer angekommen. In dem Augenblick, wo sie auf Musketenschußweite von den Wilden angekommen waren, eröffneten sie ein lebhaftes und wohl gerichtetes Feuer, das die eingefleischten Teufel auf einige Entfernung zurücktrieb und unserer kleinen auf sieben Mann herabgesunkenen Heldenschaar es möglich machte, sich glücklich bis zu unserem Boote zurückzuziehen. Von den sieben waren vier schwer verwundet und die drei andern vor Hitze und Strapazen beinahe ohnmächtig.

„Als die Wilden sich von ihrem Schrecken, den ihnen unsere Kugeln

einjagten, wieder erholt hatten und sahen, daß der Rest ihrer Beute ihrem Blutdurste entrinnen würde, stürzten sie sich mit aller Wuth der Verzweiflung gegen die Schaluppe, welche aber flott wurde, ehe sie sie erreichen konnten. Die Einen begrüßten sie nun mit einem Hagel von Pfeilen, während andere zu ihren Kanots liefen und sich anschickten, sie zu verfolgen. Alles in ihren Bewegungen that ihr festes Vorhaben kund, die Flüchtlinge zu opfern, oder auf ihrer Verfolgung zu sterben.

„Die mit 17 Personen, wovon 4 schwer verwundet waren, beladene Schaluppe konnte nur langsam vorrücken und die Kanots ihr leicht an Schnelligkeit zuvorkommen. Sobald die Wilden auf Musketenschußweite herangekommen waren, eröffneten unsere Leute ein wohlgerichtetes Feuer auf sie; aber der Tod ihrer Gefährten verlieh ihrem Angriff nur die Wuth der Verzweiflung; der Augenblick war nahe, wo die Neugierde, welche die auf dem Verdeck des Antarctic aufgestellten ungeheuren Eisenkörper in ihnen erregt hatten, vollkommen befriedigt werden sollte.

„Die Feinde legten den Raum zwischen sich und der Schaluppe so schnell zurück, daß ich schon besorgte, ihr Verlust wäre unvermeidlich. Schnell ließ ich nun die Batterie des Schooners gegen die Kanots zu wenden; die Kanonen waren alle mit Kugeln und Kartätschen geladen, und in dem Augenblick, wo die Wilden auf Schußweite angekommen waren, machte ich dem Offizier der Schaluppe ein Zeichen, seine Richtung gegen das Hintertheil des Schiffes zu nehmen, wodurch das Schiff gerade den Kanots gegenüber gestellt wurde, deren Zahl ungefähr 20 betrug. In diesem Augenblick feuerte die ganze Batterie des Schooners und schleuderte furchtbare Todesboten unter die Flottille. Zwei Kanots wurden in Stücke zerschmettert."

Der unerwartete Donner der Kanonen, ihre furchtbare Wirkungen, deren Ursache sie nicht begreifen konnten, sezte die bestürzten Barbaren in den größten Schrecken; denn sie hatten natürlich keinen Begriff von den Wirkungen des Pulvers. Der Antarctic unterhielt einige Zeit lang ein wohlgenährtes Feuer, welches die Kanots oder vielmehr ihre Trümmer zwang, eiligst sich auf die Insel zurückzuziehen. Durch dieses Mittel, das das wirksamste von allen war, rettete Morell die Schaluppe, den Schooner und das Leben von 19 Braven, welche an Bord zurückkamen. 14 waren umgekommen; unter den Verwundeten war der Schwager des Kapitäns, ein Mensch von kaum 16 Jahren.

Alle Leute an Bord, mit Ausnahme des Kapitäns, litten den ganzen Nachmittag und einen Theil der Nacht hindurch an einem heftigen Reiz zum Erbrechen. Diese Krankheit war nicht eine Wirkung der Furcht, sondern vielmehr der Greuel, deren Augenzeugen sie gewesen waren. Die Leichname ihrer Gefährten lagen verstümmelt auf dem Ufer, die schwarzen, unbarmherzigen Schlächter zerhieben und zerstückten sie mit ihren eigenen Säbeln; andere zerfleischten mit ihren Pfeilen die zuckenden Glieder der Unglücklichen, welche noch athmeten, dieß war das gräuliche Schauspiel, das sie vor Augen gehabt hatten.

Glücklicherweise griffen die Wilden sie nicht mehr an, denn sie hätten das Schiff unfehlbar genommen, ihr Sieg hätte ihnen jedoch den Untergang gebracht. Denn Morrell hatte einen der Verwundeten, einen Mann, auf den er sich verlassen konnte, mit einer Lunte neben die Pulverkammer gestellt, und ihm den Befehl gegeben, Feuer an dieselbe zu legen, sobald die Wilden sich des Verdecks bemächtigt hätten.

Nachdem sich der Kapitän einige Zeit lang seinen Gedanken überlassen hatte, nahm er ein Fernrohr und richtete es auf die Insel. Feuer brannten in allen Richtungen auf dem Ufer; um sie herum lagen die Leichname seiner unglücklichen Gefährten: die schwarzen Menschenfresser schnitten Stücke von ihnen weg, und brieten sie, oder verschlangen sie in ihrer Gefräßigkeit noch zuckend mit höllischer Freude.

Die Leichname ihrer in dem Gefechte gebliebenen Landsleute trugen die Eingebornen zusammen, und warfen sie in die Lagune. Als diese Pflicht erfüllt war, theilten sie die in dem Kampfe gemachte Beute, worauf sie ihre Kanots wieder bestiegen und sich auf die verschiedenen Inseln zerstreuten, denen sie angehörten.

Sogleich loderten Feuer auf allen Inseln auf und erleuchteten wie ein drohender Kreis alle Ufer, welche dem Schooner zugekehrt waren. Um diese Feuer schienen die Wilden die ganze Nacht hindurch beschäftigt zu seyn; ohne Zweifel sezten sie ihre gräßlichen Orgien fort; aber aus Furcht, sie möchten einen neuen Ueberfall machen, und hätten etwa im Sinn, durch ihre Feuer die Mannschaft und den Kapitän zu täuschen und unter dem Schutz der Finsterniß einen Angriff auf den Antarctic zu machen, blieb jeder Mann die ganze Nacht auf seinem Posten. 40 scharf geladene Musketen waren bereit. Die Kanonen hatten alle eine doppelte Ladung empfangen; die Lunte brannten beständig: auf jedem Mast war ein Mann als Schildwache, so daß kein Kanot ungesehen hätte herankommen können, Alles war im besten Vertheidigungszustande. Die ganze Nacht hindurch kreuzte der Antarctic zwischen den Riffen und Untiefen der Lagune, mit ängstlicher Ungeduld den Tag erwartend, der so langsam herankam und den Jeder mit Freuden begrüßte.

An diesem Morgen (29. Mai) befand sich der Antarctic ungefähr 2 Meilen von der Durchfahrt entfernt, welche aus der Lagune ins offene Meer führt, und um 7 Uhr war er gänzlich aus dem Bereich der Massacre-Inseln; diesen Namen gab Morrell dieser Gruppe, weil eine ihrer Inseln mit dem Blute der Seinigen getauft worden war. Er hatte keinen Augenblick zu verlieren. Die Verzweiflung der Wilden war durch den unvollständigen Erfolg ihrer Treulosigkeit und durch ihren starken Verlust an Mannschaft gesteigert worden. Ihre Streitkräfte wuchsen mit jedem Augenblick, denn es war ein Aufruf an alle Einwohner der benachbarten Inseln erlassen worden, den Antarctic mit einer imposanten Macht anzugreifen, und der Kapitän hatte nur noch 11 waffenfähige Mann zu seiner Vertheidigung. Er hielt es deßwegen für das Beste, unter Segel zu gehen, Jeder nahm seinen Posten ein und hielt sich bereit, den Feind zu empfangen, der mit einer unzählbaren Menge von Kanots vorrückte.

In diesem kritischen Augenblick erklärte sich der Himmel für die Weißen; ein günstiger Wind blies aus Osten, und bald sahen sie zu ihrer großen Freude, daß die Wilden, schon weit hinter ihnen, ihre Verfolgung aufgaben. Zum Glück hatten sie so den Muth verloren, denn der Wind ließ bald nach, und die Windstille, welche nun eintrat, hätte ihnen unheilbringend werden können. Endlich führte sie ein günstiger Wind nach Manilla, wo der Kapitän des Antarctic seine Verluste wieder ersezte; er verdreifachte die Zahl seiner Mannschaft und verstärkte sein Arsenal und seine Munition.

Am 13. September 1830 kam Morrell, den dieses Mal seine

Gemahlin begleitete, wieder vor den Massacre-Inseln an. Einer seiner Matrosen, Shaw, den er für umgekommen gehalten hatte, erscheint und erzählt von seinen langen Leiden unter den Wilden. Die Mannschaft athmet Rache; der Kapitän behält mehr Mäßigung; aber er will dieses Mal das Leben der Seinigen nicht den Freundschaftsversicherungen Nero's und Hennins anvertrauen. Er sezt sich auf einer unbewohnten Insel fest, und denkt an kein anderes Geschäft, ehe er zu seiner Vertheidigung eine Art Fort von Holz oder vielmehr eine Plateform errichtet und bewaffnet hatte, auf welches 4 kupferne Steinböller aufgestellt wurden. Sodann errichtet man einen 140 Fuß langen, 35 Fuß breiten und 23 Fuß hohen Schuppen zu Bereitung des Tripangs.

„Am 16. September," sagt Madame Morrell, „war Alles zur Arbeit bereit, als wir eine große Menge Kanots neben der Massacre-Insel erscheinen sahen. Shaw sagte uns, diese Flotte gehöre auf eine andere Insel, und er habe sie nie in diesen Strichen gesehen. Mein Mann, der ihre Plane ahnte, wollte Niemand von der Mannschaft erlauben, am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde ans Land zu gehen. An diesem Tage kam ein Häuptling nach ihrer Gewohnheit, und bot uns Früchte an, aber man schickte ihm keine Schaluppe entgegen. Er wartete einige Zeit, und nahm seine Richtung endlich nach der Insel, wo unser Fort errichtet war, und die Morrell zum Andenken an den tapfern Offizier, der an jenem mörderischen Tage gefallen war, Wallace-Insel benannt hatte. Außerordentlicher Weise hatte kein Eingeborner den Fuß auf die Insel gesezt, seit die Arbeiten dort begonnen worden waren. Aber bald erkannten wir ihre wahren Absichten; 100 ihrer Kanots, die bisher durch die Massacre-Insel verborgen gewesen waren, erschienen plötzlich und steuerten auf die Wallace-Insel zu. Wir sahen, daß sie uns Krieg brachten und der Antarctic rüstete sich zum Kampfe. Der Häuptling, der uns hatte Früchte bringen wollen, war der Erste, der vor dem Fort ans Land stieg; er stieß das Kriegsgeschrei aus, und 200 Krieger, welche unter Begünstigung der Nacht sich in dem Walde versteckt hatten, kamen plötzlich hervor, und rückten auf das Fort los. Unsere Verschanzung wurde von zwei Seiten auf einmal angegriffen, die Wilden schoßen einen Hagel von Pfeilen gegen dasselbe ab, welche zischend an demselben hangen blieben. Die Garnison hielt Stand, und wartete ruhig, bis die Stürmenden bis auf geringe Entfernung herangekommen waren; nun spieen unsere mit Kartätschen geladenen Steinböller Tod aus; eine Musketensalve folgte ihnen, und sogleich entlud sich die schwere Batterie des Antarctic, die mit mörderischer Genauigkeit auf die Flotille der Barbaren gerichtet war. Die Wirkung war schrecklich; der Feind begab sich eiligst auf die Flucht, von Todten und Verwundeten mitnehmend, was er konnte, die Erde war mit den Waffen der Gebliebenen wie besäet. Da die Wilden einen solchen Empfang nicht erwartet hatten, so war ihr Schrecken außerordentlich, der Kanonendonner, vom Echo der Wälder wiederholt, schreckte Frauen und Kinder aus ihren Schlupfwinkeln auf; sie hatten nie ein solches Gekrach gehört, selbst in dem ersten Kampfe nicht, den sie dem Antarctic geliefert hatten. Die Eingebornen, welche zum Angriff gelandet waren, suchten sich durch Schwimmen zu retten; zugleich zog die Garnison die amerikanische Flagge über die Verschanzung auf, und wurde durch die Mannschaft des Schooners begrüßt, wo Alles sich der Freude über den Sieg überließ, der keinen Mann gekostet hatte, und

wobei nur zwei der Unsrigen verwundet worden waren. Die Musik spielte die Nationallieder Jankee Doode und Rule Britannia.“

Vergessen wir nicht, daß die Erzählerin dieses Kampfes und dieses Blutbades eine bescheidene und stille Frau ist, die erzählt, was sie gesehen hat, und den Kampf, dem sie beigewohnt hat.

„Was mich betrifft“, fährt Madame Morrell fort, „so sah ich dieß Alles ohne irgend ein Gefühl von Furcht mit an, so leicht ist es für eine Frau, sich zu dem Muthe Derjenigen zu erheben, die sie umgeben. Hätte ich einige Monate zuvor die Schilderung eines solchen Kampfes gelesen, so würde ich beim geringsten Zufall geschaudert und bei jedem Detail gezittert haben; als ich aber um mich her so viel Eifer und Muth sah, beim Anblick der Kaltblütigkeit, mit der Jeder seine Pflicht vollzog, fand ich, daß ich der Furcht unzugänglich sey, und ich blieb auf dem Verdecke so ruhig, als eine Heldin der alten Tage. Das einzige Gefühl, das mich beseelte, war Mitleid mit jenen armen, unwissenden, verirrten Kreaturen, welche die Gestalt von Menschen hatten und deren Seelen gerettet werden konnten. Muß man mit Blutvergießen anfangen, wenn man die Civilisation zu diesen blinden Völkern bringen will? In der Lage, in der wir waren, konnten wir nichts Anders thun.“

Trotz dieses Sieges konnten Morrell und seine Amerikaner nicht ruhig auf diesen Inseln seyn. Immer legten ihnen die Wilden wieder neue Fallen, immer hatten sie neue Scharmützel zu bestehen. In einem solchen wurde der wilde und treulose Häuptling Hennin getödtet. Man sammelte und bereitete 200 Pickles Tripangs zu. Ein Pickle ist so viel als 125 Pfund. Dieser Tripang, sagt Morrell, ist der beste, den man auf irgend einer Insel finden kann.

Wegen der wiederholten Angriffe der Wilden und wegen Mangels an Lebensmitteln gab Morrell sein Geschäft auf und verließ endlich diese Striche am 3. November beim Schein des von der Mannschaft in Brand gesteckten Forts und Schuppens, die er in einer andern Hoffnung errichtet hatte. Der Schooner nahm seine Richtung nach Osten. Am folgenden Morgen befand er sich neben der Nordküste der Insel Buka, deren Bewohner denen der Inseln, welche man eben verlassen hatte, in allen Punkten gleich zu seyn schienen; nur waren die Piroguen größer, hatten eine stärkere Bemannung und fuhren schneller.

Nun wird man fragen, was waren die Massacreinseln? Nachdem man die Erzählung Morrells und die alten und neuen Karten recht geprüft hat, so wird man sich trotz der Ungenauigkeit der Lagebestimmungen und der Widersprüche, welche man in dem Reiseberichte des amerikanischen Kapitäns findet, doch überzeugen, daß diese Inseln keine andern sind, als die, welche Carteret entdeckte und die seinen Namen führten, ehe der amerikanische Kapitän auf die Welt kam.

Wir wollen noch einige Zeilen beisetzen. Wir haben gesehen, daß der Matrose Shaw wieder zu Morrell kam, als der Antarctic wieder bei jenen Inseln eingetroffen war. Die Schilderung, welche er von seinem Aufenthalte unter den Wilden machte, ist, wenn gleich einige Uebertreibung darin herrscht, doch interessant und enthält einige merkwürdige Details über die Sitten der Eingebornen.

Shaw war in die Wälder geflohen, während seine Gefährten unter den Keulen der Wilden fielen. Am folgenden Morgen wurde er ergriffen,

und ein Wilder brachte ihm einen Keulenschlag bei, daß er wie todt zu Boden stürzte; aber der Häuptling Hennin erwählte ihn zu seinem Diener. Dem armen Shaw war das Hirn zerschmettert; sein Herr verband ihm seine Wunde, indem er sie mit heißem Wasser füllte, und dieses darin ließ, bis es erkaltet war, sodann warf er eine Menge Sand hinein.

Der Amerikaner mußte aus dem Eisen von dem Schuppen Morrells für seinen Herrn Messer machen. Die Kinder enthaarten ihm seinen ganzen Leib und man zwang ihn, sich den Bart mit scharfen Muschelschalen abzuschneiden; der Hunger quälte ihn und er wäre gestorben ohne die Ratten, die er so gut als möglich zurichtete, aber im Geheimen, denn sie waren eine für die Häuptlinge bestimmte Speise.

Der unglückliche Matrose brachte nach und nach aus seiner Wunde den Sand wieder heraus und genaß. Acht Tage vor der zweiten Erscheinung des Antarctic sollte er gebraten und gegessen werden, wenn der König dieser Inseln zum Opfern eingetroffen wäre. Endlich sandte man ihn in dem Augenblick, wo das Schiff erschien, als Parlamentär ab, und so wurde dieser Märtyrer der Wilden glücklich gerettet.

Ueber den physischen und moralischen Charakter der Eingebornen sagt er Folgendes: Sie sind im Allgemeinen groß, gut gewachsen, kräftig und gewandt: ihre glatte Haut ist weniger schwarz als die der Neger; ihre Haare sind leicht gekräuselt oder vielmehr seidenartig; ihre Physiognomie hat einen Ausdruck von Wildheit und Kühnheit, und sie sind tättowirt. Die Frauen gleichen den quarteronischen Mulattinnen. Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Kokosfasern; gewöhnlich aber sind Männer und Weiber nackt, blos mit Federn und Muschelschalen bedeckt, und die Häuptlinge zeichnen sich durch rothe Stirnbinden aus. Die Hütten sind von Bambusholz erbaut und mit Kokosblättern gedeckt.

Diese Gruppe gehorcht einem einzigen unumschränkten Könige; außer dem Selbstherrscher hat jede Insel einen besondern Häuptling und niederere Häuptlinge. Einige Insulaner sind Polygamen, die meisten aber haben nur Eine Frau, und diese sind sehr zurückhaltend, weil ihre Männer sie für die geringste Untreue mit dem Tode bestrafen. Nach der Aussage des amerikanischen Matrosen werden alle Kinder geopfert, ausgenommen die Kinder der Häuptlinge.

Arsacidenland und Insel Bougainville.

Das Arsacidenland, gesehen von Mindana, wurde im Jahr 1769 von Surville entdeckt und nimmt die nordwestliche Spitze des Salomons-Archipels ein. Fleurieu gab ihr diesen Namen, weil seine Einwohner einen treulosen und blutdürstigen Charakter zeigten, indem er sie mit den fälschlich Arsaciden genannten Assassinen Persiens oder Syriens verglich. Nach der Meinung Bougainville's gehört diese Insel zu der Luisiadegruppe. Ihre Lage ist 8° 36′ bis 9° 7′ südöstlicher Breite und 158° 37′ bis 159° 4′ östlicher Länge.

Die Insel Bougainville, so genannt zu Ehren des französischen Seemannes, der sie im Jahr 1768 entdeckte, ist hoch, gegen das nordöstliche Ende hin gebirgig, und ihr nördliches Ende läuft unmerklich in eine niedrige und schmale Landspitze aus, welche mit der Insel Buka verbunden zu seyn scheint. Sie ist bevölkert und liegt unter 5° 32′ bis 6° 55′ südlicher Breite und 152° 14′ bis 153° 25′ östlicher Länge.

Insel Buka.

Diese Insel wurde im Jahr 1767 von Carteret entdeckt, der sie Winchelsea nannte, und wiedergesehen von Bougainville, Shortland, d'Entrecasteaux und Duperrey. Lage 5° 0' südlicher Breite und 152° 14' (nördliche Spitze) östlicher Länge. Buka wird sie von ihren Bewohnern genannt.

„Die ganze Oberfläche der Insel Buka," sagt Lesson, „ist einförmig und erscheint dem Auge als ein weites, sehr hohes Plateau. Ihr Anblick ist sehr angenehm, und überall zeigt sich eine thätige und kräftige Vegetation; sogar die Felsen am Meeresufer sind mit Blätterguirlanden bekleidet: majestätische Bäume und ein Gürtel schöner Kokosbäume krönen das Ganze. Das Meer bricht sich an einigen sandigen Strichen des Ufers mit Heftigkeit, die von Ferne wie Flecken am Fuße der steilen Mauern erscheinen, die das Plateau der Insel tragen. Wir erblickten am Ufer viele Leute, die durch den Anblick unseres Schiffes angezogen wurden; sie waren nackt. Von allen Piroguen, welche ins Meer gelassen wurden, kamen blos zwei zu uns heran; sie trugen 6 Mann, welche beim Anblick der starken Bemannung des Schiffes keine Besorgniß zeigten; sie tauschten ihre Waffen aus, die mit größter Sorgfalt gearbeitet waren. Ihre Bogen und Keulen waren von rothem Holz, sorgfältig ausgeschnizt und auf verschiedene Weise bemalt. Das Eisen war für sie die kostbarste Waare, und nie empfingen sie ein Beil, das sie Niko nannten, ohne durch einen Schrei ihr Vergnügen auszudrücken. Die Bewohner der Insel Buka sind Papua's von mittlerer Größe, die höchstens 5 Fuß und 3 oder 4 Zoll groß und deren Glieder schwächlich und nicht sehr muskulös sind. Ihre Haut hat eine dunkelbraune Farbe mit einem gelblichen Schein; ihr langes und krauses Haar war zerzauset, wie bei den Bewohnern von Beguiu. Ihre Gesichtszüge waren nicht angenehm, und ihre Nase war nicht platt. Ihre ganze Kleidung bestand in einem Strick um den Leib in der Gegend des Nabels. Auf dem Vordertheile eines Bootes war ein junger Mann, der mit sehr dicker rother Farbe eingerieben war und auf der Stirn einen großen, runden, weißen Flecken trug. Dieser Stutzer schien sehr stolz auf seinen Schmuck zu seyn, der durch zwei Büschel rother Federn, die in seinen Ohrläppchen hingen, und durch Blumen von derselben Farbe, die in das Haar gesteckt waren, sehr erhöht wurde. Ein zweiter hatte den ganzen Kopf mit Ocker und Oel eingerieben. Alle hatten halberhabene Narben in der Form von warzenartigen Erhöhungen auf der Schulter symmetrisch angebracht; das linke Faustgelenk war mit einem Ringe von Rinde umgeben. Ein einziger trug auf der unteren Lippe eine Muschel, welche das Kinn bedeckte, wie die Bewohner der nordwestlichen Küste von Amerika. Ihre Kämme, welche ganz nach dem Muster der Kämme verfertigt sind, welche man bei den Bewohnern von Beguiu sieht, waren ebenfalls mit Perlmutterstücken verziert; endlich kauen alle Betel, und darum sind ihre Zähne angefressen, und die Lippen, die Zunge und das Zahnfleisch ganz blutroth." — Die Insel Buka ist stark bevölkert, und dem gelehrten Labillardière, dem Naturforscher der Expedition d'Entrecasteaux's, zufolge hört man auf dieser Insel und den Inseln Sesarga und Contrariétés einige Worte der malayischen Sprache.

Verzeichniß der übrigen Inseln des Archipels von d'Urville.

Insel Shortland, gesehen von Bougainville im Jahr 1768, wiedergesehen von Shortland im Jahr 1788, wiedererkannt von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Eine Insel oder vielmehr eine Zusammensetzung von Inseln von 30 bis 36 Meilen im Umfang. Im Westen liegen noch mehrere Inselchen. Südliche Breite 7° 9', östliche Länge 153° 20' (südliche Spitze).

Tresorerie-Inseln, entdeckt von Bougainville im Jahr 1768, gesehen von Shortland im Jahr 1788, wiedererkannt von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Eine Gruppe von einigen nicht sehr hohen, gut bewaldeten Inseln, welche sich auf 7½ Meilen von Nordnordost nach Südsüdwest erstrecken. Südliche Breite 7° 25', östliche Länge 153° 10' (Mitte).

Insel Choiseul, wahrscheinlich entdeckt von Mindana im Jahr 1567, zum ersten Male bezeichnet von Bougainville im Jahr 1768, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769, von Shortland im Jahr 1788, und vom Kapitän Cornwallis im Jahr 1796. Der östliche Theil ist noch sehr unvollkommen bekannt. Eine hohe, stark bevölkerte Insel, welche sich von Nordwest nach Südost auf 80 Meilen erstreckt, und deren Breite zwischen 10 und 20 Meilen wechselt. Sie liegt unter 6° 36' bis 7° 34' südlicher Breite und unter 153° 41' bis 154° 57' östlicher Länge.

Die Inseln Allen und Middleton, entdeckt von Shortland im Jahr 1788, der daraus zwei Kaps machte. Nach Krusensterns Meinung sind beide Inseln nicht sehr groß. Südliche Breite 7° 28', östliche Länge 153° 54' (Insel Middleton).

Insel Simbu, entdeckt von Bougainville, wiedergesehen von Shortland im Jahr 1788; ein sehr hohes und stark bevölkertes Land; seine Bildung ist unbekannt. Im Süden liegt die kleine Insel Satisfaktion. Lage: 8° 17' südlicher Breite, 154° 12' östlicher Länge (Südspitze, Insel Satisfaktion).

Insel „der ersten Ansicht", entdeckt von Surville im Jahr 1769, wiedergesehen von Manning im Jahr 1792. Eine hohe Insel von 5 oder 6 Meilen im Umfang. Südliche Breite 7° 20', östliche Länge 154° 59'.

Insel Isabella, entdeckt von Mindana im Jahr 1569, gesehen von Manning im Jahr 1792. Eine große, gebirgige, stark bevölkerte Insel. Auf der Karte Krusensterns erstreckt sie sich auf 105 Meilen von Nordwest nach Südost, und ist 14 bis 16 Meilen breit, aber ihre wahre Größe ist noch unbekannt. Nordwestlich von ihr liegen kleine Inseln, wovon zwei durch Manning die Namen Jane und Neurne erhielten. Lage: 7° 16' bis 8° 28' südlicher Breite und 155° 18' bis 156° 54' östlicher Länge.

Ramos-Inseln, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von dem Indispensable im Jahr 1794; eine Gruppe von zwei oder drei Inselchen, umgeben von einem Riff. Südliche Breite: 8° 24'; östliche Länge 157° 42'.

Ortega-Inseln, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von dem Indispensable im Jahr 1794; zwei Inseln, je von 5 oder

6 Meilen im Umfang, aber nicht sehr bekannt. Südliche Breite: 8° 8'; östliche Länge 157° (Mitte).

Insel Gower, entdeckt von Carteret im Jahr 1767, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769; er nannte sie Ile inattendue (unerwartete Insel). Nach Carteret ist sie ein niedriges, flaches und stark bevölkertes Land, das sich von Osten nach Westen auf 2½ Meilen erstreckt. Lage: 8° südlicher Breite, 158° 12' östlicher Länge.

Insel Malayta, entdeckt von Mindana im Jahr 1567; wiedergesehen von Carteret im Jahr 1767, und von Surville im Jahr 1769; nach Carteret ist sie eine hohe und gebirgige Insel, welche sich auf 10 Meilen von Osten nach Westen erstreckt. Südliche Breite 8° 24', östliche Länge 158° 10' (Nordspitze).

Insel Simson, entdeckt von Carteret im Jahr 1767, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769; nach Carteret eine kleine und niedrige Insel. Südliche Breite: 8° 30', östliche Länge 158° 43'.

Insel Galera, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769. Nach Ortega würde sie 6 Meilen im Umfang haben und wäre von wenig bekannten Riffen umgeben; 9° 28' südlicher Breite, 159° 6' östlicher Länge.

Insel Buena-vista, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769. Nach Ortega ein fruchtbares, gut angebautes und stark bevölkertes Land, das ungefähr 29 Meilen im Umkreise hat, und von kleinen, bewohnten Inselchen umgeben ist. Das Ganze ist kaum bekannt. Südliche Breite 9° 42', östliche Länge 157° 18' (Südspitze).

Insel Sesarga, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769, der sie Contrariétés-Insel nannte, und im Jahr 1790 von Ball, der sie Insel Smith nannte, und im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux. Eine hohe, stark bevölkerte Insel, welche sich auf ungefähr 7 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Südliche Breite 9° 49', östliche Länge 159° 43' (Mitte).

Inseln „der drei Schwestern", entdeckt von Surville im Jahr 1769, gesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1792; eine Kette von sehr kleinen, hohen Inseln, die sich auf 9 Meilen von Nordnordwest nach Südsüdost erstrecken. Südliche Breite 10° 14', östliche Länge 159° 40' (mittlere Insel).

Golfe-Inseln, entdeckt von Surville im Jahr 1769, wiedergesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Zwei hohe Inseln, wovon die größte sich auf wenigstens 4 Meilen von Norden nach Süden erstreckt.

Princesa-Insel, eine kleine Insel, nach der Karte Arrowsmiths südwestlich von den Hammond-Inseln, 12 Meilen nordnordöstlich von Princesa ist ein Riff, Namens Bridgewater. Entdecker und Datum der Entdeckung sind unbekannt. Südliche Breite 9° 5', östliche Länge 154° 46'.

Hammond-Inseln, entdeckt von Shortland im Jahr 1788, wiedergesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Drei hohe, bewaldete und bevölkerte Inseln, deren größte nach der Karte Krusensterns 14 bis 15 Meilen im Umfang haben würde: sie sind übrigens ganz unvollständig bekannt. Südliche Breite: 8° 32', östliche Länge 154° 55' (nordwestliche Spitze).

Insel Georgia, entdeckt von Shortland im Jahr 1788, wiedergesehen

aus der Ferne von Manning im Jahr 1792; der südliche Theil wurde im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux erforscht. Nach der Karte Krusensterns ist sie eine hohe, bevölkerte Insel, welche sich auf 40 Meilen von Osten nach Westen erstreckt, und 10 bis 12 Meilen breit ist; ihre Gestalt und Ausdehnung gegen Norden sind gänzlich unbekannt. Lage: 8° 35′ bis 8° 53′ südlicher Breite und 155° 14′ bis 156° östlicher Länge.

Insel Murray, wahrscheinlich entdeckt von Manning im Jahr 1792, wiedergesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Kleine, hohe Insel von 5 oder 6 Meilen im Umfang. Südliche Breite 9° 3′, östliche Länge 156° 30′.

Insel Marry, entdeckt im Jahr 1787 von Shortland, der nur ein Kap daraus machte, gesehen im Jahr 1792 von Manning und d'Entrecasteaux. Eine hohe Insel, welche sich von Nordnordwest bis Südsüdost auf wenigstens 10 Meilen erstreckt, und neben welcher mehrere kleine Inseln liegen. Wie weit sich die Gruppe nach Nordost erstreckt, ist gänzlich unbekannt. Südliche Breite 9° 6′, östliche Länge 156° 48′ (Westspitze).

Insel Guadalcanar, entdeckt im Jahr 1567 von Mindana, aus der Ferne wiedergesehen von Shortland im Jahr 1788, von Manning im Jahr 1792, zur Hälfte erforscht im nämlichen Jahre von d'Entrecasteaux. Die Straße Indispensable konstatirt ihre Trennung von der Arsaciden- und den benachbarten Inseln; aber die ganze nördliche Küste von Guadalcanar ist unbekannt. Sie ist eine gebirgige, stark bevölkerte Insel, welche sich auf 98 Meilen von Nordnordwest nach Ostsüdost erstreckt, und wenigstens 20 bis 25 Meilen breit ist. Einige kleine Inseln, ohne Namen und nur unbestimmt angezeigt, finden sich gegen die Südspitze zu, und überdieß in der Straße Indispensable. Lage: 9° 16′ bis 9° 59′ südlicher Breite und 157° 22′ bis 158° 34′ östlicher Länge.

Insel Cristoval, entdeckt im Jahr 1567 von Mindana, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769, von Shortland im Jahr 1788, zu zwei Drittheilen erforscht von d'Entrecasteaux im Jahr 1792, gesehen von dem Indispensable im Jahr 1794. Eine große, gebirgige und bevölkerte Insel, welche sich auf 72 Meilen von Nordwest nach Südost erstreckt, und 16 bis 18 Meilen breit ist. Die östliche Küste ist wenig bekannt. Lage: 10° 11′ bis 10° 53′ südlicher Breite, und 159° 2′ bis 160° 3′ östlicher Länge.

Insel Anna, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen von Surville im Jahr 1769, im Jahr 1790 von Ball, der sie Insel Syrius nannte, wiedererkannt von d'Entrecasteaux im Jahr 1792. Eine hohe Insel von 4 bis 5 Meilen im Umfang. Südliche Breite 10° 51′, östliche Länge 160° 8′.

Insel Catalina, entdeckt von Mindana im Jahr 1567, wiedergesehen im Jahr 1769 von Surville, der sie mit der vorigen Befreiungsinsel nannte, im Jahr 1790 von Ball, der sie Massey-Insel nannte, im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux. Eine hohe Insel von 3 bis 4 Meilen im Umfang. Südliche Breite 10° 54′, östliche Länge 160° 6′.

Insel Bellona, entdeckt im Jahr 1794 von Butler, dem Kapitän des Walpole; eine Insel von 6 Meilen im Durchmesser. Da seit Butler kein Seemann sie bezeichnet hat, so ist ihr Daseyn noch ungewiß. Südliche Breite 11° 11′, östliche Länge 157° 34′ (Mitte).

Insel Rennel, entdeckt von Butler, dem Kapitän des Walpole

im Jahr 1794 und wiedergesehen in demselben Jahre von dem Indispensable. Nach Krusenstern hätte sie 12 Meilen von Nordwest nach Südost. Südl. Br.: 11° 38′, östl. Länge 158° 21′ (südöstliche Spitze).

Ob sich gleich hier die Liste der Salomonsinseln schließt, so müssen wir hier noch als ihre geologische Verlängerung zwei gefährliche Riffe nennen, die in geringer Entfernung südlich von den vorigen Inseln liegen, nämlich: das Riff Pandora, entdeckt von dem Kapitän Edwards im Jahr 1791, ohne Zweifel dieselbe, welche im Jahr 1794 von dem Indispensable und im Jahr 1804 von Ruault Coutances wiedergesehen wurde. Dieses gefährliche Riff soll sich auf beinahe 40 Meilen von Norden nach Süden erstrecken, und die Spitze liegt unter 12° 8′ südlicher Breite und 159°? östlicher Länge; dann das Riff Wells, im Jahr 1791 von Edwards bezeichnet, unter 12° 21′ südlicher Breite und 156° 22′ östlicher Länge.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch eine Kette kleiner im Norden des Solomons-Archipels zerstreuter Inseln nennen, die beinahe die gleiche Richtung mit demselben haben.

Stewart-Inseln, entdeckt von Hunter im Jahr 1791, wiedergesehen von Wilson im Jahr 1797; eine Gruppe von 5 kleinen Inseln, wovon die zwei größten 3 Meilen im Umfang haben. Südliche Breite 8° 24′, östliche Länge 161°.

Das gefährliche Riff Bradley, entdeckt von Hunter im Jahr 1791, liegt unter 6° 52′ südlicher Breite und 158° 46′ östlicher Länge und erstreckt sich auf 15 Meilen von Westnordwest nach Ostsüdost. Das nicht minder gefährliche Riff Candelaria, entdeckt von Mindana im Jahr 1567 und wiedergesehen von Maurelle im Jahr 1781 (dieser nannte es Roncador) soll unter 6° 20′ südlicher Breite und 157° östlicher Länge liegen. Es ist sehr wichtig, mit Genauigkeit die Riffe zu bezeichnen, die für den Seemann hundertmal gefährlicher sind, als die gefährlichsten Inseln.

Howe-Inseln, entdeckt im Jahr 1791 von Hunter, der aber nur den südlichen Theil sah. Wahrscheinlich sind sie identisch mit den 1616 von Schuten und 1643 von Tasman gesehenen Inseln (dieser nannte sie Utong-Java-Inseln). Wahrscheinlich sind es auch zwei abgesonderte Gruppen. Wie dem auch seyn mag, so besteht die Gruppe, welche Hunter sah, aus einer großen Menge niedriger und bevölkerter Inseln, deren Umfang nicht bestimmt wurde. Südliche Breite 5° 39′, östliche Länge 157° 6′ (Südspitze).

Marqueen-Inseln, entdeckt im Jahr 1616 von Schuten, wiedergesehen im Jahr 1643 von Tasman, wahrscheinlich die nämlichen Inseln, welche der Indispensable im Jahr 1794 sah und Kokos-Insel nannte, die nämlichen, welche Mortlock im J. 1799 sah und Hunter-Inseln nannte, ob er sie gleich ein wenig weiter südlich sezt. Wie dem auch seyn mag, die Marqueen-Inseln bilden eine Gruppe von 14 oder 15 niedrigen und bewohnten Inseln, die höchstens 15 bis 20 Meilen im Umfang haben. Südliche Breite 4° 30′, östliche Länge 154° 8′.

Grüne Inseln, entdeckt von Schuten im Jahr 1616, wiedergesehen im Jahr 1767 von Carteret, der sie Hardy-Inseln nannte, im Jahr 1767 von Bougainville, der sie nur von Weitem sah; im Jahr 1781 von Maurelle, der sie Caimanen nannte, im Jahr 1792 von d'Entrecasteaux und im Jahr 1823 von Duperrey; beide sahen sie

auch nur von Ferne. Es sind grüne und bewohnte Inselgruppen, deren Größe noch unbekannt ist. Die grünen Inseln liegen unter 4° 33' südlicher Breite und 151° 49' östlicher Länge (Südspitze).

Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte des Salomons-Archipels ist uns beinahe unbekannt. Unter den vegetabilischen Erzeugnissen nennen die alten Reisenden den Gewürznelkenbaum, den Kaffeebaum, den Ingwer, den Citronenbaum und eine große Menge Bäume, welche wohlriechendes Harz oder Gummi geben. Auch fanden sie dort die Fächerpalme und den Brodbaum. Geflügel, Hunde und Schweine sind daselbst bekannt. Schöne Papageien, Schlangen, große Ameisen, Spinnen von ungewöhnlicher Länge, und Kröten mit einem Kamm auf dem Rücken bewohnen seine Felder, seine Gewässer und seine weiten und prächtigen Waldungen. Das Meer wimmelt von Fischen. Mindana behauptet, es gebe Goldminen und Perlen auf den Salomon-Inseln, und er soll welche daher mitgebracht haben. Burney sagt aber, man habe noch nicht die geringste Spur von goldhaltigem Boden entdeckt; indeß ist es doch nicht absolut unmöglich.

Wir wissen von einem Buguikapitän, der auf den Salomon-Inseln und sogar auf der Küste des östlichen Afrika's gewesen war, daß die Gebirge auf Isabella, und namentlich ein Pik Savira, sehr hoch sind. Eben derselbe versicherte uns, daß man auf St. Isabella, dessen Bewohner Kannibalen seyen, zahlreiche Reste von Seethieren und einige Fossilien von großen Vierfüßlern finde, wenn wir ihn recht verstanden haben. Er gab uns das Schienbein eines ungeheuren Säugethiers, das uns zum Mammuthgeschlechte zu gehören schien und einen Mastodontenzahn (beides sind urweltliche Thiere), einen vulkanisirten Palmbaumstamm, der in einem Krater der Insel Celebes gefunden wurde, und einige merkwürdige Gegenstände. Von dem nämlichen Bugui erhielten wir einen Theil einer Dronte, den wir auf unserem Schiffbruche verloren haben. Man weiß in Absicht auf jene Fossilien, daß mehrere Thiergattungen und Pflanzengeschlechter verschwunden sind; übrigens glauben wir auch, daß mehrere Welten untergegangen sind und unsere Zeit neue Schöpfungen erlebt. Wir werden uns auf die Beschreibung und Geschichte der Dronte beschränken, die wir einem der geschätztesten Magazine entnehmen, ohne den Verfasser nennen zu können.

Die Erde, welche wir bewohnen, wurde mehreremale von mächtigen Erschütterungen heimgesucht, welche jedes Mal ihre Oberfläche mehr oder minder veränderten, indem sie theils bisher versenkt gewesene Räume über die Gewässer erhob, theils im Gegentheil schon längst offen daliegende und bereits mit Pflanzen und Thieren bevölkerte Theile versenkte. Diese verschiedenen Katastrophen haben nicht blos die Vernichtung einer großen Anzahl von Individuen, sondern auch ganzer Gattungen herbeigeführt, welche keine andern Spuren ihres Daseyns hinterlassen haben, als einige in den Lagen, woraus die äußere Umhüllung des Erdkreises besteht, begrabene Reste.

Diese im Allgemeinen so unvollständigen und anscheinend so unbedeutenden Reste waren lange blos ein Gegenstand unfruchtbarer Neugierde und toller Vermuthungen, bis sie in die Hände eines Mannes von Geist fielen und für diesen eben so viele kostbare Medaillen wurden, mit Hülfe

derer er auf sicheren Basen die Geschichte der alten Zeiten, die Geschichte der Zeiten vor der Geburt des Menschen aufstellen konnte.

Das Erlöschen von Thiergeschlechtern, welche über weite Gegenden verbreitet waren, konnte blos das Resultat sehr allgemein verbreiteter Ursachen seyn, wie z. B. großer Umwälzungen auf der Oberfläche des Erdkreises; das Erlöschen von Gattungen, die auf einen kleineren Raum beschränkt waren, konnte dagegen die Wirkung rein lokaler und von geologischen Umwälzungen unabhängiger Ursachen seyn. Eine schwächere Gattung konnte durch eine stärkere und besser bewaffnete vernichtet werden; was in verschiedenen Epochen und besonders zu Anfang der jetzigen Periode, d. h. seit der Erscheinung des Menschen geschehen ist, der ja vorzugsweise ein Vernichter ist.

Um uns einen Begriff von dem zerstörenden Einfluß des Menschen machen zu können, wollen wir annehmen, die Wölfe, Biber und Bären, welche vor 1000 Jahren da waren, seyen Thiere gewesen, welche ausschließlich nur auf dieser Insel zu finden gewesen seyen, wie z. B. die Känguru's auf Neuholland, so wäre heut zu Tage das Geschlecht des Wolfes, des Bibers, des Bären vernichtet, wie es dem Geschlechte der Känguru's in einigen Jahrhunderten gehen wird.

Wenn der Gebrauch der Feuerwaffen einmal allgemeiner in Afrika werden wird, so wird die Gattung des Flußpferdes auch bald erloschen seyn; ebenso wird es später mit dem Rhinoceros und vielleicht mit dem Elephanten gehen, der als Hausthier sich nicht gerne fortpflanzt. Alles berechtigt uns zu der Annahme, daß, seit der Mensch auf Erden ist, mehrere Gattungen verschwunden sind; von einer wenigstens wissen wir es gewiß. Ueber die Dronte, welche noch vor zwei Jahrhunderten existirte, haben wir viele historische Nachrichten; aber doch werden wir durch dieselben nicht vollständig mit derselben bekannt gemacht, und es wäre unmöglich gewesen, ihr eine Stelle in den Abtheilungen der Zoologie anzuweisen, wenn nicht die von unserem berühmten Cuvier geschaffenen Principien der Wissenschaft auf eine genauere Bestimmung geleitet hätten. Die Holländer, welche zuerst auf Isle de France landeten, das damals unbewohnt war, sahen daselbst einen Vogel von hohem Wuchs und seltsamer Gestalt, dem sie den Namen Dronte oder auch Dodo gaben. Mehrere Naturforscher der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts sprachen nach den Beschreibungen und Zeichnungen der Reisenden von ihr und machen uns sowohl mit ihrer äußeren Gestalt als auch mit einigen Theilen ihrer inneren Organisation bekannt.

Im Jahr 1626 existirte die Dronte noch dort und Herbert versichert, sie um diese Zeit gesehen zu haben. „Diese Insel“, sagt er, „ernährt viele Vögel, unter denen ich den Dodo anführen muß, der sich auch auf der Insel Rodriguez findet, sonst aber, so viel ich weiß, in keinem andern Theile der Welt gesehen wurde. Man hat ihm den Namen Dodo wegen seiner Dummheit gegeben, und wenn er in Arabien gelebt hätte, so hätte man ihm eben so gut den Namen Phönix geben können, so seltsam ist seine Gestalt. Sein Leib ist ganz rund und so fett und dick, daß er gewöhnlich nicht weniger als 50 Pfund wiegt; diese Korpulenz und Fette kommt von der Langsamkeit seiner Bewegungen her. So unangenehm sein Anblick ist, so übelschmeckend ist auch sein Fleisch und widert sogar den Gefräßigsten an. Die Physiognomie des Dodo hat den Ausdruck einer Traurigkeit, als wenn er die Ungerechtigkeit fühlte, die die Natur ihm

zugefügt hat, indem sie ihm bei einem so schweren Körper so kleine Flügel gab, daß sie ihn kaum in der Luft tragen und blos anzeigen, daß er ein Vogel ist, woran man ohne dieses zu zweifeln versucht wäre.

„Sein Kopf ist zum Theil mit einer Kapuze von schwarzem Flaum geschmückt, zum Theil nackt, d. h. blos mit einer weißlichen beinahe durchsichtigen Haut bedeckt. Sein Schnabel ist stark gekrümmt und in einer Linie mit der Stirne geneigt; die Nasenlöcher liegen beinahe in der Mitte des Schnabels, der von diesem Punkt an bis in die Mitte des Schnabels theils hellgrün, theils blaßgelb ist.

„Der ganze Körper ist mit einem sehr feinen Flaum bedeckt, wie ihn junge Gänschen haben. Der Schwanz ist zerzaust, wie der Bart eines Chinesen, und wird von drei oder vier ziemlich kurzen Federn gebildet. Die Beine sind gerade, dick und von schwarzer Farbe; die Klauen sind spitzig.“

Herbert gibt ein sehr grobes Bild von dem Dodo. Das sorgfältigste wurde nach einem Gemälde entworfen, das ursprünglich dem Prinzen Moriz von Nassau gehörte und nun im brittischen Museum zu London sich befindet.

Kurze Zeit nach der Reise Herberts wurden auf diesen Inseln beträchtliche Niederlassungen von den Europäern errichtet und die Gattung der Dronte verschwand gänzlich. Es läßt sich leicht denken, daß dieser Vogel, der so wenig Gewandtheit besaß und zu groß war, um sich leicht verbergen zu können, den Verfolgungen der Menschen nicht entgehen konnte. Gewiß ist, daß man sich troz der sehr eifrigen Nachforschungen der Naturforscher besonders im lezten Jahrhundert keine Nachrichten über ihn verschaffen konnte. Einige Schriftsteller haben sogar behauptet, die Dronte habe niemals existirt und die von ihr gegebenen Beschreibungen seyen auf den Pinguin zu beziehen; diese Ansicht aber ist durchaus unhaltbar, denn außer den Abbildungen, von denen wir gesprochen haben und dem Zeugniß der Naturforscher, welche angeben, daß sie diesen Vogel gesehen haben, gibt es noch gut kenntliche Reste desselben, deren Ursprung bekannt ist. Ray, der in den Jahren 1676 und 1688 zwei Ausgaben des Werkes von Willughby veranstaltete, in welchem sich eine Beschreibung und Abbildung des Dodo befindet, die aus dem Werke des Bontius entnommen sind, bemerkt in einer Note, daß er diesen Vogel in dem Kabinet von Tradescant ausgestopft gesehen habe. Aus diesem Kabinet ging der Vogel in das Ashmoleanische Museum zu Oxford über und findet sich in einem Katalog von 1700 aufgeführt. Er blieb dort bis zum Jahr 1755, wo die Inspektoren, weil er verdorben war, ihn wegwerfen ließen und nur den Schnabel und einen Fuß behielten. Ein anderer Fuß, aus einer Sammlung der königlichen Gesellschaft herrührend, findet sich noch in dem brittischen Museum. Das war Alles, was man noch von der Dronte hatte, als im Jahr 1830 das Museum zu Paris eine Sammlung organischer Reste erhielt, die unter einer Lavalage gefunden und von Desjardins dahin geschickt wurden. Darunter fand man einige Vogelknochen, nämlich ein Brustbein, einen Kopf, ein Achselbein und einen Ellbogenknochen. Alle diese Knochen wurden von Cuvier für Theile der Dronte erkannt und überzeugten ihn, daß dieser Vogel zu dem Geschlecht der hühnerartigen Vögel gehört habe. Eine Reise, die dieser berühmte Naturforscher kurz nachher nach London machte, machte es ihm möglich, den Fuß,

der im brittischen Museum sich befindet und die im Ashmoleanischen Museum aufbewahrten Theile zu untersuchen. Das Ereigniß dieser neuen Untersuchung war eine Bekräftigung seiner ersten Ansicht, und lieferte zugleich den Beweis, daß es eine zweite Art, die sich von der ersten nur ganz wenig unterschied, gegeben haben mußte.

Historischer Abriß, Sitten und Gebräuche.

Wir haben dem Leser bereits gemeldet, daß der Salomons-Archipel von Mindana entdeckt wurde, welcher in dem wahrscheinlich auf der nordöstlichen Küste der Insel St. Isabella gelegenen Hafen Estrella ankerte.

Die Bewohner des Landes, sagt der spanische Bericht, beten Schlangen, Kröten und andere Thiere an. Sie haben mittlere Körpergröße, ihre Farbe ist braun, ihre Haare sind kraus, und sie bedecken blos die Schamtheile; sie nähren sich von Kokosnüssen und einer Art Wurzel, welche Benans genannt wird. Sie essen kein Fleisch und trinken blos Wasser; jedoch ist nicht zu zweifeln, daß sie Menschenfresser sind, denn ihr Häuptling schickte an Mindana als Geschenk das Viertel von einem Kinde, an dem noch ein Arm und eine Hand war. Der General, fügt der Bericht bei, ließ dieses Stück des Leichnams in Gegenwart der Eingebornen, die es gebracht hatten, beerdigen. Diese schienen beleidigt und bestürzt zu seyn über den schlechten Erfolg ihrer Sendung; sie gingen mit gesenktem Haupte wieder davon. Das Volk ist in Stämme getheilt, die in beständigem Kriege mit einander leben. Die Gefangenen werden zu Sklaven gemacht.

Mindana unternahm drei Expeditionen und starb in dem Lande, seiner Wittwe die Sorge hinterlassend, die Trümmer der von ihm daselbst gegründeten Niederlassung, die ihn nicht überlebte, weil Angriffe der Insulaner und Krankheiten ihr Gedeihen hinderten, auf die Philippinen zurückzuführen.

Die Spanier und später die Franzosen fanden auf diesen fruchtbaren Inseln eine Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen, und zwar von zwei verschiedenen Rassen, wovon die eine wollige Haare, aber keine so platte Nasen und so dicke Lippen hat, als die Neger, die andere aber kupferfarbig ist und lange Haare trägt, welche sie rund um den Kopf abschneiden; beide hatten 50 bis 60 Fuß lange und mit Schnitzwerk von seltener Eleganz verzierte Kriegspiroguen, die sie sehr gut lenkten, und merkwürdige Waffen; besonders ihre Bogen waren sehr elastisch. Die erste gehört wahrscheinlich zur Rasse der Papua's, die andere hat die Kennzeichen der malayischen Rasse, wenn der Bericht zuverlässig ist. Es wäre möglich, daß die Malayen und besonders die Bugui's durch die Dampiermeerenge auf die Salomon-Inseln gekommen wären, wenn diese unerschrockenen und unternehmenden Seefahrer nicht die Torresstraße passirt hätten. Da indeß noch so viel Ungewißheit über dieses Land herrschte, so möchte ich diese ethnographische Frage, die von großer Wichtigkeit wäre, nicht zu entscheiden wagen. Indeß würde dadurch meine Ansicht bestätigt, die ich in diesem Werke schon mehrere Male ausgesprochen habe, daß die Dayas von Kalemantan (Borneo) und die Buguis von Celebes sich in Polynesien und auf mehreren von Papua's bewohnten Inseln Melanesiens niedergelassen haben. Ich hatte den Vorschlag gemacht, unter dem Namen

Papuasien eine besondere Abtheilung aller von Papua's bewohnten Inseln zu bilden, um es zu unterscheiden von Australien und den von Andamenen bewohnten Inseln (welche ich Andamenien genannt hätte), um die zwei so verschiedenen schwarzen Rassen Melanesiens gut zu klassificiren. Ich habe ihn nur aufgegeben, um mich besser mit dem gelehrten d'Urville zu verständigen, der um diese Zeit die Abtheilung Melanesien vorgeschlagen hat, und ich habe den Namen Papuasien und Neuguinea gelassen, weil die französischen Gelehrten oft auch diesen Namen gebraucht haben, seit ich ihn vorgeschlagen habe.

Carteret fand zuerst die Salomon-Inseln wieder (1767). Im Jahr 1768 erkannte Bougainville die größte Strecke dieser Länder wieder, woraus er den zweiten Theil der Luisiade machte, die wir natürlich in dem Salomons-Archipel begriffen haben. Er legte beim Kap Satisfaktion an und erblickte sodann die große Insel, der er den Namen Choiseul gab. Auf Bougainville folgte der Kapitän Surville, welcher am 7. Oktober 1769 vor der Meerenge, welche die Inseln Choiseul und Isabella bilden, das Land erblickte, und am 13. auf dem nordöstlichen Theile der leztern Insel, in einer sehr großen, mit Inseln besäten Bai, der er den Namen Hafen Praslin gab, vor Anker ging. Es gibt keine weitläufigen und bemerkenswerthen Dokumente über diese Inseln, als die, welche von Surville oder seinen Offizieren gesammelt wurden, und die uns die Reise dieses tapferen französischen Kapitäns, dessen Abenteuer auf Neuseeland wir geschildert haben, geliefert hat.

Surville sandte zwei Boote unter den Befehlen seines Lieutenants Labbé ab, um einen Wasserplatz zu suchen. Da sie kein Wasser fanden, außer in einem Sumpfe, in dem man bis um den Gürtel versank, so gingen sie noch einmal aus, um Wasser zu suchen, und fanden endlich solches, das Tropfen für Tropfen von einem Felsen herabfiel. Die Eingebornen, welche als Führer dienten, hatten sie an diesen Ort geführt, der drei Meilen vom Schiffe entfernt war; dort wurde das Detachement von seinen Führern verlassen und fand nur mit größter Schwierigkeit den Rückweg wieder.

Inzwischen hatten die Eingebornen verschiedene Mittel angewendet, die französische Mannschaft ans Ufer zu locken, um die Boote an den Strand zu ziehen und scheitern zu lassen. Sie zeigten zu dem Ende prächtige Kokosnüsse, womit die Bäume des Waldes wie beladen waren; und da man ihren Aufforderungen kein Gehör gab, so suchten sie die Anker zu ergreifen und die Boote ans Land zu ziehen. Dieser Auftritt dauerte fort bis zur Rückkehr des Detachements.

Als Labbé wieder erschien, lauerten ihm 250 mit Pfeilen, Bogen, Lanzen und Keulen bewaffnete Wilde auf. Sie stürzten auf die kleine Schaar von 5 Mann, tödteten einen Soldaten, verwundeten den Sergeanten mit einem Lanzenstoße und die andern mit andern Waffen. Labbé selbst erhielt zwei Pfeile in die Schenkel und einen Stein an das Bein. Die auf so unerwartete Weise angegriffenen Franzosen gaben Feuer, und die Salve war um so mörderischer, als die Wilden sehr nahe standen. Dieses Feuer versezte die Wilden in große Bestürzung, und eine zweite Salve jagte sie in die Flucht. Der Tod eines Häuptlings war größtentheils die Ursache dieser plötzlichen und allgemeinen Bestürzung: Labbé selbst hatte ihn getödtet. Da er neben den Andern einen Eingebornen bemerkte,

welcher die Hände gen Himmel hob und die Krieger zu ermuthigen suchte, zielte er auf ihn und streckte ihn todt nieder. Neben ihm lagen 40 seiner Krieger; die Verwundeten waren von den Flüchtlingen weggetragen worden. Surville wollte aber durchaus Wasser haben, und um es zu bekommen, beschloß er, sich eines Wilden zu bemächtigen. Seinen ersten Versuch wollte er bei 5 oder 6 Wilden machen, welche sich auf ein benachbartes Inselchen gewagt hatten; aber sie entkamen in ihrer Pirogue, ehe man sie überraschen konnte. Alle und selbst ein schwer Verwundeter schwammen ans Land. Als ein anderes Mal eine Pirogue dem Schiffe ziemlich nahe gekommen war, suchte Surville die zwei Wilden, welche in derselben waren, mit List zu fangen. Zwei kaffrische Matrosen wurden in ein Boot eingeschifft, welches nach Art ihrer Piroguen hergerichtet war. Diese Leute mit nacktem Leibe und den Kopf weiß bepudert und geschmückt, wie die Eingebornen, suchten überdieß ihre Zeichen und Gebärden nachzuahmen. Getäuscht durch diese List, glaubten die Wilden dem Schiff so nahe kommen zu dürfen, als ihre vermeintlichen Landsleute. Man ließ sie herankommen, und sobald sie nahe genug waren, machten die französischen Boote Jagd auf sie, und da sie dieselben nicht einholen konnten, so schoßen sie auf die Flüchtlinge; einer von ihnen wurde getödtet und als er ins Meer fiel, schlug das Boot um. Der zweite wollte sich durch Schwimmen retten, aber wurde troz seines wiederholten Untertauchens ergriffen. Es war ein junger Mensch von 15 bis 16 Jahren, der sich mit großer Unerschrockenheit vertheidigte und in Ermanglung anderer Waffen seine Zähne gebrauchte. Als er ganz gefesselt auf dem Verdecke angekommen war, stellte er sich eine Stunde lang todt; als man aber den Versuch machte, ihn einige Male herabstürzen zu wollen, so beobachtete er die Vorsicht, die Schulter vorzubeugen, um den Kopf zu schützen. Endlich wurde er müde Komödie zu spielen, öffnete die Augen, und da er die Mannschaft Zwieback essen sah, so forderte er auch und verzehrte ihn mit großem Appetit. Man beobachtete jedoch die Vorsicht, ihn immer gefesselt zu halten, weil man besorgte, er möchte sich ins Meer stürzen. Um die Wilden einzuschüchtern, feuerte man an diesem Tage noch auf zwei Piroguen, welche vorüberfuhren. Am folgenden Morgen zeigte der Gefangene den so ersehnten Wasserplatz und man holte mehrere Male Wasser, wobei man die Vorsicht beobachtete, auf die Piroguen zu feuern, welche um die Boote herumstreiften. Von Erfrischungen konnten wir uns blos Kokosnüsse, Palmkohl, Austern und andere Muscheln verschaffen. All dieses war nicht erfrischend für eine Schiffsmannschaft, welche an Fiebern litt und beinahe zusehends abnahm. Dieser Aufenthalt war überdieß auch durch beklagenswerthe Zufälle ausgezeichnet: der verwundete Sergeant war gestorben; Labbé's Wunden schlossen sich erst 10 Monate nach dem Kampfe, woraus man schloß, daß die Pfeile vergiftet gewesen seyen. Der Gesichtsausdruck der Eingebornen im Allgemeinen hat etwas Wildes; einige kupferfarbige Leute haben glatte Haare. Im Allgemeinen tragen sie die Haare so lang, als die Ohren sind; andere scheeren sich den ganzen Kopf und behalten blos einen Büschel auf der Spitze des Kopfes bei und einige Flechten, welche über den Nacken herabhängen. Mehrere theilen den Büschel auf den Scheitel in kleine Flechten, welche sie mit einer Art Gummi einsalben. Die meisten bemalen sich die Augenbraunen und Haare mit Kalk gelb und machen sich einen weißen Streifen über den Augenbraunen

von einer Schläfe zur andern. Die Frauen, deren nur wenige gesehen wurden, machen sich gleiche Streifen über ihre Wangen und quer über ihre Brüste. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem Stück Matte, das sie um ihre Lenden legen. Die Männer tättowiren sich das Gesicht, die Arme und andere Körpertheile, und ihre Zeichnungen sind nicht ohne Anmuth. Die Ohrläppchen und Nasenwände werden durchbohrt und verschiedene Zierrathen hineingesteckt; um die Arme tragen sie Bänder von Weihkesselmuscheln oder Schildkrötenschalen, und in deren Ermanglung andere um das Faustgelenk, die blos aus kleinen Knochen von Fischen oder anderen Thieren bestehen und an einen Bindfaden gefaßt sind; bisweilen hängen sie auch an ihren Hals eine Art Kamm von sehr geschäztem weißem Stein. Andere befestigen sich auf die Stirne eine Muschelschale, welche mit der Perlmutter Aehnlichkeit hat. Am meisten fielen Survillen und seinen Gefährten Halsbänder, Ohrgehänge und sogar ganze Gürtel von Menschenzähnen auf. Wahrscheinlich kamen sie von den Feinden her, die nach der Schlacht verzehrt wurden. Ihr Bogen ist aus schwarzem Holze; die Schnur an demselben ist aus Latanbaumrindefasern verfertigt; der Pfeil, ein drei Fuß langes Schilfrohr, besteht aus Stücken, die durch einen sehr zähen Kitt mit einander verbunden sind; seine Spitze ist eine Rochengräte. Diese Pfeile lassen bisweilen ihre Spitzen in den Wunden, wodurch diese sehr giftig werden. Ihre Lanzen sind von schwarzem Latanholz, 8 bis 10 Fuß lang; oben ist ein 6 Zoll langer, mit starken Zacken versehener Knochen, wodurch die Wunden sehr gefährlich werden. Die 2 und einen halben Fuß langen Keulen sind gewöhnlich von rothem Holz und sehr gewichtig; die Eingebornen tragen sie im Gürtel. Die Schilde endlich sind von zusammengeflochtenen und bisweilen mit Troddeln von rothem und gelbem Stroh verzierten Rotangriemen. Diese Schilde haben eine doppelte Bestimmung: sie dienen bisweilen auch als Regendach. Ihre Werkzeuge sind Hämmer von einem schwarzen Stein, der mit Rotangbänder fest an einen Stiel befestigt ist; Hohlbeile von Weihkesselmuschelstücken, welche schiefe Kanten haben und an ein von Natur krummes Stück Holz befestigt sind. Haare und Bart schneiden sie sich mit geschärften Feuersteinen ab. Ihre Fischnetze machen sie aus Fasern der Latanbaumrinde. In ihren Piroguen fand man ein Fett von balsamischem Geruch, das man Anfangs für eine Art Salbe hielt: später aber erfuhr man, daß sie es statt Brennöl gebrauchen. Es gab wirklich ein helleres Licht als Wachskerzen und verbreitete einen sehr angenehmen Geruch. Es gibt auf diesen Inseln Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr, Yamswurzeln und verschiedene Sorten von Mandeln. Der Binao, offenbar der Benans Mindana's, dient den Eingebornen statt des Brodes. Reiche und grüne Landschaften waren bewohnt von einer Menge Kakatuas, von Loris, Waldtauben und Amseln, die größer sind als die europäischen. In den Morästen gibt es Curlis, Seelerchen, eine Art Becassinen, eine Art Enten, endlich Salamander, wovon einige vom Fuß bis zur Spitze des Schwanzes wenigstens 5 Fuß messen. Obgleich keine vierfüßigen Thiere gesehen wurden, so erfuhr man doch, daß es wilde Schweine in den Wäldern der großen Insel gebe. Ein Offizier, der sich mit den Naturwissenschaften beschäftigte, bemerkte eine neue Spinnenart, Ameisen von ungeheurer Größe und Fliegen von der Größe einer europäischen Bremse, deren Stich sehr schmerzhaft war. In den Wäldern traf er eine kleine zwei Fuß lange und daumendicke Natter,

auf deren Rücken gelbe und graue Würfel waren und deren Bauch hellgelb war. Ein Reptil, das er Kröte nennt, aber vielleicht ein Basilisk seyn dürfte, erregte besonders seine Aufmerksamkeit.

Diesem Berichte Surville's und seiner Offiziere wollen wir noch die Nachrichten anhängen, die ihnen ihr junger gefangener Wilder gab. Man nannte ihn Lova-Sarega. Er war zwei Jahre bei den Franzosen und Monneron, einer der Offiziere Surville's, sagt Folgendes über ihn:

„Kaum war er zwei Monate auf dem Schiffe, als wir bemerkten, wie leicht er unsere Sprache lerne; seine Fortschritte aber wurden durch einen dreimonatlichen Aufenthalt bei den Spaniern Peru's verzögert; nichts desto weniger brachte er es in dieser Zeit so weit, daß er sich in beiden Idiomen verständlich machen konnte.

„Zu Lima erregte seine Verwunderung am meisten die Höhe und Größe der Häuser. Er wollte nicht glauben, daß sie solid seyen, und um sich zu überzeugen, versuchte er die Mauern zu erschüttern. Seine Verwunderung stieg mit jedem Tage, als er die Beschäftigungen und Werke der Europäer sah, und bald sah er ein, wie sehr sie seinen Landsleuten überlegen seyen. Während der Ueberfahrt vom Hafen Praslin nach Peru ließ ihn Surville immer an seinem Tische essen; er erkannte dieß bald für eine besondere Gunst, weil die übrigen Schwarzen nicht so behandelt wurden, wie er. Beim Tode Surville's, der auf der Ueberfahrt von Lima nach Calao durch einen Zufall ertrank, zog sich der junge Lova von selbst von der Offizierstafel zurück und wollte als Bedienter Dienste leisten.

„Man hatte besondere Rücksicht für ihn, und gewiß verdiente er es auch durch seine guten Eigenschaften. Die Zeugnisse seiner Erkenntlichkeit haben immer bewiesen, daß er den Werth der Aufmerksamkeit fühlte, und nie hat er die Güte mißbraucht, welche man für ihn hatte.

„Der einzige Fehler, den man an ihm bemerkt, ist, daß er sehr leicht in Zorn geräth und sich der Verzweiflung überläßt, und man kann dieß blos seiner großen Empfindlichkeit zuschreiben; aber er läßt seinen Unwillen nur an sich selbst aus, und dieser dauert blos einen Augenblick: es ist der Zorn eines Kindes. Er hat viel Scharfsinn und begreift leicht und schnell, was man ihn lehren will.

„Seine Rechtlichkeit ist sehr zu loben: er liebt den Schmuck sehr, aber er entledigt sich desselben auch wieder gerne. Er kennt den Werth und Gebrauch des Geldes sehr gut; und doch legt er keinen großen Werth darauf. Sein höchster Wunsch ist Befriedigung seines Appetits. Er hat die glücklichsten Anlagen und ist frei von vielen Fehlern, vor welchen auch die sorgfältigste Erziehung nicht schüzt. Man erfuhr von Lova-Sarega, daß sein Land häufig durch die Kriege verheert werde, welche die Inseln gegen einander führen, die Gefangenen werden zu Sklaven gemacht, der König herrsche unumschränkt, nach dem Tode kommen die Menschen in den Himmel, sie hätten geschickte Aerzte und handeln mit einem beinahe ganz weißen Volke."

Die Untersuchungen Buache's und des gelehrten Fleurieu haben uns Gewißheit gegeben, daß die Inseln Surville und Bougainville wirklich der Salomons-Archipel Mindana's sind.

Der Engländer Shortland war der Erste, der diese Inseln wieder sah; da er sie aber nur von Ferne ansah, so glaubte er, wie Surville, nur ein großes und langes Land vor sich zu haben. Er nannte es Neu-Georgien, ein Name, der einer der Inseln, die er gesehen hat, geblieben ist.

Die Reise des berühmten d'Entrecasteaux war die nützlichste für die Geographie der Salomon-Inseln. Am 9. Juli 1792 begann er seine Untersuchungen vor der Insel Georgia, besichtigte sodann nach einander die Treforerie-Inseln, die Insel Shortland und die westliche Bai der Inseln Bougainville und Buka. Im Mai 1793 sezte er seine Nachforschungen wieder fort an den Inseln Anna und Catalina, sodann an der westlichen Küste der Insel San-Cristoval. Hernach besuchte er die Insel Sesarga, fuhr an der südlichen und östlichen Küste der Insel Guadalcanar hin, und sah endlich auch den südlichen Theil der Insel Georgia.

Einige Theile der Salomon-Inseln wurden im Jahr 1792 von Manning gesehen, der zwischen Isabella und Choiseul hindurchfuhr, im Jahr 1794 von dem Indispensable, der zwischen Cristoval und Guadalcanar und dann zwischen Isabella und Malayta hindurchfuhr, endlich im Jahr 1794 auch von Butler; aber da sie alle nur vorüberfuhren, so konnten sie keine weiteren Nachrichten über sie geben.

Vanikoro- oder La Perouse-Gruppe.

Diese Gruppe wurde von dem berühmten La Perouse entdeckt, der auf ihr den Tod fand. Sie besteht aus zwei Inseln von ungleicher Größe. Beide sind von einem Korallenriff umgeben, das ungefähr 36 Meilen im Umfang hat, und d'Urville gab der größeren (Vanikoro) den Namen Recherche, der kleineren den einheimischen Namen Tevai. Dillon hatte sie Amherst genannt. Recherche hat 30 Meilen im Umfang, Tevai blos 9. Nach den Beobachtungen der Astrolabe liegt der Hafen Vanu, den d'Urville Ocilipar nannte, unter 11° 4′ südlicher Breite und 164° 32′ östlicher Länge.

Die ganze Oberfläche dieser Inseln ist vom Ufer an bis auf die höchsten Berggipfel im Innern mit Bäumen bedeckt. Der höchste Punkt der Gruppe, der Berg Kapogo ist 474 Toisen hoch, und man sieht ihn auf 20 Meilen Entfernung. Außer den beiden Hauptinseln liegen in der innern Bai noch zwei Inselchen, wovon eine nach dem Stamme, der es bewohnt, Manevai heißt, und die kleine Insel Nanunha, die im nordwestlichen Theil der Gruppe liegt. Jedes dieser Inselchen hat nicht mehr als 500 Toisen im Umfang. Das gefährliche Riff, das die ganze Gruppe umgibt, bietet nur im Osten eine ungefähr 8 Meilen breite Durchfahrt. Minder beträchtliche Einfahrten in das Innere des Riffes, in welchem man 30 bis 40 Faden Tiefe und viele Korallenfelsen findet, welche oft 10 Fuß hoch hervorragen, trifft man auch auf andern Punkten. Ein zweites Riff, das mit der Küste zusammenhängt, geht ganz um die Inseln herum und macht auch für Boote den Zugang sehr gefährlich. Ocili und Païu sind die einzigen Punkte, wo die Küste sandig und also der Zugang leichter ist. Die Bevölkerung dieser übrigens fruchtbaren Inseln ist elend und schwächlich. Die Einwohnerzahl beträgt nicht mehr als 1500 Seelen. Das Innere ist ein ungeheurer, undurchdringlicher Wald; nur die Küsten sind bewohnt und das Land nur auf Eine Meile Entfernung vom Ufer angebaut. Am meisten Sorgfalt verwenden die Einwohner auf den Anbau des Taro, den sie zu ihrer Nahrung schaben *), der Yamswurzeln, der Bananen und des Inocarpus.

*) S. Blatt 221.

Naturgeschichte.

Die vulkanische Insel Vanikoro, die ganz mit Sternkorallenriffen umgeben ist, enthält Stoffe, welche nach ihren Kennzeichen, wie Cordier sagt, der tertiären Periode anzugehören scheinen, nämlich Doleriten, Basalte und graue Tuffsteine. Sie starrt ganz von Piken, deren höchste 300 Toisen hoch seyn können; ungeachtet der kräftigen Vegetation, welche sogar die höchsten Gipfel bedeckt, bemerkt man noch Lavaströme, welche einst von jenen Höhen herabflossen. Im Innern gibt es wahrscheinlich nur wenige Ebenen. Oft steigen die Berge bis zum Meere herab, und das Regenwasser bildet in Verbindung mit dem Wasser der Fluth Sümpfe, welche mit Leuchterbäumen bedeckt sind. Die Insel ist ganz davon umgeben, außer an drei oder vier Stellen, wo die Dörfer Tevaï, Nama und Vanu liegen, wogegen Tanema und Païu mitten in Sümpfen liegen. Die ungesunde Lage dieser Insel ist bei den Insulanern der Nachbarschaft so bekannt, daß die Tikopier den Franzosen der Astrolabe sagten, es genüge, nur einmal am Lande zu schlafen, um dort zu sterben, oder sich ein Fieber zuzuziehen, was sie ihnen durch sehr sprechende Gebärden andeuteten. Wirklich schrieb auch der Kapitän Dillon aus der Inselbai, daß die bedeutende Anzahl Kranker, die er gehabt, ihm nicht gestattet habe, seine Nachforschungen fortzusetzen. Da er seine Leute am Lande hatte schlafen lassen, so verlor er mehrere, besonders Tikopier, die ihm gefolgt waren. Fünf andere Tikopier, welche bei den Franzosen waren, brachten wohl den Tag am Lande zu, in der Nacht aber kamen sie zum Schlafen wieder an Bord zurück.

Auf einer so kleinen Insel gibt es keine Flüsse, sondern nur Bäche, welche während der Regenzeit durch den Regen genährt werden. Die einzigen Erzeugnisse von Bedeutung sind der Taro, der fad und von schlechter Qualität ist. Der Brodbaum, verschiedene Arten von Bananen, die Kokospalme und der Inocarpus, dessen nierenförmige Frucht den Geschmack der Kastanie hat. Es gibt auch noch mehrere andere Früchte, wie die Mangobeere oder Eugenia u. s. w. Von diesem Allem nähren sich die Einwohner, überdieß auch noch von Fischen, die sie mit Pfeilen erlegen. Auch gibt es wenige Schweine von einer kleinen schwarzen Rasse und auch einiges Geflügel.

Die einzigen wilden Säugethiere sind Ratten und Russetten. Unter den Vögeln findet man drei Arten von Tauben, den Muskatnußfresser, den mit dem rothen Käppchen und einen andern unbestimmten; kleine Krabbenfresser, den rothen und schwarzen Baumhacker, der auf den Marianen häufig vorkommt; zwei Amseln und einige Fliegenfänger, worunter auch der mit dem Fächer; und von neuen Gattungen die Amsel Vanikoro's. Insekten gibt es nur wenige.

Fische. Von neuen Gattungen findet man den Meerjunker Vanikoro's, den Meerjunker mit drei Flecken, den Sägezahn mit dem Gürtel, den Pempherides Vanikoros, den Zahnbrassen mit dem eingefaßten Schwanze, den gefleckten Cässio, den Diacopus mit gelben Bauchflossen, den orangefarbenen Diacopus, den Mesaprion mit dem Schwanzflecken, den Lembo pimelepterus, den Upenäus Vanikoro's, die längliche Cärange.

Von bekannten findet man den punktirten Diagrammus, den leo holocentrus, den holocentrus mit dem großen Kopf, den Glyphisodon

unioccellus, den Glyphisodon Bengalens, den Chorinemus von Isle de France, den punktirten Plattfisch, den Skolopsiden mit nackter Schläfe, den gegitterten Skolopsiden, den Amphiprion mit der schwarzen Tunika, die faserige Wassermücke, den Barschen mit Streifen, den Diakopus axillaris, den Chetodon vagabundus, den Plettus Commerson's, das Hackbrett mit stacheligem Bart, die Karange mit großem Auge, und die mit 6 Streifen, u. s. w.

Mollusken. Von neuen Gattungen die Seekatze Vanikoro's. Den mondförmigen Leptotheuthes, die Wendelschnecke Vanikoro's, die bandförmig gestreifte Heluine, den gerinnelten Cyclostomus, das gelbe Midasohr, die dickbauchige Thurmkräuselschnecke, die Mitra Vanikoro's, die Napfmuschel Vanikoro's, die Flügelschnecke Vanikoros, die gebänderte, thurmförmige Felsenschnecke und die ausgebauchte thurmförmige Felsenschnecke, die Melanie mit dem rothen Maule, die gemeine Halbmondschnecke, die gewundene Schüsselmuschel, die kreisförmige Patelloide, die äugige Käfermuschel, die eirunde Perlmuttermuschel, den röthlichen Modiolus, die blattähnliche Gähnmuschel, die längliche Cyrene, die seidenartige Korbmuschel, die glasartige Psammobie, die mit Kammern versehene Faßmuschel u. s. w.

Von bekannten Gattungen, die ausgeschlossene Wendelschnecke, die gefleckte Doris, die scharfe Doris, die gefaltete und die gefleckte Thurmkräuselschnecke, die gerinnelte Velutine, die gehörnte Trompetenmuschel, die Lambis spterocera, die geblümte Flügelschnecke, die Tutenschnecke Banda's, die dambretartige, die wurmförmige, die tulpenartige und die schwarzblaue Tutenschnecke u. s. w.

Die verschiedenen Thiere, welche wir aufgeführt haben, so wie sehr viele Zoophyten, als Holothurien, Spritzwürmer, Asterien, Aktinien, Asträen, sternförmige Polypenhäuschen, Polythoen, Madreporen, Zoanthen, Ritter, Cariophyllien, Alcyonen u. s. w. wurden alle lebend von Quoy abgebildet, welcher der Expedition d'Urville's beigegeben war, und oft von ihm mit einer Standhaftigkeit anatomirt, die Gefahren, Entbehrungen und Krankheiten trozte. Um die bewunderungswürdige Beharrlichkeit Quoy's, so wie seine nicht minder große Beobachtungsgabe gehörig würdigen zu können, muß man, sagt Gaimard, selbst Augenzeuge gewesen seyn.

Findet man eine passende Stelle, wo man das Netz auswerfen kann, so kann man Austern und Fische im Ueberfluß fangen, sonst kann man sich solche nur durch die Eingebornen verschaffen. Auf den Riffen fand Gaimard auch den Schäferstab, eine seltene und für die Sammlungen gesuchte Muschel. Sie wohnt in Polypen, in welche sie sich ein Loch gräbt. Ein von seinem Willen unabhängiger Umstand verhinderte ihn, sie in Europa so allgemein zu machen, als sie wirklich noch selten ist.

Charakter, Sitten und Gewohnheiten ꝛc.

Die Nachrichten, welche wir über die Sitten der Vanikorier haben, rühren von dem Verkehr des Kapitän Dillon mit den Tikopiern, so wie von dem Preußen Martin Buchart her, von dem wir bereits gesprochen haben. Sein langer Aufenthalt auf dieser Insel hat ihn in den Stand gesezt, sich über ihre Gebräuche vollkommen zu unterrichten. Er ist ein verständiger und glaubwürdiger Mann.

Der Kapitän Dillon, der alle nur möglichen Nachrichten über die

JNSEL VANIKORO

Eingeborne

Eingeborne

Vanikorier zu sammeln wünschte, befragte die Tikopier mit vieler Sorgfalt. Er hörte Folgendes über ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten.

Die Bewohner von Vanikoro sind im Allgemeinen klein, mager, schwächlich und haben ein elendes Aussehen. Die ungemeine Höhe der Stirne und ihr Schmälerwerden in der Gegend der Schläfe gibt ihnen einen seltsamen und wilden Ausdruck. Stücke Holz oder Muscheln, welche sie in die Nasenwand stecken, heben ihre Stumpfnasen nicht sehr hervor *). Behend, geschmeidig und munter sind beinahe zwar Alle, jedoch sieht man auch mit Aussatz und Geschwüren behaftete Leute. Die älteren Männer tragen das Haupt bloß und kurze Haare.

Die Frauen sind verhältnißmäßig viel häßlicher, als die Männer. So häßlich sie aber sind, so sind die Männer doch sehr eifersüchtig, und suchen sie den Blicken der Fremden sorgfältig zu entziehen. Ihre frühe erschöpften Brüste fallen nicht sehr zierlich herab, und gleich als ob die natürliche Herabdrückung nicht schnell genug vor sich ginge, so drängen sie ihre Brust noch durch einen Gürtel, den sie ein wenig über der Brustwarze anlegen, herab.

Die Tikopier versicherten den Kapitän, ihre Nachbarn seyen keine Kannibalen; wenn ein Feind in ihre Hände falle, sagten sie, werde er sogleich getödtet; sein Leichnam werde in Seewasser gelegt und dort aufbewahrt, bis das Fleisch von den Knochen falle; alsdann werde das Skelett herausgenommen, die Knochen abgeschabt, zerspalten und Pfeil- und Lanzen-Spitzen daraus gemacht.

Die Waffen der Vanikorier bestehen in schweren Keulen, Lanzen und Pfeilen: die lezteren werden mit einem röthlichen Gummi vergiftet, der von einem den Vanikoro-Inseln eigenen Baume bezogen wird. Sobald ein Mann mit einem vergifteten Pfeile an einem Gliede verwundet wird, so wird dieses schnell abgeschnitten, und derselbe dadurch bisweilen gerettet; ist aber die Wunde an einem Theile des Körpers, den man nicht leicht wegschneiden kann, so ergibt sich der Verwundete ruhig in sein Schicksal, ohne zu klagen, obgleich der Tod oft erst nach fünf- oder sechstägigen heftigen Schmerzen erfolgt.

Die Bewohner von Tikopia sagten dem Kapitän Dillon, es gebe in den Dörfern der Vanikorier ein der Gottheit geweihtes Haus: die Schädel aller getödteten und zu dem bei Vanu gescheiterten Fahrzeuge gehörigen Personen werden noch in dem Hauptgemache desselben aufbewahrt.

Die Vanikorier unterscheiden sich von beinahe allen Südseeinsulanern; sie haben, sagt Quoy, die schwarze Farbe der Neger, ihre kurzen und wolligen Haare, und gleichen ihnen auch in ihren Gesichtszügen.

Die Vanikorier sind im Allgemeinen klein und ziemlich schwächlich, sagt Qoy; merkwürdig ist an ihnen, daß ihre Stirne an der Seite eingedrückt zu seyn scheint, was von dem Hervorspringen des vorn stark gewölbten Stirnbeines und der starken Krümmung herrührt, welche die gebogene Schlaflinie beschreibt. Ihre Haare gehen nicht über die Stirne her, und sie tritt um so mehr hervor, weil sie die Haare sorgfältig zurückstreifen. Die stark hervorspringenden Backenknochen lassen das Gesicht auf den Seiten weiter hervortreten, als den Schädel. Ein anderer nicht minder bemerkenswerther Zug ist das geringe Hervorspringen der Nasenknochen, weßhalb dieses Organ an seiner Wurzel gleichsam zerquetscht zu seyn

*) S. Blatt 218 und 219.

scheint; eine auffallende Aehnlichkeit mit der Nase des Urangutang! Dadurch scheinen die bereits stark gewölbten Augenhöhlenknochen es noch weit mehr zu seyn. Die Nase selbst ist platt: sie steigern ihre Breite noch durch lange Stäbchen, welche sie durch die Nasenwand stecken. Einige durchbohren sich auch die Nasenflügel, und hängen ziemlich lange Schildkrötenringe hinein. Der untere Kinnbacken hat nichts Bemerkenswerthes. Die Form der Stirne macht, daß der Gesichtswinkel nicht sehr scharf ist. Am Ohre wäre nichts Außerordentliches, wenn sie das Ohrläppchen nicht durchbohrten und so erweiterten, daß man eine Faust hineinstecken könnte. Sonderbar ist, daß diese Theile, welche durch ihre Ausdehnung dünner werden sollten, durch das Ziehen und Reißen an Dicke so sehr gewinnen, daß man 8 oder 10 gewöhnliche Ohrläppchen daraus machen könnte. Das Auge ist ziemlich groß, eirund und liegt tief; der Augapfel ist hervorspringend, gewölbt, und gleicht an Gestalt und Farbe dem der Neger. Die Lippen sind dick und das Kinn klein. Die unteren Extremitäten, die bei einigen dünn und mager sind, erscheinen bei andern wohl genährt. Die Wade ist ein wenig hoch gestellt und der Fersenknochen springt bei den Meisten auffallend stark hervor, was bei der polynesischen Rasse nicht zu bemerken ist, dagegen eine zweite Aehnlichkeit mit den Negern darbietet. Die Haare der Vanikorier sind kraus, und ob sie dieselben gleich niemals abschneiden, so werden sie doch nicht besonders dick; sie hüllen sie in ein Stück Zeug ein, das ihnen lang über den Rücken herabhängt. Bei großen Feierlichkeiten tragen sie zierliche, schwarze und weiße Armbänder, die sie von dem Heiligen-Geist-Archipel bekommen, und die sie nicht selbst fabriciren können oder wollen. Ebenso verhält es sich mit ihren Waffen und einigen anderen Dingen. Aus Schildkrötenschalen machen sie sehr große Ringe, bis zu einem halben Pfund Schwere, und hängen dieselben in die Ohren; sonst sind sie ganz nackt, mit Ausnahme eines schmalen Stückes Zeug, womit sie ihre Schamtheile bedecken. Der Gebrauch des Betel verderbt ihre Zähne und gibt dem Munde eine unangenehme Röthe.

Sie sind, wie alle unter gleichen Breiten wohnenden Völker, dem Aussatz unterworfen. Diese Krankheit erscheint gewöhnlich in der Form der Elephantiasis. Das Gesicht des alten Häuptlings von Maneval war mit eiternden Geschwüren ganz bedeckt.

Was sollen wir über die Religion eines Volkes sagen, dem man nur mit größter Mühe etwas begreiflich machen kann, wenn es nicht physische Bedürfnisse betrifft. Sie scheinen keinen äußern Kultus zu haben, und man sah bei ihnen keine Götzen. Sie können Alles zu einer Gottheit weihen. So führte einst der alte Häuptling d'Urville zu seinem Atua, der ein Ameisen- oder Krabben-Loch mitten im Walde war; sie opfern diesen Göttern, und wenn sie etwas von den Franzosen erhalten wollten, so forderten sie es listiger Weise für ihren Atua.

Schätzt man die in 10 bis 12 Dörfern verbreitete Bevölkerung auf 1000 Seelen, so möchte das zu viel seyn. Nach dem Dorf Ocili zu urtheilen, das verlassen worden ist, dürfte sie nicht im Zunehmen begriffen seyn. 12 bis 15 Hütten enthalten einen Stamm. Sie sind viereckig oder oval; das Feuer ist in der Mitte, und der Rauch geht durch die Thüre hinaus, welche die einzige Oeffnung ist. Man sieht auch Mestizen von polynesischer Rasse. Diese Kreuzung scheint sie kräftiger und besonders auch verständiger zu machen.

Sprache, Gesänge und Tänze.

Die Sprache von Vanikoro ist sanft und angenehm.

„Was mir am meisten auffiel", sagt Gaimard, „ist, daß die Bewohner einen Dialekt der polynesischen Sprache und nicht den von Neuguinea und den umliegenden Inseln sprechen, wo sie doch herstammen. Sie verstanden die Tikopier und einen Tonga-Insulaner gut; was zu der Vermuthung berechtigen könnte, daß Polynesier in diese Striche früher auswanderten als die schwarze Rasse."

Wir werden eine Probe von ihrer Sprache geben, wie wir dieß bei den verschiedenen Völkern Oceaniens gethan haben. Es ist ein Gesang.

Pieneme fekaui pieneme,
Piekubi pieneme piekubi,
Pieneme fekaui pietanburu,
Pieneme fekaui pieneme,
Piekotscho piekubi piekotscho,
Piekove makubi piekove,
Pieneme piekotscho piekubi,
Pieneme makubi pieneme.
Pieneme piekotscho piekubi,
Pietanburu naudje nilini matschevi,
Pieneme piebuene matschevi,
Piekotscho assegnole tegnuli,
Aevivikora guran,
Bagnangora matscho matscho,
Agolite matsche matscho,
Natscheri debaba,
Agolite agolite mate mato,
Uaïnalili debabo,
Pieiovi pieneme piekotscho,

„Nachdem ich diesen Gesang geschrieben hatte," sagt Gaimard, „sang ich ihn vor den Bewohnern von Nama, welche mich umgaben. Ihre Verwunderung läßt sich nicht beschreiben; unmöglich läßt sich ihre wahrhaft wahnsinnige Freude schildern, mit der sie sich um mich drängten. Nach den Aufklärungen, welche ich über diesen Gesang erhalten habe, scheint er sich auf die Vereinigung beider Geschlechter zu beziehen. Nachdem ich gesungen hatte, führten die Eingebornen einen Tanz von Tikopia unter Begleitung von Gebärden auf. Abends wurden neben der Hütte Naro's andere Tänze aufgeführt. Zugleich hatte ich Gelegenheit, eine merkwürdige Beobachtung zu machen. Ein Eingeborner, Namens Vedevere, zeigte mir Narben, die von Wunden herrührten, die er durch Pfeilschüsse der Bewohner von Manevaï erhalten hatte; es ist also gewiß, daß diese Wunden nicht alle tödtlich sind, wie die Insulaner sagen, welche versicherten, ihre Pfeile seyen alle vergiftet. Freilich sagten sie auch, die Wunden können geheilt werden, wenn man die Blätter einer Schlingpflanze Namens Mere ganz klein kaue und darauf lege: dieses Mittel hatte Vedevere gebraucht."

Geschichte.

Vanikoro ist eine Insel, welche eine traurige Berühmtheit hat, weil der berühmte La Perouse an ihren Riffen scheiterte; Blosseville gab seinen Namen dieser Gruppe, und er ist allgemein angenommen worden.

Die neueren Reisen Dillons und d'Urville's haben uns Licht über diesen Punkt der Geschichte verschafft. Wir wollen, um ihn vollständig zu beleuchten, vom Anfang der Expedition ausgehen.

La Perouse wurde von Ludwig XVI. mit einer Reise um die Welt beauftragt, und der König faßte selbst seine Instruktionen ab. Der nächste im Kommando nach ihm war sein Freund, der Kapitän Delangle, ein sehr ausgezeichneter Offizier. Gelehrte und Seemänner vom größten Verdienst waren überdieß berufen, an den Arbeiten dieser abenteuerlichen Expedition Theil zu nehmen. Sonderbare Fügung des Schicksals, daß la Perouse und Delangle Opfer der Wellen und der Wilden wurden und Ludwig XVI. ein Opfer der Volkswuth! Der Kapitän Edwards sah diese Gruppe wieder im Jahr 1791, und gab ihr den Namen Pitt. Am 28. September 1791 liefen die beiden Schiffe Recherche und l'Esperance unter den Befehlen d'Entrecasteaux's aus Brest aus.

Als d'Entrecasteaux beim Kap der guten Hoffnung vorbeikam, erfuhr er, daß ein Bericht des Kommodore Hunter die Admiralitäts-Inseln als den wahrscheinlichen Schauplatz des Schiffbruches La Perouse's bezeichne. Sogleich nahmen die beiden Schiffe ihre Richtung nach diesem Archipel; aber wegen widriger Winde, und weil sie überdieß schlechte Segler waren, kamen sie erst am 28. Juli 1792 dort an. Ihre Nachforschungen waren vergeblich; kein europäisches Schiff schien in diesen Strichen gescheitert zu seyn. D'Entrecasteaux verfolgte seinen Auftrag weiter. Schöne wissenschaftliche Arbeiten, herausgegeben von Rossel und Labillardière waren allein ein Ersatz für die ungeheuren Kosten und unaussprechlichen Strapazen der Expedition. Nie litt das Personal einer Expedition so viel; die drei ersten Anführer starben, d'Entrecasteaux, Huon de Kermadec und d'Auribeau, und mit ihnen ein guter Theil der Mannschaft. Endlich wurden bei ihrer Ankunft auf Java die beiden Schiffe von der holländischen Regierung konfiscirt. Das Seltsame an dieser Reise ist, daß die beiden Schiffe an der Insel, welche sie suchten, an Vanikoro, vorüber kamen, das der Schauplatz des Unglücks la Perouse's war, und wo sie ohne Zweifel damals noch frische Spuren des Schiffbruchs und vielleicht noch lebende Glieder der Schiffsmannschaft getroffen hätten. Aber von dieser Zeit an bis zum Jahr 1825 wurde kein weiterer Nachforschungsversuch mehr gemacht. Die Urania und die Coquille, unter der Restauration nach dem Südmeere ausgeschickt, sollten diesen Zweck nicht verfolgen. Die Coquille kam in der Nacht vom 1. auf den 2. August 1823 4 oder 5 Meilen vor Vanikoro vorüber, ohne zu denken, daß diese Insel Spuren des traurigen Ereignisses bewahre.

Erst als das Ministerium den Plan des Kapitän d'Urville gegen Ende des Jahres 1825 annahm, dachte man daran, neue Nachforschungen anzustellen. Es hatte sich das Gerücht in Frankreich verbreitet, ein Wallfischfänger habe in den Händen von Wilden der Luisiade-Gruppe und Neukaledonien ein Ludwigskreuz und einige Medaillen gesehen. Die Nachricht schien zuverlässig zu seyn. Das Ministerium ließ sie nicht unbeachtet und d'Urville erhielt den Auftrag, sich zu erkundigen, in wie weit sie begründet sey, und die Lösung des Problems zu verfolgen. Der Name seines Schiffes Coquille wurde in Astrolabe umgewandelt.

Die Astrolabe ging mit sehr unsichern Angaben von Frankreich ab; aber auf ihrem Wege erwarteten sie kostbare Indicien. Ihr Aufenthalt zu Port-Jackson, weit entfernt, ihr etwas Neues zu offenbaren, machte d'Urvillen die in Frankreich verbreiteten Gerüchte sehr verdächtig. Glücklicher war er auf Tonga-tabu, wo er durch die Königin erfuhr, daß la

Perouse, nachdem er Botany-Bai verlassen hätte, bei Namuka angehalten habe.

Im Jahr 1826 kam der Kapitän Dillon, der im friedlichen Ocean sehr gut bekannt war, weil er seit 20 Jahren auf Handelsfahrzeugen ihn befahren hatte, auf seinem Wege von Valparaiso nach Bengalen am 15. Mai bei Tikopia an. Auf den Piroguen, welche am Schiffe anlegten, waren der Preuße Buchart und der Lascare Joë, die 13 Jahre vorher auf dieser Insel abgesezt worden waren; Joë stieg an Bord, handelte mit der Mannschaft, und verkaufte unter Anderem auch an den Waffenschmied einen silbernen Degengriff, auf welchem einige Buchstaben eingegraben waren. Der Lascare wurde darüber befragt, und antwortete, der Degengriff, so wie andere Kleinigkeiten, die auf Tikopia sich vorfänden, kommen von einer benachbarten Insel, Namens Vanikoro, an welcher einst zwei große Schiffe gescheitert seyen. Der Laskare versicherte, er habe vor sechs Jahren eine Reise nach Vanikoro gemacht und dort zwei alte Matrosen gescheiterter Schiffe gesehen; er sagte ferner, es seyen noch Trümmer des Schiffbruchs vorhanden und man würde noch einige bekommen können. Aus diesem Berichte schloß Dillon, diese Schiffe seyen die Schiffe La Perouse's gewesen. Er bewog Buchart, ihn nach Vanikoro zu begleiten; allein die Windstillen und Strömungen verhinderten ihn an dieser Reise. Bei seiner Rückkehr nach Calcutta theilte er seinen Verdacht der indischen Kompagnie und der asiatischen Gesellschaft in einem Berichte mit, der vollständiger ist, als das bisher hierüber der Oeffentlichkeit Uebergebene.

„Als ich den Degengriff untersuchte," sagt Dillon, „glaubte ich darauf die Anfangsbuchstaben des Namens La Perouse's zu entdecken, was in mir Verdacht erregte und mich bewog, weiter nachzuforschen. Durch die Vermittlung Bucharts und des Lascaren befragte ich einige Insulaner, wie ihre Nachbarn zu allen den silbernen und eisernen Gegenständen gekommen seyen, die sie besäßen. Sie antworteten mir, die Eingebornen von Mallicolo (Vanikoro) erzählen, vor vielen Jahren seyen zwei große Schiffe bei ihren Inseln angekommen, das eine habe bei Vanu, das andere bei Païu, die nicht weit von einander entfernt seyen, Anker geworfen. Einige Tage nachher und ehe sie mit dem Lande in Verkehr getreten seyen, habe sich ein Sturm erhoben und die beiden Schiffe ans Ufer getrieben. Das, welches bei Vanu Anker geworfen habe, sey an den Felsen gescheitert. Die Eingebornen hätten sich nun in Masse mit Keulen, Lanzen und Bogen bewaffnet ans Ufer begeben und einige Pfeile auf das Schiff abgeschossen, die Mannschaft habe mit Kanonenschüssen geantwortet und einige Wilde getödtet. Das Schiff aber sey endlich, von den Wogen gepeitscht und gegen die Felsen geschleudert, in Stücke gegangen. Einige der Mannschaft hätten sich in die Boote geworfen und seyen durch den Sturm ans Land getrieben worden, wo sie bei ihrer Landung von den Wilden bis auf den lezten Mann getödtet worden seyen. Andere hätten sich durch Schwimmen zu retten gesucht, aber bei ihrer Ankunft das Loos ihrer Gefährten getheilt, so daß kein Mann von dem Schiffe dem Tod entronnen sey.

„Das andere Schiff sey bei Païu gescheitert und auf eine Sandbank geworfen worden. Die Eingebornen seyen herbeigeeilt und hätten ebenfalls ihre Pfeile auf das Schiff abgeschossen; die Mannschaft aber sey so klug gewesen, diesen Angriff nicht zu erwidern. Im Gegentheil hätten sie den

Stürmenden Beile, Glasperlen und andere Kleinigkeiten als Friedenszeichen gezeigt und diese ihre Feindseligkeiten eingestellt. Sobald der Wind ein wenig nachgelassen habe, sey ein Greis in einer Pirogue ans Schiff gegangen. Dieser, ein Häuptling des Landes, sey sehr schmeichelhaft empfangen worden und man habe ihm Geschenke überreicht, die er angenommen habe. Er sey wieder ans Land zurückgegangen, habe seine Landsleute beruhigt und ihnen gesagt, die Leute auf dem Schiffe seyen gut und freundlich, worauf mehrere Eingeborne sich an Bord begaben und sämmtlich Geschenke empfangen hätten. Bald hätten sie dagegen der Mannschaft Yamswurzeln, Geflügel, Bananen, Kokosnüsse und Schweine gebracht; und das Vertrauen habe sich zwischen beiden Theilen befestigt.

„Die Mannschaft sey genöthigt gewesen, das Schiff zu verlassen. Die weißen Männer seyen ans Land gestiegen und haben einen Theil ihrer Vorräthe mit sich genommen. Sie seyen einige Zeit lang auf der Insel geblieben und hätten aus den Trümmern des größeren Schiffes ein kleineres erbaut. Sobald das kleinere Schiff segelfertig gewesen sey, sey es mit so viel Leuten, als es habe fassen können, nachdem es von den Insulanern mit frischen Lebensmitteln hinlänglich versehen worden, abgegangen. Der Kommandant habe den Leuten, die er auf der Insel zurückgelassen, versprochen, sie bald abzuholen und zugleich den Eingebornen Geschenke zu bringen; aber nie hätten die Eingebornen mehr von diesem Schiffe und seiner Mannschaft reden hören. Die auf der Insel gebliebenen Seeleute hätten sich unter die verschiedenen Häuptlinge vertheilt und seyen bei ihnen bis zu ihrem Tode geblieben; ihre Kameraden hätten ihnen Flinten und Pulver zurückgelassen und mit diesen Gegenständen hätten sie ihren Freunden in ihren Schlachten gegen die Bewohner der benachbarten Inseln wichtige Dienste geleistet.

„Der Preuße habe es nie gewagt, mit den Eingebornen eine Reise nach Mallicollo zu machen, aber der Lascare sey ein oder zweimal dort gewesen. Er versicherte, er habe zu Païu zwei Europäer gesehen, welche die Sprache der Insulaner gesprochen hätten und mit denen er verkehrt hätte. Es seyen Greise gewesen, die ihm gesagt hätten, sie hätten vor vielen Jahren in einem Schiffe, dessen Trümmer sie ihm gezeigt, Schiffbruch gelitten. Sie hätten ihm auch gesagt, es habe kein Schiff bei Mallicolo angehalten, seit sie daselbst seyen; da sie aber auf verschiedenen Inseln zerstreut seyen, so wissen sie nicht, wie viel von ihnen noch am Leben seyen.“

Die ostindische Kompagnie beschloß auf einen von dem Generalgouverneur des brittischen Indiens an sie erstatteten Bericht, eines ihrer Schiffe, der Research, solle unter den Befehlen Dillons auf den Vanikoro-Inseln Nachforschungen anstellen und den Schiffbruch des französischen Kapitäns so sorgfältig als möglich konstatiren. Es wurde nichts versäumt, um überdieß die Expedition für die Naturgeschichte so nutzbringend als möglich zu machen. Der Doktor Tytler, durch mehrere wissenschaftliche Werke bekannt, wurde der Naturforscher und Historiograph der Sendung. Die Kompagnie verwendete 1000 Rupien zum Ankauf von Geschenken für die Eingebornen und stellte einen französischen Agenten an Bord an. Am 23. Januar 1827 lief der Research aus. Kaum hatte die Fahrt einige Tage gedauert, als sich heftige Streitigkeiten zwischen dem Doktor Tytler und dem Kapitän Dillon erhoben. Sie wurden so lebhaft, daß bei der Ankunft des Schiffes zu Hobart Town der Doktor, der sich über schlechte

Behandlung von Seiten Dillons zu beklagen hatte, vor einem Kriegsgericht Klage führte. Dillon wurde für schuldig erkannt und zu zweimonatlichem Gefängniß und einer Geldstrafe von 50 Pfund Sterling verurtheilt; überdieß sollte er eine Kaution von 400 Pfund Sterling als Bürgschaft für sein zukünftiges Benehmen stellen. Da die gegen Dillon erkannte Strafe eine Verzögerung der Reise verursachte, so wollte man zuerst seine Stelle durch einen Andern ersetzen; allein der listige Kapitän hatte Niemanden die Lage von Vanikoro entdeckt, und unter der Anführung eines Andern konnte die Sendung fehlschlagen. Man mußte also einen Theil des Urtheils unvollzogen lassen: Dillon mußte die Geldstrafe und die Kaution erlegen, allein die Gefängnißstrafe wurde ihm erlassen. Als dieser traurige Vorfall beigelegt war, ging der Research am 20. Mai unter Segel, hielt am 3. Juni nur kurz bei Port Jackson an und ankerte am 1. Juli vor Korora-Recka in der Inselbai. Sodann berührte er Tongatabu, Rotuma und Tikopia. Auf der leztern Insel nahm er einen Eingebornen, Namens Ratia ein, der als Führer und Dolmetscher dienen sollte. Er verschaffte sich daselbst verschiedene Gegenstände von den gescheiterten Schiffen. Am 7ten endlich warf der Research in dem kleinen Hafen von Vanu in der östlichen Bai Anker. Durch Geschenke wußte sich Dillon eine Menge Gegenstände von den gescheiterten Schiffen zu verschaffen. Die meisten waren Hacken, Bolzen, eiserne Ringe, Anker und andere Eisenstücke, Räder von Winden, Kessel, Löffel, Platten und Trichter von Kupfer, verschiedene Bruchstücke von astronomischen Instrumenten und Küchengeräthschaften. Das wichtigste war eine bronzene Glocke, einen Fuß im Durchmesser haltend. Auf der einen Seite befand sich ein Kruzifix zwischen zwei Figuren, auf der andern strahlte eine Sonne und das Ganze hatte die Aufschrift: „Bazin hat mich verfertigt". Spätere Untersuchungen haben das Resultat geliefert, daß diese Zeichen die Zeichen der Gießerei des Brester Arsenals ums Jahr 1785 waren. Ueberdieß bekam man auf den westlichen Klippen 14 bronzene Steinböller, eine 18pfündige Kugel, einen spanischen Piaster, Bruchstücke von Krystall, Porzellan, Fayence, von Flaschen und Gläsern; endlich verschiedene Stücke Eisen, Kupfer und Blei. Ueberdieß fand man ein Stück von dem Hakebord eines der Schiffe La Perouse's, mit einer Lilie und anderem gut gearbeitetem Schnitzwerk verziert.

Die Eingebornen erzählten Dillon den Schiffbruch, jeder nach ihrer Art; die genaueste Erzählung wurde von Valie, dem zweiten Aligui (Häuptling) von Vanu gegeben:

„Es ist schon lange her", sagte er, „daß die Bewohner dieser Insel, als sie eines Morgens aus den Häusern traten, einen Theil eines Schiffes von dem Riffe gegenüber von Païu erblickten. Es blieb dort bis um Mittag, um welche Zeit das Meer es vollends in Stücke schlug; große Trümmer trieben an der Küste hin. Das Schiff war in Folge eines fürchterlichen Orkans, der viele unserer Brodbäume zerbrach, während der Nacht auf ein Riff geworfen worden; wir hatten das Schiff den Abend vorher nicht gesehen. Vier Mann entkamen und stiegen hier ans Land; wir wollten sie tödten, als sie unserem Häuptlinge einige Geschenke machten, und dieser ihnen das Leben schenkte. Sie wohnten einige Zeit bei uns und stießen dann zu ihren Gefährten auf Païu. Dort bauten sie ein kleines Schiff und fuhren in demselben davon. Keiner dieser vier Mann war ein Offizier, alle waren Matrosen. Die Gegenstände, welche wir verkaufen,

kommen von dem Schiffe, welches auf dem Riffe scheiterte; unsere Leute tauchten öfter unter und brachten herauf, was sie konnten. Mehrere Trümmer kamen an die Küste, und wir nahmen verschiedene Gegenstände davon; seit einiger Zeit aber hat man nichts mehr von dem Schiffe erhalten, weil es verfault und vom Meere weggeführt worden ist. Wir tödteten keinen von der Mannschaft, aber es wurden mehrere Leichname an die Küste getrieben, denen Arme oder Beine von den Haifischen abgerissen worden waren. In der nämlichen Nacht wurde ein anderes Schiff auf das Riff bei Vanu getrieben und versank. Mehrere Leute retteten sich; sie bauten ein kleines Schiff und reisten fünf Monate nach dem Schiffbruche wieder ab. Während sie das kleine Schiff bauten, hatten sie eine starke Palissade aus Baumstämmen errichtet, um gegen die Vanikorier gedeckt zu seyn. Diese fürchteten die Europäer auch und so hatten sie nicht viel Verkehr mit einander. Gewöhnlich betrachteten die weißen Männer die Sonne durch Dinger, welche ich weder beschreiben noch zeichnen kann, da wir kein solches gehabt haben. Zwei weiße Männer blieben nach der Abreise ihrer Gefährten noch da. Der eine war ein Offizier, der andere ein Mann, der den Offizier bediente. Der erste starb nach ungefähr 3 Jahren; ein halbes Jahr nachher mußte der Häuptling des Bezirkes, wo der weiße Mann wohnte, von der Insel flüchten und der weiße Mann begleitete ihn; der Bezirk, den sie verließen, hieß Paukori, aber wir wissen nicht, was aus dem Stamme geworden ist, der ihn damals bewohnte; die einzigen Weißen, welche die Bewohner der Insel je gesehen haben, sind erstens die Leute jenes Schiffes und dann die, welche wir jezt sehen."

Dillon machte mehrere Ausflüge auf der Insel, ohne daß die Bewohner ihn beunruhigten; sie waren durch seine Geschenke gewonnen. Das Resultat dieser Untersuchung, das in seinem Berichte verzeichnet ist, ist von keinem großen Interesse; ein vorgeblicher von ihm gezeichneter Plan von Vanikoro ist sehr ungenau. In den ersten Tagen des Oktobers segelte er, aus Besorgniß, die Ostwinde möchten ihn in der Bai zurückhalten, ab, und kam glücklich durch den gefährlichen Paß im Osten. Er ging in der ruhigen Bai von Maneval vor Anker, und verließ sie wieder durch den nördlichen Kanal, steuerte auf die Insel Tupua (Urry oder Edgecumbe) und Nitendi und endlich auf Neuseeland zu. Er kam an Port Jackson vorüber und warf endlich am 7. April 1828 Anker vor Calcutta. Er wurde reichlich belohnt und erhielt von der Kompagnie die Erlaubniß, mit den Gegenständen, welche seine Entdeckung beglaubigen sollten, nach Frankreich zu reisen. In Frankreich wurde ihm der beste Empfang; er wurde Karl X. vorgestellt, erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, 10,000 Franken Entschädigung und 4000 Franken Pension. All Dieses ereignete sich vor der Ankunft der Astrolabe. Vor Hobart-Town hörte der Kapitän d'Urville am 20. December 1827 von den Arbeiten Dillons. Weiter hörte er, daß in dieser Kolonie eine Person wohne, welche Spuren von La Perouse gefunden zu haben vorgebe. Er ließ sie befragen und erhielt von ihr folgenden Bericht in englischer Sprache, dessen wörtliche Uebersetzung hier folgt:

Auszug aus dem Tagebuch von James Hobbs, erstem Offizier des Schiffes Union von Calcutta, Kapitän John Nichols, bestimmt nach Pinang.

Als wir wegen der Windstille an der Küste von Neugeorgien oder den Salomons-Inseln vor Anker lagen, ging ich in einem Kanot mit 4

Lascaren (indischen Matrosen) und einem englischen Matrosen auf eine unter 8° 18' südlicher Breite und 156° 30' östlicher Länge liegende Insel, um Früchte für die Mannschaft zu holen, ohne zu denken, daß sie bewohnt sey, weil sie sehr klein war. Wir waren viel weiter vom Lande entfernt, als ich glaubte, und ehe wir dahin kamen, war uns das Schiff aus dem Gesichte. Als wir nahe am Ufer waren, schien uns die Insel von einem Kanal durchschnitten zu seyn; in der Mitte der Durchfahrt sah ich einen großen Mast aufrecht gestellt und um denselben etwas, was ich für Taue hielt, wodurch er festgehalten werden sollte. Eine Pirogue mit einem Mann und 8 bis 10 jungen Leuten kam gegen uns heran, und diese zeigten uns einen Baumzweig, um uns einzuladen, mit ihnen ans Land zu steigen. Sie schienen freundlich gesinnt zu seyn, und ich wollte ihrer Einladung folgen; allein ich konnte meine Gefährten nicht dazu bestimmen. Ich nahm zu strengeren Mitteln meine Zuflucht; sie waren aber unnütz, denn meine Leute erklärten, sie würden sich lieber in dem Boote tödten lassen, als daß sie ans Land gingen, um dort gefressen zu werden. Während dessen hatte sich das Ufer mit Eingebornen bedeckt. Diese sahen, daß die Greise und jungen Männer uns nicht bewegen konnten, ans Land zu gehen, es kam daher eine Frau in einer Pirogue allein auf uns zu. Als die Leute am Ufer sahen, daß alle ihre Aufforderungen erfolglos blieben und das Boot ganz nahe am Lande war, waren wir in einigen Minuten von 40—50 Piroguen umgeben, welche je einen bis 20 Wilde enthielten. Nun bezeigte die Frau durch Gebärden den Wunsch, ich möchte ihren Landsleuten zeigen, ob ich ein Mann sey oder eine Frau, was ich thun mußte, und worüber sie sehr erfreut waren. Die Leute im Boote waren so voll Schrecken, daß sie das Boot kaum von den Felsen entfernt halten konnten. Das Schiff war uns noch aus dem Gesichte; aber zu unserer Freude kam ein heftiger Hagelschauer, und als der Himmel sich aufgehellt hatte, zeigte sich das Schiff unsern Blicken, was meinen Leuten wieder Leben gab und worauf wir eiligst ihm zu ruderten. Als wir bei demselben ankamen, hielt ich es für verloren, weil es von einer großen Menge Piroguen umgeben und sein Verdeck so mit Eingebornen erfüllt war, daß ich nicht einen einzigen Mann von der Mannschaft unterscheiden konnte. Ich legte in aller Eile an und beeilte mich, das Verdeck zu säubern; allein ich mußte Gewalt anwenden und sogar einen Mann am Arme verwunden, der alles Eisen von den Pumpen gestohlen hatte. In demselben Augenblicke zeigte sich ein Korallenfelsen unter dem Schiffe und glücklicherweise stieß dasselbe nicht auf. Wir waren ungefähr 6 Meilen südöstl. von der nordwestl. Insel. Einige Eingeborne brachten Eisenstücke, Eisenbarren und rothe Zeuge, worauf sie großen Werth zu legen schienen. Sehr wenige hatten Waffen mitgebracht. Sie sind große Diebe; wenn es ihnen gelingt, etwas zu entwenden, so sind sie sehr erfreut und springen über Bord ins Meer.

James Hobbs.

Sogleich erinnerte dieser Bericht an die Aussage des Kapitän Bowen, der in der Einleitung zur Reise La Perouse's von Millet Mureau erwähnt ist. — Bowen hatte vor dem Richter von Morlaix erklärt, daß er im Dezember 1791 an der Küste von Neugeorgien und neben dem Kap Deception die Trümmer des Schiffes La Perouse's auf den Wellen treiben gesehen habe, und daß die Eingebornen, wie er glaube, mit den Europäern und mit dem Gebrauche des Eisens bekannt

seyen. Diese von einigen weiteren ziemlich unwahrscheinlichen Angaben begleitete Erklärung hatte wenig Glauben gefunden. Vergleicht man diese mit der viel bestimmtern und besser ausgeführten Angabe des James Hobbs, so könnte man, besonders wenn man erwägt, daß das kleine von den Schiffbrüchigen von Vanikoro erbaute Schiff natürlich seine Richtung auf Neuirland zu nehmen und an der Kette der Salomon-Inseln hinfahren mußte, daraus schließen, daß es an den Klippen der westlichen Küste dieses Archipels gescheitert sey. Auf unbestimmte Angaben hin eine eingebildete Insel aufzusuchen, dort nach Beweisen zu forschen, die sie vielleicht nicht besaß, einen phantastischen und erfolglosen Kreuzzug anzutreten, während die Untersuchung der Küsten Neuseelands noch nicht vollendet war, sondern noch einige Monate Arbeit erforderte, das war es, wozu sich der Kapitän d'Urville nun entschließen sollte. Gelang es ihm, so ging Alles gut; war er so glücklich, das große Problem eines geheimnißvollen Schiffbruches zu lösen, so war natürlich jede Abweichung vom Wege und jede Aenderung des Reiseplans gerechtfertigt. Im andern Falle aber, wenn der Zug keinen günstigen Erfolg hatte, könnte man ihn dann nicht anklagen, daß er den Träumereien eines Abenteurers zu voreilig Glauben geschenkt habe? Am Wollen genügte es indeß nicht, man mußte zur Ausführung schreiten. Während nun der Kapitän d'Urville sich zur Abfahrt rüstete, kamen in Hobarttown zwei Briefe Dillons an, die einander vollkommen widersprachen; der eine sprach davon, er müsse seine Reise wegen eines angeblichen Mussons aufschieben; der andere kündigte an, daß er sie mit dem herrlichsten Erfolg ausgeführt habe. Obgleich diese seltsamen und widersprechenden Berichte die Verlegenheit d'Urville's nothwendig steigern mußten, so beharrte er doch auf seinem Entschlusse. Der Astrolabe ging am 6. Januar 1828 unter Segel. Er besichtigte die Insel Norfolk und den Vulkan Mathew, die Insel Fataka und Anuda.

Am 10. Februar kam er vor Tikopia an. Der Verkehr, den die Mannschaft sogleich mit den Eingebornen einleitete, lieferte den Beweis, daß die Angaben Dillons richtig gewesen seyen. . . . D'Urville fand daselbst den Preußen Buchart, der den Research auf seiner Reise begleitet hatte und sich erst seit drei Wochen wieder auf Tikopia befand. Buchart versprach ihm, den Astrolabe zu begleiten, allein er hielt nicht Wort. Gesteigert wurde die Verlegenheit d'Urville's noch dadurch, daß kein verständiger Eingeborner als Führer dienen wollte. D'Urville war genöthigt, sich mit einem englischen Deserteur, der seit 9 Monaten auf diesem Felsen wohnte und die Sprache der Eingebornen ein wenig verstand, als Dolmetscher zu begnügen. Am folgenden Morgen steuerte der Astrolabe auf Vanikoro zu. Am 12ten bei Sonnenuntergang erblickte er am Horizont die Spitzen der Insel, und am 14ten früh fuhr er an den Riffen hinab, welche die Südküste umgeben, einen Eingang in das Innere suchend; aber erst am 21ten konnte die Korvette in einen kleinen Raum zwischen den im Osten gelegenen Klippen einlenken, welche den Namen „Hafen Ocili" empfingen.

Am 23ten sandte d'Urville Gressien mit mehreren andern Offizieren ab; er kam am folgenden Morgen zurück, nachdem er um die ganze Insel herumgesegelt war und brachte einige Trümmer mit, die er von den Eingebornen erhalten hatte; allein sie hatten ihm nicht die Stelle zeigen wollen, wo La Perouse Schiffbruch gelitten hatte. Am 26ten ging Jacquinot

Denkmal zur Erinnerung an Laperouse

Digitized by Google

mit vier Mann ab: sie waren glücklicher; denn, verlockt durch ein Stück rothes Tuch, führte sie ein Wilder an die Stelle, wo eines der von dem berühmten Seemanne befehligten Schiffe gescheitert war. Dort sahen sie auf 3 bis 4 Faden Tiefe auf dem Meeresgrunde Anker, Kanonen, Kugeln, Blöcke, Eisen und Blei, vorzüglich eine große Menge Platten vom lezteren Metall, die einzigen dauernden Zeugen der Katastrophe der Franzosen. Alles Holz war verschwunden und alle dünneren Gegenstände von Kupfer oder Eisen waren vom Roste angefressen und gänzlich entstellt. Jacquinot suchte einen Anker heraufzuschaffen; allein die Korallen, welche seit 40 Jahren um ihn herumgebaut hatten, hielten ihn fest auf dem Grunde zurück.

Als der Astrolabe in dem ruhigen Bassin von Manevai, geschüzt gegen Wind und Wellen, vor Anker lag, zogen die bewaffnete Kriegsschaluppe und der Walfischfänger unter den Befehlen Gressiens und Guilberts aus. Der erste untersuchte mit aller Sorgfalt die Riffe von Païu und Vanu, und dem zweiten gelang es, nach großen Schwierigkeiten einen ungefähr 1800 Pfund schweren Anker und eine kurze 8pfündige Kanone, beide von Rost ganz zerfressen und mit einer dichten Korallenkruste bedeckt, einen Block Blei und zwei noch ziemlich gut erhaltene kupferne Steinböller heraufzuschaffen. Der Anblick dieser Sachen und die von den Eingebornen erhaltenen Nachweisungen bestärkten d'Urville'n vollkommen in der Ueberzeugung, daß die Fregatten la Perouse's bei Vanikoro gescheitert seyen.

Nun ließ der Kommandant des Astrolabe zum Andenken an die Schiffbrüchigen ein zwar bescheidenes Denkmal aufrichten, das aber doch genügte, um seinen Aufenthalt bei dieser Insel zu konstatiren und als Zeugniß der Trauer Frankreichs und der gelehrten Welt zu gelten. Er wählte dazu das Riff, das in eine niedrige Spitze ausläuft und zum Theil den Hafen Mangadei umgibt, und ließ dort das Denkmal in einem kleinen Wäldchen von grünen Leuchterbäumen aufrichten. Das Mausoleum bestand aus einer viereckigen Säule von 6 Fuß Höhe, über welcher eine vierwinkelige Pyramide von derselben Höhe angebracht war. Korallenplatten, zwischen starken in die Erde gesenkten Pfählen eingelassen, bildeten die Grundlage des Denkmals, und die Spitze wurde mit einem Bretterdache bedeckt. Man beobachtete die Vorsicht, kein Eisen bei der Erbauung des Denkmals zu verwenden, aus Besorgniß, die Habgier der Eingebornen möchte es einst entweihen und zerstören. Es wurde mit 3 Musketensalven und 21 Kanonenschüssen eingeweiht, und in feierlichem Schweigen begrüßten es die französischen Offiziere *).

Das Fieber hatte die Hälfte der Mannschaft an ihre Hängematten gefesselt und es wurde deßhalb nur um so schwieriger, sich aus den gefährlichen Engpässen herauszuwinden. Wir wollen d'Urville selbst über diese gefährliche Operation reden lassen:

„Vierzig Mann sind dienstunfähig; und wenn wir diesen Tag (17. März) hingehen lassen, ohne uns von der Stelle zu rühren, so wird es nicht mehr Zeit seyn, Vanikoro zu verlassen. Ich bin also entschlossen, einen lezten Versuch zu machen. Um 6 Uhr fängt man an, die Anker heraufzuwinden, ein langes und beschwerliches Manöuvre, weil das Kabeltau,

*) S. Blatt 220.

die Kette und das Greling sich in einander verwickelt haben und wir nur wenig kräftige Arme haben.

„Um 8 Uhr, während wir mit dieser Arbeit gerade am eifrigsten beschäftigt waren, sah ich mit Erstaunen ein halbes Dutzend Piroguen von Tevaï auf uns zukommen, und zwar mußte ich mich um so mehr wundern, als drei oder vier Bewohner von Manevai, die an Bord sich befanden, auf keine Weise erschrocken zu seyn schienen, ob sie mir gleich einige Tage zuvor gesagt hatten, die Bewohner von Tevaï seyen ihre Todfeinde. Ich bezeigte den Leuten von Manevai meine Verwunderung, diese lächelten aber blos gleichgültig und sagten, sie hätten mit den Bewohnern von Tevaï Frieden geschlossen und diese brächten mir Kokosnüsse. Aber ich sah bald, daß die neuen Ankömmlinge nichts anders bei sich hatten, als Bogen und Pfeile. Zwei oder drei stiegen mit entschlossener Miene an Bord und sahen in das Innere des falschen Verdecks, um sich zu überzeugen, wie viel Kranke vorhanden seyen. Eine boshafte Freude leuchtete zugleich auf ihren teuflischen Gesichtern. Zugleich sagten mir auch einige Leute von der Mannschaft, daß die Leute von Manevai, welche sich an Bord befänden, dieß seit drei oder vier Tagen schon öfter gethan hätten. Greissien, der ihre Bewegungen seit dem Morgen beobachtete, hatte zu sehen geglaubt, wie die Krieger beider Stämme sich auf der Küste versammelt und eine lange Besprechung mit einander gehabt hatten.

„Diese Vorgänge zeugten von Verrätherei; und ich hielt die Gefahr für dringend. Sogleich gab ich den Eingebornen den Befehl, die Korvette zu verlassen und in ihre Piroguen zurückzugehen. Sie hatten die Kühnheit, mich mit einem stolzen und drohenden Blicke zu betrachten, wie wenn sie nicht glaubten, daß ich meinen Befehl vollziehen lassen würde; ich aber ließ blos den Waffensaal öffnen, der gewöhnlich mit Sorgfalt verschlossen war und mit strengem Blicke zeigte ich mit einem Finger auf diesen und mit dem andern auf ihre Piroguen. Der Anblick von 20 blinkenden Musketen, deren Macht sie kannten, jagte ihnen Schrecken ein und befreite uns von ihrer Gegenwart.

„Es ist viel besser, diese rohen Menschen durch den bloßen Schrecken der Feuerwaffen im Zaume zu halten; er ist nützlicher für die Europäer als ihre Wirkung selbst. Blos der Anblick eines Pistols kann 20 Wilde in die Flucht jagen, während sie fähig wären, sich wie wilde Thiere auf ein ganzes Detachement loszustürzen, das eben Feuer auf sie gegeben hat.

„Uebrigens hatten wir so mit den Barbaren gebrochen und unser Abzug war unvermeidlicher als je. Ich ermunterte also die Mannschaft, ihren Muth und ihre Anstrengungen zu verdoppeln, und beschleunigte die Abfahrt, so weit es mir meine geringe Mittel erlaubten. Die Kranken legten trotz ihrer Schwachheit mit Hand ans Werk. Am 17. März 1828 entfaltete der Astrolabe seine Segel, um Vanikoro endlich zu verlassen; wir preßten bei einem günstigen und ziemlich frischen Ostsüdost den Wind so gut wir konnten und ließen das Schiff seine Richtung auf die Durchfahrt zu nehmen; in dem Augenblick aber, wo wir auf die mißlichste Stelle kamen, die mit Klippen wie besäet ist, verdüsterte uns ein Hagelschauer den Horizont bis auf 60—80 Toisen.

„Geschwächt vom Fieber, konnte ich mich kaum aufrecht erhalten, um das Manöuvre zu kommandiren; und meine geschwächten Augen konnten

sich nicht auf die schäumenden Wellen heften, welche auf beiden Seiten der Durchfahrt tobten. Aber ich wurde von meinen thätigen Offizieren, besonders von Gressien, unterstüzt. Er diente als Pilote und zwar mit so viel Kaltblütigkeit, Klugheit und Gewandtheit, daß die Korvette glücklich durch den schmalen und gefährlichen Engpaß auf die hohe See gelangte. Dieser Augenblick entschied über das Schicksal der Expedition; die geringste falsche Bewegung hätte die Korvette auf die Klippen geworfen, wo sie rettungslos verloren gewesen wäre. So durchdrang uns Alle, troz unseres Nothstandes, nach einigen ängstlichen Minuten, als wir uns außer dem Bereiche der gefährlichen Klippen dieser Insel sahen, ein Gefühl der Freude, die sich etwa mit der Freude eines Gefangenen vergleichen läßt, der von den Greueln der härtesten Gefangenschaft befreit wurde; süße Hoffnung belebte wieder unsern Muth, und unsere Blicke richteten sich in eine Entfernung von 5000 bis 6000 Meilen auf die Küsten unseres Vaterlandes."

So drückt sich d'Urville in seiner Reise der Astrolabe aus und fügt dann noch bei: „Dieser obgleich leider so verlängerte Aufenthalt trug doch schöne Früchte für die Wissenschaft: nüzliche Arbeiten wurden geliefert; wichtige Entdeckungen wurden gemacht; Gressien nahm den genauesten und vollständigsten Plan von der Insel auf; ihre Bildung, ihre Riffe, alle Zufälligkeiten ihres Terrains sind aufs Genaueste beschrieben. Die Karte, welche das Resultat der langen Untersuchungen wurde, ist eines der bedeutendsten Werke der Reise. Kaum noch unbekannt, ist Vanikoro nun einer der Punkte des friedlichen Oceans, die am besten beschrieben sind. Auch die Naturreiche wurden daselbst studirt und authentische Proben davon enthalten die Säle des Museums zu Paris. Außer diesen nüzlichen und allgemeineren Nachforschungen betraf eine speciellere den Schiffbruch selbst, den Zweck der Sendung. Diese Frage wurde von d'Urville gründlich behandelt; seine merkwürdige und an Thatsachen reiche Arbeit verdient einer besonderen Erwähnung:

„Bei unserer Ankunft," sagt er, „schienen die Insulaner von Vanikoro von Natur mißtrauisch, wie alle Oceanier der schwarzen Rassen, Alles, was jene Katastrophe betraf, systematisch abläugnen zu wollen, oder gaben sie uns auf unsere Fragen nur ausweichende Antworten, z. B. „ich weiß nicht; — ich habe nicht gesehen; — das ist schon lange geschehen; — wir haben unsere Väter davon sprechen hören u. s. w." Offenbar war ihr Benehmen gegen die Unglücklichen, welche dem Schiffbruche entronnen waren, nichts weniger als gastfreundlich gewesen. Ohne Zweifel fürchteten sie, wir möchten gekommen seyn, um Rache zu nehmen, besonders da sie von den Engländern und den Bewohnern von Tikopia erfahren hatten, wir seyen von demselben Volke, wie die Mara's. Da sie sich indeß überzeugt hatten, daß wir keine feindliche Absicht hätten, und als sie sahen, daß wir sie mit Freundschaft und Geschenken überhäuften, nahm ihre Furcht allmälig ab; einige wurden mittheilender und beantworteten gerne die Fragen, die ich unaufhörlich an sie richtete. Ich wandte mich vornehmlich an die Greise, welche Zeugen dieses traurigen Ereignisses gewesen seyn konnten und an diejenigen Jüngeren, welche verständiger zu seyn und ein besseres Gedächtniß zu haben schienen, also besser behalten haben konnten, was sie etwa aus dem Munde ihrer Väter gehört hatten.

„Nach einer sehr dunkeln Nacht, in welcher ein heftiger Südostwind wehte, sahen die Eingebornen Morgens plözlich auf der südlichen Küste,

gegenüber vom Distrikte Tanema, eine ungeheure an den Klippen gescheiterte Pirogue. Sie wurde von den Wellen ganz zerstört und verschwand gänzlich, ohne daß man später etwas hätte retten können. Am folgenden Morgen sahen die Wilden eine zweite der ersteren ähnliche Pirogue vor Païu gescheitert. Diese lag unter dem Winde der Insel, wurde von Sturm und Wellen weniger erschüttert, saß überdieß auf einem ebenen Riffe und blieb lange auf dieser Stelle, ohne zerstört zu werden. Die Fremden, welche auf derselben waren, landeten auf Païu, sezten sich dort mit der Mannschaft des anderen Schiffes fest und arbeiteten auf der Stelle an Erbauung eines kleinen Fahrzeugs aus den Trümmern des Schiffes, welches nicht versunken war.

„Die Franzosen, welche die Eingebornen Mara's nannten, wurden, sagten sie, immer geachtet und sie näherten sich denselben nie, ohne ihnen die Hände zu küssen, eine Ceremonie, die sie während des Aufenthalts des Astrolabe oft gegen die Offiziere beobachtet hatten. Indeß gab es auch häufige Händel, und in einem Gefechte fielen mehrere Eingeborne, worunter drei Häuptlinge und zwei Franzosen. Endlich war nach sechs oder siebenmonatlicher Arbeit das kleine Fahrzeug fertig, und alle Fremde verließen die Insel, wie wenigstens die meisten behaupten. Einige behaupteten, 2 Mara's seyen zurückgeblieben, bald nachher aber gestorben. Dieß läßt sich nicht wohl bezweifeln und aus ihren einstimmigen Aussagen geht hervor, daß kein Franzose sich weder auf Vanikoro, noch auf Tikopia, noch auch auf Nitendi oder den benachbarten Inseln befindet. Was die Schädel der unglücklichen Franzosen betrifft, die unter den Streichen der Wilden erlagen, so wurden wahrscheinlich dieselben lange als Siegstrophäen aufbewahrt; hatten sie dieselben zur Zeit unserer Ankunft noch, so haben sie sich wahrscheinlich beeilt, sie an einen Ort zu verbergen, wo sie vor unsern Nachsuchungen sicher waren.

„Alles berechtigt uns zu der Vermuthung, daß la Perouse, nachdem er die Freundschaftsinseln besucht und seine Untersuchung von Neucaledonien beendigt hatte, um das Nordkap fuhr und seine Richtung auf Santa Cruz nahm, wie seine Instruktionen ihm vorschrieben und wie er selbst in seinem lezten Bericht an den Marineminister sagt. Als er sich den Inseln näherte, glaubte er seine Fahrt während der Nacht fortsetzen zu können, wie er oft gethan hatte, als er unvermuthet auf die gräßlichen Riffe von Vanikoro stieß, deren Vorhandenseyn ihm gänzlich unbekannt war. Wahrscheinlich stieß die Fregatte, welche voranfuhr (und die von Dillon mitgebrachten Gegenstände ließen vermuthen, daß dieß die Bussole selbst war), auf die Riffe, ohne wieder flott werden zu können, während die andere Zeit hatte, umzulenken und auf die hohe See zurückzukehren; aber der gräßliche Gedanke, ihre Reisegefährten und vielleicht ihren Anführer der Willkür eines barbarischen Volkes zu überlassen, konnte Denen, die der ersten Gefahr entronnen waren, es nicht zulassen, von dieser unheilbringenden Insel sich zu entfernen, und sie mußten Allem aufbieten, um ihre Landsleute dem traurigen sie bedrohenden Schicksale zu entreißen. Dieß war wahrscheinlich die Ursache des Untergangs des zweiten Schiffes. Betrachtet man Ort und Stelle selbst, so findet man diese Vermuthung sehr wahrscheinlich, denn auf den ersten Anblick könnte man glauben, es sey hier eine Durchfahrt zwischen den Riffen. Es ist also möglich, daß das zweite Schiff durch diese Oeffnung in den Bereich der Klippen einzufahren

suchte und daß es seinen Irrthum erst erkannte, als ihr Untergang bereits unvermeidlich war.

„Ob es gleich durch kein positives und direktes Dokument erwiesen ist, daß diese Trümmer wirklich zu den Schiffen la Perouse's gehörten, so glaube ich doch, daß man nicht im Geringsten daran zweifeln darf. Wirklich stimmen auch die Nachrichten, welche ich selbst von den Eingebornen einzog, in den Hauptpunkten mit den Nachrichten überein, welche sich Dillon verschaffte; und unsere beiden Berichte waren ganz unabhängig von einander, da ich von dem seinigen auf Isle de France erst zwei Monate nach der Absendung des meinigen an den Marineminister hörte. Diese Angaben scheinen also ganz glaubwürdig zu seyn, sie besagen, daß vor ungefähr 40 Jahren zwei große Schiffe, welche stark bemannt waren, auf den Riffen von Vanikoro scheiterten; die Eingebornen selbst erinnerten sich, daß sie eine weiße Flagge trugen. All dieses zusammengehalten mit den heraufgezogenen Kanonen und Steinböllern beweist, daß diese Schiffe Kriegsschiffe waren. Nun weiß man aber gewiß, daß lange vor und nach dieser Zeit kein anderes Kriegsschiff in diesen Meeren scheiterte, als die Fregatten la Perouse's und die Pandora unter dem Kommando des Kapitän Edwards, die au den Riffen der Torresmeerenge Schiffbruch litt. Ueberdieß beweist die Beschaffenheit einiger aus dem Schiffbruche geretteten Gegenstände, daß sie Schiffen angehörten, die mit einer außerordentlichen Sendung beaustragt waren. Endlich harmonirt das einzige Stück Holz, das Dillon mitbrachte, ganz mit den Zeichnungen, welche man noch vom Hintertheile der Bussole hatte. So viele Wahrscheinlichkeiten zusammen können so viel gelten, als eine vollständige Gewißheit."

„Da man ohne Zweifel erwarten wird, meine Meinung über den Weg zu hören, welchen die Franzosen von Vanikoro aus eingeschlagen haben dürften, so will ich erlären, daß sie meiner Meinung nach ihre Richtung auf Neuirland zu genommen haben dürften, um, wie Carteret oder Bougainville, zu den Molukken oder Philippinen zu gelangen. Ein anderes Ziel konnte sich ein so schwaches und schlecht bemanntes Schiff, wie das auf Vanikoro erbaute seyn mußte, nicht wohl wählen; denn wir müssen auch voraussetzen, daß die Zahl der Franzosen durch Fieber und Kämpfe mit den Eingebornen sehr herabgekommen seyn mußte.

Ja ich wage sogar zu behaupten, daß man auf der Westküste der Salomon-Inseln auf einem in der Nähe der sogenannten Indierbai gelegenen Riffe zwischen den Kap Deception und Satisfaktion einige Indicien ihrer Fahrt finden könnte. Diese leztere Vermuthung war so stark bei Kapitän d'Urville, daß er von Vanikoro aus die Salomon-Inseln untersuchen wollte, um, wenn es möglich wäre, der Spur der Franzosen zu folgen. Allein der verzweifelte Zustand seiner Mannschaft zwang ihn, gerade auf die Marianen loszusteuern, den einzigen Anhaltspunkt, wo für seine Kranken einige Erleichterung zu hoffen war. Als die ersten Nachrichten von den Entdeckungen Dillons nach Frankreich kamen, fürchtete man, der Kapitän d'Urville, der schon in der Ausführung seines Auftrags begriffen war, würde diese Angaben nicht mehr benützen können, um Ort und Stelle des Schiffbruches aufzufinden. Zu aller Vorsicht gab deßhalb der Marineminister dem Legoarant de Tromelin, der die auf der Westküste Amerika's stationirte Korvette Bayonnaise kommandirte, den Befehl, nach Tikopia zu segeln und dort alle zur Konstatirung des Schiffbruches la Perouse's

nöthigen Nachforschungen vorzunehmen. Tromelin ging am 8. Februar 1828 von Valparaiso aus unter Segel, besuchte auf seinem Wege die Hawai-Inseln, Fanning, Sidney, Phönix, Rotuma und Tikopia. Auf dieser lezteren Insel fand er den Preußen Buchart und den Laskaren Joë. Der erstere wollte sich troz aller Vorschläge nicht mit einschiffen; Joë ließ sich aber bewegen und bestieg die Bayonnaise. Sie erschien am 2. Juni vor Vanikoro und brachte nach dem Berichte des Kapitäns 12 Tage daselbst zu, ohne irgendwo zu ankern. Sie blieb auch von den Fiebern der Insel verschont; da ihr Aufenthalt aber nur von so kurzer Dauer war, so hatte ihre Expedition kein Resultat für die Geographie und Wissenschaft: die Frage über den Schiffbruch la Perouse's blieb überdieß auf demselben Punkte, wo sie d'Urville gelassen hatte. Es ist zu bedauern, daß die doppelt so stark als die Astrolabe bemannte Bayonnaise nicht ein starkes Detachement ans Land schickte, um Nachsuchungen anzustellen, wodurch der Aufenthalt der Franzosen konstatirt worden wäre. Das Merkwürdigste vom Aufenthalte der Bayonnaise vor Vanikoro ist, daß eines ihrer Boote das Monument entdeckte, das der Astrolabe errichtet hatte. Weit entfernt, das Mausoleum zu zerstören, hatten die Eingebornen große Ehrfurcht vor demselben, und gestatteten es den Neuangekommenen nur ungerne, eine Medaille zum Andenken an den Aufenthalt der Bayonnaise daran zu befestigen. So darf man also hoffen, daß das Monument so lange dauern wird, als es die zerbrechlichen Materialien erlauben, aus denen es verfertigt ist. Wird Frankreich für in seinem Dienste umgekommene Seeleute und ihren berühmten Anführer nichts Besseres thun, als dieß einfache und vergängliche Denkmal, das Werk eines schnellen Einfalls, ist? Seit den beiden Expeditionen d'Urville's und Legoarant de Tromelin's haben ohne Zweifel andere Seefahrer Vanikoro berührt, denn das Seemuseum empfing ein Stück eines Baumstamms von dieser Insel mit der Jahrszahl 1788, die offenbar von einem dem Schiffbruch entronnenen Manne eingegraben worden war.

Nitendi- oder Santa Cruz-Gruppe. Die Inseln Tupua, Tinakoro und Mindana.

Geographie.

Die Insel Nitendi oder vielmehr Indeni, von Mindana, der sie entdeckte, Santa Cruz genannt, erstreckt sich auf 24 Meilen von Ostnordost nach Westsüdwest, und ist 9 bis 10 Meilen breit. Ihre Grenzen sind: 10° 40′ und 10° 35′ südl. Breite, 163° 22′ und 163° 45′ östl. Länge. Sie ist nicht sehr hoch und gut bewaldet.

Nitendi ist eine stark bevölkerte Insel; die meisten Eingebornen sind schwarz, mit starken Lippen, platter Nase, krausen Haaren und sehr breiter Stirne, übrigens kräftig und gut proportionirt, bis auf die Beine, welche nicht sehr muskulös sind. Einige Bewohner unterscheiden sich von den Andern durch eine dunkle Olivenfarbe, die der Farbe der polynesischen Rasse ähnlich ist. Sie haben noch eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr, nämlich die Nase und Ohren, welche sie durchbohren, und in welche sie Schildkrotringe hineinstecken. Auch schmücken sie sich den Kopf mit einer rothen Blume. Unter ihre Armbänder und Gürtel legen sie

verschiedene wohlriechende Kräuter. Ueblich sind bei ihnen Tättowirung und Beschneidung; auch enthaaren sie sich den ganzen Körper.

Ihre Häuser sind groß, und jedes kann 30 bis 40 Personen fassen. Jedes Dorf enthält 30 bis 40 Häuser, darunter eines, das zu öffentlichen und religiösen Ceremonien bestimmt ist. Die Pflanzungen der Insel sind sehr sorgfältig gehalten und mit Zäunen von Binsen umgeben, die sie gegen die Verheerungen der Schweine schützen sollen.

„Die Insel," sagt Dillon, „hat einen Ueberfluß an Schweinen, Geflügel, wilden Tauben, Reihern und Drosseln; auch findet man daselbst eine Art Schwalbe. Die vegetabilischen Erzeugnisse bestehen in Kokosnüssen, Zuckerrohr, Brodfrucht, Bananen von verschiedenen Arten, Yamswurzeln, die 3 bis 4 Pfund wiegen, und Pataten von verschiedenen Sorten. Die Insulaner kochen diese Pataten in Erdöfen oder unter der Asche; den Taro schneiden sie in dünne Scheiben und trocknen ihn an der Sonne; in diesem Zustande hält er sich mehrere Monate, und wenn man ihn dann röstet, so ist sein Geschmack sehr angenehm. Es gibt auch Pampelmuse und eine Art auf Taïti sehr gemeiner Nüsse.

Im Osten ist Nitendi höchstens drei Meilen breit, weil zwei Baien sehr tief in das Land einschneiden. Im Süden ist die schöne und große von Mindana entdeckte Bai Graciosa. Gegenüber von ihrer Einfahrt liegt eine fruchtbare und volkreiche Insel, die 5 oder 6 Meilen im Umfang hat, und die die Spanier Huerta (Garten), Carteret Trevanion nannte. Die Insel schüzt das Innere der Bai Graciosa vor hoher Fluth und den Seewinden.

Südöstl. von Nitendi, und nur durch einen meilenbreiten Kanal davon getrennt, liegt eine kleine Insel von mittlerer Höhe, die nur drei Meilen lang und eine Meile breit ist, und die Carteret Howe nannte.

40 Meilen südöstl. von Nitendi ist die Insel Tupua, eine, wie d'Urville sagt, hohe, gut bevölkerte Insel, durch einen niederen Strich Landes, der ihren Mittelpunkt einnimmt, gleichsam in zwei Theile getheilt; ihr Umfang dürfte ungefähr 10 bis 12 Meilen betragen. Lage: 11° 16' südl. Breite und 164° 7' östl. Länge.

Entdeckt im Jahr 1595 von Mindana, wurde diese Insel im Jahr 1767 von Carteret von Weitem gesehen, der, durch den Anblick ihrer beiden Picks getäuscht, zwei Inseln daraus machte, die er Edgecumbe und Urry nannte. Edwards sah sie im Jahr 1791, d'Entrecasteaux im Jahr 1793, und Duperrey im Jahr 1823 wieder. Dillon war der Erste, der sie besuchte (1828); er überzeugte sich, daß Tupua nur Eine Insel sey, und zwar zum Theil von einem Riffe umgeben, das zwei Meilen weit in das Meer hinausreicht. D'Urville bestimmte ihre Lage im Jahr 1828, und kurz darauf verkehrte Legoarant Tromelin mit den Bewohnern, die er als gut und gastfreundlich schildert.

15 Meilen nördlich von Nitendi erhebt sich die Insel Tinakoro oder der Vulkan, eine Insel, welche Mindana im Jahr 1595 entdeckte, und Carteret im Jahr 1767, d'Entrecasteaux im Jahr 1793, Duperrey im Jahr 1823, und Dillon im Jahr 1827 wiedersahen. Sie ist ein kegelförmiger Pick von großer Höhe, und hat oben einen Krater, der in Thätigkeit ist.

Die Mindena-Inseln, welche 4 oder 5 Meilen ostnordöstlich von Tinakoro liegen, wurden im Jahr 1595 von Mindana entdeckt.

Die Inseln sind ohne Zweifel keine andern, als diejenigen, welche Carteret im Jahr 1767 Swallow-Inseln nannte. Wilson sah sie wieder im Jahr 1797 und Tromlin im Jahr 1828. Sie bilden eine Gruppe von 9 niedrigen, bewaldeten und unbewohnten Inseln, die größtentheils klein, aber durch ungeheure Riffe verbunden sind. Sie erstreckt sich auf ungefähr 30 Meilen von Westnordwest nach Ostsüdost; ihr Mittelpunkt liegt ungefähr unter 10° 15′ südl. Breite und 163° 36′ östl. Länge.

Geschichte.

Mindana wurde auf den Befehl der spanischen Regierung von dem Vicekönig von Peru von Lima ausgesandt, um eine Kolonie auf den Salomon-Inseln zu gründen, die er auf seiner ersten Reise, im Jahr 1568, entdeckt hatte. In der Nacht des 8. Oktobers trennte sich vor Nitendi das Admiralschiff von den andern und scheiterte ohne Zweifel, denn man hörte Nichts mehr von ihm sprechen.

Am 9. September ankerten die drei andern Schiffe in der Bai Graciosa und waren sogleich von einer Menge Piroguen umgeben; einige Eingeborne beschloßen auf die Einladung der Spanier, ohne Waffen auf das Verdeck zu steigen. An ihrer Spitze war ein Mann von ungefähr 60 Jahren, mehr schwarzbraun, als schwarz, mager, mit weißen Haaren, mit blauen, rothen und gelben Federn geschmückt, mit Bogen und Pfeilen, deren Spitzen Knochen waren, bewaffnet; er sagte Mindana, er heiße Malope. Der General erwiederte dem Wilden, er heiße Mindana, und machte ihm das Anerbieten, seinen Namen gegen den Seinigen auszutauschen. Malope schien entzückt darüber zu seyn; auch zeigte er, wenn man ihn Malope nannte, mit dem Finger auf den europäischen General, und sagte, nun heiße er Mindana; er sezte hinzu, daß er auch den Namen Taurike führe.

Das gute Einverständniß zwischen den Eingebornen und Spaniern dauerte vier Tage, während welcher sie Lebensmittel brachten und sich als Freunde zeigten, besonders aber der Häuptling Malope, der die Europäer oft besuchte. Aber diese glückliche Eintracht sollte von kurzer Dauer seyn.

„Eines Tages", sagt der Bericht, „kam Malope mit 50 Kanots, in deren Grund man Waffen verborgen hatte. Er ging auf den Kapitän los, da er aber einen Soldaten zufällig ein Gewehr ergreifen sah, so floh er ans Land, ohne daß man ihn zurückhalten konnte. Die Seinigen empfingen ihn am Ufer mit großen Freudenbezeigungen; sie schienen sich mit einander zu berathen, und an dem nämlichen Abend brachten sie all ihre Habseligkeiten aus den in der Nähe des Hafens gelegenen Häusern; die ganze Nacht sah man auf der andern Seite der Bai Feuer brennen, und Kanots zwischen den Dörfern hin- und hergehen, wie wenn sie einander Nachricht geben und sich auf etwas vorbereiten wollten. Als Morgens die Mannschaft der Galiote ans Land ging, um Wasser zu holen, fiel sie in einen Hinterhalt der Indier, welche sie mit Pfeilschüssen verfolgten. Man feuerte von den Schiffen aus auf sie und zwang sie zum Rückzuge. Nachdem die Verwundeten verbunden waren, schickte der General einen Offizier mit 30 Mann ans Land, der einige Dörfer in Brand stecken sollte. Die Indianer sezten sich zur Wehre und ergriffen erst die Flucht, nachdem man ihnen 5 Mann getödtet hatte. Man wollte versuchen, ob, wenn man sie ein wenig züchtige, man nicht der Nothwendigkeit

überhoben wäre, zu härteren Maßregeln zu schreiten. 7 Indianer, die in den Häusern überrascht wurden, an welche man Feuer gelegt hatte, warfen sich nach tapferer Vertheidigung mitten unter die Unsrigen, ohne die Gefahr zu achten, und kamen Alle um, mit Ausnahme eines einzigen, der verwundet die Flucht ergriff. Der Offizier kam mit seiner Schaar und zwei verwundeten Soldaten zurück. Das Dorf gehörte Malopen, der Abends ans Ufer kam, sich auf die Brust schlug und dem General bei seinem Namen Malope rief, während er sich den Namen Mindana gab. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihn ungerecht behandle, daß nicht seine Leute die Spanier angegriffen hätten, sondern andere auf der andern Seite der Bai wohnende Indianer. Indem er seinen Bogen spannte, gab er zu verstehen, daß er sich mit uns verbinden wolle, um Rache zu nehmen, wenn wir wollten. Der General suchte ihn zufrieden zu stellen, und man machte sich gegenseitig neue Freundschaftsversicherungen." Jedoch stieg die Uneinigkeit und Erbitterung immer höher, und es kam so weit, daß die Spanier den Häuptling Malope verrätherischer Weise tödteten. Von diesem Augenblick an hörte alle freundschaftliche Verbindung zwischen den Eingebornen und Europäern auf.

Unter diesen widrigen Umständen brach auch noch ein Aufruhr unter den Kolonisten der Niederlassung aus; die Offiziere empörten sich gegen die Anführer. Genöthigt, ein strenges Beispiel zu geben, ließ Mindana zweien der Empörer den Kopf abschlagen und den dritten hängen; aber der Aerger über diese Vorfälle kostete ihn das Leben, und seine Witwe, Dona Isabel de Baretas, welche das Kommando des Geschwaders übernommen hatte, verließ nach 69tägigem Aufenthalt die fatale Insel Nitendi. Man sprach nicht mehr von Santa Cruz, bis Carteret es am 12. August 1767 besuchte. Er fand, daß die Eingebornen einige spanische Worte behalten hatten.

Am 17. August fuhr Carteret an der ganzen Nordküste der Insel hin. 3 Meilen westlich von einem Dorfe sah er eine Menge Hütten; dieser Ort war auf der Meeresseite durch eine Steinschanze geschützt, die 4 Fuß hoch war und hervorspringende und zurücktretende Winkel hatte, wie unsere europäischen Verschanzungen. Weiter jenseits floß ein Bach dahin, und noch weiter westlich bildete die Küste eine große Bai. „In der Nähe", sagt Carteret, „war eine sehr große Stadt; sie schien von Bewohnern zu wimmeln, wie ein Bienenstock von Bienen. Als das Schiff vor derselben erschien, kam eine unglaubliche Menge Eingeborner aus derselben hervor, sie hielten etwas in der Hand, was einem Büschel grüner Kräuter glich, schlugen einander damit und tanzten im Kreise um einander herum."

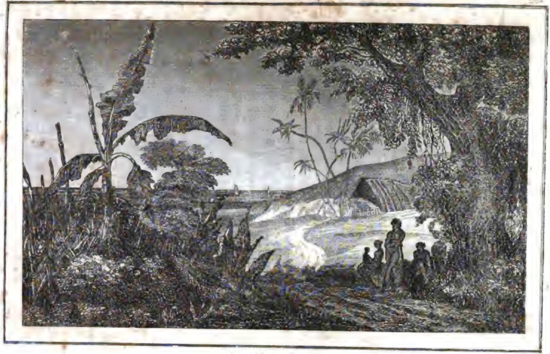
Carteret verließ am 18. August die von Mindana entdeckten Inseln. Ob er gleich wohl wußte, daß Mindana sie zwei Jahrhunderte vorher entdeckt hatte, so gab er doch der Inselgruppe den Namen Königin-Charlotte-Gruppe und der Insel Nitendi den Namen d'Egmont. Der Admiral d'Entrecasteaux erschien am 19. Mai 1793 vor der Insel Nitendi und fuhr in den folgenden Tagen beinahe ganz um dieselbe herum. Von Vanikoro aus nahm Dillon seine Richtung gerade auf diese Insel zu, theils um sich Lebensmittel zu verschaffen, theils um Nachrichten über das spätere Schicksal der Schiffbrüchigen zu erhalten, deren Spuren er wieder aufgefunden hatte. Nachdem er durch Windstillen lange aufgehalten worden war, warf er endlich Anker in der Bai Graciosa; die

Eingebornen brachten ihm Schweine, Geflügel, große Tauben, eine Art Gurken, Mangostanäpfel und Mirobolanen. Er machte daselbst die Bekanntschaft des Häuptlings Lamoa und schickte ein Boot ans Land, um im Dorfe Mambo Wasser und Holz zu holen. Da er bei den Eingebornen außerordentlich große Zähne bemerkt hatte, wünschte er einen zu bekommen, um ihn sorgfältig zu untersuchen.

„Abends zuvor," sagt er, „hatte ein Mann wegen seiner außerordentlich großen Zähne meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er hatte vorn in der Kinnlade ungemein große Zähne. Ich lud ihn ein an Bord zu kommen, damit ich sie näher untersuchen könnte; allein er verstand sich nicht dazu. Auf den ersten Anblick glaubte ich, was ich für Zähne halte, sey nichts Anderes, als Stücke Knochen, welche dieser Mann an seine Kinnlade oder blos zwischen seiner Lippe und seinen natürlichen Zähnen einfach befestigt habe; und bald beachtete ich sie nicht mehr, da ich blos glaubte, es seyen eingesezte Zähne, so groß als sie etwa ein Ochse hat. Diesen Morgen stieg aber meine Verwunderung noch mehr, als ich mehrere Insulaner sah, welche noch größere Zähne hatten, als die, welche mir den Abend vorher aufgefallen waren. Ich bewog zwei Eingeborne, aufs Verdeck zu kommen, und bat sie, einen dieser ungeheuren Zähne an mich zu verkaufen. Zugleich überzeugte ich mich, daß sie fest an die Kinnlade befestigt und nicht künstliche Zierrathe waren. Da ich um jeden Preis mir einen solchen Zahn verschaffen wollte, so bot ich zuerst einen eisernen Hobel und dann ein Hohlbeil dafür; allein die Wilden waren der Meinung, diese Gegenstände seyen nicht so viel werth, als der Zahn, den ich begehrte. Endlich bot ich ein großes Beil. Nun wollte mein Mann, der an seiner Kinnlade einen größeren Zahn hatte, als ich bei allen Andern je bemerkt hatte, denselben herausreißen, aber vergeblich. Deßhalb ließ ich die chirurgischen Werkzeuge zum Zahnausziehen holen; aber er machte den Mund nicht so weit auf, daß man den Zahn hätte packen können. Ich nahm nun meine Zuflucht zu einer Zimmermannszange. Der Doktor ergriff den Zahn mit diesem Instrumente wie spielend und zog ihn mit einem kräftigen Zug heraus. Der Mund des Eingebornen blutete stark, allein er bekümmerte sich nicht viel darum und forderte das Beil. Sobald er es in den Händen hatte, hüpfte er vor Freuden, daß er einen so guten Handel gemacht hatte.

„Nachdem ich den Zahn sorgfältig untersucht hatte, entdeckte ich bald die Ursache seiner ungewöhnlichen Größe. Ich zerschnitt ihn ohne Mühe mit einem Federmesser und fand in der Mitte einen Zahn von gewöhnlicher Größe, der aber mit vielen Lagen einer Art Kitt bedeckt war, welcher von dem mit Betelsaft vermischten Kalk herrührte; diese Lagen hatten sich in einer langen Reihe von Jahren so angehäuft, daß der Zahn dieses ungeheure Volumen bekommen hatte."

Dillon beeilte sich, Nitendi zu verlassen, weil das Fieber auf seinem Schiffe wüthete und die Hälfte der Mannschaft krank lag. Er ging am 14ten unter Segel, und ließ bei Lamoa einen Engländer, Namens Stewart, zurück. Im Jahr 1828 hatte Legoarant Tromelin mit den Bewohnern von Nitendi einigen Verkehr im Vorüberfahren. Sie trieben Tauschhandel mit den Franzosen, welche ihre Redlichkeit und Sanftmuth nur loben konnten. Tromelin bemerkte, daß sie immer singend an's Schiff kamen.



Ansicht der Insel Tannah

Digitized by Google

Archipel der Neuhebriden.

Geographie.

Der Archipel der Neuhebriden wurde im Jahr 1606 von Quiros entdeckt, der die größte Insel Australia del Espiritu-Santo nannte, und im Jahr 1768 von Bougaineville erforscht, der ihm den wohlgewählten Namen „Große Cycladen" gab, den Cook im Jahr 1773 in den Namen „Neuhebriden" verwandelte, welcher ihm auch bis auf diesen Tag geblieben ist. Der Archipel bildet eine schmale Kette von 120 Meilen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost, zwischen dem 15° und 16° südlicher Breite und dem 164° und 168° östlicher Länge. Er enthält 9 größere und viele andere kleinere Inseln. Sie sind nach d'Urville, wenn man von Süden ausgeht:

Die Insel Annatom, entdeckt von Cook im Jahr 1774, wiedergesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1793 und von d'Urville im Jahr 1827; ein Land, das blos aus Gebirgen besteht und nur einen ganz schmalen Küstenstrich hat, besonders im nördlichen Theile. Dieser Strich ist mit Kokosbäumen und vielen andern Bäumen mit weißlichem und nacktem Stamme bedeckt, welche nach d'Urville's Meinung zu der Gattung melaleuca leucodendron gehören, die das Cajeputöl liefert. Er entdeckte nirgends eine Spur von Bewohnern; sie erstreckt sich auf 10 Meilen von Osten nach Westen und ist 6 Meilen breit. Südliche Breite: 20° 11', östliche Länge 167° 15' (Westspitze).

Die Insel Erronan, entdeckt von Cook im Jahr 1774, wiedergesehen von d'Entrecasteaux im Jahr 1793 und von d'Urville im Jahr 1827. Sie ist eine sehr hohe Insel und hat die Gestalt eines isolirten Kegels mit steilen und oben abgestumpften Wänden. Nach Forster nähern sich die Bewohner dem polynesischen Typus. Die Insel hat 5 Meilen im Umfang. Südliche Breite 19° 31', östliche Länge 167° 46' (Spitze).

Insel Immox, entdeckt von Cook, klein und niedrig, hat 2 bis 3 Meilen im Umfang. Südliche Breite 19° 21', östliche Länge 167° 10'.

Insel Tanna, entdeckt im Jahr 1774 von Cook: wiedergesehen im Jahr 1793 von d'Entrecasteaux. Eine hohe, stark bevölkerte Insel, die sich auf ungefähr 22 Meilen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost erstreckt und 9 Meilen breit ist. Südliche Breite 19° 20' bis 19° 40', östliche Länge 166° 53' bis 167° 10'. Ihr Anblick ist sehr angenehm *).

Die Insulaner von Tanna haben eine Bronzefarbe, schwächliche und eckige Formen, sind klein und mager; ihre Nase ist breit, ihre Augen sind voll und sanft; ihre Züge voll Lebhaftigkeit und Geist. Nach Cook hatten beinahe alle ein offenes und ehrliches Gesicht, und nur wenige einen tückischen und falschen Blick. Sie waren munter und gewandt, und wußten ihre Waffen geschickt zu handhaben; da sie aber alle ihre Kräfte für die Zeit des Krieges aufsparen wollten, so überließen sie den Frauen alle beschwerlichen Arbeiten. Auf der Küste gingen die Frauen mit Lasten beladen umher; die Männer trugen blos ihre Waffen.

Die Frauen von Tanna sind von kleinem Wuchs und in ihrer

---

*) S. Blatt 224.

Insel Aurora, entdeckt von Bougainville im Jahr 1768, wiedergesehen von Cook im Jahr 1774. Ein hohes und bevölkertes Land, das sich auf ungefähr 11 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, aber nur 4 bis 5 Meilen breit ist. Die ganze Insel scheint von der Meeresküste an bis auf die Bergspitzen mit Wald bedeckt zu seyn, und alle Thäler sind mit Bächen bewässert. Der Pick im Mittelpunkt hat eine beträchtliche Höhe. Südliche Breite 14° 51′ bis 15° 22′, östliche Länge 165° 47′ bis 165° 53′.

Insel der Aussätzigen, entdeckt von Bougainville im Jahr 1768, wiedergesehen von Cook im Jahr 1774. Ein hohes und bevölkertes Land von eirunder Form, das 18 bis 20 Meilen im Umfang hat. Die ganze nordöstliche Spitze schien Forster'n niedriger zu seyn, als die übrige Insel, und war mit verschiedenen Bäumen, besonders mit vielen Palmbäumen, bedeckt. Prächtige Wasserfälle stürzten von den Bergen herab. Südl. Breite 15° 24′, östl. Länge 165° 27′ (höchster Punkt).

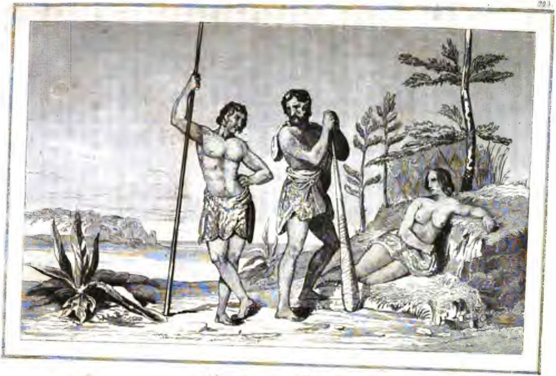
Insel Mallicolo, entdeckt von Quiros im Jahr 1606, wiedergesehen von Bougainville im Jahr 1768 und von Cook im Jahr 1774. Sie ist eine große und schöne Insel, welche sich auf nicht weniger als 18 Meilen von Nordwest nach Südost erstreckt und 6 bis 7 Meilen breit ist. Cook schilderte sie als fruchtbar und volkreich. Das Land, das eine mittlere Höhe hat, dacht sich gegen das Ufer zu allmälig und sanft ab; im Mittelpunkt zieht eine kleine Bergkette hin. Gegen die Südostspitze zu liegen der Hafen Sandwich und ein wenig weiter südlich drei Inselchen, genannt die Maskelyne-Inseln. Südl. Breite 15° 50′ bis 16° 36′, östl. Länge 164° 47′ bis 165° 26′.

Nach Cooks Bericht sind die Bewohner von Mallicolo klein, bronzefarbig, haben einen langen Kopf und ein breites Gesicht und gleichen mehr Orangutang's als Menschen, weniger jedoch wegen ihres Gesichts als wegen ihrer schwächlichen und mißgestalteten Glieder; ihre Haare sind schwarz oder braun, kurz und kraus, aber nicht wollig. Ihr Bart ist stark, buschig, gewöhnlich schwarz und kurz *). Ihre natürliche Unförmlichkeit wird noch durch einen Gürtel gesteigert, den sie stark um die Lenden anziehen, so daß ihr Körper ungefähr aussieht, wie der Leib einer großen Ameise, durch diese Einschnürung bekommt ihr Leib ein höchst widriges Aussehen. Die Männer gehen nackt und bedecken sich blos die Schamtheile mit Blättern oder einem Stück Matte. Die Weiber, die ebenso häßlich sind als die Männer, bemalen sich den Kopf, das Gesicht und die Schultern roth.

Der Schmuck und die Waffen dieser Insulaner sind die nämlichen, wie auf Tanna. Die Sprache von Mallicolo schien Forster'n von denen, welche er bisher studirt hatte, ganz verschieden zu seyn. Sehr häufig kam in den Wörtern das stark betonte brr vor; so hieß ein Freund der Engländer Mambrrun, ein anderer Bonumbrrual; das Schwein nannten sie broa und führten das Wort tamarr (Freund) sehr oft im Munde. Uebrigens sprachen diese Wilden europäische Wörter leichter aus, als die Taïtier. Wollten sie ihre Verwunderung ausdrücken, so schnatterten sie ungefähr wie Gänse.

Insel St. Barthelemy, entdeckt von Bougainville im Jahr 1768, wiedergesehen von Cook im Jahr 1774. Eine bewaldete, bewohnte

*) S. Blatt 228.



Einwohner von Mallicolo

Digitized by Google

und nicht sehr hohe Insel, welche 6 bis 7 Meilen im Umfang hat und Mallicolo von der Heiligen-Geist-Insel trennt. Südöstlich von ihr liegt noch ein kleines Inselchen. Südl. Breite 15° 42', östl. Länge 164° 50' (höchste Spitze).

Heiligen-Geist-Insel, entdeckt im Jahr 1606 von Quiros, wiedergefunden von Bougainville und von Cook im Jahr 1774. Sie ist eine sehr große Insel, welche sich auf 22 Meilen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost erstreckt und 10 bis 12 Meilen breit ist; im Norden schneidet eine tiefe Bai ins Land ein, an der südlichen Küste liegen mehrere kleine Inseln. Das Land ist besonders im Westen sehr hoch und bildet eine fortlaufende Bergkette. Die ganze Insel ist mit Ausnahme der Küsten und einiger abschüssigen Felsen mit Wäldern und Pflanzungen bedeckt. Forster fand ihre Vegetation sehr reich und mannigfaltig. Wie Quiros, der beinahe 200 Jahre vor ihm da gewesen war, sagt er, sie sey eines der schönsten Länder der Welt. Südl. Breite 14°. 40' bis 15° 42', östl. Länge 164° 7' bis 164° 55'.

Die wenigen Insulaner, welche die Engländer zu Gesicht bekamen, waren kräftiger und besser gewachsen als die Bewohner von Mallicolo. Man schloß daraus, daß sie zu einer andern Rasse gehören. Diese Vermuthung wurde um so wahrscheinlicher, als die Sprache mit den Sprachen von Tanna und Mallicolo gar nicht verwandt war und im Gegentheil dem Tongadialect sich näherte. Das Haar der Insulaner ist bald kurz und kraus, bald lang und glatt. Ihr Schmuck waren Arm- und Halsbänder. Einer von ihnen trug eine Muschel an der Stirn befestigt, andere waren mit einer schwärzlichen Schminke bemalt. Man sah keine andere Waffe bei ihnen, als Wurfspieße und Harpune zum Fischfange. Unter den Geschenken, welche man ihnen machte, schätzten sie besonders Nägel sehr hoch. Sie boten dagegen einen Pfefferstrauch.

Insel Pic de l'Etoile, wahrscheinlich dieselbe, die von Quiros Nuestra Sennora de Luz genannt wurde, wurde von Bougainville im Jahr 1768 wiedergesehen. Sie hat einige Meilen im Umfang. Südl. Breite 14° 22', östl. Lange 165° 32'.

Hier schließt Cook seine Liste der Neuhebriden; allein es gehören noch dazu:

Die Banks-Inseln, entdeckt von Bligh im Jahr 1789, als er sich in seiner Schaluppe von den Tonga-Inseln nach Timor begab. Eine Gruppe von 4 Inseln, die hoch und bewohnt sind und sich auf 15 bis 20 Meilen von Norden nach Süden erstrecken; südlich von denselben liegen einige Felsen. Die größte hat ungefähr 12 Meilen im Umfang, die andere 5 oder 6. Die kleinste, die im Osten liegt, ist an einem Berge, der die Form eines Zuckerhutes hat, kenntlich. Kein Seemann sah nach Bligh diese Inseln wieder, deren Gestalt und Lage also unbekannt sind. Südliche Breite vielleicht: 13° 27' bis 14° 11', östl. Länge von 166° bis 166° 30'. Vielleicht sind es dieselben, welche Quiros sah, ehe er auf der Heiligen-Geist-Insel landete.

Insel Bligh, entdeckt im Jahr 1789 von Bligh, ein Land von mittlerer Höhe und geringem Umfange. Südl. Br. 13° 50', östl. L. 165° 17'.

Naturgeschichte.

Diese Inseln haben keine Riffe und keine Ebenen; sie haben Thäler, Hügel, sanfte Abhänge und hohe Berge; sie sind fruchtbar und beinahe

ganz mit Wäldern bedeckt, die blos hie und da in Pflanzungen verwandelt worden sind; denn die Einwohnerzahl steht in keinem Verhältniß zu der Größe des Landes.

Was die geologische Bildung der Insel Tanna betrifft, die allein ein wenig bekannt und bis jezt die interessanteste des Archipels ist, so besteht sie aus einer Art Thonstein, unter welche hie und da Stücke Kreidesteins gemischt sind. Er ist gewöhnlich von brauner und gelblicher Farbe und findet sich in horizontalen Lagen von ungefähr 6 Zoll Dicke vor. An mehreren Stellen bemerkte Forster einen schwarzen, zarten Stein, zusammengesezt aus Asche und Schörl, die von Vulkan ausgeworfen worden waren, vermischt mit Ton und einer Art Trippel, den die Bergleute Bimsstein nennen. Lagen dieser Substanz wechseln mit Lagen des schwarzen Steines ab. Eben dieser vulkanische Sand, vermischt mit Pflanzenerde, bildet den besten Boden der Insel, wo alle Vegetabilien im Ueberfluß wachsen. „Der Vulkan, sagt Forster, der auf der Insel in Thätigkeit ist, hat ohne Zweifel vielerlei mineralische Produkte, und wir würden in diesem Theile neue Beobachtungen gemacht haben, wenn uns die Eingebornen gestattet hätten, uns demselben zu nähern. Wir fanden gediegenen Schwefel in der weißen Erde, welche die Solfataren bedeckt, aus denen wässerige Dünste aufstiegen. Dieser stark alaunhaltige Boden ist mit Salztheilchen geschwängert. Auch bemerkten wir bei solchen Stellen rothe Bolarerde, und die Eingebornen zieren ihre Nasenknorpel mit einem weißen Steine (Selenit). Wir sahen große Lavastücke; dem Vulkan näherten wir uns aber nie."

Die Haupterzeugnisse der Insel Tanna sind die Brodfrucht, die Kokosnuß, eine dem Pfirsich ähnliche Frucht, eine andere der Orange ähnliche, aber nicht eßbare Frucht, die Yamswurzel, die Patate und die wilde Feige. Die Brodfrüchte, die Bananen und die Yamswurzeln sind weder so gut, noch so häufig als auf Taïti; aber das Zuckerrohr und die Yamswurzeln zeichnen sich durch Menge, Größe und Güte aus. Es wurde eine Yamswurzel gefunden, welche 56 Pfund wog. Schweine gibt es viel, aber das Geflügel ist selten. Die Vögel sind nicht so zahlreich als auf Taïti, haben aber ein glänzenderes Gefieder. Die Mannschaft Cooks fing ungemein viel Fische an den Küsten. Forster machte die Bemerkung, daß in den Wäldern eine Menge Pflanzen wuchsen, die auf Taïti sich nicht finden, und welche theils der asiatischen Flora angehörten, theils diesen Inseln eigenthümlich sind.

Der Archipel scheint eine reiche Flora zu versprechen, weil diese Inseln nicht groß und nicht angebaut, aber sehr fruchtbar sind; und weil die wildwachsenden Pflanzen einen größeren Raum einnehmen, so dürfte die Mannigfaltigkeit der Gattungen hier reicher ausfallen, als auf den weiter östlich gelegenen Inseln Polynesiens. Die Eifersucht der Insulaner, sagt Forster, gestattete uns nicht, Entdeckungen zu machen; wir können nur von den Ufern aus auf das Innere schließen. Zum Beweis, daß wir oft Anzeichen von neuen Pflanzungen hatten, ohne daß wir sie finden konnten, will ich nur von der wilden Muskatnuß der Insel Tanna sprechen; wir haben mehrere bekommen, ohne je den Baum sehen zu können. Die erste, welche wir untersuchten, fanden wir in dem Kropfe einer geschossenen Taube; diese Taube war von der Art, welche nach Rumphius die ächten Muskatnüsse auf den Inseln Ostindiens säet. Sie war mit einem glänzend rothen Häutchen umgeben, das unter dem Namen Muskatblüthe

bekannt ist. Die Nuß hatte dieselbe Farbe wie die ächte Muskatnuß, nur war sie etwas länglichter, hatte einen beißenden und stark aromatischen Geschmack, aber keinen Geruch. Die Eingebornen brachten uns hernach noch andere.

Also würde Quiros recht gehabt haben, wenn er die Muskatnuß unter den Erzeugnissen der Heiligen-Geist-Insel aufzählte und man hätte seine Wahrhaftigkeit mit Unrecht in Zweifel gezogen; er hat auch behauptet, es gebe Ebenholz, Pfeffer und Zimmt, ja sogar Silber auf diesen Inseln, wie es Mindana von den Salomon-Inseln behauptete, und es ist auch nicht unmöglich, daß man einst diese Produkte daselbst findet.

Geschichte und Sitten.

Die Entdeckung des Archipels der Neuhebriden verdankt man dem Hernandes de Quiros. Auf die Entdeckung der großen Südländer ausgesandt, hörte er von den Bewohnern von Taumako (eine Insel unseres großen melanopolynesischen Archipels), daß im Süden ihrer Insel eine Gruppe liegt, die er Manicolo nennt, wo Weiße, Schwarze und Mulatten leben. Sein Vertrauen in diese Insulaner wurde nicht getäuscht, und am 25. April 1606 entdeckte er unter 14° 50′ südl. Breite mehrere hohe Inseln, wovon eine Nuestra Sennora de Luz genannt wurde. Die Eingebornen waren größtentheils schwarz; andere waren weiß mit rothem Bart (wahrscheinlich roth bemalt) und wieder andere waren weiß.

Quiros wurde von den Eingebornen und besonders von einem Häuptling, der seine Schaluppe mit Schweinen, Yamswurzeln, Pataten und schönen und vortrefflichen Bananen füllte, sehr gut aufgenommen und machte den Plan, eine spanische Kolonie auf einer dieser fruchtbaren Inseln zu gründen, deren Bewohner, wie wir glauben, so wie die Bewohner von Neucaledonien der andamenischen Rasse anzugehören scheinen, weil sie nach Cook und Forster den Bewohnern von Neuholland gleichen.

Der Bericht des Quiros lautet, wie folgt:

„Wir fuhren, sagt er, im Angesicht vieler Eingebornen von hohem Wuchs und schwarzgraulicher Farbe in der Schaluppe an der Küste hinab. Sie schienen uns rohe Menschen zu seyn und auf einer ganz niederen Stufe zu stehen. Kaum hatten wir ihnen Freundschaftszeichen gemacht, so sahen wir ihre Weiber gegen den Wald zu fliehen und sogleich begrüßten sie uns mit einem Hagel von Pfeilen, wodurch ein Spanier leicht im Gesicht verwundet wurde. Eine Musketensalve ließ sie ihre Bosheit bereuen, worauf, da die Nacht einbrach, die Schaluppe wieder an das Schiff ging und dort von dem Vorgefallenen Bericht erstattete.

„Der Wunsch, das große Land, das man im Südosten sah, kennen zu lernen, ließ uns den Anker heben. Die dahin Abgesandten brachten am 30. April die Nachricht, daß sie eine gute Bai gefunden hätten, daß man ihnen durch auf den Bergen angezündete Feuer Signale gemacht habe; daß die Einwohner der Küste von hohem Wuchs seyen, daß mehrere in einer Pirogue mit Freundschaftszeichen, die jedoch, wie wir später erfahren mußten, blos geheuchelt waren, bei ihnen angelegt und sie mit einem schönen Busch von Reiherfedern beschenkt hätten. Dieser Bericht erregte große Freude unter der Mannschaft, welche durch die Entdeckung eines großen Landes und eines guten Hafens endlich am Ziele ihrer Wünsche angelangt war. Das Geschwader fuhr am 1. Mai in die Bai ein, die sie nach dem Feste

S. Jakobs- und St. Philipps-Bai nannte. Die Oeffnung, welche ungefähr 8 Meilen breit ist, erstreckt sich von Norden nach Süden; das östliche Ufer kann ungefähr 12, das westliche 15 Meilen breit seyn. Am 30. Mai ankerten wir in einem guten Hafen, an der Mündung zweier Flüsse auf Sandgrund. Die Indianer, welche uns in ihren Booten umgaben, machten uns Zeichen, weiter vorzugehen; aber wir hielten es nicht für angemessen, ihrer Einladung zu folgen. Es war der Tag der Kreuzerfindung. Wir nannten den Hafen Verakruz, das ganze Land, „Südland des heiligen Geistes", und von den beiden Flüssen den einen Jordan, den andern Erlöserfluß. Die Ufer dieser beiden Flüsse sind von bezaubernder Schönheit, mit Blumen und Grün besezt; die Küste ist breit und flach, und so gut geschüzt, daß, welcher Wind auch in der Bai wehen mag, das Meer still und ruhig bleibt; das Ufer bis zum Abhang der Berge ist mit Bäumen bedeckt; die Berge, so grün als die Ebene, sind durch breite, flache und fruchtbare, von Flüssen durchströmte Thäler getrennt; mit einem Wort, es gibt keine so schöne Gegend in Amerika, und nur wenige in Europa, die ihr an die Seite gestellt werden könnten. Das Land bringt im Ueberflusse und beinahe ohne Anbau, Früchte von gutem Geschmack, Pataten, Yamswurzeln, Melonen, Kohl, Orangen, Limonien, Mandeln, und verschiedene andere sehr schmackhafte Früchte hervor, die wir nicht kannten. Man findet ferner daselbst Aloë, Muskatnüsse, Ebenholz, Hühner, Schweine, und weiter vorwärts im Lande, wie man uns durch Zeichen zu verstehen gab, großes Vieh, Vögel, welche wunderbar singen, Tauben, Rebhühner, Papageien und Bienen. Die Einwohner sind schwarz; sie wohnen in mit Stroh bedeckten Hütten. Das Land ist Erdbeben unterworfen, ein Beweis, daß es einen nicht geringen Umfang haben muß.

„Die Einwohner schienen über unsere Ankunft unzufrieden zu seyn. Als wir ans Land gestiegen waren, kam der Häuptling mit seiner Schaar auf uns zu, überreichte uns einige Früchte, und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir uns entfernen sollten; als wir uns nicht daran kehrten, zeichnete der Häuptling eine Linie in den Sand, und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir dieselbe nicht überschreiten sollten. Kaum hatte sie Torres überschritten, als Pfeilschüsse auf uns fielen, was uns nöthigte, Feuer zu geben und einige zu tödten, worunter auch der Häuptling war. Die andern flohen gegen die Berge. Eine zweite Truppe der Unsrigen war auf einen andern Punkt gegangen, um Lebensmittel zu holen und den Versuch zu machen, ob man mit den Eingebornen nicht in Verkehr treten könne. Sie lauerten uns auf allen Wegen auf, aber mit geringem Erfolg; denn die Baumzweige wiesen ihre Pfeile ab, während sie die Wilden vor der Wirkung unserer Musketenkugeln nicht schützen konnten. Wir brachten einige Tage an diesem Orte zu, um uns zu erfrischen und von unseren Strapazen auszuruhen. Man feierte den Gottesdienst in einer Hütte von grünen Zweigen, vor welcher eine schöne Baumallee lag. In derselben hielt man die Frohnleichnamsprocession; man errichtete daselbst ein Kreuz und nahm im Namen Philipps III. das Land in Besitz. Eine Truppe der Unsrigen, die eines Tages ausgegangen war, um Früchte zu holen, entdeckte von einem Berge herab ein schönes Thal, durch welches sie zog; vom Gipfel eines andern vom Ufer zwei Meilen entfernten Berges hörte sie ein Rasseln von Trommeln, das ihre Neugierde erregte, und auf welches

sie stille losgingen. Sie kamen an ein Dorf, wo die Wilden sich sorglos die Zeit mit Tanzen vertrieben. Sobald sie sich überfallen sahen, ergriffen sie die Flucht gegen das Gebirge zu, und ließen ihre Weiber und Kinder im Stiche; bald aber merkten die Unsrigen wohl, daß sie die Flucht nur ergriffen hatten, weil sie unbewaffnet waren. Unsere Leute traten nun in eine Hütte, und nahmen dort 5 Kinder und 14 Schweine, womit sie sich so schnell als möglich entfernten, weil sie ohne Hülfe und sehr ermüdet waren. Sie gingen durch das Thal zurück, als sie von Neuem das Geschrei der Barbaren und den Lärmen ihrer Trommeln hörten, die aus einem hohlen Baumstamme gemacht waren. Unsere Leute liefen aus Leibeskräften bis an den Abhang des Berges, dessen Gipfel sie so schnell als möglich erstiegen. Hier mußten sie Halt machen, um Athem zu schöpfen. Die Barbaren rückten heran, und überschütteten unter einem gräßlichen Geschrei die Unsrigen mit einem Hagel von Pfeilen, wodurch zum Glück Niemand getroffen wurde. Man antwortete ihnen mit Musketenschüssen, wodurch einige verwundet und die Uebrigen in die Flucht gejagt wurden, aber bald kamen sie wieder zum Angriffe zurück und verfolgten die Unsrigen bis zum Ufer, wo sie ans Land gestiegen waren, so daß sie genöthigt waren, von Zeit zu Zeit Halt zu machen, ihre Musketen wieder zu laden und Feuer zu geben. Ungeachtet unseres Feuerns gaben die Eingebornen ihren Angriff nicht auf, und als sie keine Pfeile mehr hatten, stellten sie sich auf den Felsspitzen auf, von wo aus sie mit großen Steinen nach uns warfen. Einem meiner Leute wurde der Arm zerschmettert, sonst hatten sie keinen Unfall auf diesem gefährlichen Rückzuge, den sie mit großer Bravour ausführten, ohne ihre Beute im Stiche zu lassen. Als die Eingebornen Kanonendonner hörten, und sahen, daß man von allen Seiten den Unsrigen zu Hülfe eilte, verließen sie die Küste und flohen gegen das Gebirge hin.

„Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen hoben die Schiffe den Anker, und wir verließen die Bai, mußten aber bald wieder in dieselbe einlaufen. Ein großer Theil unserer Mannschaft wurde plötzlich so krank, daß keine Leute mehr da waren, um die Bewegungen auszuführen. Man konnte diesen Zufall nicht wohl der Beschaffenheit eines Fisches zuschreiben, von welchem wir in dieser Bai eine große Menge verzehrt hatten; aber man vermuthete, dieser Fisch könnte irgend einen giftigen Fisch verschlungen haben, oder mit giftigen Kräutern zubereitet worden seyn. Bald waren die beiden Schiffe wie das Hospital einer vergifteten Stadt. Unsere Leute waren so krank, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Indeß besorgten unsere Aerzte, ob sie gleich selbst krank waren, die Andern mit so viel Eifer und Geschicklichkeit, daß die Krankheit bald vorüberging, ohne daß Jemand daran starb. Während dieses zweiten Aufenthaltes führten wir auch mehrere Landungen aus und sezten die geraubten Kinder in Feiheit, in der Hoffnung, sie würden die Werkzeuge eines Friedensvertrages zwischen den Eingebornen und uns werden; allein da dieser Umstand seine Wirkung verfehlte, so hoben wir zum zweiten Male den Anker. Am 5. Juni, während wir beschäftigt waren, die Länder unter dem Winde zu erforschen, im Namen des Königs von ihnen Besitz zu nehmen und dort eine Stadt zu bauen, wie wir es in der Bai gemacht hatten, wo wir eine Stadt gründeten, die wir Neu-Jerusalem nannten, und in der wir auch Alkaden, Korregidoren und andere Beamte des Königs einsezten, fanden wir auf der hohen

See den Wind so niedrig und die See so stark bewegt, daß das Vordertheil unserer Schiffe bisweilen unter Wasser war.“ Dieß ist der Bericht von Quiros über die Neuhebriden. Die Tierra austral del Spiritu Santo des spanischen Seemanns schien vergessen zu seyn, und ihre Existenz wurde in Zweifel gezogen, als Bougainville und Cook die Berichte von Quiros und Torres bestätigten.

Am 22. Mai 1768 war Bougainville so glücklich, Gruppen wieder zu finden, die man für verloren hielt. Er erblickte zwei hohe Inseln, die er Pentecote und Aurora nannte, sodann nördlich von der lezteren eine kleine hohe Insel in Form eines Zuckerhutes, und weiter westl. eine andere Insel, die noch höher als die vorigen und ganz mit Wald bedeckt war. Der Prinz von Nassau, der die Expedition aus Liebhaberei mitmachte, sah zuerst die Eingebornen auf ihren Piroguen an der Küste hin- und herfahren; sie kamen aber nicht an das Schiff. Viel Rauch, der aus der ganzen Insel aufstieg, ließ auf eine beträchtliche Bevölkerung schließen. Der französische Kapitän nannte die Insel „Insel der Aussäzigen“, denn ihre häßlichen Bewohner waren mit Aussatzgeschwüren bedeckt; die Frauen waren so häßlich als die Männer. Der Taïtier Uturu, den Bougainville an Bord hatte, verstand kein Wort von der Sprache der Eingebornen. Bougainville ließ auf eine eichene Tafel den Akt der Besitznahme dieser Inseln im Namen Frankreichs einschreiben, und dieß vergängliche Denkmal seiner nominellen Herrschaft am Fuß eines Baumes eingraben. Nachdem er vergeblich einen Ankerplatz gesucht hatte, sezte er am 28. Mai 1768 seine Reise gegen Westen wieder fort.

Am 16. Juli 1774 erblickte Cook die Insel Aurora; von diesem Tage an bis zum 9. August untersuchte der berühmte Seemann mehrere Inseln des Archipels mit jener Genauigkeit, welche ihn vor allen Seemännern seiner Zeit auszeichnet. Am 9. August bekam er die Insel Tanna zu Gesicht.

Der niedrigste Hügel in einer ganzen Reihe von Bergen von konischer Form hatte in der Mitte einen Krater, war rothbraun und bestand aus einer Anhäufung verbrannter, ganz unfruchtbarer Steine. Eine dichte Rauchsäule, einem großen Baume gleich, stieg von Zeit zu Zeit aus ihm auf, und ihre Spitze breitete sich im Aufsteigen immer mehr aus. So oft eine neue Rauchsäule so in die Luft gestiegen war, hörten die Engländer einen donnergleichen Ton, und die Säulen folgten schnell auf einander, die ganze Insel, mit Ausnahme des Vulkans, ist gut bewaldet und hat sehr viele schöne Palmbäume. Im Monat August, in welchem es in diesem Klima Winter ist, sah man daselbst das schönste Grün.

Die Gegenden auf Tanna sind schöner und angenehmer als auf Taïti, weil die Gebirge sich nicht so plötzlich erheben. Auf der zweiten Reise Cooks bewunderte Forster dort die Unerschrockenheit einiger Eingebornen, unter andern eines jungen Mannes, Namens Wa-Aku, von dem der deutsche Naturforscher folgendes schmeichelhafte Portrait entworfen hat: „Er hatte“, sagt er, „schöne Züge, offene, sehr lebhafte Augen; sein ganzes Aussehen zeugte von guter Laune, Fröhlichkeit und Scharfsinn. Hier eine Probe seiner Einsicht. Als der Kapitän Cook und mein Vater ihr Wörterbuch verglichen, fanden sie, daß jeder ein anderes Wort für Himmel aufgezeichnet habe, und sie wandten sich an ihn, um zu erfahren, welcher Ausdruck der richtige sey. Plötzlich streckte er eine Hand gegen

den Himmel aus, und legte sie auf eines der Worte; sodann legte er eine Hand unter dasselbe, und sprach das zweite aus, indem er uns so zu verstehen gab, daß das erste eigentlich das Firmament bedeute, und das zweite die Wolken, welche sich darunter befinden. Er sagte uns auch die Namen der umliegenden Inseln. Seine Manieren an der Tafel waren sehr anständig und anmuthig; nur das mußte uns an ihm mißfallen, daß er sich statt der Gabel eines kleinen Stäbchens bediente, womit er sich auch von Zeit zu Zeit am Kopf krazte. Da er seine Haare nach der Landessitte geordnet hatte, nämlich so, daß sie in die Höhe standen, wie die Stacheln eines Stachelschweins, und sie mit Oel und Farben beschmiert waren, so war uns dieß nur um so ekelhafter, aber er glaubte nicht gegen die Höflichkeit anzustoßen."

Da die Eingebornen eben so viel Abscheu vor dem Diebstahl zeigten als die Taïtier Hang dazu hatten, so konnten die Naturforscher Ausflüge ins Innere, bisweilen auf 3 bis 4 Meilen weit, machen. Forster durchzog die Insel in verschiedenen Richtungen ohne von den Wilden beunruhigt zu werden. Nur wollten sie ihm nicht gestatten, den Vulkan zu besuchen; vielleicht glaubten sie, wie die Hauaïer, daß er der Aufenthalt eines mächtigen und furchtbaren Gottes sey, der sie bestrafen würde, wenn sie den Ort, den er mit seiner Gegenwart beehre, von Fremden entweihen ließen; oder war vielleicht der Vulkan der Weg zu einem oder die Verschanzung eines heiligen Dorfes, wie der Mafanga auf Tongatabu, oder war vielleicht ein Tempel in der Nähe, was uns das Wahrscheinlichste zu seyn scheint. Forster kannte die Ursache der Hindernisse nicht, welche ihm in den Weg gelegt wurden. Hier sein Bericht: „Während der ganzen Nacht vom 11. auf den 12. August war der Anblick des Vulkans imposant; er donnerte grauenhaft. Mit jedem Krachen stieg eine Feuer- und Rauchsäule bis zum Himmel auf, und es waren blos 4 oder 5 Minuten Ruhe zwischen diesen Ausbrüchen. Vom Schiffe aus sah man ihn Steine von ungeheurer Größe auswerfen. Die kleinen Rauchsäulen, die aus der Umgebung des Vulkans aufstiegen, schienen von Feuern der Wilden herzurühren.

„Die im Krater brennenden Feuer erleuchteten noch die Rauchwolken, als Sparrmann, Hodges und ich mit einigen Mann ans Land stiegen; wir betraten gegen Westen zu einen Fußpfad, der auf einen steilen Hügel führte. Wir bestiegen ihn ohne Mühe durch Haine von Bäumen und Gesträuchen, welche wild wuchsen, und überall einen köstlichen und erfrischenden Wohlgeruch verbreiteten. Mehrere Blumengattungen verschönerten das dichte Blätterwerk, und Winden schlangen sich um die höchsten Bäume bis zum Gipfel empor, wie Epheu, und zierten sie mit Blumen und purpurrothen Guirlanden; sehr viele Vögel flogen um uns her und belebten die Scene. Auf dem ersten Rücken dieses Berges sahen wir keinen Eingebornen und auch kein angebautes Land. Nachdem wir auf verschiedenen Umwegen wenigstens eine halbe Meile gemacht hatten, erreichten wir eine kleine lichte Stelle mit weichem Gras, die von den schönsten Waldbäumen umgeben war. Die Sonne brannte sehr heiß auf uns, und der Ort war gegen jeden Wind geschützt. Wir rochen Schwefeldampf, und dieser erhöhte die Hitze noch mehr. Links vom Fußpfade und durch wilde Feigenbäume beinahe ganz verborgen lag eine Anhöhe von weißlicher Erde, aus welcher beständig Dampf aufstieg. Die Erde war so heiß, daß wir den Fuß nicht darauf setzen konnten, und wir fanden sie mit Schwefel geschwängert. Als wir ein wenig aufgruben, entwickelte sich der Dampf lebhafter, und wir

bemerkten an ihr eine zusammenziehende oder adstringirende Eigenschaft, wie sie etwa der Alaun hat. Von hier aus stiegen wir höher, und gelangten zu einer andern unfruchtbaren lichten Stelle im Walde. Dort entdeckten wir zwei neue Krater, aus welchen ebenfalls Rauch aufstieg, aber weniger und ohne so starken Geruch. Die Erde, welche die Solfataren bedeckte, war von derselben Beschaffenheit, wie die Erde bei dem erstern Krater, und der Schwefel, womit sie geschwängert war, gab ihr einen grünlichen Schein. Wir sammelten in der Umgebung rothen Ocker, mit dem sich die Eingebornen das Gesicht bemalen.

„Der Vulkan wüthete heftiger als je: bei jeder Erschütterung stieg der Dampf aus den Solfataren reichlicher als vorher auf und bildete dichte weiße Wolken, was darauf hinzudeuten schien, daß dieselben durch unterirdische Gänge in Verbindung mit dem Berge stehen, dessen Erschütterungen sich ihnen durch uns unbekannte Mittel mittheilen. Wir bemerkten, daß die Erschütterungen des Vulkans mit dem Regen wieder anfingen und schloßen daraus, daß der Regen sie gewissermaßen aufrege, indem er die Gährung der verschiedenen mineralischen Substanzen erwecke oder erhöhe. Nachdem wir diese seltsamen Luftlöcher untersucht hatten, klimmten wir noch einige Schritte hinauf und entdeckten viele Pflanzungen in verschiedenen Theilen des Waldes. Indem wir auf der andern Seite des Hügels auf einem schmalen Fußpfad zwischen Schilfhecken hinabstiegen, sahen wir den Vulkan zwischen den Bäumen und glaubten, wir hätten nur noch zwei Meilen über Hügel und Thäler bis zu ihm zurückzulegen. Wir sahen indeß seinen Ausbruch, so wie die ungeheuren Felsenmassen, welche er mit den Rauchwirbeln ausspie: einige waren wenigstens so groß, als der Rumpf unserer langen Schaluppe. Da uns bisher kein Zufall begegnet war und wir keinen Eingebornen gesehen hatten, so beschloßen wir näher an den Vulkan zu gehen; aber durch unsere Unterredung hatten wir die Insulaner der Pflanzungen wahrscheinlich alarmirt, denn plötzlich hörten wir einige auf großen Muscheln blasen, welche bei den wilden Völkern, besonders aber im Südmeere, die Stelle der Sturmglocke vertreten. Auf dieses beschloßen wir, den Rückweg anzutreten.

„Nachmittags fuhren wir an der Küste gegen die Ostspitze hin, wohin uns die Wilden vor zwei Tagen nicht hatten hinkommen lassen. Einige Indianer sprachen mit uns 5 bis 6 Minuten lang und während dieser Unterhaltung sahen wir einen Mann hinter einem Baume sitzen und mit einem Bogen auf uns zielen. Sobald er bemerkte, daß er entdeckt war und von einer Flinte auf's Korn genommen wurde, warf er seine Waffen in ein Gebüsch und schleppte sich auf allen Vieren zu uns her. Ich glaube, daß er wirklich keine böse Absicht hatte, allein Späße dieser Art sind immer gefährlich. Da wir über die Spitze hingingen und unsern Weg fortsetzen wollten, stürzten 15 bis 20 Eingeborne auf uns los und baten uns inständig, uns zurückzuziehen. Wir hatten indeß keine Lust, sie zufrieden zu stellen, aber sie wiederholten ihre Bitten und gaben uns endlich durch Zeichen zu verstehen, daß man uns tödten und aufzehren würde. Wir stellten uns anfangs, als verstünden wir sie nicht, und als glaubten wir, daß man uns etwas zu essen anbiete und gaben zu verstehen, daß wir dieß gerne annehmen würden; aber sie boten Allem auf, uns zu enttäuschen, indem sie uns durch Zeichen zu verstehen gaben, wie sie einen Menschen tödteten, seine Glieder abschnitten und das Fleisch von seinen Knochen

trennten, endlich bißen sie in ihren eigenen Arm, um recht deutlich auszudrücken, daß sie Menschenfleisch äßen.

„Wir sezten jedoch unsern Weg bis zu einer Hütte fort, die wir 50 Klafter von da entfernt sahen, bis zu der Stelle, wo das Terrain zu steigen anfängt. Als sie dieß sahen, kamen mehrere bewaffnet aus der Hütte heraus, um uns zur Umkehr zu zwingen. Nun hielten wir es für Zeit, unsere Neugierde zu bezähmen. Wir hörten auch alle Morgen bei Tagesanbruch hier einen feierlichen und langsamen Gesang, der eine Viertelstunde dauerte."

Auf der Rückkehr erstiegen Forster, Sparrmann, Hodges und ihre Gefährten die Spitze eines ungefähr 40 Fuß hohen in der Nähe gelegenen Plateau's und betraten eine unermeßliche Pflanzung, wo Myriaden zierlicher Bananenbäume sich in die natürlichen Säulengänge von Kokospalmen und anderen buschigen Bäumen mischten, welche die Aussicht auf allen Punkten beschränkten. Sie war mit einer zierlich gemachten Schilfhecke umgeben, wie man sie auf Tonga findet. Die Eingebornen stießen sie drohend zurück und versicherten sie mit den unzweideutigsten Zeichen, daß sie alle unfehlbar aufgezehrt werden würden, wenn sie weiter gehen würden. Troz ihrer Beharrlichkeit wären die Engländer genöthigt gewesen, sogleich umzukehren, wenn sie nicht ihren alten Freund Paowang getroffen hätten. Beide Theile freuten sich, einander hier zu sehen, und der Greis führte sie sogleich am Rande des Hügels hin an das westliche Ende. Dort sahen sie viele Feigenbäume, welche die Eingebornen sowohl um der Blätter als um der Früchte willen bauen. Schöne Eugenien boten ihnen ihre säuerlichen und erfrischenden Früchte, auch sahen sie einigen Palmkohl. Nachdem sie durch ein kleines Dickicht blühender Gesträuche gegangen waren, kamen sie auf eine große Savanne von ungefähr 100 Quadratklaftern, an deren Saum 3 Wohnungen lagen. Hohe Bäume mit dichtem Blätterwerk verbargen diesen Schlupfwinkel so, daß man ihn von Außen nicht sehen konnte. In einem Winkel der Wiese bemerkten die Engländer einen ungeheuren Feigenbaum, dessen Stamm 9 Fuß im Durchmesser hatte, und dessen Zweige sich auf allen Seiten auf wenigstens 100 Fuß weit sehr malerisch ausbreiteten. Am Fuß dieses bewunderungswürdigen Baumes, der noch in voller Kraft stand, saß eine kleine Familie um ein Feuer und röstete Bananen und Yamswurzeln. Bei der Annäherung der Europäer flohen sie in eine Hütte. Als ihnen aber Paowang sagte, sie hätten Nichts zu fürchten, kamen sie wieder hervor. Die Weiber und Mädchen blieben jedoch ferne und warfen hinter dem Gebüsche hervor verstohlene Blicke auf sie. Forster, Sparrmann und ihre Gefährten saßen unter ihnen nieder, und die guten Wilden boten ihnen von ihren Vorräthen mit jener Gastfreundschaft, die so bezaubernd und auf den fruchtbaren Inseln Polynesiens so gewöhnlich ist.

Ihre Hütten waren eigentlich nur große Schuppen. Ihr Dach reicht bis auf die Erde herab; sie sind auf beiden Seiten offen, indem hier blos eine ganz durchsichtige Schilfwand und ungefähr 18 Zoll hohe Stäbe sind. Die Höhe des Daches betrug bei den größten 9 oder 10 Fuß, und die Breite auf dem Fußboden zwischen den beiden Seiten des Daches ungefähr eben so viel. Die Erbauung dieser Hütten ist sehr einfach: Pfähle werden in zwei Reihen gegeneinander geneigt und an einander befestigt; darüber legen sie mehrere Matten von Kokosnußblättern, welche hinreichenden Schutz gegen die Ungunst der Witterung gewähren. Die Engländer

sahen weder Meubles noch Geräthe. Der Fußboden war mit trockenem Gras bedeckt und an einigen Stellen mit Matten von Palmbaumblättern. Der Rauch hatte das Innere ganz geschwärzt, denn in jeder Wohnung waren mehrere Herde. In der Mitte waren drei große Stäbe von Kokosnußstämmen, an welchen viele dünnere Stäbe befestigt waren und an welchen dürre Kokosnüsse hingen; da sie sich des Oels vom Kerne bedienen und aus der Schale Armbänder machen, so hängen sie sie wahrscheinlich so auf, um sie aufzuheben.

Da die Eingebornen sahen, daß die Weißen blos ihre Personen und Hütten untersuchen wollten, ohne ihnen Etwas zu nehmen und ohne ihnen im Geringsten ein Leid zuzufügen, wurden sie bald vertraut mit ihnen: endlich beschloßen sie an das Ufer zurückzukehren, und der alte Paowang, der sie nicht begleiten wollte, weil die Sonne gerade unterzugehen im Begriffe war, befahl 2 oder 3 jungen Leuten, ihnen den kürzesten Weg zu zeigen.

Die eigene Art von Solfatara am westlichen Hügel beschäftigte die Aufmerksamkeit der Naturforscher und des Zeichners so stark, daß Forster und seine Gefährten am folgenden Tage, den 12ten Morgens, sich dahin begaben. Der Vulkan arbeitete den ganzen Tag hindurch und spie eine ungeheure Menge schwarzer Asche aus, die, als man sie näher untersuchte, für Schörl in Gestalt von halbdurchsichtigen Nadeln erkannt wurde. Das ganze Land war mit diesen Theilchen wie besäet und beim Kräutersammeln fielen sie den Augen sehr beschwerlich, weil jedes Blatt ganz damit bedeckt war. Wahrscheinlich trägt der Vulkan und das, was er auswirft, sehr viel zu dem Reichthume der Vegetation bei, der auf dieser Insel so merkwürdig ist. Mehrere Pflanzen werden dort zweimal so hoch, als in anderen Gegenden; ihre Blätter sind breiter, ihre Blüthen größer und ihr Wohlgeruch ist stärker.

Bald erreichten wir, fährt Forster fort, die erste Stelle, aus welcher der Rauch aufstieg; da wir aber über uns Eingeborne sahen, so stiegen wir, ohne uns aufzuhalten, zu ihnen hinauf; es waren die nämlichen, welche uns den Abend zuvor so gut behandelt hatten; sobald sie uns entdeckten, schickten sie drei der Ihrigen in's Innere des Landes. Der Thermometer (der Hundertgradige), zeigte im Schatten 26° 7'. Wir machten ein ziemlich tiefes Loch in die Erde, um den Thermometer in seiner ganzen Länge hineinhalten zu können; und als wir ihn an einem Stock in dieses Loch hielten, stieg er in einer halben Minute auf 78° und erhielt sich auf dieser Höhe. Als die Eingebornen sahen, daß wir in der Solfatara gruben, baten sie uns, es einzustellen, indem sie sagten, der Boden würde Feuer fangen und dieß würde dem Feuer gleichen, das sie Assur nennen. Sie schienen ein Unglück zu fürchten und waren sehr unwillig, wenn wir nur die geringste Bewegung machten, in der schwefelhaltigen Erde zu graben. Indem wir höher stiegen, fanden wir mehrere rauchende Stellen von derselben Beschaffenheit, wie die eben beschriebene. Die Boten, welche die guten Indianer ausgeschickt hatten, kamen bald mit Zuckerrohr und Kokosnüssen zurück und bewirtheten uns wie den Abend vorher. Nach dieser Erfrischung stiegen wir noch höher auf einen anderen Hügel, den wir sahen und von wo aus wir den Vulkan näher beschauen zu können hofften. Aber als wir an einige Pflanzungen kamen, traten Eingeborne heraus und zeigten uns einen Fußpfad, der, wie sie sagten, gerade zu dem Vulkan oder Assur führe. Wir verfolgten ihn mehrere Meilen weit in verschiedenen

Richtungen, wo uns aber Wälder immer die Aussicht versperrten. Endlich erreichten wir die Seeküste, von der wir ausgegangen waren, und sahen nun, oder wenigstens glaubten wir es, daß die Eingebornen uns auf eine listige Weise von ihren Wohnungen hatten ablenken wollen.

Auf einem andern Ausfluge auf der Insel suchte Forster in eine der geheimnißvollen Hütten zu dringen, aus denen der ernste und feierliche Gesang erscholl, von dem wir schon gesprochen haben; aber man wies ihn sogleich zurück. Indeß machte er doch einige Beobachtungen über die Sitten und Musik der Eingebornen.

„Unsere Indianer“, fährt Forster fort, „führten uns auf einem neuen Fußpfade durch fruchtbare und gut unterhaltene Pflanzungen; die kleinen Knaben liefen vor uns her und gaben uns verschiedene Proben von ihrer Geschicklichkeit in den militärischen Uebungen. Sie warfen geschickt einen Stein, und gebrauchten ein grünes Schilfrohr statt eines Wurfspießes. Ihr Wurfspieß verfehlte sein Ziel nie, und sie wußten das Rohr so stark abzuschnellen, daß es, obgleich der geringste Windstoß es aus seiner Richtung bringen konnte, mehr als einen Zoll tief in das Holz eindrang; sie hielten es schwebend zwischen dem untern Gelenk des Daumens und der Hand, ohne es mit den Fingern zu berühren. Kleine Kinder von 5 oder 6 Jahren trieben diese Uebung schon. Wir kamen öfter an Wohnungen vorüber, wo die Frauen ihr Mittagsmahl zubereiteten; sie rösteten Yamswurzeln an einem am Fuß eines Baumes angezündeten Feuer. Als wir das Erstemal herankamen, flohen sie; aber unsere Führer beruhigten sie, und sie machten in ihren Geschäften fort. Wir versuchten es, uns mit unsern Indianern zu unterhalten. Ich zeichnete eine Menge Wörter aus ihrer Sprache auf, und wir hatten das Vergnügen, ihre Neugierde in Absicht auf unsere Kleider, Waffen u. s. w. zu befriedigen, worüber sie noch nicht eine einzige Frage an uns zu stellen gewagt hatten. Als die Bewohner der benachbarten Pflanzungen von unserer Ankunft hörten, versammelten sie sich in Masse um uns, und schienen sehr erfreut darüber zu seyn, daß wir freundschaftlich und vertraulich uns mit ihnen unterhielten. Ich trillerte zufällig ein Lied; sogleich baten sie mich zu singen; und obgleich keiner von uns ein geschickter Musiker war, so befriedigten wir doch ihre Neugierde, und sangen ihnen verschiedene Lieder vor. Die deutschen und englischen Lieder, besonders die lustigen, gefielen ihnen ungemein; aber als sie die schwedischen Töne des Doktor Sparrmann hörten, erscholl ein allgemeines Bravo. Wir baten sie nun auch zu singen, und einer von ihnen begann sogleich eine sehr einfache, aber harmonische Melodie; wir hatten im Südmeere noch keine so gute gehört. Sie umfaßte mehr Noten, als die Melodien auf Taïti und selbst auf Tonga-tabu, und hatte einen ernsten Ton, der sie vor der weiblichen und weichlichen Musik dieser Insel vortheilhaft auszeichnete. Die Worte schienen in Metrum gesezt zu seyn, und floßen leicht vom Munde. Sobald der Erste seinen Gesang beendigt hatte, stimmte ein Anderer einen zweiten an: es war eine andere Komposition, aber der nämliche ernste Ton, der überhaupt dem Charakter dieses Volkes angemessen ist. Man sah sie nämlich nie aus voller Brust lachen oder scherzen, wie die policirtesten Völker der Freundschafts- oder Gesellschaftsinseln, die schon einen großen Werth auf kleine Genüsse zu legen wissen. Die Eingebornen zeigten uns bei dieser Gelegenheit auch ein musikalisches Instrument, bestehend aus 8 Schilfrohren, wie der Syrinx von Tonga-tabu, nur mit dem Unterschiede,

Gruppe von Balade oder Neucaledonien.

Ehe man nach Neucaledonien kommt, sieht man die Fichten-Insel, so genannt von den Fichten von seltsamer Gestalt, welche auf ihren Ufern wachsen und die Aufmerksamkeit der Gefährten Cooks auf sich zogen; man überzeugte sich nachher, daß sie viele Aehnlichkeit mit der Gattung haben, die auf der Insel Norfolk vorkommt. Ist man an dieser Insel hingefahren, so entdeckt man im Norden die Inseln Chabrol und Britannia, die auf eine Entfernung von 6 bis 7 Meilen den Anblick einer mit Zinnen versehenen Mauer darbieten. Steuert man nach Westsüdwest, so erblickt man die hohen Gebirge von Neucaledonien. Ist man an den Riffen hingefahren, welche den Hafen Balade einschließen, so kann man mit vollen Segeln in die Durchfahrt einlenken, und neben der kleinen Insel Pudula, ungefähr 2400 Fuß vom festen Lande, Anker werfen. Außer diesen Hafen sind noch zu nennen der Hafen St. Vincent und der Hafen Trompeur, ein großer und herrlicher Hafen, in den d'Entrecasteaux nicht einfahren konnte, und der von dem Seemanne Kent beschrieben wurde. Dieser Hafen liegt hinter der schauerlichen Kette von Felsen, welche die Westküste einschließen.

Dieses Land ist 80 bis 90 Meilen lang, und 18 bis 20 Meilen breit. Die große Insel Caledonien, welche die Eingebornen Balade nennen, liegt beinahe unter der Parallele des Mittelpunkts Australiens, ungefähr unter 10° östl. Länge dieses Landes. Sie erstreckt sich von 20° 10′ bis 22° 30′ südl. Breite und 161° 39′ bis 164° 32′ östl. Länge. Sie ist von Südost nach Nordwest ungefähr 200 Meilen lang, und hat eine beinahe immer gleiche Breite von 25 bis 30 Meilen, so daß sie auf der Karte genau die Gestalt eines Tripangs hat. Man kennt blos ihr nordwestliches Ende, wo sich der Hafen Balade befindet, der einzige, den europäische Schiffe besuchen; auch findet man dort den Hafen St. Vincent in der Nähe eines Vulkans und den Hafen Trompeur. Anhängsel des großen Landes sind die Insel des Observatoriums, die Inseln Beaupre und Loyalty, welche eine kleine Gruppe bilden; die Fichten-Insel, merkwürdig durch ihre säulenartigen Fichten von mehr als 100 Fuß Höhe, und endlich die Inseln Botanique und Hohohua. Die meisten dieser kleinen Inseln haben nur 6 Meilen im Umfang, ausgenommen die Fichteninsel, welche deren wenigstens 30 hat.

Das große Riff, das Neucaledonien im Westen umgibt und sich auf 90 bis 100 Meilen gegen Norden hin erstreckt, droht dem Seemanne beinahe unvermeidliches Verderben, wenn Winde und Strömungen sein Schiff dahin treiben. Von dieser Insel bis nach Australien ist das Meer mit großen und gefährlichen Korallenbänken wie besäet. Auf einem dieser Riffe litt Flinders Schiffbruch.

Endlich werden wir auch zu dieser Gruppe rechnen den kleinen Felsen, Matthieu genannt, einen Felsen, der zwei Meilen im Umfang hat, und ungefähr 480 Fuß hoch ist; er liegt im Osten der Gruppe und scheint der kleinste der isolirten Vulkane zu seyn, welche man kennt, und ferner die Insel Walpole ostsüdöstlich von Neucaledonien, entdeckt von Butler im Jahr 1794; sie ist mit einem Korallenriff umgeben, mit Bäumen bedeckt und bewohnt. Südliche Breite 22° 2′, und östl. Länge 166° 44′.

Auf diese Art wären die Gränzen der ganzen Gruppe 17° 53′ und 23° 4′ südl. Breite, und 160° 17′ und 165° 6′ östl. Länge.

Eingeborne, wovon einer den Wurfspieß wirft.

Naturgeschichte.

Neucaledonien wird seiner ganzen Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen: eine Bergspitze steigt bis zu 700 Fuß über die Meeresfläche empor; die Spitzen der Berge sind dürr und nackt, aber zwischen ihnen liegen fruchtbare von mehreren Flüssen bewässerte Thäler. Die Hauptfelsen sind Quarz, Glimmer, Steatit, Granate, Eisenglanz und grüne Hornblende, und wir glauben, daß man daselbst einst kostbare Metalle und Edelsteine finden wird.

Dieses Land hat viele Aehnlichkeit mit den Neuhebriden und Neusüdwales, so wie auch die Bewohner dieser drei Länder einander in manchen Stücken gleich sind.

Der Bananenbaum, der Brodbaum, die Kokospalme, der Feigenbaum und der Jngwerbaum bedecken die Abhänge der Berge. Man baut daselbst Zuckerrohr und zwei Arten von Taro, nämlich das arum esculentum und das arum macrorhizon; auch sieht man daselbst den hibiscus tiliaceus, dessen junge Sprossen die Einwohner essen; den dolichos tuberosus, dessen Wurzeln die Einwohner auf Kohlen rösten und essen; den Hipoxis, der wild in den Wäldern wächst, und dessen Wurzeln auch gegessen werden; die auf den Molukken so gemeine Commersonia echinata; das Diacophyllum verticillatum, eine neue Gattung, die viel Aehnlichkeit mit dem Drachenblutbaum hat und auf den Berggipfeln wächst, das Antholoma, einen schönen Strauch von 20 Fuß Höhe, der eine neue Gattung der Lotusfamilie bildet, und die melaleuca leucodendron Linné's oder den arbor alba Rumphi. Die melaleuca existirt auch auf den Molukken, und ihre Bewohner ziehen das Kayeputöl aus ihren wohlriechenden Blättern.

Hunde und Schweine waren vor der Ankunft Cooks unbekannt auf Balade. Die gewöhnlichen Vögel sind sehr große Tauben, Raben und eine neue Art Elstern. Die Küsten wimmeln von Fischen, unter denen es auch giftige gibt. Man findet daselbst auch die große Nukiispinne, welche die Eingebornen speisen, und welche so starke Fäden bildet, daß sie der Hand widerstehen, die sie zerreißen will. Muscheln und Insekten sind sehr zahlreich daselbst. Das Land ist sehr trocken und eines Anbaus nicht wohl fähig; gut wäre es, wenn man Schweine und Ziegen einführen würde, die sich leicht an das Klima gewöhnen würden.

Die Zahl der Einwohner, welche schwarz sind, wollige Haare und eine fette Haut haben, mager, häßlich und elend, aber hochgewachsen sind, beträgt nach Forster 50000. D'Entrecasteaux findet diese Zahl zu hoch.

Geschichte. — Sitten und Gewohnheiten.

Die Entdeckung von Neucaledonien verdankt man dem berühmten Cook, und von ihm empfing es auch seinen Namen; sein wahrer Name ist Balade; so nennen es die Eingebornen. Am 4. September 1774 erblickte der englische Kapitän dieses Land auf der Höhe des Hafens Balade, in welchem er 8 Tage zubrachte. Der Kapitän, die Naturforscher der Expedition und die Mannschaft standen in einem durchaus freundschaftlichen Verkehre mit den Eingebornen, und sie vermutheten nicht, daß sie Menschenfresser seyen. Besonders der gelehrte Forster, dessen Beobachtungen über den Charakter und die Sitten der Inseln des Südmeeres das Gepräge des edelsten Optimismus tragen, rühmt ihre Artigkeit, ihre Sanftmuth und ihr Vertrauen. Er drückt sich folgendermaßen aus:

„Nachdem wir ans Land gestiegen waren, gingen wir an dem Ufer hin, das sandig und von einem Dickicht wilder Gesträuche begränzt war. Bald kamen wir an eine Hütte, von wo aus Pflanzungen am Ufer und Walde hinliefen; sodann kamen wir über einen Kanal, der die Pflanzungen bewässerte, dessen Wasser aber stark salzhaltig war. Jenseits des Kanals stiegen wir einen nahegelegenen Hügel hinauf, wo das Land eine andere Gestalt hatte. Die Ebene war mit einer leichten Lage Pflanzenboden bedeckt, auf welchem Muscheln und zerbrochene Korallen herumgestreut waren, um ihn zu mergeln, weil er sehr trocken war. Die Spitze des Hügels dagegen war ein Felsen, bestehend aus großen Stücken Quarz und Glimmer. Es wuchsen darauf trockene Kräuter von ungefähr 2 oder 3 Fuß Höhe; sie waren an den meisten Stellen sehr dünn gesäet. Wir sahen große Bäume, die schwarz an der Wurzel sind, eine vollkommen weiße Rinde und lange und schmale Blätter haben, wie unsere Weidenbäume. Sie waren von der Art, die Linné Melaleuca leucodendron nennt. Es fand sich auch nicht das geringste Gesträuch auf diesem Hügel, und die Aussicht war nirgends durch Wald unterbrochen.

„Bald kamen wir an den Bach, wo unsere Fässer gefüllt wurden. Die Ufer waren mit Leuchterbäumen besezt, jenseits welcher wenige andere Pflanzen und Bäume einen Raum von 15 bis 20 Fuß einnahmen, der mit einer Lage Pflanzenerde bedeckt, mit Feuchtigkeit durchdrungen war, und eine grüne Grasdecke hatte, auf welcher das Auge gerne ruhte. Wir fanden unbekannte Pflanzen, und sehr mannigfaltige Vögelarten, wovon die meisten unbekannt waren. Aber über den Charakter der Eingebornen und ihr Benehmen gegen uns freuten wir uns mehr als über alles Andere. Wir sahen nur wenige, und ihre Wohnungen sind sehr zerstreut. Gewöhnlich fanden wir zwei oder drei Häuser unter einer Gruppe hoher Feigenbäume, deren Zweige so in einander verschlungen waren, daß man den Himmel durch ihr Blätterdach kaum sah. Eine angenehme Kühle herrschte deßwegen um diese Hütten. Diese reizende Lage verschaffte ihnen aber auch noch einen andern Vortheil, denn Tausende von Vögeln flogen beständig um die Gipfel der Bäume, auf denen sie Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen suchten. Der Gesang einiger Baumläufer gab ein liebliches Koncert und war angenehm für alle Diejenigen, welche diese einfache Musik lieben. Die Einwohner selbst saßen am Fuße dieser merkwürdigen Bäume: vom oberen Theile des Stammes laufen große Wurzeln heraus, welche sich auf 10, 15 oder 20 Fuß auf die Erde herabsenken und eine ganz gerade Linie bilden, die sehr elastisch und so angespannt ist, wie die Sene eines Bogens in dem Augenblick, wo der Pfeil abgedrückt werden soll. Wahrscheinlich machen die Eingebornen aus der Rinde dieser Bäume Zeuge zu ihren Schürzen.

„Sie sagten uns einige Worte ihrer Sprache, die mit der Sprache der andern Inseln keine Aehnlichkeit hat; sie waren sanft und friedlich, aber sehr indolent; sie begleiteten uns selten auf unsern Ausflügen. Wenn wir an ihren Hütten vorübergingen und sie anredeten, so antworteten sie; sezten wir aber unsern Weg fort, ohne sie anzureden, so beachteten sie uns gar nicht. Die Frauen waren ein wenig neugieriger und verbargen sich in abgelegene Gebüsche, um uns zu beobachten, wollten aber nur in Gegenwart der Männer zu uns herankommen.

„Sie schienen weder erzürnt, noch erschrocken darüber, daß wir Vögel

schoßen; im Gegentheil zeigten uns, sobald wir zu ihren Häusern kamen, die jungen Leute Vögel, um das Vergnügen zu haben, sie schießen zu sehen. Wie es scheint, waren sie in dieser Jahreszeit wenig beschäftigt; sie hatten den Boden zubereitet, und Wurzeln und Bananen gepflanzt, von welchen sie im folgenden Sommer die Ernte erwarteten. Vielleicht waren sie ebendarum weniger im Stande, von ihren Vorräthen zu verkaufen, als zu einer andern Zeit; denn sonst müßten wir glauben, es sey ihnen die Gastfreundschaft unbekannt, welche die Südseeinsulaner so interessant für die Seefahrer macht."

An einem andern Tage machte er folgende Beobachtungen:

„Als wir ans Land stiegen, fanden wir an dem Ufer eine große ungestalte Felsenmasse von 10 Kubikfuß, von Hornblende aus festem Korn, überall mit Granaten funkelnd, die ein wenig größer waren, als Stecknadelknöpfe. Diese Entdeckung überzeugte uns, daß es kostbare Materiallen auf dieser Insel gebe, welche in dem Theile, den wir bisher gesehen haben, sich von allen denjenigen unterschied, die wir bisher untersucht hatten, weil sich da keine vulkanischen Erzeugnisse vorfanden. Nachdem wir uns in die sehr dichten Wälder vertieft hatten, welche die Küste auf allen Seiten begränzten, trafen wir dort junge Brodbäume, die noch nicht so erwachsen waren, daß sie Früchte tragen konnten; sie schienen wild aufgewachsen zu seyn, und wahrscheinlich sind das die einheimischen wilden Bäume des Landes.... Am Eingang einer Hütte sah ich einen Mann sitzen, der auf seinem Schoße ein kleines Mädchen von 8 bis 10 Jahren hatte, deren Kopf er untersuchte; er erschrack Anfangs über meinen Anblick, beruhigte sich aber bald wieder, und sezte sein Geschäft fort. In der Hand hatte er ein Stück durchsichtigen Quarz, und mit einer Seite desselben, die schneidend war, schnitt er, wie mit einer Scheere, seiner kleinen Tochter die Haare ab. Ich gab ihnen beiden einige kleine Glasperlen, worüber sie sehr erfreut zu seyn schienen. Ich begab mich sodann zu anderen Hütten: drei Weiber, wovon eine mittleren Alters, die zweite und dritte ein wenig jünger waren, machten unter einem großen irdenen Topf Feuer an; als sie mich erblickten, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, ich solle mich entfernen; da ich mich aber mit ihrer Kochweise bekannt machen wollte, so trat ich hinzu. Der Topf war mit trockenen Kräutern und grünen Blättern, in welche kleine Yamswurzeln eingewickelt waren, angefüllt. Ungerne erlaubten sie mir ihren Topf zu untersuchen; sie gaben mir wiederholt durch Zeichen zu verstehen, ich solle mich entfernen, und auf ihre Hütten zeigend, griffen sie mit ihren Fingern mehrere Male an ihre Kehle. Ich glaubte dieß so verstehen zu müssen, daß, wenn man sie so allein in Gesellschaft eines Fremden fände, sie erwürgt werden würden. Ich verließ sie deßwegen, und auf dem Rückwege warf ich einen verstohlenen Blick in ihre Hütten, welche ganz leer waren. Als ich in den Wald zurückging, begegnete ich dem Dr. Sparmann, und wir gingen wieder zu den Frauen, um mich zu überzeugen, ob ich ihre Zeichen recht ausgelegt hätte. Sie waren immer noch an derselben Stelle. Wir gaben ihnen Glasperlen, die sie mit großer Freude annahmen, aber sie wiederholten ihre Zeichen, welche sie mir gemacht hatten, als ich allein war; sie schienen sogar flehentliche Bitten damit zu verbinden, und um sie zufrieden zu stellen, entfernten wir uns. Da wir Durst hatten, so bat ich den Mann, der seiner Tochter die Haare abschnitt, um Wasser; er zeigte mir einen Baum, an dem ein Duzend Kokosnüsse hingen, gefüllt

mit süßem Wasser, das im Lande etwas selten zu seyn schien; wir kehrten an den Wasserplatz zurück, wo ich eine beträchtliche Menge Wilder fand; einige trugen uns für ein kleines Stück taïtischen Zeugs 40 Ruthen weit bis zu unserer Schaluppe, da das Wasser zu seicht war, als daß sie herankommen konnte. Wir erblickten daselbst Weiber, die, ohne die Männer zu fürchten, sich unter den Haufen mischten und die Liebkosungen der Matrosen erwiederten. Sie luden sie ein, hinter die Gebüsche zu kommen; wenn diese ihnen aber folgten, so flohen sie so schnell, daß man sie nicht erhaschen konnte. Sie fanden so ein Vergnügen daran, ihre Anbeter zu necken, und lachten aus vollem Halse, so oft sie diese Rolle spielten."

Wahrscheinlich herrschte die nämliche Sitteneinfalt auch in ihrer Regierungsform; ein Teabuma, edler oder kleiner Häuptling eines dem Hafen Balade gegenüberliegenden Bezirkes, lebte, wie seine übrigen Landsleute; sie erwiesen ihm keinerlei Ehre, und blos das zeugte von einiger Rücksicht gegen ihn, daß sie ihm die Geschenke zustellten, welche ihnen ein Offizier der Expedition gemacht hatte. Die benachbarten Kantone, über welche sich die Gewalt des Teabuma nicht erstreckte, hatten wahrscheinlich ihre besondern und obersten Häuptlinge, denn man erfuhr später durch d'Entrecasteaux, daß die obersten Häuptlinge den Titel Aliki führten.

Die Engländer bemerkten Nichts, was auf eine Religion Bezug gehabt hätte, oder irgend eine Gewohnheit, die nur den mindesten Anschein von einem Aberglauben gehabt hätte. Ihre Vorstellungen hierüber sind wahrscheinlich ebenso einfach, als ihr sonstiger Charakter.

Sehr häufig scheint auf der Insel die Elephantiasis zu herrschen, jedoch nicht so stark, daß sie das Leben des Leidenden gefährdete. Die Engländer sahen einige Eingeborne, deren weiße Haare und Runzeln auf ein hohes Alter hindeuteten; sie fragten jedoch nicht nach ihrem Alter, denn angenommen, sie hätten sich auch die Mühe gegeben, ihre Jahre zu zählen, so wäre es sehr schwer gewesen, sich über eine so abstrakte Sache mit ihnen zu unterreden. Forster wurde nie von den Taïtiern verstanden, wenn er ihnen solche Fragen vorlegte und wir geriethen auf den verschiedenen Inseln Oceaniens, die wir besuchten, öfter in dieselbe Verlegenheit.

Ein großer Topf ist beinahe das einzige Geräthe der Eingebornen. In diesen Töpfen kochen sie ihre Lebensmittel. Der Küchenherd ist außerhalb der Wohnung unter freiem Himmel. Indeß brennt auch in ihrer Hütte beständig ein Feuer, wahrscheinlich um die Muskito's zu verjagen, die dort fürchterlich lästig sind.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Fischen, Wurzeln und Muschelschalen, und Labillardière überzeugte sich, daß sie Menschenfleisch und große Stücke grünlichen Steatit aßen.

Die Neucaledonier überlassen sich niemals jenen kleinen Erheiterungen, welche so viel zum Wohlseyn der Menschen beitragen und Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit auf den Taïti- und Tonga-Inseln verbreiten. Die Pfeife ausgenommen, kennen sie kein musikalisches Instrument, und man weiß nicht, ob sie tanzen und singen; Forster glaubt sogar, sie lachen nie, weil er sie immer schweigsam sah. Ihre Sprache scheint ganz unförmlich zu seyn, und ihre Aussprache ist so verwirrt, daß die von verschiedenen Gefährten Cook's entworfenen Wörterbücher sehr von einander verschieden waren: ob sie gleich wenig harte Konsonanten haben, so gebrauchen sie doch häufig Gutturaltöne und haben bisweilen einen Nasenton, der die Personen, die

keine andere Sprache kannten als die englische, gewöhnlich verwirrte. Das Auseinanderliegen ihrer Pflanzungen ist ohne Zweifel das Hinderniß eines vertrauten Verkehrs, der bald das Bedürfniß nach einem Zusammenleben herbeiführen würde. Ihre Piroguen sind schwerfällig und grob; ihre Hütten gleichen Bienenstöcken.

Die Neucaledonier sind bisweilen genöthigt, sich mit Erwerbung ihres Unterhaltes stark abzumühen; aber ihre Mußestunden bringen sie in Unthätigkeit hin und verachten das schöne Geschlecht. Ihr Charakter ist sehr ernst; sie lassen sich nie durch die Liebkosungen ihrer Frauen fangen und wissen nichts von häuslichen Freuden. Ihre Waffen sind die Lanze und Schleuder. Labillardière sagt, sie steigen so leicht auf Bäume, wie wenn sie auf ebenem Boden gingen. Cook und Forster rühmen ihre Sanftmuth und die Keuschheit ihrer Frauen. Labillardière und d'Entrecasteaux schildern sie aber als so grausam, so treulos und zum Diebstahl geneigt, als die meisten Polynesier und Melanesier; sie versichern, sie seyen Menschenfresser aus Leckerei, die Frauen seyen feil um einen Nagel, und je schöner die Frau sey, um so größer müsse der Nagel seyn. Uebrigens können sich Labillardière und d'Entrecasteaux auch getäuscht haben, und diese Thatsache bedarf noch einer Bestätigung, denn wir wissen, daß die Melanesier viel eifersüchtiger auf ihre Frauen sind, als die Polynesier.

Nachdem Cook bei der Fichteninsel angehalten und einige jener säulenartigen Fichten hatte umhauen lassen, welche so gut zu Masten taugen, verließ er diese Länder für immer.

Im Jahr 1792 vervollständigte d'Entrecasteaux die Untersuchung Cook's. Er fing an, wo Cook geendet hatte, bei der Fichten-Insel, fuhr an den Riffen hin, welche die Südwestküste in ihrer ganzen Ausdehnung umgeben, und überzeugte sich, daß sich diese fürchterliche Barrière noch beinahe 170 Meilen weit bis in den Nordwesten der Insel Balade erstrecke. Es ist dieß eine der beschwerlichsten, gefährlichsten und ehrenvollsten Arbeiten des französischen Seemannes. Im Jahr 1793 hielt er 20 Tage im Hafen Balade an, während welcher Zeit der Kapitain Huon de Kermadec starb, von welchem eine Insel der Gruppe seinen ersten Namen Huon, und die zwischen Tongatabu und Neuseeland gelegene Gruppe seinen zweiten Namen Kermadec führt. Der Leichnam dieses ausgezeichneten Offiziers wurde auf der kleinen Insel Pudiua beerdigt, ohne daß die Baladier etwas davon wußten.

Die Franzosen mußten mehrere Male auf die Eingebornen schießen, um ihren Beleidigungen und Diebstählen Einhalt zu thun. Als d'Entrecasteaux den Hafen verlassen hatte, steuerte er gegen Süden und sah die östliche Seite der Riffe, deren westliche er bereits erforscht hatte.

Im Jahr 1793 entdeckte Kent, der Kapitain des Buffalo, durch die Riffe des südwestlichen Theils hindurch einen herrlichen Hafen, in welchem er sich 6 Wochen lang aufhielt und der von ihm den Namen St. Vincent erhielt. Er hatte sich über die Eingebornen nicht zu beschweren, die den Wilden im Hafen Balade gleichen und sich auch, wie diese, den Bart ausreißen.

Kleine Norfolk-Gruppe.

Die Insel Norfolk bildet mit den zwei Inselchen Nepean und Philips eine kleine Gruppe. Korallenriffe erstrecken sich im Süden auf

7 Meilen weit; gelbliche Kreidesteine bilden die Basis der Insel und diese bedeckt ein sehr tiefer schwarzer Boden.

Norfolk liegt unter 29° 2′ südlicher Breite und 165° 42′ östlicher Länge. Sie hat ungefähr 6 Meilen im Umfang. Ihr Boden ist gebirgig und der Berg Pitt, der der höchste Punkt ist, liegt ungefähr 1100 Fuß über der Meeresfläche.

Norfolk wurde im Monat Oktober 1774 von Cook entdeckt. Es war unbewohnt, aber mit einer bewunderungswürdigen Vegetation bedeckt, unter welcher man eine Menge neuseeländischer Pflanzen fand, namentlich das phormium tenax, den besten Lein von der Welt, der dort eine merkwürdige Kraft entwickelte und schöner war als der neuseeländische. Auch fand man dort eine prächtige Fichte, zum Genus araucaria gehörend. Mehrere Vögel Neuseelands fielen den Naturforschern und der Mannschaft auf; man verschaffte sich dort im Ueberfluß Palmkohl, wilden Sauerampfer, Hasenkohl und Meerfenchel und fing außerordentlich viele Fische.

Gleich bei Gründung der Kolonie von Südwales, im Monat Februar 1788 wurde auch eine kleine Niederlassung auf Norfolk gebildet und mehrere Pflanzungen angelegt, deren Gedeihen alle Hoffnungen übertraf. Im Jahr 1794 lieferte Norfolk 11,000 Scheffel Mais nach Neusüdwales. Ungeachtet des guten Erfolgs dieser Versuche ließ sie einer der lezten Gouverneure im Jahr 1805 von den Verbrechern und Truppen räumen, welche sie besezt hielten, weil sie keinen Hafen hat. Erst seit einigen Jahren hat man sie von Neuem zu einem Strafort für die verhärtetsten Verbrecher von Neusüdwales und Tasmanien bestimmt.

Nun zählt die Insel ungefähr 800 Einwohner, unter denen 500 Verbrecher oder Verurtheilte, 180 Soldaten und 150 Angestellte der Regierung sind. Die Zwangsarbeiten dieser Verbrecher bestehen in Erbauung von Häusern, Fällen von Bäumen, Herstellung der Wege und Bearbeitung des Staatsgutes, dessen Haupterzeugniß bis jezt der Mais war.

Der leichte Dunst, welcher in dieser Gegend den Horizont trübt, und der sanfte Hauch eines heißen Windes, verkünden die Nähe des Wendekreises und jenes Korallenmeeres, wo die Seeleute weniger das schlechte Wetter zu fürchten haben, als die unzähligen Klippen, von denen es übersäet ist. Es gibt in diesen Strichen nicht eine einzige Insel, nicht einen einzigen Felsen, den nicht Korallenfelsen umgeben, welche beständig von wüthenden Wellen gepeitscht werden. Von dieser Art ist die furchtbare Barriere, welche die kleine Insel Norfolk verdammt zu haben schien, ewig unbewohnt zu bleiben, troz der Fruchtbarkeit ihres Bodens, troz ihres Waldes voll köstlicher Bäume und ihrer lachenden von 1000 Bächen durchströmten Felder; aber weder ihre Klippen, deren Daseyn eine furchtbare Schaummasse immer offenbart, noch der Schiffbruch des ersten Fahrzeuges, das von Sidney aus sich derselben zu nähern wagte, konnten die Europäer verhindern, sie in Besiz zu nehmen. Die Engländer ließen sich beinahe zu gleicher Zeit dort nieder, wie auf Neusüdwales, dessen Kolonisten in Zeiten der Hungersnoth mehr als einmal ihre Zuflucht zu ihren Ernten nahmen. Norfolk nahm so in Absicht auf Anbau und Bevölkerung zu; aber sein Wohlstand nahm allmälig wieder ab, je mehr sich Neusüdwales hob. Seine Bewohner, überdrüssig ihres Eigenthums, dessen Erzeugnisse sich nicht mehr verkaufen ließen, und müde des isolirten Lebens, das seinen Grund in der Schwierigkeit des Verkehrs hatte, zogen sich auf das feste

Land zurück, und Norfolk blieb ganz verlassen. Gerade diese Schwierigkeit bestimmte aber die Verwaltung von Sidney, mehrere hundert Verbrecher, der Schrecken und der Abscheu sogar ihrer Gefährten, deren Charakter sich unter allen in den Korrecktionshäusern angewendeten Strafen nicht gebeugt hatte, auf die Insel Norfolk zu deportiren. Alles, was die Einbildungskraft Abstoßendes und Scheußliches ersinnen könnte, wäre noch unter dem gräßlichen Gemälde, das diese gräuliche Gesellschaft von Verbrechern darbietet. Trotz einer sehr starken Garnison, trotz einer ehernen Disciplin und grausamer Strafen, bringt jeder Tag wieder neue Verbrechen und neue Empörungen. Die Sittenlosigkeit ist bei diesen Elenden so hoch gestiegen, daß Soldaten und Unteroffiziere von ihnen überfallen und gemordet werden. Sollte man nach diesem es noch glauben, daß eine der schönsten Damen Sidney's, die Gattin des Gouverneurs dieses Strafortes, dessen Reglements ihr Geschlecht ganz verbannen, bei ihrem Gemahl zu wohnen und so Gefahren zu trotzen wagt, die sich leichter begreifen, als schildern lassen? Riegel, hohe Mauern, eine sehr strenge Aufsicht und die furchtbaren Klippen, welche die Insel von allen Seiten einschließen, sind nicht immer im Stande, die Flucht der Gefangenen zu verhindern. Bald entwenden diese Banditen Staatsschiffe, bald gelingt es ihrer Geduld und Geschicklichkeit, an einem abgelegenen Orte ein ärmliches und unförmliches Fahrzeug zu erbauen, auf welchem sie sich, sogar ohne Lebensmittel und Kompaß, der Willkür der Wellen und Winde zu überlassen wagen; bei günstigem Ostwind erreichen sie bisweilen gesund und wohlbehalten die Küsten Australiens oder Neuhollands und machen mit unglaublicher Kühnheit einen Angriff auf ein Handelsfahrzeug. Wehe deßhalb dem kleinen Schiffe, das in einem Hafen Australiens vor Anker liegt und nicht Tag und Nacht sorgfältig Wache hält! Seine Mannschaft wird in dem Augenblicke, wo sie sich sorglos der Ruhe überläßt, überfallen und erwürgt; die Räuber gehen unter Segel, plündern in den Archipelen Polynesiens, bis sie in Folge eines Schiffbruches oder Kampfes aufgefressen werden, oder bis ein Kriegsschiff sie erwischt und in den Hafen von Port Jackson führt, wo sie auf dem Schaffot sterben, dem sie in ihrem Vaterlande nur entgingen, um es in einem Lande zu finden, wo die Gegenfüßler desselben wohnen.

Ehe wir an den Kontinent von Melanesien gelangen, treffen wir zwei kleine unbewohnte Inseln, die Insel Howe und die Insel Middleton. Die Insel Howe, entdeckt von Ball im Jahr 1788, ist sehr hoch; sie erstreckt sich auf 2 Meilen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost. Drei Meilen südöstlich davon befindet sich ein isolirter und sehr hoher Felsen, genannt die Pyramide Ball's. Die Insel liegt unter 31° 3′ südlicher Breite und 156° 50′ östlicher Länge. Man findet daselbst eine Menge Tauben, wilder Gänse und Schildkröten.

Die Insel Middleton wurde im Jahr 1788 von Shortland entdeckt. Sie ist eine sehr hohe Insel mit einem merkwürdigen Pick; sie erstreckt sich auf mehr als 20 Meilen von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West und ist mit Bergen und Wäldern bedeckt. Südl. Breite: 20° 10′; östliche Länge 157° 30. Sie ist ungefähr 135 Meilen von der Insel Norfolk entfernt. Zwischen diesen beiden Inseln sind die gefährlichen Riffe, Middleton und Seringapatnam, vor denen man sich wohl hüten muß.

Australien oder Neuholland.

Allgemeine Uebersicht.

Physische Geographie.

Australien oder Neuholland ist der größte Theil von Oceanien, den wir noch zu beschreiben haben. Mit diesem Namen bezeichnet man die größte Insel dieser Gegenden, eine Insel, die als das Festland des fünften Welttheils im Allgemeinen und Melanesiens insbesondere betrachtet werden kann. Seine Oberfläche beträgt ungefähr 4 Fünftheile der Oberfläche Europa's, weil seine Gränzen der 11° und 39° südlicher Breite und der 111° und 152° östlicher Länge sind, und weil es also eine Länge von 1000 Meilen und eine mittlere Breite von 450 Meilen hat. Im Norden ist es von Papuasien durch die Torresmeerenge getrennt, im Süden von Tasmanien, durch die Baßmeerenge, im Osten von Neuseeland und Neukaledonien durch einen 300 Meilen breiten Kanal; im Westen trennt Australien und Afrika der Abgrund des Oceans.

Australien unterscheidet sich von dem übrigen Oceanien und den andern Weltgegenden durch das unfruchtbare und einförmige Aussehen seiner Küsten, durch seine schwächlichen und häßlichen rußfarbigen Einwohner, die auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung stehen, durch die Eigenthümlichkeit seiner Pflanzen und Thiere und seine außerordentlichen, im Allgemeinen nicht sehr nützlichen Produkte. Es ist das einzige Land, wo man schwarze Schwäne und Kakadu's sieht, die Phalascomen, den Philedon mit der pinselartigen Zunge, den Korbi-kaloo mit dem geharnischten Hirnschädel, die Emu's ohne Helm, den Ameisenfresser, der dem Igel gleicht, und den Ornithorhynx, ein seltsames Thier, das Quadruped, Reptil, Vogel und Fisch zugleich ist; dort wachsen in reinem Saude gigantische Bäume, die die Wüsten Syriens und Egyptens mit grünenden Wäldern bedecken und dem erschöpften Boden einst fruchtbarer Gegenden wieder Leben geben können; dort findet man rothes, weißes und mit allen Farben geädertes Holz, kostbare Schätze für den Ebenisten. Nördlich von Liverpool ist ein Vulkan, der vermöge einer besondern und der Aufmerksamkeit besonders würdigen Eigenheit brennt, ohne Lava auszuwerfen. Aber in diesem Lande der Anomalien, wo das Farrenkraut so hoch wird, als unsere Bäume, haben die meisten Pflanzen trotz ihrer Mannigfaltigkeit und Eleganz die Eigenthümlichkeit, daß sie trockene, rauhe, dünne, aromatische und beinahe immer einfache Blätter haben; und die Wälder des verachteten Kontinents haben etwas Trauriges und Düsteres, das das Auge ermüdet.

Auf den Wendekreis der südlichen Hemisphäre, so zu sagen, gesetzt, muß dieser Kontinent an einem Ende die glühende Hitze des Aequators

tragen, während das andere Ende die Frische der gemäßigten Zonen genießt. Auf den ersten Anblick könnte man glauben, von dieser weiten Ausdehnung des Bodens wären außerordentliche Vortheile zu erwarten; man sollte glauben, es gebe dort Flüsse, die seiner Größe angemessen seyen, und die reichsten Erzeugnisse der zwischen den Tropen liegenden Gegenden seyen dort im Ueberfluß vorhanden.

Diesen Eindruck machte das Land auf Banks und Die, welche an seiner Südküste landeten. Sie wurden geblendet von der Mannigfaltigkeit seiner vegetabilischen Produkte, und wunderten sich einige Tage lang über die reizende Milde des Klima's; aber die lebhaften Hoffnungen der ersten Forscher schienen nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Die Flüsse Australiens, die von den Gebirgen, wo ihre schwache Quelle ist, rasch in ein sehr flaches und niedriges Land herabströmen, wo sie keinen weitern Zufluß erhalten, verlieren sich natürlich, ehe sie an die Seeküste kommen, und erschöpfen sich in Morästen oder Seen; oder sind sie, ehe sie an das Ufer kommen, so geschwächt, daß sie ihre Mündung nicht mehr frei und schiffbar erhalten, oder die Sandbänke zerstreuen können, welche die Fluth dort aufhäuft.

Wir wollen eine flüchtige Skizze dieses ganzen Kontinents geben. Obgleich von der weiten Oberfläche seiner Ufer nur der östliche Theil vollständig erforscht ist, fand man doch, daß der schlechte Boden im Verhältniß zum guten eine beträchtliche Strecke einnehme; den schlechten Zustand des Landes schrieb man den Verheerungen des Feuers zu, denen Australien im Allgemeinen ausgesezt ist. Die Eingebornen, welche Nomaden sind, wie die Tartaren, haben die Gewohnheit, das Land vor sich durch Verbrennung zu lichten, und benehmen so, indem sie Gebüsch und Hochwald zerstören, dem Boden sein befruchtendes Princip. Uebrigens ist die Beschaffenheit der Wälder keine günstige, und weit entfernt, das Land durch ihre Reste fruchtbar zu machen, zerstören sie noch die geringe Vegetation, wie wir weiter unten auseinandersetzen werden.

Dem Kapitän Sturt fiel auf seiner Entdeckungsreise in das Innere der Zusammenhang auf, der zwischen der Geologie und der Vegetation dieses Landes anscheinend bestand. Dieser Zusammenhang ist so regelmäßig, daß er nach kurzer Erfahrung aus der Baum- oder Pflanzengattung, womit der Boden bedeckt war, auf die Felsenart ohne Schwierigkeit schließen konnte, auf welcher er ging. Die Eucalyptus pulver, eine Art Eucalyptus mit graugrünem Blatt, zwergartig und verkrüppelt, kündigte immer den Sandstein an, auf dem sie wuchs. Offenere Gegenden, leicht bewaldet, wie ein Park, und grün, kündigen sekundäre Granit- und Porphyr-Ketten an. Die Angophora lanceolata und die Eucalyptus mammifera deuten auf einen sehr guten Boden, die Cupressus calytris aber und die Casuarina auf einen Sandboden. Die Küsten Australiens sind gewöhnlich dürr, und nur an gewissen Stellen ist der Boden und die Vegetation kräftig. Bei Illawara z. B. läßt die Nähe der Gebirge an der Küste diesem Gürtel von Sand keine Stelle übrig, sondern nur der äußerste Rand der Küste ist ein Sandstrich. Und darum zeigt sich nun die Vegetation von Illawara in Folge der zurückstrahlenden Hitze oder in Folge irgend einer andern Eigenthümlichkeit in der ganzen Kraft und Herrlichkeit einer zwischen den Tropen liegenden Gegend, und seine Gebüsche sind voll von Vögeln, die der Grafschaft Cumberland fremd sind. Es gibt keine Gegend Australiens, wo das gefiederte Volk schöner und mannigfaltiger ist. Die prächtigste

Taube von der Welt und der Sammtvogel mit dem sanften Auge nähren sich hier von wilden Feigen oder andern Baumfrüchten, während ein zahlreicher Stamm von Sperbern über seine dichten und weitläufigen Waldungen hinschweift. Der Sandgürtel ist ferner unterbrochen bei Brockenbai, Newcastle und weiter nördlich beim Hafen Macquarie; hier strömen der Hunter, der Hawkesbury und der Hastings: es wäre dieß also eine herrliche Stelle zu einer Niederlassung *). Im Innern zwischen der Bai Jervis und der Bai Bateman und in der Richtung nach Süden auf dem westlichen Abhang der Kette, welche sie trennt, haben neuere Reisende große reiche Ländereien entdeckt. Die Thäler, welche Hume, Howell, Cunningham und andere Forscher durchzogen, waren der Aufmerksamkeit würdig, und neben den Flüssen, welche sie durchwateten, erstreckten sich weite reiche Ebenen. Das schönste Vieh, womit der Markt von Sidney versehen wird, wird auf den fetten Wiesen und in den grünen Thälern von Morumbidgi gezogen.

Indeß strömen außer einigen kleineren Flüssen, deren Lauf neuerdings erforscht wurde, wie dem Paterson, Clarence, Brisbane, Caribbi, Kany, Peel, Dumerang, Hunter, Gwidir, Darling u. s. w., mehrere andere ebenso beträchtliche von den blauen Bergen herab, unter anderen der Macquarie, Lachlan, Murray, Hastings, Morumbidgi, Clyde, Grose und Nepean, der das schöne Becken von Norton bildet **) und der große Fluß Glen-Brook-Creek, neben der Bai Brooken, nördlich und nicht weit von Port-Jackson ***). Wahrscheinlich beträgt die wilde Bevölkerung von Australien nicht mehr als 150,000 Individuen, die meistens 10 bis 12 Meilen von der Küste entfernt leben und zwar in der tiefsten physischen und moralischen Versunkenheit, die uns wohl demüthigen und betrüben kann, weil auch diese Unglücklichen als Menschen unsere Brüder sind. Ungeachtet der unbestreitbaren Identität des Ursprungs und der Gleichheit der verschiedenen Stämme Australiens in Charakter und Sitten zählt dieß große Land eben so viel Idiome als Völkerschaften, und dieser auffallende Unterschied läßt sich durch Nichts erklären; kein von allen diesen Idiomen hat die mindeste Aehnlichkeit mit den Sprachen der Inseln des unermeßlichen Oceaniens, welche zunächst bei Australien liegen.

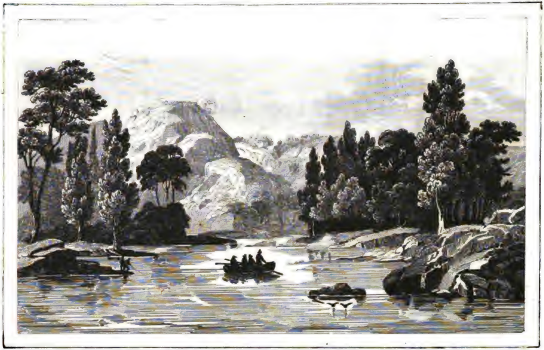
Eine Menge Inseln von verschiedenen Größen sind an den Küsten Australiens zerstreut, besonders an seiner nördlichen Küste, wo sie oft eine durch Riffe verbundene zusammenhängende Barriere gegenüber vom festen Lande bilden. Die bedeutendsten dieser Inseln sind: im Norden, die Inseln Prinz-Wales, Wellesley, Groote und Mellville; im Westen die Inseln Dampier, Barrow, Dirk-Hatichs und Rottenest; im Süden die Inseln Recherche, Nuyts, Kangaru, King und Grant; endlich im Osten die Inseln Moreton, Capricorn, Northumberland und Cumberland. Der große Golf von Carpentaria, der bei 110 Meilen Breite nicht weniger als 130 Meilen Tiefe hat, schneidet beträchtlich in die nördliche Küste von Australien ein. Die übrigen merkwürdigsten Einschnitte sind: die Golfe van Diemen, Cambridge, Exmouth, die Bai der Seehunde, die Golfe Spencer und St. Vincent, die Baien Glaß-House und Hervey. Ferner bieten die Küsten noch eine Menge guter Ankerplätze dar, die zahlreiche Flotten aufnehmen und

---

*) S. Blatt 239. **) S. Blatt 241. ***) S. Blatt 243.

Ansicht des Wassers zu Glen [illegible] creek

Ansicht des Fortes Macquarie.



Ansicht des Wasserbecken von Norton an dem Fluss Nepean.

Digitized by Google

schützen können, wie Port-Jackson, Botanybai, die Häfen Western, Philips, der König-Georgs-Hafen und endlich die prächtige so geräumige und sichere Bai Jervis.

Klima.

In einem so großen Lande muß, wie sich leicht denken läßt, das Klima in den verschiedenen Zonen, je nach ihrem Steigen in der Breite, wechseln. Auf der ganzen nördlichen Küste ist die Hitze brennend und beinahe anhaltend. Im mittleren Theile vom 23° bis 30° südlicher Breite wird das Klima schon gemäßigter. Auf der ganzen südlichen Küste endlich kann man das Jahr in Jahreszeiten eintheilen, da Sommer und Winter alle gewöhnlichen Abwechslungen von Hitze und Kälte, von Regen und Trockenheit darbieten. Indeß sind die Jahreszeiten denen der europäischen Klimate nicht ganz ähnlich. Nach in den Jahren 1822 und 1823 zu Paramatta angestellten Beobachtungen war der niederste Thermometerstand im Winter 3°, der höchste im Sommer 41°. Indeß ergibt sich auch aus den nämlichen Beobachtungen, daß im Winter die mittlere Temperatur zwischen 10° und 11°, im Sommer zwischen 22° und 23° wechselt. Die Temperaturwechsel erfolgen schnell und häufig; man sah mehr als einmal am nämlichen Tag den Thermometer zwischen 12° und 15° schwanken.

Die Salubrität des Klima's von Neusüdwales muß in den Augen jedes europäischen Auswanderers von hoher Wichtigkeit seyn, wenn er dieses Land mit so vielen andern Ländern vergleicht. Remittirende, intermittirende und Scharlach-Fieber, der Typhus, die Blattern, die Masern, der blaue Husten und die Luftröhrenentzündung sind dort unbekannt. Die Ruhr ist die verbreitetste und gefährlichste Krankheit, welche man dort kennt, und doch bringt sie Leuten, welche mäßig leben, den Tod nicht. In den niedrigen und heißen Theilen des Landes gibt es viele Magenleiden. Die mannbar gewordenen jungen Leute sind in Folge des schnellen Wachsens um diese Zeit der Schwindsucht ausgesezt; die Schwindsucht aber, die man von Europa mitbringt, wird immer geheilt, oder wenigstens erleichtert, sobald man das Land betritt.

Da Australien in der südlichen Hemisphäre liegt, so sind die Südwinde folglich seine kalten und die Nordwinde seine heißen Winde. Besonders die Südostwinde sind schneidend, und wenn sie plötzlich vom brennenden Nordwest in jenen Wind übergehen, so ist ein gut gefütterter Ueberrock etwas Unentbehrliches. Die brennenden Nordwestwinde werden durch eine lange Gebirgskette nackten Sandes erzeugt, welche in dieser Richtung hinlauft und durch die Strahlen der Sommersonne, die senkrecht darauf fällt, auf denselben Grad erhizt wird, wie der Sand der Wüsten Afrika's, und da nun der Wind, der über sie hinweht, seine ganze Feuchtigkeit dort zurückläßt, so kommt er mit einer Hitze an, welche Thiere und Pflanzen austrocknet. Im Jahr 1826 fiel 5 Monate lang kein Regen; im Durchschnitt fällt er blos an 100 Tagen des Jahres. Auf den Gebirgen im Innern stürzen oft heftige Regengüsse herab, während auf dem niedrigen Lande an der Küste auch nicht Ein Tropfen fällt. Für das Land östlich von den blauen Gebirgen tritt die Regenzeit gewöhnlich während der Wintermonate ein, während sie westlich von diesen Gebirgen gewöhnlich in den Sommer fällt.

Sind die Abende ruhig und heiter, so fällt Sommers an heißen

Tagen in der Nacht ein reichlicher Thau, wie ein feiner Regen. Hagelgewitter gibt es häufig im December und Januar, welche den Monaten April und Juli in Europa entsprechen. Je weiter man gegen den Wendekreis vorrückt, um so größer scheinen die Hagelkörner zu werden, und gleichen unregelmäßigen Eisstücken. Von solchen Hagelkörnern wurden schon Melonen und Kürbisse mitten von einander gespalten.

So stark auch die Hitze dort zu seyn scheint, so hat das Klima von Neusüdwales doch nicht jenen entkräftenden Einfluß auf die Konstitution, der den Aufenthalt in Indien, Egypten und Arabien oft unerträglich macht. Um Mittag kann man sich unter den ersten Baum, dessen Schatten uns einladet, niederlegen und dort so ruhig schlafen, als in seinem Bette, ohne weder Erkältung noch die Stiche der Insekten fürchten zu müssen; man genießt einen eben so ruhigen als erquickenden Schlaf und erhebt sich wieder erfrischt, um seine Reise fortzusetzen. Die köstliche Frische des Morgens und die liebliche Temperatur des Abends haben einen offenbaren Einfluß auch auf die Thiere; wirklich sind auch Pferde und Rindvieh merkwürdig gelehrig; und man kann glauben, daß dieses Klima bis auf einen gewissen Punkt diesen glücklichen Einfluß auf die verhärteten Wesen hat, die Europa dorthin versezt. Was die kalte Jahreszeit betrifft, so hat Martin, ein englischer Kolonist, bewiesen, daß die Winter dort sehr milde sind.

Da Australien an dem dem unsrigen entgegengesezten Pole liegt, so sind die Jahreszeiten, Tage und Nächte nothwendig das Gegentheil von dem, was gerade in Europa ist. Wenn wir Winter haben, so hat es Sommer; ist es bei uns Mittag, so ist es dort 10 Uhr Abends; denn die Sonne geht dort um 10 Stunden früher auf, als in Frankreich. Ihr Monat Juli entspricht unserem Monat Januar, und umgekehrt, denn die Sommermonate sind dort der November, December und Januar, die Herbstmonate Februar, März und April, und im Mai, Juni und Juli ist ihr Winter.

Ansicht des Himmels.

Viele in der nördlichen Hemisphäre gelegene Sternbilder sind in Australien unsichtbar, aber man sieht dort die nämliche Milchstraße und die nämlichen Plejaden, wie in Europa, obgleich natürlich nicht zu gleicher Zeit, so wie man auch die Sonne und den Mond dort erst einige Stunden vor ihrem Untergang in unserer Hemisphäre sehen kann. Die Sommertage sind dort nie so lang, und die Wintertage nie so kurz, als bei uns; denn jene köstliche Zeit des Tages in Europa, die Dämmerung ist dort, wie im ganzen Orient, kaum bemerkbar. Die Finsterniß folgt so schnell auf den Tag, daß die Nacht schon gänzlich eingetreten ist, sobald die Sonne hinter den grünen Gebirgen im Westen verschwunden ist; und nie sieht man dort den Polarstern. Auf Kosten der englischen Regierung und auf Befehl der Lords der Admiralität wurde gegen Ende des Jahres 1835 ein Katalog von 7385 Sternen herausgegeben, die größtentheils in der südlichen Hemisphäre liegen — das Resultat der in den Jahren 1822 bis 1826 in dem zu Paramatta in Neusüdwales von dem Generallieutenant Thomas Brisbane, der sich mit Erfolg mit der Astronomie beschäftigt hat, angestellten Beobachtungen. Dieser wichtige Katalog, der einen Quartband von mehr als 300 Seiten bildet, wurde von Richardson, einem der dem Observatorium von Greenwich beigegebenen Astronomen entworfen. Vorangestellt ist eine Beschreibung des von Brisbane gegründeten Observatoriums von Paramatta.

Naturgeschichte.

Geologie. — Einzelne Vulkane.

Die Basis des Bodens der blauen Gebirge ist grobkörniger Granit mit breiten Platten von Feldspath, gewöhnlich von rosenrother Farbe. Er ist sehr reichlich in Argyle vorhanden, und der durch seine Zersetzung gebildete Boden gibt dem Bauern prächtiges Gras und reichliche Ernten. Boden dieser Art ist viel leichter zerreiblich, als der durch die Zersetzung des Granits gebildete. Kalkstein findet man nur zu Bathurst im Westen und zu Argyle im Süden. Dort zeigt er sich in bläulichen, grauen oder weißen Lagen von ungemeiner Dicke, und man könnte ihn für Marmor ausgeben; man glaubt sogar, daß er von Bildhauern zu gebrauchen wäre.

Auf den Vorgebirgen und auf der Insel Howe erblickt man oft hohe Basaltsäulen. Sandstein in horizontalen Lagen bildet das Gerüste aller Berge der Südküste.

Die bekannten Gebirge sind im Allgemeinen nicht beträchtlich in Australien. Die blauen Gebirge scheinen die Fortsetzung der großen Kette zu seyn, welche das Küstengebiet von Neusüdwales beinahe ganz durchzieht und jenseits derer eine reiche, transalpinische Gegend liegt. Sie sind die größten Gebirge Australiens. Man nennt sie im Norden blaue, im Süden weiße Gebirge und Morumbidgi. Die Darling-Gebirge erstrecken sich vom Schwanenflusse bis zur König-Georgs-Bai.

Wir werden hier den Bericht über eine Erforschung des Berges Uingen geben, die in den Jahren 1830 und 1831 von Wilson, Kaplan zu Newcastle, ausgeführt wurde. Dieser ungefähr 1500 Fuß hohe Berg gilt vielleicht mit Unrecht für einen Vulkan in Thätigkeit. Hören wir übrigens Wilson.

„Der Berg Uingen," sagt er, „findet sich auf dem östlichen Abhang der Kette, welche das Bassin des Flusses Hunter von den Ebenen von Liverpool trennt, unter 31° 54′ südlicher Breite und 148° 36′ östlicher Länge, und die Höhe des im Brande stehenden Theils über der Meeresfläche kann nicht geringer seyn, als 300 bis 1400 Fuß. Bei meinem ersten Besuche, zu Anfang des Jahres 1831, erstreckte sich der Brand über die zwei Spitzen eines und desselben aus Sandstein bestehenden Berges. Das Feuer hatte sich zuerst oben von der nördlichen Spitze, welche die höchste ist, bis an ihren Fuß verbreitet, und stieg nun über die gegenüberstehende südliche Spitze hinab. Das Feuer nahm gleichsam eine Art Vertiefung zwischen zwei Spitzen des nämlichen Berges ein, weßhalb der erste Reisende, der diesen Berg besuchte, ihn für einen Krater ansah; aber die Sache verhält sich so, daß mit dem Zunehmen des unterirdischen Feuers an Intensität der Felsen mehrere Spalten von verschiedener Breite erhielt; die größte Spalte konnte ich nach Bequemlichkeit untersuchen. Der Felsen, der eine Masse festen Sandsteins war, zeigte eine 2 Fuß breite Spalte. Untersucht man diese Spalte auf eine Tiefe von ungefähr 15 Fuß, so sah man, daß die Wände des Felsens weiß erhizt waren, wie die Wände eines Kalkofens; zugleich stiegen aus dieser Spalte, unter heftigem unterirdischem Gekrach, Schwefel- und Alaun-Dämpfe. Ich stellte mich auf den Theil des Felsen, der von dem obern losgetrennt war, und warf Steine in die Spalte. Der Lärm, den sie im Fallen machten, schien in einem unermeßlichen unter meinen Füßen liegenden Abgrund zu verhallen. Der Raum, auf den das

Feuer einwirkt, kann $1\frac{1}{2}$ Acres groß seyn; hie und da waren auf diesem ganzen Raume mehrere Spalten von verschiedenem Durchmesser, aus welchen unaufhörlich Schwefeldampfsäulen und helle Flammen aufstiegen; die Ränder dieser Spalten waren mit Schwefelkrystallen besezt, deren Farbe vom dunkelsten Orangeroth, das von der Mischung mit Eisen herrührte, wechselte, bis zum hellsten Strohgelb, wo der Alaun vorherrschend war. Eine schwarze, glänzende und pechige Materie, ohne Zweifel eine Art Erdharz, war an den Rändern mehrerer dieser Schluchten reichlich vorhanden. Nur mit Mühe konnte ich mir einige Proben davon verschaffen, weil die Hitze des Bodens unter meinen Füßen sehr stark war und die daraus aufsteigenden Dünste mich in die Gefahr des Erstickens brachten. Weder Lava noch Trachyt irgend einer Art fanden sich an diesen Orten; nicht einmal Erdkohlen waren zu sehen, obgleich diese Substanz sonst häufig vorkam. Offenbar brannte dieser Berg schon sehr lange; mehrere Acres Boden unter dem gegenwärtig entzündeten Theile, auf welchem sehr alte Bäume sind, tragen ebenfalls Spuren einer gleichen Verbrennung, und mehrere sich daselbst findende Steine scheinen verglast zu seyn. Das Feuer wüthet noch heftig, und allem Anscheine nach wird diese Heftigkeit noch zunehmen. Von Zeit zu Zeit entzünden sich entweder durch die Wirkung der Electricität, oder durch irgend eine andere Ursache die unterirdischen Materien, und die ausdehnende Gewalt der Hitze und des Dampfes zersprengt den festen Sandsteinfelsen in ungeheure Stücke, und bildet so immer neue Spalten. Die Schwefel- und Alaunerzeugnisse dieses Berges wurden bei Behandlung der Schafraude mit Erfolg angewendet."

Auf der Küste von Newcastle bemerkte man im Jahr 1828 einen brennenden Felsen, aus dem Schwefeldämpfe aufstiegen und an den Rändern der Spalten fand man mit Schwefel vermischten salzsauren Ammoniak. Dieses Feuer erlosch im Jahr 1830, während Wilson das Feuer des Berges Uingen im Jahr 1831 sah.

„Wir fanden", sagt dieser Beobachter, „daß dieses Feuer, weit entfernt, seit meinem ersten Besuch erloschen zu seyn, sich über einen Raum von mehr als zwei Acres ausgebreitet hatte: es brannte mit verdoppelter Wuth auf der südlichen und südsüdwestlichen Spitze, und sogar auf dem bisher unberührt gebliebenen Theil des Berges, auf dem nördlichen Abhang. Es gab noch glänzende Schwefelkrystalle an den Rändern der Hauptspalten, und an den kleinsten Ammoniakkrystalle; aus beiden stiegen fortwährend erstickende Dämpfe auf. Das Feuer tobte fortwährend unter der Erde; in die Schlucht geworfene Steine fielen donnernd in einen sehr tiefen Abgrund im Innern. Der Anblick der Verheerungen, die in Stücke zersprengten massiven Sandsteinfelsen, der Einsturz von Sandsteinlagern, die umgestürzten und halbverzehrten Baumstämme, andere, welche nur den nahen Einsturz des Felsen, auf dem sie standen, erwarteten, um mit ihm zu stürzen, die gefährlichen Dünste, die unter dem Toben des unterirdischen Feuers sich um mich erhoben, das rothe oder weiße Glühen der entzündeten Spalten, dieß Alles bildete ein Schauspiel, das den Beobachter in Erstaunen sezte, zugleich aber ihm das Bedauern verursachte, daß er die natürlichen Ursachen dieses fremdartigen Phänomens sich nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären konnte."

Bisher hat man nur zwei Proben organischer Reste, nämlich versteinerte Knochen in der Nähe des Berges Abgade, unweit des Berges Uingen

gefunden: das Heiligenbein eines großen Thieres auf den Dünen von Holdsworthy und das zweite Rückenwirbelbein eines andern, ungefähr 10 Meilen westlich von Moreton; aber in beiden Fällen war die Versteinerung nicht in ein Steinlager eingeschlossen, sondern lag blos auf der Oberfläche des Bodens. Deßhalb waren sie allem Anscheine nach gleichzeitig mit dem versteinerten Holze, das sich auf dieser ganzen Landesstrecke reichlich vorfindet. Neben der Kette der Moräste von Kingdom, welche eine der Quellen des Hunter bilden, und blos einige Meilen nordwestlich vom Berg Uingen sind Baumstämme, die noch stehen, und auf dem Orte selbst, wo sie wuchsen, versteinert worden zu seyn scheinen. An einigen Stellen ist dieß Holz stark mit Eisen geschwängert. An der Küste, 3 Meilen nördlich von Newcastle, wurde kürzlich unter einem Steinkohlenlager der Stamm eines versteinerten Baumes in einer vertikalen Lage vorgefunden; als man ihn zerbrach, zeigte er eine schöne schwarze Farbe, ein Beweis, daß das Holz im Uebergang zum Gagath begriffen war. Oben auf der Mauer, welche den Telegraphen zu Newcastle trägt, fand man den Stamm eines anderen Baumes, der in horizontaler Lage einen Fuß unter der Oberfläche begraben war. Der Kern des Holzes war von schöner, weißer Farbe. In diesen beiden Proben fanden sich dünne Chalcedonadern.

Mineralogie.

Ob man gleich auf mehr als Einem Punkte der Küste Bimsstein gefunden hat, so wurde doch nirgends in Australien das Daseyn eines Vulkans in Thätigkeit nachgewiesen; auch hat man kein Zeichen neuerer Ausbrüche vorgefunden. Da man auf der Küste von Moretonbai mehr Bimssteine vorfand, als sonst irgendwo, so kam man auf die Vermuthung, daß zwei Piks in der Nachbarschaft einige Krater enthalten könnten. Man fand aber bei einer sorgfältigen Untersuchung Nichts dergleichen vor.

Die Kohle ist das nützlichste und das am häufigsten vorkommende Mineral Australiens. Man findet es in Menge, besonders in Neusüdwales. Die Kohle ist im Allgemeinen klein und voll Staub, aber sie brennt; indeß kocht sie schlecht, und dieß ist den vegetabilischen Substanzen zuzuschreiben, aus denen sie besteht und die in ihrer Zusammensetzung mehr oder weniger Harz enthalten. Wie dem auch seyn mag, die Kohle findet sich in unerschöpflichem Maße, und wenn einmal die Dampfschifffahrt im indischen Archipel eingeführt seyn wird, so wird Australien ein kostbarer Markt für dieses Mineral seyn.

Der Sandstein ist von gräulicher Farbe, und sticht bisweilen ins Röthliche: er ist weich, wenn man ihn zerhaut, aber verhärtet an der Luft allmälig. Indeß gibt es eine Art grobkörnigen, der zerreiblich ist, und zum Unglück für die Kolonie wurden aus diesem die ersten zur Ausfuhr bestimmten Mühlsteine verfertigt. Man schickte sie nach Isle de France, wo sie im Hofe eines Kaufmanns niedergelegt wurden. Wie groß aber war dessen Verwunderung, als eines Tags einer seiner Sklaven nach Tische in den Speisesaal tritt, wo er gerade einige Freunde bewirthete, und die Hände ringend ausruft: „Herr! Herr! o mein Gott! alle Mühlsteine sind davon geflogen!" Und wirklich war das auch der Fall; ein heftiger tropischer Regenguß hatte sie in Sand verwandelt und sie schwammen im Hofe umher.

Da es in Neusüdwales keinen Kalkstein gibt, so ersetzen ihn die

dortigen Kolonisten durch Muschelschalen, wovon die Korallenbänke in der Nähe oft kompakte Massen darbieten. Auf verschiedenen andern Punkten zeigt sich der Kalk im Zustande von schwefelsaurem oder kohlensaurem Kalk. Gediegenen Alaun fand man häufig in krystallisirtem Thone in großer Reinheit. Gyps, welcher ein vortreffliches Dungmittel ist, findet sich nur in den oberen Theilen von Bathurst und oben am Flusse Hunter; Argyle erzeugt schönen Schiefer, womit man da, wo das Holz selten ist, die Dächer deckt. Kein Land der Welt erzeugt so schöne Pfeifen- oder Thonerde; Alaun findet sich reichlich, und das Eisenerz bildet in unerschöpflicher Quantität nördlich vom Hafen Maquarie ganze Berge. Diese Massen sind stark magnetisch, doch nicht so, daß sie den Pferden die Hufeisen abziehen und Knöpfe von den Röcken wegreißen, wie spaßhafte Reisende versichert haben.

Der gelehrte Botaniker Cunningham sah Proben von Kupfer, Blei und Eisenpocherzflitter, aber man weiß nichts weiter über die Produkte Australiens. „Was das Gold betrifft, sagt er, so kam vor einigen Jahren ein Mineralog nach Sidney, der den bisher so ruhigen Ackerbauern allen die Köpfe verwirrte, indem er sie versicherte, daß ihr Land sicher Goldminen enthalte; und zum Beweise seiner Behauptung sammelte er vor ihren Augen sogar ausgewählte Stücke dieses Metalls an Stellen, über welche sie 300mal gegangen waren, ohne etwas Aehnliches zu entdecken. Von nun an war Peru arm in Vergleichung zu Australien; plötzlich aber wurden die goldenen Träume durch einen Bedienten zerstreut, der seinem Herrn in das Ohr sagte, er habe den Mineralogen einen Stein aus seiner Tasche ziehen, ihn auf den Boden werfen und nachher aufheben sehen; bewiesen wurde diese Aussage deutlich durch den Umstand, daß um ein solches Stück Gold ein Papier gewickelt war, woraus zugleich erhellte, daß diese Probe aus einem mineralogischen Kabinet entwendet worden war.“

Phytologie.

Die Flora von Australien hat das Pflanzenreich mit einer Menge neuer Gattungen bereichert, welche die zierlichsten und mannigfaltigsten Formen haben. Die Gartenkunst hat sich eine Menge dieser reizenden Pflanzen zugeeignet, und mehrere werden schon in den Gärten der Liebhaber, besonders in England, mit Erfolg angebaut. Andererseits aber scheint es sich die Natur zur Aufgabe gemacht zu haben, dem Menschen in diesen ungeheuren Wildnissen keine nährende Pflanze darzubieten. Umsonst würde man eine jener kostbaren Pflanzen suchen, welche auf allen Inseln Oceaniens wachsen. Sogar der Kokosbaum, dieser nährende und kosmopolitische Baum, den man auf beinahe allen polynesischen, malayischen und melanesischen Inseln findet, der Kokosbaum fehlt auf den heißesten Strichen Australiens. Auch war keine Pflanze, woraus die Eingebornen ein mageres und prekäres Nahrungsmittel ziehen, für die Engländer von Interesse.

Die buschigsten Bäume Australiens bieten wegen der Form und Stellung ihrer Blätter nur einen zweideutigen Schatten. Die schönsten Eucalyptus, Casuarina's und Leptospermums, welche von fern gesehen eine frische und schattige Wölbung versprechen, haben, wenn man sie in der Nähe besieht, kaum so viel Grün, daß sie den Reisenden gegen die Sonnenstrahlen schützen können. Die Pflanzenfamilien, welche die meisten Gattungen in Australien zählen, sind die Proteaceen, Leguminosen, Composeen, Epacrideen und Diosmeen. Die nützlichsten

Bäume sind mehrere Arten Eucalyptus, deren Holz zu vielerlei Gegenständen zu gebrauchen ist, wenn der Stamm gesund ist, was aber selten der Fall ist; der Red Cedar (cedrela australis), welcher Bretter von röthlicher Farbe gibt, die sehr leicht und doch von langer Dauer sind; der Tristania und der Melia azedarach, welche man zu Erbauung von Kanots verwendet; das Xilomelum, woraus man Flintenschäfte macht. Noch sind zu nennen zwei Araukarias, zwei Kallitris, eine Flindersia, verschiedene Kasuarina's, eine Trichella mit Rosengeruch, eine Angophora, ein Dakrydium, eine Brisbania, verschiedene Banksias u. s. w. und eine Menge anderer Bäume, welche zu mancherlei Gegenständen verwendet werden können. Dem fleißigen Doktor Kunningham verdankt man die Entdeckung eines Baumes aus der Familie der Leguminosen, dessen Hülsen große Beeren enthalten, die sehr angenehm schmecken, wenn sie gedörrt sind. Gewisse Mimosen geben einen schönen Gummi; eine Art Eucalyptus liefert ein zuckersüßes Manna, das dem orientalischen ganz ähnlich ist. Beinahe in ganz Australien findet man einige Palmenarten, deren Früchte aber ganz unbrauchbar sind. Die prächtige Doryanthes excelsa aus dem Geschlecht der Liliaceen treibt einen 18 bis 20 Fuß hohen Stamm. Die Xanthorrea und die Kingia haben oben große Büschel langer, linienförmiger und in Rosetten zusammengestellter Blätter, welche in Form eines Wasserstrahls, der über ein Gefäß herausläuft, herabfallen; die erste liefert ein sehr zähes Harz. Aus der Rinde des hibiscus heterophillus könnte man gute Seile machen, das caladium macrorhizum gibt Knollen, welche zur Zeit einer Hungersnoth gekocht gegessen werden können. Die Leptomeria und Billarderia tragen kleine Beeren, welche die Eingebornen und die Kinder der Kolonisten genießen, ob sie gleich nicht sehr angenehm schmecken. Ungeachtet der Nähe der Molukken und der Aehnlichkeit des Klimas sind die Gewürzbäume doch nicht über das Meer nach Australien gelangt. Doch fand man einen Muskatnußbaum, myristica insipida, dessen Früchte aber unbrauchbar sind, wie sein Name besagt. Was die zahlreichen Wegpflanzen betrifft, mit welchen die Felsen am Ufer begleitet sind, so verdient besonders eine wegen ihrer großen Blätter genannt zu werden, aus welchen die Eingebornen grobe Trinkgefäße verfertigen, deßhalb gab ihr auch Labillardière den Namen fucus potatorum.

In den Sandstein- und Schiefer-Lagern, die über den Steinkohlenlagern liegen, bemerkte man Eindrücke von Vegetabilien, worunter auch blühende Pflanzen sich befinden sollen, unter ihnen glaubte man die zaima spiritalis zu erkennen. Ebenso fand man zahlreiche Eindrücke von Phytolithen in dem auf der Spitze des Berges York in den blauen Gebirgen aufgeschichteten Lignit.

Zoologie.

Zur Zeit der Entdeckung gab es in Australien kein vierfüßiges Thier der alten Welt, den Hund ausgenommen. Die andern waren neue Species, die man beinahe alle in die Familie der Beutelthiere setzen mußte.

Der Hund des Landes hat Aehnlichkeit mit dem Fuchse, ob er gleich ein wenig größer ist, da er 2 Fuß hoch und 2½ Fuß lang ist. Sein Kopf gleicht dem des Fuchses, seine Ohren sind gerade, und seine Farbe wechselt, ob sie gleich meistens braunröthlich ist. Er heult kläglich, ohne zu bellen.

Er frißt Schafe und Geflügel, und richtet oft große Verheerungen unter ihnen an. Sein Biß soll für die Schafe tödtlich seyn. Er ist äußerst lebhaft und sehr schwer zu tödten. Westlich von den blauen Gebirgen soll man Dasyuren gefunden haben; indeß ist es zu bezweifeln, und bis jezt scheinen sie auf Tasmanien beschränkt zu seyn.

Ornithologie.

Die Vögel sind in einer Menge von Gattungen vorhanden. Zuerst sind zu nennen: der Emu oder Kasuar, den wir bei Neusüdwales beschreiben wollen; Pelikane, schwarze Schwäne, Cereopsis, Menuras mit einem leierförmigen Schwanz, mit den schönsten Orange- und Silberfarben, Adler, Falken, schwarze, weiße und graue Kakadus, Papageien von allen möglichen Farben; Reiher, verschiedene Gattungen von Enten, Raben, Martinsjäger und Fischer oft von hohem Wuchse; sodann Tauben, Turteltauben, Rebhühner, Austerfänger, Philedons, Buntspechte, Korbis-Kalaos, Kukals, Pfefferfresser, Fliegenfänger, den bewunderungswürdigen Loriot-Prinz-Regent, Wachteln und Stelzen, ganz kleine Vögel, aber mit jaspisfarbigem und glänzendstrahlendem Gefieder. Um uns nicht zu wiederholen, verweisen wir unsere Leser zur Vervollständigung der Naturgeschichte von Australien auf Neusüdwales.

Monotremen. Sitten und Gewohnheiten des Ornithorynx.

Die Beschreibung der Echidne, eines seltsamen Wesens, das mit dem Ameisenfresser Aehnlichkeit hat, und das mit dem Ornithorhynx, Schnabelthier, die zwei Gattungen der Familie der Monotremen bildet, verweisen wir in die Naturgeschichte von Neusüdwales. Unsern Lesern sind vielleicht die Erörterungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris über die noch problematische Natur des Ornithorhynx bekannt, den Einige unter die eierlegenden, Andere unter die säugenden Thiere setzen, und der nach einer dritten Ansicht eierlegendes und säugendes Thier zugleich seyn soll.

Zwar hat Bennet, ein gelehrter Reisender, in einer der zoologischen Gesellschaft in London übergebenen Denkschrift diese Frage nicht entschieden, aber die neuen Details, welche er über die Naturgeschichte des Ornithorhynx gibt, sind von großem Interesse.

Die Untersuchungen Bennets über dieses seltsame Thier wurden im Innern Australiens und auch im südlichen Neusüdwales angestellt. Er begann mit einer Beschreibung des äußeren Aussehens dieses Thieres, wie er es in lebendem Zustande beobachtet hat. Er glaubt, der höhere oder geringere Grad von Nacktheit der inneren Oberfläche des Schwanzes hänge vom Alter ab, und rühre von der Gewohnheit her, denselben auf dem Boden nachzuschleppen. Die äußere Oberfläche der oberen Kinnlade ist bei einem kürzlich aus dem Wasser gezogenen Thiere schmutzig- und graulich-schwarz, mit unzähligen kleinen Punkten bedeckt, und die äußere Oberfläche der untern Kinnlade ist bei den Jungen weiß, und bei den älteren gefleckt, während die inneren Oberflächen der beiden Kinnladen rosenroth oder fleischfarbig sind.

Die Augen des Ornithorhynx sind glänzend und hellbraun. Die äußeren Mündungen der Ohren, die nach dem Tode nur schwer zu erkennen sind, sieht man an dem lebenden Thiere leicht, da es sie nach Belieben öffnen und schließen kann. Fängt man den Ornithorhynx, wenn er gerade aus

dem Wasser kommt, so hat er einen eigenthümlichen Fischgeruch, der wahrscheinlich von einer öligen Sekretion herrührt. Die Eingebornen essen ihn gerne: sie nennen ihn Mullangong oder Tambrit. Bennet bemerkt auch, die Haut des Ornithorhynx sey so dehnbar, daß die Ausbälger, welche den Bau dieses Thieres nicht kennen, leicht in Gefahr gerathen können, ihm eine Größe zu geben, die er niemals erreicht.

Die an fünfzehn getödteten oder lebendig gefangenen Ornithorhynxen gemachten Beobachtungen haben folgende Resultate geliefert: die mittlere Länge der Männchen beträgt 1 Fuß und 7 bis 8 Zoll (englisches Maß); das Weibchen ist 1 Fuß und 6 bis 7 Zoll lang. Ein am Flusse Morumbidgi getödtetes Männchen maß 1 Fuß 11¼ Zoll, während ein an dem nämlichen Tage ebendaselbst getödtetes Weibchen nur 1 Fuß 4 Zoll maß. Bennet begann seine Beobachtungen am 4. Oktober 1832 bei Menduna am Flusse Yas oder York. Die Ornithorhynxe, welche von den Eingebornen Wassermaulwürfe genannt wurden, besuchen vornehmlich die mit Wasserpflanzen bedeckten Theile des Flusses, und die Orte, wo steile und beschattete Ufer ihnen die Ausgrabung ihrer Erdlöcher erleichtern. Sie sind leicht zu erkennen an ihren dunklen Leibern, welche sich im Wasser zeigen, über das sich der Kopf nur leicht erhebt, und auch an den Kreisen, welche die Bewegung ihrer Füße beim Schwimmen im Wasser um sie her bildet.

Sie entfliehen beim geringsten Geräusch, und bleiben überdieß selten mehr als eine oder zwei Minuten auf der Oberfläche, sondern tauchen wieder unter, und erscheinen erst in einiger Entfernung wieder. Ihre Bewegung ist so rasch und das Gefühl der Gefahr bei ihnen so lebhaft, daß eine bloße Bewegung der Flinte genügt, um sie augenblicklich zu verscheuchen. Nur wenn man aufmerksam ist auf ihr Untertauchen, und auf die Stelle zielt, wo man voraussieht, daß sie wieder erscheinen könnten, kann man hoffen, sie mit einer Kugel zu erreichen.

Eines Tages ließ Bennet auf einen Ornithorhynx schießen; er wurde getroffen und von einem Hunde aus dem Wasser geholt. Nach einigen Minuten kam er wieder zum Leben und fing an, instinktmäßig dem Wasser zuzulaufen; aber er lebte keine 25 Minuten mehr. Bennet machte mehrere Versuche an diesem Exemplar, um sich zu überzeugen, ob die Behauptung richtig sey, daß die Wunden von den Klauen des Ornithorhynx schädliche Wirkungen haben. Indeß konnte er auf keine Weise das Thier dahin bringen, daß es sich seiner Klauen als Angriffs- und Vertheidigungsmittel bediente, ungeachtet bei seinen Anstrengungen zu entwischen seine Hände durch die hinteren und vorderen Klauen leicht gerizt wurden. An nicht verwundeten Thieren gemachte Versuche hatten dasselbe Resultat. Ueberdieß scheuen sich die Eingebornen nicht, die Männchen lebend zu fangen.

Kurz darauf wurde ein Weibchen getödtet; es wurde zerlegt: die Brustdrüsen waren kaum sichtbar. Der linke Eierstock enthielt 3 Eier von der Größe eines Hasenschrots; der rechte Eierstock war weniger entwickelt und enthielt keine Eier.

Am folgenden Tage wurden 3 Ornithorhynxe getödtet, ein Weibchen und zwei Männchen; bei dem Männchen waren die Testikeln nicht größer als kleine Erbsen, und das Nämliche beobachtete man bei einem andern am Morumbidgi getödteten Individuum, während sie bei dem ersten so groß waren als Taubeneier. Dieser Unterschied in der nämlichen Jahreszeit kann nicht erklärt werden. Der linke Eierstock eines der Weibchen

enthielt zwei Eier, und der eines andern nur eines von der Größe eines Rehschrots. Im rechten Eierstocke befand sich kein Ei.

Bennet untersuchte nun die Flußufer, um die Höhle eines Ornithorhynx zu beaugenscheinigen, wo die Eingebornen im vorigen Jahre Junge gefangen hatten. Die Höhle befand sich auf einem steilen Theile des Ufers, und sein Eingang war unter langem Gras verborgen; durch einen Stab, den man hineinsteckte, wurde die Richtung der Höhle angezeigt. Sie hatte einige Krümmungen und war ungefähr 20 Fuß lang. In diesem Neste hatte ein Eingeborner im vorigen Jahre drei 6 bis 8 Zoll lange und mit Haaren bedeckte Junge gefangen.

Außer dem ebenerwähnten Eingang haben die Erdlöcher im Allgemeinen einen zweiten unter der Oberfläche des Wassers, der im Innern mit der oberen Oeffnung in unmittelbarer Verbindung steht.

Im Magen dieser Thiere befanden sich beinahe immer Flußinsekten, sehr kleine Fische, Schlamm und Kies, wodurch wahrscheinlich die Verdauung befördert werden soll. Nie bemerkte aber Bennet, daß sie auch Wasserpflanzen gefressen hätten. Indessen sollen an Orten, wo die Insekten selten sind, Ornithorhynxe getödtet worden seyn, in deren Magen sich Wasserpflanzen vorfanden.

In einem andern Erdloche fing man ein lebendes Weibchen, das sammt Gras, Schlamm und Wasser in eine Tonne gesezt wurde: nach kurzer Zeit schien es sich mit seiner Gefangenschaft vollkommen ausgesöhnt zu haben.

Da Bennet nun hoffte, er würde, wenn das Weibchen, das er besaß, trächtig sey, im Stande seyn, die so lange erörterte Frage über die Natur des Ornithorhynx zu entscheiden, so reiste er am 13. Oktober nach Sidney ab, wohin er seine Gefangene in einem kleinen mit hölzernen Gitterstäben, zwischen welchen man nur sehr kleine Zwischenräume ließ, bedeckten Kasten mit sich führte.

Am folgenden Morgen band er eine lange Schnur um den Fuß des Thieres und sezte es an das Flußufer, um es baden zu lassen. Wenn der Ornithorhynx tief in das klare Wasser tauchte, konnte man seinen Bewegungen leicht folgen; er stürzte sich rasch bis auf den Meeresgrund, schwamm dort eine Zeit lang herum und kam sodann wieder auf die Oberfläche.

Das seltsame Thier sezt seine Kinnladen gerade wie die Ente in Bewegung. Als es gegessen hatte, so streckte es sich eine Zeitlang auf dem Gras des Ufers aus, dann wusch es sich, mit dem Leib bis um die Hälfte im Wasser, und machte seine Toilette mit den Hinterfüßen, wodurch sein Haar ganz glänzend wurde. Nach dem zweiten Bad wurde es wieder in seinen Kasten gesezt; als man diesen aber am folgenden Morgen öffnete, war es entwischt.

Bennet kehrte nach Manduna zurück, wo den Abend vorher ein Weibchen getödtet worden war, dessen Gebärorgane augenscheinlich bewiesen, daß die Jungen erst zur Welt gekommen waren. Die Bauchdrüsen waren entwickelt, aber man konnte keine Milch daraus ziehen; das Haar bedeckte noch den Theil des Felles, wo die Milchgänge sich endigen, und man sah dort Nichts von einer Warze. Uebrigens konnte man eine solche auch in den Fällen nicht entdecken, wo die Milchsekretion augenscheinlich erwiesen war.

Am 8. December verließ Bennet Manduna, um an die Ufer des Morumbidgi bei Jaglong zu reisen. An diesem leztern Flusse hatte er Gelegenheit, eine Höhle zu sehen, die 3 neugeborne Junge enthielt.

Sie waren mit leichtem Haar bedeckt und maßen $1\frac{7}{8}$ Zoll. Ein Bruchstück einer Eierschale wurde nicht in dem Nest entdeckt, und Nichts berechtigte zu der Vermuthung, daß die Jungen nach ihrer Geburt in ein Ei eingeschlossen gewesen seyen. Unglücklicherweise konnte man diese Jungen nicht nach Sidney bringen, weil es an Alkohol zu ihrer Aufbewahrung fehlte.

Am 28. December besuchte der Verfasser einen Theil des Flusses Wollondilly, in der Nähe der Ebenen von Goulburn, die von den Eingebornen Koroa genannt werden, um eine dort entdeckte Höhle zu untersuchen. Das Ende dieser Höhle war 35 Fuß von ihrem Eingang entfernt, und Bennet versicherte, man habe welche von 50 Fuß Länge gefunden. In dieser Höhle waren zwei Junge, deren Leib vom Schnabel bis zur Spitze des Schwanzes 10 Zoll lang war. Das Nest war von Wasserpflanzen und der Oberhaut von Binsen gemacht.

Kurz darauf fing man am Ufer des Flusses ein altes Weibchen, das man für die Mutter hielt; aber man konnte aus den Bauchdrüsen nur wenig Milch ausziehen, ungeachtet man nach dem Alter der Jungen mehr hätte erwarten können. Die Mutter starb zu Millagong am 1. Januar.

Bennet gibt uns interessante Details über die Gewohnheiten der Ornithorhynxe im Zustand der Gefangenschaft und über ihre verschiedenen Haltungen im Zustande der Ruhe. Die Jungen ließ er im Zimmer laufen; aber die Mutter war so unruhig und beschädigte, weil sie sich ein Loch zu graben suchte, die Wände so stark, daß man sie in einen Kasten einschließen mußte. Den Tag über blieb sie ruhig und spielte mit ihren Jungen; in der Nacht aber war sie sehr unruhig und suchte zu entwischen. Die Jungen zeigten bei ihren Spielen viel Lebhaftigkeit und Anmuth. Sie badeten sehr gerne in schlammigem Wasser, blieben aber jedes Mal nur 10 oder 15 Minuten im Wasser.

Ob sie gleich die Frische und Dunkelheit des Abends der Hitze und Helle des Tages vorzuziehen schienen, so waren doch ihre Bewegungen so unregelmäßig, daß Bennet die Frage, ob sie wohl unter die nächtlichen Thiere zu setzen seyen, nicht zu entscheiden wagte. Sie schliefen viel und es geschah oft, daß eines schlief, während das andere spielte, und zwar zu allen Stunden des Tages.

Ihre Nahrung bestand in Brod, das in Wasser getaucht wurde, in Eiern und sehr fein gehacktem Fleisch. Milch schienen sie dem Wasser nicht vorzuziehen.

Malacologie.

Auf den Küsten dieses großen Landes sammelte man eine Menge unbekannter Muscheln, welche zur Zeit der Entdeckung von den Liebhabern sehr gesucht waren. Auf der Westküste gibt es sehr viele Phasianellen, im Hafen Western viele Bohrmuscheln. Peron und Quoy fanden auf dieser Küste die Dreieckmuschel, die bisher nur in fossilem Zustande bekannt gewesen war, lebend. Seefische gibt es im Ueberflusse, und beinahe alle sind gut. Ungeachtet die Flüsse nicht sehr groß sind, sind sie doch sehr fischreich. Verschiedene Cetaceen von allen Größen besuchen die Küsten Australiens. Die reisenden Naturforscher haben viele Zoophyten und Mollusken entdeckt, die diesen Strichen eigen sind.

Nachdem wir so Australien im Allgemeinen skizzirt haben, werden wir bei Beschreibung dieses Landes folgende Ordnung beobachten: wir werden mit Neusüdwales, der interessantesten Abtheilung von Oceanien, die an und für sich allein einen Staat bilden könnte, beginnen; wir werden sein Klima, seine Naturgeschichte, seine Städte, die Sitten seiner Bewohner, die besonderen Kolonien, die aus Deportirten und freien Menschen bestehen, und seine Institutionen schildern. Hierauf werden wir zum Süden und sodann zum Westen Australiens übergehen; dort werden wir Kolonien beschreiben, die blos aus freien Menschen bestehen, und nachdem wir den Norden dieses sonderbaren Landes geschildert haben, diese Beschreibungen beim Kap York beschließen, d. h. bei dem Punkte, von welchem wir ausgehen zu müssen glaubten.

Neusüdwales.

Umfang. Allgemeine Ansicht. Klima.

Neusüdwales umfaßt ungefähr 47 Breitegrade, d. h. mehr als 1000 Meilen von Norden nach Süden, vom Kap York bis zum Vorgebirge Wilson, und erstreckt sich über den ganzen östlichen Theil von Australien. Man kann die Oberfläche von Neusüdwales nicht wohl schätzen, weil ihre inneren Gränzen noch nicht bestimmt sind und sie sich durch die Besitznahme weiter jenseits der blauen Berge gelegener Ebenen kürzlich beträchtlich erweitert haben.

Nachdem die englischen Kolonien in Nordamerika für ihr Mutterland verloren waren, suchte England, das vorher alle seine Verbrecher und zur Deportation Verurtheilten nach Virginien geschickt hatte, einen Deportationsort für seine Verbrecher, wo es seine großen Kolonisationsplane realisiren könnte. Sir Joseph Banks, der den Kapitän Cook auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte, bezeichnete dem Kabinet von St. James Neuholland oder Australien.

Eine kleine Escadre unter Kapitän Philips lief am 13. Mai 1787 aus Portsmouth aus und landete mit 1700 Personen am 20. Januar 1788 auf Botanybai.

Da die Lage dieses Ortes ungünstig schien, so ging man ein wenig weiter nördlich nach Port-Jackson, und am 26. Januar desselben Jahres wurde die Niederlassung auf der Spitze Sidney-Cove errichtet, und die Stadt Sidney, die Hauptstadt der Kolonie, gegründet.

Vom Meer aus gesehen bietet die Küste von Neusüdwales einen kühnen und malerischen Anblick, mit dessen Schönheit sich eine sowohl glänzende als traurige Aussicht verbindet. In der Ferne sieht man eine wunderbare Landschaft, die sich wie ein Amphitheater am Horizont abzeichnet. Eine Kette von Hügeln, die mit Hochwald bekleidet, von Weiden unterbrochen und mit ewigem Grün gekrönt sind, aus welchem sich bald grauliche und leuchtende Felsen in unordentlichen Gruppen, bald alte und gigantische vom Blitz getroffene Bäume erheben, deren verstümmeltes und erstorbenes Haupt gegen die jungen und grünenden, sie umgebenden Bäume seltsam absticht, dieß Alles gibt eine gewissermaßen durch ihre Frische und ihre Trauer, durch ihre Fruchtbarkeit und Auflösung entzückende Ansicht.

Neusüdwales hat Sommer, wenn Frankreich im tiefsten Winter

begraben ist; noch merkwürdiger ist aber, daß ein kalter Winter in Europa einem heißen Sommer in diesen südlichen Breiten entspricht und während eines heißen Sommers in Europa der Winter in Neusüdwales kalt ist. Während der sehr langen und heißen Sommer von 1825 und 1826 waren in Neusüdwales zwei kalte Winter.

Da sich die Jahrszeiten so von denen Europa's unterscheiden, so folgt daraus nothwendig ein entsprechender Unterschied in den Zeiten der Feldarbeiten. Das Getreide wird im April und Mai gesäet und im November geerndtet. Mais wird im Oktober und November gesäet und im März und April gemäht. Die im Februar und März gesteckten Pataten werden im Juli geerndtet; im August und September steckt man wieder, und gräbt sie im Januar aus der Erde. So macht man in Neusüdwales jährlich zwei Pataten- und zwei Kornernten. Wie günstig ist nicht dieses Land für den Ackerbau!

In den Gebirgen im Innern ist die Kälte empfindlich; in den Grafschaften Argyle und Bathurst sieht man den Schnee bisweilen ganze Tage lang auf den Hochebenen der Gebirge liegen, während auf denen von Cumberland und Campden auf der Küste der Schnee etwas Unbekanntes ist, ob sie gleich unter der nämlichen Breite liegen.

Naturgeschichte.

Mineralogie.

Was die Geologie betrifft, so gibt es an mehreren Stellen Felsen primärer und secundärer Bildung; die Felsen im König-Georgs-Hafen sind von Granit. Das Mineralreich ist dort noch nicht genau erforscht worden. Man findet Eisen und sandigen Thon, so wie Spuren von Kupfer und Blei, Gyps, guten Schiefer, die schönste Pfeifen- oder Thonerde, Alaun, magnetisches Eisenerz; aber die kostbarste Entdeckung ist die Entdeckung von Erdkohlenminen in der Nähe von New-Castle und an den Ufern des Hunter. Die Kohle findet sich dort in reichen, weithin sich erstreckenden Adern, in Lagen von drei Fuß Dicke und in einer Tiefe von blos 15 bis 20 Fuß.

Phytologie.

In der in der Nähe der blauen Berge gelegenen Gegend ist das Land bis auf 3 Meilen von den Küsten äußerst trocken; weiterhin fängt es an besser zu werden, und die Bäume des Hochwaldes, der beinahe die ganze Oberfläche bedeckt, erreichen dort eine ungemeine Höhe. 4 Lieues weiter vorwärts in das Innere sind die Wälder weniger dicht, und eine lange Reihe von Hügeln und Thälern zeichnet sich durch ihr Grün aus. Das westlich von den blauen Bergen gelegene Land ist sehr fruchtbar und erzeugt alle Cerealien und die meisten Früchte unseres Abendlandes; aber die Bäume sind weniger grün und haben im Allgemeinen nicht so viel Zweige als in Europa. Außer den Pflanzen, welche es mit dem übrigen Australien gemein hat, besizt es die Nessel, den wilden Hanf, den Hafer, den Tabak, die Trespe und den wilden Indigo, die Cichorie, den weißen Klee und die Pimpinelle, welche leicht mit dem Theeblatt verwechselt wird; die Quecke, den wilden Dinkel, das Kängurukraut, die Himbeere, die rothe Johannisbeere, Kirschen, Birnen, Pataten, Pfirsiche, Trauben u. s. w.

„Ich sah in Neusüdwales wenig Landgüter“, sagt Laplace, „wo ich

nicht einige aus Frankreich stammende Vegetabilien bemerkt hätte. Ich bemerkte den Feigenbaum, den Kapernstrauch, den Krapp, den Hanf und Lein, den Reps. Es waren zwar nur Versuche; aber die meisten waren gelungen, und versprachen günstige Resultate für die nächste Zukunft.“

Unter seinen einheimischen Früchten ist zu nennen der Burwan, eine Art Nuß, der Djibong, die Quitten.

Man trifft auch mehrere Arten unverbrennbarer Bäume; die Eigenschaft dieser Bäume scheint von der ungemeinen Menge Alaunstoff herzurühren, welche diese Bäume enthalten; wenn eine Kohle auf ein aus einem solchen Baume geschnittenes Brett fällt, so wird sie erlöschen, anstatt es in Brand zu stecken. Akazienarten hat das Land 30; aus ihnen wird der schönste Gummi bezogen, der dem reinsten arabischen Gummi wenigstens gleichkommt. Auf den beiden Abhängen der blauen Gebirge ist eine Art Eucalyptus, welche das schönste Manna im Ueberflusse hervorbringt, wie schon oben in der allgemeinen Uebersicht bemerkt wurde. Man findet es in großen Flocken auf dem Boden oder an den Zweigen und dem Stamme der Bäume hängend: es ist ein gutes Abführungsmittel. Die Trockenheit des Klima's und der Alaun, den die Bäume enthalten, macht, daß mehrere Arten verkrüppeln; andere faulen bald im Herzen, oder wird ihre Rinde von weißen und schwarzen Ameisen durchfurcht, von denen alle Erdspalten voll sind. Die übrigen Erzeugnisse des Pflanzenreiches sind oben in der allgemeinen Uebersicht genannt.

Zoologie.

Wir haben schon in unserer allgemeinen Schilderung von Oceanien bemerkt, daß nach unserer Meinung das Kameel für Australien und selbst für einen Theil von Neusüdwales das nützlichste Thier wäre; denn mit dessen Hülfe könnten die sandigen Wüsten und Dünen erforscht und die Produkte transportirt werden. Es ist auffallend, daß die umsichtigen Engländer nicht daran gedacht haben, „diese Schiffe der Wüste“ dahin zu versetzen.

Das aus Bengalen stammende Rindvieh mit höckerigen Schultern und die Schafe sind vortrefflich in den Distrikten von Argyle, Bathurst und des Flusses Hunter, wo große Ackerbauarbeiten ausgeführt worden sind; die Farren, die Kühe, die Kälber und Kalben sind alle gemischt. Die Kalben kalben oft, ehe sie 16 Monate alt sind; die Kälber werden so wild und schnell im Laufe, wie das Damwild, und man muß, wenn man das Rindvieh einfangen will, Jägerscharen zu Pferd aufbieten. Will man einen Ochsen fangen, um ihn zu tödten oder zu zeichnen, so wirft man ihm eine Schlinge um die Hörner und zieht ihn zu sich, indem man das Seil um eine Säule aufrollt.

Die Zugpferde sind selten und gekreuzt, so daß sie unruhig und stätig sind; aber es gibt schöne Reit- und Wagenpferde; ebenso verhält es sich mit denen, welche für Renner gelten, denn Wettrennen sind eine Lieblingsbelustigung der Australier. Ein gut gebautes Vollblutpferd gilt ungefähr 4000 Franken. Diese Pferde sind sehr kräftig und ausdauernd. Der größte Fehler bei ihrem Bau ist ein schwerer Kopf, womit gewöhnlich ein hoher Grad von Hartnäckigkeit verbunden ist. Merkwürdig sind sie durch den Scharfsinn, womit sie die Orte erkennen, wo sie einmal gewesen sind, und ihren Weg wieder finden, wenn sie auf beträchtliche Entfernungen in den Wäldern verirrt sind: in solchen Fällen ist es das Beste, dem Pferde

den Zügel auf den Hals zu legen, und es wird den Reiter auf dem kürzesten Wege zurückführen. Ein Herr, der viel zu Pferde reiste, bemerkte seit einiger Zeit, daß so oft er an einen Graben kam, den er auf dem Rückweg zu passiren hatte, sein verständiges Pferd sich jedesmal seiner Absicht widersezte, am gewöhnlichen Punkte überzusetzen, und sich bemühte, ihn an einen andern Punkt des Grabens zu führen, wo der Reiter keinen Weg wußte. Endlich entschloß er sich, zu sehen, wohin das Pferd gehen würde, überließ ihm den Zügel und sah sich auf der andern Seite des Grabens auf einem Wege, von dem er gar nichts ahnte, und er überzeugte sich, daß dieser Weg um einige hundert Schritte kürzer sey.

Die Schweine läßt man den Tag über in den Wäldern umherirren, und sie nähren sich von Kräutern, wilden Wurzeln und Yamswurzeln an den Ufern der Flüsse oder auf morastigem Land; sie fressen gelegenheitlich auch Frösche und Eidechsen.

Die Ziegen sind schon seit langer Zeit eingeführt, und das Damwild, das vor einigen Jahren aus Indien eingeführt wurde, durchstreift nun frei die Grafschaft Cumberland, wo man es nicht jagt, und wo es sich vermehren kann. Das Geflügel, das man aufzieht, sizt gewöhnlich in der Nähe der Häuser auf: die Adler, Sperber und wilden Katzen sind seine einzigen Feinde.

Wilde Thiere gibt es in Menge; aber nur zwei fleischfressende Arten, und diese sind dem Menschen nicht gewachsen. Darf man den einheimischen Hund wohl als eingeführt ansehen? Er gleicht ganz dem chinesischen Hunde, da er von röthlicher oder dunkler Farbe ist, buschige Haare, einen langen Schwanz, spitzige Ohren, einen dicken Kopf und eine allmälig spitziger werdende Schnauze hat. Er bellt nicht, aber er heult kläglich, wenn er seiner Beute auf der Spur ist; er hat einen sehr starken und ganz eigenthümlichen Geruch, der die europäischen Hunde anfangs scheu macht, wenn sie ihn angreifen sollen. Er richtet große Verheerungen an: wenn er sich unter eine Schafheerde stürzt, so reißt er allen denjenigen, welche er beißt, ein Stück heraus; und keines kommt davon, weil sein Biß etwas Giftiges hat. Die Spielart, welche aus ihrer Kreuzung mit andern Hunden entspringt, ist sehr gut zum Emu-Fang zu gebrauchen, aber ebenso wild als die andere: ein Hund dieser Art frißt einen Hauehund auf, wenn er ihn erwischen kann.

Die einheimische Katze ist das andere fleischfressende Thier der Kolonie, aber ihre Verheerungen beschränken sich blos auf den Geflügelhof. Sie ist niedrig und hat einen länglichen Leib: ihr Schwanz ist auch lang, und ihre Klauen gleichen denen der gewöhnlichen Katze: sie klettert auf Bäume und jagt die Vögel, während sie schlafen; denn sie ist ein nächtliches Raubthier. Die größten Thiere sind die Känguru's, welche gedämpft eine vortreffliche Speise geben, die ganz den Wildpretgeschmack hat. Man zählt 10 bis 12 Arten von Känguru's. Das Riesenkänguru, das bisweilen 5 bis 6 Fuß hoch ist, ist von grauer Farbe, hat ein langes Haar und bewohnt die Wälder. Das Wallaru ist schwärzlich, hat hartes und straffes Haar und bewohnt die Gebirge. Das rothe Känguru hat weiches und dichtes Haar von röthlicher Farbe, das an Feinheit viel dem Fischotterpelze gleicht; es bewohnt die Wälder. Alle diese Spielarten erlangen ein Gewicht von 200 Pfunden und darüber, wenn sie vollkommen ausgewachsen sind. Der Wallabi und Padimalla wiegen 60 Pfund und bewohnen die Gesträuche oder

die gebirgigen Gegenden. Das Felskänguru ist sehr klein und lebt in den felsigen Strichen der Gebirge; die Kängururatte (Potaru) oder eigentlich das Kaninchen ist das allerkleinste der Thiere dieser Familie. Sie wohnt in hohlen Bäumen und hüpft mit großer Schnelligkeit hin und her wie die andern Känguru's; sie liefert ein sehr gutes Wildpret.

Die Känguru's gebrauchen ihre kurzen Beine nur, wenn sie fressen; sie stellten sich alsdann auf ihre Hinterbeine und auf ihren Schwanz, während sie ihre Vorderfüße vorwärts setzen; und wenn sie ihre Lieblingspflanze mit einem Vorderfuß gepflückt haben, so setzen sie sich nieder, fressen sie langsam und werfen sie spielend von einem Fuß in den andern, wie ein Kind, das recht lange an seinem Apfel haben möchte. Verfolgt man sie, so hüpfen sie auf ihren Hinterfüßen und machen erstaunlich lange Sätze, und während sie so hüpfen, schwebt ihr Schwanz hin und her und dient ihnen als Balancierstange. Sie setzen über Gräben und steile Abhänge hinab, wobei sie Sätze von 30 Fuß machen. Selten greifen Hunde, wenn sie nur in geringer Anzahl sind, das große Känguru an, denn dieses reißt 3 oder 4 Hunde, die an seinen Seiten hängen, mit sich fort, und Cunningham versichert, ein solches Känguru habe sogar einen Mann auf einige Entfernung mit fortgerissen. Wenn ein Hund einem großen Känguru zu nahe kommt, so sezt sich dieses auf seinen Schwanz und seine Hinterfüße und bekämpft den Hund, indem es sich gewandt hin- und herdreht, so daß es ihm immer das Gesicht zuwendet und ihn mit seinen Vorderfüßen zurückstoßt, oder ergreift es ihn auch und drückt ihn zusammen, wie etwa ein Bär es machen würde, während es ihn mit seinen langen scharfen Klauen an seinen Hinterfüßen zerfleischt. Damit die Känguru's diese langen scharfen Klauen nicht gebrauchen können, schneiden ihnen die Jäger zuerst die Kniekehle durch, und die schwarzen Eingebornen geben ihnen mit ihrem Waddie einen heftigen Schlag über die Lenden, der die Nerven am hinteren Theile ihres Körpers lähmt.

Das Känguru hat nur Ein Junges auf Einmal. Ist das Junge so weit gebildet, daß es säugen kann, so fällt es aus dem Uterus in eine Bauchtasche, und dort ist für dasselbe eine Uebergangsperiode zwischen dem Aufenthalt in dem Leibe der Mutter und seiner eigentlichen Geburt. Belustigend ist es, das kleine Känguru den Kopf aus der Tasche herausstrecken und das Gras abfressen zu sehen, wenn seine Mutter weidet. Wird die Mutter gejagt und kommt zu sehr in's Gedränge, so hält sie plötzlich an, steckt ihre Vorderfüße in die Tasche und wirft das Junge weg, um schneller fliehen zu können; aber sie muß schon stark im Gedränge seyn, wenn sie das Leben ihres Jungen der Erhaltung des ihrigen opfert. Sehr rührend ist es dann anzusehen, wie schmerzliche Blicke die Mutter von Zeit zu Zeit auf das arme Geschöpf wirft, das sie aufgeben mußte. Bei dieser eigenen Art des Trächtiggehens kann man das Junge „in utero" in die Hand nehmen und mit ihm spielen, so bald es in dieser Tasche erscheint bis zur Zeit seiner eigentlichen Geburt, ohne weder dem Jungen noch der Mutter einen Schaden zuzufügen. Hat das junge Känguru die gehörige Größe erlangt, so schlüpft es heraus und geht wieder in die Tasche zurück, um sich zu erwärmen oder einer Gefahr zu entgehen. Die Jagdhunde greifen die großen Känguru's nur ungerne an *). Die Adler gefährden

*) S. Blatt 217.

Känguru Jagd.

Digitized by Google

bisweilen die Jungen; sie stürzen sich auf sie und fressen sie, wie sie es auch mit den Emu's und andern großen Vögeln machen. Die Känguru's lassen die Jäger ziemlich nahe herbeikommen, wobei sie die Ohren hin- und her bewegen, und entfernen sich erst auf den ersten Flintenschuß. Sie sind jedoch scheu, und ihre Furchtsamkeit, verbunden mit ihren großen Augen voll Sanftmuth, gibt ihnen einige Aehnlichkeit mit der Hirschkuh. Sie leben truppweise zu 30 oder 40 in den Wäldern und auf den Prairien, und aus Besorgniß, überfallen zu werden, stellen sie, während sie weiden, Schildwachen auf, welche die Umgegend überwachen und die Annäherung eines Feindes zeitig ankündigen.

Das Kula (Faulthier oder einheimischer Bär) ist so groß als ein gewöhnlicher Hund, mit einem starr aufwärts stehenden schmutzfarbigen Haare; es hat keinen Schwanz, und Füße und Klauen wie ein Bär. Es steigt flink an den Bäumen hinauf, deren Blätter es frißt, und wird sehr fett und schwer. Das Stachelschwein Australiens ist eine Lieblingsspeise der Eingebornen, so wie auch der Umbat, ein Thier von der Größe eines Schäferhundes, das in der Erde wohnt, sich von Gras und Wurzeln nährt und merkwürdig fett wird.

Der Bandicut ist ungefähr 4mal so groß als eine Ratte. Er hat keinen Schwanz und hält sich in Erdlöchern und hohlen Bäumen auf. Das fliegende Eichhorn hat eine schöne Schieferfarbe, und sein Pelz ist so fein, daß er, ungeachtet das Thier sehr klein ist, von den Hutmachern sehr theuer bezahlt wird.

Der fliegende Fuchs ist eine ungeheure Fledermaus von so gräßlichem Anblick, daß man sich nicht wundern darf, wenn ein Matrose Cook's, der ihn in einem Walde sah, ihn für den Teufel hielt.

Es gibt auch graue Opossum's mit gerundetem Schwanz; wollen sie von einem Zweige auf den andern springen, so schlingen sie diesen Schwanz um den Zweig, von welchem sie herabsetzen wollen, und setzen auf diese Weise auf den Zweig herab, den sie erreichen wollen.

Ferner gibt es fliegende weiße Opossum's mit Flügeln, wie sie die Fledermäuse haben, zwischen den Hinter- und Vorderfüßen, vermittelst welcher sie von Zweig zu Zweig springen. — Sämmtliche eben genannte Thiere sind nächtliche Thiere, und die Pflanzer tödten sie bei Mondschein, wenn sie auf ihre Nahrung ausgehen.

Ornithologie.

Man findet auf Neusüdwales eine große Taube, Uanga-Uanga genannt, welche eine vortreffliche Speise liefert; ferner zwei Spielarten der schönen Taube mit bronzefarbigen Flügeln, die Taube Illawarra's mit dem Kamme, und die große grüne Taube vom Hafen Maquarie. Die Raben und Elstern gleichen den europäischen, indeß leben die Elstern schaarenweise zusammen und setzen sich oft an ruhigen, heiteren Abenden auf die buschigsten Bäume, um in tiefem und sanftem Ton einen Chorgesang anzustimmen. Der Bergfasan der Kolonie ist ein ausgezeichneter Sing- und Spottvogel. Er begibt sich mitten in einen dichten Wald, macht sich von ausgerissenem Gras ein weiches Bett auf die Erde, auf welches er sich legt, und belustigt sich hier damit, den Gesang aller Vögel und das Geschrei aller vierfüßigen Thiere, vom Geheul des wilden Hundes an bis zum mißtönigen Gesang des schwarzen Eingebornen, nachzuahmen. Unter die

seltsamen Vögel sind auch zu zählen schwarze Schwäne und vier Spielarten schwarzer Kakatua's, nämlich: zwei schwarze Arten, die den kleinen Adlern ähnlich sind, ohne Kamm, mit gelb gefleckten Flügeln und gelb gesprenkeltem Schwanze, sodann den schieferfarbigen Kakatua mit rothem Kamm und den weißen Kakatua mit gelbem Kamm. Die leztern richten große Verheerungen an und sind deßwegen den Landbauern nicht angenehm. Durch verschiedene Betonungen in ihrem Geschrei unterrichten diese Vögel einander von der Annäherung eines Feindes.

Man findet große Adler von verschiedenen Farben und verschiedene Arten von Falken: sie lassen den Menschen nahe heran kommen, ungewiß, ob sie vor ihm fliehen oder sich auf ihn stürzen sollen. Der weiße Kakatua, so fein er ist, fürchtet ihn nicht mehr, weil er ihm nie Etwas zu Leide thut. Bloß die Elster scheint in ihm den Tyrannen der Thiere zu erkennen.

Papageien gibt es von unendlicher Mannigfaltigkeit, sie übertreffen die Papageien aller andern Länder durch den Glanz ihres Gefieders. Da ist der Königspapagei mit einem glänzend grünen Leibe und rothem Halse und Kopfe; der kleine Roschill mit seinem rothen Kopfe, seiner gelben Brust und seinen anmuthig gefleckten Flügeln; der Blue-mountain, geschmückt mit allen Farben des Regenbogens, und der Lori mit bewunderungswürdigem Roth und Blau.

Alle diese Vögel, welche in Europa zu so hohen Preisen verkauft werden, kommen zur Zeit, wenn die Früchte reifen, in die Gärten von Neusüdwales und scheinen die Pflanzer herauszufordern; aber man fängt sie zur Zeit der Saat in Fallen in großer Menge. Man macht Pasteten daraus, und Cunningham sah jost das Dutzend solcher Vögel um einen Schilling verkaufen. Die vier bereits angeführten Spielarten lernen vollkommen sprechen, und der Roschill pfeift Melodien, wenn man sie ihn frühe lehrt, ganz herrlich. Außerdem gibt es eine große Mannigfaltigkeit von kleinen sehr niedlichen Papageien, welche im Hochwald von Zweig zu Zweig fliegen; ihr mannigfaltiges Gefieder glänzt mit allen möglichen Farben in den Sonnenstrahlen.

Cunningham erzählt eine merkwürdige Anekdote von zwei Papageien: „Die Papageien sind einer innigen und dauernden Zärtlichkeit fähig wie die Menschen, und unter andern Beweisen will ich einen anführen, den ich bei meiner Rückkehr nach England beobachtete. Ein Passagier besaß einen Papagei von den blauen Bergen und dann einen schönen kleinen Papagei, den man ihm geschenkt hatte, nachdem er kaum ausgebrütet worden war, und der also noch nicht im Stande war, sich selbst zu ernähren. Der andere Papagei übernahm die Sorge, und sorgte mit großer Zärtlichkeit für seine Bedürfnisse. Die Anhänglichkeit war gegenseitig, und schien mit der Zeit zu wachsen; denn den ganzen Tag brachten sie mit Spielereien und zärtlichen Liebkosungen hin. Sie legten mit aller Zärtlichkeit ihre Schnäbel und Hälse aneinander, und von Zeit zu Zeit breitete der ältere seine Flügel über seinen jungen Schützling, um ihn näher an sich zu drücken. Dieser Austausch von Zärtlichkeit wurde aber so lärmend und hielt so ununterbrochen an, daß man sie trennen mußte, damit die Passagiere nicht beunruhigt würden. Nach zweimonatlicher Trennung aber gelang es dem kleinen Papagei zu entwischen, und da er seinen Kameraden an der Stimme erkannt hatte, flog er gerade auf ihn zu und klammerte sich an die Stäbe seines Käfigs. Die beiden niedlichen Wesen plauderten und schnäbelten mit einander durch

Emus, oder Casuars ohne Haube

Digitized by Google

das Gitter, und waren so zärtlich bei ihrem Wiedersehen, daß ihr Eigenthümer sie nicht mehr trennen mochte. Indeß starb der große Papagei nach Verlauf von 14 Tagen, und von diesem Augenblick an gab der kleine seine Späße auf, und war traurig und mürrisch bis zu unserer Ankunft in Bahia, wo er auch starb."

Die Emu's, eine Art Casuare ohne Haube, erreichen oft die Höhe eines Mannes, ihre Beine und ihr Hals sind lang und ihr Leib plump. Sie haben keine Zunge, keine Federn und keine Flügel; aber sie sind mit Etwas bedeckt, das die Mitte hält zwischen Haar und Feder, und haben ganz kleine Miniaturflügel an den Seiten; sie können also nur laufen, und die Hunde jagen sie ebenso, wie die Kängurus, ob sie gleich selten dieselben angreifen, noch auch ein Stück von ihrem Fleisch essen wollen, dessen Geruch diese Thiere anwidert; ferner ist der Schlag vom Fuß eines Emu so stark, daß er einen Hund zu Boden wirft und oft sogar auch tödtet. Man sucht sie deßwegen von Vornen anzugreifen, was aber schwer ist, da sie mit außerordentlicher Schnelligkeit laufen. Sie legen jedes Mal 6 bis 7 Eier, die so groß sind als ein Straußenei und eine schöne dunkelgrüne Farbe haben. Die sehr harte Schale kann man zu Tassen verarbeiten, und das Weiße und Gelbe gibt vortreffliche Kuchen, von denen sich die Eingebornen in der Legezeit beinahe ausschließlich nähren.

Außerdem findet man in Neusüdwales den prächtigen Menura mit dem leierförmigen Schwanze, den niedlichen kleinen Rothschnabel, den Philedon mit der pinselartigen Zunge, den Korbikalao, dessen Schädel so hart ist wie Stein, Pelikane und wilde Enten. Die Bisam-Ente, welche diesen Geruch in merkwürdig hohem Grade besizt, bewohnt die Flüsse und hat weder Flügel noch Federn, aber Federkiele wie die Pinguine. Ferner gibt es auch Wasserhühner, Kriech-Enten, Wachteln, Kraniche, Regenpfeifer, Gewittervögel, Drosseln, Becassinen und eine Menge kleiner in andern Welttheilen unbekannter Vögel.

Es gibt in Neusüdwales auch Vögel, welche den Gang der Zeit beobachten, die Einwohner zu ihrer Morgenarbeit rufen und sie vom Ende des Tages benachrichtigen. Das hohe und mißtönige Geschrei des Vogels, den man Laughing-jackas oder auch Uhr des Pflanzers nennt, wenn er sich auf einen abgestorbenen Zweig eines hohen Baumes sezt, verkündigt, daß die Sonne hinter den Bergen hinuntergesunken ist, während die Klagen des Gewittervogels und das traurige Geschrei des fliegenden Eichhorns, das über die Zweige hinhüpft, verkündigen, daß es Zeit sey, sich in sein Schlafgemach zurückzuziehen. Morgens verkündigt das eintönige Geschrei des Rohi-rohi, der so genannt wird wegen der unaufhörlichen Wiederholung dieser beiden Worte, die so regelmäßig ist, als die Schwingung eines Pendels, daß man die Augen öffnen und an die Geschäfte des Tages denken müsse, denn nach Ablauf einer halben Stunde wird die Morgendämmerung eintreten. Nun beginnt das lärmende Lachen des Ui-Ui, der verkündigt, daß der Morgen auf den Gebirgen im Osten von Neusüdwales zu glänzen anfange.

Aber man hört, sagt Cunningham, weder die sanften Töne der Amsel in den Gebüschen, noch das fantastische Gezwitscher der Drossel auf den jungen Bäumen, noch den lieblichen Gesang der Lerche, wenn man frühe Morgens die Felder durchwandelt. Anstatt der melodischen Töne der Nachtigall hört man das Geplauder des Papageis. Es gibt wohl eine Lerche,

aber ihr Anblick und ihr Gesang sind die erbärmlichste Parodie auf diesen herrlichen Vogel Europa's. Diese Lerche erhebt sich auch von der Erde und schwingt sich mit einigen Noten der europäischen Lerche in die Luft; aber sie erreicht höchstens eine Höhe von 30 Fuß, dann fällt sie plötzlich wieder stumm zurück und verbirgt sich im hohen Gras, wie wenn sie sich ihrer Anstrengungen schämte.

Das Echidne.

Das Echidne bildet eine jener Zwischengattungen, welche die Geduld des physiologischen Forschers lange prüfen werden. Es gleicht dem Igel und dem Ameisenbären: es hat, wie der erste, einen mit Stacheln bedeckten Leib und kann sich in eine Kugel zusammenrollen, und hat eine lange, dünne und in einen kleinen Schnabel auslaufende Schnauze, wie der leztere, und Klauen zum Graben, vermittelst welcher es sich schnell einscharren kann. Er hat keine Zähne, aber seine lange, sehr dehnbare Zunge ergreift und hält die Insekten leicht mit Hülfe kleiner Stacheln, von welchen sie starrt, und deren Spitze rückwärts gekrümmt ist: sein Stich wird mit Unrecht für giftig gehalten. Es gibt zwei Arten dieses Monotrems: das stachelige Echidne und das seidenartige Echidne, die sich nur dadurch unterscheiden, daß das eine mehr Stacheln hat als das andere.

Phoken, Reptile, Krokodile, Fische, Schlangen.

Vor 30 oder 40 Jahren wimmelte die Südküste von Australien von zahlreichen Schaaren von Phoken; aber die unaufhörlichen Verfolgungen der Fischer, die sie tödteten, um Oel aus ihnen zu ziehen und ihren kostbaren Pelz zu bekommen, haben ihre Zahl stark vermindert. Gewisse Gattungen sind ganz verschwunden, entweder weil sie gänzlich vernichtet wurden, oder weil sie auf andere Inseln geflohen sind. An gewissen Punkten der Westküste soll sich der Duyong aufhalten.

Eidechsen gibt es viele und mannigfaltige Arten, und einige werden bis zu 4 Fuß lang. Sie sind eine Nahrung der Raubvögel. Eine, die Cunningham auf der Nordwestküste entdeckte, und welche 2 Fuß lang wird, ist auf dem Hinterkopfe und um den Hals mit einer breiten Pergamenthaut geschmückt, die wie eine Schärpe aussieht und einen sonderbaren Anblick gewährt.

Die Guanas sind gewöhnlich schmutzigbraun und werden selten mehr als 4 Fuß lang. Wie die kleinere Art, die Eidechse, versinken sie im Winter in Schlaf, und man sieht sie in dieser Jahreszeit wie todt am Wege liegen. Die Eingebornen nehmen sie in diesem Zustande, und sie sind schon halb gebraten, wann sie aus ihrer Erstarrung erwachen.

Die Frösche haben eine schöne, mattgrüne Farbe und gelbe Streifen über den schwarzgefleckten Rücken; sie klettern auf Baumzweige und schlüpfen oft sogar in die Zimmer, wo sie hinter den Bettvorhängen oder an den Gesimsen bis zum Plafond emporklettern. Nicht selten wird man des Morgens durch das rauhe Gequack eines solchen Besuchs erweckt.

Auf mehreren Punkten findet man auch die grüne Schildkröte. Die Flüsse wimmeln von Fischen; besonders gibt es viele Barsche und Aale, und man findet auch Garneelen und Küchenmuscheln, welche 6 Zoll lang und 3½ Zoll breit sind. Man findet ferner blaue Krabben von großer Schönheit. Die Krokodile sind sehr groß und zahlreich in einigen Kanälen,

aber weniger als im Norden Australiens. Von Cetaceen findet man Delphine und Meerschweine, die Fluth läßt oft auf dem Strande einen seltsamen Fisch zurück, der mit Hülfe seiner starken Floßfedern hüpft wie ein Frosch. Auf den Küsten sammelt man eine Menge unbekannter Muscheln, die von den Liebhabern sehr gesucht sind, so wie große Schwämme, seltsame Zoophyten und Polypen, die sich auch an der Nordküste von Australien finden.

In Neusüdwales gibt es viele Schlangen, und mit Ausnahme der Diamantschlange, welche die Eingebornen essen, gelten alle für giftig. Die Diamantschlange wird bisweilen 14 Fuß, die andern aber blos 4 Fuß lang. Die gefährlichsten Schlangen, die braune und schwarze, scheinen Männchen und Weibchen zu seyn, denn man sieht sie oft in einander verschlungen und zusammengerollt. Ein Engländer sah sie zu gleicher Zeit in das nämliche Loch stürzen und sie dadurch um die Mitte des Leibes so stark festgehalten, daß dieser aufschwoll; über ihren Anstrengungen, vollends hineinzukommen, peitschten sie die Luft mit ihren Schwänzen; er konnte ihnen mit einem Stocke den Bauch aufschlitzen.

Wie alle andern Reptile verfallen die Schlangen in einen Winterschlaf, und ihre amphibische Natur macht es ihnen möglich, in ein stehendes Wasser zu stürzen, wenn sie verfolgt werden, und dort verbergen sie sich tief in den Schlamm. Uebrigens sind die Schlangen Australiens scheu, und man wird bloß in dem Fall, wenn man zufällig über sie hingeht, von ihnen gebissen. Gegen solche Bißwunden wenden die Eingebornen das Schröpfen und Aussaugen an.

„Einst," erzählt Cunningham, „sah ich zwei Diamantschlangen bei einander; ich hatte zwei Hunde bei mir, welche die gefährliche Gewohnheit angenommen hatten, Schlangen zu tödten. Der eine Hund ergriff zuerst die schwarze Schlange und drückte sie stark, während die braune Schlange, welche um 6 Fuß zurückgewichen war, plötzlich den Kopf erhob, zwei oder dreimal ihre Zunge hervorschießen ließ und mit funkelnden Augen blitzschnell auf den Hund losstürzte, sich um seine Beine schlang und ihn zugleich wüthend biß. Ich eilte ihm mit einer Schaufel zu Hülfe: ehe ich aber zu ihm gekommen war, hatte er schon die schwarze Schlange losgelassen, sich auf die Braune gestürzt und ihr mehrere Bisse beigebracht. Um aller Besorgniß überhoben zu seyn, schnitt ich der schwarzen Schlange den Kopf ab, wobei ich blos ein zolllanges Stück vom Halse daran ließ; dieselbe Operation nahm ich an der braunen vor. Als ich mich umdrehte, sah ich meinen andern Hund, der ein Känguruhund war, plötzlich hinter mir herstürzen und ängstlich dahin blicken, wo seine Hinterfüße gestanden waren: dieß war an dem Orte, wo der Kopf der schwarzen Schlange war, und ich glaubte, er sey nur erschrocken, weil er darüber hingegangen sey: ich war weit entfernt zu glauben, daß die Schlange in diesem Zustande der Verstümmelung ihm Etwas zu Leide gethan haben könnte. Indeß erlahmten plötzlich die Hinterfüße meines Hundes und bald auch die Vorderfüße, dann fing er an zu zittern, wie bei einem Fieberanfall. Eine halbe Stunde nachdem ich ihn vor dem Kopf der Schlange hatte zittern sehen, schwoll er auf und starb. Ich dachte nun auch an meinen andern Hund, den ich einem Emu hatte nachlaufen sehen und suchte ihn auf; aber ich fand ihn erst einige Tage nachher aufgeschwollen, todt und bereits in Fäulniß übergegangen."

„Es gibt," sagt Cunningham weiter, „einen Mann in der Kolonie, den man den Schlagenmann nennt, der so vertraut mit den Schlangen geworden ist, daß er selten reist, ohne eine von der gefährlichsten Art in seinem nackten Busen zusammengerollt, oder in seinem Hut mit sich zu führen. Er kam einst in ein Haus und unter seinem Hute hing der Schwanz einer langen Schlange hervor und bildete einen Ring auf seiner Stirne; als ihn die Hausfrau darauf aufmerksam machte, zwickte er ganz ruhig dem Thiere in den Schwanz, welches nun dieß verirrte Glied zurückzog. Im Schlafzimmer dieses Mannes krochen immer solche Thiere an den Mauern hin, und bisweilen schlüpften sie sogar in sein Bett, ohne daß er die geringste Furcht davor empfand. Er zähmte diese Reptile, indem er mehrere in einen Sack einsperrte, wodurch sie, wie er sagt, alle Lust zum Beißen verlieren sollen, was er auch oft bewiesen hat, indem er mit der nackten Hand in einen Sack voll Schlangen fuhr und sie wie ein Bündel Aale hervorzog. Er hat mehrere Tausende gefangen und wurde nie gebissen."

Die „taube Viper" in Neusüdwales ist ein sehr gefährliches Thier, weil sie, da sie den Menschen nicht kommen hört, selten auf die Seite geht wie die andern, und man sie also oft unter seinen Füßen findet. Sie ist klein, kurz, in der Mitte des Körpers aufgeblasen, hat einen platten Kopf und einen gabelförmigen Schwanz, den sie öffnet und schließt, wie eine Scheere, und der nach der Aussage der Eingebornen einen Stachel enthalten soll. Ihr Rücken ist weiß und roth gefleckt, und sie nimmt den Stab, mit dem man nach ihr schlägt, wie ein kleiner, bissiger Hund. Auch gibt es eine kleine, schwarzblaue Schlange von sehr sonderbarer Gestalt, welche auf beiden Seiten zwei Ohren hat, die Schwimmflossen gleichen; sie bedient sich derselben, um mit großer Schnelligkeit fortzuschießen, und man nennt sie die geflügelte Schlange.

Entomologie.

Die Familien der Ordnung der Lepidopteren sind sehr zahlreich in der Kolonie. Schmetterlinge von den glänzendsten Farben sind in großer Menge vorhanden, und Motten, eben so schön als zahlreich, gleichen an Größe dem Fliegenvogel. Die wilden Bienen gleichen an Gestalt den europäischen, aber sie haben keinen Stachel; sie bewohnen die hohlen Bäume und legen dort sehr guten Honig und gutes Wachs nieder, welche die Eingebornen sehr lieben. Es gibt auch einzeln lebende Bienen und Hornisse. In dichten Waldungen an der Küste findet man auch Muskitos; aber das Innere des Landes ist, wenn es vom Dickicht entblößt ist, frei von dieser Plage. Allem nach sind sie nicht lästiger, als ihre Vettern in Europa. Der Stich dieser Dipteren ist blos für die Neuangekommenen schmerzhaft; denn nach kurzem Aufenthalt im Lande erfolgt selten mehr eine Geschwulst darauf; was zu beweisen scheint, daß die schädlichen Wirkungen aller thierischen Gifte, wenn sie sich wiederholen, immer abnehmen. Eben so verhält es sich mit dem Blattern-, Röthelgift u. s. w. Mehrere Südseeinsulaner befreien Nachts ihre Hütten von den Muskito's durch ein sehr einfaches Mittel; sie verfinstern das Licht ihrer Lampe, indem sie eine Calebasse darüber decken und gehen dreimal in der Hütte umher. Die Mücken drängen sich alle um das Licht: nun schlüpft der Wilde leise aus dem Hause, löscht die Lampe aus, springt mit einem Sprunge zurück, schließt die Thiere schnell hinter sich und läßt so seine beschwerlichen Gäste draußen.

„Die gewöhnlichen Fliegen,“ sagt der gelehrte Cunningham, der in Neusüdwales geboren ist und einen Theil Australiens erforschte, „sind eine furchtbare Plage: das Fleisch am Bratspieße, oder wenn es auf der Tafel dampft, ist nicht sicher vor diesen Thieren, welche ihre Eier darauf legen; auch in die Milch, in welche sie fallen, und in die Betten legen sie dieselben. Ich werde nie den Schrecken vergessen, den ich empfand, als ich eines Morgens eine solche Fliege summend aus meiner Decke hervorkommen sah, und bei näherer Untersuchung bereits kleine Würmer herumkriechen sah. Ich erhob mich mit Schrecken vor diesen Vorläufern der Fäulniß, faßte aber wieder Muth, als ich hörte, daß alle Decken auf diese Weise inficirt seyen.“

Die Bremsen sind oft größer als gewöhnliche Bienen, und wenn sie über eine Heerde herfallen, so richten sie große Verheerungen an; sie entziehen so viel Blut als ein Blutegel. Auch Flöhe sind sehr häufig: aber die Pflanzer haben ein sehr einfaches Mittel, ihre Betten davon zu reinigen; sie legen sie neben einen Ameisenhaufen, aus welchem die Ameisen schnell auf diesen Feind losgehen und ihn in ihr Nest tragen. Heuschrecken sieht man Sommers von allen Farben und Größen; Grillen von verschiedenen Arten zirpen im Grase. Es gibt auch ein Insekt, das wir Schildkrötenwanze nennen, das alle Fruchtbäume gefährdet und sich wie ein Schild platt an die Blätter anhängt; sie würde endlich den Baum ganz zerstören, wenn ihre Eier nicht ein Leibessen der Ameisen wären. Die Spinnen, deren es auch viele gibt, sind klein und hübsch oder groß, behaart und häßlich; sie machen in den Wäldern starke, seidenartige Gewebe, und es begegnet dem Reisenden, der schnell in ein Dickicht eintritt, oft, daß er das Gewebe zerreißt, das vor seinem Gesicht ist, und dann sogleich mit der Hand über seine Nase hinfährt, um durch ein leichtes Reiben dem ziemlich heftigen Schmerz, den ihm dieser Anstoß verursachte, zu lindern. Der Holzwurm ist lang und dick; die Eingebornen, die ihn essen, haben einen wunderbaren Takt, zu errathen, in welchem Theile des Baumes man ihn finden kann; sie ziehen ihn schnell hervor und verschlingen ihn mit so viel Wohlbehagen, als ein Feinschmecker eine Auster. Diese Würmer zerstören einen Baum mit reißender Schnelligkeit: besonders greifen sie gern die Akazie an. „Ich sah,“ sagt Cunningham, „eines Abends einen Baum noch grün und blühend und am folgenden Tage schon verwelkt; der Stamm und das Gras umher waren mit Staub bedeckt, den der Wurm beim Durchgraben des Holzes ausgeworfen hatte. Die sehr mannigfaltigen und häufig vorkommenden Ameisen sind bisweilen sehr groß, und ihr Biß ist so schmerzhaft als der Stich einer Wespe. Es gibt eine Art, welche Erdhütten in Form von Pyramiden errichtet, die so überzogen sind, daß sie keine Feuchtigkeit durchlassen, und oft so hoch und so rund als ein Heuschober. Diese Hütten gebrauchen die kleinen Pflanzer als Oefen und die wilden Hunde als Höhlen. Zu diesen Ameisenhöhlen führen oft mehr als 100 Schritte lange, vom Gras entblößte Wege. Die weiße Ameise zerstört alle Bäume, ausgenommen die, welche in ihren Elementen ein starkes Aroma haben. Ein Pflanzer saß einst in einer Varanda (Gallerie) und lehnte sich an eine der Säulen, von denen sie getragen wurde, als plötzlich sein Kopf ganz in die Säule eindrang, und man fand nun, daß die weißen Ameisen beinahe alles Holz gefressen, die Lage weißer Farbe aber, die auf der Oberfläche war, ganz unberührt gelassen hatten. Sie waren von oben eingedrungen und hatten im Herabsteigen alles auf ihrem Wege aufgezehrt.

Wenn sie von einem Baum auf den andern übergehen, so bauen sie sich eine gut verkittete Wölbung, um sich auf ihrem Wege gegen Sonne und Luft zu schützen: denn es scheint, daß ihnen das Tageslicht, wenn auch nicht gefährlich, so doch wenigstens sehr unangenehm ist. Der Holzhauer entdeckt bisweilen ihre Verwüstungen im Herzen der Waldbäume selbst. An der Küste in Dickichten gibt es auch eine Holzzecke, die sich unter der Haut der Känguru's, der Hunde und anderer ähnlicher Thiere festsezt, sich vermehrt und sie gewöhnlich tödtet, wenn man nicht ihrer Vermehrung Einhalt thut. Auf dieselbe Weise schlüpft sie auch unter die Haut des Menschen und mit solcher Schnelligkeit, daß ein Australier, der genöthigt war, eine Nacht in einem Dickicht zuzubringen, durch ein Jucken veranlaßt, des Morgens eine seiner Seiten zu besehen, dort eine Zecke fand, welche bereits mit Kopf und Schultern in seiner Haut stak. Die Raupen sind von den Pflanzern, denen sie oft großen Schaden verursachen, sehr gefürchtet. Doch kehren immer nur nach mehreren Jahren ihre Verheerungen wieder. Ihre Erscheinung erfolgt bisweilen plötzlich, und zwar in so großer Anzahl, daß die Landleute glauben, sie werden durch die Winde hergeführt. Ein Mann, der vor Sonnenaufgang an einem stürmischen Morgen, wo ein Westwind wehte, ausging, fand die Felder, Hecken und Gesträuche mit diesen Insekten bedeckt, ungeachtet er am Abend vorher keine einzige bemerkt hatte. Kaum war er 200 bis 300 Schritte gegangen, so waren sein Hut und seine Kleider voll von diesen Raupen, und doch konnten sie von den benachbarten Bäumen nicht auf ihn gefallen seyn. Man kann es sich nicht erklären, wie sich diese Raupen so zu gleicher Zeit und in solcher Menge auf einzelnen Punkten zeigen. Sie breiten sich nicht weit über ein Feld hin, sondern ziehen in geschlossener, breiter und mehrere Zoll dicker Linie aufeinander gehäuft, wie Bienen in ihren Stöcken. Da diese Linie einen unregelmäßigen Zug durch das Feld hin nimmt, so schlängelt sich die Spur ihrer Verwüstungen hin, wie die Spur eines Brandes. Hinter ihnen sieht man nicht einen einzigen Grashalm mehr: das Feld ist ganz mit ihren stinkenden Excrementen bedeckt und bildet so einen traurigen Kontrast mit den grünenden Wiesen, die vor ihnen liegen. Der Anfang des Frühlings ist die Zeit ihres Besuches. Wenn die Raupen über einen Fluß setzen wollen, so suchen sie eine über das Wasser vorspringende Landspitze, fallen von ihr herab und überlassen sich der Strömung, die sie etwas weiter unten ans Land sezt. Ihre Linie ist oft so dicht und geschlossen, daß man mehrere Hundert tödten kann, wenn man den Fuß darauf sezt, und ein einziger Mann könnte leicht unzählbare Massen vernichten, wenn er über das Land hinliefe, das sie bedecken. Aber der Pflanzer sieht mit gekreuzten Armen den Verheerungen zu, ohne sich nach einem Mittel umzusehen."

Beschreibung der Küsten von Australien.

Indem wir die Küsten von Australien beschreiben und beim Kap York, dem nördlichsten Theile von Neusüdwales, beginnen, wollen wir einige kleine Städte im Innern dieser merkwürdigen Kolonie aufführen; die Beschreibung des Innern von Australien wollen wir aber auf den Schluß der Geschichte von Australien, auf die Kapitel von den neuerdings in diesem Lande gemachten Nachforschungen und Entdeckungen aufsparen.

Ostküste.

Topographie.

Die Statistik dieser großen Kolonie ist einem beständigen Wechsel unterworfen und kann immer nur für das Jahr gelten, in welchem sie gemacht wurde. Es wäre schwer, die Zahl der englischen Bevölkerung genau anzugeben, da sie fortwährend im Steigen begriffen ist; sie mag ungefähr 42,000 Seelen betragen.

Neusüdwales ist gegenwärtig in 19 Grafschaften eingetheilt, nämlich: Cumberland, Northumberland, West-Moreland, Cook, Gloucester, Durham, Brisbane, Bligh, Philips, Hunter, Wellington, Roxburgh, Bathurst, Georgina, Campden, Saint-Vincent, Argyle, King und Murray. 5 dieser Grafschaften liegen an der Küste, die andern diesseits und jenseits der blauen Gebirge, und folgen einer der Küste und dem Meere parallelen Richtung. Die Hauptstädte von Neusüdwales sind Sidney, die Hauptstadt Parramatta, 1½ Meilen von der Hauptstadt entfernt, in einer Art Thal an den Ufern des Flusses gelegen, welcher das Meer mit der äußersten Spitze von Port-Jackson verbindet. Berühmt durch seinen Hafen, seinen zierlichen Leuchtthurm von weißem Stein, Macquarie-Thurm genannt, durch seine große Tuchmanufaktur, durch einen Palast des Gouverneurs, durch seinen Viehmarkt, durch seine Schule für die Erziehung und Civilisation der Eingebornen und durch sein vortreffliches Observatorium, das kürzlich von General Brisbane gegründet wurde; Bathurst, am Macquarie-Fluß, westlich von Sidney; Port-Hunter, Port-Macquarie, Moreton-Bai (das alte Glaß-House-Bai) und Manning-River, zunächst dem Wendekreise gelegen; und Port-Stephen, das den Vortheil hat, sehr nahe bei Sidney zu liegen; auf seiner Rhede liegen die Schiffe sicher vor Anker: ihr Gouverneur ist der ehrenwerthe Kapitän Parry, der, nachdem er seinen Namen durch Erforschung der Nordpolländer berühmt gemacht hat, mit Eifer und Talent diesen Theil der englischen Besitzungen in der südlichen Hemisphäre leitet. Ferner Windsor am Hawkesbury, 40 Meilen in gerader Linie von der Einmündung dieses Flusses in das Meer, und Liverpool, gelegen am linken Ufer des George-River, der sich ins Meer ergießt und bis zu welchem kleine Schiffe hinfahren können. Endlich New-Castle im Norden an der Einmündung des Hunter, der große Kohlenmarkt für die ganze Kolonie. Die hübschen Städte und Dörfer Wilberforce, Richmond, Emuford, Castlereagh, Pitt, Regentalle, Campbel-Town, Freemantle, Clarence-Town, Perth und Guildford; Port-Curtis an der Mündung des Brisbane, die prächtige Bai Jervis, südlich von Port-Jackson, ebenso geräumig als sicher, die Bai Bateman, südlich von Sidney und einige andere.

Sidney, Hauptstadt. — Port-Jackson.

Die Stadt Sidney liegt 4 Meilen nördlich von Botanybai unter 31° 51′ 40″ südl. Breite und 148° 53′ 34″ östl. Länge; ihr Umfang beträgt 1½ Meilen und ihre Breite ungefähr den 5ten Theil dieser Entfernung; ihre Bevölkerung beträgt mehr als 16,000 Einwohner, worunter 2000 Verbrecher und 400 Soldaten. Ihre Entfernung von London beträgt 5400 Meilen. Die Reise von den Küsten Englands nach Port-

Jackson erfordert ungefähr 4½ Monate, wenn der Wind günstig ist. Der Hafen von Sidney, d. h. der Hafen Jackson, ist einer der schönsten, die es gibt. Er hat ungefähr 7 Meilen im Umfang; er ist ganz vom Lande eingeschlossen, was ihn gegen alle Winde schützt. An seinem südlichen Ende erhebt sich neben einem Signalmast und einem Telegraphen, der der Stadt Alles mittheilen soll, was auf die ein- und auslaufenden Schiffe Bezug hat, ein von behauenen Steinen erbauter Leuchtthurm, dessen Leuchte so gebaut ist, daß sie sich auf sich selbst herumdreht und dessen malerischer Anblick noch die majestätische Einfahrt zur Hauptstadt verschönert. Diese wahrhaft merkwürdige Stadt, erbaut auf zwei steilen Höhen, zwischen welchen ein Bach hinfließt, der sich in die Bai ergießt, ist mit Gärten, Wiesen und kleinen Strohhütten, die stufenweise über einander erbaut sind, umgeben *).

Der Anblick von Sidney ist gewissermaßen magisch und blendend; Sidney ist schon London, aber London in Miniatur. Seine reinlichen, aber nicht gepflasterten Straßen, in denen man durch den Staub belästigt wird, führen gewöhnlich die Namen der Gouverneure und Hauptbeamten, die daselbst angestellt waren; sie sind Nachts durch Spiegellampen beleuchtet, wie die Hauptstraßen der Städte Europa's. Die merkwürdigste ist George-Street, die ungefähr eine Meile lang ist und sich durch ihre öffentlichen und Privatgebäude auszeichnet; diese schöne Straße geht mitten durch die Stadt. Die Hauptgebäude sind gewöhnlich zwischen Hof und Garten und von Sandsteinen oder geweißten Backsteinen erbaut. Die merkwürdigsten Gebäude sind der Schatz, das Gefängniß, das Stadthaus, der Palast des Gouverneurs, die Bank, die Wohnung des Kommandanten, die Kaserne und das Theater. Es gibt daselbst eine Handelsschule, eine philosophische Gesellschaft, Acker- und Gartenbaugesellschaften und einen botanischen Garten. Man trifft zu Sidney sehr gute Wirthshäuser, unzählig viel Schenkhäuser, mehrere Kirchen, zwei Methodistenkapellen und eine katholische Kapelle; zwei Banken, eine Handelskammer, eine Versicherungskompagnie; Modenmagazine, gehalten von berühmten Modisten von London und Paris, um deren eleganteften oder wenigstens kostbarsten Schmuck sich das australische schöne Geschlecht streitet, 4 periodische Journale in vollem Gedeihen, eine Vierteljahrsschrift für Litteratur, Wissenschaften und Künste. Man glaubt eine Stadt Englands vor sich zu haben mit ihren Routs, Kindersoireen, ihren Pferderennen, ihren Wagen u. s. w. Auch gibt es zu Sidney eine Jägergesellschaft.

Die Stadt besitzt auch einen vortrefflichen Markt, der beständig mit Getreide, Hülsenfrüchten, Geflügel, Butter und Früchten versehen ist und dreimal in der Woche auf einem großen Platz in Gestalt eines länglichen Vierecks gehalten wird; es läßt sich auch denken, daß die Fruchtbarkeit der Gegend, ihr Klima, ihr Wohlstand und ihre Reize Fremde von allen Nationen in ihren Schoß gezogen haben; bisweilen ist es ein seltsames Schauspiel, das Gewirre von verschiedenen Völkern zu sehen. Engländer, Schotten, Irländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener, Amerikaner, Chinesen, Malayen dringen sich durcheinander, und in diesem Gewirre bemerkt man sogar noch ferner Polynesier, besonders Taïtier und Neuseeländer, welche nach Sidney kommen, um

*) S. Blatt 239.

Sidney

Leuchtthurm im Hafen Jackson

Digitized by Google

die Erzeugnisse ihrer Länder auszutauschen, während der dumme und nackte Australier sie mit gleichgültiger Miene betrachtet. Die Engländer haben diese Stadt das Montpellier Oceaniens genannt wegen seines schönen Klima's und der Fruchtbarkeit seiner Umgebungen; leider ist sie arm an süßem Wasser.

Gesellschaft und Einrichtung von Sidney.

Die Gesellschaft von Sidney ist sehr gemischt; es herrschen zwischen den verschiedenen Klassen Spannung und seltsame Ansprüche.

Die fashionablen Cirkel halten mehr auf die Etikette als die zu London; die Regeln des Vorsitzens werden so strenge beobachtet, daß der Friede der Kolonie vor einigen Jahren ernstlich gestört wurde, weil ein Ball eröffnet worden war, ehe die Dame, welche den Ton angab, erschienen war.

Diners, gefolgt von Theegesellschaften, Soireen und kleine Soupers, wozu auch Damen gezogen werden, sind häufig zu Sidney, und Tanz und Musik erheitern solche Versammlungen. Auch genießt man dort zum Voraus die Freuden des Theaters, welches angekündigt ist, und mittlerweile haben sich Koncerte gebildet. Nichts gleicht dem Stolze und dem Hochmuth der Ultra-Aristokratie, welche in diesem Punkte den Adel Englands weit übertrifft.

Einst ging Cunningham mit einem seiner Freunde spazieren, als er zweien dieser Aristokraten begegnete, von welchen der eine sich mit seinem Begleiter unterhielt, und der andere bei ihm stehen blieb. Da er den lezten von Angesicht kannte und wußte, daß er vom Lande komme, wohin er gerade gehen wollte, so fragte er ihn ohne Umstände über den Zustand des Weges. Wie groß war aber sein Erstaunen, als dieser zurücktrat und mit stolzer Miene sich umdrehend sagte: „Auf mein Wort, Herr, ich kenne Sie nicht." Da er mit dem Stolze der Kolonie noch nicht so bekannt war, so glaubte er ganz natürlich, ein boshafter Spaßvogel habe ihm mit Kreide das Zeichen der Deportirten auf den Rücken gemacht; bald aber erfuhr er, daß sein einziges Unrecht darin bestand, diesen Mann angeredet zu haben, der weiter nichts war, als ein Subalternoffizier der Infanterie, der sich auf das Land zurückgezogen hatte.

Im Gefolge des lezten Gouverneurs waren 14 bürgerliche Wagen, und es gibt wenig angesehene Leute, die nicht ein Cabriolet oder Reitpferde hätten, denn diese Artikel bezahlen keine Taxe.

Eine Menge Schulen besorgen die Erziehung. Außer den Kollegien und Schulen gibt es weibliche Pensionen; Klavier- und Harfen-Lehrer besorgen den Musikunterricht, während Giraud und andere Tanzmeister die Elegants den Kopf aufrecht und die Schultern gerade halten lehren.

Die Thüren sammt Zugehör im Innern der Häuser sind gewöhnlich von Cedernholz, das nach Art des Acajuholzes polirt ist. Von demselben Holze sind gewöhnlich auch die Tafeln und Stühle. Man fabricirt auch Stühle mit Schilfsitzen, und meistens vertreten Matten von indischem Rohre die Stelle der englischen Tapeten, weil sie sehr kühl halten; aus demselben Grunde ist auch Weiß die gewöhnliche Farbe der Kleider. Jedoch tritt eine blaue Weste an die Stelle der weißen, wenn es kälter ist und wenn man ausreitet. Die Strohhüte, welche im Sommer gewöhnlich getragen werden, kommen aus Manilla, oder werden in der Kolonie fabricirt.

Die Schulen in Sidney und den andern Städten stehen unter der

Leitung der Geistlichkeit. Es ist ein Arzt angestellt, der die Armen berathet und ihnen Arzneien reicht. Es gibt in Sidney, so wie in allen Städten der Kolonie, Lesekabinette und Lesebibliotheken und ein Postbureau. In diesen Kabineten liest man die Gazette de Sidney und den Australier, welche zweimal in der Woche erscheinen, und den Moniteur, der nur Einmal wöchentlich erscheint. Die beiden lezteren Blätter werden sehr gut redigirt; das erstere ist vorzugsweise zu Ankündigungen und interessanten und belustigenden Neuigkeiten bestimmt. Der Kolonialalmanach ist ein kleines sehr nützliches Werk, das von allen Zweigen des Ackerbaus handelt. Ferner gibt es eine Geschichte der Kolonie, ein Journal für Reisen im Innern und zwei Bände australischer Poesien. Man druckt sehr gut zu Sidney.

Die Errichtung eines Wettrennklubs hat die Pferdezucht sehr gehoben. Wettrennen finden zweimal jährlich zwischen Sidney und Parramatta statt. Die Fremden, welche die Kolonie bereisen, finden immer gewiß eine Unterkunft in irgend einem achtungswerthen Hause, denn die Australier sind sehr gastfreundlich.

Man will behaupten, die freiwilligen Auswanderer bekommen allmälig auch einen Harg zur Spitzbüberei. Wir wollen bei dieser Gelegenheit das Bonmot eines indischen Bedienten anführen, den sein Herr mit nach Australien gebracht hatte. Bald nach seiner Ankunft merkte der Herr, daß ihm sein Bedienter einen Sack mit Piastern entwendet hatte. „Wie, Samchu," sagte er erstaunt zu ihm, „wie kommt es, daß du ein Spitzbube geworden bist, da du doch so lange in meinem Dienste und immer ehrlich warst?" — Herr, stotterte Samchu, indem er die Achseln zuckte, als Samchu hierher kommen, Samchu ganz ehrlicher Bursche; nun Samchu verdammter Spitzbube. Jedermann hier Spitzbube werden und bald Herr auch Spitzbube werden.

Botany-Bai.

Botany-Bai liegt 4 Meilen südlich von Sidney und 7 bis 8 Meilen südlich von Port-Jackson. Es erhielt seinen Namen von der verschwenderischen Mannigfaltigkeit der Pflanzen, die Sir Joseph Banks im Jahr 1770, in welchem die Bai von Kapitän Cook entdeckt wurde, in der Umgegend entdeckte. Sobald England seine Kolonien in Amerika verloren hatte, suchte es einen günstigen Ort in Afrika, um seine Deportirten unterzubringen; aber auf den Rath jenes Banks wählte man Botany-Bai. Sogleich führten 11 Schiffe 760 Deportirte, einige freie Kolonisten, so wie einige Truppen unter dem Befehl des Arthur Philips, die Beamten, welche die Organisation der Kolonie leiten sollten, beträchtliche Vorräthe, ein transportirbares Hospital, so wie mehrere Pflanzen und Hausthiere dahin ab. Die Ueberfahrt dauerte 8 Monate. Die ersten Naturforscher, welche in dieser Gegend landeten, waren erstaunt über den Anblick der vielerlei Pflanzen, die so ganz andere Formen hatten, als die Pflanzen anderer Länder, deren Reichthum aber abnimmt, je weiter man gegen Westen vorrückt. Die feuchten Prairien sind mit einer Lilienart, blandfordia nobilis genannt, geschmückt, und hie und da erheben sich die steifen Stämme der merkwürdigen Xanthoräa und die Kegelformen der Zamia australis. Nördlich von Botany-Bai erstrecken sich dichte Wälder einer Art Ceder die Brown Calidris spiralis nennt, deren Holz, wenn es polirt ist, mit dem schönsten Holz der Antillen wetteifert; weiterhin finden sich 15 Arten

rothen, weißen, mit allen Farben durchäderten Holzes, die ein kostbares Material für den Ebenisten gewähren. Indeß wurden in diesem Welttheile troz seines natürlichen Reichthums eine Menge europäischer Pflanzen mit Erfolg naturalisirt. Botany-Bai gab allen Kolonien von Neusüdwales lange Zeit seinen Namen; da es aber nicht alle die Vortheile gewährte, die man von ihm erwartet hatte, so wurde die Niederlassung bald aufgegeben, und jezt ist Nichts mehr dort zu finden. Im Jahr 1784 wählte man Parramatta; an den Ufern des Flusses Hawkesbury erhoben sich schöne Häuser, und schöne, von den Deportirten ausgeführte Kulturen bereicherten die Gegend. Die Umgegend von Port-Jackson, die schönste in Australien, wurde ebenfalls besezt; endlich wurde die Stadt Sidney, die Hauptstadt von Neusüdwales und ganz Australien, wie durch einen Zauberschlag an dem südlichen Ufer des Hafens Jackson, 4 Meilen nördlich von Botany-Bai erbaut.

Südküste von Australien.

Die Südküste von Australien erstreckt sich vom Kap Wilson bis zum Kap Leuwin. Der Theil dieser Küste vom Vorgebirge Wilson bis zum Lebewohlkap unter 129° 35′ östlicher Länge empfing von Peron den Namen Napoleonsland, der ihm aber nicht geblieben ist. Die Kapitäne Grant und Flinders haben mehreren Gegenden andere Namen beigelegt als die französischen Reisenden. Wir werden sie eintheilen in Grants-, Baudins- und Flinderland, um gegen Jedermann gerecht zu seyn, wobei wir jedoch bemerken, daß der Bericht der französischen Seefahrer lange vor dem des gelehrten Flinders herausgegeben wurde, daß aber Grant den östlichen Theil dieser Küsten bis zum Kap Northumberland vor Baudin untersuchte. Wir werden uns in kein geographisches Detail über die Küste Australiens einlassen, bis die neuen Eintheilungen oder die verschiedenen Namen definitiv angenommen sind; wir wollen vor Allem Verwirrung vermeiden, und es kommt uns nicht zu, hier Namen aufzustellen, wie sie uns passend erscheinen. Diese Arbeit wäre überdieß sehr trocken und ohne Interesse für die meisten unserer Leser; aber wir bedauern vornehmlich eine große Anzahl holländischer Namen, die an die großen Arbeiten der berühmten Seefahrer dieser ausgezeichneten Nation erinnern würden; überdieß beschränken sich die willkürlichen Namen blos auf den Küstenstrich und bestimmen Nichts genau. Die Engländer, die bald Herren eines großen Theils von Australien wurden, machen dort überall neue Eintheilungen, die dem Mutterlande entlehnt werden. Sie werden natürlich bleiben troz der Arbeiten ihrer Vorgänger, und man wird sie wahrscheinlich einst annehmen. Wir wollen also die wichtigsten Orte und besonders die kolonisirten Gegenden beschreiben. Die übrigen geographischen Details über das große Land werden ihre Stelle in der Geschichte der Entdeckungen und Nachforschungen in Australien finden.

Grants-Land.

In Grantsland und gegenüber der Meerenge, die seinen Namen führt, entdeckte Baß den Hafen Western, in welchem die französische Expedition unter Baudin bemerkte, daß sie zwei Inseln einschließe anstatt Einer, nämlich die Insel Philips und die Insel der Franzosen. Auf der Nordseite

der Insel Philips findet sich der Hafen Western. Seine Umgegend ist fruchtbar, reich an Holz und Quellen: die Vegetation ist dort, so wie in der Umgebung des Hafens Philips, der in dem Golfe liegt, sehr kräftig; aber beiden fehlt es an süßem Wasser. Die Engländer hatten versucht, eine Kolonie am Hafen Western anzulegen, der die größte Flotte der Welt fassen kann; und ob sie ihn gleich im Jahr 1826 geräumt haben, so haben sie doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß eine Niederlassung gedeihen werde, um so mehr, da nicht wohl anzunehmen ist, daß es gar kein Wasser gebe, und daß man dort keine Brunnen graben könne.

Hier die merkwürdige Entdeckung eines Engländers, der sich 33 Jahre unter den Wilden im Hafen Philips aufgehalten hat:

Bateman und einige Engländer hatten sich von Vandiemensland in den Hafen Philips begeben, um dort eine Pflanzung zu gründen. Sie erstaunten Anfangs über die Civilisation unter den Eingebornen, die viel besser gekleidet waren, besser wohnten und mit allen nur denkbaren Bedürfnissen versehen waren; aber nach einem Aufenthalt von einigen Tagen wurde ihnen diese Erscheinung gänzlich erklärt durch die Erscheinung eines weißen Mannes, der mit einem Rocke von Känguruhaut bekleidet war.

Er war anfangs schüchtern; als man aber freundlich mit ihm sprach und ihm ein Stück Brod anbot, legte er alle Zurückhaltung ab; und nachdem er das Brod mit augenscheinlichem Wohlbehagen gegessen hatte, wobei er es immer betrachtete, wie wenn er sich an Etwas zu erinnern suchte, rief er mit vor Freude strahlendem Gesichte; „Brod"! Einige andere englische Worte fielen ihm nun an, und er war endlich im Stande, zu sagen, daß er William Buckley heiße, und daß er einer von Denen sey, welche das Lager der von dem Schiff Ocean gemachten Gefangenen verlassen habe, als der Obrist Collins auf Befehl der englischen Regierung im Jahr 1803 eine Niederlassung im Hafen Philips zu gründen versucht habe.

Er lebte seit dieser Zeit bei den Eingebornen in diesem Hafen, und war schon lange ihr Häuptling. Er hatte in Holland als Grenadier unter dem Herzog von York gedient, und war mehr als 60 Jahre alt. Mit Hülfe der neuen Kolonisten verfaßte er eine Bittschrift an den Generalgouverneur, in der er um Pardon und um die Erlaubniß bat, da zu bleiben, wo er bisher war, und das Resultat seiner merkwürdigen Entdeckungen und seiner seltsamen Abenteuer in diesem Lande mitzutheilen. Der merkwürdige und interessante Bericht über einen so langen Aufenthalt unter den Wilden wird mit dem klassischen Buche Robinsons Crusoe wetteifern.

Baudins-Land.

Das Baudins-Land ist sandig und von keiner Bedeutung.

Flinders-Land.

Indem wir weiter gegen Westen vorrücken, finden wir in Flindersland den Golf St. Vincent, dessen östliche Küste eine einförmige Kette dürrer Felsen ist, die einer großen Mauer gleichen. Die Westküste ist etwas weniger unfruchtbar.

Känguru-Insel.

Am Eingang dieses Golfes liegt die Känguru-Insel, welche die Franzosen allein ganz untersucht, wo sie aber keine Eingebornen gefunden

haben. Sie ist die größte aller kleineren australischen Inseln. Sie liegt unter 35° 43′ südl. Breite und 135° 38′ östlicher Länge, und hat 70 Meilen im Umfang; sie ist gebirgig und bewaldet. Man findet daselbst Neapan-Bai, wo eine Kolonie flüchtiger Deportirter sich niedergelassen hat.

Die Känguru-Insel ist ein Eden von Grün neben den unfruchtbaren Küsten Australiens. Neben seinen ganz horizontal gelagerten Schieferfelsen ziehen sich frische Grasplätze hin. Diese Vegetation, diese Küste, schön wie eine Tapete, haben ohne Zweifel die vielen Kängurus dahin gezogen und ihre Vermehrung begünstigt. Ein ziemlich dichter Wald bedeckt alle andern Theile der Bai. Der Name dieser Insel wurde ihr im Jahr 1802 von Flinders gegeben, der sie entdeckte. Die Känguru's waren dort so zahlreich und so wenig scheu, daß seine Mannschaft an einem Abend 31 dieser Thiere tödtete, wovon das kleinste 60, das größte 125 Pfund wog. Sie weideten in Herden auf einem Grasplatz neben dem Saum eines Waldes; einige machten 40 Fuß hohe Sprünge und wurden von Adlern angefallen. In nicht minder großer Anzahl schleppten sich riesenhafte Phoken hin, ganz in der Nähe der Kängurus, mit denen sie im besten Einverständniß zu leben schienen. Flinders bemerkte, daß die Phoken bei der Annäherung der Menschen größeren Scharfsinn an den Tag legten, als ihre Gefährten, die Känguru's. Diese ließen sich durch die Erscheinung der Engländer nicht beunruhigen: vielleicht hielten sie dieselben für Phoken; nicht so machten es die Phoken. Wahrscheinlich hatten aber die Phoken schon auf anderen Punkten der Küste Australiens mit den Menschen Bekanntschaft gemacht, während die auf ihre einsame Insel beschränkten Kängurus diese Erfahrung noch nicht hatten machen können. Wie dem auch seyn mag, jezt haben sie diese Erfahrung gemacht, und nun ihre Zutraulichkeit ganz abgelegt. Wirklich sah auch ein Reisender, der bei Känguroo-Head angekommen war, das Flinders als den Lieblingsaufenthalt dieser Thiere angibt, von 10, welche daselbst weideten, 9 schnell die Flucht ergreifen, sobald sie ihn erblickten; und mit Mühe konnte er zwei erlegen, welche die Hunde an einen Ort trieben, wo zwei der Seinigen im Hinterhalt lagen. Vergeblich schoß man auch einige Male auf Kasuare. Diese Vögel fallen nicht leicht auf einen Schuß, und wenn sie gleich verwundet sind, so bekommt man sie nicht, wenn sie noch entfliehen können.

Golf Spencer.

Der Golf Spencer, welcher länger und tiefer ist, als der Golf St. Vincent, ist von demselben durch die Halbinsel York getrennt, die sich zwischen den beiden Golfen von Süden nach Norden hinzieht, und auf beiden Seiten mit Bäumen und Gebüsch besezt ist, was auf einen fruchtbaren und vielleicht wasserreichen Boden im Innern hinzudeuten scheint. Der Hafen Lincoln am Eingang des Golfes Spencer auf der Ostküste ist sehr schön und sicher; aber man fand daselbst keinen Fluß, ja nicht einmal einen Bach.

Nuyts-Land.

Nun kommt Nuyts-Land, dessen Inneres bewohnt zu seyn scheint; seine Küsten aber sind ganz unfruchtbar. Neben seinen Küsten liegt der Recherche-Archipel, aus ungefähr 40 sehr kleinen Inseln bestehend. An Nuyts-Land gränzen König Georgs-Land und Hafen.

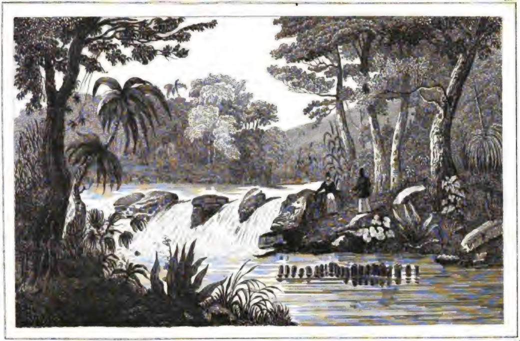
König Georgs-Land und Hafen.

Geographie und Klima.

Königs Georgs-Land hat eine Bai oder einen Hafen, den die Engländer King Georges Sound nennen, und der unter 35° 10′ südl. Breite und 115° 42′ 40″ östl. Länge liegt. Er ist günstig gelegen für die Ausbesserung und Verproviantirung der Schiffe, welche von Neusüdwales nach Vandiemensland und nach der gegen Südwesten zu gegründeten neuen Kolonie am Schwanenflusse gehen; es ist ein vortrefflicher Hafen. Die schöne Lage dieses Hafens, den Vancouver im Jahr 1792 besuchte, den Flinders, Baudin und Freycinet später sahen, von welchem die Expedition d'Entrecasteaux's einen Plan aufnahm, und in den sich der Franzosenfluß ergießt, bestimmte die brittische Regierung im Jahr 1826 dort eine Niederlassung zu gründen. Eines seiner inneren Bassins kann große Schiffe aufnehmen, welche dort ganz sicher neben dem Ufer Anker werfen können. Der allgemeine Anblick der Küste ist traurig, obgleich malerisch. Die Pflanzungen, welche sich hinter der Niederlassung erhoben, sind zwar mit schönen Bäumen bedeckt, die aber meistens im Herzen faul sind, und also nicht zu Bauholz taugen. Weiterhin jedoch findet man auf den Bergen auch gutes Holz. Unter den Thieren sind zu nennen der Goelandbourgmestre Buffons, der Pinguin, schwarze Schwäne, Kasuare, Pelikane, Papagaien, und unter den Muscheln einige zierliche Phastanellen, in denen sich oft kein Molluske findet, und hübsche Bohrmuscheln. Nicht genau läßt sich hier die Aufeinanderfolge der Winde und Jahreszeiten angeben, weil Nichts gleichförmig ist. Die Ostwinde fangen gewöhnlich im December an zu wehen, und dauern bis zu Ende des März fort. Diese Periode kann als der Sommer angesehen werden. Die Ostwinde sind Anfangs sehr veränderlich und von Regen begleitet; je mehr die Jahreszeit vorrückt, um so häufiger stellen sich die Nordwinde ein, und die Hitze steigt ungefähr auf $29\frac{1}{2}°$ Reaumur, und dauert fort während der Monate März und April, da alsdann die Westwinde eintreten, welche bis zu Ende Juli fortdauern. Die Südostwinde herrschen im August und September: die Monate Oktober und November sind zwar im Allgemeinen schön, doch fallen auch heftige Regen. Der heiße Nordwind, den man zu Sidney verspürt, dörrt auch zuweilen König Georgs-Land aus, und während des Sommers gibt es häufige Gewitter. Im Ganzen ist das Klima gut, wenn für die Pflanzen Regen genug fällt.

Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen von König-Georgsland.

Die Eingebornen von König-Georgs-Land sind von mittlerer Größe, schwächlichem Körperbau, und haben meistens einen dicken Bauch. Ihr einziges Kleidungsstück ist eine Kängurushaut, welche bis auf das Knie herabhängt, wie ein Mantel über die Schultern geworfen und mit einer Binse an der rechten Schulter befestigt ist, so daß die rechte Hand sich frei bewegen kann. Wenn es regnet, so kehren sie das Pelzwerk auswärts. Einige dieser Mäntel sind so schmal und klein, daß Diejenigen, welche sie tragen, ganz nackt zu gehen scheinen, und besonders ist das bei Kindern der Fall, deren Mäntelchen blos ein einfacher Streifen ist; die größten Häute bekommen die Frauen. Die übrigen Kleidungsstücke sind der Gürtel, die Armbänder und der Kopfschmuck. Der Gürtel ist ein langer Faden oder ein Gewebe von den Haaren des Opossum, und mehr als 100mal



Franzosen Fluss

um die Känguruhaut gewunden. Einige Häuptlinge tragen auf dem Kopfe Federn und Hundsschwänze, die sie gewöhnlich um ihr langes Haar winden. Die Frauen tragen keinen Schmuck und kurze Haare; blos die Mädchen tragen bisweilen um den Hals eine kleine Schnur von gedrehter Wolle. Beide Geschlechter reiben sich das Gesicht und den oberen Theil des Leibes mit einer rothen Farbe ein, die unter ein Fett gemischt ist, was ihnen einen angenehmen Geruch gibt. Sie gebrauchen dieß, wie sie sagen, als ein Reinlichkeitsmittel und zum Schutz gegen Sonne und Regen. Ihr Haar ist oft mit der nämlichen Salbe beschmiert.

Zum Zeichen der Trauer malen sie sich einen weißen Streifen quer über die Stirne und über die Wangen herab. Die Frauen gebrauchen dieselbe Farbe in breiten Flecken.

Sich den Leib zu bemalen, ist hier nicht ein Zeichen des Krieges wie in Neusüdwales, es gilt als ein Schmuck für Tage, an denen man tanzt, oder an denen die Stämme einander besuchen; man thut es vornehmlich in den Jahreszeiten, wo man sich Fett von Fischen oder andern Thieren verschaffen kann. Auf König Georgs-Land herrscht derselbe Gebrauch, wie in der Gegend von Sidney, sich zu tättowiren oder tiefe Einschnitte in den Leib zu machen, und eine hervorstehende Narbe zu erhalten, zwar vornehmlich auf den Schultern und der Brust; es ist dieß zugleich ein Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stämme und eine ehrenvolle persönliche Auszeichnung. Die Eingebornen durchbohren sich auch die Nasenwand und stecken eine Feder oder sonst Etwas hinein.

Jeder Mann des Stammes trägt, wenn er reist, oder nur auf eine gewisse Entfernung vom Lager weggeht, einen an einem Ende brennenden Stock, um ein Feuer anzünden zu können, und im Winter tragen Alle einen solchen unter ihrem Mantel, um sich besser gegen die Kälte zu schützen. Es ist dieß gewöhnlich ein Zweig der Banksia grandis, denn das Holz davon hat die Eigenschaft, sehr lange zu brennen. Oder gebraucht man zu diesem Zwecke auch ein Stück verfaulter Rinde oder wurmstichigen Holzes. Sie beobachten große Vorsicht, daß dieser Brand nicht erlöscht, und ist es der Fall, so machen sie schnell Feuer, indem sie zwei Stücke trockenen Holzes an einander reiben, nur um ihr Feuer wieder anfachen zu können.

Ihre Waffen sind Lanzen von zwei- oder dreierlei Art, die sie vermittelst eines eigens dazu hergerichteten Stabes schleudern, ein Schwert (ein Stab, an dessen einem Ende spitze und scharfe Steine befestigt sind), ein Steinhammer und ein Kurl oder eine gekrümmte, glatte Waffe, welche mit dem Bumerang der Bewohner von Neusüdwales Aehnlichkeit hat. Die Lanzen sind aus einem langen, nur fingerdicken Stabe von hartem Holze gemacht, der sorgfältig polirt und überdieß noch im Feuer gehärtet ist. An einigen, welche 8 Fuß lang sind, ist eine Känguruhsehne befestigt, und diese gebraucht man zum Fischfange. Die Kriegslanzen sind länger und schwerer, und haben am oberen Ende auf eine Länge von 5 bis 6 Zoll scharfe Steine, welche den Zähnen einer Säge gleichen und mit Gummi befestigt sind. Jeder Mann trägt 2 bis 5 Lanzen.

Die Hütten der verschiedenen australischen Stämme sind sehr verschieden; gewöhnlich aber haben sie die Form eines Backofens, und sind von einfacher und grober Bauart. Es werden Stöcke in den Boden gepflanzt, so daß sie einen 4 Fuß hohen und 5 bis 6 Fuß breiten Raum einschließen.

Manchmal werden zwei solcher Räume in Einen vereinigt und mit Rostera-Blättern leicht bedeckt. Zur Regenzeit legt man noch Baumrindenstücke darüber, und auf diese Steine, damit sie nicht vom Winde weggeführt werden. Diese Hütten werden gewöhnlich an geschüzten Orten erbaut, unfern eines Wassers, die Hinterseite wird dem herrschenden Winde entgegengestellt, und auf der Vorderseite brennt beständig ein Feuer. Jede Hütte enthält mehrere Individuen, welche dort unter einander gemischt und in ihren Mänteln gehüllt ruhen; ihr Lager theilen gewöhnlich auch Hunde.

Selten besteht ein Lager aus 7 oder 8 Hütten; denn ausgenommen zur Zeit des Fischfangs und während des Sommers, wo die Eingebornen sich in größere Gesellschaften vereinigen, ist die Zahl der Individuen gewöhnlich gering, und wenige Hütten reichen für sie hin. Eine solche Gesellschaft von Eingebornen besteht selten aus mehr als 50 Personen. Die Wohnungen sind so gestellt, daß man von einer nicht in die andere sehen kann. Die Männer halten sich allein in einer kleinen Hütte auf; die Kinder ruhen mit den Frauen in einer größern neben den Männern. Solche Lager enthalten eigentlich mehr Familien, als ganze Stämme; sie verlassen die Küste im Winter und ziehen sich in das Innere zurück, und die Bewohner des Innern kommen nun an die Küste, um Fische zu fangen. Da das Land arm an Nahrungsmitteln ist, so haben die Eingebornen keinen festen Wohnsitz, sondern ziehen von einem Ort an den andern, wo sie nur Nahrung finden können. Im Winter und Frühling sind sie am meisten zerstreut; beim Herannahen des Sommers vereinigen sie sich in größere Schaaren. In dieser Jahreszeit sammeln sie eine Menge Wildbret, und zwar gelingt ihnen dieß vortrefflich, indem sie um die Orte, wo sie jagen wollen, ein Feuer aufmachen und so ihre Beute ganz einschließen, ohne ihr einen Ausweg zu lassen. Die Jäger, auf den von den Thieren am stärksten betretenen Pfaden durch den Rauch versteckt, tödten sie im Vorüberspringen, und erlegen so eine beträchtliche Menge. Der Brand erstreckt sich oft einige Meilen weit.

Sobald das Feuer sich einigermaßen gelegt hat, so suchen die Eingebornen unter der Asche die Eidechsen und Schlangen, die zu Tausenden umgekommen sind, und diejenigen, welche den Flammen entgangen sind, fangen sie leicht in ihren Löchern.

Dabei werden die Jäger von ihren Hunden unterstüzt, welche sie jung gefangen und zu diesem Behufe aufgezogen haben, jedoch ohne sich viel Mühe zu geben, um sie eine besondere Art des Jagens zu lehren. Diese Thiere scheinen einen sehr feinen Geruch zu haben, und stürzen sich auf das Wildbret, indem sie es ergreifen, oder es mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aufjagen, besonders die Bandicuts (eine Art großer Ratten ohne Schwanz), die Opossums und die kleinen Känguru's; jedoch sind sie nicht behende genug, um das Emu und das große Känguru zu fangen. Sie leben von Vegetabilien, Wurzeln, Eingeweiden und Knochen von Thieren. Zur Zeit des Mangels muß der Hund seinen Herrn verlassen; aber nach einigen Tagen kommt er wieder zurück. Er bellt nicht, sagt Cunningham, er heult auf eine klägliche Weise, wenn er seine Beute sucht, und beißt wüthend, wobei er schnappt, wie ein Fuchs. Er ist sehr wachsam, und greift die Fremden kühn an. Im wilden Zustande tödten ihn die Eingebornen, um sein Fleisch zu essen; noch häufiger essen sie Kängurufleisch, seltener das Fleisch des Emu, das sie besonders Winters zur

Legezeit schonen. Eidechsen sind ihre Lieblingsspeise und zu gewissen Zeiten ihre Hauptnahrung. Auch essen sie Ameisen und besonders deren Eier, welche einen Oelgeschmack haben, und sogar Schlangen, von welchen einige giftig sind; hiebei beobachten sie jedoch die Vorsicht, ihren Kopf zu zerschmettern und sie auszuweiden. Im Frühling besteht die Hauptnahrung der Eingebornen aus Eiern und jungen Vögeln, Papageien, Ohreulen, Schwänen, Falken, Tauben u. s. w. Das Opossum fangen sie, indem sie die Spur seiner Klauen auf der Baumrinde bis in sein Loch verfolgen.

Im Sommer und Herbste bilden Fische ihre Hauptnahrung; sie haben keine Kanots und können nicht schwimmen, und dadurch unterscheiden sie sich von den übrigen Australiern; deßwegen bekommen sie nur die Fische, welche an das Ufer kommen. Sie haben weder Netze, noch Angeln, noch Leinen, und bedienen sich blos der Lanze, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu führen wissen. Am reichlichsten fällt ihr Fischfang an der Mündung der Bäche und Flüsse aus. Haben sie mehr gefangen, als sie für den Augenblick bedürfen, so braten oder trocknen sie den Rest, und bewahren ihn in Baumrinde auf. Besonders fangen sie auch viele Austern, bisweilen Schildkröten, Phoken, welche ganz vertraut mit dem Menschen sind, und ungefähr meckern, wie eine Ziege, und sogar Walfische, die der Zufall an ihre Küste geworfen hat, und die ihnen reichlich Fett liefern, womit sie ihre Wurzeln und übrige Pflanzennahrung schmälzen.

So leben die Eingebornen von König-Georgsland von den Erzeugnissen der Natur ohne Hülfe der Kunst. Ihre nach Jahrszeit und Gegend wechselnde, schlechte und seltene Nahrung nöthigt sie zu einem Nomadenleben. Die Bevölkerung ist darum auch nicht stark, und ihr Aussehen und ihre Gewohnheiten wechseln je nach der Art ihrer Nahrung. Es gibt zahlreiche Unterabtheilungen in den Stämmen; aber es ist schwer, sie zu unterscheiden, weil sie alle den nämlichen Namen führen, ohne eine andere Bezeichnung zu haben. In Friedenszeiten schaaren diese unglücklichen Australier sich selten zusammen, und Kriege finden öfter zwischen Individuen oder Familien, als zwischen Stämmen und Bezirken statt. Sie haben kein Lager oder Sammlungsplatz, erkennen keinen allgemeinen Häuptling an, und sammeln oder zerstreuen sich, je nachdem Jahreszeit oder ihr Hang sie dazu bestimmt.

Fehlt es auf ihrem Wohnplatze an Wasser, so verlassen sie ihn. Oft bringt sie der Wassermangel so weit, daß sie auf Bäume klettern, ein Loch hinein machen und den Saft daraus saugen.

Aufsuchung er Nahrung ist ihr Hauptgeschäft und nimmt den größten Theil ihrer Zeit in Anspruch. Morgens gehen Männer und Frauen, je zu zwei oder drei aus; die Weiber, um Wurzeln und Krebse zu sammeln, und die Männer mit ihren Lanzen, um Fische und anderes Wild zu erlegen. Die Frauen kochen die Wurzeln oder was sie gefunden haben und essen sie; bewahren aber einen Theil für die Kinder und Männer auf. Haben die Männer eine gute Jagd gehabt, so zünden sie ein großes Feuer an und essen einen Theil ihrer Beute. Die verheiratheten Männer bewahren gewöhnlich einen Theil für ihre Frauen auf. Sie thun sehr geizig mit ihren Nahrungsmitteln, verbergen sie und essen sie im Geheimen; sollten andere gegenwärtig seyn, so geben sie ihnen auch, aber nur sehr wenig. Zuweilen sammeln auch die Männer Wurzeln, was sonst nur ein Geschäft der Frauen ist. In Absicht auf die Nahrung herrscht auch einiger Uber-

glaube unter ihnen; jedes Alter und jedes Geschlecht muß die seinige haben. So essen die Mädchen nach dem eilften und zwölften Jahre keine Bandicuts mehr; diese Speise, sagen sie, würde ihre Fruchtbarkeit beeinträchtigen: die jungen Bursche essen keinen schwarzen Adler mehr, weil sie keinen schönen Bart bekommen würden. Auch das Känguru essen sie erst, wenn sie das 30ste Jahr zurückgelegt haben. Die Greise ziehen die Wachteln vor. Der Genuß des Kängurufleisches macht die Frauen fruchtbarer.

Sie scheinen ihre Kinder sehr zu lieben und bestrafen sie selten; aber nicht so zärtlich sind sie gegen ihre Frauen; denn man sieht oft an ihren Schenkeln oder Beinen große Wunden von den Lanzen ihrer Eheherren.

Und doch sind die Frauen ihren Männern sehr nützlich, nicht allein weil sie einen großen Theil der Nahrung herbeischaffen, sondern auch weil sie ihre Kleider und Hütten verfertigen, und andere häusliche Geschäfte besorgen. Ihre wenigen Geräthschaften sind sehr grob; ein Stück Rinde, dessen beide Enden zusammenstoßen, gebrauchen sie als Scheere; eine Kängurukiaue ist ihre Nadel; mit einem hohlen Schilfrohr oder einem Vogelknochen saugen sie Wasser.

Allgemein herrschend ist die Polygamie, da jeder Mann eine gewisse Anzahl Frauen hat; indeß ist man mit den Sitten der Eingebornen in dieser Hinsicht noch nicht genau bekannt. Ueber die Töchter verfügt der Vater, und sie werden schon in ihrer Kindheit verlobt; ja sie werden sogar verlobt, ehe sie geboren sind, und ehe also die Mutter weiß, ob sie nur eine Tochter bekommen werde. Es ist nicht selten, daß die Männer, mit welchen man die jungen Mädchen verlobt, schon reiferen und sogar hohen Alters sind und schon mehrere Frauen haben. Heirathsceremonien scheinen sie keine zu haben. Schon in zartem Alter wird die junge Verlobte zu ihrem künftigen Gatten geführt. Die Artigkeiten und Geschenke des lezteren sind mehr für den Vater als die Braut bestimmt, die kaum einige Nahrungsmittel empfängt, während dem Vater ein Mantel und bisweilen auch Lanzen überreicht werden. Im eilften oder zwölften Jahre wird die junge Verlobte ihrem Gatten für immer übergeben.

Diejenigen, welche sich ihre Gattinnen stehlen, was in König-Georgs-Land nicht selten vorkommt, müssen sie sorgfältiger bewachen. Oft legen sie Gewalt an, und das Mädchen wird gegen ihren Willen weggeführt; gewöhnlich gehören jedoch diejenigen, welche so entführt werden, alten Ehegatten an, und das junge Paar verbindet eine natürliche Zuneigung; bisweilen ist der Stamm in das Geheimniß des Räubers eingeweiht, denn das Paar verschwindet plötzlich aus seiner Mitte, geht so weit als möglich weg und wechselt beständig den Wohnort, bis die entführte Frau schwanger geworden ist; die beiderseitigen Freunde vermitteln nun; man macht dem Mann Geschenke, und die Entführte wird von ihrer ersten Verbindlichkeit befreit. Oefter kommt es aber vor, daß die Frau noch zur Zeit aufgefunden wird, und alsdann bestraft sie der Mann strenge, indem er ihr den Schenkel mit seiner Lanze durchbohrt.

Die Untreue ist sehr gewöhnlich. Der Mann wacht aber eifersüchtig über seine Ehehälfte und bestraft sie beim geringsten Verdacht aufs Strengste.

Die meisten Männer bleiben ledig, bis sie das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, einige sogar noch länger. Die alten Männer haben nicht nur mehrere Frauen, sondern auch Frauen von jedem Alter.

Dieser Uebelstand wird durch einen andern Gebrauch ausgeglichen, nämlich daß eine Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes einen zweiten Liebhaber haben darf, jedoch kann einer dieß nur unter Zustimmung der Anverwandten und unter der Bedingung seyn, daß er nach dem Tode des Ehemanns seine Geliebte heirathet. Der leztere empfängt nun einige Geschenke, so wie auch seine Gefährtin, welche sie übrigens gewöhnlich mit ihm theilt. Dieß Alles geschieht ganz offen und mit Jedermanns Vorwissen; doch muß ein gewisses Dekorum dabei beobachtet werden, damit die Empfindlichkeit des rechtmäßigen Ehegatten nicht zu stark gereizt werde.

Stirbt ein Mann, so erfordert es die Sitte, daß seine jungen Frauen sich in ihre Heimath zurückziehen und dort bleiben, so lange die Trauerzeit dauert, während welcher sie sogar von Denen gemieden werden, denen sie am nächsten stehen, und sie würden exemplarisch bestraft, wenn sie sogleich zu ihnen gehen würden, es müßten sich denn beide Liebende sogleich entfernen. Nicht selten pflegt eine Frau vertraulichen Umgang mit den nächsten Verwandten ihres Mannes, wenn er es erlaubt.

Wie den Frauen anderer wilden Stämme, so macht auch den Frauen in König-Georgsland ihre Niederkunft wenig zu schaffen, und sie gehen gleich am Tage nach ihrer Entbindung wieder ihrer Nahrung nach. Das Kind wird in einen Fetzen von einem Mantel an der Brust der Mutter aufgehängt, und bleibt nur so lange bedeckt, bis es allein laufen kann. Werden Zwillinge geboren, so wird eines der Kinder getödtet, und sind sie von verschiedenem Geschlechte, so muß das männliche geopfert werden. Die Gründe, welche die Wilden für diese Barbarei anführen, sind, daß die Mutter nicht Milch genug habe, um zwei Kinder zu ernähren, und nicht im Stande sey, Nahrung für sie und sich zugleich anzuschaffen. Die Kinder werden bis zum vierten oder fünften Jahre gesäugt; ehe sie aber entwöhnt werden, lehrt man sie schon einen Theil ihrer Nahrung selbst aufsuchen.

Ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren hat die Aufsicht über Alle, welche laufen können; sie nimmt sie mit sich, jede hat einen kleinen Stock, und sie suchen Wurzeln in der Nähe ihres Lagers; erblicken sie einen Fremden, so verbergen sie sich schnell im Grase, und legen sich platt auf den Bauch wie die Hasen. Sind sie älter, so begleiten sie gewöhnlich die Frauen, welche sie rittlings auf den Schultern tragen.

Gewöhnlich tanzen sie ganz nackt; vor Nind und den Engländern rollten sie aber ihre Mäntel um die Lenden, und der obere Theil des Körpers war ganz bloß. Das Gesicht war roth bemalt, und auf den Armen wie auf dem übrigen Körper sah man verschiedene Figuren von weißer Farbe. Weiß ist die gewöhnliche Farbe und das Emblem der Trauer; aber man gebraucht es auch bei Tänzen, weil es in der Nacht besser durchscheint. Die Aerzte oder Zauberer und die Greise tanzen niemals. Auf einem überallhin sichtbaren Orte wird ein Feuer angezündet und hinter dasselbe stellt sich ein Greis, während die übrigen gleichsam auf ihn zuzutanzen scheinen. Dieser Tanz ist von vielen Verdrehungen begleitet und stellt gewöhnlich die Jagd auf verschiedene Thiere und ihre Erlegung dar; auch zeigt sich darin weder Eleganz noch Behendigkeit; er ist im Gegentheil drollig und bisweilen vielleicht symbolisch. Die Töne, von welchen der Tanz begleitet ist, sind nichts weniger als musikalisch; der Tänzer wiederholt bei jedem Sprung die Worte uo, uo, eine Art Ausrufung. Sie schneiden viele Grimassen und sind dabei sehr schüchtern; es mußte

spaßhaft mit anzusehen gewesen seyn, mit welcher Furcht sie die Geschenke annahmen, die ihnen die Offiziere der Astrolabe gaben *).

Die Individuen, welche den meisten Einfluß unter diesen Wilden haben, sind die Malgaradocks oder Aerzte. Es gibt mehrere Klassen derselben, welche die Beschaffenheit und Größe der Macht eines jeden bezeichnen. Von einem Malgaradock glaubt man, er besitze die Gewalt, dem Winde oder Regen ein Ende zu machen, und Blitz oder Krankheit auf jeden Gegenstand zu laden. Versucht er es, einen Sturm zu beschwichtigen, so stellt er sich unter freien Himmel, bewegt die Arme, schüttelt seinen Mantel und gestikulirt lange Zeit heftig. Auf dieselbe Weise verfährt er ungefähr, wenn er eine Krankheit heilen will, nur macht er dabei weniger Lärm, und reibt den kranken Theil (diese Reibungen finden bei der sehr häufig vorkommenden Ruhr nicht statt; in diesem Falle gibt man dem Kranken das Gummi eines Baumes und bisweilen grüne Stengel einer gewissen rothen Wurzel) mit zwei grünen zuvor erhizten Stäben, indem er von Zeit zu Zeit mit dem Munde hinbläst, wodurch der Schmerz entfernt werden soll. Man glaubt, die Hand des Malgaradocks könne Stärke und Gewandtheit verleihen, und er wird deßwegen häufig von den Eingebornen besucht, welche sich eines von beiden wünschen. Die Operation besteht einfach darin, daß er ihnen mehreremale mit der Hand von der Schulter bis zu den Fingern herabfährt und sie dann ausreckt, bis die Gelenke krachen. Ein Hauptgeschäft dieser Gaukler ist, die Lanzenwunden zu heilen, welche übrigens die Wilden nicht sehr anfechten. Sie wissen die Waffe sehr geschickt herauszuziehen, legen ein wenig Pulver, das mit ihrem Schminkpulver Aehnlichkeit hat, auf die Wunde und binden ein Stück weicher Rinde über dieselbe. Auch müssen die Kranken eine gewisse Diät beobachten, und während der Genesung dürfen sie blos Wurzeln, dann Eidechsen, hierauf Fische 2c. genießen. Man sieht unter ihnen keinen Krüppel und nur selten Taube oder Blinde. Ohnmachten beunruhigen sie nicht. Jedoch kam einer dieser Wilden, als er einen englischen Matrosen so völlig betrunken sah, daß er nicht aufrecht stehen konnte, voll Unruhe zu Doktor Nind und bat ihn dem Leidenden beizuspringen; er sagte dabei, daß solche Leiden auch bei ihnen hie und da vorkommen; wahrscheinlich wollte er damit den Sonnenstich bezeichnen, dem sie ausgesezt sind.

Die Behandlung eines Schlangenbisses ist bei ihnen sehr einfach und rationell: sie unterbinden das beschädigte Glied, erweitern die Wunde mit einer Känguruklaue oder der Spitze einer Klinge und saugen die Wunde aus, wobei sie dieselbe, so wie ihren Mund häufig auswaschen. An Orten, wo sich kein Wasser findet, halten sie das Aussaugen für gefährlich. Begegnen sie einander, so gehen sie mehrere Male um einander herum und umarmen sich mehrere Male, wobei sie ihre Arme in den Mantel ihres Freundes wickeln, ihn vom Boden aufheben und seine Hände küssen. Ein grüner Baumzweig ist immer ein Symbol des Friedens und figurirt auch bei den Tänzen. Streitigkeiten zwischen Einzelnen werden durch Vermittlung der betreffenden Familien entschieden.

Wird ein Mann getödtet, so sammelt sich der Stamm sogleich um ihn und schwört, seinen Tod zu rächen; aber es ist ihnen gleichgültig, ob der eigentliche Schuldige oder ein anderer Mann seines Stammes getödtet wird.

*) S. Blatt 228.

Eingebornen in König Georgs Hafen, wie sie die Geschenke empfangen.

Digitized by Google

Jedoch erstreckt sich das Wiedervergeltungsrecht noch weiter; denn wenn ein Mann durch einen Sturz von einem Baume umkommt, oder im Meere ertrinkt, oder sonst auf irgend eine Art verunglückt, so schreiben die Freunde des Verstorbenen seinen Tod irgend einem Malgaradock eines feindlichen Stammes zu, und sie tödten, um ihn zu rächen, einen Mann dieses Stammes. Auch sucht ein Eingeborner, wenn er gefährlich erkrankt ist und fühlt, daß er nicht aufkommen werde, irgend Jemand zu tödten, indem er so der Gefahr zu entgehen glaubt.

In Einzelkämpfen gebrauchen sie ihre Hämmer, ihre langen oder ihre kurzen Stäbe, und oft würden die Schläge, welche sie führen, tödtlich seyn; allein sie scheinen nicht im Stande, einen tüchtigen Schlag zu versetzen; schlagen eher sanft wie Weiber. Sie führen keine Schilder, wissen aber den Lanzenstößen sehr geschickt auszuweichen.

Die heftigsten Streitigkeiten erheben sich wegen der Weiber. Wegen Raubes oder anderer unbedeutenden Ursachen rächen sie sich blos mit Lanzenstößen in die Beine oder Schenkel der Schuldigen, ohne sie tödten zu wollen, und ist auf einer Seite ein Individuum gefallen, so hat der Kampf ein Ende.

In einigen Gegenden Australiens kommen die Eingebornen regelmäßig zusammen, um einander Schlachten zu liefern; nicht so ist es bei den Bewohnern von König-Georgsland. Ihre Angriffe finden gewöhnlich bei Nacht statt und immer heimlich. Sobald der Feind herannaht, erheben sie ein Geschrei, ergreifen die Lanzen und stürzen sich lärmend auf ihn, nehmen ihren Bart in den Mund und machen die scheußlichsten Grimassen. Ein oder zwei Krieger von beiden Seiten kämpfen mit einander, und während des Handgemenges laufen die Uebrigen um sie herum und suchen sie zu trennen. Sie werfen ihre Lanzen auf eine Entfernung von wenigen Schritten auf einander und wissen denselben mit wunderbarer Gewandtheit auszuweichen, denn sie weichen nie von der Stelle, wodurch aber eben oft einer der Zuschauer eine unerwartete Wunde empfängt. Während des Kampfes halten sich Weiber und Kinder ferne von dem blutigen Schauplatze und zwar in großer Anzahl, um sich gegenseitig zu beschützen. Selten wird dann ein Feuer angezündet, außer um zu kochen, und alle Vorsicht beobachtet, um nicht entdeckt zu werden. Die nicht verheiratheten Männer sind gewöhnlich die Angreifer. Sie ziehen in Abtheilungen von drei oder vier Mann aus, wobei sie so wenig als möglich Spuren ihres Marsches hinter sich lassen und die betretenen Wege vermeiden, aus Besorgniß, die Spur ihrer Füße möchte sie verrathen; denn, wie alle Wilden, wissen auch die Australier mit unerhörtem Scharfsinne die Spur eines menschlichen Trittes zu verfolgen. Haben sie ein feindliches Lager entdeckt, so erwarten sie die Nacht; dann nähern sie sich mit Vorsicht, kriechen auf Händen und Knieen, bis sie die Person gefunden haben, und sogleich durchbohren sie dieselbe mit ihrer Lanze. Der Feind, der auf diese Weise überrascht ist, begibt sich auf die Flucht, ohne Widerstand zu versuchen, denn in der Dunkelheit der Nacht kann man Freund und Feind nicht unterscheiden, und der Schein der Feuer dient nur dazu, sie um so sicherer mörderischen Streichen auszusetzen. Frauen und Kinder werden auch niedergemacht, aber nur in geringer Anzahl. Nichts desto weniger schwächen diese beständigen Scharmützel die einheimische Bevölkerung beträchtlich, weil, sobald ein Individuum getödtet wird, sein Tod sogleich gerächt wird. Nach seiner

Beerdigung verlassen seine Freunde das Land auf einige Zeit, während welcher man sich wohl hütet, den Namen des Verstorbenen auszusprechen; wenn man auch von dem Vorfalle spricht, so werden nur die Ueberlebenden dabei genannt; denn man fürchtet, den Geist des Verstorbenen zu sehen, wenn man seinen Namen nennt.

Die Leichenbegängnisse sind von lärmenden Wehklagen begleitet. Es wird eine vier Fuß lange, 3 Fuß breite und 6 Fuß tiefe Grube gegraben, unten in dieselbe werden Baumrinde, grüne Zweige und darüber der Leichnam in seinen Mantel gehüllt, mit gegen die Brust aufgebogenen Knieen und gekreuzten Armen, gelegt; das Ganze wird mit frischen Zweigen und Baumrinde bedeckt, und endlich die Grube mit Erde aufgefüllt und mit Baumzweigen, den Lanzen, dem Steinmesser und dem Hammer des verstorbenen Kriegers bezeichnet *). Die Leidtragenden graben Zirkel in die Rinde der dem Grabe zunächst stehenden Bäume, in einer Höhe von 6 bis 7 Fuß vom Boden; endlich zünden sie über dem Kopfe ein Feuer an, und brechen einige Zweige, die sie mit Sorgfalt reinigen, so daß kein erdiger Theil daran hängen bleibt. Das Gesicht wird schwarz oder weiß bemalt; auf der Stirne in der Gegend der Schläfe und auf die Backenknochen werden Einschnitte gemacht, Zeichen der Trauer, welche ziemlich lange frisch erhalten werden; auch wird die Spitze der Nase abgeschnitten und dieselbe zerkrazt, um Thränen hervorzulocken. Während der Trauer tragen sie weder Schmuck, noch Federn. Bisweilen kommt es vor, daß zwei Personen denselben Namen haben; stirbt eine davon, so ändert die andere ihren Namen für eine gewisse Zeit, damit der Name des Verstorbenen nicht ausgesprochen werde. Eine Frau wird ebenfalls mit ihrem ganzen Ausputz und allen ihren Geräthen beerdigt.

Daraus könnte man schließen, daß die Wilden an ein zukünftiges Leben glauben. Der englische Reisende, der diese Nachrichten gegeben hat, sezt auch keinen Zweifel darein. Sie glauben, daß sie nach dem Tode in den Mond kommen. Sie glauben an Geister und behaupten, solche gesehen zu haben. Sie glauben auch an Vorbedeutungen, und der Gesang des Kukuks ist für sie eine Vorbedeutung des Todes.

Mind spricht von ihrem Benehmen, wenn Europäer oder andere Australier zu ihnen kamen.

„In ihren Lagern machten sie immer viel Lärmen; aber dieser Lärmen hörte auf, sobald man wußte, wer wir waren. Bei der Ankunft eines Fremden schienen sie erfreut, man liebkoste ihn und schmeichelte ihm; sie stahlen ihm Anfangs nur Kleinigkeiten, von Tag zu Tag aber wurden die Diebstähle bedeutender. Jedoch wurden ihm viele Artikel wieder zurückgegeben, wenn sie von Individuen entwendet worden waren, welche nicht zu dem Stamme gehörten, in dessen Mitte er sich befand.

„Einst als ich mit einem Wilden auf der Jagd war, hörten wir das Geschrei ka-hi ku-hi ka ka in den Wäldern ertönen. Plözlich stand mein Gefährte still; er sagte, es kämen Fremde und zwar seyen es Feinde. Bald aber erkannte er, daß es Freunde waren, und wir gingen ihnen entgegen. Es waren 5 oder 6 Männer vom Stamme Murran, die tanzend auf uns zukamen.

„Ihre Lanzen und ihre Meara's oder Stöcke, womit sie die Lanzen

*) S. Blatt 238.

schleudern, trug ein Einziger, die übrigen gingen ohne Waffen. Sie waren am ganzen Leibe bemalt; jeder hatte eine Binde um die Stirne, in welche Xanthorrea-Blätter gesteckt waren, die wie Bänder über das Gesicht herabfielen. Jeder trug einen grünen Zweig in der Hand.

„Die Männer beider Stämme gingen nun einige Male um einander herum und umarmten einander mehrere Male. Jeder schlang den Arm um den Leib seines Freundes, hob ihn ein wenig vom Boden auf und küßte ihm die Hände; dieß Alles wurde von der andern Seite erwidert. Sodann begann der Tanz wieder.“

D'Urville fand bei seinem Besuche auf der Halbinsel York einen Bach, der am Meeresufer einen sehr bequemen und für die Mannschaft der Astrolabe sehr nützlichen Wasserplatz bildete. Indem er mit seinen Offizieren dem Lauf desselben folgte, kamen sie auf die Spitze der Halbinsel, wo mehrere Xanthorreastämme, Kingia's mit langen, linienförmigen, in dichte Büschel vereinigten und in der Gestalt antiker Becher herabfallenden Blättern standen. Der erstere Baum gibt ein zähes Gummi; die Wilden gebrauchen es, um die schneidenden Steine, welche den Dienst der Messer, Sägen und Hämmer bei ihnen vertreten, an Stiele zu befestigen. Obgleich die Spitze des kleinen Vorgebirges nicht mehr als 58 Toisen hoch ist, so hat man doch eine herrliche Aussicht von demselben: im Norden stille Seen unfern der Meeresküste, sodann die Austernbai mit ihrer grünen Insel Jardin, die mit einer dichten Mauer von ungeheuren Eucalyptus eingefaßt ist; in Südost den schönen Prinzesse-Royale; im Süden die dürre Bergkette der Halbinsel Bald-Head, an welcher sich das Meer schäumend bricht; auf der Ostseite die beiden Felseninseln Michael Mas und Break Sea, am Eingang des König-Georgs-Hafens gelegen; weiterhin endlich die kegelförmige Spitze des Berges Gardner. Als wir den entgegengesezten Abhang hinabstiegen, zeigten sich einige hochgewachsene Eucalyptus, Banksia's und andere Bäume; aber ihre brandigen Stämme, ihr zweifelhafter Schatten, ihre unförmlichen und entlaubten Gipfel geben ein mageres, düsteres Aussehen.

Die Eingebornen von König-Georgsland sprechen schnell und unterbrechen ihre Unterhaltung oft durch einen Gesang, in den sie ihre jedesmaligen Gedanken oder Erinnerungen kleiden. Sie haben, so zu sagen, improvisirte Gesänge. Oefter noch singen die Frauen, aber ihre Gesänge sind nicht immer anständig; die Männer sind ebenfalls zu schmutzigen Reden geneigt. Ihre Sprache hat sehr viele Vokale und ist nicht unharmonisch; aber sie ist ganz von der Sprache der Bewohner der Ostküste und sogar von den Idiomen der benachbarten Stämme verschieden.

Hier ein Verzeichniß von Wörtern aus dieser Sprache, nach Scott Nind, mit Beibehaltung der englischen Orthographie.

Kopf, Kaat.
Augen, Meal.
Nase, Chungulet.
Mund, Taa.
Zahn, Orlock.
Zunge, Tarlin.
Hals, Woort.
Ohr, Twank.
Bart, Narnac.

Busen, Peep.
Bauch, Corpul.
Hand, Marr.
Fuß, Maat oder Chen.
Schenkel, Towl.
Haare, Chow.
Haut, Mawp.
Leber, Maierr.
Körper oder Fleisch, Yarlin.

Knochen, Queet.
Geruch, Taamil.
Fett, Cheerung.
Kleid, Poaak.
Gürtel, Noodleball.
Auf dem Haupte getragener Federbusch, Wallowinny oder Caccalon.
Schnur um den Hals, Woortil.
Messer, Taap.
Jagdlanze, Keit.
Stab, vermittelst dessen die Lanze geschleudert wird, Mear.
Kurzer Stab, Towk.
Gekrümmter Stab, Curl.
Hammer, Koit.
Vogelknochen zum Wassersaugen, Knweel oder Nweel.
Schnur, Peteroo.
Ja, hoo, ky, quaco.
Nein, Poort.
Ich kann nicht, Un wamb.
Ich werde weggehen, Un bourlok.
Komm, Ca.
Komm hieher, Ca wa, a alla.
Geh weg, Bulloco.
Das Eurige, Nuneloc.
Das Meinige, Un.
Ich habe Hunger, Un urelip.
Ich bin satt, Un murert.
Ich habe nöthig, Un gee.
Trinkwasser, Kaip an aan.
Essen, Anger, taa.
Brod, Quannert.
Reis, Kioc.
Wurzel, Yoke.
Abwesend, Bocun.
Laßt uns weggehen, Bocun oola oder wat oola.
Fußpfad, Maat.
Lang, Woorie.
Kurz, Korert.
Viel, Orpern.
Wenig, Nehp.
Was? Was sagst du? E naaw.
Wie heißt du? Enoc eean.
Nicht gut zum essen, Wockurn.
Gut, Quaap.
Dieses da, Ne.
Stehlen, Quypul.
Dieb, Quypungur.
Wie dieses, auf diese Art, Ky unera
Nacht, Kartiac.
Tag, Ben.
Stern, Chindy.
Mond, Meuc.
Sonne, Chaat.
Donner, Condernore.
Blitze, Yerdivervan.
Morgen, Mania.
Morgen früh, Manlana.
Gestern, Kartiac kain.
Allmälig, Poordel.
Sogleich, Yibbal.
Vor einiger Zeit, Corram.
Abend, Coramellon.
Kalt, Mulgan.
Heiß, Ureler.
Jung, Ceniung, Tooting.
Schlafen, Copil.
Zusammenschlafen, Copll nahlac.
Hört! Yuccan.
Hütte, Toorloit.
Wald, Poorne.
Ziegenblatt, Moncat.
Gesträuche, Paaluc.
Gummibaum, Perin.
Terrain, Moorile.
Land, Yahl.
Sand, Til.
Ameise, Weet.
Stein, Pwoy.
Meer, Mammord.
Fluß, Peerle.
See, Penger.
Kieselstein, Pal.
Federn, Keardit.
Vogel, Keard.
Schwarzer Kukuk, Curraak.
Weißer Kukuk, Munnit.
Taube, Moorhait.
Emu, Wait.
Känguru, weibliches, Ware.
" männliches, Yungur.
Bandicut, Quernd.
Hund, Toort.
Opossum, Comal.
Ohreule, Wackerren.
Schwarzer Schwan, Marlie.
Adler, Warlit.
Papagei, Tiasip.

King George Hafen

Digitized by Google

Falke, Corriore.
Schlange, Norne.
Eidechse, Youern.
Wurzel zum Essen, Meerne.
Binse, Paat.
Gras, Challup.
Krebs, Challow.
Schildkröte, Kilon.
Eier, Pooye.
Huhn, Pooyiore.
Wallfisch, Mammang.
Fisch, Wallah.
Wachtel, Pooriock.
Lärm, Wanker.
Falschheit, Purtup.
Uebel, Baruck.
Bös, Mendeit.
Gut, Toortock.
Lachen, Cowker.
Freudig, Wimberner.
Schwanz, Neent.
Nerven, Peet.
Tod, Kipiuc.
Begraben, Yahluc.
Feuer, Carle.
Gekocht, Tokenor.
Heiß, Carloc.
Genug, Carle nent.
Wilder Hund, Yaccan toort.
Gespenst, Noit.
Mann, Yungur.
Frau, Yock.
Jung und schön, Yock prindy.
Greis, Narnaccarack.
Gestandener Mann, Narnacpool.
Junger Mann, Narnactowaller.
Jüngling, Narnac poort.
Kind, Knabe, Coolon.
Tochter, Wainernung.
Säugendes Kind, Peep anger.
Verheiratheter Mann, Yock a duck.
Unverheiratheter Mann, Manjahly.
Arzt, Mulgaradock.
Schwarze, Mohurn.
Weiße, Torndiller.
Vater, Cainkur.
Mutter, Eecher.
Mondschein, Meuccong.
Vollmond, Coppern.
Eins, Kain.
Zwei, Cojine.
Drei, Taan.
Vier, Orre.
Fünf, Poole.
Wenig, Kain kam.
Viel, Poole oder orpern.

* Die König-Georgs-Bai wird in diesem Augenblick von den englischen Auswanderern als ein neues Hesperien betrachtet; aber einen guten Hafen ausgenommen, bietet sie, was Klima und Beschaffenheit des Bodens betrifft, wenig Vortheile dar. Indeß hat die englische Regierung mit großen Kosten eine ganz aus freien Menschen bestehende Kolonie, Frederikstown genannt, welche unter der Regierung der ebenfalls freien und nach einem neuen Plan organisirten Kolonie am schwarzen Schwanenflusse steht, daselbst errichtet. Dieser Versuch beschäftigte die Bewohner von Sidney und Hobart-Town lebhaft; sie sahen die Niederlassung nicht ohne Mißgunst sich erheben. Vormals traf man im König-Georgs-Hafen blos Soldaten und Verbrecher, die von Port-Jackson dahin geschickt wurden. Die lezten Nachrichten, welche wir von Sidney erhalten haben, sagen, daß die verlassene Kolonie wieder hergestellt worden ist.

Westküste von Australien.

Die Westküste von Australien ist die unbedeutendste von allen. Man trifft dort die Geographenbai mit ihren Morästen. In dieser Bai ist der Leschenaut, der aber nur kleine Schiffe aufnehmen kann. Zuerst finden wir Leuwins-Land mit einer Kette ungeheurer Dünen auf seinem Ufer.

Edels-Land.

Edels-Land, vom schwarzen Schwanenfluß bewässert, ist ein flaches Land. Die Küste, welche von mittlerer Höhe ist, ist von Sandinseln und Korallenriffen eingefaßt. Hinter den Hügeln an der Küste sind Salzwasserseen. Walckenaer sagt, die Küste sey ganz sehr schnell erfolgenden Temperaturwechseln unterworfen und an den Hütten der Eingebornen, welche übrigens schwach, roh und dumm seyen, falle ihre festere Bauart auf. Das Land ist mit schönen Eucalyptus bedeckt und von Kalklagern durchzogen. Man sieht viel Papageien, und wir glauben, daß es im Schilf des Flusses Flußpferde gibt; denn Bailly hörte dorther ein Brüllen, das stärker war, als das eines Ochsen; und Dampier fand in der Seehundsbai den Kopf und das Skelet eines Flußpferdes.

Kolonie am schwarzen Schwanenflusse.

An dem Flusse, der den Namen Black Swan River oder schwarzer Schwanenfluß erhielt, versuchten die Engländer eine Kolonie zu gründen. Sie liegt am östlichen Fuß der Darling-Gebirge. Die Einfahrt zu derselben liegt nach van Keulen unter 32° 4′ 30″ südlicher Breite und 113° 26′ 20″ östlicher Länge. Der Boden scheint durchaus fett und fruchtbar zu seyn. Nach Frazer, einem Botaniker aus Sidney, ist er besser als der von Neusüdwales. Der Schwanenfluß läuft 12 Meilen weit in hübschen Thälern hin. In diese Kolonie werden nur freie Menschen aufgenommen; die Deportirten sind also ausgeschlossen. Sie ist in Grafschaften, Kantone, Gerichtsbezirke und Sektionen eingetheilt. Jede Sektion umfaßt eine Geviertmeile von 640 Acres.

Dieser Ort empfing den Namen Schwanenfluß von dem Admiral d'Entrecasteaux, der ihn im Jahr 1792 wahrscheinlich in der Absicht untersuchte, dessen Besitz seinem Vaterlande zu sichern. Da er es aber versäumte, seine Rechte geltend zu machen, so benüzten unsere Nebenbuhler diese Nachlässigkeit; und 32 Jahre nachher erhielt Stirling, der Kapitän der britischen Marine, der seiner Regierung eine glänzende Beschreibung vom Schwanenfluß machte, leicht die nöthigen Mittel zu Gründung einer Kolonie an dieser Stelle.

Da im Jahr 1823 die Auswanderung in England sehr bedeutend war, so erhielt auch diese neue Niederlassung bald Kolonisten, welche schnell ihr Glück zu machen hofften: allein ihre Hoffnungen wurden grausam getäuscht: anstatt eines lieblichen und gesunden Klima's und fruchtbarer und gut bewässerter Ländereien, die man ihnen versprochen, fanden sie blos einen sandigen, von furchtbaren Westwinden gepeitschten Boden. Auch zogen sich troz der Bemühungen des Gouverneurs viele nach Sidney und Hobarttown zurück, dessen Spekulanten mit der neuen Kolonie unzufrieden waren und sie zu entmuthigen suchten. Indeß fuhr die Kolonie nichts desto weniger beharrlich fort, die Gegend am Schwanenflusse zu bauen, troz der Unsicherheit des Klima's, in Folge dessen die Erndten nicht einmal zur Reife kommen und Epidemien entstehen, welche Menschen und Thiere wegraffen, troz der mangelhaften Rhede, in der, da sie nur durch eine kleine Insel gegen die Windstöße geschüzt ist, große Schiffe kaum vor Anker gehen können. Die meisten Hindernisse aber, die ihrem Gedeihen im Wege stehen, werden wahrscheinlich verschwinden, wenn die Kolonisten einmal die Berge zwischen sich und das Meer gesezt haben werden.

Die gewandte Regierung von Großbritannien dehnt ihre Macht über alle Punkte aus, wo sie den englischen Handel beschützen kann, mit der mathematischen Genauigkeit, die dem Ministerium und der Nation eigen ist, und womit sich nicht selten erhabene Plane und immer eine edle Beharrlichkeit verbinden. Als sie die englische Macht in Indien und auf der herrlichen Insel Ceylon, auf Isle de France und dem Kap der guten Hoffnung gesichert und befestigt sah, hielt sie es für nothwendig, eine Niederlassung auf der Westküste von Australien zu begünstigen: um diese verschiedenen Orte in bessere Verbindung mit einander zu bringen, wählte sie die malerische und fruchtbare Bai am Schwanenfluß, und gab Befehl, daß die ersten Arbeiten wieder aufgenommen und begünstigt werden sollten. Auch werden nun die bedeutendsten Expeditionen auf diesen Ort hin gerichtet; denn da er den indischen Ocean mit dem Südmeere verbindet, so wird er Australien dem Mutterlande um mehrere hundert Meilen näher bringen.

Nach Neusüdwales ist die wichtigste Kolonie Australiens die am Schwanenflusse. Im Jahr 1828 wurde der Kapitän Stirling zum Gouverneur derselben ernannt. Das Küstengebiet dieser Kolonie erstreckt sich von der Westküste bis zur Südwestküste Australiens. Sie besitzt mehrere bedeutende Rheden; die sichersten sind die König-Georgs-Bai mit zwei Bassins, den Hafen Prince-Royal und den Austernhafen, den Hafen Augusta und die Geographenbai. Die Cockburnbai, die unter 32° 10′ südlicher Breite zwischen dem festen Lande und der Garteninsel liegt, bietet eine leicht zugängliche Rhede, welche mehr als 1000 Schiffe fassen kann. Im Fall eines Kriegs wäre sie ein furchtbarer Posten. Das ganze Gebiet erstreckt sich von 32° bis 35° südlicher Breite und 155° bis 158° östlicher Länge.

Es wurde der Grund zu 4 Städten gelegt, nämlich zu Freemantle an der Seeküste auf dem südlichen Ufer der Mündung des Flusses, Clarencetown am Meeresufer vor Cockburnsound; Perth 9 Meilen von Freemantle, am nördlichen Ufer, und Guilford 5 oder 6 Meilen weiter oben ebenfalls am Ufer des Schwanenflusses. Im Jahr 1831 hatte Perth schon 120 Häuser, und die ganze Kolonie zählte nicht weniger als 1548 Einwohner.

Zwei Inseln, Buache und Rotteneſt, liegen in der Nähe des Schwanenflusses; dazu kommen die Abrolho's Hutmans, an denen Pelsart scheiterte.

Die Eingebornen in der Umgegend dieser Kolonie scheinen den von Wittsland gleich zu seyn, von denen wir bald sprechen werden.

Wird diese Kolonie gedeihen? Diese Frage ist jezt schwer zu entscheiden, denn die Kolonisten am Schwanenflusse sowohl als die von Australien und Vandiemensland suchen die Wahrheit zu verbergen, die einen aus Lokalinteressen, die andern, weil, wenn die auf der Westküste von Australien gelegenen Kolonien aufkommen, sie wegen ihrer Lage die nach Sidney und Hobartown bestimmten Schiffe anziehen und dadurch dem Handel dieser beiden Häfen bedeutenden Schaden verursachen werden. Bei der Beharrlichkeit und Gewandtheit der Engländer zweifeln wir nicht an dem Gedeihen der Kolonie. Sie wird ein Ring mehr in der Kette unermeßlicher Besitzungen seyn, womit England die Erde umgibt.

Entragtsland oder Eintrachtsland.

Endragtsland, das lezte der Westküste, hat sehr niedrige Ufer und im Innern hohe Berge. Die Halbinsel Peron theilt die Seehundsbai in zwei

Golfe, den Hafen Freycinet und den Hafen Hamelin. Der östliche Theil des Hafens Hamelin ist nicht ganz untersucht worden. Vielleicht ergießt sich ein Fluß in denselben. Diese beide Häfen sind gute Ankerplätze, aber an süßem Wasser scheint es bis jezt zu fehlen; auch bietet die Vegetation, bestehend aus Drachenblutbäumen und Leuchterbäumen u. s. w., einen traurigen Anblick. Das Meer aber, sagt Maltebrun, ist von Phoken, Walfischen, Fischen aller Art, und großen Seeschlangen ebenso belebt, als das Land öde ist. Dampier sah dort ungeheure Eidechsen, Guanos, und die meisten Bäume und Gesträuche hatten blaue Blüthen. Nach Peron, dem gelehrten Naturforscher, ist die ganze sandige Küste mit versteinerten Muschelschalen bedeckt, und sogar die Pflanzen sind sehr oft mit einer kalkartigen Materie überzogen. Die Inkrustationen gehen dort reißend schnell vor sich; man fand Gesträuche und thierische Excremente mit einer Kalkkruste überzogen. Die Mannschaft der Urania hatte auf der Küste der Seehundsbai ein Lager aufgeschlagen *), und die Franzosen hatten dort eine spaßhafte Zusammenkunft mit den Eingebornen, welche sehr schüchtern waren **). Freycinet sah daselbst ein riesenmäßiges Nest, so groß und fest, als eine Hütte ***).

Die Halbinsel Peron enthält Sümpfe, welche aber meistens trocken sind.

Die Insel Faure am Eingang des Hafens Hamelin hat kein süßes Wasser, und ist mit hohen und beweglichen Sanddünen bedeckt.

Die Inseln Doores, Bernier und Dirck-Hatichs, die an der Einfahrt in die Seehundsbai liegen, sind sehr sandig; indeß kündigt ihr Grün die Nähe des Wendekreises an. Es gibt viel Mimosagesträuche und Känguru's auf denselben.

Insel Dirck-Hatichs.

Seltsame Inschrift.

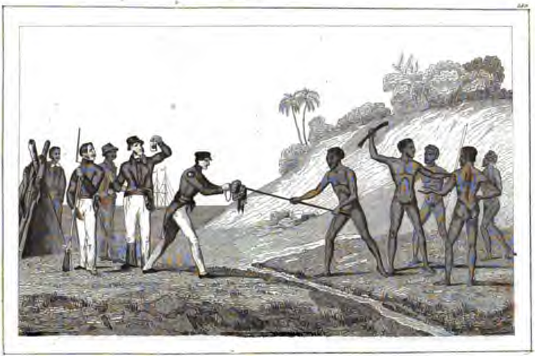
Auf der Insel Dirck-Hatichs ließ Freycinet im Jahr 1818 eine sehr kostbare Zinnplatte wegnehmen, die im Jahr 1697 von Vlamingh dort gelassen und von Baudin im Jahr 1801 wieder entdeckt worden war. Er übergab der Akademie diese Zinnplatte und schrieb über dieselbe an Pougens, Mitglied des Instituts, Folgendes:

„Die Expedition des Kapitän Baudin, der im Jahr 1801 auf der Westküste von Neuholland in der Seehundsbai vor Anker ging, fand auf der Nordspitze einer der Inseln, die am Eingange der Bai liegen, eine runde Zinnplatte, auf welche zwei holländische Inschriften grob eingegraben waren. Diese Platte war über die Hälfte in Sand vergraben und zwar neben den Resten eines alten Pfahles, an den sie allem Anscheine nach angenagelt gewesen war. Baudin glaubte damals, dieses Denkmal achten zu müssen, das den unwidersprechlichen Beweis für den Besuch der ersten holländischen Seefahrer gab. Er ließ also einen neuen Pfahl herrichten, die Zinnplatte wieder an denselben nageln und ihn mit dieser an dem nämlichen Orte, wo man sie gefunden hatte, wieder aufrichten.

„Peron erwähnt in seiner Reise in die Australländer die eben angegebene Thatsache und gibt eine Uebersetzung von den Inschriften. Da ich auf meiner Reise um die Welt diese Striche zu besuchen Gelegenheit hatte, so wollte ich mich überzeugen, ob die holländische Platte immer noch

*) S. Blatt 244. **) S. Blatt 250. ***) S. Blatt 246.

Digitized by Google



Zusammenkunft mit den Wilden

Digitized by Google

Lager der Urania in der Hundsbay.

Digitized by Google

Riesen-Nest.

Digitized by Google

an dem nämlichen Orte sey. Mit Mühe fand man sie wieder; der Pfahl war ganz zerstört, und die Tafel, die vom Winde auf einige Entfernung weggeführt worden war, wäre vom Sande bald ganz bedeckt worden, wenn ich sie nicht hätte aufheben und auf das Schiff tragen lassen.

„Die Tafel wieder an einen neuen Pfahl nageln zu lassen, wäre so viel gewesen, als sie einem gewissen Verderben preiszugeben; da es aber für die Geschichte interessant ist, diese Art von Medaille aufzubewahren, so glaubte ich sie nach Frankreich mitnehmen zu müssen. Die beiden Inschriften scheinen, wenn sie gleich von verschiedenen Daten sind, doch von Einer Hand herzurühren. Beim ersten Anblick sieht man, daß die Tafel ursprünglich eine Zinnplatte war, die man durch Niederlassung des Randes ganz eben gemacht hatte. Ihr Durchmesser beträgt 0,365, und die Buchstaben sind 12 Millimeter hoch; alle sind mit Hülfe von blos 3 Stempeln eingeschlagen, wovon der eine geradlinig, der andere halbcirkelförmig und der dritte in Form eines S leicht gekrümmt war.

Hier die Inschrift mit unbedeutenden Veränderungen und wörtlicher Uebersetzung:

1616.

Den 25. October is hier aengekomen het ship de Endragt, van Amsterdam: de opper koopman Gilles Miebais, van Luick; schipper Dirck-Hatichs, van Amsterdam. De 27. dito, de Zeil gegaan na Bantam. De onder koopman Janstins; de opper stuierman, Pieter E. Doores van Bil. Anno 1616.

1697.

Den 4. February is hier aen gekomen het ship de Geelwink, van Amsterdam: den comander ent schipper Willem de Vlamingh, van Vlieland; adsistent Joannes Bremer, van Coppenhagen; opper stuierman Michiel Bloem, van sticht Bremen. De hoecker de Nyptangh; schipper Gerrit Colaart van Amsterdam; adsistent Theodoric Hiermans, van dito; opper stuierman, Gerrit Gerritsen, van Bremen. De galjoot het Weeseltje; gesagh hebber Cornelis de Vlamingh, van Vlieland; stuierman Coert Gerristen, van Bremen. En van hier, gezeylt met onze vlot, den voort Zuydlandt verder te ondersoeken, en gedistineert voor Batavia.

1616.

Am 25. Oktober ist hier angekommen das Schiff Eintracht von Amsterdam, erster Kaufmann Gilles Miebais von Lüttich; Kapitän Dirck-Hatichs von Amsterdam. Am 27. desselben Monats ging es wieder unter Segel nach Bantam: zweiter Kaufmann Janstins; erster Steuermann, Pieter E. Doores van Bil. I. J. 1616.

1697.

Am 4. Februar ist hier angekommen das Schiff Geelwink von Amsterdam, kommandirender Kapitän Wilhelm v. Vlamingh von Vlieland; Lieutenant, Joannes Bremer von Coppenhagen; erster Steuermann Michael Bloem aus der freien Stadt Bremen. Die Huker,*) der Nyptang, Kapitän Gerrit Colaart von Amsterdam; Lieutenant, Theodorich Hiermans ebendaher; erster Steuermann Gerrit Gerritsen von Bremen. Die Galiot, die Weeseltje, Kommandant Cornelius v. Vlamingh; Steuermann, Coert Gerritsen von Bremen. Ausgelaufen von hier mit unserer Flotte, um die Südländer zu erforschen und nach Batavia bestimmt.

*) Ein als Fleut ausgerüstetes Schiff.

„Die Geschichte sagt uns," fährt Freycinet fort, „daß Vlamingh von der holländischen Kompagnie beauftragt worden ist, den Theil der Küsten Neuhollands, der zwischen dem Schwanenfluß und nordwestlichen Kap des Endragtslandes liegt, zu erforschen. Das Numero, das unten an der Platte steht, führt auf die Vermuthung, Vlamingh habe noch mehrere andere von derselben Art auf verschiedenen Punkten zurückgelassen, ehe er in die Seehundsbai kam, und es ist dieß um so wahrscheinlicher, als diese Bai sich am Ende des Raumes befindet, den er zu erforschen den Auftrag hatte. Die auf die Reise Vlamings bezügliche Inschrift scheint alle wünschenswerthe Authenticitat zu haben; die andere dagegen, welche von der Reise des Kapitän Dirck-Hatichs spricht, wäre erst ungefähr 80 Jahre nach der Reise selbst, auf welche sie sich bezieht, gemacht worden. Uebrigens ist diese Inschrift darum nicht minder kostbar, denn die Thatsachen, welche sie berichtet, und welche dem Vlamingh *) vollkommen bekannt gewesen zu seyn scheinen, waren bisher den meisten unbekannt. Man wußte zwar, daß die Holländer im Jahr 1616 auf Endragtsland gelandet waren; aber die Inschrift führt genau die Zeit dieses Ereignisses an, nennt den Namen des Schiffes Endragt, der seitdem auch der Küste gegeben wurde, den Namen des Kapitäns, den seitdem die Insel führt, auf welcher er landete, endlich den Namen des ersten Steuermanns, den seitdem eine in der Nähe der vorigen gelegene Insel führt (Doores). Bisher war der Name Dirck-Hatichs auf unsern Karten seltsam entstellt worden; auf den meisten heißt er Dirk-Hutog, auf der Karte Baudins Dirk-Kartigs.

Nordküste von Australien.

Die Nordküste von Australien erstreckt sich von Westen nach Osten vom Kap Murat bis zum Kap York; es ist die einzige, welche ganz in die heiße Zone verwiesen werden kann. Sie ist in drei Theile zu theilen: Wittsland, Arnheimsland, zu welchem auch Vandiemensland gehört, und Carpentarialand.

Wittsland.

Wittsland begreift die ganze nordwestliche Küste Australiens; sie ist unfruchtbar und besteht aus weißen Sanddünen; an einigen Stellen ist sie von einer Menge kleiner Inseln eingefaßt, worunter auch die wichtige Insel Adela mit dem Kap Mallien, die zuerst als ein Punkt des Festlandes in die Karten aufgenommen worden war. Sodann sieht man den großen Bonapartearchipel, der einst von St. Aluarn gesehen wurde. Die Hauptinseln erhielten die Namen Keraudren, Fontanes, Cassini und Bougainville. Der Forestierarchipel enthält große Basaltprismen, welche sich aus den Wellen erheben, und Wittsland bietet im Allgemeinen einen unordentlichen und zerrissenen Anblick, der von großen physischen Katastrophen zu zeugen scheint. Man findet daselbst mehrere vulkanische Inseln. Die genaue Erforschung dieses Landes gehört durchaus ganz der Expedition Baudins an; es ist im Osten durch Vandiemenskap begränzt, ein Name, den wir beibehalten zu müssen glaubten, anstatt des Namens

*) Ich lese in einer geschriebenen Uebersetzung der Reise Vlaminghs, dieser Reisende habe auf der Insel Dirck-Hatichs eine auf Zinn eingegrabene Inschrift gefunden, die der Kapitän dieses Namens dort gelassen habe; der erste Theil der Inschrift Vlaminghs ist offenbar blos eine Kopie der Inschrift des Dirck-Hatichs.

Leoben, eines ohne Zweifel glorreichen, aber hier fremden und nur aus Schmeichelei gebrauchten Namens. Man weiß nicht, ob die Ostküste von Wittsland eine Durchfahrt darbietet. Seine Bewohner sind groß, mager und haben dicke Köpfe; sie reißen sich in der oberen Kinnlade zwei Zähne aus.

Arnheimsland sammt dem Carpentaria-Golf.

Von allen Ländern Australiens liegt Arnheimsland am nächsten am Aequator und ist wahrscheinlich auch das unfruchtbarste. Wir dehnen seine Gränzen von Vandiemenskap im Westen bis zum Kap York aus, wo Neusüdwales anfängt, indem wir den Namen Carpentaria dem Golf allein lassen, um diese einförmige Gegend nicht in zwei zu theilen.

Im Angesicht der Vandiemensbai hatte der Kapitän Bremer an der Meerenge Apsley, die von den zwei Inseln Melville und Bathurst gebildet wird, eine Niederlassung gegründet, Fort Dundas; der Hafen erhielt den Namen Cockburn oder vielmehr den Namen Raffles. Die Hitze des Bodens und die Trockenheit führten aber gefährliche Krankheiten herbei, und die Niederlassung wurde im Jahr 1826 aufgegeben, ob man gleich eine beträchtliche Menge Tripang daselbst gesammelt hatte.

Im Osten befindet sich die Bai Difficile, von niedrigem Lande umgeben, und von den Engländern, wie ich glaube, Castlereagh genannt. Unweit davon im Osten, der Mündung des Flusses Speelt gegenüber liegen die Krokodilinseln.

Im Osten dieses Flusses ist die Bai Arnheim, von einer großen Menge Quellen bewässert, welche von Leuchterbäumen beschattet werden. Auch findet man Eisenerz daselbst. Die Gewässer dieser Bai sind weiß und leuchtend, was wir bereits auch von dem Molukkenmeer bemerkt haben.

Auf den Western-Inseln und den Inseln der englischen Kompagnie, und auf den Riffen in der Nähe der Melvillebai bis zur Insel Groote-Island, von den Deutschen Büsching-Insel genannt, im Carpentariagolf fangen die Seeleute von Mangkassar und die Bugui's, deren Schiffe oft von den Chinesen gemiethet werden, welche einen Supercargo darauf senden, den Tripang, den sie nach Trimorlaut bringen und dort sehr theuer verkaufen. Sie haben die Klippe südlich von der Insel Rotti in der Nähe von Java verlassen, weil ungefähr vor 36 Jahren eine ihrer Prahu's von dem Südwestmusson auf diesen schönen Theil Australiens getrieben wurde, wo sie den Tripang im Ueberflusse fanden. Flinders behauptet in seiner Arbeit über den Carpentariagolf, alle Flüsse und Gewässer an dieser Küste und besonders am Carpentariagolf seyen vertrocknet oder mit salzigem Wasser angefüllt; aber dieß scheint doch nicht ganz richtig zu seyn, wenigstens fehlt es im Westen nicht an süßem Wasser.

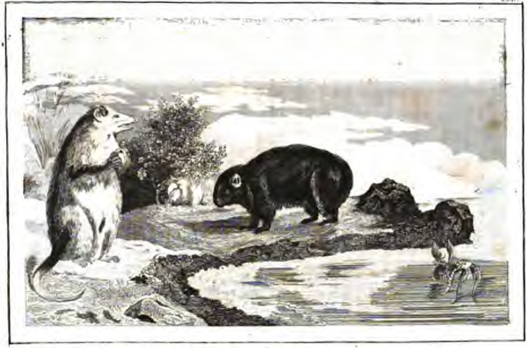
Schiffet euch einmal auf einem Koro-Koro der Buguis ein, das blos 50 Tonnen hält, und blos 25 Mann trägt, und fahret mitten durch die Klippen in diese Gegenden; betretet dieses so schöne und so seltsame Land, dieses Land der Kontraste, die Nichts ihresgleichen in einer anderen Weltgegend haben, wo man Bäche ohne Wasser und Flüsse salzigen Wassers neben Süßwasserquellen findet. Sehet jene Wälder von riesenmaßigen Casuarinas, Eucalyptus, Melaleucas, Akazien und wohlriechenden Muskatnußbäumen, bewohnt von Pelikanen und leckerhaften Kakatuas. Land und See besitzen kolossale Schildkröten, Fische, daß der Ocean ganz damit bedeckt ist, zahlreiche Krokodile an den Mündungen der Flüsse, blaue Krabben von großer

Schönheit, und das Riesenkänguru, dessen Fleisch so vortrefflich ist, und dessen Haut zu Kleidungsstücken gebraucht wird. Sehet jene wilden Australier mit niedergedrückter Stirne, nackt und unabhängig, auf dem einsamen Lande gelagert, und die unerschrockenen Buguis und Mangkassaren unter den Riffen Tausende von Tripangs fischen, welche die Tafeln von Kanton zieren sollen. Weidet euch am Anblick dieser Zusammenstellung der verschiedensten Menschen, besonders aber an dem großartigen Naturschauspiel. Bald ist es die Pracht der Aequatorialsonne, glänzender als Gold, was euer Auge entzückt, bald der Anblick der Caschalots und Seeelephanten, die wie schwarze Felsen über die Wellen sich erheben, was eure Aufmerksamkeit fesselt. Aber Nichts gleicht den Wundern einer australischen Nacht in Arnheimsland, wenn ihr den Azur der Wellen sehet, durchfurcht von dem eleganten Koro-Koro, dessen schwarzer Leib und Schneeflügel allein die Linien des so reinen Horizontes durchschneiden, und einem Schutzengel gleichen, der über dem Abgrund der Wellen schwebt.

Der Handel, der zwischen den malayischen Inseln und dem Carpentariagolf getrieben wird, ist eigentlich nicht Sache der Buguis: die Chinesen sind es, welche diese Expeditionen machen, sich aber dazu der Koro-Koros der Mangkassaren und Buguis der holländischen Komptoirs von Vlaardingen auf der Insel Celebes bedienen. Auch ist es kein eigentlicher Handel, sondern blos eine Fischerexpedition, mit deren Ertrag die Märkte China's bezogen werden sollen, und gehört also nicht zu den kühnen Unternehmungen der Bugui-Handelsleute.

Erwägt man diese Umstände, und bedenkt man, daß die Ueberfahrt von Celebes in den Carpentariagolf lang und gefährlich ist, daß dieser Golf unter der Breite der Orcane und Tornados liegt, daß der Boden und das Klima des zunächstgelegenen Theils von Neuholland der physischen Konstitution der Europäer nicht günstig sind, so kann man sich leicht denken, daß nur selten Expeditionen dahin veranstaltet werden, und die Engländer die Kolonie verlassen haben, welche sie im Hafen Raffles errichtet hatten, und wobei ihre Hauptabsicht war, einen großen Theil des allgemeinen Handels von Malaisien dorthin zu ziehen. Arnheimsland und Bai scheinen uns für eine Kolonie besser gelegen zu seyn.

Die Eingebornen dieser Gegenden stehen, wie alle Australier, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung. Am überraschendsten ist, daß Neugierde, die doch ein charakteristischer und vorherrschender Zug des Menschen zu seyn scheint, bei ihnen gar nicht zu finden ist. Nichts von dem, was man ihnen anbietet, scheint ihr Erstaunen, ihre Bewunderung, ihre Begierde zu erregen. Um die Produkte der Gewerbe und Künste bewundern zu können, muß man freilich auch wenigstens die ersten Begriffe von diesen Produkten haben. Aber diese einfachen Menschen betrachten die vollkommensten und komplicirtesten Werke mit den nämlichen Augen, wie sie die Gesetze und Erscheinungen der Natur ansehen: und in ihren Augen ist kein Unterschied zwischen dem Mechanismus eines Chronometers Breguets und der Casuarina, die ohne Anbau in ihren unermeßlichen Wäldern wächst. Wird der stolze Europäer, der, nachdem er so viele Gefahren bestanden hat, um in diese fernen Gegenden zu kommen, glaubt, er erniedrige sich, wenn er sich neben sie setze und sie befrage, nicht gedemüthigt, wenn er sieht, mit welcher Gleichgültigkeit sie seine Meisterstücke betrachten? Nur das erregte ihre Neugierde, ob unsre Haut und Kleider Eines seyen. Auch hat die



Das Opossum, der Wombat und der Nautilus vom Carpentarischen Meerbusen

Musik einigen Reiz für sie. Sie sind dankbar, aber auch sehr rachsüchtig. Es gibt unter ihnen Führer, welche mit Eifer und Treue den Buguis und anderen Fremden dienen, besonders wenn sie von malayischer Rasse sind. Unfern der Küste sieht man einige Grabmäler, von Eingebornen errichtet *). Mit Erstaunen hört man aus der Tiefe der Wälder das Geräusch eines Scheerenschleifers; es rührt dieß von einem Vogel her, dessen Geschrei gerade wie das Schnurren eines Schleifsteines tönt, wenn ihn der Schleifer in Bewegung sezt. In den Einöden des Landes kündigt der Gesang des Glockenvogels, der wie ein Herdenglöckchen lautet, das Vorhandenseyn von Wasser an, das für den Reisenden von so großem Werthe ist, und mit aller Zuversicht kann er auf diese nützliche Ankündigung sich verlassen. Im Innern findet man Opossums, Umbats, einige Cercopsii, und an der Küste schöne Nautilen **).

Der Carpentaria-Golf, welcher mitten zwischen den beiden Theilen von Arnheimsland liegt, in der Ausdehnung, die wir ihm gegeben haben, ist 110 Meilen breit und 30 Meilen tief, d. h. von der Öffnung des Golfes bis zu seinem Hintergrunde. Seine beiden Hauptflüsse sind im Westen der Tasman, und im Süden der Caron. Man findet dort ganze Eucalyptus-Wälder, und Kängurus im Ueberflusse. Der Eucalyptus, ein Baum, von dem es beinahe 100 Arten gibt, und das Känguru, ein Säugethier aus der Ordnung der Beutelthiere und der Familie der Macrotarsen, das ebenfalls in mehreren Gattungen vorhanden ist, charakterisiren Australien ganz gut, denn man findet sie auf allen Punkten seiner Oberfläche, in der heißen Zone, 15 Grade vom Aequator und in der gemäßigten Zone 39 Grade vom Aequator. Die östlichen Küsten dieses Golfes sind überall zugänglich, aber die westlichen Küsten sind mit Inseln und kleinen Archipelen eingefaßt und schwer zugänglich; die unerschrockenen Buguis und die braven Mangkassaren scheuen sich jedoch nicht, durch sie hindurch hinzudringen. Südlich vom Arnheimskap liegt Caledonybai, in die leicht einzufahren ist, und deren Bewohner sanft sind. Weiter gegen Süden ist Groote Eylandt. Auf 10 Meilen weit erblickt man den Berg, der im Mittelpunkt der Insel ist. Es gibt Süßwasserquellen auf demselben. In den Wäldern der Insel gibt es Adler mit dunklem Gefieder und weißem Kopfe, welche ohne Scheu auf den Menschen losgehen, ohne ihn aber beschädigen zu wollen. Es gibt ebenfalls große Eucalyptuswälder, und eine Art Palmkohl. Der Süden der Insel ist sandig und unfruchtbar, so wie auch die Eduard-Pellus-Inseln.

Die 7 Wellesley-Inseln liegen beinahe im Hintergrund des Golfes, einer niedrigen Küste gegenüber. Sie sollen mit Casuarinas und Eucalyptus buchstäblich wie bedeckt seyn; die Insel, welche Mornington heißt, ist die größte von allen. Die Insel Bentink hat einen Süßwassersee, was auch Flinders hierüber gesagt haben mag, und ein sehr großer Vortheil ist, daß dieser See so nahe an der Küste liegt.

Im Osten, d. h. im Hintergrund des Golfes, ist man gegen alle Winde geschüzt. Man findet dort auch Süßwasserquellen; das Meer liefert Fische im Ueberflusse, und grüne Seeschildkröten gibt es in Menge auf den Ufern vom Monat August bis zum Monat Januar.

Die Ostküste des Carpentaria-Golfes ist sandig, unfruchtbar und

*) S. Blatt 237. **) S. Blatt 238.

einförmig; sie wird durch die Torresmeerenge begränzt, welche wir beschrieben haben.

Korallenmeer.

Nachdem wir die geographische Beschreibung der Küsten Australiens beendigt haben, wollen wir unsern Lesern auch die Beschreibung des Korallenmeeres oder des östlichen Meeres dieses Kontinents geben.

In der Nähe der nordöstlichen Küsten Australiens ist eine gräßliche, endlose Bank, die Korallenbarriere genannt. Hier wäre der berühmte Cook beinahe mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, und mit ihm sein Ruhm, denn damals gehörte er noch nicht der Geschichte an.

Hören wir den berühmten Seemann selbst:

„Bisher waren wir ohne Zufall an dieser gefährlichen Küste hingesteuert, wo das Meer in einem Umfang von 22 Breitegraden, d. h. von mehr als 1300 Meilen, überall Untiefen verbirgt, welche vom Fuß der Küste hervorlaufen, und Felsen, welche sich in Form von Pyramiden plötzlich aus dem Meeresgrunde erheben. Bisher war keiner der Namen, die wir den verschiedenen Theilen dieses Landes gegeben haben, ein Denkmal der Noth; an dieser Stelle aber lernten wir das Unglück kennen, auch nannten wir die lezte Landspitze, die wir vom Meere aus sahen, Tribulationskap.

„Dieses Kap liegt unter 16° 6′ südl. Breite und 214° 39′ westlicher Länge. Wir steuerten 3 bis 4 Meilen längs der Küste nach Nord, ¼ Nordwest, bei 10 bis 12 und 14 Faden Tiefe. Auf der hohen See entdeckten wir zwei Inseln unter 16° südlicher Breite, ungefähr 6 oder 7 Meilen vom festen Lande. Es war der 10. Juni 1770. Um 6 Uhr Abends lag uns der nördlichste Theil des Landes, den wir sahen, in Nord ¼ Nordwest ½ West, und in Nord ½ West hatten wir zwei niedrige, mit Wald bedeckte Inseln, welche einige von uns für aus dem Wasser aufsteigende Felsen hielten. Wir zogen nun einige Segel ein und steuerten auf der Höhe der Küste nach Ostnordwest und Nordost ¼ Ost. Denn es war meine Absicht, die ganze Nacht die hohe See zu halten, nicht allein, um der Gefahr auszuweichen, die wir vor uns sahen, sondern auch um zu sehen, ob auf der hohen See einige Inseln seyen, um so mehr, als wir der Breite sehr nahe waren, die den von Quiros entdeckten Inseln angewiesen worden war, und welche Geographen aus Gründen, die mir nicht bekannt sind, mit diesem Lande verbinden zu müssen glaubten. Ein Glück war, daß wir guten Wind und Mondschein hatten. Von 6 Uhr bis nahe an 9 Uhr wurde das Wasser immer tiefer von 14 bis zu 21 Faden, aber während wir am Abendessen waren, verminderte sich die Tiefe plötzlich, während weniger Minuten auf 10, auf 12, auf 8 Faden. Auf der Stelle commandirte ich alle Leute auf ihre Posten, und Alles war bereit, das Schiff zu wenden und vor Anker zu bringen; da aber die Sonde beim nächsten Auswurf tieferes Wasser anzeigte, so schloßen wir daraus, daß wir am Ende der Untiefen angekommen seyen, welche wir bei Sonnenuntergang gesehen hatten, und daß keine Gefahr mehr vorhanden sey. Vor 10 Uhr hatten wir 20 und 21 Faden Tiefe; da diese Tiefe anhielt, so verließen die Offiziere das Oberlof ganz ruhig und legten sich schlafen. Einige Minuten vor 11 Uhr nahm die Tiefe plötzlich von 20 auf 17 Fuß ab, und ehe man die Sonde auswerfen konnte, saß das Schiff auf. Es blieb unbeweglich, ausgenommen, daß die Wellen es ein wenig in die Höhe hoben und

wieder gegen den Felsen stießen, auf dem es aufgesessen war. In wenigen Augenblicken war die ganze Mannschaft auf dem Oberlof, und auf allen Gesichtern malte sich der Schrecken über unsere Lage. Da wir mit einem guten Winde 3½ Stunden lang gesteuert waren, wußten wir, daß wir sehr nahe an der Küste seyn dürften. Wir hatten nur zu viel Grund zu der Besorgniß, wir möchten auf einen Korallenfelsen aufgesessen seyn. Diese Felsen sind gefährlicher als die andern, weil ihre Spitzen so scharf und ihre ganze Oberfläche so rauh und hart ist, daß Alles, was sich auch nur leicht an ihr reibt, zerbricht und zerreißt. In dieser Lage zogen wir sogleich alle Segel ein, und die Boote wurden ausgesezt, um ringsum das Schiff her zu sondiren. Bald entdeckten wir, daß unsere Besorgnisse unser Unglück nicht übertrieben hatten, und daß das Schiff auf eine Felsenreihe zugetrieben worden und in einem in der Mitte befindlichen Loche gescheitert war. An einigen Orten hatte das Wasser 3 bis 4 Faden, an andern blos 4 Fuß Tiefe. Sobald die Schaluppe ausgesezt war, kappten wir sogleich unsere Raaen und Marsstangen, warfen unsere Wurfanker am Steuerbord aus, brachten unsern Gabelanker mit seinem Tau in das Boot und warfen ihn auf derselben aus; indem wir aber zum Zweitenmale um das Schiff her sondirten, fanden wir das Wasser nach hinten zu tiefer; wir brachten also den Anker mehr nach hinten; und nachdem er den Grund gefaßt hatte, arbeiteten wir aus allen Kräften an der Winde, um das Schiff wieder flott zu machen, wenn wir den Anker wieder höben. Aber zu unserm großen Bedauern konnten wir es nicht von der Stelle bringen. Während dieser ganzen Zeit schlug es mit großer Heftigkeit fortwährend gegen den Felsen an, so daß wir uns nur mit Mühe auf den Beinen erhalten konnte. Um das Maß unseres Unglücks voll zu machen sahen wir beim Mondschein die Planken von der Verdoppelung des Kiels, und endlich auch den falschen Kiel um uns her schwimmen, und im nächsten Augenblick konnte uns der Abgrund verschlingen. Es blieb uns nun kein anderes Mittel mehr übrig, als das Schiff zu lichten; bereits aber hatten wir die Gelegenheit verloren, aus diesem Auskunftsmittel den größtmöglichen Nutzen zu ziehen; denn unglücklicherweise scheiterten wir bei der Fluth und sie hatte bereits beträchtlich abgenommen. So würden wir uns, wenn wir das Schiff so weit erleichtert hätten, daß es um so viel Fuß weniger tief im Wasser ging, als die Fluth durch ihr Fallen verloren hatte, erst in dem nämlichen Zustande befunden haben, in welchem wir im ersten Augenblick unseres Unglücks waren. Der einzige Vortheil, den uns dieser Umstand verschaffte, war, daß die steigende Fluth das Schiff wieder über die Felsen emporheben konnte, so daß es nicht mehr so heftig gegen dieselben anschlug. Wir sezten einige Hoffnung auf die wieder eintretende Fluth; aber es war ungewiß, ob das Fahrzeug bis dahin halten werde, um so mehr, als der Felsen an dem Kiel unter dem Backen des Steuerbords scharrte, und mit solcher Gewalt, das man das Scharren im vorderen Raum hörte. Unsere Lage erlaubte uns nicht, die Zeit mit Muthmaßungen hinzubringen und wir boten Allem auf, um unsere Befreiung, die wir zu hoffen wagten, zu bewerkstelligen. Die Pompen arbeiteten sogleich; wir hatten nur 6 Kanonen, die wir sogleich ins Meer warfen, so wie unsern Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, Dauben und Reife, Oelkrüge, alte Mundvorräthe und mehrere andere schwerere Materialien. Jeder machte sich mit einem Eifer an die Arbeit, der beinahe an Fröhlichkeit gränzte und ohne das mindeste

Zeichen von Murren und Mißvergnügen; unsere Matrosen waren vom Gefühl ihrer Lage so durchdrungen, daß man keinen einzigen Fluch hörte; die Furcht, sich dieses Fehlers in einem Augenblicke schuldig zu machen, wo ihnen der Tod so nahe zu seyn schien, unterdrückte sogleich diese gottlose Gewohnheit, wie stark sie auch eingewurzelt war.

„Endlich erschien der Tag (11. Juni), und wir sahen das Land in einer Entfernung von ungefähr 8 Meilen, ohne in dem dazwischenliegenden Raume eine einzige Insel zu erblicken, auf welche uns die Boote hätten bringen können, um sodann von da aus an das feste Land zu gelangen, im Fall das Schiff in Stücke gehen würde. Der Wind fiel jedoch allmälig, und wir hatten in der Frühe Windstille; wäre der Wind stärker gewesen, so wäre unser Fahrzeug wahrscheinlich verloren gewesen. Wir erwarteten das Eintreten der Fluth um 11 Uhr Vormittags, warfen die Anker aus und machten alle Vorbereitungen zu einem neuen Versuche, das Schiff wieder flott zu machen; aber kaum zu beschreiben ist der Schmerz und die Ueberraschung, die wir empfanden, als wir entdeckten, daß das Schiff um nicht mehr als 1½ Fuß gehoben wurde, ob wir es gleich um beinahe 50 Tonnen erleichtert hatten; denn die Fluth am Tage erreichte nicht die Höhe, wie die der Nacht. Wir schickten uns also an, es noch mehr zu erleichtern, und warfen aufs Schnellste Alles in das Meer, was wir nicht unumgänglich nothwendig brauchten. Bis dahin war noch kein Wasser in das Schiff eingedrungen; aber je mehr die Fluth fiel, um so schneller drang es ein, so daß zwei Pumpen, ungeachtet sie unaufhörlich arbeiteten, kaum verhindern konnten, daß wir ertranken. Um zwei Uhr entstanden zwei oder drei Lecke am Steuerbord, und die Pinasse, die unter den Backen war, stieß auf dem Grunde auf. Unsere lezte Hoffnung beruhte auf der Fluth um Mitternacht, und um uns dafür zu rüsten, brachten wir zwei Gabelanker, den einen am Steuerbord, den andern gerade an der Pinasse an, brachten die Scheiben und Takeln in Ordnung, deren wir uns bedienen mußten, um die Taue allmälig anzuziehen, und banden ein Tauende fest an das Hintertheil, damit die nun zu unternehmende Anstrengung eine Wirkung auf das Schiff haben und man durch Verkürzung des Taus, das zwischen ihm und den Ankern war, es wieder seewärts bringen und von der Felsbank frei machen konnte, auf welche es geworfen war. Gegen 5 Uhr Nachmittags bemerkten wir, daß die Fluth wieder zu steigen anfing, zugleich aber auch, daß das Eindringen des Wassers auf eine beunruhigende Weise zunahm, so daß man schnell noch zwei Pumpen anstellte; unglücklicher Weise war aber keine davon zu gebrauchen. Drei Pumpen waren fortwährend in Thätigkeit; aber das Leck hatte so stark zugenommen, daß wir glaubten, das Schiff würde sinken, sobald es nicht mehr von den Felsen gehalten würde. Diese Lage war gräßlich, und wir betrachteten den Augenblick, wo das Schiff wieder flott werden sollte, nicht als den Augenblick unserer Befreiung, sondern unseres Untergangs. Wir wußten wohl, daß unsere Boote uns nicht Alle ans Land bringen könnten, und daß, wenn die fatale Krise einträte, weil es dann weder Kommando noch Gehorsam mehr gebe, wahrscheinlich ein Streit darüber entstehen würde, wer sich zuerst einschiffen dürfe, wodurch die Gräuel des Schiffbruches noch vermehrt und ein Theil der Mannschaft durch den andern getödtet werden würde; und doch wußten wir wohl, daß Diejenigen, welche man an Bord ließ, wahrscheinlich weniger zu leiden haben würden, als Die, welche ohne Schutz gegen die Bewohner an ein Land kämen, wo Netze und Feuer-

waffen kaum genügend seyn würden, ihnen Nahrung zu verschaffen, und wo sie wenn sie auch Nahrung genug fänden, verdammt wären, den Rest ihrer Tage in einer gräßlichen Wüste zu schmachten, ohne Hoffnung, jemals den Trost des häuslichen Lebens zu kosten, getrennt von allem Verkehre mit den Menschen, ausgenommen mit nackten Wilden, welche manchmal Beute in dieser Einöde suchten, und vielleicht die rohsten und am wenigsten civilisirten Menschen der Erde waren. Der Tod zeigte sich Cook und seinen Matrosen in allen seinen Gräueln, und als der schreckliche Augenblick, der über ihr Schicksal entscheiden sollte, herannahte, sah Jeder seine eigenen Gefühle auf dem Gesichte seiner Gefährten abgemalt. Indeß machten sich alle Leute, die an den Pumpen entbehrlich waren, bereit, an den Winden zu arbeiten, und als das Schiff um 10 Uhr 10 Minuten sich hob, machte man eine lezte Anstrengung und brachte es ins offene Meer hinaus. Nun sah man mit einiger Freude, daß nicht mehr Wasser in das Schiff eindringe, als da es noch auf dem Felsen saß, und obgleich das Wasser in dem Schiffsraume nicht weniger als 3 Fuß 9 Zoll tief war, weil die Pumpen nicht so viel Wasser hinausschaffen konnten, als das Leck einließ, so gaben die Matrosen ihre Arbeit doch nicht auf, und es gelang ihnen zu verhindern, daß das Wasser neue Fortschritte machte. Da sie aber länger als 24 Stunden in einer ungewöhnlichen Aufregung des Geistes gewesen waren und übermenschliche Strapazen bestanden hatten und alle Hoffnung endlich verloren, so verfielen sie allmälig in Muthlosigkeit: sie konnten nicht mehr als 5 oder 6 Minuten nacheinander an den Pumpen arbeiten: worauf sie sich alle gänzlich erschöpft auf den Oberlof ausstreckten, obgleich das Wasser aus den Pumpen 3 bis 4 Zoll hoch auf demselben stand. Als Die, welche an ihre Stelle traten, ein wenig gearbeitet hatten und nun ebenfalls erschöpft waren, streckten sie sich gleichfalls auf dem Verdecke nieder, wie die ersten, die sich nun wieder erhoben, um ihre Arbeit aufs Neue zu beginnen: so erleichterten sie sich gegenseitig, bis ein neuer Zufall beinahe alle ihre Leiden geendigt hätte. Die Bekleidung des innern Schiffbodens heißt das Kielschwein und zwischen dieser und der äußeren Bekleidung befindet sich ein Raum von 18 Zollen: der Mann, welcher bisher die Höhe des Wassers gemessen, hatte es nur von der innern Bekleidung aus gemessen und demgemäß seinen Bericht erstattet: derjenige aber, der nun an seine Stelle trat, maß es von der äußern Bekleidung aus, woraus er schloß, daß das Wasser in wenigen Minuten um 18 Zoll, den Raum, der sich zwischen der innern und äußern Bekleidung befand, gestiegen sey. Auf diese Nachricht waren auch die Unerschrockensten auf dem Punkte, ihre Arbeit und ihre Hoffnungen aufzugeben. Der Kapitän Cook befürchtete, die Verzweiflung möchte Verwirrung unter die Mannschaft bringen: jedoch wurde dieser gräßliche Zufall die Ursache ihrer Rettung: der Irrthum wurde bald entdeckt, und die plötzliche Freude, welche Offiziere, Gelehrte, Soldaten und Matrosen empfanden, da sie fanden, daß ihr Zustand nicht so gefährlich sey, als sie geglaubt hatten, bezauberte sie so, daß sie nun über alle Gefahren und Befürchtungen hinaus zu seyn meinten. Diese Zuversicht flößte ihnen neue Kraft ein, und obgleich der Zustand des Schiffes derselbe war, wie damals, als die Mannschaft aus Erschöpfung und Muthlosigkeit in ihren Anstrengungen nachließ, so erneuerte sie doch dieselben mit so viel Muth und Thätigkeit, daß vor 8 Uhr Morgens die Pumpen das Wasser in bedeutendem Grade bemeistert hatten. Alle sprachen

nun davon, das Schiff in einen Hafen zu führen, als von einem Vorhaben, das nicht mehr weiter zu erwägen sey, und Alle, welche nicht an den Pumpen zu thun hatten, machten sich daran, die Anker aufzuwinden. Der Wurfanker und der zweite Anker wurden an Bord gebracht; aber es war unmöglich, den kleinen Gabelanker zu retten, und man war genöthigt, das Tau zu kappen; auch verlor man das Tau vom Wurfanker unter den Felsen; aber in solcher Lage waren die Verluste Kleinigkeiten, die man gar nicht beachtete. Die Matrosen beeilten sich, die kleine Marsstange und den Fokmast aufzupflanzen und das Schiff nach Südost zu bugsiren, und um 11 Uhr ging man mit einem frischen Winde endlich unter Segel und steuerte der Küste zu.

„Es war unmöglich", sagt Cook, „die Arbeiten an den Pumpen so fortzusetzen, daß sie über das Wasser, das durch das Leck eindrang, Meister blieben; und da man die Lage des leztern nicht genau ausmitteln konnte, so hatten wir keine Hoffnung, ihm im Innern Einhalt zu thun. Da kam einer der Offiziere, Monkhouse, zu mir und schlug mir ein Mittel vor, dessen er sich an Bord eines Kauffahrers bedient hatte, der, ungeachtet er ein Leck hatte, das in einer Stunde mehr als 4 Fuß Wasser einzog, doch glücklich von Virginien nach London geführt wurde. Der Kapitän hatte so viel Vertrauen in dieses Mittel gehabt, daß er mit seinem Schiffe auslief, ungeachtet er seinen Zustand kannte, und es nicht für nöthig hielt, das Leck auf andere Weise zu verstopfen. Ich trug kein Bedenken, es Monkhouse zu überlassen, zu diesem Mittel zu schreiten (d. h. in der Seesprache das Beisegel zu spicken). 4 oder 5 Mann wurden angewiesen, ihm zu helfen, und er griff die Sache folgendermaßen an: er nahm ein kleines Beisegel, und nachdem er eine starke Quantität ganz klein gehacktes Kabelgarn und Wolle untereinander gemischt hatte, befestigte er dieses so leicht als möglich auf das Segel, und darüber breitete er Mist von unserem Vieh und andern Unrath; hätten wir Pferdemist gehabt, so wäre dieß besser gewesen. Als das Segel so zugerichtet war, brachte man es vermittelst einiger Stricke, welche es ausgespannt hielten, unter dem Kiel an; wenn das Leck Wasser zog, zog es zugleich auch von der Oberfläche des Segels, das sich am Loche befand, die Wolle und das Kabelgarn weg, die das Meer nicht wegführen konnte, weil es dazu in zu geringer Bewegung war. Dieses Auskunftsmittel half so gut, daß das Eindringen des Wassers bedeutend vermindert wurde, und daß, anstatt daß man mit drei Pumpen arbeiten mußte, Eine hinreichte, Vermehrung des Wassers zu verhindern. Dieses Ereigniß war für uns eine neue Quelle der Zuversicht und des Trostes; die Mannschaft zeigte beinahe so viel Freude, als wenn sie in einen Hafen eingelaufen wäre. Weit entfernt, ihre Wünsche nur darauf zu beschränken, das Schiff in irgend einem Hafen scheitern zu lassen und dort aus seinen Trümmern ein kleines Schiff zu erbauen, das uns nach Ostindien hätte bringen können, worauf vor einigen Augenblicken noch unsere ganze Hoffnung beruht hatte: dachten sie jezt, an der Küste von Neuholland hinzusteuern, einen passenden Ort aufzusuchen, um das Schiff auszubessern, und dann unsere Reise fortzusetzen, wie wenn uns nichts begegnet wäre. Ich muß bei dieser Gelegenheit der Mannschaft und den Personen, die sonst an Bord waren, Gerechtigkeit wiederfahren lassen und ihnen meinen Dank bezeigen, daß mitten in unserer Noth kein Wuthgeschrei gehört und keine Gebärde der Verzweiflung gesehen wurde. Obgleich Alle lebhaft die

uns bedrohende Gefahr zu fühlen schienen, so beherrschten sie sich doch selbst, verrichteten ihre Arbeit mit geduldiger Ruhe und Beharrlichkeit und blieben so gleichweit entfernt von der tumultuarischen Heftigkeit des Schreckens und der düstern Lethargie der Verzweiflung."

Endlich gelang es ihnen, einen nahen Hafen an der Küste Australiens neben einem Flusse zu gewinnen, der den Namen Endeavour erhielt. Nun fand Cook, daß der Korallenfelsen, der sein Schiff durchlöchert hatte, abgebrochen war und den größeren Theil des Schiffes verstopft hatte, und daß sie diesem merkwürdigen Umstande ihre Rettung verdankten.

Zu diesen Bemerkungen und Berichten über das Korallenmeer wollen wir noch beifügen, daß sich von der Ostküste Australiens an bis zur Insel Waihu eine außerordentliche Erscheinung dem Auge darbietet, welche den Kolonien von Neusüdwales eine große Wichtigkeit geben kann.

Ein sechster Welttheil scheint sich gewissermaßen unter den Augen der Australier zu bilden. Der stille Ocean ist in einem Raum von beinahe 50 Breite- und eben so viel Längegraden mit Inseln wie besäet. Jede dieser Inseln scheint der Centralpunkt der Bildung von Korallenbänken zu seyn, welche in beständigem Fortschreiten sich aus der Tiefe des Meeres erheben. Verbinden sich einige dieser Massen, so nehmen sie sogleich die Gestalt einer Insel an, in welche die Vögel oder Wellen Sämereien von verschiedenen Pflanzen tragen, und sobald das Wasser sie verläßt, so bedeckt sie sich mit einer reichen Vegetation.

Die Macht der Natur scheint in diesen Gegenden eine ganz besondere Thätigkeit zu entwickeln; und wenn ihre Fortschritte allzulangsam sind, so nimmt sie bisweilen Zuflucht zu Vulkanen oder Erdbeben. Besonders in Polynesien vom Süden Neuseelands bis zum Norden der Sandwichs-Inseln, und auch bei den Munin-Sima-Inseln in Mikronesien, sind die Gewässer außerordentlich reich an solchen Bänken, welche in der Folge Sitze der Civilisation werden werden. Die Korallen, welche den ersten Grund zu diesen unermeßlichen Felsen legen, sind in fortwährender Thätigkeit. Der große Ocean ist mit Myriaden solcher Gründungslinien wie besäet, und werden einmal die Bildungen von Land das Wasser verdrängt haben, so wird, wie wir schon oben in unserer Abhandlung über Mikronesien gesagt haben, die Herrschaft des Menschen kommen.

Plan zur Erforschung des Innern von Australien.

Nachdem wir den bekannten inneren Theil und die Küsten von Australien beschrieben haben, wollen wir über die wahrscheinliche Beschaffenheit der Centraltheile dieses Kontinents sprechen und sehen, ob man hoffen darf, daß er einst erforscht werde und auf welche Weise eine ebenso langwierige als beschwerliche Erforschung vollzogen werden könnte.

Die blauen Berge, welche man für unzugänglich hielt, sind überstiegen worden; und sobald man die steil abschüssigen Felsen, welche jedes weitere Vordringen unmöglich zu machen schienen, im Rücken hatte, entrollte sich eine große grüne Hochebene, geschmückt mit von Thieren bevölkerten Wäldern, und wahrscheinlich nicht ganz ohne Einwohner, vor den Augen der erstaunten Reisenden. In diesem unermeßlichen Raume haben diese Reisenden bald über Flüsse gesezt, bald sind sie an ihren Ufern hingezogen; diese Flüsse verloren sich am Ende sämmtlich in Moräste; einer nahm seine

Richtung gegen die Ostküste, und einige mehr oder minder große gegen die Baßmeerenge zu.

Diese neueren Beobachtungen haben den gelehrten Geographen Maltebrun auf nachstehende Vermuthungen über den Bau des östlichen Theiles von Australien geführt: „Die beiden Golfe Carpentaria und Spencer scheinen den Analogien zufolge die Linie der tiefsten Senkung dieses Continents anzuzeigen; gibt es zwischen diesen beiden Golfen zwei oder drei Binnenseen, so würden sie, selbst wenn sie kleiner wären, als der Aralsee, doch groß genug seyn, um alle Flüsse, welche auf einer so niedrigen Kette, wie die der blauen Berge ist, entspringen können, aufzunehmen. Die Wilden der Küste sprechen von einem See jenseits der Gebirge, an dessen Ufern weiße Völker, wahrscheinlich Malayen, wohnen sollen. Wäre es zu gewagt, anzunehmen, daß sich jenseits dieser Gegend der Seen und Flüsse eine ungeheure Wüste brennenden Sandes befinde, wie sich eine solche in Afrika nach der Gegend der Flüsse und Seen findet, welche den südlichen Abhang des Berges Atlas einnimmt? Der einzige Unterschied zwischen den beiden Kontinenten wäre, daß die Gebirgskette und die große Wüste in Australien ihre Richtung von Norden nach Süden hätten. Nur aus dem Schoße einer solchen Wüste können die glühenden Nordwestwinde hervorgehen, welche so oft alle Vegetation in der Umgegend von Botanybai zerstören und sich sogar auf der Vandiemensinsel fühlbar machen. Es ist dieselbe Erscheinung, wie bisweilen der Südwind zu Algier und Tunis.

„Der westliche Theil von Neuholland bietet weniger Anzeichen über seinen Bau dar. Und doch ist es der, welcher nur zu sehr vernachlässigt wurde. Der Naturforscher Riche von der Expedition Entrecasteaux's drang von der südlichen Küste aus eine Meile weit in das Innere vor; hinter den Sandhügeln, von denen die Küste eingefaßt ist, sah er Seen von süßem oder nur etwas wenig salzigem Wasser, welche die nämliche Richtung hatten, wie das Ufer. Sind dieß nicht offenbar die Mündungen der Flüsse, wie die Seen an der Ostküste von Madagascar? Die Flüsse, welche Sand und Kies herbeiführen, und das Meer, welche diese Stoffe zurückstößt, werden zusammen eine Barrière gebildet haben, wie diejenige ist, welche sich auf Madagascar von Tamatave bis Foulpointe erstreckt. Diese Erklärung genügt jedoch nicht für das Ganze einer so ausgedehnten Küste, sondern soll blos zeigen, wie ein Land im Innern sehr gut bewässert seyn, und doch eine dürre Küste ohne Flüsse haben kann.

„Um das Innere des Kontinents zu erforschen und ihn zu durchreisen, dürfte nur eine Gesellschaft von Reisenden Ochsen, Maulthiere und andere Lastthiere auf die Küste führen, sich zu einem Nomadenstamm bilden und theils von seiner Heerde theils vom Ertrage der Jagd leben. Zwei oder drei Schiffe müßten zum Voraus an passenden Orten stationirt werden und die Reisenden erwarten, welche auf zwei oder drei verschiedenen Linien den Kontinent durchreisen, damit sie am Ziel ihrer Reise alle die Unterstützung fänden, die sie bedürfen. Eine solche Unternehmung würde weniger kosten, als 10 oder 12 kombinirte Versuche nach einem minder ausgedehnten Plane, und würde uns nach zwei oder drei Expeditionen mit all den Hauptzügen der Geographie Neuhollands bekannt machen; wären diese Züge einmal bekannt, so könnten die Erforschungen einzelner Theile besser geleitet werden, und würden schneller zum Ziele führen. In der Geographie,

wie in der Politik kommt das Herumtappen sehr hoch zu stehen, und führt immer wieder zum Ausgangspunkte zurück.

„Wie interessant wäre diese Reise durch Neuholland! Wie viele unerwartete Erscheinungen würde sie darbieten! Vielleicht würden Menschenrassen, getrennt von ihren übrigen Brüdern, erscheinen in jenen seltsamen Bildungen, als jene abscheulichen oder lächerlichen Wesen, von welchen die Geschichte uns Traditionen aufbewahrt hat, die vielleicht von jenem stolzen Dogmatismus, den so viele Gelehrte für einen Geist der Kritik halten, nur zu schnell verworfen wurden. Wer noch Riesen und Pygmäen, Menschen mit Schwänzen und Hörnern zu finden hofft, muß sie in Afrika oder Neuholland suchen. Aber vielleicht ist dieß leztere Land größtentheils nur von unschuldigen Stämmen Känguru's, Emu's und Umbuts bevölkert; statt eines neuen Eldorado's wird uns vielleicht eine von Affen und Bibern bewohnte Stadt lehren, wie weit sich die Intelligenz der Thiere in einer Wüste erheben kann, wo die Civilisation der Menschen nicht diese untergeordneten Rassen niederhält, die wir zu unsern Sklaven gemacht haben. Mißfallen diese Ideen einem Leser, der ein Freund des Nützlichen ist — wohlan, so mag er sich denken, daß das Land heilsame Kräuter und kostbare Hölzer enthalte. Wer weiß es? vielleicht findet man daselbst ein Mittel gegen Krankheiten, welche für unheilbar gehalten werden oder irgend ein neues Metall, das der Habsucht Europa's neue Nahrung verleiht?"

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß man statt all der Wunder und Seltenheiten, die Maltebrun dort zu finden hofft, blos Pflanzen und Vögel findet, die bisher unbekannt waren.

Verschiedene Klassen und Titel der Kolonisten, Kreolen und Verurtheilten in Neusüdwales.

Wir wollen nun kurz die besonderen Arten von Kolonisten in Neusüdwales charakterisiren. Sie sind in zwei Hauptklassen eingetheilt: in die der freiwilligen Emigranten und ihrer Abkömmlinge und die der freigelassenen Deportirten. Sey es nun eine Art Eitelkeit (deren Quelle aber sehr sonderbar wäre) oder sey es Neid, diese lezteren betrachten die Kolonie als eine ausschließlich für sie errichtete Niederlassung, als das besondere Erbtheil aller Deportirten, welche Großbritannien nach Neusüdwales ergießen wird; sie behaupten, es sey ihr rechtmäßiges Eigenthum, und tragen nur mit Mühe Das, was sie Usurpation der ersten nennen; auch nennen sie sich Legitime, und geben den Emigranten den Namen Illegitime oder reine Merinos.

Unter den Emigranten gibt es Ausschließliche (exclusionists), welche jeden Vorschlag der Annäherung zwischen Denen, welche das Gesetz nach Neusüdwales deportirt hat, und den Spekulanten, welche diese Kolonie Britanniens sich zu dem Felde ausersehen habe, das ihr Gewerbfleiß bearbeiten will, mit Abscheu zurückweisen. Wie es bei derlei Gelegenheiten immer der Fall ist, so hat sich eine dritte Partei erhoben, welche die beiden andern einander näher bringen will, und welche die Exaltirten beider Theile verabscheuen: dieß sind die Konfusionisten. Jede dieser Parteien hat Unterabtheilungen; jede hat die größte Antipathie gegen die Kolonisten, die einer andern Partei angehören, und bewahrt sorgfältig ihren Rang und ihre Farbe. So fliehen die reinen Emancipirten, d. h. Diejenigen, welche keine Strafe von der Obrigkeit erhalten haben, seit sie frei geworden sind, jede Verbindung mit einem unreinen Emancipirten, oder Demjenigen, welcher

wegen Lokalvergehen von der Gerechtigkeit bestraft worden ist. Die Konvikts sind die neu eingeführten Verurtheilten; man gab ihnen auch den Namen Kanarienvögel oder Zeisige, wegen der gelben Jacken, welche sie bei ihrer Ankunft anlegen müssen. Die titled Charakters sind Diejenigen, welche gezeichnet werden; die untitled Diejenigen, welche es nicht sind. Noch sind die Bushrangers (Buschklepper) zu nennen; dieß sind diejenigen Deportirten, welche ein Vagabunden- und unthätiges Abenteurerleben einer friedlichen und regelmäßigen Lebensart vorgezogen haben und in die Wälder entflohen sind. Sie leben vom Raub und plündern die Reisenden und Landeigenthümer. Vor mehreren Jahren war ihre Zahl beträchtlich. Zu bemerken ist, daß sie die Unglücklichen, die sie berauben, nur dann tödten, wenn es ihre persönliche Sicherheit erfordert. Die befreiten Deportirten in Neusüdwales haben beinahe alle Handelszweige dieser Niederlassung an sich gerissen. Alle Branntweinbrennereien, beinahe alle Brauereien, und ein großer Theil der Mühlen sind in ihren Händen.

Außer diesen Klassen sind die in der Kolonie gebornen Einwohner oder die Kreolen dort bekannter unter dem generischen Namen Currency, im Gegensatz des Namens Sterling, welcher den in England gebornen Bewohnern oder Kolonisten zukommt. Dieser Name wurde von einem witzigen Regimentsquartiermeister aufgebracht; denn damals stand das Pfund Currency niederer, als das Pfund Sterling. Die Currency-Söhne und Töchter sind eine schöne Klasse, die ihrem Geburtslande Ehre machen. Diese Leute werden natürlich vor der aufgeklärten Bevölkerung geachtet; lächerlich ist aber das Benehmen mancher alten Sterlingsfrauen, wenn sie mit Currencys in Zwist gerathen. „Elende“, schreien sie, „wie wagt Ihr es, Euer Currencyhaupt sehen zu lassen! Wisset, daß ich eine Sterling bin.“

Der einfache und männliche Charakter der Currencys verdient unser Lob, sagt Cunningham. Trunkenheit ist beinahe unbekannt bei ihnen, und ihre Ehrlichkeit ist sprichwörtlich geworden. Die wenigen, welche sich schlecht aufgeführt haben, haben unter dem Einfluß ihrer Eltern gehandelt, welche sämmtlich verurtheilte Currencys sind, und gehören drei zahlreichen Familien in der Kolonie an. Diese Thatsache ist der beste Beweis für den nützlichen Einfluß der Heirath auf die Besserung der Verbrecher. Weil es unter der Currencyjugend so wenig auf den Pfad des Lasters verirrte Verbrecher gibt, so muß man daraus schließen, daß ihre Eltern wenigstens nicht gesucht haben, dieselben zu verderben. So besteht also die Wohlthat der Ehe in einer neuen Kolonie nicht blos darin, daß dieselbe mit jungen und durch ihre Geburt an den Boden gefesselten Individuen bevölkert wird, sondern sie hat auch die Wirkung, bisher lasterhafte Menschen zur Ehrbarkeit und sogar zur Tugend zu leiten. Die Currencys werden groß und schlank, wie die Amerikaner, und zeichnen sich im Allgemeinen durch das Charakteristische der sächsischen Rasse, blonde Haare und blaue Augen, aus. Ihr Teint ist in der Jugend blaßgelb, und selbst im vorgerückten Alter sind sie von in England gebornen Individuen leicht zu unterscheiden. Rosenwangen läßt das Klima nicht zu, so wenig als in Amerika, wo eine blühende Gesichtsfarbe immer die Bemerkung hervorrufen wird: „Sie sind in der alten Welt geboren?“ Die Mädchen verlieren ihre Zähne gewöhnlich sehr frühe, und dieß fängt bereits mit der Mannbarkeit an. Junge Leute von niederem Range beschäftigen sich lieber mit Handel und Schifffahrt, als daß sie als Feldarbeiter in den Dienst der Pflanzer treten. Dieß rührt ohne

Zweifel sowohl davon her, daß sie sich nicht unter die Deportirten mischen mögen, welche gewöhnlich zu Feldarbeiten verwendet werden, als auch von einer gewissen Eitelkeit. Da die Feldarbeiten bisher nur von den Verurtheilten verrichtet worden waren, so halten sie dieses Gewerbe für erniedrigend, gerade wie die in den Sklavenkolonien ansässigen Weißen Arbeit jeder Art verabscheuen, weil sie die Sklaven allein arbeiten sehen.

Die Mädchen sind sanft, bescheiden und sehr einfach. Als Naturkinder sind sie leichtgläubig und leicht zu täuschen. Die der niederen Klassen treten sehr gerne in den Dienst eines achtbaren Hauses, um von ihren oft elenden Eltern wegzukommen: sie machen gerne Staat mit ihren hübschen Haaren, die sie mit einem Schildkrotkamm schmücken. Sie sind in der Regel sehr gute Dienstboten, deren man 10 bis 15 Pfund (250 bis 300 Franken) jährlichen Lohn gibt. Keuschheit gehört nicht unter ihre Tugenden, und diese Ungezwungenheit der Sitten rührt daher, daß ihre Eltern sie nie gelehrt haben, einen großen Werth darauf zu legen, besonders aber auch daher, daß sie sehen, daß die Verletzung des Keuschheitsgebotes in Australien kein Hinderniß der Versorgung durch Heirath ist. Sie schäckern sehr gerne in den Flüssen, und diejenigen, welche am Meere wohnen, können schwimmen und tauchen, wie Wasserhühner. Die jungen Curreneys hängen sehr an ihrem Lande und selbst der Anblick von London und Paris, wenn sie diese Städte besuchen, ändert Nichts an dieser Anhänglichkeit. Ein Mädchen, welches man fragte, ob sie wohl nach England reisen möchte, antwortete mit großer Naivetät: „Ich möchte nicht gerne dahin gehen, weil es daselbst so viele Diebe gibt!“ Sie stellte sich England ohne Zweifel als ein ganz von jenen Raubbienen bewohntes Nest vor, deren Schwärme alljährlich die Wüsten der Kolonie bevölkern. Die jungen Leute verheirathen sich in der Regel sehr frühe, und scheinen keinen Geschmack an dem Konkubinat zu finden, das unter ihren Sterlingsbrüdern so gewöhnlich ist. Liebende geben einander keine Liebespfänder, als Mementos von Rosen, Bänder, in zwei Stücke zerbrochene 12-Sousstücke oder andere zärtliche Angedenken, wie dieß unter der Jugend in England gewöhnlich ist. Auffallend ist es, daß sich in die Sprache dieser Leute das Rothwälsch der Diebe eingeschlichen hat. Die Curreneys sind wegen ihres Muthes und ihres Esprit de corps renommirt. Wenn ein Soldat Streit mit einem Curreney bekommt, so eilt sogleich die ganze Sippschaft demselben zu Hülfe. Die Curreneykinder liefern sich auch häufig Gefechte in den Straßen, und mehrere Feste, wie z. B. das Weihnachtsfest mit seinen Gesängen und den Karnevalmaskeraden, werden von ihnen gefeiert.

Niederlassungen der freien Kolonisten in Australien und besonders in Neusüdwales.

Sobald ein Engländer, der sich als Pflanzer in Australien niederlassen will, in diesem Lande angekommen ist, erbaut er sich ein Haus von Latten und Holz. Bisweilen nimmt man statt der Latten gespaltenes Holz, und das Dach besteht aus Baumrinde, welche mit langem Gras bedeckt wird; ein solches Dach ist gewiß im Sommer sehr kühl und im Winter sehr warm, da diese Bedeckung ein schlechter Wärmeleiter ist. Ist das Holz selten, so baut man mit Rasen und Steinen. Diese Wohnungen kosten sehr wenig; es gibt welche, die 24 Fuß lang und 12 Fuß breit sind, und hinten ein ebenso langes und 7 Fuß breites Rückgebäude haben, wozu

das Gebälkwerk blos 8 Pfund Sterling kostet; und mit der Bedeckung der Abtheilung in 4 Gelasse, mit dem Gipsen, dem Weißen und der Anschaffung von Thüren und Fenstern kommt die ganze Wohnung auf nicht mehr als 20 Pfund zu stehen. Der Fußboden ist von gut geschlagener Erde und eine Varnada (Galerie) hält das Haus frisch, weil es die Sonnenstrahlen davon abhält. Das Land wird entholzt und für den Pflug hergerichtet, was durch die zahlreichen Verurtheilten im Dienste der Regierung geschieht. Will sich aber der Pflanzer gerade nicht beeilen, so ist es das einfachste und wohlfeilste Mittel, die Bäume im Saft anzugreifen und sie absterben zu lassen. Nach Verlauf von 3 Jahren sind sie so stark ausgetrocknet, daß sie wie Zunder brennen. Nun hat man blos einen Graben herumzuziehen, oder die Wurzel bloszulegen; man zündet sodann an einem windigen Tage Feuer an und sogleich brennt und fällt der Baum. Wo viel Gras und wo es dicht steht, und wo Apfelbäume vorhanden sind, ist es ein Zeichen, daß das Land gut ist. Wer sich ein Landgut auswählen will, darf nicht auf die benachbarten Pflanzer hören, welche ihm sagen werden, es sey schlecht; sondern er darf glauben, daß es gut sey, wenn die obigen Anzeichen vorhanden sind. — Es liegt im Interesse der Regierung und des Handels, Pflanzer nach Australien zu ziehen; aber den Interessen der alten Pflanzer ist es offenbar zuwider, weil eine gewisse Zahl neuer Ankömmlinge eine Niederlassung bilden darf, und nun die Regierung Verurtheilte und Truppen dahin schickt, welche die Pflanzer ernähren müssen.

Schiffbruch von 108 verurtheilten Frauen an Bord der Amphitrite.

Aus den Freudenmädchen und Diebinnen der vereinigten Königreiche besteht die Bevölkerung der verurtheilten Frauen in Neusüdwales.

108 zur Deportation in diese Kolonie verurtheilte Frauen befanden sich an Bord des Fahrzeuges, das der Orkan am 31. August 1834 im Angesicht der französischen Küste vernichtete. 11 dieser Unglücklichen hatten ihre Kinder bei sich; unter den verurtheilten Frauenzimmern waren 12jährige bis zu 50jährigen, unter den Kindern 5wöchentliche bis zu 9jährigen. Mit Ausnahme einer alten Schottin zeigten sich alle als zärtliche Mütter; eine gab ihrem 7 bis 8 Jahre alten Sohne täglich Unterricht im Schreiben. Sie war eines der zahlreichen Freudenmädchen aus den Straßen Londons und sammt mehreren ihrer Gefährtinnen wegen Beschimpfung der Polizeiagenten und Auflehnung gegen dieselben zur infamirenden Strafe der Deportation verurtheilt worden.

Man kann sich denken, wie schamlos diese Personen waren; selbst die Matrosen errötheten darüber. Ein Bossemann, Namens Owen, der über Zucht und Sitte zu wachen hatte, mußte Eimer mit Wasser über diese Unglücklichen hergießen lassen, damit sie sich mit den Matrosen nicht gemein machten.

Wenn eine widerspenstig war, so sperrte man sie einige Stunden in ein hölzernes Käfig auf dem Verdecke ein. Dieses enge Käfig, das ungefähr wie ein Pendelgehäus aussah, war gerade so hoch, daß eine Frau aufrecht darin stehen konnte, ohne sich jedoch bewegen zu können; oben waren einige Luftlöcher angebracht. Das Käfig wurde nebst andern Trümmern des Schiffes auf der Küste gefunden.

Vor der Abreise der Amphitrite aus dem Hafen von Woolwich hatte eine bekannte Quäckerin, Mistreß Fry, nebst zwei andern ihrer

Glaubensgenossinnen, das Schiff besucht. Diese wohlthätigen Damen hatten einer jeden Verurtheilten eine Bibel gegeben, die nicht ohne Nutzen für sie war, da beinahe alle lesen konnten. Die Diebinnen, welche einige Zeit in Newgate zugebracht, hatten in der Schule dieses Gefängnisses Unterricht in den Anfangsgründen empfangen. Der Besitz der Bibeln war ein kostbares Geschenk für die Verurtheilten; sie brachten den Tag theils mit Lesen darin, theils mit Nähen zu.

Eine dieser Elenden aber, die verhärteter war, als die andern, antwortete auf die Ermahnungen der Quäckerinnen, welche das Schiff vor seiner Abfahrt mehrmals besuchten: „Was liegt mir am ewigen Leben! Ich bin schon dieses Lebens müde; mein sehnlicher Wunsch ist, daß das Schiff mit Mann und Maus unterginge, und wir ertränken mit Allen, welche uns wegführen!“ Die andern Frauen lachten über diese Worte, die nach einigen Tagen wirklich wahr werden sollten. Diejenige, welche diese Worte aussprach, war 18 Jahre alt, und die verdorbenste von Allen in dieser Heerde Verworfener.

Nur drei waren zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt; sie waren die resignirtesten. Alle schienen die Deportation nicht als eine sehr harte Strafe anzusehen. Mehrere sprachen davon, sich in Port-Jackson niederzulassen, wenn ihre Strafzeit vorüber sey, und erklärten, daß sie um keinen Preis mehr nach England zurückkehren möchten.

Ein Mädchen aus Wales, 19 Jahre alt, war das Marterholz der Bande: man machte sich über ihr Patois lustig, stahl ihr Alles, was sie besaß, und als man ihr nichts mehr nehmen konnte, überhäufte man sie mit Schlägen. Die arme Wallliserin sezte sich Morgens auf das Hinterdeck, betrachtete die tiefen Furchen, welche der Kiel des Schiffes in den Wellen machte, und weinte. Mehrere Tage wollte sie keine Nahrung zu sich nehmen, und man mußte sie zwingen, nur von Zeit zu Zeit eine Birne oder einen Apfel und ein Glas Wasser zu genießen.

Drei Freudenmädchen waren aus Worcester. Eine derselben, 23 Jahre alt, zeichnete sich durch ihre Schönheit aus; die beiden andern waren schwanger. Man sah sie immer beieinander, und sie hatten nur wenig oder gar keinen Verkehr mit ihren Mitgefangenen. Alle Abende sezten sie sich auf eine Bank, um die Bibel zu lesen, zu nähen oder Lieder zu singen, aber keine unanständige. Am ersten Tag ihrer Einschiffung wurden die beiden schwangeren Mädchen mit einer Diebin von Newgate in eine Hängematte gebracht: am folgenden Morgen beschwerten sie sich über Verdrießlichkeiten aller Art, welchen sie in dieser Gesellschaft ausgesezt gewesen waren: man nahm auf ihre Beschwerde Rücksicht, und von da an kamen die drei Mädchen von Worcester zusammen und waren unzertrennlich. Selbst der Tod sollte sie nicht trennen; denn sie hielten sich umschlungen, als der Orkan das Schiff auf die Küste von Frankreich trieb. Im ersten Augenblick ahnten die meisten Verurtheilten Nichts von der Größe der Gefahr. Man sah sie ruhig ihre Bündel schnüren und sich rüsten, in die Boote zu steigen, welche sie, wie sie glaubten, ans Land führen würden: einige sahen vielleicht im Sturm der Elemente schon ein Mittel zu ihrer Befreiung.

Der Kapitän und die Matrosen verbargen den Frauen bis zum lezten Augenblick das traurige Loos, das ihnen bevorstand. Sie wurden die Gefahr erst gewahr, als die Fluthen die Wellen über das Verdeck des

gescheiterten Schiffes wälzten. Die Seiten des Schiffes erlitten fürchterliche Stöße. Der Kapitän hatte die Boote nicht aussetzen wollen, aus Besorgniß, die Gefangenen, für welche er verantwortlich war, möchten ihm entwischen. Ein Boot war bereit, die Frau des Chirurgen aufzunehmen; dieses muthige Weib wollte sich aber nicht ohne ihren Mann retten; sie blieb mit den Verurtheilten auf dem Verdecke, während die Männer an den Tauen hinaufgeklettert waren. Da verschlang plötzlich eine Welle die 108 Frauen, die 12 Kinder, den Kapitän, den Chirurgen und alle Matrosen. John Owen, der Bosseman, James Richard Rice und noch ein Anderer, welche die Geistesgegenwart hatten, sich an schwimmende Schiffstrümmer zu klammern, wurden allein lebend an die Küste getrieben und von französischen Matrosen gerettet.

Alle diese unglücklichen Frauen hätten sich wahrscheinlich bald in Australien verheirathet und einem erträglichen Loose entgegengesehen.

Schicksal der in Australien gelandeten Verurtheilten.

Die Verurtheilten werden, wenn sie in Neusüdwales angekommen sind, als Knechte bei freien Pflanzern untergebracht, und bleiben dieß, so lange ihre Strafzeit dauert. Die meisten halten sich gut: die Unverbesserlichen werden Buschklepper. Mehrere der lezteren haben sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt, vor Allen einer, Namens Brady.

Brady war einer jener Schelmen, die sich durchaus nicht mit den einfachsten Gesetzen, das Eigenthum betreffend, stellen können, und die gewöhnlich die Gerechtigkeit nöthigen, ihnen eine andere Wohnstätte anzuweisen. Als der Schelm in Australien angekommen war, sah er, daß weder die Begegnisse auf der Reise, noch der Einfluß des Klima's etwas an seinen Neigungen geändert hätten, und entfloh.

Sobald er in den Wald entkommen war, organisirte er mit Hülfe anderer flüchtigen Verbrecher eine Bande, die durch ihre Kühnheit und Wildheit bald das Schrecken des Landes wurde. Auf 10 Meilen in der Runde sprach man nur von Brady und seiner Bande. Sich seiner zu entledigen, war keine leichte Sache. Die Räuber waren gewandt und kühn. Man stellte ihnen eine Falle. Ein Verurtheilter erhielt zugleich mit seiner Freiheit den Auftrag, Brady aufzusuchen, sich in seine Truppe aufnehmen zu lassen und sodann der Polizei alle Nachrichten mitzutheilen, wodurch seine Gefangennehmung erleichtert werden konnte. Dieser Plan aber scheiterte und diente nur dazu, daß der Bandit mehr auf seiner Hut war.

Einige Zeit nachher entwischte ein anderer Verurtheilter aus Zufall aus dem Gefängnisse und in die Wälder, ohne recht zu wissen, wo er sich hinwenden sollte, und fiel in die Hände der Truppe. Er wollte sie für sich interessiren; aber Brady zeigte weder Mitleid noch Vertrauen. Er sah in dem armen Teufel, der sich zu seinen Füßen herumwand, blos einen Spion oder Verräther, und kündigte ihm, jedoch mit einer Höflichkeit, von der er nie abwich, an, daß ihm nur 5 Minuten bleiben, um sich zum Tode vorzubereiten.

Nach Verlauf von 5 Minuten brachte man dem Verurtheilten ein Glas und eine Flasche, die man ihn ganz ausleeren ließ. Es war eine Flasche mit Laudanum. Als er den Trank zu sich genommen hatte, überließ man den Patienten sich selbst, und dieß war es, was ihn rettete. Sogleich, nachdem die Räuber ihn verlassen hatten, befiel ihn ein Erbrechen,

wodurch er den Trank wieder von sich gab und was ihm den Tod bringen sollte, brachte ihm nur einen etwas peinlichen Schlaf.

Er schlief 24 Stunden. Als er erwachte, hielt er es, ob er sich gleich verwunderte, noch am Leben zu seyn, für gut, dieß zu benützen. Aber der arme Mann war nicht glücklich. Kaum hatte er einige Meilen zurückgelegt, als er mit Brady und seinem Gefolge wieder zusammentraf.

Hollah! oh! rief der Bandit, hast du ein so zähes Leben, mein Tapferer, oder ist es etwa dein Schatten, der sich hier ergeht? Mag dem seyn, wie da will, eine Schlinge wird uns bald sagen, mit wem wir's zu thun haben. He! ihr Andern, einen Strick an diesen Baum, und laßt den schmucken Burschen in der Luft tanzen. Man machte nicht viel Umstände. Der Strick wurde angeknüpft, die fatale Schlinge ihm um den Hals gelegt; die Buschklepper lagerten sich und weideten sich an den Verzerrungen des Gehenkten.

Zum Glück war der Zweig schwach, der Mann dagegen sehr schwer; der Zweig brach, und der Mann fiel herab, mehr betäubt, als zerquetscht von seinem Fall. Aber Brady war nicht ferne. Beim Lärmen, den der Mann und der Zweig machten, eilte er herbei, und dießmal seine gewohnte Höflichkeit vergessend, ergriff er mit einer Hand das Schlachtopfer an der Brust, mit der andern sezte er ihm eine Pistole auf die Stirne und schoß ihm durch den Kopf.

Einige Jahre später erzählte uns der Patient selbst seine dreifache Katastrophe. Wir haben selbst an seinem Kopfe die Furche gesehen, welche die ungeschickt abgeschossene Kugel des Banditen ihm gemacht hatte.

Was Brady selbst betrifft, so war er weniger glücklich, als der Ebengenannte, und fand bald einen sichern und festern Galgen für sich, als der war, dessen er sich bedient hatte.

Wir wollen noch einen Beweis von dem wilden Charakter der Buschklepper anführen:

Am 1. December 1831 wurde die nach Sidney gehörige Handelsbrigg, der Kaledonier, welche vor der Strafkolonie Moreton-Bai (oder Glaßhouse-Bai) vor Anker lag, von 11 Buschkleppern überfallen, welche die Mannschaft übermeisterten, und mit Ausnahme des Kapitäns Browning, eines geachteten und verständigen jungen Mannes, ans Land sezten. Nun zogen sie die Segel auf, steuerten auf die hohe See und befahlen dem Kapitän, sie auf irgend eine von englischen Schiffen besuchte Insel der Südsee zu führen, da sie im Sinne hätten, nach England zurückzukehren. Browning weigerte sich Anfangs, dieß über sich zu nehmen, indem er seine Unfähigkeit vorschüzte; da ihm aber die Piraten sagten, daß sie zum Voraus über seinen Charakter und seine Fähigkeit Nachrichten eingezogen hätten, und entschlossen seyen, ihn zu tödten, wenn er ihren Wunsch nicht erfülle, so übernahm er das Kommando der Brigg und steuerte nach Süden. Kurze Zeit nach der Abfahrt verabredeten es die 6 schlechtesten Verurtheilten, die 5 anderen zu erwürgen, und brachten ihr Vorhaben bald in Ausführung. 4 derselben wurden unversehens niedergemacht; aber der fünfte suchte auf allerhand Art dem Tode zu entgehen; zuerst ließ er sich auf dem Schiffe herum verfolgen, dann kletterte er auf die Maste; endlich da er zu sehr gedrängt wurde, flüchtete er sich auf das Bugspriet und bat um Gnade — aber umsonst. Mehrere der Ungeheuer folgten ihm mit geschwungenen Messern dahin. Nun rutschte der Unglückliche an einem Seile hinab und,

während er sich mit beiden Händen daran hielt, flehte er aufs Kläglichste seine Gefährten um Mitleiden an. Diese schnitten spottend das Tau ab, und er verschwand in den Wellen. Nach solchen Vorgängen sah Browning wohl ein, daß es für seine Rettung unumgänglich nothwendig sey, das Vertrauen der Elenden zu gewinnen, und beeilte sich, das Fahrzeug auf eine jener kleinen Inseln zu führen, die sich auf seinem Wege befanden und deren Einwohner die neuen Ankömmlinge mit Wohlwollen aufnahmen. Dort entdeckte er aber, daß die Verbrecher den Plan gemacht hatten, ihn um ihrer eigenen Sicherheit willen zu ermorden, und stellte sich unter den Schutz des Häuptlings der Insel. Da die Schurken außer Stands waren, die Brigg allein zu führen, so baten sie Browning, zurückzukommen; dieser aber weigerte sich aufs Bestimmteste, sich mit ihnen einzuschiffen. Mittlerweile kam auf der Küste ein englischer Walfischfänger an, dessen Kapitän, als er von Dem, was vorgegangen war, Nachricht erhielt, einen Theil seiner Leute abschickte, um die Mörder zu ergreifen; diese aber flohen in das Innere des Landes. Aus Furcht vor ihrer Rache schiffte sich Browning trotz der Bitten der Wilden, die ihn bei sich behalten wollten, auf dem Walfischfänger ein und kam wohlbehalten nach Sidney zurück.

Bemerkungen über die Emancipirten.

Die erste Idee der Gründer der Kolonie war schön. Australien sollte nicht blos ein Straf-, sondern auch ein Besserungsort der Verbrecher werden. Dieser Plan wird aber nur ein leeres Wort bleiben, so lange die reinen Emancipirten sich weigern, Leute an ihren Tisch zu nehmen, welche verurtheilt wurden, und so lange die reinen Auswanderer beide obengenannten Arten von Kolonisten ebenfalls zurückstoßen werden. Ich sehe keinen Grund ein, sagt Cunningham, warum ein Mann, der verurtheilt wurde, von Stellen ausgeschlossen werden soll, zu welchen Leute, die nicht gestraft wurden, zugelassen werden, wenn seine Strafzeit vorüber ist und seine Aufführung nachher immer tadellos war. Dieses System der Ausschließung, das auf die Selbstachtung des Menschen einen so nachtheiligen Einfluß hat, wird auf einen Grad gesteigert, von dem man sich in Europa keine Vorstellung machen kann. Der Gauner, der politische Verbrecher und der Dieb werden für gleich ehrlos erklärt. Die Emancipistenklasse bildet aber in Wahrheit den gewerbsamsten und nützlichsten Theil der Gesellschaft und hat sich nie mit solchen Betrügereien abgegeben, wie sie den Ruf Derer, die mit dem schönen Titel freier Menschen prangen, mehrere Male befleckt haben.

Wunderbare Fortschritte des gesellschaftlichen Zustandes unter den Europäern und ihren Abkömmlingen in der Kolonie Neusüdwales.

Welche wunderbare Veränderungen wurden seit 1788, der Zeit der Gründung der Kolonie, durch die Hand der Engländer bewirkt, welche aus ihrem Vaterlande verbannt wurden, um ihre Verbrechen auf diesen fernen Ufern zu büßen. Schwerlich hätten die ersten Gründer der Kolonie so geglaubt, daß sie, indem sie einige Verbrecher 6000 Meilen von ihrer Heimath weg in die Wüsten des australischen Kontinents versezten, den Grund zu einem mächtigen Reiche legen würden, das schon jezt in raschem Fortschreiten zum Reichthum und zur Macht alle diejenigen übertrifft, welche

auf dem amerikanischen Festlande gegründet wurden. Stellen wir uns die denkwürdigsten Ereignisse in chronologischer Ordnung vor die Augen, so finden wir, daß die erste Landung am 26. Juni 1788 stattfand, und dieser Tag wird noch alljährlich durch ein Diner der Notablen unter den Kolonisten gefeiert: eine Sitte, die nicht abkommen sollte, wenn nicht die Eitelkeit, wie es so oft geschieht, die Vernunft zum Schweigen brächte; denn sie ist wohl geeignet, die Australier aufzumuntern, da sie dadurch aufgefordert werden, ihren jetzigen Zustand mit ihrem früheren zu vergleichen.

Gewiß ist es äußerst merkwürdig, daß die Stammeltern eines so muthigen verständigen und ehrenhaften Volkes, wie das australische ist, Verbrecher waren; denn der größte Theil der Currency's besteht aus deren Abkömmlingen. Sie haben ihre Verbrechen gegen die Gesellschaft dadurch ausgesöhnt, daß sie ihr einen so kostbaren Wohlstand vermachten: aus dem Bösen ist Gutes hervorgegangen und die wilde Wüste hat sich in ein Eden verwandelt. Im December 1789, ein Jahr nach der Gründung der Kolonie, fand die erste Erndte Statt zu Parramatta; im Jahr 1790 nahm der erste Pflanzer, James Ruse, sein Landgut in Besitz; im Jahr 1791 schickte man 12 Gefangene zu einer Niederlassung an die Ufer des Hawkesbury, und im Jahr 1793 lieferten sie der Regierung 1200 Scheffel Getreide. Im Jahr 1796 wurde die erste Komödie gespielt. Im Jahr 1803 wurde das erste Journal, die Gazette de Sidney, ausgegeben. In demselben Jahre kam der erste Selbstmord vor; ein Mann erhenkte sich im Gefängniß. Im Jahr 1805 erbaute James Underwood das erste Kolonialschiff. Im Jahr 1806 trat der Hawkesbury zum ersten Male aus, und es gab beinahe eine Hungersnoth. Im Jahr 1810 wurde die erste allgemeine Zählung veranstaltet und erhielten die Straßen von Sidney ihre Namen; im Jahr 1813 wurde die Messe von Parramatta und die Bank von Sidney gegründet. Im Jahr 1818 wurde der erste Ehebruch, im Jahr 1825 der erste Bruch eines Eheversprechens gerichtet; im Jahr 1826 das erste Koncert eröffnet. Dieß ist das ungeordnete Gemälde der ersten Begebenheiten und Erfolge.

Diejenigen, sagt Cunningham, welche die stufenweise fortschreitende Entwicklung der Kolonie nicht mit angesehen haben, und sich nur darauf beschränken, die Kolonie in ihrem gegenwärtigen Zustande zu betrachten, können sich keine entsprechende Vorstellung von den vorgegangenen Veränderungen machen. Das kann nur der alte Präsident, der Sidney trotz seiner Bevölkerung von 16,000 Seelen noch Camp nennt; nur er kann die Verbesserungen würdigen. Dieser Mann, der sich noch an die im Walde zerstreuten wenigen Erdhütten und isolirten Zelte erinnert, oder an das Dickicht um Sidneycove her, das damals unter dem Namen Cove bekannt war und nun eine volkreiche und blühende Stadt geworden ist, dieser Mann ist allein im Stande, die durch Zeit und Industrie herbeigeführten Veränderungen zu würdigen. Man trifft noch Leute, welche, indem sie von den alten Abenteuern der Kolonie erzählen, den Ort in der großen Straße, die damals ein dichtes Gehölz war, zeigen, wo sie Papageien fingen, und da wo nun die schönsten Gebäude stehen, die Stelle bezeichnen, auf der sie Bäume niederschlugen; man hört noch Geschichten von Personen erzählen, die sich da verirrten, wo nun die Hauptstadt von Australien steht, während ein alter Deportirter dem Schurken von gestern den noch blühenden Baum zeigt, unter welchem Tausende von Geißelhieben ausgetheilt wurden. Welche

Veränderung im Zustand der Dinge seit 20 Jahren! Damals war ein angesehener Engländer genöthigt, zu Fuß nach Parramatta zu gehen, um dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen, und da er unterwegs um seine Känguruhstiefel gekommen war, so mußte er bei dem Lever Sr. Excellenz in Strümpfen erscheinen; denn es wäre unmöglich gewesen, in der ganzen Stadt Parramatta, die damals blos ein Haufen ärmlicher Hütten war, ein Paar Schuhe zu kaufen oder zu leihen. Nun würde er in den zahlreichen Straßen, welche Parramatta durchkreuzen, ein unerschöpfliches Assortiment davon finden, und könnte täglich sich fünferlei verschiedener Transportmittel, dreier zu Lande und zweier zu Wasser, bedienen, um nach Parramatta zu kommen. Es ist noch nicht 20 Jahre her, daß auf dem Boden, den diese Straßen bedecken, ein Kommandeur im Schlafrock und in Maroquinpantoffeln hinter den arbeitenden Deportirten herschritt, einen ungeheuren Bambusstock unter dem Arme, womit er zahlreiche Hiebe auf die Schultern derjenigen regnen ließ, welche Gras und Wurzeln nicht sorgfältig genug ausgerissen hatten. Nun gibt es auf einem Raume von 2 Geviertmeilen 50,000 Einwohner; die Gerechtigkeit wird bei ihnen von Civil- und Kriminalgerichtshöfen, von 6 Assisenhöfen und 11 Bänken von Beamten, die aus ihrer Mitte gewählt werden, verwaltet. Da wo sich vor 38 Jahren noch kein einziges europäisches Thier befand, gibt es nun mehr als 200,000 Schafe, 100,000 Stück Rindvieh und einige tausend Arbeits- und Luxuspferde. Eine einzige Branntweinbrennerei verbraucht 100,000 Scheffel Getreide; 4 Dampfmühlen, 10 Wassermühlen, 16 Windmühlen und 2 von Pferden getriebene Mühlen verwandeln das Getreide in ein vortreffliches Mehl.

Und welche Veränderung ist nur auf der Stelle, wo Sidney steht, vorgegangen! Vor 48 Jahren war daselbst nicht eine Hütte oder sonst Etwas zu sehen; nun steht dort eine Stadt, die eine Geviertmeile im Umfang, die gewerbsame Bürger und einen beträchtlichen Handel hat.

Merkwürdig ist es, welche Gewandtheit für Geschäfte die meisten Auswanderer und besonders auch die verurtheilten Deportirten haben. Es sind gewöhnlich Leute von Talent, das aber bisher schlecht angewendet worden war. Sey es nun, daß ihre Grundsätze eine gänzliche Umwandlung erleiden, wenn sie Australien betreten, oder daß sie zu der Einsicht kommen, daß bei der Ehrlichkeit mehr zu gewinnen ist, als bei der Spitzbuberei: sie geben das leztere Gewerbe auf und werden ehrliche Leute; und ihre wohl angewendeten Fähigkeiten machen sie zu reichen Leuten. Ein Fremder ist weit weniger in Gefahr, von einem Kaufmann Sidneys getäuscht zu werden, als von Kaufleuten Londons, selbst wenn diese für ehrlich gelten, nicht weil die ersteren redlichere Grundsätze haben, sondern weil ihre Redlichkeit oder ihre Betrügerei durch die respektive Stellung eines jeden konstatirt werden. In der unermeßlichen Hauptstadt des brittischen Reichs, wo die öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nehmen, kann ein Kaufmann einen Fremden hintergehen, ohne daß sein Kredit darunter leidet; aber in der sehr beschränkten Gesellschaft von Sidney, wo jedes Individuum bekannt ist, würden die Klagen eines betrogenen Fremden unfehlbar bald von Mund zu Mund gehen, und der Kredit des Kaufmanns würde beteutend darunter leiden: ja man kann sogar so viel Vertrauen in die deportirten Kaufleute setzen, als in diejenigen, welche freiwillig ausgewandert sind, weil der emancipirte Kaufmann weiß, daß er

einst für einen Schurken bekannt war, und daß seine Aufführung nun mehr übertrieben werden wird, als die eines Mannes, dessen Ruf nie befleckt wurde.

Es gibt in der Hauptstadt Australiens, wie in London, mehrere Gesellschaften für die Verbreitung religiöser Ideen und der heiligen Schriften, und noch andere Institutionen, welche den philanthropischen Gesinnungen der angesehensten Einwohner Ehre machen. Außer den Sparkassen, die dort errichtet wurden, ist auch eine Gesellschaft zu nennen, deren Zweck es ist, die ersten Schritte der armen Leute und besonders der alten Militairs zu leiten, welche aus Europa nach Neusüdwales kommen. Sie zeigt ihnen den Weg an, den sie einzuschlagen haben, um Arbeit zu finden, wenn sie Handwerker sind, oder eine Stelle bei einem reichen Landeigenthümer, wenn sie Ackerbauer sind; und in allen Fällen wacht sie darüber, daß sie nicht von den Spitzbuben, deren es nicht wenige in der Kolonie gibt, ihrer geringen Habe beraubt werden. Aber auch die Verwaltung trägt ernstliche Sorge für die Verbesserung der Sitten und den Unterricht der niederen Klassen. Sie hat in allen Kantonen Primärschulen eingerichtet und unterhält auf ihre Kosten viele Pensionate, wo viele Kinder von Verbrechern oder Emancipirten ferne von ihren Eltern erzogen werden. Die jungen Bursche betreiben, wenn sie das durch die Reglements bestimmte Alter erreicht haben, unter der Aufsicht der Pension in der Stadt das Handwerk, das sie gelernt haben, und die Mädchen treten in Dienst bei den Einwohnern, oder erhalten eine Mitgabe an Land und Vieh, um sich verheirathen zu können. Diese Einrichtung war nothwendig in einem Lande, wo die Frauen des Volkes keine Moralität haben und also den Kindern der Herren, denen sie dienen, nur schlechte Grundsätze beibringen würden; auch hatte sie nach den Berichten Perons in den ersten Jahren ihrer Gründung einen großen Einfluß; wahrscheinlich hat sie aber mit dem Steigen der Bevölkerung diesen Einfluß verloren; denn nun scheint, obgleich die Pensionate noch bestehen, die Tugend unter den männlichen und weiblichen Abkömmlingen der Verurtheilten nicht viel Proselyten gemacht zu haben. Diese Annahme scheint die Maßregel zu bestätigen, zu welcher die brittische Regierung ihre Zuflucht nahm, nämlich junge Mädchen aus schlechten Häusern der drei Königreiche nach Sidney zu schicken, in der Hoffnung, sie würden unter dem Himmel Australiens Lucretien werden und die deportirten Frauen bekehren helfen; aber unglücklicherweise sind Geschmack und Gewohnheit stärker als die besten Vorsätze, und die Neugelandeten bilden, vermischt mit ihren Vorgängerinnen, ein Amalgama, das wenig Erbauliches für die Sitten hat.

Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt.

Die australische Ackerbaugesellschaft, welche sich 90 Meilen nördlich von Sidney zu Port-Stephan niedergelassen hat, verspricht der Kolonie bedeutende Wohlthaten. Sie hat eine Million Acres gutes Land, welches im Norden vom Flusse Manning begränzt wird, und es reicht am südlichen Ufer hinab bis zu den unteren Zweigen des Flusses Hunter. An ihrer Gränze werden diese Ländereien vom Karner und Manning bespielt, und im Mittelpunkte von den Flüssen Myall und Molomba und von 5 kleineren Flüssen, welche sich in die Seen Smith und Wallis oder in das Meer ergießen.

Die Distrikte von Neusüdwales, wo den Ackerbauern Ländereien

zugetheilt wurden, erstrecken sich vom 26. Breitegrad bis zum 32., d. h. vom Flusse Moroyo südlich von Sidney bis zum Flusse Manning, der im Westen das Thal Wellington in seine Gränzen einschließt. Die Kolonie scheint in diesem Augenblicke in blühendem Zustande zu seyn. Ihre Kaufleute zeichnen sich durch die kühnsten und riesenmäßigsten Plane aus. Die Magazine sind nach einem großen Maßstabe aus den besten und solidesten Materialien erbaut. Nicht nur im Hafen von Sidney hat der Handel von Australien seine Magazine und Quais erbaut, sondern von Sidney-cove bis zum Hafen Darling ist die ganze Linie mit Entrepots, Werften, Mühlen und Quais bedeckt, deren Anblick selbst Liverpool Ehre machen würde. Im Jahr 1831 liefen 150 fremde Schiffe, deren Tonnengehalt 31,259 Tonnen betrug, in Port-Jackson ein.

Vier Schiffe sind beständig mit dem Walfischfang beschäftigt, 6 mit dem Fange von Seekälbern, 2 als Paketbote zwischen Sidney und Newcastle und eines zwischen Sidney und Hobarttown. Mehrere Schiffe betreiben den Handel zwischen Sidney und Port-Dalrymple, kleinere Fahrzeuge ungerechnet. In den dreizehn Monaten vor dem Monat Juni 1826 haben 24 englische Schiffe Waaren im Werthe von 200,000 Pfund eingeführt und viele ehrenwerthe Pflanzer mitgebracht. Ladungen von gleichem Werthe sind auf 10 Schiffen angekommen von Isle de France, auf 5 von Indien, auf 4 von Brasilien, auf 2 vom Kap der guten Hoffnung und auf 5 von China. Ein ebenso gewinnreicher Handel wird mit den Südsee-Inseln und Neuseeland getrieben.

Sechs ganz von der Kompagnie befrachtete Schiffe haben Geräthe aller Art, verschiedene Sämereien, Fruchtbäume, Olivenbäume und Weinstöcke, ferner schöne Vollbluthengste, Stuten und 2000 Merinos dahin gebracht. Aber da die freie Kolonialpresse die Maßregeln, wodurch die neue Verwaltung die Strafdisciplin für die Verurtheilten strenger zu machen sucht, aufs Heftigste angriff, so werden wahrscheinlich die Bemühungen der meisten Journale das Mutterland nöthigen, seine Deportirten anderswohin zu bringen.

Es werden nur wenig Stoffe in Neusüdwales fabricirt und hauptsächlich blos sehr grobe, aber sehr dauerhafte Wollenzeuge. Indeß ist zu Parramatta eine große Tuchmanufaktur. Auch macht man Taue und Bindfaden aus neuseeländischem Lein zu Sidney. Die Känguruhaut ist für die Gerber Das, was das Kalbfell in Europa ist. Australien erzeugt mehrere Bäume, deren Rinde zum Gärben zu gebrauchen ist; auch werden Hüte fabricirt aus dem Pelz des fliegenden Eichhorns. Neben andern Gewerben ist der Schiffbau sehr bedeutend geworden, und die Kolonie hat mehrere aus einem gummihaltigen Holze, das so gut zu Schiffsbauten taugt, als das Tekholz, erbaute Schiffe vom Stapel gelassen.

Der Phokenfang ist eine der Haupterwerbsquellen von Port-Jackson, dem wahren Entrepot dieses Welttheiles. Als die Phokenjagd in der Baßmeerenge schlechter wurde, warfen die Spekulanten ihre Blicke auf die nahe Insel Neuseeland, wo man wußte, daß die Phoken landeten. Es gab keine Bai, keinen Schlupfhafen und keinen Fluß, der nicht von entschlossenen Fischern durchsucht wurde, und ihre Anstrengungen wurden mit dem besten Erfolge belohnt. Dauerhafte Freundschaftsverhältnisse wurden zwischen ihnen und den Eingebornen eröffnet, und brachten beiden Theilen Nutzen.

Indeß wurden mehrere Bootsmannschaften und Fischergesellschaften

Meer Elephanten

Digitized by Google

kürzlich von den Eingebornen angegriffen und niedergemacht, und die Leichname der Gefallenen wurden verzehrt, und wir wissen nicht, ob die Gegenwart eines englischen Konsuls Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten verhindern wird. Der Phokenfang wird noch immer fortgesezt, ob er gleich jezt nicht mehr so ergiebig ist.

Der Wallfischfang auf der Küste gewährte eine Aussicht auf Gewinn, die bereits die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselt. Die Wallfische sind gemeiniglich von der schwarzen Rasse, und kommen zu gewissen Zeiten sehr häufig an der Küste vor, so daß viele Boote in den Häfen fangen. Englische und amerikanische Schiffe führen den Ertrag des Fanges weg. Auch wird viel Seeelephantenthran auf der Insel Macquarie geholt. Diese Insel, die keinen Ankerplatz an ihrer Küste hat, und unter 54° 39′ südl. Breite liegt, ist blos ein Berg, der sich aus den stürmischen Fluthen der Südsee erhebt, ohne einen Baum oder ein Gesträuch irgend einer Art, und blos mit großen Büscheln dicken Grases bedeckt. Der dunkelgrüne Papagei findet sich unter diesem Klima, das nicht so kalt und öde ist, als die Shetland-Inseln, in großer Menge. Das ganze Jahr hindurch wohnen Leute auf der Insel, welche die aus dem Meere kommenden Seeelephanten tödten und den Thran aussieden. Oft sind zugleich Detaschements von 2 bis 3 verschiedenen Häusern daselbst, und nicht selten erheben sich wegen der Oberherrschaft auf dieser düsteren Küste von einer halben Meile unter ihnen so erbitterte Kriege als unter den Helden Roms wegen der Weltherrschaft. Die Kämpfer mit ihren langen Bärten, ihren fetten Kleidern und ihren beschmuzten oder geschwärzten Gesichtern gleichen mehr Haufen aus der Hölle hervorgekommener Dämonen, als Christen. Ihre Mundvorräthe beziehen sie aus Sidney; der Thran gibt ihnen Licht und Brennmaterial. Ihre Häuser, bestehend aus Mauern von mit Torf vermischten Steinen und einem Grasdach, werden so schmutzig und ekelhaft als ein Eskimopalast. Man bezahlt die Fischer nach Verhältniß des Thrans, den sie liefern. Der Thran und die Felle von Seekälbern kommen hauptsächlich von den Küsten Neuseelands und den Inseln der Baßmeerenge.

Ueber die Art und Weise, Handelsverbindungen zwischen Frankreich, Australien und Tasmanien anzuknüpfen, sagt Laplace Folgendes:

„Während meines Aufenthaltes zu Sidney versicherten mich alle Einwohner, welche ich befragte, daß unsere Weine und Branntweine gegen eine Abgabe von 15 Procent freien Eingang daselbst finden würden; aber bei meiner Rückkehr nach Frankreich hörte ich von Personen, die sich für gut unterrichtet ausgaben, dieß sey ein Irrthum. Es wäre möglich, daß man in der Absicht, die Brennereien aus Getraide zu begünstigen und die Einführung starker Branntweine in die Kolonie zu verhindern, einen Zoll von mehr als 15 Procent auf die Weine und Branntweine Frankreichs gelegt hätte; aber unsere Schiffer sollen darum noch nicht alle Handelsverbindung mit Neusüdwales und Van-Diemensland aufgeben. Gewiß können sie einen ansehnlichen Gewinn daselbst machen, wenn sie Waaren von guter Qualität dahin bringen; sie müssen mehr auf eine gute Auswahl als auf Wohlfeilheit der Gegenstände Rücksicht nehmen, aus denen sie ihre Ladung zusammensetzen, die übrigens um so schneller verkauft werden, je mannigfaltiger sie sind. Nöthig ist jedoch, daß unsere Regierung ihnen nicht nur dadurch zu Hülfe kommt, daß sie die Einfuhr der Hauptprodukte Australiens

in Frankreich erleichtert, sondern auch vom Hofe von London die Zulassung unserer Produkte in Neusüdwales unter minder ungünstigen Bedingungen auswirkt. Da ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß unsere Schiffe endlich Sidney besuchen werden, so halte ich es nicht für unangemessen, die Kapitäne darauf aufmerksam zu machen, daß sie, wenn sie einmal dort sind, sich wohl hüten, daß kein zur Klasse der Verurtheilten gehörendes Individuum sich im Augenblick der Abfahrt auf ihrem Schiffe verberge; denn wenn der Flüchtling entdeckt würde, so müßten sie nicht nur eine beträchtliche Geldstrafe erlegen, und ihre Abreise würde sehr verzögert werden, sondern sie wären auch andern Unannehmlichkeiten ausgesezt, wenn sie wieder nach Australien zurückkämen. Die Agenten der Polizei zu Port-Jackson haben ein sehr wachsames Auge auf die Schiffe, um dem Entweichen von Verurtheilten vorzubeugen; und in dieser Beziehung werden sie durch die öffentliche Meinung so unterstüzt, daß ein Kapitän, der nur im Verdacht wäre, die Flucht eines Deportirten begünstigt zu haben, allen Kredit in der Kolonie verlöre und von den Behörden mit Mißtrauen und Widerwillen behandelt würde."

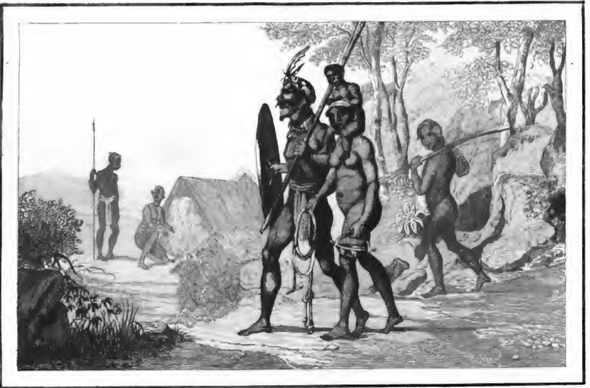
England führt jedes Jahr eine bedeutende Quantität seiner Produkte, als Baumwollen-, Wollen- und Leinenzeuge, Silbergeschirr und Porcellan, Pferdegeschirr, geistige Getränke, Specereien, Seife, Butter, Käse, u. s. w. in Australien ein. Indien und Kalkutta nehmen an dieser Einfuhr Theil; die amerikanische Union und Valparaiso (Chili) unterhalten häufigen Verkehr mit dieser Hauptstadt; das Kap der guten Hoffnung schickt seine Weine dahin; Brasilien seine Landesprodukte; China seinen Nanking, seine Seidezeuge, seinen Thee und sein irdenes Geschirr; Polynesien und Neuseeland Sandelholz, Perlmutter, Eingesalzenes, Arrowroot und Phormium. Sidney hat Getraide bis nach Ile de France gesandt; und die Handelshäuser dieser Hauptstadt haben Komptoire auf den Küsten Neuseelands zu Hukianga errichtet.

Schilderung der eingebornen oder schwarzen Australier.

Wir glauben, daß die eingebornen Australier von den Andamenen abstammen, den Ureinwohnern von Papuasien, woher sie durch die Torresmeerenge nach Australien gekommen seyn werden; und ungeachtet unserer hohen Achtung für den gelehrten Cunningham müssen wir sein System verwerfen, wornach er sie von den Malaien und Papuas abstammen läßt. Sie sind weniger dunkel, als die Schwarzen Afrika's; sie haben einen gelblicheren Teint als die Papuas, und ihre Farbe nähert sich der Farbe des Rußes. Mehrere Stämme haben eher eine nußbraune, schwach gelbliche Farbe, als eine schwarze; ihr ziemlich runder Schädel, ihre rückwärts gebogene Stirne, ihre flockigen und nicht glatten, und gewöhnlich krausen Haare unterscheiden sie von den Papuas. Ihre Arme sind sehr lang, und ihre mageren Beine noch länger; sie sind gewöhnlich behaart, mehrere aber auch glatt, und dadurch unterscheiden sie sich von den Malayen, endlich haben sie einen sehr großen Mund, eine breite und platte Nase, weite Nasenlöcher, ein wenig hervorstehende, aber schöne weiße Zähne. *)

Die Bewohner der kalten Gegenden von Flinders- und Baudins-, von Wandiemens-Land und der Insel Chatam, östlich von Neuseeland, sind

*) S. Blatt 232.



Eine Familie Wilder.

schwarz und kraus, während die Insulaner der Gilbert-Inseln, welche unter dem Aequator liegen, und die der Nukahiva-Inseln und des Roggaseen-Archipels einen gelblichen Teint haben, ein Beweis, daß nicht der Einfluß des Klima's dieses Resultat herbeigeführt hat.

Troß des ungestümen und rachsüchtigen Charakters der eingebornen Australier, troß der Grausamkeit, womit sie ihre Frauen behandeln, zeigten sie sich in der Regel sehr friedlich in ihrem Verkehr mit den Europäern, und selten ungastfreundlich gegen Schiffbrüchige. Sie scheinen offen und ferne von aller Verstellung zu seyn, und ebenso erkenntlich für eine gute Behandlung, als rachsüchtig in Folge einer Beleidigung. Wir sprechen hier natürlich blos von den Eingebornen, deren Lager in der Nähe der brittischen Besitzungen sind, denn ein Kontinent, der so ausgedehnt ist, und so viele verschiedene Klima's in sich begreift, schließt auch wahrscheinlich viele Völker in sich, die sich in Sitten und Gewohnheiten sehr von einander unterscheiden.

Kannibalismus.

Einige australische Stämme sind unzweifelhaft Kannibalen. Wahrscheinlich war das Menschenfressen allgemein unter den Völkern verbreitet, als sie noch in der Kindheit der Civilisation waren; selbst bei entwischten Deportirten kommt es nicht selten vor, wenn sie an Nahrungsmitteln Mangel leiden. Es hat seinen Grund im Instinkte der Selbsterhaltung zur Zeit der Hungersnoth und in einem Gefühl des Hasses und der Rache zur Zeit des Krieges. Auf Taiti heißt eine Periode des Mangels noch die Jahreszeit des Menschenfressens. Dieser Gebrauch herrscht auf der Insel Sumatra. Er existirt auf den Nukahiva-Inseln. Das Christenthum allein hat ihn auf den Pomotu-Inseln, die in der Nähe dieses Archipels liegen, abgeschafft. In voller Kraft besteht er noch auf Neuseeland und bei einigen Stämmen Australiens. Gleich beim ersten Verkehre der Europäer mit den Eingebornen der Grafschaft Argyle in Neusüdwales erfuhren sie, daß diese lezteren Kannibalen seyen und es auch gar nicht zu verhehlen suchten. Ein Mann behauptete, in einem Sacke, wie ihn die Frauen (gins) tragen, den fleischigen Theil vom Schenkel eines Mannes eingewickelt gesehen zu haben. Cunningham befand sich einst auf dem Landgute eines seiner Freunde, 40 Meilen von Sidney, als einer der Stämme von Argyle auf dem Rückwege von einem Gefechte mit den Eingebornen von Bathurst, die einen Einfall auf ihr Gebiet gemacht hatten, dort anhielt. Er fragte einen der Krieger, wie viele Feinde er getödtet habe; dieser hob seine fünf Finger auf, um die Zahl zu bezeichnen, welche er getödtet habe: der Krieger gab ihm zu verstehen, daß auch eine Frau darunter sey, und zeigte ihm die Brust derselben in einem Sacke, wobei er ohne Anstand erklärte, daß diese Reste bestimmt seyen, ebenso gegessen zu werden, wie man bereits die übrigen Theile des Körpers verzehrt habe. Diesem Vorgang wohnten 20 Zeugen an. Merkwürdig ist, daß der Kannibalismus nur bei Völkern vorkommt, die keinen erblichen oder erwählten Häuptling, oder sonst eine feste Obrigkeit haben, sondern wo Kraft und Tapferkeit allein herrschen. Die Eingebornen von den Pomotu-, den Nukahiva-Inseln, von Neuseeland und Australien gehören alle in diese Kategorie.

Sitten und Gewohnheiten der eingebornen Australier.

Troß der Verläumdungen der Kolonisten über die eingebornen Australier fehlt es diesen weder an Einsicht noch an Gerechtigkeit. Die meisten Eingebornen sind vortreffliche Schützen, wenn Sie den Gebrauch des Feuergewehrs erlernt haben, und die Weißen haben gefährliche Feinde in ihnen; denn da sie ein äußerst scharfes Gesicht haben, so entdecken sie den kleinsten Gegenstand, der sich in den Wäldern bewegt, und haben schnell jedes Thier getroffen, das durch sie geht. Es ist also unmöglich, sie zu überfallen, außer Morgens sehr frühe, und mit Hülfe eines eingebornen Führers; indeß können sie den Weißen immer entrinnen, indem sie sich von einem Baum auf den andern schwingen; denn selbst wenn man sie sieht, kann man sie kaum von dem von der Sonne verbrannten Holz unterscheiden. Sie scheuen sich, die Weißen anzugreifen, wenn deren Anzahl auch noch so gering ist, sobald diese mit Flinten bewaffnet sind, deren Furchtbarkeit ihnen wohl bekannt ist, und am besten kann man sie ferne halten, wenn man bloß die Flinte auf sie anlegt, denn sobald sie losgeschossen ist, werfen sie sich auf ihr Opfer und durchbohren es mit ihren Wurfspießen. Während des beschwerlichen Krieges, den man ihm Jahr 1816 gegen sie führen mußte, merkte ein Pflanzer, der gerade bei seiner Heerde war, an der Unruhe, die sein Vieh zeigte, daß etwas in der Nähe seyn müsse, was ihnen zuwider war, und bald benahm ihm das Pfeifen eines Wurfspießes durch die Luft allen Zweifel hierüber. Ein Pfeil heftete seinen Hund an den Boden. Die Wilden, die sich, wie gewöhnlich in einem Halbkreise, um ihn hergedrängt hatten, stießen ein gräßliches Geschrei aus, und ließen einen Hagel von Wurfspießen auf ihn regnen, denen er nur dadurch entging, daß er hinter einen Baum trat. Nun ergriff er sein Gewehr und hielt sie damit ferne, bis er einen Fluß erreicht hatte; dort gab er Feuer und schwamm über den Fluß. Das Rindvieh hat eine ganz eigene Antipathie gegen die Wilden, was wahrscheinlich von ihren widrigen Ausdünstungen herrührt. Wenn die Thiere Wilden im Walde begegnen, so fliehen sie schnaubend und Getöse machend vor ihnen, oder verfolgen sie dieselben, wie wenn sie wüthend wären, und nöthigen sie, auf einen Baum zu klettern, was sie mit der Leichtigkeit eines Affen ausführen.

Die Rache ist bei ihnen, wie bei den meisten Wilden, erst dann gestillt, wenn das Blut des Gegners geflossen ist. Sie suchen nicht gerade die Person, die sie beleidigt hat; war es ein Weißer, so lassen sie ihren Zorn an dem ersten Individuum von dieser Farbe aus, das ihnen begegnet, weil nach ihrer Ansicht Blut mit Blut gesühnt werden muß. Sie wissen in ihrem wilden Zustande nicht, was Verzeihen und Vergessen heißt. Haben sie einen Weißen getödtet, so machen sie sich immer auf Repressalien gefaßt. Welche Beweise von Freundschaft auch die andern Weißen ihnen geben mögen, so halten sie sich nicht für sicher, so lange nicht einige der Ihrigen von den Händen ihrer Feinde den Tod empfangen haben. Man muß gestehen, daß einige Deportirte ihnen gerechte Veranlassung zu Klagen gegeben haben; die Metzeleien aber, welche im Jahr 1816 an den Ufern des Flusses Hunter Statt fanden, lieferten den Beweis, wie hinterlistig und grausam die Wilden sind. Ein schottischer Pflanzer hatte sich an diesem Flusse niedergelassen; Geschäfte riefen ihn nach Sidney, und er ließ zu Besorgung seiner Angelegenheiten seinen Vetter mit einem deportirten irländischen Bedienten zurück. Ihre einsame Lage brachte die Wilden auf

den Gedanken, die beiden Unglücklichen zu ermorden und das Landgut zu plündern. In dieser Absicht kamen sie, wie es schien, mit freundlichen Gesinnungen heran, und während der Herr neben der Hütte sitzend las, schlich sich ein Elender von hohem Wuchs und mit wildem Blicke, genannt Nullan-Nullan (der Schläger), hinter ihn und zerschmetterte ihm mit einem furchtbaren Schlag den Hirnschädel. Hierauf aßen die Kannibalen das Gehirn. Sechszig Schritte von da fand man den Bedienten ganz mit Zweigen bedeckt, und das Haus wurde ganz geplündert. Die Heerden fand man in einiger Entfernung, unter der Hut eines schottischen Hundes weidend. Ein Detaschement Soldaten und Konstables rückte zu ihrer Verfolgung aus, und nun sah man einen Beweis rührender mütterlicher Zärtlichkeit. Eine hartnäckig verfolgte Frau floh mit ihrem Kinde auf dem Rücken. Ob sie gleich jeden Augenblick auf einen Flintenschuß gefaßt seyn mußte, so faßte sie doch den edeln Entschluß, ihr Kind mit Gefahr ihres Lebens zu retten, sezte sich mit ihrer Last in Lauf und rief ihren Mann zu Hülfe. Endlich fiel sie erschöpft durch ihre Anstrengungen auf den weichen und morastigen Boden nieder; schon schien sie alle Hoffnung aufzugeben, als plötzlich der Vater auf dem Kamm einer nahen Anhöhe erschien, seine Feinde herausforderte und seine Gegenwart durch ein gräßliches Geschrei kund that. Als die Mutter sah, daß sie Hülfe bekommen werde, trieb sie ihr Kind vorwärts gegen seinen Vater, der es durch lauten Zuruf ermuthigte. Rasch kletterte die kleine Kreatur auf die Spitze des Hügels, wie wenn sie die Gefahr gekannt hätte, stieg auf die Schultern ihres Vaters, und beide verschwanden im Dickicht.

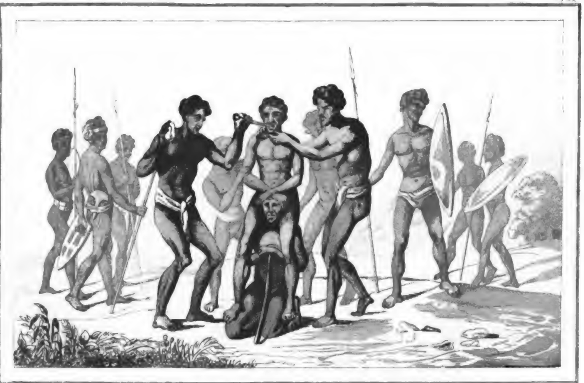
Wenn ein Weißer die Wilden einmal getäuscht hat, so haben sie kein Vertrauen mehr auf ihn.

Hüte dich wohl, die Eingebornen zu schlagen, und besonders die, welche die Europäer kennen, selbst wenn du sie über einem Diebstahl ertappst: sie werden sich rächen, indem sie dir früher oder später das Leben nehmen, wenn es dir nicht gelingt, sie zu beruhigen, denn sie machen sich so wenig aus dem Leben eines Menschen als dem eines Schmetterlings. Fällst du in ihre Hände, so darfst du weder erschrocken noch drohend auftreten, sondern eine kalte Ruhe und das vollkommenste Vertrauen in sie zeigen. Wir wollen ein schönes Beispiel von wahrem Muthe anführen, das zugleich auch den Beweis liefert, welchen Einfluß die Frauen selbst auf die rohsten Wilden haben. Im Jahr 1816, zur Zeit der von den Schwarzen an den Weißen am Fluß Hunter verübten Mordthaten, hatten die Eingebornen der Umgegend von Morton, des Sitzes von Lieutenant Ogiloie, die freundschaftliche Verbindung mit dieser Niederlassung aufrecht erhalten; während seiner Abwesenheit aber waren sie von einem Detachement Soldaten und Konstables mißhandelt und zu feindseligen Schritten gereizt worden. Madame Ogiloie war zu Hause, umgeben von ihren Kindern und einigen Dienstboten, als das drohende Geheul einer Truppe Wilder, welche ihre Wohnung eingeschlossen hatte, sie plötzlich aufschreckte; sie bot alle Energie auf, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Die Eingebornen hatten die beiden Konstablen an der Brust gefaßt, sagten ihnen so viele Beleidigungen, als sie nur bei ihrer geringen Kenntniß der englischen Sprache vorbringen konnten, und waren im Begriff, ihnen die Hirnschalen mit ihren Waddie's zu zerschmettern, als Madame Ogiloie sich unerschrocken zwischen die Keulen und Wurfspieße warf und den Wilden durch ihre

Festigkeit so imponirte, daß sie sich nach Verlauf einer halben Stunde im besten Einverständniß mit allen Mitgliedern der Niederlassung wieder zurückzogen.

Es herrschten einige abergläubische Ideen unter ihnen: denn den Namen Religion können wir ihnen nicht geben, weil sie sie so wenig zum Guten antreiben, als vom Bösen zurückhalten. Sie glauben an den Einfluß von Träumen und Bezauberungen. Beinahe alle ihre Krankheiten schreiben sie dem Einflusse eines bösen Wesens zu. Auch sind die gewöhnlichsten von den Kinedou's und Malgaradocks angewendeten Mittel blos Bezauberungen, wodurch die Wirkung des ersteren vernichtet werden soll. Sie haben Kerredei's (eine Art Zauberärzte, wie die Kinedu's und Malgaradocks), welche dem Jüngling, der in das Mannesalter eintritt, einen der vordern Zähne ausreißen. Diese Ceremonie heißt Gna-lung *). Sie glauben an einen guten Geist, den sie Coyan nennen, und an einen bösen Geist, den sie Potoyan nennen. Sie halten es für gewiß, daß der erste die Machinationen des leztern überwacht, sie dagegen beschüzt und ihnen die Kinder wieder finden hilft, die der zweite anlockt, um sie zu verzehren. Zuerst machen sie sich vermittelst einer Opfergabe von Wurfspießen Coyan günstig, und dann suchen sie das verlorne Kind wieder auf. Finden sie es wieder, so hat natürlich Coyan das Verdienst davon; finden sie es aber nicht, so schließen sie daraus, daß Etwas geschehen sey, was sein Mißfallen erregt habe. Potoyan streift nach Beute umher, wenn die Nacht gekommen ist; aber er fürchtet sich vor dem Feuer, wodurch man sich also gegen ihn schützen kann; darum reisen die Eingebornen nicht bei Nacht und schlafen nur, wenn ein großes Feuer neben ihnen brennt. Die Schwarzen in der Gegend von Sidney schlafen um einen großen Scheiterhaufen her; im Innern aber macht sich ein jeder ein besonderes Feuer. Man erzürnt Potoyan, wenn man einen angezündeten Stab in der Luft schwingt: „Thut das nicht! Thut das nicht!“ rufen die Furchtsamen; „sonst kommt der Teufel.“ Er kündigt sich mit einem tiefen und anhaltenden Pfeifen an, wie wenn ein schwacher Wind in den Zweigen rauscht. Ein Bewohner von Newcastle benüzte diesen Umstand, um seine Varanda (Galerie) von einigen dieser an die Macht Potoyans glaubenden Wilden zu befreien, die die Nacht daselbst zubringen wollten, aber dem Eigenthümer durch ihr widriges und unaufhörliches Geplapper beschwerlich fielen. Um sich ihrer zu entledigen, schlich er sich leise an das Fenster, öffnete es ohne Geräusch und ahmte das unheilverkündende Pfeifen Potoyans nach. Zuerst hörte man ein leises Murmeln unter den Wilden, dann folgte eine Todesstille, wie wenn alle Ohren sich spizten, um den Ton richtig zu unterscheiden: da fing der Eigenthümer wieder an zu pfeifen, und plötzlich sprangen Alle aus der Varanda und betraten sie nie wieder. Ob sie gleich sich roh gegen einander benehmen und ohne Bedenken ihre Neugebornen tödten, wenn es ihnen an Mitteln fehlt, sie zu ernähren, so werden doch diejenigen, welche am Leben bleiben, mit der größten Zärtlichkeit aufgezogen, und der Schmerz, den ihnen der Tod eines Verwandten verursacht, ist, wenn auch von kurzer Dauer, doch sehr heftig. Was die Nahrung betrifft, so machen sie durchaus keine Auswahl, und wenn sie vom Hunger geplagt werden, so verschlingen sie, was sie finden, mit größter Gier: Erdwürmer, Schlangen, stinkenden

*) S. Blatt 242.



Feierlichkeit des Gna-Loung

Verschönerte Köpfe dreier Eingebornen

Digitized by Google

Walfisch und sogar Ungeziefer: das lezte Hülfsmittel, das sie an ihrer Person selbst finden, wie die Affen. Merkwürdig ist es, sie ein Opossum verfolgen zu sehen, wenn es sich in einen hohlen Baum geflüchtet hat. Wenn sie am Stamm die Spuren seiner Klauen entdeckt haben, so klettern sie vermittelst Einschnitten, welche sie darein machen, hinauf; und wenn sie an dem Loche angekommen sind, wo sie vermuthen, daß sich das Opossum verborgen habe, sondiren sie mit einem langen Stocke, um sich von der Anwesenheit des Thieres zu überzeugen. Wenn sie es nun nicht mit der Hand fangen können, so machen sie etwas unter der Oeffnung ein Loch, sondiren noch einmal, um das Opossum zu zwingen, seinen Kopf zu verbergen, stecken die Hand in das Loch, ergreifen das Thier am Schwanz, ziehen es heraus und tödten es, indem sie es gegen den Baumstamm hin werfen. Sie haben es sehr gerne, wenn ein Weißer ihnen das Haar schneidet, weil die Operation leichter und schneller mit der Scheere von Statten geht, als mit der Muschelschale, welche sie gebrauchen. Als Cunningham in der Nähe einiger Stämme kampirte, welche die Europäer nicht kannten, so verrichtete er diese Operation oft an ihnen, um ihrer Zudringlichkeit los zu werden. Er begegnete ihnen nachher nie in den Wäldern, ohne daß sie ein durchdringendes Geschrei ausstießen und ihm an ihren geschorenen Köpfen zeigten, daß sie seine alten Freunde seyen. Er belustigte sich auch sehr mit einem Eingebornen, den der Anblick eines Spiegels in den größten Schrecken versezte; es war ein Greis: er besah sich darin mit so ernster und zugleich erschrockener Miene, daß Cunningham in ein lautes Lachen ausbrach. Er öffnete den Mund und ging auf sein aus dem Spiegel heraussehendes Bild zu, wie wenn er es verschlingen wollte: dann stieß er einen Seufzer aus und bebte und kehrte sich um, um dem Anblick zu entgehen, aber ohne einen Versuch zur Flucht zu machen. Allein Cunningham hielt ihm, auf welche Seite er sich drehen mochte, den Spiegel vor das Gesicht; endlich wie wenn er sich der gräßlichen Erscheinung entziehen wollte, die er vor sich zu haben glaubte, schloß der Alte die Augen ganz und zitterte, wie wenn er das Fieber hätte; indeß öffnete er doch von Zeit zu Zeit das Auge ganz wenig, um zu sehen, ob der Kobold noch da sey. Einer seiner Kameraden zerstreute nun seine Besorgnisse; aber sein bestürzter Blick und sein erzwungenes Lachen, das er ausstieß, wenn er sich im Spiegel besah, verriethen nur zu deutlich, daß er wenig Geschmack an dieser Erscheinung habe.

Ihre Unreinlichkeit ist die Quelle abscheulicher Krankheiten, und an einigen bemerkte man Spuren von Syphilis; aber sie genesen von diesen und andern Uebeln mit der Zeit wieder. Cunningham sah einen Wilden, der durch eine Baumwurzel am Fuße verwundet war, ein Loch in die Erde graben und das verwundete Glied in die feuchte Erde halten, ehe er das Stück Wurzel, das ihm in den Fuß gegangen war, herauszog: eine eigene Art von Kataplasma!

Die schwarzen Australier sind lebhaft, fröhlich und nicht ohne alle Anlagen; man hat Beweise, daß sie so schnell lesen und schreiben lernen, als die Europäer. Man kann nicht begreifen, wie sie bei dieser Fähigkeit doch noch auf der untersten Stufe der Civilisation stehen können. Sie scheinen in der That das Mittelglied zwischen dem Menschen und Orangutang zu bilden. In ihren raschen und schnellenden Bewegungen gleichen sie viel jenen intelligenten Bimanen der Wälder. Die seltsame Verdrehung

ihres Kopfes und die burleske Art, mit der sie ihre Hände aufheben, wenn sie die Sonne oder irgend einen andern fernen Gegenstand betrachten, gleichen mehr thierischen, als menschlichen Bewegungen. Indeß sind nicht alle häßlich, sondern es gibt unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts auch hie und da hübsche. Die alten Frauen aber sind wahre Vogelscheuchen.

Obgleich das Wild und andere Nahrungsmittel in den Wäldern des Innern von Neusüdwales ziemlich reichlich vorhanden sind, so sind sie doch so zerstreut, daß die Eingebornen beständig in Bewegung seyn müssen, um sie aufzutreiben. Sie können also unmöglich einen festen Wohnsitz haben. Dieses Nomadenleben ist wahrscheinlich auch eine Ursache ihrer Geistesschwäche; denn warum sollten sie sich Geräthschaften verfertigen, welche sie auf ihren beständigen Zügen nicht wohl mit sich führen könnten?

Der Neuseeländer, sagt Cunningham, muß sich unter seinen Yamswurzeln, seinen süßen Pataten und Schweinen, die er zu seiner Nahrung erzieht, weil ihm die Wälder nicht genug Wild liefern, daß er sich davon nähren könnte, eine feste Wohnung erbauen. Er schmückt seine Hütte mit ausgehauenen Schalen und andern Geräthschaften, die er in seinen Mußestunden verfertigt und womit er gerne prangt. Aber die australischen Stämme finden in ihren beständigen Wanderungen, die sie unternehmen müssen, um sich ihre Nahrung zu verschaffen, eine hinreichende Zerstreuung und durch die beständigen Kriege, die Tödtung der Kinder und das Konkubinat nimmt ihre Zahl immer mehr ab. Sie sehen sich nie in die Nothwendigkeit versezt, sich zu vereinigen und ihre Bedürfnisse durch künstliche Mittel zu befriedigen, wie die meisten Bewohner der südlichen Inseln Polynesiens. Nur die an der Küste wohnenden Australier haben feste Wohnsitze; denn dort gewähren ihnen Muscheln und Fische hinreichende Nahrung für den größten Theil des Jahres.

Der stationäre Zustand, in dem diese Wilden vegetiren, erklärt sich auch durch den gänzlichen Mangel einer Hierarchie in ihren Stämmen. Die wilden Stämme Nordamerika's, wo die Häuptlinge blos Rathgeber sind, ohne die Macht zu haben, ihre Gedanken auch zur Ausführung zu bringen, und also die alten wilden Sitten ihrer Stämme zu ändern, bleiben immer auf derselben Stufe der Kultur. Einen noch sprechendern Beweis für diese Bemerkung liefern die Neuseeländer. Es gibt unter ihnen keine gesetzliche Ordnung, deren Aufrechthaltung einem Häuptlinge zustände, wenn man nicht etwa eine Art Kontrolle, wie sie ein Räuberhauptmann über seine Bande hat, so nennen will. Darum bleiben sie auch, obgleich seit mehr als 15 Jahren anglikanische Missionäre unter ihnen wohnen, doch Barbaren. Welcher Kontrast zwischen ihnen und den Stämmen von der nämlichen Rasse, welche die andern Südseeinseln bewohnen und eine andere Verfassung haben, z. B. Taïti, die Hauaï-Inseln, Tonga u. s. w. Dort haben sich die Missionäre die Freundschaft der Könige und unumschränkten Häuptlinge gesichert, und sie mit ihren Ansichten befreundet, und dadurch nicht blos Sicherheit für ihr Leben und Eigenthum, sondern auch nützliche Gehülfen für die Bekehrung und Civilisirung der Masse des Volkes gewonnen.

Wilde, welche, nachdem sie lange Zeit unter den Europäern gelebt haben, die civilisirte Gesellschaft wieder verlassen, um frei in den Wäldern zu leben.

Umsonst wurden verschiedene Versuche gemacht, diese Wilden zu civilisiren; hier die zwei bemerkenswerthesten. — Der Gründer der Kolonie, der

Gouverneur Philipps, hatte den Australier Benilong, der den ersten Kolonisten verschiedene wichtige Dienste geleistet hatte, im Jahr 1788 in sein Haus aufgenommen. Als Philipps im Jahr 1792 nach England zurückkehrte, nahm er Benilong mit sich und behielt ihn in seinem Hause bis zum Jahr 1795, in welchem Jahre der Kapitän Hunter zum Gouverneur ernannt wurde. Benilong kehrte im Gefolge dieses Würdeträgers wieder in sein Vaterland zurück, und dieser behielt ihn in seinem Hause, wie sein Vorgänger. Einige Zeit lang betrug er sich ziemlich anständig; man hielt ihn für beinahe civilisirt und dachte nicht von Ferne daran, daß er dieses ruhige Leben gegen das wilde Leben in den Wäldern würde vertauschen wollen; und doch geschah es. Er besuchte einige wilde Australier, ohne daß Anfangs seine Gesinnungen durch diese Berührung geändert worden wäre; bald aber kam er allmälig zu ihrer Denkweise zurück und träumte von den Wildnissen im Innern. An einem schönen Tage warf er seine Kleider von sich und verschwand für immer. Er sezte keinen Fuß mehr in die Stadt. Marsden, der Kaplan der Kolonie, der Benilong im Walde sah, erzählt, dieser Mann, der wieder ein Wilder geworden sey, vermisse durchaus keinen Genuß der Civilisation.

Ein anderes Beispiel erzählt Cunningham:

„Ein eingeborner Australier, den ich seit seiner zartesten Kindheit gekannt hatte, gehörte zum Stamme Parramatta; sein englischer Name war Daniel; er war ein sehr schöner junger Mann. Der Botaniker Caley hatte ihn in sein Haus aufgenommen, und mehrere Jahre bei sich behalten. Als Caley nach England zurückkehrte, begleitete ihn Daniel, und er blieb lange daselbst; er wurde in die ersten Gesellschaften Londons eingeführt. Endlich kehrte er wieder nach Neusüdwales zurück, und als ich ihn das erste Mal nach seiner Rückkehr wieder sah, saß er auch ganz nackt auf einem Baumstamme mitten in den Wäldern 8 Meilen nördlich von Parramatta. Ich drückte ihm mein Erstaunen aus, ihn in diesem Zustande zu sehen, und fragte ihn, warum er seine Kleider abgelegt habe und nun in den Wäldern lebe: er antwortete mir, er liebe nichts so sehr als die Wälder. Kurz darauf begegnete er einem freien englischen Mädchen 5 Meilen von Parramatta, die zu ihrem Vater zurückkehren wollte, griff sie an und schändete sie. Er wurde festgenommen und hingerichtet, und starb tapfer als ein Wilder. Entmuthigt durch diese fruchtlosen Versuche beschloß die Regierung, diese Menschen nach ihrem Gutdünken herumstreifen zu lassen; nur zwingt sie dieselben, das Eigenthum auf den Feldern und die Gesetze der Schamhaftigkeit zu achten, wenn sie in den Städten erscheinen. Mit Ausnahme weniger Verletzungen werden diese Befehle ziemlich gewissenhaft geachtet. Die Eingebornen des Küstengebiets leben friedlich mitten unter den Engländern; sie betteln blos um Lebensmittel und Branntwein, welchen sie leidenschaftlich gern trinken; im Innern aber erheben sich oft heftige Streitigkeiten zwischen den Wilden und Engländern. Es kommt zu Thätlichkeiten und Blutvergießen; bald greifen die Wilden, bald die Engländer an; in beiden Fällen muß man Truppenabtheilungen aussenden, welche strenge Exempel statuiren. Es ist beinahe gewiß, daß die Bewohner der Küste keine Kannibalen sind; dagegen sind es, wie bereits erwähnt wurde, die Bewohner des Innern, und mehrmals wurden Engländer von ihnen niedergemacht und aufgezehrt.

Was für die Civilisation der Australier noch ferner geschehen ist, und noch zu geschehen hätte.

Hat wohl die Vorsehung es für gut gefunden, einem Theile des menschlichen Geschlechtes blos eine so schwache Dosis von Intelligenz zu verleihen, daß die Individuen, aus denen er besteht, sich nicht über den thierischen Instinkt erheben können? Hat die Vorsehung einem civilisirten Volke das Recht gegeben, einem Volke, das nicht so intelligent ist, als die Europäer, den Boden zu entreißen, den sie ihm zu seiner Subsistenz angewiesen hat? Wollte man nun die beiden Fragen bejahend beantworten, so wäre noch zu beweisen, daß die Ureinwohner von Australien, wenn sie auch in der That einer an Intelligenz sehr untergeordneten Rasse angehören, nicht zum Menschengeschlechte zu rechnen seyen.

Einst glaubte man allgemein, die schwarzen Afrikaner seyen ganz unfähig, civilisirt zu werden; und diese Ansicht gab in Verbindung mit kaufmännischer Habsucht Veranlassung zu dem Sklavenhandel in Amerika und Ostindien. Nun aber müssen wir, wenn es gleich anerkannt ist, daß die Afrikaner auf einer niedrigeren Stufe der Intelligenz stehen, sowohl dieser als ihrem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber die unglücklichen Folgen des alten Irrthums dauern noch fort, wenigstens zum größten Theile. Möge die Vergangenheit der Zukunft Lehren geben, und möge man sich hüten, aus Gewinnsucht einer Theorie zu huldigen, deren Resultate ebenso traurig für Australien werden könnten, als sie es für die neue Welt wurden.

Bisher geschah noch sehr wenig für die Civilisation der Australier; man ließ sich durch mißlungene Versuche zu bald entmuthigen; ja man muß sagen, daß der Verkehr der europäischen Pflanzer mit den Ureinwohnern für diese nur traurige Folgen gehabt hat. In seinem offiziellen Bericht entwirft Bigge eine traurige Schilderung von den Früchten, die das schlechte Beispiel der Europäer unter den Stämmen Australiens und Polynesiens hervorgebracht hat, und macht den Weißen mit Recht den Vorwurf, daß sie die Sitten der Wilden durch ihre Beispiele von Trunkliebe, Ausschweifungen und Gewaltthätigkeit noch wilder machen. Burton lenkte zulezt die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen auf die Bedrückungen, welche die englischen Kolonisten sich gegen die Ureinwohner der Kolonien Großbritanniens zu Schulden kommen lassen: „Wir berauben sie," sagt der Redner, „ihrer Länder, ihrer Güter, und rotten sie allmälig aus. Das Haus kann sich erinnern, daß so einst das Leben und Vermögen von 4 bis 5 Millionen in Ostindien geopfert wurden; daß die Bevölkerung der Eingebornen auf dem Kap der guten Hoffnung eine Million Seelen betrug; daß Australien und Polynesien mehr als zwei Millionen zählten. Ueberall wo der brittische Einfluß aufgetreten ist, hat die Bevölkerung der Eingebornen bedeutend abgenommen. Im Jahr 1803 nahm England von der Vandiemens-Insel Besitz, und seitdem ist die eingeborne Bevölkerung vernichtet worden. Die lezte Erwerbung, die England auf dem Kap der guten Hoffnung machte, betrug nicht mehr als zwei Hufen Landes, und nun besizt es in Folge der Abnahme der eingebornen Bevölkerung dort 120,000 Quadratmeilen.

Wir können nicht wohl daran zweifeln, daß die Australier einer Civilisation fähig sind, wir glauben jedoch, daß das Werk ihrer Civilisation auf große Hindernisse stoßen wird: am schwersten wird der Reiz zu besorgen seyn, den ein herumirrendes Leben für ein mit den Genüssen des gesellschaftlichen

Lebens unbekanntes Volk hat. Um dieß zu erreichen, müßte man zuerst jede Berührung zwischen den Eingebornen und Deportirten, die gewaltthätige Leute sind, und deren Beispiel nur einen traurigen Einfluß haben kann, verhüten; sodann müßte man allmälig ihr Vertrauen zu gewinnen suchen, und sie so für den Unterricht in der Civilisation vorbereiten; aber man darf sich nicht verhehlen, daß mehr als Eine Generation verschwinden wird, bis die Australier ihre wilden Gewohnheiten gegen Sitten civilisirter Völker eintauschen werden.

Wenn England früher große Fehler gemacht hat, wenn man ihm in Indien Verbrechen vorwerfen muß, wie den Spaniern in Amerika, wenn die Vorwürfe, die Buxton ihm macht, wahr sind, so muß man gestehen, daß es jezt einen bessern Weg eingeschlagen hat, und daß die Eingebornen besser behandelt werden. Einige Männer ohne Menschengefühl darf man ohnehin nicht mit einer Regierung oder einer Nation verwechseln. Ueberdieß hat man auch den Anfang gemacht, sich des Dienstes der Missionäre bei Civilisation der einheimischen Bevölkerung zu bedienen. Wir glauben, daß dieß das einzige Rettungsmittel für sie ist; sonst werden sie allmälig vor den Kindern Europa's verschwinden.

Es gibt, sagt Cunningham, eine Anstalt zu Port-Jackson, in welcher die Kinder der Eingebornen erzogen wurden, und welche sie wieder verließen, wenn sie mannbar geworden waren; alsdann konnten sie recht gut lesen und schreiben; da sie aber nie mit Europäern in Berührung kamen, so bewahrten sie ihren Instinkt und ihre ersten Ideen unangetastet, und kehrten zu ihren alten Gewohnheiten zurück, sobald sie ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Später hat man mit Recht vorgezogen, sie zu trennen; die Knaben werden im Hause der männlichen weißen Waisen, die Mädchen im Hause der weiblichen Waisen untergebracht; dort werden sie durch ihre Berührung mit europäischen Kindern allmälig die Manieren ihrer Gefährten annehmen.

Unter den Wohlthaten, welche die Australier der englischen Nation verdanken, müssen wir auch eine jährliche Summe von 500 Pfund Sterling nennen, die zur Unterhaltung von zwei Missionären bestimmt ist, welche die Missionsgesellschaft von London neulich ausgeschickt hat, um den Einwohnern dieses großen Landes das Evangelium zu predigen und sie mit den Vortheilen bekannt zu machen, welche ihnen die evangelische Moral zusichert.

Moralischer Unterschied zwischen mehreren Stämmen.

In keinem Theile des Landes haben die Eingebornen große Fortschritte in der Civilisation gemacht; am weitesten zurück sind aber diejenigen, welche die Umgegend von Sidney bewohnen. Sie leben hauptsächlich vom Fischfange, wozu ihnen die Bewohner der Stadt Angeln und Leinen liefern. Sie bringen Alles, was sie fangen, in die Stadt, und erhalten dafür alte Kleider, Brod und Rhum. Dieser lezte Artikel richtet große Unordnung unter den Eingebornen an: sie tragen alsdann kein Bedenken, den deportirten Bedienten ihre Frauen für ein Stück Brod oder eine Pfeife Tabak preiszugeben. Die Kinder, welche aus solchen Vereinigungen entspringen, werden gewöhnlich geopfert, wie dieß auch bei Zwillingen der Fall ist; die Männer bestehen gewöhnlich auf der Tödtung des Ersteren, und die Frauen müssen aus Mangel an Nahrung auch das Andere tödten. Die Frauen

hüllen sich in einen Mantel von Opossumshaut; die Männer aber gehen ganz nackt, ohne die geringste Schaam zu zeigen. Man trifft sie in diesem Aufzuge in den Straßen von Sidney, und dabei haben sie vielleicht ein Paar Hosen um den Hals hängen, die der Geber gewiß zu einem andern Zwecke bestimmt hatte. „Nichts ist drolliger", sagt Cunningham „als einige dieser Dandys mit einem Stabe (Waddie), den sie in ihren ekelhaften Händen hin- und herbewegen, in den Straßen einherstolziren zu sehen. Die akklimatisirten Frauen machen sich Nichts daraus, mit diesen Fashionables zu sprechen, und scheinen ihre Nacktheit gar nicht zu bemerken; die neu Angekommenen dagegen halten sich die Augen mit der Hand zu, erröthen und eilen schnell vorüber." Alle Eingeborne sprechen und verstehen ziemlich gut Englisch; indeß haben sie hauptsächlich nur die Sprache der Gassen gelernt, und es gibt keinen Weißen, der in Schimpfwörtern und Flüchen, die wie ein ununterbrochener Strom aus ihrem Munde fließen, mit ihnen wetteifern könnte. Sie sind sehr geneigt zu Schimpfreden; den Weißen, der vor ihnen weicht, überhäufen sie mit immer steigenden Beschimpfungen, droht er ihnen aber mit Schlägen, so sind sie plötzlich still. Häufig fechten sie mit einander mit dem Waddie, wobei einer nach dem Andern seinen Kopf bückt, um den Schlag seines Gegners zu empfangen; wer dem Schlage ausweicht, wird als ein Feigling angesehen. Einige sind im Boxen so geschickt als die geschicktesten Boxer in London.

Gegen Norden zu, z. B. zu Port-Stephan, ist die Verfassung der Stämme schon eine bessere. Sie gleicht etwa der Verfassung der schottischen Klans. Sie erbauen sich Hütten aus Baumzweigen, die bequem und so groß sind, daß sie ziemlich viel Personen fassen können, und die täglich gereinigt werden. Die Bewohner von Port-Stephan haben durch ihren beständigen Verkehr mit den Bewohnern von Newcastle auch diese in einiger Hinsicht civilisirt. Die leztern sind den Bewohnern des Innern gewiß überlegen, in jedem Falle aber denen, die in der Nähe von Port-Jackson wohnen. Zu Western-Port und an andern Orten im Süden sollen die Eingebornen sehr wohnliche Häuser und sogar Dörfer erbauen, und haben sich also auch dadurch über das Thier erhoben. Die Stämme in Cumberland dagegen sind noch nicht so weit gekommen. Ein gutes Feuer und ein Stück Rinde oder ein Baumzweig zum Schutz gegen den Wind genügt ihren Bedürfnissen. Man sah sie oft und selbst in einer kalten Nacht die freie Luft dem Schutz einer Hütte vorziehen; ein Dorf, das ein Gouverneur ihnen erbaut hatte, fiel bald in Trümmer. Ihr Häuptling, der König Bungari, sprach das Todesurtheil dieser Niederlassung aus, als er, befragt, was er von diesen Häusern halte, mit einem Lächeln und achselzuckend antwortete: „Gut, gut, wenn es regnet."

An den Ufern des Hawkesbury und des Flusses Cow-Pasture stehen die Eingebornen nicht so tief, als in den Umgebungen von Sidney, und wenn man ihnen Häuser baut, so wohnen sie darin. Es gibt auch viele, welche das Land bauen, und andere werden als Konstables gebraucht, um die Diebe und Buschklepper aufzusuchen, und erhalten dafür Kleider und Rationen.

Wie alle Menschen, die in einer Lage sind, wo ihre Existenz von der Schärfe ihrer äußeren Sinne abhängt, besitzen sie ein wunderbar scharfes Gesicht und Gehör, und verfolgen den Tritt eines Menschen auf jeder Art von Boden, vorausgesezt, daß er noch frisch ist und es nicht geregnet

hat, seit er darüber gegangen ist. Sie wissen ziemlich genau anzugeben, seit wie lange der Mensch darüber gegangen ist, und sagen, ob der Eindruck vom Fuß eines Weißen oder Schwarzen herrührt. Die Eingebornen von Newcastle und alle Stämme an der nördlichen Küste sind gelehrig, gefällig und dem Arbeiten nicht abgeneigt, wenn die Arbeit nicht zu hart ist. Es gibt in dieser Grafschaft drei Eingeborne, die so geschickte Landarbeiter und so wachsame Konstables sind, daß die Europäer ihnen ihre eigenen Namen gegeben haben; denn die Schwarzen sehen es als eine große Gunst an, den Namen eines Weißen zu empfangen. Eine Platte von Kupfer oder Eisenblech mit einer Inschrift ist auch von hohem Werth in ihren Augen; sie wird an den Hals gehängt und gibt ihnen große Wichtigkeit in den Augen ihrer Landsleute.

Mimisches Talent der schwarzen Australier.

Es gibt unter den Eingebornen viele vortreffliche Mimen, die Personen so gut nachzuahmen wissen, daß man dieselben vor sich zu sehen glaubt. Sie haben auch Spitznamen; so nannten sie einen Mann, der einen schiefen Mund hatte, Wally-Wally, weil dieser unregelmäßige Zug einer schiefen Frucht gleicht, die diesen Namen führt. Ein Mann mit einer schweren Zunge empfing den Spitznamen Curakabudy (Frosch), wegen seiner eigenthümlichen Aussprache. Der Mann mit dem schiefen Munde war Kommandant einer Niederlassung; die Eingebornen hatten sich nun in den Kopf gesezt, dieser Zug sey unzertrennlich von dem Amte eines Gouverneurs, und konnten den Ausdruck ihres Erstaunens nicht zurückhalten, als sie sahen, daß der koban (große) Gobernor keinen schiefen Mund habe, wie der narang (kleine) Gobernor. Der komischste der australischen Mimen ist Bidgi-Bidgi, der zu Parramatta wohnt. Unter den merkwürdigen Personen, welche die Kolonie besucht haben, ist keine, welche mehr Stoff zur Belustigung geliefert hat, als der Schwiegersohn eines berühmten Schneiders aus London, der seine Erziehung für unvollständig gehalten hätte, wenn er nicht auch eine Reise nach Botanybai gemacht hätte, wie man irrthümlich zu sagen pflegt: er kam also dahin, ausgerüstet mit allen Mitteln, um in den ersten Cirkeln mit Glanz aufzutreten. Sein Ultradandysmus in Worten, Kleidung und Manieren machte ihn unentbehrlich in jeder fashionablen Gesellschaft. Nun war er eines Abends auf einem Ball und flog mit einer Schönen der Kolonie im Walzer herum, wobei er mit der schmachtenden Vollkommenheit eines Dandy den Kopf bald zur Rechten, bald zur Linken neigte. Er war nie bewunderungswürdiger gewesen; während er sich aber dem seligen Gedanken hingab, daß er der Anziehungspunkt für alle schönen Augen der Tänzerinnen sey, erscholl ein schallendes Gelächter aus dem Kreise der Zuschauer; er wandte sich um und sah zu seinem unbeschreiblichen Schrecken neben sich eine Art Kobold, das Faksimile seiner Person, das ihm ganz ähnlich war, das Gesicht ausgenommen, welches schwarz war, und das, seine Manieren und Bewegungen ganz herrlich nachahmend, ebenfalls herumwalzte. Es war Niemand anders, als der spaßhafte Bidgi-Bidgi, der, da er den schönen Tänzer durch eine Spalte gesehen hatte, von einer Tanzwuth befallen wurde, wie wenn er einen Tarantelstich bekommen hätte; einige von der Gesellschaft sahen ihn, lieferten ihm die nöthigen Kleider, damit er die Rolle eines Dandy spielen konnte, und so hatte er sich mitten unter die Tanzenden

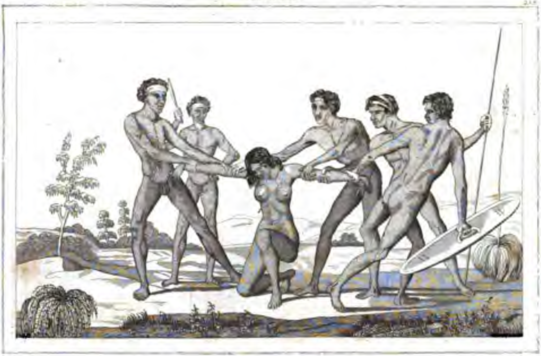
geworfen. Ein Engländer sprach mit dem spaßhaften schwarzen König Bungari über das Mulattenkind, das ihm seine Frau kürzlich geboren habe; er antwortete achselzuckend: „Ach ja! meine Frau damals zu viel weißes Brod gegessen haben!“ und der pfiffige und boshafte Blick, womit er diese Worte begleitete, bewies, daß er den Scherz wohl begreife.

Von diesem Bungari erzählt man noch einen scherzhaften Zug. Er begleitete vor 10 oder 12 Jahren den Kapitän King auf seinen Entdeckungsreisen im Norden Australiens, und zeigte bei dieser Gelegenheit Eifer und Thätigkeit. Seine Gegenwart war oft von Nutzen wegen des Verkehrs, den man mit den Eingebornen einleiten wollte, wenn er auch nicht als Dolmetscher dienen konnte, da die Idiome der Australier oft auf eine sehr geringe Entfernung sehr verschieden sind, und z. B. der Dialekt im Norden durchaus keine Aehnlichkeit mit dem von Neusüdwales hat. Als man bei Timor angehalten hatte, war der König Bungari ans Land gestiegen und zu einem Kaufmann gegangen, um ein Glas Genevre zu trinken; er trank und gab einen Piaster als Bezahlung, wobei er wohl wußte, daß man ihm kleine Münze herausgeben müsse. Da es dem Kaufmann an kleiner Münze fehlte, so nahm er den Piaster, und sagte, er werde ein andres Mal herausgeben. Da aber das Schiff unter Segel ging, so mußte Bungari sein Geld zurücklassen. Er vergaß es jedoch nicht; denn als im folgenden Jahre das Schiff wieder bei dieser Insel anhielt, so machte sich der Australier schnell auf den Weg zu dem Branntweinverkäufer und forderte Branntwein für den Rest seines Geldes.

Hartnäckige Bettler.

Sämmtliche Eingeborne der Grafschaft Cumberland sind von den Weißen so abhängig geworden, daß sie ohne das, was sie erbetteln, verdienen oder stehlen, nicht bestehen könnten. Uebrigens arbeiten sie fleißig, und mähen so schnell als ein Europäer.

Im Betteln würden sie Ihresgleichen in der ganzen Welt nicht finden; sie suchen dem Reisenden nicht durch süße Worte zu erweichen, sondern sie treten mit unvergleichlicher Unverschämtheit auf, folgen ihm Tritt für Tritt, Straße für Straße, so treu als sein Schatten, und schreien ihm unaufhörlich ins Ohr: Homium: gebt mir einen dump (eine Münze von 15 Sous). Ein geringeres Almosen würde sie nicht befriedigen. Als Cunningham eines Morgens frühe spazieren ging, begegnete er an einer Straßenecke einem schwarzen Australier, der zu ihm sagte: Guten Morgen, Herr. Er grüßte ihn und sezte seinen Gang fort; bald aber erregte der schwarze Australier seine Aufmerksamkeit durch folgende mit starker Stimme ausgesprochene Worte: „Haltet still, Herr, ich habe mit Euch zu reden.“ — Nun, was gibt es denn? fragte Cunningham. — „Ihr wißt, daß ich euer Diener bin, und ihr mich noch nicht dafür bezahlt habt.“ — Zum Teufel! erwiderte er, dieß höre ich zum ersten Male, und ich erinnere mich nicht, dich je gesehen zu haben. — „Gewiß bin ich Euer Diener“, antwortete jener mit bestimmtem Tone; „denn habe ich nicht mehrere Male das Wasser zum Kaffee für Euch gesotten?“ Der Doktor steckte nun die Hand in die Tasche und gab ihm alle kleine Münze, die er bei sich hatte, und während er sie zählte, ging er weiter; als er aber eine Viertelstunde weit gegangen war, hörte er den Ruf: „Hollah! haltet still!“ Er wandte sich um und sah seinen schwarzen Freund, der ihm ein Zeichen machte, und auf ihn zueilte. Er ging etwas langsamer: wie groß war aber seine



Ceremonie bei einer Heirath

Digitized by Google

Verwunderung, als er bei ihm ankam, seine offene Hand mit den Kupfermünzen ausstreckte, und sagte: „es ist nicht genug, um ein Brod zu kaufen.“ — So kaufe, sagte Cunningham, die Hälfte eines Brodes. — Aber seine Antwort wurde mit Schimpfreden aufgenommen.

Frauen.

Die unglücklichen Frauen dieses Landes werden wie Lastthiere behandelt. Da es bei den Eingebornen Sitte ist, die Frauen in einem fremden Stamme zu wählen, so bricht der, welcher sich eine Gefährtin oder vielmehr eine Sklavin auserwählen will, heimlich und von einem Trupp seiner Kameraden begleitet bei Nacht auf; sie fallen mit den Waddies in der Hand über die schlafenden Verwandten des Mädchens her, der Liebhaber aber sucht sich der Zuneigung des Mädchens dadurch zu versichern, daß er ihr einige tüchtige Hiebe über die Schultern mißt; die auf diese Weise beehrte schüchterne Braut läßt sich entführen und in die Hochzeitkammer bringen, welche aus einigen Stücken Rinde oder einem Baumzweige zum Schutze gegen den Wind besteht; und dort wird nun die Hochzeit gefeiert, wenn die junge Frau so glücklich ist, die rührende Zärtlichkeit ihres Liebhabers zu überleben. Weit von ihrer Familie weggeführt, hat sie Ruhe und Freiheit auf immer verloren.

„Nun“, sagt Laplace, „beginnt für diese Unglückliche die lange Reihe von Elend und Qualen, die erst mit ihrem Leben endigen sollen. Die wenigen Reize, womit eine stiefmütterliche Natur sie ausgerüstet hat, verblühen schnell unter den beschwerlichsten Arbeiten und der härtesten Behandlung, ohne daß sie ihr die Zuneigung ihres Tyrannen hätten sichern können, der sie oft verläßt, wenn er ihrer überdrüssig geworden ist, oder ein neuer Fang die Zahl der Opfer seiner Brutalität vermehrt hat. Freilich sind die armen Kreaturen nur in ihrer Jugend ein wenig erträglich: in diesem Alter entdeckt man dann bei ihnen durch den Ueberzug von Fett und Schmutz — den einzigen Schleier, der ihre Reize verbirgt — eine schlanke Taille und einen schön gerundeten Busen; unter ihrem verwirrten Haare scheinen eine Stirne mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit und schöne Augen mit einem sanften und zärtlichen Blicke durch; und auch ihr Mund, mit schönen und weißen Zähnen versehen, ist nicht ohne Anmuth. Aber kaum haben sie einige Monate in der Sklaverei zugebracht, so verschwinden diese Reize, und ihr Blick nimmt einen rohen und wilden Ausdruck an; sie können dann als der Typus der abschreckendsten Häßlichkeit angesehen werden. Wie könnte es auch anders seyn? Wie könnten die physischen Reize und die guten Eigenschaften des Herzens den Schlägen, den Erniedrigungen jeder Art und den Strapazen widerstehen, von welchen die Frauen der rohesten Völker Europa's kaum den tausendsten Theil zu tragen haben? Seht die Gefährtin des Australiers, den Rücken beladen mit ihrem kleinen Kinde und einem schweren Sacke, in welchem der Mundvorrath mit den Fischfangwerkzeugen sich befinden, Wälder und Sümpfe durchwandern oder Sanddünen ersteigen im Gefolge ihres Herrn, der frei von jeder Last und ohne Barmherzigkeit bis zum Abend die Familie zu schnellem Marsche antreibt *). Es ist der Augenblick, wo der Stamm, entweder weil er seinen Wohnsitz ändert oder weil ein Kriegszug ausgeführt werden soll, sein Lager

*) S. Blatt 232.

aufschlagen soll. Die Männer überlassen sich der Ruhe; die Frauen dagegen hauen Holz, um das Feuer während der Nacht zu unterhalten, und suchen an Flüssen oder See'n Muscheln, welche sie auf Kohlen rösten und ihren Männern bringen; wenn solche nicht zu haben sind, so suchen sie Eidechsen und Opossums auf, welche sie bis auf den Gipfel der höchsten Bäume verfolgen, wo diese Thiere, verborgen in ihren Löchern, sich sicher glaubten. Ich könnte hier noch einige andere Auskunftsmittel anführen, zu welchen diese Unglücklichen ihre Zuflucht nehmen, um für ihren Tyrannen und seine Söhne Nahrung anzuschaffen. Oft legen sie sich auf einen Hügel nieder, mit einem Stücke Fleisch in der halboffenen Hand, um Vögel herbeizulocken, und bleiben unbeweglich liegen, bis sie einen in dem Augenblick, wo er sich des Fleisches zu bemächtigen sucht, fangen können. Besucht der Stamm die Küste, so ist das Schicksal der Weiber noch trauriger; denn um Fische und Muscheln zu fangen, müssen sie den ganzen Tag und oft auch die ganze Nacht über in den Fluthen untertauchen, oder auf der hohen See auf einem ärmlichen Boote mit Netzen aus Baumbast und Angeln, die aus Austermuscheln aufs Gröbste zugerichtet sind, fischen. Diese beschwerlichen Geschäfte sind ganz dem schwächern Geschlechte zugetheilt; und jedem Mädchen werden gleich nach der Geburt die beiden oberen Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand abgeschnitten, damit die Fischfangleine um so leichter um die andern Finger rollen könne. Welche Gefühle könnte die Seele einer so unwürdig behandelten Kreatur noch bewahrt haben? Die mütterliche Liebe sogar scheint daraus verbannt zu seyn. Bald vernichtet eine Mutter, aus Besorgniß, ein Wesen in die Welt zu setzen, das ebenso unglücklich ist, als sie selbst, und das mehrere Jahre lang eine beschwerliche Last für sie seyn wird, das Kind, ehe es zur Welt kommt. Bald sterben kleine Kinder, weil sie alle Pflege entbehren müssen, an Krankheiten, welche durch den schnellen Wechsel der Temperatur herbeigeführt werden, oder rollen sie, weil man gar nicht auf sie Achtung gibt, bei Nacht in die Scheiterhaufen, um welche her ihre Eltern schlafen. Wie viele andere Gefahren bedrohen noch ferner ihre hinfällige Existenz! Oft geschieht es, daß, wenn eine Hungersnoth die sorglose Bevölkerung decimirt, die Mütter, vom Hunger abgezehrt, und weil sie ihr Kind nicht mehr weiter tragen können, es sterbend in den Wäldern zurücklassen. Zum Schluß dieser traurigen Schilderung von dem Elend dieser Menschen muß ich noch beifügen, daß, wenn eine Frau diesen Leiden erliegt, ehe ihr Kind stark genug ist, um ihrer Pflege entbehren zu können, man es mit ihr in dieselbe Grube legt: ist das geschehen, so wird die Grube mit Steinen ausgefüllt, die ersten wirft der Vater hinein, und bald folgt auf das Heulen und Wehklagen das Schweigen des Todes. So viel Barbarei gegen ein Geschlecht, das der Rache nicht unzugänglich ist, führt nothwendig Repressalien herbei; man behauptet, wenigstens das Gift, diese Waffe des Schwachen, räche oft die Gemahlin an ihrem grausamen Ehegatten; und gewöhnlich sind die Liebeslaunen des Mannes, wodurch, wer sollte es glauben? die Eifersucht seiner Gefährtin aufgeregt wird, der gewöhnliche Grund dieser Verbrechen. In unsern civilisirten Ländern genießt die junge und schöne Frau eine Macht, die aber mit den Jahren allmälig abnimmt; in Australien dagegen geben die fatalen Runzeln und die Häßlichkeit Anspruch auf die Oberherrschaft, welche die alten Frauen über ihre Landsleute ausüben. Wirklich bilden diese Art Zauberinnen die Hälfte eines Areopagus, der in jedem

Stamme über die öffentlichen Angelegenheiten berathschlagt und die Uebelthäter bestraft; einen Areopagus, der auf seine Rechte sehr eifersüchtig ist, und die abergläubischen Ueberlieferungen sorgfältig zu bewahren sucht. Wie die Druiden der alten Gallier, reden sie die Krieger vor dem Kampfe an, entweder um ihren Muth anzufeuern, oder ihnen friedliche Gesinnungen einzuflößen. Die unerschrockensten Häuptlinge beugen das Haupt vor ihnen und empfangen von ihren Händen, ohne zu murren, heftige Schläge mit der Keule, um durch diese Erniedrigung ihr Wohlwollen und ihre Gunst zu erlangen, und sie zu bewegen, daß sie ihre Haut gärben und räuchern, wenn sie im Kampfe fallen. Auch feiern sie durch ihre Wehklagen und die zahlreichen Schrammen, welche sie in ihre fleischlosen Glieder machen, das Leichenbegängniß ausgezeichneter Personen, deren Körper nach der Sitte auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Bei den australischen Stämmen, welche ihre Entfernung vom Meere und von Flüssen öfter der Gefahr aussezt, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, als die an der Küste wohnenden, haben die Sibyllen noch eine andere Verrichtung. Ist Hungersnoth eingetreten, so bezeichnen sie die Schlachtopfer, welche, dem bösen Geiste geweiht, während sie schlafen, geopfert werden, und nachher ihren ausgehungerten Gefährten zur Nahrung dienen.

Gräber und ihre Achtung vor denselben.

Die Wilden achten die Mysterien des Grabes mehr, als die civilisirten Völker: mit Vergnügen wird man lesen, was der Lieutenant **Britton** von den in Folge eines Gefechtes beerdigten Australiern sagt:

„In einem Streite, welcher sich zwischen zwei Stämmen am Ufer des Wallomby erhob, wurden vier Männer und zwei Frauen getödtet, und sodann auf folgende Weise beerdigt: Die Leichname der Männer wurden in's Kreuz gelegt, auf dem Rücken ausgestreckt. Kopf an Kopf, jeder mit der Hinterseite des Leibes durch Bänder am Halse, Gürtel, den Knieen und Knöcheln an eine Stange gebunden. Den beiden Weibern wurden die Kniee gebogen und an den Hals gebunden, die Hände aber an die Kniee; hierauf wurden sie mit dem Gesichte abwärts gelegt. Ihre Gräber bildeten so zwei kleine Hügel von drei Fuß Höhe, die von dem durch das Grab der Männer gebildeten Kreuze ein wenig entfernt waren. Diese Anordnung kommt daher, daß sie die Weiber für Wesen halten, die niedriger stehen, als die Männer, und also nicht mit denselben beerdigt werden dürfen. Uebrigens waren die Nettigkeit und Sorgfalt, womit die beiden Kegel und das Kreuz ausgeführt wurden, sehr merkwürdig; man konnte nicht die geringste Unregelmäßigkeit daran wahrnehmen. Auf eine gewisse Entfernung im Umkreise waren die Bäume bis zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß mit grotesken Figuren bedeckt, welche Känguru's, Emu's, Oppossums, Schlangen vorstellen sollten, und worunter auch grobe Abbildungen von den Werkzeugen, deren sie sich bedienen, gemischt waren. Um das Kreuz zeichneten sie einen Kreis von ungefähr 30 Fuß im Durchmesser, innerhalb dessen sie den Boden sorgfältig von jeder Art von Gestrüppe reinigten. Weiter außen brachten sie einen zweiten ähnlichen Kreis an, und in den Zwischenraum zwischen beide Kreise legten sie Stücke Baumrinde gerade so, wie die Ziegel eines Hauses gelegt werden. Der böse Geist, sagten die Eingebornen, kann alsdann nicht über die Rindenstücke hüpfen, und auch nicht unter ihnen durchschlüpfen. Im Centrum des Kreuzes wurden auch

4 große Keulen in die Erde gepflanzt, und die Eingebornen sagten, dies geschehe darum, daß die Verstorbenen, wenn sie wieder aufständen, nicht ohne Waffen und im Stande seyen, eben diesen Geist, wenn er sie in die Erde zurücktreiben wolle, zurückzuschlagen. Aus diesen Erklärungen wäre zu schließen, daß die Eingebornen einige Vorstellungen von einem zukünftigen Leben hätten; worin sie aber bestehen, möchte schwer anzugeben seyn. Einige Kolonisten versichern, die Eingebornen glauben, ihr künftiger Zustand werde sehr glücklich seyn, da sie im Augenblick der Auferstehung weiße Menschen seyn werden, daß sie dann alle Genüsse haben werden, welche den Europäern zu Gebot stehen, daß sie nach Lust Alles essen und trinken könnten, und daß eine nie untergehende Sonne ihnen eine wohlthätige Wärme spenden werde."

Lob und Vertheidigung der Australier.

Cunningham zeigt in seinen Urtheilen über die Australier ziemlich viel Unparteilichkeit; Laplace urtheilt sehr streng über sie, sowie auch über die Neuseeländer. Tröstlich aber ist es, von Zeit zu Zeit einen wohlunterrichteten Augenzeugen zu finden, der, nachdem er lange unter ihnen gelebt hat, die Vertheidigung dieser Kinder der Natur übernimmt, und für ihre Fähigkeit, an den Wohlthaten der Civilisation Theil zu nehmen, zeugt. Robert Dawson gehört unter die Anzahl dieser wahren Philanthropen. Er war in der günstigsten Lage, ihre Gewohnheiten zu beobachten und ihren Charakter kennen zu lernen, und schildert sie auf sehr interessante Weise. Sein Werk enthält überdieß sehr unterrichtende Details über das Land, und nützliche Rathschläge für Die, welche sich daselbst niederlassen wollen.

Dawson begab sich im Jahr 1825 als Hauptagent der australischen Kompagnie nach Neusüdwales mit dem Auftrage, die kleine Kolonie Port-Stephan zu organisiren. Er blieb 3 Jahre daselbst; in der Eigenschaft als Direktor dieser Kolonie war er in beständiger Berührung mit den Eingebornen, und hatte auf seinen Reisen in das Innere noch bessere Gelegenheit, sie gründlich kennen zu lernen.

Mehrere Reisende, sagt er, die noch wilde Völkerstämme besucht haben, haben blos Barbarei und Rohheit bei ihnen gefunden. Was mich betrifft, so hatte ich das Glück, unter den Bewohnern des südlichen Neusüdwales Wesen zu finden, die, obgleich in der vollkommensten Unwissenheit auferzogen, und Allem fremd, was man Civilisation nennen kann, doch in ihrem Herzen den Keim alles Dessen einschließen, was gut ist. Der Zustand dieser armen Eingebornen hat kein Interesse für die Kolonisten, welche sich in Neusüdwales niederlassen wollen. Um Belehrungen und Nachrichten, welche sie nöthig zu haben glauben, wenden sie sich gewöhnlich an den Nächsten Besten, der ihnen sagt, daß er in Neusüdwales gewesen sey: oft findet es sich dann, daß er Sidney nie verlassen hat, und keine anderen Eingebornen kennt, als die durch ihren Verkehr mit den Europäern verkehrten Elenden, welche die Bewohner dieser Stadt belästigen. Er beurtheilt das ganze Volk nach einigen Individuen, die nur die Hefe desselben sind, und entwirft ein ebenso falsches als abstoßendes Bild von ihnen.

Dawson scheint zu glauben, daß alle Stämme Australiens dem nämlichen Volke angehören, ob er gleich anerkennt, daß sie in Absicht auf Sprache und Sitten von einander verschieden sind. Früher vermuthete man, die im Westen der blauen Berge wohnenden Eingebornen seyen von

einer andern Rasse, als die, welche auf der Küste leben; aber unser Verfasser hat sich überzeugt, daß sie alle einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, ob sich gleich wesentliche Verschiedenheiten in ihren Sprachen vorfinden. Merkwürdig ist, daß Dawson nicht die geringste Spur von Anthropophagie unter den Stämmen gefunden hat, die er besucht hat; ob er gleich sowohl die Europäer die Eingebornen, als die Eingebornen unter einander dessen beschuldigen hörte; er glaubt, daß die lezteren es darum thaten, um ihre Feinde in den Augen der Weißen herabzusetzen. Seine Nachforschungen haben ihn überzeugt, daß dieser Vorwurf keineswegs gegründet war; eine individuelle Anklage dieser Art, die zu gerichtlichen Nachforschungen Veranlassung gab, erwies sich als eine Lüge, die erfunden worden war, um gehässige Vorurtheile gegen diese Unglücklichen zu bestärken. Indeß haben wir doch oben nachgewiesen, daß der Kannibalismus bei einigen australischen Stämmen zu finden ist.

Dieses wilde Volk hat keine Idee von einer Regierung oder gesellschaftlichen Organisation. Die Stämme, welche Dawson besuchte, haben nicht einen einzigen Häuptling. Jeder Stamm theilt sich in unabhängige Familien, welche den nämlichen Distrikt bewohnen, aber keinen gemeinschaftlichen Häuptling anerkennen. Die Familien, welche einem und demselben Stamme angehören, vereinigen sich bisweilen, um gewisse Feste zu feiern, oder um sich über gemeinschaftliche Interessen zu berathen; gewöhnlich aber lebt jede Familie isolirt und beschäftigt sich mit ihrem eigenen Unterhalte; sie vereinigen sich nur zu den großen Kängurujagden, deren Ertrag unter alle Familien des Stammes vertheilt wird. Der Mangel aller Obrigkeit wird durch die Autorität der Familienhäupter ersezt, welche eine patriarchalische Herrschaft ausüben. So lange der Vater lebt, behält er seinen Einfluß auf seine verheiratheten und nicht verheiratheten Kinder, und ist er gestorben, so tritt die Mutter in alle seine Rechte ein. Wenn alle ihre Kinder sich bei ihren Lebzeiten verheirathen, so bleibt sie bei einem derselben, und wird immer als das Haupt der Familie angesehen. Die Eltern sind voll Zärtlichkeit für ihre Kinder; und diese bezeugen dagegen ihren Eltern die größte Achtung und Ergebenheit. „Ich sah“, sagt Dawson, „in Port-Stephan einen Eingebornen, der am Ende eines jeden Tages, ehe er das frugale Mahl berührte, das er im Schweiß seines Angesichtes gewonnen hatte, noch mehrere Meilen machte, um es seiner Mutter zu bringen und mit ihr zu theilen.“

Die Eingebornen von Neusüdwales haben beinahe keine religiösen Ideen. Sie glauben, daß diejenigen, welche sterben, in ein anderes Land gehen, dort in weiße Menschen verwandelt werden, und später in ihr Vaterland zurückkommen. Diese Lehre von einer Seelenwanderung, wie wenig entwickelt sie auch bei ihnen seyn mag, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß, so oft sie eine Art Aehnlichkeit zwischen einem weißen Manne und einem ihrer Freunde, den sie verloren haben, zu bemerken glauben, sie von ihrer Identität überzeugt sind. Sie schreiben diese Umbildung einem bösen Wesen zu, das sie koyan nennen, und das auch der Urheber des Donners, der Ueberschwemmungen und Krankheiten seyn soll. Uebrigens wissen sie nichts weiter von diesem Wesen, als daß es eine menschliche Gestalt hat, und sich darin gefällt, die Schwarzen zu quälen und zu schrecken: sie haben keine Idee von einem guten Wesen. Dieß widerspricht dem Obenangeführten, wornach sie ein solches kennen, und Potoyan nennen.

Beim Tode eines Eingebornen von Neusüdwales überziehen sich seine hinterlassenen Freunde und Verwandte das Gesicht und den ganzen Kopf zum Zeichen der Trauer mit Thonerde; die Weiber machen sich sehr starke Brandwunden am Schenkel, damit ihre Bewegungen einige Tage lang gehindert sind. Sie beerdigen ihre Todten insgeheim, und wählen dazu einen Ort, der in der Nähe ihres Geburtsortes ist; sie gestatten keinem weißen Manne, der Beerdigung anzuwohnen. Nie sprechen sie den Namen ihrer abgeschiedenen Freunde aus, und wenn sie darauf anspielen, so geschieht es immer mit einem Ausdruck von Traurigkeit und Schmerz.

Man weiß, daß die Wilden gewöhnlich zum Diebstahl und zur Verstellung gegen Fremde geneigt sind. Was nun die Eingebornen von Neusüdwales betriffe, so gesteht Dawson, daß sie diesen Lastern nicht ganz fremd seyen; versichert aber, daß, wenn man ihnen Vertrauen zeige, sie voll Ehrlichkeit seyen, und führt Thatsachen an, welche von ihrer Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit zeugen.

Ein anderer Charakterzug, der sie vor den meisten wilden Völkern vortheilhaft auszeichnen würde, wäre die Delikatesse und der Anstand, der, wie ihr Vertheidiger sagt, in den Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern hervorträte.

Dawson führt mehrere Beispiele an zum Beweise, daß sie eine gute Behandlung wohl zu schätzen wissen und nicht undankbar seyen. Auf einer seiner Reisen von Sidney nach Port-Stephan traf er mitten in einem Walde auf einen Mann und eine Frau, die beide neben ihrem Feuer saßen; die Frau hatte heftige Leibschmerzen; der Mann schien sehr besorgt deßwegen zu seyn, hielt sie in seinen Armen und ließ sie alle Augenblicke eine andere Stellung einnehmen, um ihr ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Dawson gab ihr einen Trank, der ihr gute Dienste leistete, und sezte sodann seine Reise fort. Ein Jahr später kam er einst an ein Lager von Eingebornen. Sogleich sah er jenen Mann und jene Frau auf sich zueilen; sie erinnerten ihn an den Dienst, den er ihnen geleistet hatte, und das ganze Lager umringte ihn unter Dank- und Freundschaftsbezeugungen. „Die Australier", sagt Dawson, „kennen das Gefühl der Rache nicht, und wenn sie gleich oft von den Europäern mißhandelt werden, so sind sie doch immer zum Verzeihen geneigt." Diese Angabe scheint etwas parteiisch zu seyn und widerspricht andern Nachrichten ganz.

Da die Eingebornen nur sehr unsichere Hülfsquellen für ihren Unterhalt haben, so leiden sie oft Mangel; wenn sie Vorräthe im Ueberflusse haben, so überlassen sie sich ihrer natürlichen Gefräßigkeit. Indeß versichert Dawson, daß er sie immer bereit gefunden habe, ihr Mahl mit ihm zu theilen, und ihm sogar die Nahrungsmittel zu geben, die sie am meisten lieben, z. B. wilden Honig und Mimosagummi. Nie sah er sie rohes Fleisch oder das Fleisch von in Fäulniß übergegangenen Thieren essen.

Die Nachrichten, welche uns dieser edle Vertheidiger der eingebornen Australier über ihren Charakter gibt, und die Thatsachen, welche er erzählt, würden deutlich beweisen, daß sie ein friedliches, fröhliches, gesellschaftliches, unschuldiges Volk seyen, das wohl fähig ist, civilisirt zu werden, vorausgesezt, daß man es mit Sanftmuth und Güte behandelt. Aber wie hat man sie bisher behandelt? Welche Mittel haben die Kolonisten zu Bildung ihres Charakters angewendet? Dawson erzählt, daß die Deportirten, wenn sie in größerer Entfernung von dem Hauptorte der Kolonie sich befinden,

diese unglücklichen Schwarzen als wilde Thiere ansehen, und bei der geringsten Veranlassung niederschießen.

Ein protestantischer Geistlicher bekräftigt den Tadel Dawsons in einem Berichte über seine Pastoralreise in Vandiemensland. „Es ist betrübend," sagt er, „daß, nachdem diese Unglücklichen ein halbes Jahrhundert lang mit einem christlichen Volke verkehrt haben, sie noch in demselben Zustande der Unwissenheit und Entartung sind wie anfänglich; ich fürchte sogar, daß der Einfluß unserer Kolonie in dem Lande ihren Zustand verschlimmert hat. Ihre Berührung mit den Europäern brachte sie allmälig um die guten Eigenschaften, welche sie vorher hatten, und machte sie mit unsern Lastern vertraut. Nichts ist so empörend für die neugelandeten Reisenden, als diese Unglücklichen durch den unmäßigen Genuß des Branntweins, wozu die Europäer aus schmutziger Habsucht sie aufmuntern, anstatt sie davon abzubringen, in einem wahrhaft thierischen Zustande zu sehen."

Aus den feindseligen Ausdrücken, deren sich die Kolonisten von Neusüdwales und Vandiemensland bedienen, wenn sie von den Ureinwohnern sprechen, läßt sich auf ihre Gesinnungen gegen diese unglücklichen Wesen schließen. Oxley spricht häufig von der abscheulichen Treulosigkeit der wilden Australier. Die Zeitungen von Sidney spielten vor einigen Jahren auf einen Plan an, die Eingebornen, welche an den Ufern des Flusses Hunter wohnen, zu vergiften, als auf das wirksamste Mittel, sich dieser lästigen Nachbarn zu entledigen. In Vandiemensland behandelt man die Eingebornen, wie wenn sie außer dem Gesetze wären. Die Times colonial sagte in ihrer Numer vom 6 Juli 1827: „In der lezten Woche haben die jenseits der zweiten Linie im Westen wohnenden Kolonisten eine bedeutende Anzahl Schwarzer getödtet. Man hatte sie eingeschlossen, während sie an ihren Feuern saßen, und erschoß sie aus einer Entfernung von 30 Yards." Nichts aber gibt uns eine treffendere Idee von der Art, wie die Kolonisten die Schwarzen betrachten, als die Vertheidigungsrede eines gelehrten Advokaten, des Doktor Wardel, der einen Engländer vertheidigte, welcher wegen eines mit Vorbedacht an einem Schwarzen begangenen Mordes vor Gericht stand. Auf die Autorität Baco's, Puffendorf's und Barbeiracs sich stützend, wagte er vorzubringen, daß ein Wilder oder Menschenfresser (man behauptete, der fragliche Eingeborne sey es) durch das Naturgesetz schon geächtet sey, und also ein an ihm begangener Mord nicht als ein Verbrechen angesehen werden könne!!!

Die Engländer treiben allmälig die Ureinwohner in das Innere zurück, und es entstehen daraus von Zeit zu Zeit blutige Kämpfe. In Tasmanien sind die Kolonisten in offenem Kampfe mit den schwarzen Papua's dieser Insel, die unerschrockener sind, als die Australier, die aber nichts desto weniger endlich unterliegen werden, besiegt durch die Taktik der Europäer, welche sich ihres Landes bemächtigt haben. Ein Engländer, der allein wegen einer Kleinigkeit 10 Eingeborne an den Ufern des Flusses Karnah getödtet hatte, trieb die Rohheit so weit, daß er sich dessen bei seinen Kameraden rühmte. Darf man sich wundern, daß nach solchen Vorgängen die Wilden sich an jedem Europäer zu rächen suchen, von dem sie vermuthen, daß er zur Partei ihrer Unterdrücker gehöre? Und ist es erlaubt, Wesen, die nichts weiter thun, als dem natürlichen menschlichen Trieb der Selbsterhaltung folgen, Treulose und Barbaren zu nennen? „Es ist betrübend", sagt Dawson, „alte Kolonisten von Neusüdwales den Charakter und die

natürlichen Eigenschaften der Eingebornen verläumden und sie nach einig entarteten Familien beurtheilen zu hören, welche in den Niederlassung der Kolonie von Almosen leben, und welche, weil sie mit den Europä in Berührung kamen, ihre ursprüngliche Einfachheit gegen die Trunkenh und andere Laster civilisirter Völker vertauscht haben. Dieß sind ni die wahren Australier; um sie kennen und richtig würdigen zu lern muß man in das Innere des Landes, fern von den brittischen Besitzunge eindringen.

Methode der englischen Kolonisation und Betrachtungen hierüb

Die Regierung beobachtet ein anderes Verfahren gegen Kolonisten u Deportirte und behandelt sie besser, als früher; auch sind nun die Länd reien, welche man bisher wegen ihrer schlechten Qualität verschmäht ha in Werth gekommen. Auf jedem Gute ist ein netter Gemüse- und Blume garten; und seine Rabatten umgeben das Häuschen, in welchem der Pflanz in Erwartung, bald eine seiner würdigere Wohnung erbauen zu könn am Sonntag von seinen Strapazen ausruht.

„Aber", sagt Laplace, „es sind hauptsächlich Angestellte, welche Besitz von den gewöhnlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen abgetretene Ländereien geworden sind. Auch liegen ihnen ihre gegenwärtigen und zu künftigen Interessen mehr am Herzen, als die des Mutterlandes. Da die meisten entschlossen sind, sich in Australien oder Vandiemensland nieder zulassen, so wagen sie es nicht, die Gewalt gegen unruhige Kolonisten zu vertheidigen. Als Leute, welche nach Ablauf ihrer amtlichen Wirksamkeit wieder in die Dunkelheit zurücktreten müssen, wenn sie nach Europa zurück kehren, versäumen sie es nicht, ihr Glück auf Kosten einer Regierung zu machen, welche sie dazu zu ermuthigen scheint, sie im Stiche zu lassen. Man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn die Gouverneure bei Ausübung ihrer Funktionen auf so viele Schwierigkeiten stoßen. Sie haben oft Leute zu Gegnern, welche kaum noch ihre Rathgeber waren, und deren Opposition nur von der Nothwendigkeit herrührt, sich dadurch mit den Be wohnern auszusöhnen, welche mit der Verwaltung ihres Amtes unzufrieden waren. Der Hof von London, der sonst so klug ist, scheint vergessen zu haben, daß seine Beamten in den Kolonien mehr als im Mutterlande nicht nur unbescholtene, uneigennützige und um den Vortheil ihres Landes ernstlich besorgte Männer seyn, sondern auch eine Stellung einnehmen müssen, die von allem Einfluß der Administrirten so unabhängig ist, daß Nichts sie dahin bringen kann, der Sache der Regierung untreu zu werden. Wir glauben, daß diese Bemerkung richtig ist.

Um uns eine richtige Vorstellung von der Kolonisationsweise zu machen, die wir (die Franzosen) mit Vortheil studiren können, müssen wir einige nützliche Verordnungen über die Verwilligungen von Land an Kolonisten, über die Gehalte der Angestellten und über die den Militärs und sogar den Deportirten zugestandenen Vortheile, sowie über die Mittel, welche die englische Regierung in Australien verwendet, anführen. Wenn wir aber der englischen Regierung und Nation eine vorzügliche Geschicklichkeit im Kolonisiren zuschreiben, wie sie kein Volk und keine Regierung besitzt, so wollen wir doch nicht, wie einige unserer Landsleute, sagen, daß wir gar Nichts davon verstehen. Ohne Zweifel ist unser unsicheres Verfahren und der häufige Wechsel im Verwaltungssysteme im nördlichen Afrika zu

[...]deln. Das größte Uebel ist ohne Zweifel das, daß man bisher nur [...]eute abgeschickt hat, welche die Sitten der Araber aus den Journalen [...]nd Revuen zu kennen glaubten, wo wir so oft die seltsamsten Irrthümer [...]sen, anstatt die Verwaltung des Landes Leuten anzuvertrauen, welche [...]ange bei den Muselmännern gelebt haben. Gehen wir aber weiter zurück, [...]o finden wir, daß das Gedeihen der französischen Kolonien in Kanada, [...]uisiana und St. Domingo (das nun ein unabhängiger Staat unter [...]em Namen Hayti ist) der beste Beweis zu Gunsten der Ansicht ist, daß [...]uch wir ein Land geschickt kolonisiren können, weil wir es vor den Engländern gethan haben; und Denen, welche sich über die 100 Millionen beschweren, welche uns Algier kostet, muß man sagen, daß Australien mehrere Milliarden gekostet hat, ehe die Einnahmen die Ausgaben überstiegen.

Wie dem aber auch seyn mag, wir wollen die Verordnungen der Regierung der Kolonie von Neusüdwales über die Verwaltung dieses Landes [...]m Auszuge geben. Nur so werden wir den Gang der vielen Räder dieser ungeheuren Maschine begreifen können.

Es wurde von der brittischen Regierung bestimmt, daß in Zukunft keine Kronländerei anders als im öffentlichen Aufstreiche abgegeben werden solle.

Das gesammte Gebiet der Kolonie wird in Grafschaften, Kantone und Kirchspiele eingetheilt werden, so daß nach Vollendung dieser Eintheilung jedes Kirchspiel eine Fläche von 25 Geviertmeilen umfassen wird.

Alles Land, welches bis jezt noch nicht abgegeben ist und nicht zum öffentlichen Dienste verwendet wird, soll verkauft werden; der Preis wird von der Beschaffenheit des Landes und seiner Lage abhängen; in keinem Falle aber darf er unter 5 Schilling per Acre betragen.

Diejenigen Personen, welche Ländereien erwerben wollen, deren Verkauf noch nicht angekündigt ist, werden der Regierung eine schriftliche Bittschrift einreichen, die nach einem gewissen Muster abgefaßt seyn wird, das ihnen von dem Oberingenieur gegen eine Abgabe von zwei Schillingen 6 Pences zugestellt werden wird.

Diese Personen können innerhalb der bestimmten Gränzen die Länderei auswählen, die sie auf diese Art zu kaufen wünschen. Nun wird diese Länderei drei Monate lang zum Verkaufe ausgesezt bleiben, und nach dieser Zeit dem Meistbietenden zugeschlagen werden, vorausgesezt jedoch, daß der Preis nicht unter 5 Schilling per Acre betrage.

Der Käufer muß im Augenblick des Verkaufes ein Zehntheil des ganzen Werthes der Länderei hinterlegen, und den Rest einen Monat nachher, vom Tag der gerichtlichen Zusprechung an gerechnet, bezahlen, außer er wäre nicht in den Besitz seines Eigenthums eingesezt worden. Im Falle die Bezahlung am bestimmten Termine nicht erfolgt, wird der Kauf für nichtig erklärt und die hinterlegte Summe eingezogen.

Die Ländereien werden gewöhnlich in Loosen von einer Quadratmeile oder 640 Acre abgegeben werden; minder beträchtliche Loose können in gewissen Fällen auch verkauft werden; vorausgesezt daß sich der Liebhaber mit einer Bittschrift an die Regierung wendet, in welcher die Gründe klar auseinandergesezt sind, warum er ein kleineres Stück Boden zu kaufen wünscht.

Die Krone behält sich das Recht vor, überall Brücken und Straßen zu bauen, wo es das allgemeine Interesse erfordert, so wie auch einheimische

oder an den andern Orten, wo sie versammelt sind, reklamiren lassen; wenn er sie nicht fordert, so werden sie andern Einwohnern zugewiesen werden; und um ferner derartige Unordnungen zu verhüten, wird der Dienstherr, der hierin nachlässig befunden wurde, in Zukunft bei Vertheilung von Deportirten keine Ansprüche mehr machen können.

Da der Verwaltung aber daran gelegen ist, daß dieser Fall so selten als möglich eintrete, so ist die Bestimmung getroffen, daß die ferne vom Hauptorte wohnenden Kolonisten, welche um Deportirte bitten wollen, einen Bevollmächtigten, dessen Name und Wohnort in der Bittschrift genau angegeben seyn muß, aufstellen können, der sie in Empfang nehmen soll.

Da die Deportirten unmittelbar nach ihrer Ankunft aus England einen vollständigen neuen Anzug erhalten, und es billig ist, daß der Eigenthümer, der den Vortheil von der Arbeit eines Verurtheilten hat, für seinen Unterhalt sorge, so müssen die Bevollmächtigten, wann die Leute ihnen zugestellt werden, 20 Schillinge für diese Kleider bezahlen. Die Regierung hat es ferner für nothwendig erachtet, nachfolgende Verhaltungsregeln vorzuschreiben, nicht blos in der Absicht, die Eigenthümer, welche ihre Dienstboten ordentlich behandeln, gegen die Klagen übelgesinnter oder unzufriedener Leute zu schützen, sondern auch den Deportirten passende und hinreichende Nahrung und Kleidung zu sichern.

Die wöchentlichen Rationen werden in der Zukunft in Folgendem bestehen:

12 Pfund Korn oder 9 Pfund Mehl zweiter Sorte, oder auch noch nach dem Gutdünken des Herrn $3\frac{1}{2}$ Pfund Mais und 9 Pfund Korn, statt dessen auch 7 Pfund Mehl zweiter Sorte gegeben werden können.

7 Pfund Fleisch, entweder Ochsen- oder Hammelfleisch, oder 4 Pfund eingesalzenes Schweinefleisch, 2 Unzen Salz und 2 Unzen Saife.

Alle Artikel, welche der Herr noch außer den ebengenannten liefern wird, werden als eine Gratifikation angesehen, mit welcher er aufhören kann, sobald er es für gut findet.

Die Kleidung, welche die Deportirten alljährlich anzusprechen haben, soll in Folgendem bestehen und zu nachbenannten Zeiten ihnen gereicht werden:

Am 1. Mai jeden Jahres sollen sie eine wollene Jacke, wollene Hosen, ein Paar Schuhe von gutem Leder, eine Mütze oder einen Hut erhalten.

Am 1. August 1 Hemd und 1 Paar Schuhe;

Am 1. November endlich 1 Hemd, ein Paar wollene Unterhosen, einen kurzen wollenen Rock und 1 Paar Schuhe.

Jeder Mann soll wenigstens eine gute Decke und eine wollene Matraze haben, welche als ein Eigenthum des Herrn betrachtet werden sollen.

Im Fall ein Deportirter, wenn er einem Kolonisten zugetheilt wird, während der zwei Monate, die der Austheilung von Effekten am 1. Mai vorangehen, von der Regierung gekleidet worden wäre, dürfen ihm von seinem Herrn Kleider erst am 1. August und auch dann nur die für diesen Zeitpunkt bezeichneten geliefert werden. Ebenso darf der Herr eines Dienstboten, der im September oder Oktober von der Regierung gekleidet worden ist, am folgenden 1. Februar demselben blos ein Hemd und ein Paar Schuhe reichen; sind aber diese Zeitpunkte vorüber, so müssen die verschiedenen in dem vorstehenden Reglement aufgezählten Gegenstände zur vorgeschriebenen Zeit abgereicht werden. Die Personen, die diese Vorschriften nicht befolgen, ungeachtet sie der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß sind, werden bei Vertheilung der Deportirten nicht mehr berücksichtigt werden.

Gehalte der Beamten.

Im Jahr 1833 hatte die Kolonie folgende Ausgaben für Gehalte der Beamten u. s. w.

	Pfd. St.	Sch.	P.
Der Gouverneur, der Oberrichter und die beiden Adjunkten desselben	10,000		
Civildienst, d. h. der Sekretär des Gouverneurs der Oberintendant von Paramatta	811	7	1
Der vollziehende und gesetzgebende Rath, d. h. die Sekretäre beider Räthe, die Kopisten, Magazinaufseher und Boten	806	2	6
Der Kolonialsekretär, Untersekretär, Commis, ꝛc. .	4919	17	6
Der Oberingenieur, der zweite Oberingenieur, vier Ingenieure, Zeichner, Commis, Handwerker, Boten, Wächter ꝛc.	6640		
Futter, Lebensmittel, Ausrüstung, Werkzeuge für die Ingenieure ꝛc.	5246		
Angestellte bei den Straßen ꝛc.	6791	10	1
Mitglieder des Rathes für die Verwendung der Deportirten	361	18	9
Kolonialschatzmeister und Angestellte beim Schatze	1229	12	6
Angestellte bei den Duanen, bei den Kleidermagazinen, Hotelvermiethung ꝛc.	6078	16	3
Angestellte bei der Verwaltung der indirekten Steuern	1241	15	
Administration der Posten	1834		
Inspektion der Branntweinbrennereien	454		
Inspektion der Schlachthäuser	160		
Kolonialarchitekt ꝛc.	1046	10	
Inspektion der Minen	1827	13	9
Hafenkapitän, Telegraph ꝛc.	960		
Kolonialmuseum	200		
Botanischer Garten	736		
Kosten der Justizverwaltung	11,187	19	7
Kosten der Civilverwaltung	42,930	11	0
Kosten der anglikanischen Geistlichkeit und Besoldung des für die Civilisation der Eingebornen angestellten M. Threlfeld	11,494	4	4
Unterhaltung der Schulen	5940		
Kosten der presbyterianischen und römisch-katholischen Geistlichkeit	1400		
Militäragent	935	6	5
Pensionen, zahlbar zu London an Angestellte oder deren Wittwen	811		5
Pensionen, zahlbar in der Kolonie an Angestellte oder deren Wittwen	655	3	9
Für verschiedene Dienste, Geräthe ꝛc.	23,260	15	3
Die Gesammtsumme der Ausgaben betrug also	110,252	7	9

Welch großer Abstand zwischen England und Frankreich in Absicht auf die Stellung der Staatsbeamten! Und welcher Unterschied würde sich ergeben,

wenn wir den Gehalt der französischen und englischen Beamten auf den Antillen und besonders in Indien vergleichen sollten? Bemerken wir noch, daß die meisten öffentlichen Beamten in Neusüdwales außer ihrem Gehalt die Einkünfte von Pachtgütern, welche zu den königlichen Domainen gehören, und aus den öffentlichen Magazinen den größten Theil des Mundvorraths empfangen, der in ihren Häusern aufgeht. Ohne diese Freigebigkeit der englischen Regierung in Bezahlung ihrer Beamten loben zu wollen, können wir nicht umhin, unsern Tadel darüber auszusprechen, daß den französischen Beamten, und zwar besonders im Orient, die Gehalte so schmal zugemessen sind.

Regierung und Verwaltung, Richterstand, Ausgaben und Einkünfte u. s. w.

Neusüdwales und Tasmanien stehen unter der Gerichtsbarkeit eines Generalgouverneurs, der für beide Kolonien einen Vicegouverneur unter sich hat. Dem Gouverneur steht, wie in Indien, ein vollziehender Rath zur Seite, den er in allen bedeutenderen Fällen zu Rathe ziehen muß. Jedoch ist er auch ermächtigt, unter seiner Verantwortlichkeit allein zu handeln, vorausgesezt, daß er dem Minister die Gründe mittheilt, die ihn dazu veranlaßt haben. Der gesetzgebende Rath besteht hauptsächlich aus den Beamten der Regierung, denen zwei Landeigenthümer, ein Kaufmann, und der Oberrichter als Präsident beigegeben sind. Dieser Rath ist ermächtigt, Taxen aufzulegen und Gesetze im Interesse der Kolonie zu geben, von welchen der Präsident zu entscheiden hat, ob sie dem Geiste der englischen Gesetzgebung angemessen sind oder nicht. Die Sitzungen werden bei verschlossenen Thüren gehalten, und die Mitglieder des Rathes machen sich eidlich verbindlich, Nichts von Dem, was in den Versammlungen vorgeht, auszusagen. Man erfährt die Entscheidungen des Rathes erst, wenn sie in der Gazette gedruckt werden, aus der Freude oder Bestürzung der Kolonisten. Da der Präsident das Veto gegen alle Entscheidungen des Rathes hat, so ist er der einzige Inhaber der gesetzgebenden Macht in der Kolonie, einer Macht, die kein Mensch, und wäre er auch noch so würdig, unbeschränkt besitzen sollte. Diese Allmacht ist um so gefährlicher, als die Berathenden, da das Geheimniß der Berathungen ihnen das große Aufmunterungsprincip, die Oeffentlichkeit, benimmt, die zur Sprache gebrachten Fragen nur schwach angreifen oder vertheidigen können.

Die Gerichtshöfe sind zusammengesezt, wie in England, die Juri wird hier, wie dort, aus den Eigenthümern zusammengesezt; Deportirte aber werden nur dann zugelassen, wenn sie völlige Begnadigung erhalten haben. Die Zahl der Geschwornen ist die gleiche, wie in England, und ihre Entscheidung muß ebenfalls einstimmig seyn. Die Friedensrichter sind bezahlt oder nicht bezahlt; die ersteren erhalten aber ihren Gehalt, statt in Gold oder Silber, in Schweinefleisch und Mehl. Dieß rührt daher, daß es in den ersten Jahren der Kolonie so äußerst schwer hielt, die Bewohner zu Annahme eines Amtes zu bewegen; man mußte ihnen wöchentliche Rationen reichen, um sie dazu zu bringen. Der Friedensrichter hat, was die von Freien begangenen Verbrechen betrifft, dieselbe Gewalt, wie in England; was aber die Deportirten betrifft, so bestraft er sie ohne viele Förmlichkeiten. Jeder Friedensrichter hat 5 Konstables unter seinen Befehlen, so wie einen Zuchtmeister, der die körperlichen Strafen vollzieht. Die Konstables sind häufig Deportirte, die ihre Strafzeit durchgemacht haben, aber sie versehen ihr Amt ebenso ehrenvoll, als in England.

Ein Sekretär der Regierung ist mit der Korrespondenz beauftragt, und ein Kolonialschatzmeister zieht die Steuern und Einkünfte der Regierung ein. Die Geistlichkeit besteht aus 12 Gliedern, unter der unmittelbaren Leitung eines Archidiakonus, der dem Bischof von Kalkutta, der Hauptstadt des brittischen Indiens, unterworfen ist.

Man wird sich eine richtige Vorstellung von dem raschen Fortschreiten der Kolonien Australiens machen können, wenn man die Zunahme der Einkünfte seit 1827 ins Auge faßt. In diesem Jahre betrugen sie in Neusüdwales 62,229 Pfd. Sterling, in Vandiemensland 32,852 Pfd. Sterling. In den lezten Jahren aber betrugen die Einkünfte, ohne daß die Steuern wesentlich erhöht worden wären, für Neusüdwales im Jahr 1830 104,602 Pfd. Sterling, im Jahr 1831 120,204 Pfd. Sterling, im Jahr 1832 135,909 Pfd. Sterling; für Vandiemensland im Jahr 1830 65,586 Pfd. Sterling, im Jahr 1831 71,067 Pfd. Sterling, 1832 91,967 Pfd. St. und 1833 85,905 Pfd. Sterling. Da die Ausgaben seit einigen Jahren 120 bis 121,000 Pfd. Sterling betragen haben, so haben sie die Einkünfte weit überstiegen, da in dem Kolonialschatz von Neusüdwales ein Reservekapital von 47,000 Pfd. Sterling, in dem von Vandiemensland ein solches von 35,000 Pfd. Sterling sich gegenwärtig befindet.

Zukunft Australiens.

Was wird die Bestimmung dieser fernen Kolonien seyn? Was wird die Zukunft dieser Nationen seyn, welche an den Enden des Erdkreises heranwachsen? Der Kontinent, den sie einnehmen, ist durch seine Lage bestimmt, einst der Mittelpunkt großer kommercieller und politischer Verbindungen zwischen Asien, Amerika und sogar Afrika zu werden. Dann ist die Civilisation überall hingedrungen. Aber werden die Völker Australiens auf dem Wege zum Glück und Wohlstand fortschreiten, den sie bisher gegangen sind? Können wir ihnen für immer die weise Regierung verbürgen, die allein das Glück der Völker sichern kann? Ein weiter, lange Zeit ausreichender Raum steht ihren Fortschritten offen. Nun zählt Australien seine Städte; ehe ein Jahrhundert vergeht, wird es seine Nationen zählen; England wird daselbst repräsentirt seyn durch Völker, Frankreich aber, wie Spanien, wie Griechenland, wie Taiti, nur durch Familien. Dieser Gedanke ist traurig; Frankreich hat zwar seine wissenschaftliche Ehre gerettet; aber auch die Ehre seiner Politik? Was wird aber inmitten dieser Wunder das Schicksal der Eingebornen Australiens seyn? Diese wichtige Frage knüpft sich innig an das Fortschreiten der brittischen Besitzungen in dem großen südlichen Kontinente an; und man kann den gesetzgebenden Gewalten des Mutterlandes es nicht dringend genug empfehlen, sich ohne Aufschub mit dieser Frage zu beschäftigen. Die Idee, daß die englischen Kolonisten sich mit den Schwarzen vermischen und amalgamiren sollten, widerstreitet den europäischen Ideen, und es ist eine allgemein angenommene Meinung, daß die Eingebornen Australiens mildere Sitten anzunehmen gar nicht fähig seyen. Aus dieser Meinung geht nun hervor, daß der Verkehr zwischen den englischen Kolonisten und den eingebornen Stämmen nach Grundsätzen eingeleitet worden ist, die man bei einem so kolonisirenden Lande annehmen würde, das blos von wilden Thieren bewohnt wäre. Nun aber beschränkt man sich nicht blos darauf, die Vernichtung der Eingebornen allmälig herbeizuführen, indem man ihnen die Subsistenzmittel nach und nach entzieht, oder sie auszurotten,

wie wilde Thiere. Man bemühte sich, ihr Loos durch Civilisation zu verbessern, und in Neusüdwales und Vandiemensland wurden Versuche damit gemacht. Wie groß wäre das Erstaunen der Offiziere und Gelehrten von der Expedition d'Entrecasteaux's, wenn sie wiederkämen und an den Orten, welche einst öde oder mit Wald bedeckt waren, eine hübsche Stadt sähen, vor welcher große Schiffe vor Anker liegen, und eine zahlreiche Bevölkerung, auf einem großen Raume verbreitet, hübsche Bauernhöfe, Fuhrwerke, Journale und alle Genüsse Europa's! Wie groß wäre ihr Erstaunen, die dürren und wüsten Orte, wo sie Mangel litten, von den Engländern kolonisirt zu sehen! Solche von dem Eifer und Talent, besonders aber auch von der Loyalität der neuen Beamten gegen die Eingebornen geförderte Arbeiten, werden den Interessen der Wissenschaft nicht minder nützen, als den Interessen Englands. Durch solche Männer und in Folge so ehrenvoller Unternehmungen hat sich diese Nation auf jene erstaunliche Höhe erhoben, die der Gegenstand so vieler absurder Deklamationen ist, und für die großen Mächte der Gegenstand erleuchteter Nacheiferung seyn sollte. Die Franzosen ziehen den glänzenden Ruhm der Waffen dem friedlichen Ruhm vor, durch Anlegung von Kolonien ihre Sprache und Wohlthaten allgemeiner zu machen; darum wurde auch von ihnen versäumt, in der Gegend am Schwanenflusse, die d'Entrecasteaux zu einer Kolonie ausersehen hatte, eine Niederlassung zu gründen. Es bleibt ihnen blos der Ruhm, an der wissenschaftlichen Erforschung Australiens Theil genommen zu haben; um diesen Ruhm müssen wir aber die Völker Europa's und die weißen Amerikaner, ihre Abkömmlinge, die alle eine und dieselbe Rasse bilden, und durch die Ueberlegenheit ihrer Civilisation über alle anderen Völker des Erdkreises triumphiren, bemühen; ihnen liegt es ob, aufmerksam alle Theile der Welt zu studiren, um ihren wahren Werth kennen zu lernen, und die Sitten, die Erinnerungen, die Sprachen so vieler Völker zu beobachten und zu sammeln, die untergehen, oder sich umbilden, damit dadurch die Geschichte der Menschheit vervollständigt werde.

Geschichte.

Die Malaien und besonders die Celebier haben ohne Zweifel die nördlichen Küsten Australiens besucht, ehe die Europäer dahin kamen.

Der Präsident des Brosses und der Abbé Prévôt haben die Entdeckung von Neuholland dem Paulmier de Gonneville zugeschrieben. Wir glauben aber, daß Gonneville auf Madagaskar landete, und dort seinen Prinzen Essomerie wegnahm, den er mit nach Europa brachte. Wahrscheinlich hatten die Portugiesen Kenntniß von einigen Punkten dieses großen Landes. Eine Karte von einem großen Lande, genannt Groß-Java, zeigt den Norden von Australien an; sie ist vom Jahr 1542. Gewiß ist aber, daß der Duyfhen, ein holländisches Schiff, das von Bantam zur Untersuchung von Neuguinea abgeschickt wurde, westlich von der Torres-Meerenge eine 300 Meilen lange Strecke seiner nördlichen Küsten erblickte. Der Bericht hierüber lautet folgendermaßen:

„Dieses große Land wurde größtentheils öde gefunden: blos an einigen Stellen stieß man auf wilde und grausame Schwarze, welche einige Matrosen umbrachten. Man konnte also von ihnen über das Land Nichts erfahren: man konnte nicht einmal Wasser und Lebensmittel bekommen; und der Mangel, den die Schiffe litten, war der Grund, warum sie die

Entdeckungsreise nicht weiter fortsezten. Der Punkt, wo die Holländer am Lande hinfuhren, wurde von ihnen Kap Keer-Weer oder Umkehrkap genannt.“

Im Jahr 1606, ungefähr im Monat August, und in denselben Seestrichen sah ein spanischer Seemann den nördlichen Theil von Australien. Es war Louis Vaes de Torres, zweiter Kommandant der von Hernandez de Quiros, den er am Heiligengeistlande verlassen hatte, geleiteten Expedition. Dort hatte sich Torres von dem Admiral getrennt, und sezte seine Reise nach Westen fort.

Nachdem er ungefähr 300 Meilen weit an einem Lande hingefahren war, das er für Neuguinea hielt und das wahrscheinlich Luisiana war, kam er in einem mit Inseln besäeten Raume (der Torres-Meerenge) an; er nahm dort 20 Individuen von verschiedenen schwarzen Stämmen der Meerenge ein, die seinen Namen führt, um sichere Nachweisungen von ihnen zu erhalten; Torres brauchte mehr als zwei Monate, bis er sie durchschifft hatte, hernach steuerte er gegen Norden, und seinem Berichte zufolge sind wir zu glauben veranlaßt, daß er den nördlichen Theil von Australien in der Nähe des Kap York entdeckte.

Der Hollander Dirck-Hatichs, Kapitän des Schiffes Endracht, sah im Jahr 1616 einen Theil der westlichen Küste, der er den Namen seines Schiffes gab; was durch die obenerwähnte im Jahr 1801 von Freycinet aufgefundene zinnerne Tafel konstatirt wurde.

Das holländische Schiff Mauritius scheint ebenfalls einige Entdeckungen in der Gegend des Willems-Flusses gemacht zu haben, indeß hat man keine genaue Nachricht über diese Reise. Lange hatte man angenommen, ein gewisser Zeachem habe in dem nämlichen Jahre Arnheims- und Vandiemens-Land entdeckt; aber es ist nun bewiesen, daß kein Seemann dieses Namens unter denjenigen aufgeführt ist, welche zuerst Neuholland besuchten. Edels gab im Jahr 1619 seinen Namen der Küste, die sich südlich vom Endrachtslande hinzieht. Das große Riff Hutmans Abrolhos soll um dieselbe Zeit, wenn nicht von Edels selbst, so doch wenigstens von einem gleichzeitigen Seemanne, entdeckt worden seyn. Drei Jahre später entdeckte der Leeuwin gegen Süden zu noch einen weitern Theil der Küste. Im Jahr 1623 wurde Jan Carstens, der Kommandant der Schiffe Pera und Arnheim, von Amboina abgefertigt, um die nördlichen Küsten von Australien zu erforschen, die man noch mit Neuguinea verwechselte. Carstens wurde auf dieser Reise mit 8 Mann vom Arnheim von den Wilden ermordet. Nichts destoweniger verfolgte die Expedition ihre Sendung; man entdeckte Länder, welche die Namen Arnheim und Speult empfingen, worauf sich die beiden Schiffe trennten. Der Arnheim kehrte nach Amboina zurück, aber der Pera fuhr an der Küste bis Staatenriver hin, von wo aus er nach den Molukken steuerte. „Auf dieser Entdeckungsreise“, sagt der Bericht, „fand man überall blos Untiefen, unfruchtbare Küsten, dünn bevölkerte Inseln, bewohnt von verschiedenen grausamen rohen und elenden Nationen, die der Kompagnie nur sehr geringe Vortheile bieten könnten.“ Im Jahr 1627 fuhr Peter Nuyts auf dem Gulde Zeepaard ungefähr 1000 Meilen weit an der Küste Australiens hin. Das Tagebuch der Expedition wurde nie herausgegeben; aber man vermuthete, das zwischen 34° und 36° südl. Breite liegende Land müsse wie alle unter der nämlichen Zone liegenden Länder, bewohnbare, reiche und fruchtbare Gegenden enthalten. Das Jahr nachher gab Witt seinen

Namen dem Lande, das zwischen dem 14° und 21° südl. Breite sich ausbreitet. Wahrscheinlich war aber wenige Monate vorher das Schiff Vianen 200 Meilen weit an dieser Insel hingesegelt, und hatte mitten in einer unfruchtbaren Gegend einige grüne von schwarzen barbarischen Völkern bewohnte Striche entdeckt. Im Jahr 1629 scheiterte Francis Pelsart mit seinem Schiffe Batavia auf den Felsen, welche Hutmans Abrolhos heißen. Da er kein süßes Wasser auf diesen Inselchen fand, so ließ er ein Verdeck auf eines seiner Boote machen und suchte mit einem Theile seiner Mannschaft an das feste Land zu kommen. Nach mehreren Tagen fruchtloser Anstrengungen, und nachdem er 400 Meilen weit an den Küsten hingesegelt war, beschloß er, sich nach Batavia zu begeben, von wo aus er mit der Yacht Saardam wieder zurückkam, um die auf den Abrolhos zurückgelassenen Leute wieder abzuholen. Diese hatten endlich süßes Wasser in der Höhlung der Felsen entdeckt; aber mit der Gewißheit, auf diesen Klippen leben zu können, waren auch Gedanken des Ungehorsams und der Empörung in ihnen aufgestiegen. Bei seiner Rückkehr mußte Pelsart mit Strenge verfahren; mehrere Meuterer wurden hingerichtet, und zwei andere auf dem festen Lande gegenüber von den Abrolhos ausgesezt. Im Jahr 1636 wurde Gerrit Tomaz Pool von Banda aus mit den Yachten Klyn Amsterdam und Wezel in der nämlichen Absicht, wie Carstens, abgeschickt; aber durch einen seltsamen Zufall wurde er, wie dieser, von den Wilden, und zwar beinahe an derselben Stelle, niedergemacht. Die Expedition wurde jedoch unter der Leitung des Supercargo Pieters Pietersen weiter fortgesezt. Wegen widriger Winde konnte er die Westküste des Karpentariagolfes nicht erreichen, fuhr aber ungefähr 100 Meilen weit an der Küste von Vandiemensland hin. Sodann kehrte er zurück, ohne Bewohner gesehen zu haben, ob er gleich einige Male Rauch bemerkt hatte. Im Jahr 1643 entdeckte Tasman den südlichen Theil von Tasmanien, ohne zu ahnen, daß dieses Land eine besondere Insel bilde, und gab ihm den Namen Vandiemensland, ungeachtet bereits ein beträchtlicher Theil des nördlichen Australiens diesen Namen erhalten hatte. Diese Namen wurden den entdeckten Ländern von jenen Seemännern zu Ehren van Diemens, des damaligen Gouverneurs von Batavia, gegeben. Im Jahr 1644 wurde Tasman von Neuem auf eine Entdeckungsreise gegen Australien ausgeschickt. Dieses Mal untersuchte er sorgfältig den Karpentariagolf, Arnheims- und Vandiemens-Land. Unglücklicherweise begrub der engherzige und merkantilische Geist, der bei den Operationen der holländischen Kolonie vorwaltete, diese schönen Arbeiten in ein tiefes Geheimniß; und so ist man in unsern Tagen, was die Entdeckungen Tasmans betrifft, auf bloße Vermuthungen beschränkt. Wir wissen jedoch von Dalrymple, daß er häufig mit den Eingebornen verkehrte. Uebrigens scheint es, daß in Folge der Entdeckungen Tasmans dieß große Land definitiv den Namen Neuholland empfing, während man vor ihm es gewöhnlich mit dem generischen Namen Großes Südland oder Australländer bezeichnet hatte. Der Name Neuholland wurde von den Geographen lange vorzugsweise gebraucht; aber er muß dem Namen Australien Platz machen, der rationeller und wahrer ist, und den die Engländer angenommen und beibehalten haben.

Erst in den Jahren 1688 und 1699 fuhr der Engländer Dampier eine gewisse Strecke weit an den nordwestlichen Küsten hin, und diesem

Ansicht der Küste von Australien

Digitized by Google

scharfsinnigen Beobachter verdankte man die ersten genauen und nützlichen Notizen über dieses bisher gänzlich unbekannte große Land. Er beschrieb mehrere seiner eigenthümlichen Produkte. Er sah auch Eingeborne, die er als schwarze und nackte Menschen mit krausen und wolligen Haaren beschreibt.

Im Jahr 1696 landete Willem Blamingh auf der Insel Rottenest am Schwanenflusse und der Seehundsbai, an deren Einfahrt er die Inschrift Dirck Hatichs fand, die er an einen Baumstamm befestigen ließ, nachdem er eine zweite, seine Reise betreffend, darauf hatte setzen lassen. Wenn Bougainville im Jahr 1769 24 Stunden weiter nach Westen gesegelt wäre, so hätte er zuerst die östliche Küste gesehen. Cook war der Ruhm aufbehalten, sie zu entdecken und ganz aufzunehmen. Seit der große Seemann an den Bänken des Korallenmeeres beinahe gescheitert wäre, wie bereits erwähnt wurde, hat dieses große Land die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen. Aber obgleich die ganze Küste von Neuholland bekannt war, hatte man doch über seine Geographie nur allgemeine Angaben. Genauere Untersuchungen wurden von England und Frankreich angeordnet. Vancouver, d'Entrecasteaux, der Chirurg Baß, der Kapitän Grant und besonders Baudin und Flinders erforschten mit Hülfe der Naturforscher Peron und Brown sorgfältig einen großen Theil der westlichen und südlichen Küsten. Von 1818 bis 1822 untersuchte der Kapitän King mit seltener Genauigkeit den nördlichen Theil. Endlich lieferten Freycinet im Jahr 1818 und d'Urville im Jahr 1827 und einige andere Seemänner neue Dokumente zu den bereits vorhandenen, besonders über die südlichen Küsten, deren Anblick so merkwürdig ist, und von denen wir hier die Zeichnung nach Peron geben. *) Endlich müssen wir unter den lezten Reisenden, welche Australien besucht haben, auch Holman aufführen, der, obgleich blind, die Reise um die Welt gemacht hat.

Neuere Erforschungen und Entdeckungen im Innern Australiens.

Die ganze Küste Australiens ist nun aufgenommen und gut bekannt, aber das Innere war es in den lezten Zeiten noch nicht. Oxley, Blaxland, Wentworth, Hawson, Evans, Frazer, Currie, Hume, Cunningham, Howell, Sturt, Mac-Leay, Barker, Kent, Mitcheil, Roë, Wilson, Coxen u. A. haben verschiedene ebenso ehrenvolle als nützliche Expeditionen zu Lande ausgeführt. — Wir wollen das Resultat ihrer Entdeckungen im Auszuge geben. Unter den Meilen sind englische verstanden.

Das Land, westlich von den blauen Gebirgen, das an das Gebiet von Sidney gränzt, wurde nur zum Theil erforscht. Es zeichnet sich durch seinen großen Flächenraum, die Güte seines Bodens und die große Verschiedenheit seines Klima's aus. Die blauen Berge sind an der Stelle, wo die Straße gebaut wurde, 58 Meilen breit, und da die Entfernung von Sidney nach Emu-Ford, wo sie anfängt, ungefähr 40 Meilen beträgt, so dürfte dieses weite Land von der Hauptstadt 90 Meilen entfernt seyn. Die obgleich sehr steile und gefährliche Straße kann von kleinen Wagen befahren werden. Der höchste Berg, York genannt, liegt 3200 Fuß über der Meeresfläche; die mittlere Höhe der übrigen übersteigt aber 2000 Fuß nicht. Auf den 10 bis 12 ersten Meilen sind sie stark bewaldet oder bieten

*) S. Blatt 250.

sie gute Weideplätze dar; weiterhin aber ist der Boden äusserst dürr, mit dichtem Gestrüppe bedeckt, aus welchem sich hie und da einige verkrüppelte Apfelbäume erheben. Man findet daselbst Sandstein und Quarz in geringer Quantität; Granit jedoch, den man immer in den Gebirgen erster Formation trifft, findet sich dort nirgends, ob er gleich in der Ebene auf einem Raume von 200 Meilen vorkommt. Auf dieser ganzen Fläche ist das Land mit einer reichen Grasdecke überzogen und ziemlich gut bewässert. Die Bäche, welche längs der Gebirge hinschleichen, ergießen sich alle in den Westfluß oder den Warragambia, den bedeutendsten Zufluß des Hawkesbury. Sobald aber die Flüsse ihren Lauf gegen Westen zu nehmen, wird der Wassermangel fühlbar, und nimmt zu, je weiter man in das Innere, besonders in der Richtung nach West und Südwest, vordringt. Dieses weite und fruchtbare Gebiet ist von Unterholz ganz entblößt, und an mehreren Stellen wächst nicht einmal ein Baum. In den Ebenen von Bathurst z. B., wo ein Kommandant, ein Militärdepot und einige Pflanzungen sind, trifft man auf einer Fläche von 60,000 Acres kaum einen Baum.

Die Besitznahme dieses großen Landes war von den glücklichsten Folgen für die Kolonie begleitet; und damit diese Wüste bewohnbar würde, durfte man nur einen Fluß finden, der mit der Westküste in Verbindung stände. Mehrere Expeditionen wurden zu diesem Behufe unternommen.

Oxley ist nach dem Bericht der australischen Kreolen der erste, welcher die blauen Gebirge zu übersteigen versuchte, und zwar im Jahr 1815; aber er ließ sich durch die zu überwindenden Schwierigkeiten bald abschrecken, und kehrte zurück, nachdem er 16 Meilen weit in ihre düsteren und schwer zugänglichen Schlupfwinkel vorgedrungen war.

Der Verfasser der malerischen Reise um die Welt gibt Folgendes hierüber: „Bald nach dem Mißlingen dieser Expedition im Jahr 1815 wurde die Kolonie von einer furchtbaren Trockenheit heimgesucht. Das Gras verbrannte vom Ufer an bis an den Fuß der Gebirge; die Bäche versiegten; überall starb das Vieh. Nun entschloßen sich drei brave Kolonisten, Blaxland, Wentworth und Hawson, noch einmal eine Entdeckungsreise vorzunehmen, um zu sehen, ob man nicht jenseits der blauen Gebirge neue Hülfsquellen finden könne. Eine glückliche Eingebung brachte sie auf den Gedanken, statt sich in die Schluchten und Engpässe einzulassen, beständig dem Kamm der Berge zu folgen. Nach einer Menge Umwege und nachdem sie mehr als Einmal genöthigt gewesen waren, umzukehren, kamen sie endlich am westlichen Ende der Kette, ungefähr 25 Meilen westlich vom Flusse Nepean. an. Es läßt sich denken, wie hoch erfreut sie waren, als sie unter ihren Füßen ein prächtiges mit Gras bedecktes und gut bewässertes Thal sahen. Der Ingenieur der Kolonie, welcher der Spur der Reisenden folgte, entdeckte bald die Ebenen von Bathurst, und die Flüsse Macquarie und Lachlan, welche sie durchkreuzen. Im folgenden Jahre wurde von Menschenhand ein Weg über das Gebirge gemacht, und dadurch eine leichte und schnelle Verbindung zwischen der Seeküste und dem Innern hergestellt.

„Im Jahr 1817 wurde Oxley, der Generalinspektor der Kolonie geworden war, an die Spitze einer wichtigen Expedition gestellt, welche den Lauf der Flüsse Lachlan und Macquarie so weit als möglich verfolgen sollte, um sich über ihren mehr oder minder schiffbaren Zustand zu versichern und die Beschaffenheit des Landes, welches sie durchströmen, zu untersuchen.

Oxley war von dem gelehrten Botaniker Cunningham begleitet, richtete seine Aufmerksamkeit auf den ersten dieser Flüsse und verfolgte seinen Lauf, bis es schien, daß seine Gewässer sich in einen Sumpf verlören und er ein Fluß zu seyn aufhörte. Im Jahr 1818 kehrte dieser Inspektor, begleitet von Evans, Frazer a. A., zu dem Macquarie zurück, und verfolgte seinen Lauf ebenfalls, bis er sich durch einen unübersteiglichen Morast aufgehalten sah, der eine weite Ebene vor ihm bedeckte, und in dem sich das Bett des Flusses verlor. Er drang auf dieser Entdeckungsreise bis auf 400 Meilen weit in das Innere vor. Er berichtet Folgendes über dieselbe: „Nachdem wir den Lauf des Flusses Macquarie in der Richtung nach Nordwest 70 Meilen weit verfolgt hatten, schwollen seine Gewässer plötzlich an, und er trat aus seinem Bette. Wir waren noch ungefähr eine Meile davon entfernt; aber das Land war so platt, daß das Wasser bald an den Ort drang, wo wir uns befanden. Während der vergangenen Tage hatten wir eine so niedrige Gegend durchzogen, daß unsere Leute, die in den Booten geblieben waren, als sie die Ueberschwemmung des Flusses sahen, nur langsam vorrückten. Ich ließ ihnen sagen, zu dem Hügel zurückzukehren, den wir am Morgen verlassen hatten: allein auch dieser war nicht gegen die Ueberschwemmung gesichert; ich schickte nun die Pferde und Lebensmittel auf ein hohes Plateau, und schiffte mich auf dem größten Boote ein, in der Absicht, den Lauf des Flusses bis zu seiner Mündung zu verfolgen.

„Am 2. Juli machte ich 30 Meilen in der Richtung nach Nordnordwest. Zehn Meilen weit verlor ich das Land ganz aus dem Gesichte, und das den Fluß umgebende Land bot auf allen Seiten den Anblick eines weiten Meeres. Die Ufer des Flusses waren gut bewaldet. Auch sah man von Entfernung zu Entfernung Räume, die mit Schilf bedeckt und von hochstämmigen Bäumen umgeben waren. Am 3ten verengerte sich das Bett des Flusses beträchtlich, aber er hatte immer dieselbe Tiefe, und seine Ufer waren von einem Fuß bis zu 18 Zoll mit Wasser bedeckt. Am folgenden Morgen, nachdem ich 20 Meilen in derselben Richtung gemacht hatte, sah ich weder Land noch Bäume, indem das Flußbett durch Schilf hinschlich und nur 3 Fuß tief Wasser vorhanden war. Nachdem ich so 5 Meilen gemacht hatte, sah ich, ohne daß er an Breite, Tiefe und Schnelligkeit verloren hätte, eben als ich mich darauf gefaßt machte, in den so ersehnten See einzulaufen, den Fluß in allen Richtungen von Nordwest nach Nordost sich auf der Binsenebene ausbreiten, die uns umgab. An dieser Stelle betrug seine Tiefe, welche beständig 20 Fuß betragen hatte, nur noch 5 Fuß. Er lief über einen Grund von blauem zähem Schleim hin, und die Strömung war so reißend, als da, wo das Wasser in das Bett zusammengedrängt war. Der Vereinigungspunkt des Macquarie mit diesen Binnengewässern, d. h. der Ort, wo er aufhört ein Fluß zu seyn, liegt unter 30° 45′ südl. Breite und 144° 50′ östl. Länge.“

„Ich möchte“, fährt Oxley fort, „nicht mit Gewißheit behaupten, daß ich mich am Ufer des See's oder des Meeres befand, in das sich diese ungeheure Wassermasse entladet, weil meine Behauptung nur auf Vermuthungen sich stützen könnte. Wäre es mir aber vergönnt, eine auf den äußern Anschein begründete Vermuthung zu wagen, in der ich durch Das bestärkt wurde, was ich das erste Mal gesehen habe, so möchte ich sagen, daß ich mich damals in der Nähe eines Binnenmeeres befand, das ohne Zweifel

nicht sehr tief ist, und dessen Ausdehnung in Folge der grosen Menge Sa und Erde, welche die Flüsse herbeiführen, die auf den benachbarten Berg entspringen, allmälig abnimmt; die lezteren scheinen sich nur bis auf eini hundert Meilen vom Meer hin zu erstrecken.

„Ich schickte mich nun an, den Bau des Landes genauer zu erforsche aber vergeblich versuchten wir, auf das andere Ufer der ungeheuren Wasse flächen zu gelangen, von der wir umgeben waren, indem wir ganz um de überschwemmten Theil des Landes im Südwesten des Flusses herumgehe wollten, weil wir über einen Sumpf hätten gehen müssen, der mit einer Ar Polygonium bedeckt war, wodurch es unmöglich wurde, über denselben zu setze

„Es blieb uns nichts mehr übrig, als den Uebergang in Nordwest z versuchen. Also kehrten wir, nachdem ich zurückgekommen war, auf de Hügel zurück, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten, und wo wir wege der platten Oberfläche des Landes Berge in einer Entfernung von 9 Meilen gegen Osten zu unterscheiden konnten.

„M. Evans versuchte den Uebergang; aber nach zweitägigem Marsche gegen Nordost konnte er nicht weiter vordringen wegen der Ströme, welche auf dieser Seite herkamen, und die, wie ich glaube, durch den Fluß Macquarie gebildet wurden, dessen Gewässer bedeutend angewachsen waren. Evans schlug nun einen andern Weg ein, und nahm seine Richtung mehr nach Osten. 50 Meilen vom Macquarie kam er über einen breiteren, aber nicht so tiefen Fluß, der nach Norden strömte. Als er weiter gegen Osten vorgerückt war, kam er am Fuß der Gebirge an, die wir von unserm Lager aus gesehen hatten, und von welchen an er in südlicher Richtung das Land ein weniger trockener fand, ob es gleich nicht höher war.

„Auf dem Rückwege nach Port Jackson beschloß ich zuerst die Gebirge zu besuchen, die wir sahen und von da aus an das Meer zu gehen. Ich verließ also am 30. Juli unsere unter 145° 11′ östlicher Länge gelegene Anhöhe, und nahm meine Richtung gegen das Meer zu, am 8. August erreichten wir die hohen Gebirge, von deren Spitze wir die weiteste Aussicht von Südwest nach Norden hatten; wir sahen blos eine ungeheure Ebene ohne Wasser, die in Nordost von hohem Land begränzt war, dessen höchste Punkte man in einer Entfernung von 120 Meilen sah.

„Von da aus rückte ich weiter nach Nordost vor. Aber nachdem ich in einem morastigen Lande voll beweglichen Sandes zahllose Schwierigkeiten überstanden hatte, und mich in undurchdringliche Schluchten verwickelt sah, mußte ich, wenn gleich ungern, meine Richtung mehr nach Osten nehmen. Ich hatte wenigstens den Trost, bewiesen zu haben, daß es keinen gangbaren Weg durch dieses Land gibt, als wenn man der Hauptkette der Gebirge folgt, welche das Innere begränzt, ob es gleich hie und da trockenes und ebenes angeschwemmtes Land gibt, das sich von dem Fuß der Gebirge aus 150 Meilen weit gegen Osten erstreckt, und dort sich wahrscheinlich unter dem Wasser verliert.

„Bald kamen wir in einem Lande an, das seltsam mit dem kontrastirte, welches wir so eben verlassen hatten; unzählige nach Norden zu fließende Bäche bewässerten die schöne und fruchtbare Gegend, welche wir bis zum 7. September durchzogen. An diesem Tage kamen wir unter dem Meridian von Sidney durch und über das höchste Land von Neusüdwales unter 31° 30′ südl. Breite. Oft wurde unser Zug durch Gebirge aufgehalten. Jedoch gelangten wir am 20. September auf die höchsten Spitzen, und erblickten

von da aus den Ocean in einer Entfernung von 50 Meilen. Von da aus schweiften unsere Blicke über ein ungeheures Thal von dreieckiger Gestalt, dessen Fuß längs der Küste von den „drei Brüdern“ im Süden bis zu einer Hochebene im Norden des Kap Smoky hinlief. Auch hatten wir die Freude, die Quelle eines ziemlich beträchtlichen Flusses zu entdecken, der auf seinem Wege in's Meer, wohin er sich ergießt, eine Menge Zuflüsse aufnimmt. Wir verfolgten seinen Lauf bis zum Oktober, wo wir am Ufer des Ocean ankamen, nachdem wir seit dem 8. Juli eine Strecke von ungefähr 500 Meilen von Westen nach Osten durchzogen hatten. „Die Mündung des Flusses, von dem eben die Rede war, und die unter 31° 23′ südl. Breite und 150° 30′ östl. Länge liegt, war schon von dem Kapitän Flinders entdeckt worden, der indeß in der Entfernung, von welcher aus er sie sah, sich nicht versichern konnte, ob er schiffbar sey. Dieser Umstand zog unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Wir konnten, weil wir kein Boot hatten, unmöglich die Tiefe des Flusses genau erforschen, aber Alles berechtigt uns zu der Ansicht, daß sie bei niedrigem Wasser ungefähr 15 bis 18 Fuß betragen dürfte. Seine zwischen 2 Sandbänken eingeschlossene Mündung ist darum doch sehr sicher. Als ich mich überzeugt hatte, daß die Besitznahme dieses schönen Landstriches *) von großem Vortheil für die Kolonie von Neusüdwales sey, so gab ich der Stelle, wo wir uns befanden, den Namen Port-Macquarie, und machte mich am 12. Oktober wieder auf den Weg nach Sidney. Zufällig fanden wir ein kleines Boot, das unsere Leute 90 Meilen weit auf den Schultern trugen, und mit Hülfe dessen wir über die kleinen Buchten und Flüsse sezten, von denen diese Küste durchschnitten ist. Wir kamen am 1. November zu Port-Stephan an, nachdem uns blos ein einziger Mann durch die sehr wilden Insulaner an der Nordküste verwundet worden war. Der Botaniker Frazer, der die Expedition freiwillig begleitet hatte, brachte eine Sammlung von beinahe 700 neuen australischen Pflanzen zurück.“

Man wußte noch nichts Bestimmtes, sagt Sturt, über das jenseits gelegene Land, und doch war die Frage von hoher Wichtigkeit für die Kolonie. In Folge dieser Entdeckungen erforschten der Inspektor Mehan und der Kolonist Hamilton Hume das Land weiter südlich und westlich von Sidney; sie entdeckten den größten Theil des Landstriches, der den Namen Argyle erhielt, so wie auch den See Bathurst. Hume verband sich sodann mit Howel zu einem Zug nach der Südküste, und nach einer langen und beschwerlichen Reise kamen sie am Meere an. In der ersten Zeit ihrer Reise kamen sie über die Ebenen York und Yaß, und nachdem sie über den Morumbidgi gesezt waren, fanden sie sich mitten in Gebirgsketten eingeschlossen, die in Osten und Südosten an Höhe zunahmen; drei Flüsse, welche auf der Westseite herabkamen, erhielten von ihnen die Namen Goulburn, Hume und Oven. In der Nähe der Südküste fanden sie einen schönen und gut bewässerten Landstrich.

Im Jahr 1826 durchzog Cunningham einen beträchtlichen Theil

*) Er befindet sich ungefähr 2 Grade nördlich von Port-Jackson, und bereits wurde dort der Grund zu einer Niederlassung gelegt. Das Klima ist warm genug für den Anbau von Baumwolle, Zucker, Kaffee und anderen Produkten der Wendekreise, die weder zu Port-Jackson noch in den weiter südlich gelegenen Niederlassungen fortkommen. Der Gouverneur Macquarie schickte die in dem Gebiete von Coal-River festgehaltenen Verbrecher dahin, und theilte die Ufer dieses Flusses freien Pflanzern zu. Diese Maßregel war um so weiser, als es, seit eine Straße von Port-Jackson nach Newkastle hergestellt war, beinahe unmöglich war, das Entwischen der Deportirten zu verhindern.

des Innern im Norden von Bathurst, und als er im Jahr 1827 von Neuem gegen Norden ausgezogen war, drang er bis zum 28° südl. Breite vor. Später reiste er von der Moretonbai aus, und untersuchte genau den gebirgigen Landstrich, der zwischen diesem Punkte und der Hauptstadt liegt. Cunningham theilte die Ansicht Oxleys über die morastige Beschaffenheit des Landes im Innern, wodurch jedes weitere Vordringen unmöglich werde. Diese Ansicht bestättigte sich täglich mehr durch die Angaben der Wilden, die sich immer mehr mit den Weißen vermischten, und berichteten, im Westen gebe es große Wasser, auf welchen die Eingebornen in Booten fahren, und wo man große Fische finde. Man zweifelte nun nicht mehr daran, daß das Innere Australiens im Westen ein ungeheures Bassin enthalte, dessen Gränzen ohne Zweifel der Schilfocean bezeichnete, der Oxley abgeschreckt hatte, und man glaubte allgemein, daß jede Expedition in das Innere auf unermeßliche Moräste stoßen würde, die sehr schwer zu umgehen seyn würden, und über welche man nur mit der größten Gefahr setzen könnte. Im Jahr 1826 fing eine jener entsetzlichen Dürren an, denen das Klima periodisch ausgesezt zu seyn scheint: diese dauerte zwei Jahre mit unverminderter Heftigkeit und war fürchterlicher, als die Dürre von 1813. Die Oberfläche des Bodens war so gänzlich versengt, daß auch die geringste Vegetation gänzlich aufgehört hatte. Nur mit Mühe erzog man Gemüse, und die Ernten fehlten selbst in den günstigsten Lagen. Die Kolonisten trieben ihre Heerden tief in das Land, um Wasser und Weiden zu suchen; aber das Innere litt so stark als die Küste, und die Menschen verfielen unter dem Druck dieser Geißel endlich in die tiefste Muthlosigkeit. Der australische Himmel schien sich in Erz verwandelt zu haben, so daß kein Gewölk mehr an demselben erscheinen konnte. In diesen kritischen Augenblicken erinnerte man sich, daß bloß der feuchte und morastige Zustand des Innern Oxley abgehalten habe, im Jahr 1818 weiter vorwärts zu dringen. Alle Nachrichten, welche aus Wellington-Walley ankamen, dem Posten, der am weitesten gegen Nordwesten zu lag, bestätigten die Nachricht von der ungewöhnlichen Trockenheit des niedrigen Landes, und von dem Zustande der dasselbe durchströmenden Flüsse, welche die Hitze beinahe ganz trocken gelegt haben. Man hoffte also, eine Expedition, die dem Laufe des Macquarie folge, könne mehr Erfolg als je haben, und die zu überwindenden Schwierigkeiten würden bedeutend vermindert seyn. Es wurde daher sogleich eine Expedition abgeschickt, welche die Beschaffenheit und Größe des Bässins, in dem sich, wie man vermuthete, der Macquarie verliere, untersuchen und sich versichern solle, ob zwischen demselben und dem nach Westen strömenden Flusse eine Verbindung bestehe. Der Kapitän Sturt, der immer ein großes Interesse für die Geographie der Kolonie gezeigt hatte, wurde von dem Gouverneur dazu ausersehen, die Expedition, von welcher wir den Bericht im Auszuge geben wollen, zu leiten.

Nachdem Sturt am Macquarieflusse weiter als seine Vorgänger hinabgezogen war, kam er mit seinen Gefährten auf dem Gipfel des Berges Harris an. Als er von da aus einen Blick auf die Ebene warf, erkannte er mit Verwunderung und Freude, daß die großen See'n, die sein Vorgänger gesehen hatte, nicht mehr da waren. An ihrer Stelle war eine weite grüne Ebene ohne die mindeste Erhöhung. Sturt durchzog diese Ebene, deren Boden hie und da Sprünge zeigte, und 50 Meilen weiterhin floß in dem Bette des beinahe ganz verschwundenen Macquarie ein

kleiner Fluß, der sich mit dem ein wenig weiter gegen Norden zu entdeckten Castlereagh vereinigte. Nun sezte der Kapitän Sturt seine Entdeckungsreise weiter gegen Nordwesten fort in der Richtung jener unermeßlichen Ebenen, wo seine Truppe mehr als einmal an Wasser Mangel litt. Kaum unterbrachen hie und da einige isolirte Hügel den monotonen Anblick dieser undankbaren Steppen. Ein kleiner Bach, dessen Lauf er verfolgte, führte ihn an die Ufer eines großen Flusses, den er Darling nannte, und dessen Anblick ihm große Hoffnungen einflößte. Es war dieß unter dem 30sten Breitegrad und ungefähr 150 Meilen von den Ufern des Ostmeeres. Aber wie sehr fanden sich die Reisenden in ihrer Hoffnung getäuscht, als sie fanden, daß das Wasser des Darling ganz salzig war! 40 Meilen ungefähr verfolgten sie seinen Lauf in der Richtung nach Südwest, und fanden keine Veränderung in der Beschaffenheit seines Wassers. Auf dem Punkte, wo sie sich befanden, konnte sein Bett ungefähr 30 Toisen breit seyn, und die Höhe seiner Ufer ungefähr 30 bis 40 Fuß betragen. Endlich bestimmten der Mangel an trinkbarem Wasser, die Dürre des Bodens und das Zusammenschwinden der Vorräthe Sturt und seine Gefährten zur Umkehr. Der Punkt, wo sie den Darling verließen, liegt unter 30° 16' südl. Breite und 144° 50' östl. Länge. Die Reisenden hatten vielfachen und täglichen Verkehr mit den Eingebornen. Der Kapitän Sturt schäzt die Zahl der Wilden, die er zu beobachten Gelegenheit hatte, auf 250. Ihr Benehmen war immer freundschaftlich, und sie leisteten den Engländern mehr als Einen Dienst.

Sturt entwirft folgendes Bild von diesen fernen Gegenden: „Die Eingebornen irren in der Wüste umher, und die schlechte Beschaffenheit des Wassers, das sie zu trinken genöthigt sind, zieht ihnen eine Hautkrankheit zu, an der sie schnell sterben. Die Vögel, welche man auf den Bäumen sah, schienen in dieser schwülen und drückenden Atmosphäre ihr Daseyn nur mit Mühe hinzuschleppen. Der wilde Hund oder Dingo schlich hie und da am hellen Tage umher, und seine Schwachheit verhinderte ihn, vor den Menschen zu fliehen. Die Vegetation war ganz verzehrt, und selbst die Bäume schmachteten, weil die Trockenheit sehr tief in das Innere des Bodens gedrungen war. Mehrere Personen der Expedition wurden von Augenkrankheiten befallen, die durch das Zurückprallen der Hitze von den Ebenen, die sie durchzogen hatten, verursacht wurden. Das Thermometer zeigte drei Uhr Nachmittags im Schatten 50°, und bei Sonnenuntergang 38°."

Die bedeutenden Resultate, welche die Reise des Kapitän Sturt im Westen der Kolonie gehabt hatte, bestimmten die Regierung, eine Expedition nach Südwesten abzuschicken, welche den Lauf des Morumbidgi erforschen sollte. Alles, was man von diesem Flusse bisher wußte, war, daß er unter der westlichen Flanke der Warrangong-Berge in der Grafschaft Murray ungefähr 80 Meilen von der Ostküste entspringe, zuerst mehrere unbedeutende Flüßchen aufnehme und sodann unter vielen Krümmungen, aber ohne weiteren Zufluß zu empfangen, seinen Lauf nach Westen fortsetze. Da der Lachlan 30 oder 40 Meilen weiter gegen Norden ungefähr denselben Charakter hat, so begreift man leicht, warum die zwischen beiden Flüssen gelegenen Ebenen im Allgemeinen einen sehr dürren Anblick gewähren. Im December 1829 ging Sturt auf diese neue Entdeckungsreise aus. Er zog am rechten Ufer des Morumbidgi hinab, bis er über alle Stromschnellen und alle Barren hinaus war, die seiner Fahrt ein

Hinderniß in den Weg hätten legen können. Dort, in beinahe gleicher Entfernung von dem Ost-, Süd und Westmeere, errichtete er eine Art Depot, ließ das Kanot in's Wasser, das er zu Lande von Sidney gebracht hatte, und erbaute an Ort und Stelle ein zweites. Dieser Punkt lag nur etwa 27 Meilen von demjenigen entfernt, wo Oxley den Lauf des Lachlan in weiten Morästen aus dem Gesicht verloren hatte. Wirklich fand auch Sturt das Bett des Lachlan wieder, der sich ungefähr 12 Meilen von seinem Depot in den Morumbidgi ergoß. Hie und da erhoben sich Felsen mitten im Flusse, wodurch Stromschnellen und Wirbel gebildet wurden, die für die Boote sehr gefährlich waren. Endlich kamen die Reisenden nach einer Fahrt von 90 Meilen durch eine einförmige Ebene am 7. Januar 1830 auf dem Punkte an, wo sich der Morumbidgi in einen schönen Fluß ergoß. Dieser strömte mit diesem Zufluß in einem 400 Fuß breiten Bette mit einer Schnelligkeit von 2½ Meilen in der Stunde. Er wurde Murray genannt, und Allem nach wird er durch die vereinigten Gewässer des Hume, Goulburn und Oven gebildet, die im Jahr 1824 von Howell und Hume entdeckt wurden. Nach 9½tägiger Fahrt auf dem Murray, auf der die Expedition ungefähr 100 Meilen nach Westen zurücklegte, kam sie vor einem Flusse an, der von Nordost herkam, und eine etwas geringere Schnelligkeit hatte, als der Murray selbst. Der Kapitän Nikols fuhr einige Meilen weit auf demselben hinauf, und fand, daß er ungefähr 50 Toisen breit sey. Seine von Eingebornen bewohnten Ufer gewährten einen schöneren Anblick, als die Ufer des Murray. Er war 11 Fuß tief; sein Wasser war trüb, aber ganz süß. Sturt zweifelte nicht, daß dieser Fluß der Darling sey, den er im vorigen Jahre entdeckt hatte. Zu erklären wäre aber bei dieser Annahme, wie sein salziges Wasser nun ganz süß geworden seyn sollte. Nachdem der Murray den Darling aufgenommen hat, erhält er 25 Meilen weiter westlich einen neuen Zufluß durch einen bedeutenden Fluß, der von Süden kommt, und Lindsay genannt wurde, ob er gleich mit dem Goulburn Hume's und Howells wahrscheinlich identisch ist. Von hier an gewinnt das Land plötzlich einen andern Anblick und wird gebirgig. Auf dem nördlichen Ufer des Flusses erhoben sich hohe steile Felsen, die zum Theil vulkanischen Ursprungs zu seyn schienen. Weiterhin zogen dem Flusse entlang Kalkgebirge hin, in vertikalen Wänden von 200 Fuß Höhe sich erhebend; in ihnen fand man Fossilien und Korallen in großer Menge. Am 3. Februar endlich, als sich die Reisenden nach einer langen und beschwerlichen Fahrt ungefähr unter dem Meridian von 137° 45' befanden, veränderte der Murray seine Richtung plötzlich von Norden nach Süden, und von da an wurde sein Wasser tief, trüb und ruhig, und er floß ungefähr noch 30 Meilen weit unter vielen Krümmungen bis zu einem ungeheuren Salzsee, den man Alexandrina nannte. Es ist dieß ein ungeheurer Wasserbehälter, dem Sturt nicht weniger als 50 Meilen Länge und 30 bis 40 Meilen Breite zuschreibt. In der Mitte sogar hat dieser See blos 4 Fuß Tiefe, woraus hervorgeht, daß er eigentlich blos ein großer salziger Morast ist, der durch einen sich schlängelnden Kanal mit der Bai Encounter in Verbindung steht. Von der Spitze einiger Sandbänken konnte der Kapitän Sturt das Meer zu seinen Füßen sehen, und das Kap Jervis aufnehmen. An den Ufern des See's bemerkte man einige Phoken, und am südlichen Ufer sah man aus der Ferne einige Eingeborne mit Waffen

und bemalten Leibern, was nicht auf friedliche Gesinnungen hindeutete. Sie machten keinen Versuch, den Engländern näher zu kommen, sondern schienen sich auf der Defensive halten zu wollen. Nun schiffte sich Sturt von Neuem ein, und kam mit seinen Leuten auf dem nämlichen Wege zu dem von ihm errichteten Depot zurück. So kam ihm der Ruhm zu, zuerst Australien durchreist zu haben, zwar allerdings da, wo es am wenigsten breit ist, aber doch in einer Ausdehnung, die genügte, um andere Entdeckungen anzubahnen, und das wichtige Problem des hydrographischen Systems dieses weiten Landes zu lösen.

Wir wollen Einiges über die Gefahren dieser Expedition sagen:

„Am 21. Februar 1830 ging", sagt Kapitän Sturt, „eine sehr merkwürdige Veränderung im Zustande des Flusses Murray und seiner Ufer vor. Sie wurden plötzlich senkrecht; an der Basis waren sie durch das Wasser angefressen. Zwei Tage vorher waren wir auf eine große Schaar Wilder gestoßen. Als wir ihnen nahe kamen, schienen sie sehr geneigt zu seyn uns anzugreifen, und liefen mit aufgehobenen Lanzen am Ufer hin und her, wie wenn sie auf eine Gelegenheit lauerten, uns anzugreifen. Sie waren auf dem rechten Ufer, und da der Fluß breit genug war, um ihnen ausweichen zu können, so beachtete ich ihre Drohungen nicht viel; da sich aber auch auf dem rechten Ufer eine andere Truppe zeigte, so dachte ich, es sey Zeit, eine von beiden zu zerstreuen, denn der Kanal war breit genug, um mich zu schützen, wenn ich von beiden Theilen angegriffen worden wäre. Sie wußten jedoch den Vortheil ihrer Lage nicht zu benützen, sondern stießen zu einander. Die Schaar auf dem linken Ufer schwamm zu dem Hauptkorps auf das rechte Ufer über. Dieser Umstand machte glücklicherweise jede feindliche Maßregel von meiner Seite überflüssig, und gestattete uns, unsere Schifffahrt fortzusetzen, ohne beunruhigt zu werden, außer etwa durch das entsetzliche Geheul der Wilden und das Klirren ihrer Lanzen und Schilder, wodurch sie uns einzuschüchtern suchten. In dieser kritischen Lage zeigten unsere Leute große Kaltblütigkeit, und als wir auf dem rechten Ufer lagerten, verließ ich sie einen Augenblick mit Mac-Leay, um den Wilden entgegen zu gehen, wobei ich blos einen friedlichen Olivenzweig in der Hand hatte. Nach einem langen Dialog in Pantomimen wateten zwei oder drei zu uns über den Fluß, um uns lebhafte Vorstellungen von Seiten der Mehrheit zu machen; da diese aber ihre Bitten vergeblich sah, so schickten sie sich an, laut zu heulen und diesen Leuten mit dem festen Entschlusse zu folgen ihr Schicksal zu theilen, wie es auch ausfallen möchte. Sobald die Abgesandten hinüber gewatet waren, zog ich mich mit Mac-Leay auf eine geringe Entfernung vom Ufer zurück. Wir setzten uns, weil das bei den Eingebornen im Innern so gebräuchlich ist. Da sie uns so handeln sahen, so nahmen sie neben uns Platz, aber ohne die Augen aufzuschlagen, was von dem ihnen eigenthümlichen Mißtrauen herrührt, das sie auch gegen ihre nächsten Verwandten zeigen. Ich schenkte ihnen nun Beile und Stücke von eisernen Ringen, und Alles ging aufs friedlichste vor sich. Nicht so ging es mit einem andern Stamme, den wir am 23sten sahen. Wir fuhren den Fluß hinab, als wir am 22sten Morgens 4 Eingeborne, welche vor unserem Boote waren, plötzlich still halten sahen, um zu beobachten wie wir über eine Stromschnelle wegkämen, die vor uns schäumte, und die wir nur mit größter Gefahr passirten. Die Eingebornen hatten uns dabei geholfen, und waren im Lager gut behandelt worden;

am folgenden Morgen aber gingen sie weg, und zwar, wie ich vermuthete, in der Absicht, einen Stamm von unserer Annäherung zu unterrichten.

„Nach dem Frühstück sezten wir unsere Fahrt so schnell als gewöhnlich fort, und zwar zum ersten Male mit Segeln. Wir hatten ungefähr 9 Meilen zurückgelegt, als wir unter einer Reihe prächtiger Bäume mit dem dichtesten Blätterwerk eine große Schaar Eingeborner sahen, und je näher wir herankamen, um so besser hörten wir ihren Kriegsgesang, um so deutlicher sahen wir, daß sie bewaffnet und bemalt waren, wie sie es gewöhnlich sind, wenn sie einen ernsthaften Kampf anfangen wollen. Ich sah wohl, daß, wenn wir landen würden, wir verloren wären. Die Eingebornen schienen entschlossen, sich zu widersetzen, und hielten ihre Wurfspieße zum Schleudern bereit. Sie waren auf verschiedene Weise bemalt, einige hatten Seiten, Schenkel und Gesicht mit weißer Kreide bemalt, und man hätte sie für Skelette halten können; andere waren mit gelbem und rothem Ocker eingerieben, und das Fett, womit sie überzogen waren, leuchtete auf ihrem Gesichte. In den ersten Reihen herrschte Todesstille; aber diejenigen, welche hinten waren, und die Frauen, welche die Wurfspieße trugen und deren Köpfe weiß gefärbt zu seyn schienen, schrieen unaufhörlich. Da ich mich nicht in einen Kampf mit diesen Leuten einlassen wollte, ließ ich das Segel einziehen, und wir fuhren ruhig in der Mitte des Flusses hinab. So getäuscht rannten die Eingebornen am Ufer hin, und zielten auf uns, da sie aber wegen der schnellen Bewegung des Bootes dieß nicht mit Sicherheit thun konnten, so warfen sie sich in den seltsamsten Stellungen herum, und versezten sich durch das wüthendste Geschrei in einen Zustand des vollkommensten Wahnsinns. Mit lebhafter Besorgniß bemerkte ich, wie der Fluß an Tiefe allmälig abnahm, besonders auf der Höhe einer großen Sandbank, die vor uns hinlief, und gerade auf der Seite, wo die Eingebornen versammelt waren. Sie stürzten sich unter gräßlichem Geschrei in gedrängter Masse auf die Sandbank; einige Häuptlinge rückten ganz bis an den Rand des Wassers vor, um ihren Schlachtopfern näher zu seyn, und wandten sich von Zeit zu Zeit um, um ihr Gefolge zu kommandiren. Ungeachtet meiner friedlichen Gesinnungen und meines äußersten Widerwillens gegen alles Blutvergießen sah ich voraus, daß es unmöglich sey, ein Zusammentreffen länger zu vermeiden, und nachdem ich meinen Leuten die nöthigen Befehle gegeben hatte, machte ich den Wilden das Zeichen, zurückzuweichen; allein vergeblich. Nun ergriff ich meine Flinte, lud sie und legte an: ich war entschlossen, scharf zu zielen, überzeugt, daß der Tod eines Mannes mehreren das Leben retten würde; mein Finger war am Drücker und der Mann scharf aufs Korn genommen, als Mac-Leay mich zurückhielt, indem er mir zurief, daß so eben eine andere Truppe Eingeborner auf dem linken Ufer erschienen sey. Als ich mich umdrehte, sah ich 4 Männer mit größter Schnelligkeit heraneilen. Als der Vorderste gegenüber von der Sandbank angekommen war, sprang er von einer sehr beträchtlichen Höhe in das Wasser hinab, und in unglaublich kurzer Zeit stand er vor dem Wilden, auf den ich zielte, ergriff ihn an der Gurgel, stieß ihn rückwärts, und zwang die ganze Truppe ans Ufer zurückzukehren, wo er mit Heftigkeit und unter seltsamen Bewegungen hin- und herrannte; bald zeigte er auf das Boot, bald bewegte er seine offene Hand vor dem Gesichte der Wüthendsten hin und her, oder stampfte er zornig auf den Sand. Seine Stimme, die zuerst klar und hell war, ging in ein rauhes Gekrächze über.

Der Leser mag sich denken, was wir in diesen Augenblicken empfanden, denn beschreiben läßt es sich nicht. Wir waren durch das Interessante dieser Scene so ganz in Anspruch genommen, daß wir es nicht bemerkten, wie das Boot von der Strömung fortgerissen wurde. Erst durch das heftige Aufstoßen des Bootes auf eine Untiefe, welche von einem Ufer an das andere reichte, wurden wir darauf aufmerksam gemacht. Herausspringen und das Boot in tieferes Wasser treiben, war das Werk eines Augenblicks, und es war wider flott, als wir einen neuen sehr schönen Fluß gewahr wurden, der allem Anschein nach von Norden kam. Die Masse der Eingebornen hatte sich auf die Erdzunge gestürzt, welche von den beiden Flüssen gebildet wurde, der Wilde, der so unerschrocken zu ihren Gunsten eingeschritten war, stritt sich noch lebhaft mit ihnen, und ich befürchtete wirklich, sein edelmüthiger Eifer möchte ihm die Rache der Stämme zuziehen. Ich trug also noch Bedenken, ob ich ihm zu Hülfe eilen sollte oder nicht; aber ich und Mac-Leay glaubten zu bemerken, daß sich Alles beruhige. Auf dem rechten Ufer des neu entdeckten Flusses befand sich eine Schaar von ungefähr 70 Schwarzen, und ich glaubte, wenn wir unter ihnen landen würden, könnten wir zu Gunsten unseres Gastes, der uns gerettet hatte, eine Diversion machen. Das Strategem, zu dem ich meine Zuflucht nahm, glückte, und die Schwarzen hatten nicht so bald bemerkt, daß wir am Lande waren, als aller Streit aufhörte; die Neugierde trieb sie herbei, und sie schwammen wie eine Heerde Seekälber zu uns heran. So waren wir in weniger als einer Viertelstunde von einem blutigen Kampfe bedroht, und friedlich umgeben von Denen, welche uns bedroht hatten; ihre Zahl mochte wenigstens 600 betragen. Vor Allem rief ich meinen Freund herbei, und zeigte ihm durch ein angemessenes Geschenk, wie sehr wir mit ihm zufrieden wären; den Häuptlingen der Stämme verweigerte ich aber mit Bestimmtheit jedes Geschenk.

Nachdem Sturt und seine Leute im Angesicht des Alexandrinasee's angekommen waren, bestieg sein Gefährte, der Kapitän Barker, einen Hügel, um von da den See und den Kanal zu besehen, durch welchen er mit dem Meere in Nordosten in Verbindung steht. Die Schönheit der umgebenden Landschaft war vollkommen, und die Reisenden waren weit entfernt, an die nahe bevorstehende blutige Tragödie zu denken. Der Kapitän Barker glaubte, die Breite des Kanals dürfte etwa eine Viertelmeile betragen, und sprach den Wunsch aus, über denselben hinüberzuschwimmen, dort eine benachbarte Sanddüne zu besteigen, und von dort aus die Beschaffenheit der Gegend, die sich nach Osten hinzieht, zu beaugenscheinigen. Ein trauriger Zufall wollte es, daß er der einzige geschickte Schwimmer in dem Detachement war; darum warnten ihn seine Leute vor der Gefahr, in die er sich begeben wollte. Allein ob er gleich unwohl war, zog er seine Kleider aus, band die Boussole, die er nöthig hatte, auf den Kopf, und schwamm mit großer Mühe an das andere Ufer; er brauchte beinahe 10 Minuten, bis er es erreicht hatte. Seine besorgten Gefährten sahen ihn den Sandhügel und sodann noch mehrere Anhöhen erklimmen; hierauf stieg er auf der andern Seite hinab, und man sah ihn nie wieder. Nach der Aussage einer wilden Frau gingen drei Wilde über den Weg, den Kapitän Barker gemacht hatte. Ihr scharfer Blick sagte ihnen, daß seine Spuren die Spuren eines Fremden seyen. Sie verfolgten ihn also, und sahen den Kapitän Barker gerade zurückkommen. Sie

zögerten lange, näher zu ihm heranzukommen, weil sie sich vor dem Instrumente fürchteten, das er in der Hand hatte; endlich entschlossen sie sich dazu und drängten sich näher an ihn. Der Kapitän suchte sie zu besänftigen; da er aber sah, daß sie den Entschluß gefaßt hatten, ihn anzugreifen, so nahm er seine Richtung auf das Wasser zu, von dem er nicht mehr weit entfernt seyn konnte. Da schleuderte ein Schwarzer sogleich seinen Wurfspieß auf ihn, und traf ihn in die Hüfte; indeß hielt ihn diese Wunde nicht auf; er trat in das Wasser, als ihn ein zweiter Wurfspieß in die Schulter traf: sogleich drehte er sich um; während er aber dieß that, empfing er den dritten Stoß gerade mitten in die Brust: mit so fataler Sicherheit schleudern diese Wilden ihre Wurfspieße. Er fiel auf den Rücken in das Wasser; nun stürzten die Eingebornen auf ihn los, zogen ihn an den Beinen heraus, nahmen ihre Wurfspieße wieder, und nachdem sie seinen Leib mit Wunden bedeckt hatten, warfen sie ihn wieder hinein, und die Fluth trug ihn hinweg.

„Dieß war“, sagt Kent „(wenigstens dürfen wir es glauben) der frühe Tod dieses ausgezeichneten und liebenswürdigen Mannes: mit Schmerz bezeuge ich hier seinen Werth, ich, der ich mich als das Werkzeug betrachten muß, das ihn zu dieser fatalen Reise brachte. Der Kapitän Barker glich durch sein Leben, wie durch seinen Tod, dem Kapitän Cook. Der Tod dieses Freundes der Wissenschaft war ein großer Verlust für sein Vaterland und seine Freunde. Wir müssen noch bemerken, daß, als Kent nach dieser beklagenswerthen Katastrophe zum Schooner zurückkehrte, er sich südlich von dem Punkte hielt, auf dessen Höhe er mit Kapitän Barker die erste Kette überschritten hatte, und daß er durch ein Thal kam, welches das Vorgebirge gerade durchkreuzt. Er entdeckte also, daß eine Unterbrechung in den Ketten vorhanden sey, wo sich ein ebener und gerader Weg finde, der von der kleinen Bai, an deren nördlichem Ende sie in dem Golf St. Vincent gelandet waren, zur Spitze des Felsens der Encounterbai führt. Die Wichtigkeit dieser Thatsache wird man um so besser würdigen, wenn man bedenkt, daß zwischen der Insel, welche auf der Seeseite der Encounterbai ist, und der Spitze dieser Bai ein guter Ankerplatz für kleine Fahrzeuge sich befindet, der durch ein Riff in Form eines Hufeisens, das so zu sagen eine dichte Mauer bildet, an der sich die hohe See bricht, noch sicherer wird. Dieser Ankerplatz ist indeß nur 5 Monate im Jahre gut. Außer diesen Punkten, bemerkt Kent, würde die Sandzunge, die etwas nördlich von Lofty liegt, Schiffen zweiten Rangs einen guten Ankerplatz gewähren. Betrachtet man die Beschaffenheit des Landes, die Leichtigkeit, in die Gegend zu gelangen, welche zwischen der Kette und dem Alexandrinasee liegt, und die Verbindung, welche mit dem See selbst besteht, so wird man sehen, daß der Mangel eines Hafens ausgeglichen ist, besonders wenn man sich erinnert, daß 4 Meilen vom Kap Jervis auf der Känguru-Insel ein Hafen sich findet, der nicht viel kleiner ist, als Port-Jackson, und dessen Einfahrt sicher und breit ist. Die Phokenjäger benannten ihn Port-Amerikani. Die Flüsse sind daselbst ganz vom Lande eingeschlossen und gegen alle Winde geschützt. Indeß ist die Känguru-Insel keineswegs unfruchtbar; es finden sich auf ihr nicht sehr tiefe See'n, die zur Zeit der Fluth mit Seewasser gefüllt werden, dessen Verdunstung eine große Menge Salz liefert. Sturt erfuhr von den Phokenjägern, daß das Vorgebirge, das den Golf St. Vincent von dem Golf Spencer trennt, und die Nähe des Hafens Lincoln dürre Sandwüsten sind. Alle beschreiben

einstimmig den Hafen Linkoln als eine prächtige Rhede, aber ebenso einstimmig seine Ufer auch als unfruchtbar. Es scheint also, daß das Vorgebirge des Kap Jervis seinen Vorzug den Bergen verdankt, welche seinen Mittelpunkt einnehmen, den Trümmern, welche die Gewässer davon weggeführt haben, und der Zersetzung der Felsen. Ebenso ist es bei Illawarra, wo die Gebirge in der Nähe des Meeres sind, und ebenso überall in einer gewissen Entfernung von den Gebirgsketten. Aus den eben angegebenen Details erhellt, daß man endlich an der Südküste Australiens einen Ort gefunden hat, wo Kolonisten mit einer beinahe sichern Aussicht auf Erfolg ankommen können, und Thäler, wo der Exilirte für sich und seine Familie einen friedlichen Wohnsitz bauen kann. Alle Diejenigen, welche den Fuß auf die Ostküste des Golfes St. Vincent gesezt haben, haben nur Eine Stimme über den Reichthum seines Bodens und den Ueberfluß seiner Weiden.

In den ersten Tagen des Jahres 1832 reiste der Major Mitchell zur Erforschung der gegen Nordwesten gelegenen Länder ab. Man wollte sich überzeugen, was Wahres an den Berichten eines flüchtigen Deportirten sey, der fünf Jahre lang bei den Wilden im Innern gelebt, und beinahe alle ihre Gewohnheiten angenommen hatte. Wir entnehmen aus der malerischen Reise d'Urville's die Hauptsache des Berichtes dieses Stammes, der kürzlich von einem Detachement der berittenen Polizei wieder aufgefangen worden war.

„Zweimal hatte Barber (so hieß dieser Deportirte) ganz Australien in nordwestlicher Richtung durchkreuzt, indem er dem Lauf eines Flusses folgte, der am westlichen Ende der Gebirgskette entspringt, von welcher die Ebenen von Liverpool eingefaßt sind. Dieser Fluß strömt in einem breiten und tiefen Bette mehrere hundert Meilen weit hin, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen; sodann ergießt er sich in einen See von beträchtlicher Größe, von dem aber Barber nicht sehen konnte, daß er mit dem Ocean in Verbindung stehe. Die Eingebornen sagten ihm, er werde von Zeit zu Zeit von Fremden besucht, welche an seinen Ufern wohlriechendes Holz hauen, von dem sie große Massen wegführen. Diese Fremden, die von ihnen sehr gefürchtet seyen, seyen mit zwei Lanzen bewaffnet, einer größeren und einer kleineren, wovon die leztere allein geworfen werde. Damit sollte ohne Zweifel gesagt werden, die Fremden seyen mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie kommen, sezten die Eingebornen hinzu, in Booten von Holz (die Boote der Eingebornen sind blos von Baumrinde) auf der Küste an; ihre Kleidung sey eine Art Hemd, das bis auf die Kniee herabreiche, und Hosen, die auch nicht weiter herabgehen. Alle diese Angaben scheinen auf die Malaien zu passen. Diesem Berichte der Eingebornen fügte Barber noch bei, er habe Baumstämme gesehen, die mit einem Beil abgehauen gewesen seyen, und einer der Eingebornen habe noch die Spuren einer Wunde von einer jener kurzen Lanzen gehabt, die diese Fremden mit großer Sicherheit werfen. Der Major Mitchell blieb nur 4 Monate abwesend. Der Verlust eines Theils seiner Vorräthe und die verrätherische Ermordung zweier Leute durch die Eingebornen hielt ihn ab, seine Entdeckungsreise so weit fortzusetzen, als er gewünscht hatte. Er machte keine neue Entdeckungen, aber er sah die Flüsse, an denen Cunningham auf seiner Reise hingezogen war, den York, den Gwydir, den Dumerang oder den Karaula, und vergewisserte sich, daß sie wirklich nur Zuflüsse des Darling seyen. An den Ufern des Karaula suchten die Eingebornen

die Karavane des Major Mitchell zwar nicht offen anzugreifen, aber doch zu überfallen, indem sie ihr von hinten folgten, oder in Schaaren von hundert Mann in paralleler Richtung mit ihr einherzogen. Deßwegen mußten die Engländer beständig auf ihrer Hut seyn, und jeden Abend von der Natur befestigte Orte zu ihrem Lager wählen, um sich gegen nächtliche Angriffe sicher zu stellen. Und doch wurden eines Nachts zwei Leute ermordet, als sie Vieh und Bagage auf das Lager des Majors zuführten.

„Auf der Westküste betrug die größte Entfernung, zu der man kommen konnte, ungefähr 120 Meilen bis zum 22° südl. Breite. Der Boden bot in diesem Landstrich einen angenehmen Anblick dar, schien fruchtbar und gut bewässert zu seyn, und überall sah man prächtige Weideplätze. Auf der Hälfte des Weges floß ein hübscher Fluß, den man Avon nannte, von Norden nach Süden zu. Sein Lauf wurde ungefähr 30 Meilen weit verfolgt. An seinen Ufern entdeckte Dale unter einem Granitfelsen eine große Höhle, deren gewölbter Bogen wie eine antike Ruine aussah. „Auf einer Seite", sagt Dale, „war ein grobes Bild der Sonne ausgehauen; es war ein Kreis, der ungefähr 18 Zoll im Durchmesser hat, nach der linken Seite Strahlen auswirft, und im Innern Linien hatte, die sich beinahe in einem rechten Winkel durchschnitten. Neben dem Bild der Sonne waren die Abbildungen eines Arms und mehrerer Hände." Dale traf auf diesem Zuge nur drei Wilde, die sich gefällig und friedliebend zeigten; bemerkte aber Spuren von mehreren andern.

„Der Lieutenant Roe begab sich zu Lande von der Kolonie am Schwanenflusse nach dem Königs-Georgs-Hafen, wobei er sich 60 bis 70 Meilen von der Küste entfernt hielt, von welcher er durch die Darling-Gebirge getrennt war, die sich durch diesen ganzen Strich hinzogen. Diese Kette ist von Granitbildung; seine mittlere Höhe beträgt ungefähr 1000 Fuß, und die Spitze, die sich vor dem König-Georgs-Hafen befindet, ist nicht viel mehr als 550 Toisen hoch. Weiterhin findet man ein leicht wellenförmig sich erhebendes Land mit grünen Ebenen und vortrefflichen Weideplätzen, die von einer Menge Flüsse und Bäche bewässert werden. Ein bedeutender Fluß zeigte sich aber auf dieser ganzen Strecke nicht, die stärksten waren nur 15 bis 20 Toisen breit.

„Endlich hat der Doktor Wilson ganz neuerlich das Land im Innern vor dem König-Georgs-Hafen bis auf eine Entfernung von ungefähr 100 Meilen erforscht. Er konnte sich überzeugen, daß der Franzosenfluß wirklich in der Nähe der hohen zerrissenen nördlich vom Hafen gelegenen Gebirge entspringe und ungefähr einen Weg von 30 bis 40 Meilen zurücklege. 45 Meilen vom Meere besuchte er den Katarinasee, wo sich viele schwarze Schwäne und andere Wasservögel befanden, und entdeckte sodann die Flüsse Sleemann, Hay und Dennmark, welche sich sämmtlich in die Lagunen hinter der Landspitze Hillier ergießen, nachdem sie einen Weg von ungefähr 30 bis 40 Meilen zurückgelegt haben. Er überzeugte sich, daß das Land fruchtbar sey, und mit großem Vortheile angebaut werden könne".

Im December 1834 drang Coxen gegen die Ufer des Hammol vor, 100 Meilen jenseits des Punktes, wo die lezten Seefahrer angekommen waren. Er sah blos schlechtes und unfruchtbares Land, und konnte nicht weiter gehen, da seine Gefährten sich weigerten, ihm zu folgen; doch brachte er wenigstens eine bedeutende Sammlung ganz neuer Vögel mit.

So weit ist man bis jezt mit der Erforschung des Innern von Australien gekommen.

Strafkolonien.

Die ersten Strafkolonien wurden von den Portugiesen in Afrika gegründet; als die Spanier unter Philipp II. Herren von Portugal wurden, sezten sie das portugiesische System fort. In chronologischer Ordnung kommen nach ihnen die Russen. Lange vor Peter dem Großen wurden Niederlassungen in Sibirien gegründet. Dieser Monarch ahnte die ganze Wichtigkeit der mineralischen Reichthümer seines Reiches. Nachdem die Kaiserin Elisabeth die Todesstrafe abgeschafft hatte, deportirte man die Verbrecher nach Sibirien und ließ sie in den Minen arbeiten. Nertschinsk wurde im Jahr 1781 gegründet. Man zählt daselbst ungefähr 160 Häuser und zwei Kirchen. Auf der chinesischen Seite hat sie ein Fort. Die Verbannten werden in den Silber- und Bleiminen, vornehmlich aber bei den Hüttenwerken, verwendet. Ihr Zahl kann 1800 bis 2000 betragen. Viele andere, die minder hart behandelt werden, werden nach Tobolsk und in andere Gouvernements Sibiriens geschickt. Bisweilen diente auch schon Kamtschatka als Verbannungsort.

Vor 1776 schickte England einige Tausend seiner Verbrecher in seine Besitzungen in Nordamerika; diese kleine Anzahl hatte aber dort keinen Einfluß. Diese Elenden als die Gründer der amerikanischen Kolonien betrachten, und die Bewohner der vereinigten Staaten als die Abkömmlinge dieser Deportirten hieße die Geschichte ganz verkennen.

Nach dem Verluste dieser Kolonien suchte England einen Deportationsort für seine Verbrecher, wo es seine großen Entwürfe einer fernen Kolonisation würde ausführen können. Zuerst ließ es durch Home Popham die Küste des Kaffernlandes zwischen dem Negerkap und dem Kap der guten Hoffnung untersuchen; aber Joseph Banks, der den Kapitän Cook auf seiner ersten Reise um die Welt begleitet hatte, bezeichnete Australien, und es wurde Afrika vorgezogen.

Ein kleines Geschwader unter Kommodore Philips segelte am 13. Mai 1787 aus den Häfen Englands ab; es führte 1700 Personen weg, nämlich 565 Deportirte männlichen Geschlechts und 192 weiblichen Geschlechts, ferner die verschiedenen Behörden, Aerzte, Wundärzte, und das mit der Organisation und der Polizei der Kolonie beauftragte Militär. Am 20. Januar 1788 lagen alle Schiffe in der Bai, welche Botanibai genannt wurde, vor Anker, nachdem man blos 32 Mann auf dieser langen Ueberfahrt verloren hatte.

Kaum war der Boden untersucht, als man sogleich sah, daß er sich zur Kolonisation eigne, und die Niederlassung wurde einige Meilen weiter nördlich von Port-Jackson gegründet, wo der Kommodore vor Anker ging.

Auf dieser Küste wurde die Stadt Sidney gegründet. Das Terrain wurde gesäubert; Zelte wurden aufgerichtet, mehrere Kulturen wurden versucht und glückten, Getraide ausgenommen, wovon man die Ernte erst im zweiten Jahre erhielt; Barraken wurden erbaut, in welchen die Kolonisten wohnten, und ungeachtet der Verheerungen des Skorbuts und der venerischen Krankheiten, der Plünderungen und Morde der Deportirten und der schlechten Aufführung der Frauen schien die Kolonie fest gegründet zu seyn. Der Kapitän Philips, der erste Gouverneur der Kolonie, kämpfte mit so viel Festigkeit und Standhaftigkeit gegen die Hindernisse aller Art, die er bei den ersten Arbeiten zu überwinden hatte, daß im Jahr 1791 beinahe 700

Acres Land angebaut waren, und daß, ermuthigt durch die günstige Wendung, welche die Angelegenheiten der Kolonie nahmen, eine große Zahl Emigranten sich von freien Stücken daselbst niederließ. Philips war immer menschlich und wohlwollend in seinem Verkehr mit den Eingebornen, und ließ sie nie ungestraft mißhandeln. In allen seinen Berichten an die britische Regierung drang er darauf, soviel als nur immer möglich die Auswanderung gewerbfleißiger und ehrlicher Familien zu ermuntern, welche gute Beispiele geben und die ersten Elemente einer freien und in moralischer wie in physischer Hinsicht gesunden Bevölkerung liefern würden.

Philips gab Allen Land, welche es anbauen wollten; die Soldaten, welche sich zu Sidney niederlassen wollten, erhielten dieselben Vortheile. Die Unverheiratheten erhielten 30 Acres Land; die Verheiratheten 50 und für jedes Kind 10 Acres. Auf dem Boden der Kolonie zu wohnen und ihn anzubauen waren die einzigen Bedingungen, die man ihnen machte. Der Gouverneur zeigte viele Nachsicht gegen die Verbrecher, und machte vielfachen Gebrauch von dem Rechte, die Strafen nachzulassen oder zu mildern.

Um die unermeßlichen Fortschritte würdigen zu können, welche diese Kolonie seit ihrer Gründung bis auf diesen Tag gemacht hat, muß man ihren Zustand zur Zeit ihrer Gründung ins Auge fassen. Bei ihrer Ankunft hatte sie 60 Kühe, 2 Zuchtstiere, 3 Füllen, 29 Hämmel, 19 Ziegen, 25 männliche, 49 weibliche Schweine, 5 Kaninchen, 18 Truthühner, 35 Enten, 29 Gänse, 122 Hühner und 95 Hahnen. Bei der Abreise von Philips zu Ende des Jahres 1792 betrugen die den Auswanderern zugetheilten Ländereien 34,470 Acres. Mehrere Offiziere brachten die Landgüter, die sie sich erwählt hatten, in einen hohen Werth. Da kurze Zeit darauf andere freie Kolonisten aus dem Mutterlande angekommen waren, so gab man ihnen Ländereien, Deportirte zum Urbarmachung derselben, Ackerwerkzeuge und zwei Jahre lang Rationen von Getraide, das auf dem Boden der Kolonie selbst geerntet worden war. Norfolk, wohin man die begnadigten und von Neuem verurtheilten Verbrecher schickte, lieferte Sidney 11,000 Scheffel Mais, die auf dem von diesen Deportirten angebauten Lande geerntet worden waren. Die Ernte an den Ufern des Hawkesbury fiel glänzend aus; und auf der Insel Nepean vermehrten sich 2 Stiere und 5 Kühe, welche man im Jahr 1788 dort verloren hatte, so stark, daß man dort im Jahr 1795 hundert der schönsten Stücke Hornvieh zählte; die Kolonialregierung verfügte, daß man dieß Vieh ungehindert sich vermehren lassen solle, um unvorhergesehenen Bedürfnissen der Kolonie abhelfen zu können.

Im Jahr 1795 ließ Hunter, der Nachfolger von Philips im Generalgouvernement von Neusüdwales, eine Zählung vornehmen. Man zählte 4848 Seelen, wovon 890 auf die Insel Norfolk kamen. Von dieser Anzahl wurden blos 321 vom Staate ernährt, und im Jahr 1798 gab es 7865 Acres angebautes Land. Unter dem Gouvernement des Kapitän Sidley King von 1801 bis 1806 nahm die Kolonie bedeutend zu, weniger aber durch Deportirte, als durch Arbeiter aus Großbritannien, welche ihr Glück in dieser neuen Niederlassung suchten. Der Kapitän Bligh, ein harter und tyrannischer Mann, als guter Seemann ein würdiger Zögling Cook's, Bligh, der durch die Empörung der Mannschaft des Schiffes Bounty berühmt geworden war, wurde im Jahr 1806 an die Stelle Kings

geschickt. Seine Verwaltung wurde so verhaßt, daß die angesehensten Einwohner von Sidney ihn verhafteten und nach Europa zurückschickten.

Im Jahr 1809 wurde der Oberst Lachlan Macquarie zum Gouverneur der Kolonie ernannt. Er landete zu Sidney mit dem 72sten Linienregiment. Unter seiner weisen, wohlwollenden und festen Verwaltung wurde Sidney eine schöne Stadt. 5 andere Städte, Windsor, Richmond, Wilberforce, Pitt und Castlereagh wurden gegründet; beträchtliche Heerden wurden gesammelt und Getraidemagazine angelegt. Im Jahr 1814 entdeckte man die westlich von den blauen Gebirgen gelegenen Gegenden, und gründete daselbst eine Stadt. Bequeme Straßen nach Mac-Adams Methode wurden für die Wagen gebaut, deren breite Felgen, anstatt cylindrisch zu seyn, wie die unsrigen, eine kubische Form haben, was die Straßen gegen die Geleise schüzt, die man so oft auf unsern Straßen antrifft.

Im Jahr 1821 verließ Macquarie die Kolonie in Folge der Verläumdungen, die gegen ihn aufgebracht wurden, und der Neckereien, womit er beunruhigt wurde. Er war aber der erste Gouverneur, der Neusüdwales in der Art verwaltet hatte, daß es an Wohlstand zunehmen konnte. Bei seinem Abgang waren 9000 Acres Land mit Getraide angesäet; die Kolonie zählte 30,000 Stück Hornvieh und 200,000 Schafe. Sein Nachfolger war General Brisbane, ein gerechter und sanfter Mann und gelehrter Astronom, der aber zu diesem Amte nicht paßte. Während seiner Verwaltung modifizirte das Parlament die absolute Autorität des Gouverneurs durch einen Beschluß vom 19. Juli 1823. Diesem zufolge wurde ein gesetzgebender Rath aufgestellt. Später stellte man einen Oberrichter und zwei Richter mit allen Rechten der verschiedenen Tribunale von Neusüdwales und einen niederen Gerichtshof auf, bekannt unter dem Namen General quarter sessions of peace. Im Jahr 1825 unter dem General Darling schäzte man die ganze Bevölkerung von Neusüdwales auf ungefähr 60,000 Seelen, worunter 22,000 Deportirte, nicht mitbegriffen die Buschklepper oder Verurtheilten, welche in die Wälder entflohen, und ein elendes unstetes, aber unabhängiges Leben einem regelmäßigen, ruhigen und ehrlichen Leben vorziehen. Der General Darling wurde im December 1831 von dem Generalmajor Bourk ersezt, der gegenwärtig noch Gouverneur der Kolonie ist.

Im Jahr 1832 betrug die Ausgabe für das Militär und die Deportirten in Neusüdwales 115,629 Pfd. St. Die Einfuhr hatte einen Werth von 659,881 Pfd. St., die Ausfuhr 371,164 Pfd. St. Das Einkommen der Kolonie betrug in diesem Jahre 121,070 Pfd. St. Der Tonnengehalt der in Port-Jackson eingelaufenen Schiffe belief sich auf 40,000 Tonnen. Nach Nro. 139 des Journals der Australier zählte die Kolonie im September 1826 200,000 Stück Hornvieh, 500,000 Schafe und 15,000 Pferde. Das Ochsen- und Hammelfleisch kostete 6 Pences das Pfund.

Die erste Ernte in der Grafschaft Cumberland fand im Monat September 1788 Statt. Im Jahr 1790 wurde der erste Verkehr mit Bengalen und Batavia eröffnet, zwei Jahre nachher mit Nordamerika und im Jahr 1793 mit Spanien und der nordwestlichen Küste von Amerika. Im Jahr 1796 wurde die erste Druckerei in Neusüdwales eröffnet. Im Jahr 1797 entdeckte man daselbst Erdkohlenminen. Im Jahr 1804 wurde Vandiemensland besezt und die Stadt Hobarttown gegründet. Im Laufe des Jahres 1805 wurde eine Nationalmiliz im Lande errichtet; im

Jahr 1810 wurden Schulen nach Lancasterscher Methode gegründet. Im Jahr 1813 wurde ein Weg über die blauen Gebirge entdeckt, und am 7. Mai 1815 die Stadt Bathurst gegründet. Im Jahr 1816 schickte Van Diemensland das erste Schiff nach Ile de France.

Hier ein Auszug der statistischen Tabelle von Neusüdwales nach Wentworth vom Jahr 1828. Die Zahl der emancipirten Kolonisten betrug damals 8756; die der freiwilligen Emigrirten 658; von der ersten Klasse zählte man 5859 Kinder, von der zweiten 978; es gab 39,765 Acres angebautes Land, 410,604 Morgen Weideland; 71,570 Stücke großes Rindvieh; 261,570 Stück Schafe; 3968 Pferde, 24,867 Schweine, 1500 Häuser in der Stadt, und 24 Handelskomptoire. Das im Handel steckende Kapital belief sich auf 250,000 Pfd. St. oder 6,250,000 Franken, und der ganze Werth der Produkte auf 1,649,736 Pfd. St. oder 41,243,420 Franken.

Unter den verschiedenen Gouverneuren sind besonders auszuzeichnen der General Macquarie, dem die Wissenschaft und Australien so viel verdanken, und der General Brisbane, ein ausgezeichneter Astronom. Der leztere gab seiner Tochter, die ihm kürzlich zu Sidney geboren wurde, den Namen Australia, einen Namen, den die Engländer endlich an die Stelle des unpassenden Namens Neuholland sezten, und der zu beweisen scheint, daß sie dieses große Land als eine ihrer zahlreichen und bedeutenden Besitzungen ansehen.

Die Errichtung dieser Strafkolonie ist gewiß eine der interessantesten historischen Erscheinungen. Nie hätte man gedacht, daß ein Haufen Verbrecher eine Gesellschaft bilden könnte, deren Sitten, Gewerbfleiß und Ordnung nicht den angesehensten Gesellschaften Europa's gleichen würden. Ja es ist dort, wie in Europa, Alles im Fortschreiten begriffen, und das Land kann sich vielleicht einst, nach dem Beispiele der Kolonien Nordamerika's, vom Mutterlande unabhängig machen und einen blühenden Staat bilden.

Allmälig wird wohl Australien ganz von den Engländern in Besitz genommen werden. Sollten einst Revolutionen oder andere Umstände den Sturz der englischen Herrschaft in Indien herbeiführen, so würde Australien dieß ungeheure Reich ersetzen, dessen Handel alle Produkte Englands verschlingt und ihm dagegen die Reichthümer von 20 andern verschafft; wenn aber die Kolonie vom Mutterlande unabhängig wird, so wird ein neues England da erstehen, wo die rohsten Wilden sich um einige Kängurus und Opossums stritten. Wie dem auch seyn mag, England hält gegenwärtig alle Punkte Australiens im Besitz, wo man landen kann; und es bleibt nicht Einer für Frankreich, dessen Seemänner doch auch die Küsten dieses Kontinents zum größten Theil untersucht haben.

Unter den Strafkolonien müssen wir auch noch nennen Moretonbai, die fernste Niederlassung im Norden von Neusüdwales, denn es ist durch einen Raum von 480 Meilen von Port-Jackson getrennt; Manning-river an den Küsten von Neusüdwales und in der Nähe des Wendekreises gelegen, und Port-Stephan, welche von der Sorgfalt der Verwaltung zeugen; die Insel Norfolk, den Aufenthalt der schamlosesten und verhärtetsten Verbrecher, einst aufgegeben, nun wieder in Besitz genommen; endlich Tasmanien, wodurch die Liste der englischen Strafkolonien in Melanesien vollständig wird. Hobart-Town, seine Hauptstadt, hatte im Jahr 1833 eine Bevölkerung von 10,000 Einwohnern, worunter die Hälfte freie Leute, die andere Hälfte Deportirte waren, die zu den öffentlichen Arbeiten verwendet wurden.

Nachdem wir eine Skizze von der Geschichte der Strafkolonien in Australien gegeben haben, dringt sich uns die Frage auf: sollen die Kolonien mit freien Menschen und Sklaven oder Deportirten bevölkert werden, oder nur mit freien Menschen? Männer, welche sich mit diesem Theile der Gesetzgebung in Frankreich beschäftigt haben, erkennen einstimmig den Nutzen an, der sich aus der Aufhebung der Bagnos für das Land ergeben würde, aber verschiedener Meinung sind sie über die Mittel der Ausführung. Was uns betrifft, so glauben wir, daß das Bußsystem an die Stelle der Bagnos treten dürfte, jener ungeheuren Kloake, wo Alles, was es Unreines gibt, gährt, um sodann mit einem Zuwachs von Schmutz wieder in die Gesellschaft auszufließen. Wir glauben, daß Frankreich die Sklaverei in seinen Kolonien aufheben sollte; daß es eine Schande ist für civilisirte Völker, diesen lebendigen Beweis ihres barbarischen Egoismus beizubehalten; daß die Eigenthümer von Sklaven sie unterrichten und in den Stand setzen sollen, in einer bestimmten Zeit sich die Freiheit zu erwerben, und für ihre Bedürfnisse zu sorgen, ohne Unruhe in die Gesellschaft zu bringen; und daß wir von den Engländern ihre Kolonialdeportation nicht entlehnen dürfen, von der sie uns das Beispiel gegeben haben und deren Mängel der Rechtsgelehrte Bentham, der Redner Samuel Romilly und der Exgeneralprokurator Australiens, sämmtlich drei würdige Philanthropen, aufgedeckt haben.

Wenn auch einige Deportirte in Australien einige Tugenden und die Sitten der Gesellschaft wieder angenommen und sich würdig gemacht haben, in dieselbe zurückzukehren, so hat doch der größere Theil seine verbrecherischen Gewohnheiten auch unter einer andern Hemisphäre beibehalten. Die Furcht vor Züchtigungen, vor dem gräßlichen Gefängniß Macquarie-Harbour, vor dem entsetzlichen Aufenthalt zu Norfolk, dieser Vorhölle, ja vor der Hinrichtung selbst, vermögen die Verbrecherschaar kaum im Zaume zu halten; und mit Bedauern sieht man, daß die deportirten Frauen, deren Zahl um zwei Drittheile geringer ist, als die der Männer, den fluchwürdigsten Theil dieser Bevölkerung bilden. Wir glauben, daß die neuen Kolonien mit freien, ehrlichen und unternehmenden Leuten bevölkert werden sollten, denen man Ländereien austheilen, oder sammt den Ackerwerkzeugen um billigen Preis verkaufen sollte. Strenge hat am wenigsten gefruchtet; die Bagnos und die Deportation sollten durch ein Bußsystem ersezt werden, das den Verbrecher allmälig zuerst Gott und seinem Gewissen und sodann der Gesellschaft wieder geben würde.

Tasmanien oder Vandiemensland und seine Zubehörden.

Geographie.

Gehen wir nun über die 30 Meilen breite, mit Inseln, welche größtentheils unfruchtbar sind und die Schifffahrt gefährlich machen, besäete Baßmeerenge, welche Australien und Tasmanien trennt.

Tasmanien oder Vandiemensland erstreckt sich von 41° bis 44° südl. Breite und vom 143° bis 146° östl. Länge. Seine Breite und Länge betragen ungefähr 160 Meilen und seine Oberfläche nimmt einen Raum von ungefähr 4460 Geviertmeilen, wovon 25 auf den Grad gehen, ein.

Das Klima dieser Insel ist rein und gesund. Im Winter steigt der Thermometer selten unter Null herab, und im Sommer wird man nicht von

der Hitze gedrückt, welche die Bewohner von Sidney in Australien quäl Man leidet dort nicht von jener Trockenheit, welche auf diesem Kontine so oft den Ernten, den Heerden und bisweilen auch den unglücklichen Ei gebornen Verderben bringt; nur gibt es häufig Stürme, und besonders i den Umgebungen von Hobarttown, was vielleicht von den zahlreiche Krümmungen seiner Peripherie herrührt. Nimmt man das Klima d Provence, die Ansichten der Schweiz und die Fruchtbarkeit Touraine zusammen, und vereinigt alle diese Vortheile, so hat man damit eine a gemessene Vorstellung von diesem Lande. Obgleich das Land nicht gr genug ist, um einen beträchtlichen Fluß zu besitzen, so ist es doch v Flüssen in allen Richtungen bewässert, ein Vortheil, den Australien nic besitzt. Der Derwent im Süden und der Tamar im Norden sind d zwei bedeutendsten Flüsse, und auf eine ziemlich weite Strecke schiffba Noch sind zu nennen der North-Esk, der South-Esk, und Lake River, der Jordan, der Shannon, der Ouse, der Arthur, der Clyde und eine große Menge Bäche, welche die immer grünen Thäler befruchten. Es gibt mehrere Moräste in dem Lande, und auf der Spitze der Gebirge im Westen soll ein See seyn, der 50 Meilen im Umfang habe, in der Regenzeit austrete, und in welchem der Derwent seine Quelle habe, wodurch die Unregelmäßigkeit seiner Gewässer erklärt werden würde. Indeß scheint das Vorhandenseyn dieses See's hypothetisch zu seyn.

Die Hauptinseln, welche zu Tasmanien gehören, sind die Inseln Bruny, die Gruppe der drei Furneaux-Inseln, Maria, Sarah King, groß und schön, aber ohne Hafen, und 7 andere kleine, die nichts Bemerkenswerthes darbieten.

Naturgeschichte.

Die Oberfläche von Tasmanien ist von Bergen durchschnitten, deren Gipfel zum Theil mehrere Monate lang im Jahre mit Schnee bedeckt sind. Die tasmanischen Kreolen versichern, die Insel enthalte Kupferminen, Alaun, Schiefer, Erdkohlen und Kalk; allein es wird nichts der Art ausgebeutet. Marmor, Jaspis und Asbest wurden gesammelt. Die Pflanzen sind im Allgemeinen dieselben, wie in Australien. So findet man das schwarze Holz (black wood), die Huon-Fichte, die zum Schiffbau so tauglich ist, und die Fichte der Adventurebai oder Podocarpus asplenifolius; aber die australische Ceder, die eucalyptus robusta (mohogani der Engländer) und das Rosenholz (trichilia glandulosa), die in Australien so gemein sind, finden sich daselbst nicht, dagegen baut man dort alle Früchte dieses Kontinents und Europa's, und die meisten nützlichen Pflanzen der andern Theile unseres Planeten. Den wilden Hund ausgenommen, sind die Thiere Tasmaniens dieselben, wie in Australien; auch findet man daselbst den großen und kleinen Dasyurus, der dort nicht vorkommt. Der große Dasyure, thylacinus cynocephalus *) greift die Heerden an, flieht aber vor den Menschen. Dieses fleischfressende Thier erreicht oft eine Länge von 6½ Fuß, von der Nase bis zur Spitze des Schwanzes. Der kleine Dasyure (dasyurus ursinus), den die Kolonisten den Teufel des Landes (native devil) nennen, ist ganz schwarz, mit starken Zähnen versehen, und so groß, wie ein Dachs; man hat umsonst versucht, ihn zu zähmen. Er kann lange hungern, und

*) S. Blatt 219.

Dasyurus

man sah ihn 22 Tage lang ohne Nahrung ausdauern. Was die Umbats, die Opossums, die Känguru's und sogar den großen Dasyuren betrifft, so werden sie in kurzer Zeit mit dem Menschen vertraut und folgen ihm wie ein Hund. Es gibt in Tasmanien Heerden von prächtigen Ochsen, deren Fleisch köstlich ist. Wilde Enten, Hühner und Papageien gibt es daselbst in Menge; im Meere sind Fische und Mollusken, besonders Küchenmuscheln und Austern, Phoken und Wallfische, deren Jagd von Europäern und Amerikanern an den Küsten stark betrieben wird, im Ueberfluß vorhanden.

Topographie.

Der Anblick dieser Insel ist imposant, von welcher Seite man auf sie zukommen mag.

Die Bevölkerung besteht, die Schwarzen nicht gerechnet, aus 32.000 Weißen. Darunter sind 16,000 Freie und 16,000 Deportirte. Die Insel ist in zwei Grafschaften eingetheilt. Cornwall und Buckingham, die erste liegt im Norden, die zweite im Süden. Hobart-Town ist die Hauptstadt von ganz Tasmanien und vom südlichen Theile insbesondere, und die Residenz des Gouverneurs. Sie liegt im Hintergrund der kleinen Bai Sullivan-Cove, ungefähr unter 42° 53′ 31″ südl. Breite und 145° 4′ 35′, östl. Länge. Sie nimmt auf einem wellenförmigen Landstriche, der am Wellington- oder Tafel-Berge sich hinzieht, eine beträchtliche Oberfläche ein. Ihre Straßen sind breit und gerade. Unter den ausgezeichneten Gebäuden sind zu nennen die Kirche, der Justizpalast, das Gefängniß, die katholische Kapelle und der Palast des Gouverneurs, der groß und geräumig und von Grasplätzen, Gärten und Bosketten umgeben ist. *)

Durch die Stadt fließt ein Bach; an seinen Ufern wachsen schöne Bäume, was der Stadt ein angenehmes Aussehen verleiht. Ist man in der großen Stürmebai angekommen, so fährt man mit Hülfe der Fluth den Derwent hinauf und ankert bei Hobart-Town. Seine Bevölkerung betrug im Jahr 1836 12.000 Einwohner, wovon die Hälfte Freie und die andere Hälfte Deportirte sind.

Emubai, ein auf der Nordwestküste der Insel gelegener Hafen, ist die Hauptniederlage der Vandiemenskompagnie, welche von der Regierung 35,000 Acres Land zum Anbau empfangen hat.

Die Hauptstadt des nördlichen Theils ist Brigton, eine kleine noch nicht stark bevölkerte Stadt. Früher war die Hauptstadt Georges-Town oder Dalrymple-Hafen. Launceston, am Flusse Tamar gelegen, besitzt ein blühendes Kollegium. Diese Stadt ist 45 Meilen vom Meere entfernt. Man bemerkt daselbst das Eintreten der Fluth, und Schiffe von 150 Tonnen können bis in die Nähe der Stadt herauffahren, aber nur mit großer Schwierigkeit und nach 15- bis 20tägiger Anstrengung, weil beständig ein starker Nordwind den Fluß herabweht. Ein Theil von Launceston liegt in der Ebene, der andere in amphitheatralischer Form auf einer Anhöhe. Es hat ungefähr 3000 Einwohner. Ihre Straßen sind voll von Gießbächen, besonders in der Regenzeit; aber diese Seite der Insel ist die reichste und vielleicht am besten angebaut. Man zählt auf der Insel ziemlich viel Weiler und Dörfer. Wir wollen nur nennen Clarendon, Jericho, Sorrell-Town, Elizabeth-Town, reizende Dörfer 22

*) S. Blatt. 254.

Meilen von Hobart-Town, und New-Town, ein Belustigungsort fü die Einwohner der Hauptstadt.

Regierung, Verwaltung u. s. w.

Der Gouverneur von Tasmanien war lange dem Gouverneur vo Neusüdwales untergeordnet. Erst im Jahr 1825 wurde es eine unabhängig Kolonie unter der Leitung eines Lieutenantgouverneurs; dieser ist jedo dem Generalgouverneur von Australien untergeordnet, im Falle dieser letzte in amtlichen Geschäften den Boden der Insel betreten würde. Dem Lie tenantgouverneur steht ein gesetzgebender und ein vollziehender Rath zur Seit Der vollziehende Rath ist der geheime Rath des Gouverneurs. Der gese gebende Rath besteht aus 15 vom König ernannten Mitgliedern. Ma sieht daraus, daß die Kolonie in ihrem Gedeihen noch nicht so weit vor gerückt ist, daß sie ganz zum Genusse des Administrativsystemes zugelassen werden könnte, das auf den englischen Antillen besteht. Wahrscheinlic wird es bald in den Genuß dieser Vortheile eintreten.

Der gesetzgebende Rath kann die für das Gedeihen und die Ruh der Kolonie nothwendigen Gesetze und Verfügungen geben; sie müssen aber immer in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Mutterlandes stehen. Alle Ausgaben der Civilverwaltung werden von den Einkünften der Kolonie bestritten.

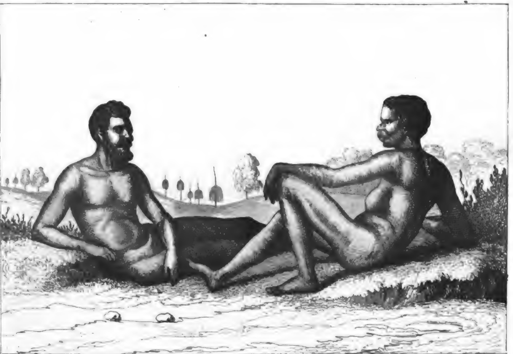
Nach Ablauf ihrer Strafzeit lassen sich die Deportirten gewöhnlich auf der Insel nieder, wie in Australien.

Bild, Charakter und Sitten der Eingebornen.

Schon in der allgemeinen Schilderung von Oceanien haben wir gesagt, daß die Eingebornen von Tasmanien Papuas von Ursprung seyen, aber die lezte Spielart dieser Rasse, so wie die von Mallicolo und Neucaledonien. Vielleicht sind sie eine Spielart, hervorgegangen aus einer Vermischung der Papuas mit den Australiern. Die eingebornen Tasmanier sind schwärzer als die Australier, aber nicht so häßlich und verständiger als diese: ihre Haare sind krauser, als die der Papuas, und sogar ein wenig wollig, wie einige Reisenden behaupten. *) Beide Geschlechter gehen gewöhnlich nackt; nur im Winter werfen sie bisweilen kleine Mäntel von Känguruhaut um die Schultern, wie die Australier. Die Jagd und der Fischfang, und besonders der Fang von Schalthieren und Muscheln, liefern ihnen ihre Nahrung. Zur Fahrt über Flüsse und Meeresarme verfertigen sie Flöße oder Katimarus aus Baumstämmen, die sie vermittelst kleiner Querhölzer, die mit Riemen von Baumrinde befestigt werden, fest zusammenbinden. Dieß ist beinahe ihre ganze Industrie. Die barbarischen Gewohnheiten ihrer Nachbarn der Australier, den Erwachsenen Zähne auszureißen, den kleinen Mädchen ein Fingergelenk abzuschneiden, die Frau, die sie sich erwählt haben, zu entführen und zu schlagen, und die Kinder, die beim Tode ihrer Mutter noch nicht entwöhnt sind, zu tödten, scheinen sie nicht zu kennen.

Indeß werden doch wahrscheinlich ihre Frauen mit nicht gar viel Rücksicht behandelt, denn sie verlassen öfters ihre Männer, um mit den Matrosen zu leben, die zum Wallfisch- oder Phokenfang verwendet werden.

*) S. Blatt. 231.



Indianer beider Geschlechter.

Nach den Engländern sind sie rachsüchtig; nach Péron und Labillardière, die aber vielleicht zu nachsichtig geurtheilt, und sie auch nur kurze Zeit gesehen haben, sind sie einfach und sanft, wie Leute aus dem goldenen Zeitalter. Wie dem auch seyn mag, es fehlt den Tasmaniern ein mächtiger, muthiger und menschlicher Advokat, der ihre Rechte geltend mache. Man kann nicht läugnen, daß diese Unglücklichen oft wie wilde Thiere behandelt worden sind: ist es also zu verwundern, wenn sie sich bei Gelegenheit an den Fremden zu rächen suchen, welche ihnen das Land, wo sie geboren sind, die Früchte, die sie nährten, und sogar die Orte, wo die Gebeine ihrer Väter ruhen, weggenommen haben? Es ist für sie in nichts Anderem Heil, als die Civilisation Derer anzunehmen, die sie leider verabscheuen gelernt haben, wo nicht, so werden sie endlich von dem Boden verschwinden, der ihr Eigenthum war.

Ein so schöner Ruhm ist den Engländern aufbehalten: diese rohen Insulaner aufzuklären und zu bilden, und ihr Loos zu verbessern zur Sühnung des Uebels, das sie ihnen gethan haben. Man darf es hoffen von einer weisen Verwaltung, welche ihr Reformsystem auch auf ihre fernsten Besitzungen wird ausdehnen wollen.

Labillardière, der Naturforscher der Expedition des Admirals Entrecasteaux und der gelehrte Peron haben uns interessante Nachrichten über die Tasmanier gegeben. Wir entnehmen ihnen Einiges:

„Wir landeten“, sagt Labillardière, „in der Nähe des Hafens Entrecasteaux mit vielen Leuten von beiden Schiffen, um die Wilden wieder zu Gesicht zu bekommen. Bald kamen uns einige mit den Zeichen des größten Vertrauens entgegen. Zuerst untersuchten sie mit vieler Aufmerksamkeit das Innere unserer Schaluppen; sodann nahmen sie uns am Arme und forderten uns auf, ihnen am Ufer entlang zu folgen.

„Kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, als wir uns mitten unter 40 Eingebornen befanden, nämlich 10 Männern, 14 Frauen und 24 Kindern, unter denen man ebensoviel Mädchen als Knaben bemerkte. 7 Feuer waren angezündet, und um jedes eine kleine Familie gelagert.

„Die kleinsten Kinder, erschreckt durch das Schauspiel, das ihnen eine so große Zahl Europäer darbot, flüchteten eilig in die Arme ihrer Mütter, welche sie zärtlich liebkosten.

Wir wußten schon, daß diese Wilden wenig Geschmack für die Violintöne hatten: man schmeichelte sich einige Zeit lang, sie würden nicht gleichgültig bleiben, wenn lebhafte und lustige Melodien gespielt würden. Anfangs ließen sie uns eine Zeit lang im Ungewissen. Unser Musiker verdoppelte seine Anstrengungen, und zählte darauf, ihren Beifall zu erhalten; aber sein Bogen fiel ihm aus den Händen, als die zahlreiche Versammlung die Finger in die Ohren steckte, um nichts mehr zu hören.

„Die Leute sind mit Ungeziefer ganz bedeckt. Wir bewunderten die Geduld einer Frau, welche lange damit beschäftigt war, eines ihrer Kinder davon zu befreien; aber mit Abscheu sahen wir, daß sie, wie die meisten Schwarzen, die ekelhaften Insekten zwischen den Fingern zerdrückte und sogleich verschlang.

„Die kleinen Kinder waren sehr begierig nach glänzenden Gegenständen, und suchten die Metallknöpfe von unsern Kleidern wegzumachen. Die Mütter, weniger besorgt um ihren eigenen Schmuck als um den ihrer Kinder, reichten sie uns dar, damit wir die Zierrathen, die wir ihnen für sie selbst gaben, diesen anhängen sollten.

„Die Versammlung war außer sich vor Erstaunen, als sie die Wirkungen des Pulvers sahen, auf das wir glühende Kohlen legten. Alle forderten uns auf, das Schauspiel wiederholt zu veranstalten.

„Sie wollten sich alle überzeugen, daß wir Alle blos Männer seyen, und glaubten, ungeachtet wir sie vom Gegentheil versicherten, die jüngsten seyen Weiber. Ihre Neugierde in dieser Hinsicht ging weiter, als wir gedacht hätten; sie glaubten es erst, nachdem sie sich selbst handgreiflich davon versichert hatten.

„Ein Wilder hatte am Kopfe Spuren von frischen Brandwunden; vielleicht gebrauchen sie bei verschiedenen Krankheiten Brennmittel, ein Gebrauch, der bei vielen andern Wilden und namentlich bei den meisten Indianern herrschend ist.

„Um Mittag sahen wir sie ihr Mahl einnehmen. Nun sahen wir erst recht, welche Mühe sich die Weiber geben müssen, um die zur Ernährung ihrer Familie nöthigen Lebensmittel aufzubringen; jede nahm einen Korb und war von ihren Töchtern begleitet, die ebenfalls Körbe trugen; sodann bestiegen sie in das Meer hineinragende Felsen, und ließen sich von da auf den Meeresgrund hinab, um Schalthiere und Muscheln zu holen. Da sie lange unten blieben, so wurden wir sehr um sie besorgt, denn sie hatten zwischen sehr langen Seepflanzen, unter denen wir den *fucus pyrifer* bemerkten, untergetaucht; wir fürchteten, sie möchten sich darein verwickelt haben und könnten nicht mehr auf die Oberfläche kommen; endlich erschienen sie wieder und bewiesen uns, daß sie zweimal so lang unter dem Wasser bleiben konnten, als unsere geschicktesten Taucher. Ein Augenblick genügte ihnen zum Athemschöpfen; sodann tauchten sie zu wiederholten Malen unter, bis ihr Korb beinahe voll war. Die meisten waren mit einem kleinen Stück Holz in Form eines Spatels versehen; welches sie gebrauchten, um von den in einer bedeutenden Tiefe unter dem Wasser verborgenen Felsen sehr große Seeohren loszumachen; vielleicht wählten sie auch die größten aus, denn diejenigen, welche sie heraufbrachten, waren sehr groß.

„Beim Anblick der großen Hummer, die in ihren Körben waren, befürchteten wir, diese Schalthiere möchten die armen Frauen mit ihren ungeheuren Scheeren verwundet haben; bald aber bemerkten wir, daß sie die Vorsicht beobachtet hatten, sie zu tödten, ehe sie dieselben gefangen hatten. Sie kamen nur aus dem Wasser hervor, um ihren Männern den Ertrag ihres Fanges zu bringen, und sogleich tauchten sie wieder unter, bis sie einen hinreichenden Vorrath zur Sättigung ihrer Familie gesammelt hatten. Ein anderes Mal wärmten sie sich einige Zeit, indem sie das Gesicht gegen das Feuer kehrten, wo ihr Fang briet und hinter sich hatten sie andere kleine Feuer angezündet, um auf allen Seiten zugleich warm zu werden.

„Sie wollten nicht einen Augenblick unthätig bleiben, denn während sie sich wärmten, legten sie die Muscheln mit großer Vorsicht auf die Kohlen, um sie zu rösten; weniger Sorgfalt trugen sie für die Hummern, denn diese warfen sie gleichgültig mitten in die Flammen; sobald sie gekocht waren, vertheilten sie die Scheeren unter die Männer und Kinder, den Leib aber behielten sie für sich, und aßen ihn, ehe sie wieder untertauchten."

Labillardière ging es zu Herzen, die armen Frauen zu so harter Arbeit verdammt und so vielen Gefahren ausgesezt zu sehen; denn wie leicht konnten sie von Wallfischen gefressen werden oder sich in dem

Seegras verwickeln, das sich aus dem Meeresgrund erhob. Mehrere Male forderten er und seine Gefährten die Männer auf, die Gefahr und Arbeit mit ihren Gefährtinnen zu theilen, allein vergeblich; sie blieben beim Feuer und aßen die besten Stücke. Auch verzehrten sie geröstetes Seegras und Farrenkrautwurzeln. Von Zeit zu Zeit brachen sie Stücke von den Zweigen, um das Feuer zu nähren, wozu sie die dürrsten auswählten. Aus der Art, wie sie das Holz zerbrachen, schloß Labillardière, sie müßten einen sehr starken Schädel haben, denn sie gebrauchten ihn als Stützpunkt. Mit den Händen faßten sie das Ende des Zweiges fest und bogen ihn so stark, bis er brach. Wahrscheinlich erwirbt ihr Kopf, weil er immer nackt und aller Ungunst der Witterung unter dieser hohen Breite ausgesezt ist, die Fähigkeit, solche Anstrengungen auszuhalten: überdieß bilden ihre Haare ein Polster, das den Druck mildert, und ihn auf der Spitze des Kopfes minder schmerzhaft macht, als auf jedem anderen Theile des Körpers. Die meisten Frauen hätten das nicht thun können; denn theils trugen diese das Haar ganz kurz abgeschnitten, nur eine Schnur mehrmals um den Kopf geschlungen; theils trugen sie nur eine einfache Krone von Haaren. Bei den Männern sind Brust, Rücken, Haare, Schultern und Arme mit wollichten Haaren bedeckt.

Zwei der kräftigsten Männer der Truppe saßen mitten unter ihren Kindern, und jeder hatte zu beiden Seiten eine Frau; sie deuteten durch Zeichen an, daß sie ihnen gehörten, und gaben also einen neuen Beweis, daß unter ihrem Volke die Polygamie herrschend ist. Die andern Frauen, die nur einen Mann hatten, waren ebenfalls bemüht, ihn kenntlich zu machen. Es wäre schwer zu entscheiden, welche am besten daran seyen; denn den einen wie den andern lagen jene beschwerlichen Arbeiten ob.

„Ihr Mahl dauerte schon ziemlich lange, und die Franzosen wunderten sich, daß noch keiner getrunken habe; dieß thaten sie aber erst, als sie vollkommen gesättigt waren. Nun holten die Frauen und Mädchen Wasser in einfachen Gefäßen von Seegras; sie schöpften es am nächsten besten Orte, und sezten es neben die Männer, die es ohne Widerwillen tranken, ob es gleich faul und schlammig war. Damit war ihr Mahl beschlossen.

Als die Franzosen sich wider einschifften, um an Bord zurückzukehren, folgten ihnen die Wilden lange mit den Augen, ehe sie das Ufer verließen, sodann verloren sie sich in den Wald. Ihr Weg führte sie bisweilen wieder an das Ufer des Meeres, und alsdann wurden wir durch ihre Ausrufungen davon benachrichtigt.

So lange wir bei ihnen waren, bemerkten wir nichts davon, daß sie Häuptlinge hätten; jede Familie schien vielmehr in vollkommener Unabhängigkeit zu leben; nur bemerkte Labillardière große Unterthänigkeit von Seiten der Kinder gegen die Eltern und von Seiten der Frauen gegen die Männer. Es schien ihm, als ob sie sich sorgfältig hüteten, ihre Eifersucht zu erregen; indeß rühmte sich ein Matrose nach der Rückkehr, von einer der Schönheiten am Vandiemenskap sehr gut aufgenommen worden zu seyn, was aber vielleicht nicht wahr war.

Peron schildert mehrere Zusammenkünfte mit den Eingebornen des Landes folgendermaßen:

„Kaum hatten wir den Fuß an das Ufer gesezt, als zwei Eingeborne auf einem abschüssigen Hügel erschienen. Auf die Freundschaftszeichen, die wir ihnen machten, stürzte sich einer von der Spitze des Felsens herab, und war in einem Augenblick in unserer Mitte. Es war ein junger

Mann von 22 bis 24 Jahren; sein Körperbau war im Allgemeinen stark, die Arme und Beine ausgenommen, die bei dieser Nation überhaupt schmächtig sind; seine Gesichtsbildung hatte nichts Rohes und Wildes; seine Augen waren lebhaft, geistreich, und seine Miene drückte Wohlwollen und Erstaunen zugleich aus. Da Freycinet ihn umarmt hatte, so that ich dasselbe; aber an der gleichgültigen Miene, womit er diesen Beweis unserer Freundschaft aufnahm, konnten wir leicht sehen, daß er für ihn keine Bedeutung hatte. Am meisten schien ihn unsere weiße Haut in Erstaunen zu setzen; da er sehen wollte, ob unser ganzer Körper dieselbe Farbe habe, so öffnete er unsere Westen und Hemden, und gab sein Erstaunen durch laute Schreie der Verwunderung und Stampfen mit den Füßen zu erkennen.

„Indeß schien ihn unsere Schaluppe mehr zu beschäftigen, als unsere Personen, und nachdem er uns einige Minuten lang besichtigt hatte, stürzte er in das Fahrzeug: dort schien er, ohne sich durch die Matrosen beunruhigen zu lassen, ganz vertieft in seine Untersuchung. Die Dicke der Balken und des Fugenwerks, die feste Bauart, das Steuerruder, die Ruder, die Maste, die Segel, Alles beobachtete er mit jenem tiefen Stillschweigen und jener Aufmerksamkeit, die das Zeichen einer nachdenkenden Bewunderung sind. Da reichte ihm einer der Bootsleute, ohne Zweifel um sein Erstaunen noch zu steigern, eine Glasflasche mit Arrak. Der Glanz des Glases entlockte dem Wilden einen Schrei des Erstaunens; er nahm die Flasche und betrachtete sie einige Augenblicke; da aber bald seine Neugierde wieder auf die Schaluppe zurückgelenkt wurde, so warf er die Flasche in das Meer, ohne, wie es schien, eine andere Absicht dabei zu haben, als sich eines gleichgültigen Gegenstandes zu entledigen, und kehrte sofort zu seiner Untersuchung zurück. Weder das Geschrei des Matrosen, der über den Verlust seiner Flasche mit Arrak erbost war, noch die Versuche eines seiner Kameraden, der sich ins Meer warf, um die Flasche wieder aufzufischen, schienen ihn aus der Fassung zu bringen: er versuchte es zu wiederholten Malen, die Schaluppe auf die hohe See zu treiben; aber das Tau, mit dem sie angebunden war, machte alle seine Anstrengungen vergeblich, und er war genöthigt, sie zu verlassen und zu uns zurückzukehren, nachdem er uns das auffallendste Beispiel von Aufmerksamkeit und Nachdenken gegeben hatte, das wir je bei diesen Wilden bemerkt hatten.

„Auf dem bereits erwähnten Hügel angekommen, fanden wir, Freycinet und ich, den zweiten Eingebornen: es war ein Greis von ungefähr 50 Jahren. Sein Bart war zum Theil grau, wie seine Haare; seine Physiognomie war offen und frei; ungeachtet in seinem Gesichte Unruhe und Schrecken ausgedrückt war, so ließ sich doch Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit nicht darin verkennen. Nachdem der Greis uns beide mit ebenso viel Erstaunen und Vergnügen untersucht hatte, wie der erste, und sich durch Oeffnung unserer Westen und Hemden von der Farbe unserer Brust überzeugt hatte, machte er den Frauen, welche in einer Entfernung standen, ein Zeichen, herbeizukommen. Nach einigem Zaudern kam die älteste zu uns heran: sie war ganz nackt, und schien, wie der Greis, gut und wohlwollend zu seyn. Die jüngere Frau war 26 bis 28 Jahre alt, und von starkem Körperbau: wie die vorbenannte, war sie ganz nackt, mit Ausnahme einer Känguruhaut, in welcher sie ein kleines Mädchen trug, daß sie noch säugte. Diese junge Frau hatte, so wie der Greis und die ältere Frau, die wir für ihren Vater und ihre Mutter hielten, eine interessante Gesichtsbildung;

ihre Augen hatten Ausdruck und etwas Geistreiches, das uns überraschte, und das wir seitdem bei keiner Frau dieses Volkes gefunden haben; sie schien überdieß ihr Kind sehr zu lieben, und ihre Sorgfalt für dasselbe hatte jenes Zärtliche und Sanfte, das sich bei allen Völkern als das eigenthümliche Attribut der mütterlichen Liebe zeigt.

„Wir beeilten uns, die gutmüthige und interessante Familie mit Geschenken zu überhäufen; Alles aber, was wir ihr geben konnten, wurde mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die uns überraschte, und die wir später auch bei andern Individuen zu beobachten Gelegenheit hatten.

„Als der junge Mann gesehen hatte, daß unsere Matrosen Feuer anzünden wollten, beeilte er sich, Baumzweige um uns her zu sammeln; sodann zündete er mit einer Art Fackel, die er ganz nahe bei dem Orte, wo wir waren, niedergelegt hatte, uns in wenigen Augenblicken ein sehr großes Feuer an, was uns um so mehr Vergnügen machte, als das Thermometer von Reaumür sich kaum auf 9° hielt. In diesem Augenblick wurde die Frau in eine Verwunderung versezt, deren Ursache höchst geringfügig erscheinen könnte, die ich aber doch nicht mit Stillschweigen übergehen darf, weil man eben vermittelst solcher Details sich eine wahre und richtige Idee von den Völkern machen kann, die in Absicht auf ihren gesellschaftlichen Zustand so tief unter uns stehen. Einer unserer Matrosen trug ein Paar Pelzhandschuhe, die er, als er sich dem Feuer näherte, auszog und in die Tasche steckte. Bei diesem Anblick stieß die Frau einen so lauten Schrei aus, daß wir Anfangs darüber bestürzt wurden; bald aber erkannten wir die Ursache ihres Schreckens, und konnten bei ihren Ausdrücken und Gebärden nicht zweifeln, daß sie diese Handschuhe für wahre Hände gehalten habe, oder wenigstens für eine Art lebendiger Haut, die man so ablegen, in die Tasche stecken und wieder anlegen könne. Wir lachten sehr über diesen seltsamen Irrthum; nicht aber über die Entwendung einer Flasche Arrak durch den Greisen. Da sie einen großen Theil unseres Getränkes enthielt, so waren wir genöthigt, ihn zur Zurückgabe derselben zu zwingen, worüber er sehr unwillig zu seyn schien, denn er entfernte sich bald mit seiner Familie, ungeachtet wir in ihn drangen, bei uns zu bleiben.

„Bald stießen wir auf die Hütte eines Eingebornen. Sie war eigentlich blos ein Wetterdach von im Halbzirkel aufgestellten und mit einigen dürren Zweigen geschützten Baumrindenstücken: ein so zerbrechliches Schutzdach konnte wohl keinen andern Zweck haben, als den Menschen gegen die Wirkungen zu kalter Winde zu schützen, und ich bemerkte auch, daß seine konvexe Seite gegen Südwesten gekehrt war, woher die kältesten, anhaltendsten und ungestümsten Winde kommen. Vor der armseligen Ajupa, die wir entdeckt hatten, fanden sich die Spuren eines eben erst erloschenen Feuers, und große Haufen Schalen von Austern und Haliotis gigantea lagen in geringer Entfernung, und hauchten wegen der Fäulniß der in den Muschelschalen zurückgebliebenen thierischen Ueberreste einen unerträglichen Gestank aus. Am Ufer sahen wir drei Piroguen, gemacht aus drei grob zusammengefügten Rollen Baumrinde, und mit Stricken aus demselben Stoffe festgehalten.

Diese Hütte, diese eben erst erloschenen Feuer, diese Reste von Muschelschalen und die Piroguen ließen uns keinen Zweifel mehr darüber, daß die Familie, mit der wir eine Zusammenkunft gehabt hatten, diesen Theil

des Ufers bewohne. Bald sahen wir auch diese Individuen, welche den Ufer entlang auf uns zukamen. Sobald sie uns erblickten, stießen sie ein lautes Freudengeschrei aus, und verdoppelten ihre Schritte, um bald bei uns anzukommen. Bei ihnen befand sich ferner noch ein Mädchen von 16 bis 17, und ein kleineres von 3 bis 4 Jahren.

„Sie kamen vom Fischfange zurück, der sehr reichlich ausgefallen war, denn alle waren mit Muscheln beladen, die zu der großen Art von Seeohren gehören, die an dieser Küste besonders häufig vorkommen. Der Greis nahm Freycinet an der Hand, machte uns ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte uns in die kleine Hütte, die wir so eben verlassen hatten. Das Feuer war so eben angezündet; und nachdem die Wilden uns mehrere Male medi, medi (sezt euch, sezt euch) zugerufen hatten, was wir thaten, kauerten sie nieder, und jeder schickte sich an, den Ertrag des Fanges zu verzehren. Das Kochen war weder langwierig noch umständlich. Die großen Muscheln wurden auf das Feuer gelegt, und darin kochte das Thier wie in einer Platte; alsdann wurde es ohne irgend eine Zubereitung und Gewürz verschlungen. Wir versuchten auch die so zubereiteten Muscheln und fanden sie zart und saftig.

„Während unsere guten Tasmanier auf diese Weise ihr einfaches Mahl verzehrten, fiel es uns ein, ihnen Musik zu machen, um die Wirkung unseres Gesangs auf ihre Organe und ihren Geist kennen zu lernen. Für den ersten Augenblick schienen die Wilden mehr beunruhigt als überrascht zu seyn, aber nach einigen Augenblicken der Ungewißheit liehen sie uns ein aufmerksames Ohr; das Mahl wurde eingestellt, und sie gaben ihre Zufriedenheit durch so seltsame Verdrehungen und Gebärden zu erkennen, daß wir das Lachen nicht zurückhalten konnten. Eben so schwer wurde es ihnen, während des Gesanges den Ausdruck ihres Enthusiasmus zurückzuhalten: aber kaum war ein Strophe geendigt, so kam aus aller Mund auf einmal ein lauter Schrei der Verwunderung; der junge Mann besonders war wie außer sich; er nahm sich an den Haaren, krazte sich mit beiden Händen im Kopfe, bewegte sich auf tausenderlei Art hin und her, und schrie zu wiederholten Malen auf. Nach einem kriegerischen Lied stimmten wir eine leichte und zarte Melodie an; die Wilden schienen ihren Sinn wohl zu fassen; aber Töne dieser Art erschütterten ihr Organe zu wenig.

„Als das durch unsern Gesang unterbrochene Mahl geendigt war, nahm die Scene plötzlich einen interessanteren Charakter an. Das Mädchen, das sich durch ihre sanften Züge und ausdrucksvollen Blicke auszeichnete, Ure-ure, war, wie ihre Eltern, vollkommen nackt, und schien nicht zu ahnen, daß man anderswo in dieser gänzlichen Nacktheit etwas Unbescheidenes und Unanständiges finden würde; sie war von schwächerem Körperbau als ihre Schwester und ihr Bruder, aber lebhafter und leidenschaftlicher als diese. Freycinet, der sich neben sie gesezt hatte, schien besonders der Gegenstand ihrer Lockungen zu seyn. Auch zeigte sie uns bald, was für eine Art von Schminke die Weiber in diesem Lande gebrauchen. Sie nahm einige Kohlen in die Hand, und zerdrückte dieselben, so daß sie in feinen Staub verwandelt wurden. Diesen Staub hielt sie mit der linken Hand, nahm etwas davon in die rechte, und rieb sich damit zuerst die Stirne, so dann die beiden Backen, und machte sich in einem Augenblicke abscheulich schwarz. Merkwürdig war das Wohlgefallen, womit uns das Mädchen nach dieser Operation zu betrachten schien, und der Ausdruck des Vertrauens

den dieser neue Schmuck über ihr Gesicht verbreitet hatte. So sind also Koketterie und das Gefallen am Putze Bedürfnisse, die den Frauen angeboren sind.

„Während dieses vorging, ahmten die kleinen Kinder die Grimassen und Gebärden ihrer Eltern nach, und nichts war merkwürdiger, als die kleinen Schwarzen vor Freude stampfen zu sehen, als sie unsere Gesänge hörten: sie wurden allmälig ganz vertraut mit uns; jedes kleine Geschenk, das wir ihnen machten, erfüllte sie mit Freuden, und verdoppelte ihre Dienstfertigkeit gegen uns; sie schienen mir lebhaft, schelmisch und boshaft zu seyn.

„Die Möbel und Werkzeuge der Familie waren einfach und wenig; ein Blatt des Fucus palmatus, an beiden Enden gefaltet, diente ihnen als Trinkgeschirr, ein Stück Granit als Messer, um die Baumrinde mit loszumachen und die Sagaien zu schärfen; ein hölzerner Spatel war besonders dazu bestimmt, die Muschelschalen von den Felsen wegzumachen; blos Ureure trug einen Sack von Binsen, zierlich gearbeitet, den ich zu erhalten wünschte. Da das Mädchen auch mich freundschaftlich auszeichnete, so wagte ich es, sie um den kleinen Sack zu bitten: sogleich und ohne Bedenken legte sie ihn in meine Hand, und begleitete dieses Geschenk mit einem verbindlichen Lächeln und einigen Phrasen, die ich leider nicht verstehen konnte. Ich gab ihr dagegen ein Nastuch und ein Hammerbeil, dessen Gebrauch ich ihrem Bruder zeigte: es war dieß für die ganze Familie ein Gegenstand des höchsten Erstaunens.

„Endlich gingen wir wieder an das Ufer zurück, und bestiegen unsere beiden Schaluppen. Unsere braven Tasmanier gingen uns nicht von der Seite, und als wir in die See stachen, offenbarte sich ihre Betrübniß auf die rührendste Weise. Sie gaben uns durch Zeichen zu verstehen, wir sollten sie wieder besuchen; und um uns den Ort zu bezeichnen, zündeten sie ein großes Feuer auf dem schon benannten Hügel an; sie scheinen auch die Nacht dort zugebracht zu haben, denn wir sahen dieses Feuer noch am Tage."

Péron spricht noch von einer andern Zusammenkunft der Franzosen mit den Wilden in der Austernbai, die unter günstigen Auspicien begann, aber beinahe tragisch geendet hätte.

„Während wir, ich und Petit, mit unsern verschiedenen Nachsuchungen beschäftigt waren, hörten wir plötzlich ein lautes Geschrei aus dem Innern des Waldes. Auf dieses Geschrei erheben sich die Wilden plötzlich, ergreifen die Waffen, und richten wilde Blicke der Ueberraschung auf das Meer. Sie schienen sehr bewegt zu seyn, als wir ein Boot von unsern Schiffen erblickten, das ganz nahe an der Küste hinfuhr. Ich zweifelte nicht, daß dieses Boot, wahrscheinlich von verschiedenen Punkten aus durch eine Art Schildwachen oder vielleicht durch ihre zu diesem Behuf auf Felsen oder hohen Bäume ausgestellten Frauen signalisirt, ihnen diese Unruhe verursache. Bald wurden neue Schreie vernommen; und da sie ohne Zweifel anzeigten, daß sich das Boot vom Ufer entferne, so schienen sich die Eingebornen ein wenig zu beruhigen. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihnen begreiflich zu machen, daß die Leute, die sie gesehen hätten, wie wir, ihre Freunde seyen, und daß sie von ihnen nur Wohlthaten und Geschenke zu erwarten hätten. Sie schienen meine Betheurungen und Gebärden zu begreifen. Wir wollten nun fortfahren, Petit zu zeichnen, und ich einige

Worte ihrer Sprache zu sammeln; aber sie wurden immer unruhiger und zerstreuter, weigerten sich auf meine Fragen zu antworten, und ebenso konnte Petit kaum seine angefangenen Zeichnungen vollenden.

„Allmälig schienen sie kühner zu werden; sie sprachen unter einander mit sehr bewegter Miene; wenn sich ihre Blicke auf uns richteten, so waren sie düsterer und wilder, als zuvor: sie schienen auf eine Gewaltthat zu sinnen; aber die Flinte Rougets und die Haltung dieses jungen Mannes, eines der unerschrockensten und schönsten der Mannschaft, imponirten ihnen: entweder aus Neugierde oder aus Hinterlist forderten sie ihn alle Augenblicke auf, nach den auf den nächsten Bäumen sitzenden Vögeln zu schießen; aber wir hielten es in einer so kritischen Lage nicht für gut, ihrer Aufforderung Folge zu leisten, was wiederum eine Veranlassung zum Argwohn gegen uns wurde.

Ihre Kühnheit wuchs mit ihrem Mißtrauen: einer wollte die Weste haben, die ich trug, und welche durch die Lebhaftigkeit ihrer Farben seine Aufmerksamkeit angezogen hatte. Schon mehrere Male hatte er mich darum gebeten; aber ich hatte sie ihm so bestimmt verweigert, daß ich nicht dachte, er würde wieder kommen; allein es geschah doch; denn in dem Augenblick, wo ich mich desselben am wenigsten versah, ergriff er mich an meiner Weste und richtete die Spitze seiner Sagaie gegen mich; er schwang sie gewaltig und schien mir dabei zu sagen: „Gib sie mir, oder ich tödte dich.“ In einer so mißlichen Lage wäre es gefährlich gewesen, ihn zu erzürnen; denn der Elende hätte mich dann unfehlbar mit seiner Sagaie durchbohrt. Ich stellte mich, als nehme ich seine Drohungen für einen Scherz; ergriff aber plötzlich die Spitze seiner Waffe, und lenkte sie ab, und auf Rouget zeigend, der ihn aufs Korn genommen hatte, sagte ich ihm das einzige Wort seiner Sprache: „Mata!“ (Tot). Er verstand mich, und legte seine Waffe ebenso gleichgültig nieder, als wenn er nichts Feindliches gegen mich unternommen hätte.

„Kaum war ich dieser Gefahr entgangen, als ich mich auf eine nicht minder gefährliche, wenigstens unangenehmere Weise blosgestellt sah. Einer der großen goldenen Ohrringe, welche ich trug, erregte das Gelüste eines andern Wilden, der, ohne etwas zu sagen, hinter mich herschlich, schnell seinen Finger in den Ring steckte, und mit solcher Gewalt daran zog, daß er mir das Ohr unfehlbar zerrissen hätte, wenn der Ring sich nicht geöffnet haben würde.

„Man erinnere sich nun, daß alle diese Leute mit Geschenken von uns überhäuft worden waren, daß wir sie mit Spiegeln, Messern, Glasperlen, Schnupftüchern, Tabaksdosen u. s. w. gleichsam überschüttet hatten, daß ich um ihretwillen alle Knöpfe von meinem Rocke weggerissen hatte, die ihnen, weil sie von vergoldetem Kupfer waren, wegen ihres Glanzes besonders kostbar schienen; man erinnere sich, daß wir alle ihre Lüste und Launen befriedigt hatten, ohne etwas gegen unsere Geschenke zu verlangen, und denke nun, wie ungerecht und treulos sie uns behandelten; ich kann bestimmt versichern, daß Petit und ich ohne Rouget und seine Flinte ihre Opfer geworden wären. Gewiß war Niemand sowohl wegen seines Charakters als aus Grundsatz mehr geneigt, ihre Launen zu ertragen, als ich; aber ich muß offen gestehen, alle ihre Handlungen hatten einen Charakter der Hinterlist und Treulosigkeit, der mich, so wie meine Kameraden empörte; und verglichen wir alles Dieses mit Dem, was unseren Kameraden in dem Kanal

Entrecasteaux begegnet war, so zogen wir den Schluß daraus, daß man vor diesen Wilden mit hinreichenden Mitteln erscheinen muß, um ihren bösen Willen in Schranken zu halten und ihre Angriffe zurückzuweisen."

Haß und Eifersucht zwischen den australischen und tasmanischen Kolonisten.

Sollte man es glauben, daß zwischen den Kolonisten von Tasmanien und denen von Neusüdwales ein wüthender Haß besteht, ob sie gleich alle Kinder Englands sind! Sie haben doch dieselben Gesetze, und genießen die nämlichen Vortheile; beiden steht ein unermeßliches Gebiet zur Verfügung, mit dessen Urbarmachung sie kaum nach einigen Generationen fertig werden können. Die Kolonisten kennen blos den zwanzigsten Theil der weiten Fläche dieser prächtigen Insel; allein wenn auch nur zwei Menschen auf der Erdoberfläche übrig blieben, so würden sie sich noch um die Gränzen ihrer Besitzungen streiten.

Historische Skizze.

Die Entdeckung von Tasmanien verdankt man dem Holländer Tasman; er nannte es Vandiemensland, zu Ehren des Generalgouverneurs von Batavia. Balbi nennt es Diemenien; aber seit langer Zeit haben die Kolonisten den Namen Tasmanien angenommen, einen passenderen Namen, der den Ruhm des berühmten holländischen Seefahrers unvergeßlich macht. Es ist dieß auch der einzige, den wir gebrauchen wollen.

Tasman erblickte das Land am 24. November 1642. Er brachte mehrere Tage mit Besichtigung seiner Küsten zu, und am 1. December ankerte er in einer Bai, welche Frederik Hendricksbai genannt wurde.

Am 3. December näherte sich Tasman selbst mit seiner Schaluppe dem Ufer, und ließ am Strande einen Pfahl aufrichten, auf welchen eine Bussole eingegraben war, und über welcher die Flagge des Prinzen wehte. „Als der erste Zimmermann", sagt Tasman, „dieß vor mir, Abel J. Tasman, vor dem Schiffsmeister Gerrit Sang und dem Unterkaufmann Abraham Coomans besorgt hatte, gingen wir mit der Schaluppe so nahe als möglich an das Ufer, und der besagte Zimmermann schwamm durch die Brandung zurück. Wir kehrten nun an Bord zurück, und ließen den Pfahl als Andenken für die Einwohner des Landes zurück. Sie zeigten sich nicht, aber wir vermutheten, daß einige nicht sehr weit entfernt seyn müßten, und alle unsere Handlungen sorgfältig belauerten." Zwei Tage nachher verlor Tasman das Land aus dem Gesichte. „Man weiß nicht", sezt er hinzu, „ob dieses Vandiemensland, das südwestlich von Neuholland liegt, an dasselbe anstößt oder nicht."

Am 4. März 1772 ankerte der Kapitän Marion du Frêne mit seinen zwei Schiffen in eben dieser Frederik Hendricksbai. Die Eingebornen kamen den Booten mit Vertrauen entgegen, und blieben mit Frauen und Kindern bei den Franzosen.

„Die Eingebornen", sagt dieser Kapitän, „sind schwarz, von mittlerer Größe, sämmtlich nackt, Männer und Frauen. Die Männer waren mit Lanzen und Steinbeilen bewaffnet. Sie hatten kleine Augen, einen großen Mund, weiße Zähne und eine platte Nase. Ihre Haare waren wie die der Kaffern, in Flechten getheilt und mit rothem Ocker bepudert. Ueberdieß waren sie schlank und gut gewachsen, hatten zurückstehende Schultern, und

ihre Brust war tättowirt. Ihre Sprache war hart, und enthielt viele Kehllaute.

Um das Vertrauen der Insulaner zu gewinnen, schenkten wir ihnen mehrere für sie kostbare Gegenstände, als Eisen, Spiegel, Schnupftücher, Zeuge, und sogar Enten und Hühner. Seit einer Stunde ungefähr waren die Franzosen am Lande, als der Kapitän Marion selbst auch landete. Ein Wilder trat auf ihn zu, und reichte ihm einen glimmenden Feuerbrand, damit er einen auf dem Ufer aufgehäuften Scheiterhaufen in Brand stecke. Marion that es, in der Meinung, es sey dieß eine Formalität, wodurch die Eingebornen zutraulich gemacht werden könnten, kaum aber war der Scheiterhaufen in Brand gesteckt, als die Eingebornen sich in Masse gegen eine kleine Anhöhe zurückzogen, von woher sie einen Hagel von Steinen herabwarfen, wodurch die beiden Kapitäne verwundet wurden. Man antwortete ihnen mit einigen Flintenschüssen; ein Wilder wurde getödtet, mehrere verwundet, und die übrigen flohen heulend in die Wälder.

Im Jahr 1773 ankerte der Kapitän Furneaux, der Gefährte Cook's, in der Adventurebai, wo er Holz und Wasser einnahm, ohne einen Eingebornen zu Gesicht zu bekommen. Cook ankerte im Jahr 1777 an ebenderselben Stelle, und hatte einigen Verkehr mit den Eingebornen. Offiziere von der Decouverte suchten Frauen an sich zu locken; allein ihre Galanterien wurden mit Unwillen zurückgewiesen. Der Doktor Anderson, der Naturforscher der Expedition, sammelte eine Menge nützlicher Dokumente über die Naturgeschichte der Insel. Er fand, daß die Ansicht des Landes die größte Aehnlichkeit mit den Umgebungen des Kaps der guten Hoffnung habe, und seine Einwohner denen von Tanna und Mallicolo glichen. Endlich berichtigte Cook die ganze Geographie des südlichen Tasmaniens.

Bligh kam im Jahr 1788, und brachte 12 Tage in dieser Bai zu. Da er wegen der Brandung nicht landen konnte, so warf er den Eingebornen einige Geschenke zu, die sie aber verschmähten. Nach Bligh fuhr in demselben Jahre der Kapitän Hunter an den Küsten Tasmaniens hinab. Im Jahr 1789 entdeckte Cook die Austernbai auf der Insel Maria; im Jahr 1791 entdeckte Vancouver im Vorbeisegeln einige Punkte Tasmaniens; in den Jahren 1792 und 1793 hielt d'Entrecasteaux im Süden dieser Insel an, und erforschte mit der Sorgfalt und Genauigkeit, die alle seine Arbeiten auszeichnen, den schönen Kanal, der seinen Namen empfangen hat. Seine Offiziere fuhren den Derwent bis zu der Stelle hinauf, wo dieser gegen Westen zu fließen anfängt. Labillardière, der Botaniker der Gesellschaft, beschäftigte sich mit Erfolg mit der Naturgeschichte des Landes, und beobachtete die Sitten der Eingebornen.

Hayes besuchte im Jahr 1794 den Fluß, der von d'Entrecasteaux Nordfluß genannt wurde, und gab ihm den Namen Derwent, der ihm auch geblieben ist.

Im Jahr 1798 hatte Baß die Kühnheit, in einem mit 6 Mann bemannten Wallfischboote von Port-Jackson bis Port-Western an der Küste hinabzufahren, und gab seinen Namen der Meerenge, welche beide Länder trennt. Flinders untersuchte verschiedene Inseln des östlichen Theiles der Meerenge. Am Ende des Jahres 1798 verband er sich mit dem unerschrockenen Chirurgen Baß, und sie führten mit einander auf der Sloop Norfolk die Umschiffung der wichtigen Insel aus.

Im Jahr 1802 erschien der Kapitän Baudin an diesen Küsten, abgeschickt von Napoleon, der damals erster Konsul der französischen Republik war. Er vermehrte und ergänzte die Geographie der Insel. Noch wichtiger als die geographischen und hydrographischen Arbeiten des Kommandanten der Expedition waren die Arbeiten ihrer Naturforscher.

Im Jahr 1803 endlich ankerte eine kleine von Port-Jackson ausgegangene Kolonie, bestehend aus einer Abtheilung Militär, einigen Beamten und einer kleinen Anzahl Verbrecher, unter dem Kapitän John Bowen, in der Bai von Hobarttown und legte den Grund zu dieser Stadt. Sie hatte unter allen möglichen Entbehrungen zu leiden. Es schien, als müsse man die Niederlassung aufgeben, als im Februar 1804 der Oberstlieutenant Collins das Kommando erhielt. Durch seine Bemühungen wurde die Stadt vergrößert und die Umgebung geschickt ausgebeutet; das Innere wurde nach allen Richtungen erforscht, und der Aufschwung, den er der Kolonie gab, hat sich bisher immer gesteigert.

Gegenwärtiger Zustand von Tasmanien.

Zur Vervollständigung unserer Nachrichten über dieses Land wollen wir einen Auszug aus dem Brief eines unparteiischen Kolonisten geben, der aus Hobarttown vom 25. März 1835 datirt ist. Der Verfasser dieses Briefes hatte in England allerlei Unfälle erlitten, und sich in Tasmanien niedergelassen, wo sich seine Lage verbesserte.

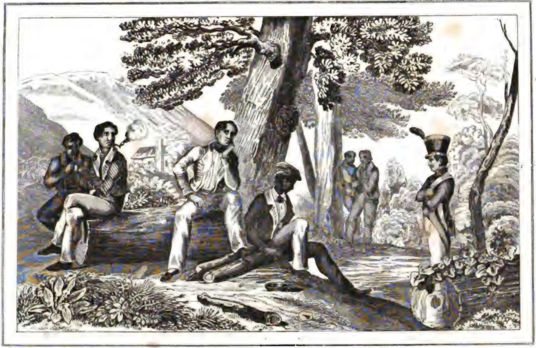
„Auf dieser merkwürdigen Insel kommen die Früchte, Gemüse und alle anderen Bodenerzeugnisse besser fort und sind schmackhafter als in Europa; sie folgen auf einander ohne Unterbrechung während des ganzen Laufes des Jahres, denn es gibt hier keinen Winter, wenn man nicht etwa die Monate August und September so nennen will, während welcher Wind und Regen herrscht. Die durch die ersten Pflanzer mitgebrachten Thiere haben sich im ganzen Lande verbreitet; die Spitzen der Berge und ein Theil ihrer Abhänge sind mit Fichten, Eichen, Cedern, Gummi-, Rosenholz und andern Bäumen bedeckt. Es wäre ein herrlicher Genuß, in diesen Wäldern spazieren zu gehen, wenn man nicht befürchten müßte, von der Lanze eines Eingebornen durchbohrt oder von einer Schlange in den Fuß gebissen zu werden. Ich wurde einst von zwei ungeheuren wilden Stieren angefallen, und nur mit großer Mühe konnte ich ihrem Angriffe entgehen, indem ich mich auf den Stamm eines Gummibaums schwang, der über einen Abgrund hergefallen war. Unter den einheimischen Vierfüßlern gibt es keinen gefährlichen; ich traf eine Art Panther, der sehr klein und furchtsam ist. Nicht so verhält es sich mit den Insekten und Reptilien; sie greifen glücklicherweise Früchte und Gemüse nicht an; aber man kann sich keine Idee machen von der Schnelligkeit, mit der sie Bäume zerstören. Der Leib der australischen Tarantel ist so groß als eine Nuß; ich habe schon eine Menge in den Zimmern getödtet, diese Tarantel und der gräßliche Hundertfuß sind sehr giftig. Die Ausdehnung der Kultur wird ohne Zweifel diese Uebelstände zum größten Theil entfernen, so wie auch das ekelhafte Ungeziefer, das sich an die Kleider hängt, sie zernagt und verzehrt. Auf einer kleinen Insel der Bai von Hobarttown findet man eine große Anzahl wilder Esel, welche truppweise umherziehen, und sobald sie einen Menschen gewahr werden, zu schreien anfangen, und so schnell entfliehen, daß man keinen einfangen kann. Das Hornvieh hat sich auf der Insel so stark

vermehrt, daß sein Preis niedriger ist, als auf den Märkten zu Londo Känguru kann man sich leicht verschaffen, wenn man sie nur schießen m und ihr Fleisch schmeckt besser, als unser bestes Wildpret. In fünf Minut kann man sich, wenn man will, einen Scheffel Muscheln und Austern v schaffen. Seefische, welche vortrefflich sind, werden wegen ihres großen Ueb flusses um sehr niedrige Preise verkauft: es gibt vielerlei verschiedene Ar von der kleinen Herzmuschel bis zum ungeheuren Wallfisch. Das Schlac fleisch ist ganz vortrefflich, was wahrscheinlich von den wohlriechen Kräutern herrührt, die auf den Weideplätzen wachsen. Die Cerealien u Erdäpfel werden um viel niedrigere Preise verkauft, als in den fruc barsten Gegenden Europa's. Vortreffliche Pfirsiche kosten einen Sou d Dutzend; Aepfel gibt es in solcher Menge, daß sich der Eigenthümer sel die Mühe nimmt, sie von den Bäumen zu brechen, und die Spaziergäng sammeln können, so viel sie wollen, ohne daß es ihnen Jemand weh Ich wünschte, Sie möchten den Garten unseres Freundes B. zu New-Tow sehen: die Zweige biegen sich buchstäblich unter der Last der Früchte; e gibt nicht die Hälfte genug Arme, um sie zu brechen, und Mäuler, um s zu verzehren. Es gibt hier keine gehässigen Verordnungen in Betreff d Jagd; wer eine Flinte hat, kann jagen, wann und wo er will. Wir b sitzen beinahe alle Spielarten von Vögeln; die wilden Enten sind so za reich, daß ich einen Jäger 24 mit einem Schuß tödten sah. Das Geflüg ist vortrefflich; das Gefieder der Tauben und indischen Hähne ist in diese Theile Australiens viel schöner geworden; man muß über den Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Farben erstaunen. Die Papageien in den Wäldern sind sehr zutraulich und beinahe zahm; ich sah bisweilen 50 um mich her fliegen, welche in den Strahlen der Sonne wie Edelsteine glänzten.

„Was die Gattung von lebenden Wesen betrifft, die Sie und ich am besten kennen, so theilt sie sich hier in zwei Rassen, die weiße und die schwarze. Die erste ist beinahe dieselbe wie in England, nur vielleicht ein wenig gesellschaftlicher, und sehr gefährlich, wenn sie gereizt wird. Ei theilt sich in zwei Klassen: in die freien Kolonisten, welche auswandern wie ich, weil sie die Noth dazu treibt, und weil sie sich im Mutterlande kein sorgenfreies Leben verschaffen können; die zweite besteht aus den De portirten, denen die Auswanderung vom Gesetze auferlegt wird. Die De portirten sind alle gut gekleidet, sehr faul und elend, lügenhaft, betrügeris fluchen und trinken gerne: mit Einem Worte, sie sind ganz das Gegen theil von Dem, was sie in diesem privilegirten Lande leicht werden könnte nämlich glücklich und tugendhaft. Es gibt keine Dürftigen in der Koloni und kann keine geben. Man sieht dort nicht jene blassen und vom Kummer verzehrten Gesichter, die man an jeder Straßenecke der großen Hauptstad Europa's antrifft. Es gibt kein anderes Elend, als das, welches die Folg der Faulheit und Ausschweifungen ist. Die schwarze Bevölkerung ist schwer und will von den Wohlthaten der Civilisation nichts wissen. Sie zieh ein freies Leben dem Leben der Arbeit und Sklaverei vor. Es herrsch nicht das freundschaftlichste Verhältniß zwischen den beiden Rassen. Di Weißen schießen die Schwarzen häufig nieder, wenn sie ihnen ungelegen i den Weg kommen; und diese durchbohren jene mit ihren Lanzen, so oft sic eine Gelegenheit dazu darbietet. Dieser Streit wird sich erst dann endiger wenn eine der beiden Farben die andere vertilgt haben wird. Die Schwarzen besitzen eine große Muskelkraft, aber ihre Züge sind häßlich, wenigstens nac

Das Urbarmachen

Digitized by Google



Gruppe von Bewohnern Einer Colonie

Digitized by Google

den Begriffen von Schönheit, die wir haben. Sie ziehen in Truppen umher, scheinen aber keine Häuptlinge, und keine Idee von einer Regierung zu haben. Mehrere ihrer Kinder wurden in den Schulen von Hobart-Town erzogen; waren sie aber einmal mannbar geworden, so zog sie ein unwiderstehlicher Instinkt in ihre Wildnisse zurück. Messen Sie dem ja keinen Glauben bei, was man in England von der Veränderung sagt, die in den Sitten und Gewohnheiten der Deportirten vorgeht, sie sind so liederlich und faul, als es die Spitzbuben und Vaganten der vereinigten Königreiche nur immer seyn können. Nur die Versuchung zum Verbrechen ist geringer, weil das Bedürfniß dazu nicht in dem Grade vorhanden ist; auch ist es ihnen schwerer, Verbrechen zu begehen, weil sie unter strenger Aufsicht der Polizei stehen. Dieß sind die einzigen Gründe, warum die Diebstähle und andern Verbrechen nicht so häufig vorkommen, als in England. Kurz diejenigen, welche zu einem angenehmen Leben nicht vieler Gesellschaft bedürfen, oder in der Wahl ihrer Verbindungen nicht sehr delikat sind, können nichts Besseres thun, als hieher auswandern. Es ist ein Land der Verheißung für Ackerbauer und gute Handwerksleute, und Jedem, der arbeiten will, wird es dort an Nahrung nicht fehlen."

Gewiß würden fleißige Europäer, welchem Lande sie auch angehören mögen, gerne in Vandiemensland aufgenommen werden. Ja wahrscheinlich würde man ehrliche Handwerker und Ackerbauer den Verbrechern vorziehen, die man zu den Urbarmachungen verwendet, *) und die so schwer im Zaume zu halten sind **).

Inseln, welche von Oceanien entfernt sind und dazu gerechnet werden dürften.

Wir haben Kerguelens-Land und die Inseln St. Pierre oder Amsterdam, St. Paul und Chagos auf unsere Karte von Oceanien gesezt und sie zu diesem Welttheile gerechnet, weil die Geographen nicht recht wissen, wohin sie dieselben setzen sollen. Da überdieß Kerguelens-Land in beinahe gleicher Entfernung von Australien und Afrika liegt, die Inseln St. Pierre und St. Paul näher am ersteren Kontinente liegen, als am zweiten, und die Chagos-Inseln näher bei Malaisien sind, so gehören sie also alle gewissermaßen zu Oceanien, um so mehr als sie der Sitz des Phoken- und Seeelephanten-Fangs sind, der diesem fünften Welttheile ganz besonders anzugehören scheint.

Kerguelens-Land oder Land der Verödung.

Kerguelens-Land, so genannt nach dem französischen Seemann, der es im Jahr 1772 entdeckte, und von Cook später Ile de la Desolation (Insel der Verödung), ist eine öde ungefähr 40 Meilen lange und 20 Meilen breite Insel. Sie liegt unter 48° 41′ 15″ südl. Breite, und 66° 42′ 0″ östl. Länge (Weihnachtshafen). Seine Oberfläche beträgt ungefähr 1350 Quadratmeilen, wovon 25 auf den Grad gehen.

Daß die Insel nur aus dürren von Eisschollen umgebenen Felsen besteht, und beinahe gar keine Vegetation hat, kann seinen Grund weniger

*) S. Blatt 200. **) S. Blatt 253.

in der Strenge des Klima's haben, sondern vielmehr darin, daß kein größeres Land in der Nähe ist, wodurch sie erwärmt und die Macht der Vegetation in ihrem Schooße geweckt würde. Sie wird blos von Phoken und Seeelephanten bewohnt, welche dort ihre Jungen zur Welt bringen, und von Enten, Möven und anderen Seevögeln. Sie besitzt mehrere vortreffliche Häfen, woraus unerschrockene Wallfischfänger großen Vortheil ziehen könnten.

Cook hielt kurze Zeit im Weihnachtshafen an, und sein Chirurg Anderson benützte diesen Aufenthalt, um die Insel in jeder Beziehung zu erforschen. Sie ist vielleicht seitdem nie wieder erforscht worden, außer von einem unserer Freunde, dem Kapitän eines amerikanischen Wallfischfängers.

Naturgeschichte.

Kein Land in den beiden Hemisphären, das auf der nämlichen Höhe liegt, wie Kerguelens-Land, bietet vielleicht den Naturforschern weniger Stoff zu Untersuchungen, als dieses.

Die Felsen dieses dürren Landes sind nicht sehr hoch; und doch fand Cook die meisten ihrer Spitzen mit Schnee bedeckt, und zwar in der Jahreszeit, die unserem Monat Juni entspricht. Am Fuß oder auf den Abhängen einiger dieser Felsen lagen viele unregelmäßige Haufen Steine. Die Abhänge anderer Felsen, welche auf der Seite gegen das Meer zu sehr steil sind, haben viele Spalten, und es ist um so eher zu erwarten, daß sie jeden Augenblick einstürzen können, als in diesen Spalten ungeheure Steinmassen sich befinden. Anderson glaubt, dieser Zustand der Felsen und Steinmassen sey Erdbeben oder anderen heftigen Bewegungen zuzuschreiben.

Es muß auf der Insel beinahe immer regnen; denn die Betten der Bäche, die man von allen Seiten herbeiströmen sieht, sind sehr groß, und das Land ist sogar auf den Höhen so morastig und schlammig, daß man bei jedem Schritte einsinkt.

Die Felsen, welche die Basis der Höhen bilden, sind von einem sehr harten, dunkelblauen Stein, unter welchem Quarztheilchen gemischt sind. Dieser Stein gehört zu den allgemeinsten Produkten der Natur, denn aus ihm bestehen alle Gebirge Schwedens, Schottlands, der Kanarien und des Kaps der guten Hoffnung. Andere Felsen sind aus einem brüchigen Steine von brauner Farbe; eine dritte Steinart, die man in losgerissenen Bruchstücken findet, enthält Stücke groben Quarzes. Auch findet man daselbst kleine Stücke Sandsteins von gelblicher oder purpurrother Farbe, und ziemlich große Stücke halb durchsichtigen Quarzes, der in vielflächigen Krystallen von pyramidalischer Form vorkommt, und lange, leuchtende Fibern darbietet. In den Bächen findet man kleine Stücke gewöhnlichen Steines, die durch das Reiben abgerundet sind; aber keiner hat so viel Härte, daß er der Feile widersteht. Salpetersäure greift die anderen Steine nicht an, und der Magnet zieht sie nicht an. Eisenerz oder anderes Metall hat man auf der Insel nicht entdeckt.

Das Grün, das man in geringer Entfernung von der Küste auf Kerguelens-Land erblickt, läßt eine ziemlich reiche Vegetation erwarten; aber man wird durch den Schein getäuscht. Dieses Grün macht eine kleine Pflanze, die von einigen Steinbrecharten nicht viel verschieden ist; sie wächst in großen Büscheln auf einem ziemlich weiten Raume an den Abhängen der Hügel. Man findet sie auch in dem verfaulten Torf, in den man beinahe

bei jedem Schritte einsinkt. Diesen Torf könnte man trocknen und verbrennen; denn sonst findet sich hier kein Brennmaterial.

Eine andere Pflanze kommt sehr häufig in den Schluchten der Spitzen der Anhöhen vor: sie wird beinahe zwei Fuß hoch, und hat viel Aehnlichkeit mit aufgeschossenem Kohle. Die Blätter in der Nähe der Wurzel sind zahlreich, breit und rund, unten werden sie schmäler und oben bilden sie eine kleine Spitze; die am Stengel sind kleiner, länglich und spitzig; die Stengel, deren man oft drei oder vier zählt, haben kleine cylinderartige Köpfe, aus kleinen Blumen zusammengesezt. Diese Pflanze hat das Aussehen und sogar den scharfen Geschmack antiskorbutischer Pflanzen; allein sie unterscheidet sich wesentlich von dieser ganzen Familie, und ist ein eigenthümliches Erzeugniß von Kerguelens-Land. Die Mannschaft Cooks aß sie oft roh, und ihr Geschmack hatte viel Aehnlichkeit mit dem Geschmack der Coohlearia auf Neuseeland; wenn man sie kochte, nahm sie einen sehr starken Geschmack an: einige Matrosen fanden sie aber dessen ungeachtet auch in diesem Zustande gut. Würde man sie nach Europa versetzen, so würde sie wahrscheinlich durch Kultur besser werden, und die Liste unserer guten Küchenpflanzen vermehren. Aber der Saamen wurde nicht reif, so lange die Engländer dort waren, und Anderson mußte dem Wunsch entsagen, davon nach England mitzunehmen.

An Bächen sammelten die Matrosen zwei andere Pflanzen, die sie als Salat speisten: die erste hatte viel Aehnlichkeit mit unserer Gartenkresse, und war sehr scharf, die zweite sehr süß. Die leztere, obgleich klein, ist doch beachtungswerth; sie hat nicht nur männliche und weibliche, sondern auch Zwitterblüthen.

Das dicke Gras, zur Nahrung für das Vieh geeignet, ist an einigen Strichen am Weihnachtshafen sehr häufig. Auch findet sich dort eine Art kleineres und dünneres Gras. Auf den Ebenen findet man eine Art Gänsefuß und eine andere kleine Pflanze, die viel Aehnlichkeit mit demselben hat. Kurz die Flora von Kerguelens-Land enthält nicht über 16 oder 18 Pflanzengattungen; zu nennen sind auch noch einige Moose und eine hübsche Art Steinflechte, die auf den Felsen in einer größeren Höhe wächst als die übrigen Pflanzen. Auf der ganzen Insel findet sich nicht ein einziges Gesträuch. Die Thiere sind daselbst nicht so selten als die Pflanzen; eigentlich aber kann man sie nicht Bewohner der Insel nennen, denn es sind lauter Seethiere, die nur an die Küste gehen, um Junge dort zu werfen und auszuruhen.

Die Thiere, welche man auf Kerguelens-Land trifft, sind Seekälber, welche man auch Seebären nennt. Sie werfen ihre Jungen am Land oder ruhen dort aus, jedoch nicht in so großer Anzahl; denn bekanntlich ziehen sie den Baien und Golfen die Felsen vor, die in das Meer hineinragen, und die kleinen Inseln, welche nahe an den Küsten liegen. Zu einer gewissen Jahreszeit fallen ihnen die Haare aus, und sie sind so wenig wild, daß man tödten kann, so viel man will. Das nämliche muß man vom Seeelephanten sagen. Sonst sah man keine See- oder Land-Säugethiere auf der Insel.

In dem Meere zunächst der Insel gegen Westen zu findet man eine Menge schöner und großer Goldfische, und den Boniten, der so geschickt auf fliegende Fische Jagd zu machen weiß; beide schmecken vortrefflich. Auch kommt dort der prächtige Flosser vor, dessen von schiefen Linien

durchschnittener Rücken mit einem Mantel von verschiedenem Blau bedeckt i sein Kopf ist von schöner brauner Farbe, welche gegen den Rücken zu Smaragdfarbe übergeht; seine Floßfedern sind gelb, sein Bauch ist silb farben, seine Seiten und sein Schwanz schillern wie Gold mit einem gräulich Wiederschein. Der Schwanz des Flossers ist so tief gespalten, daß m sagen könnte, die beiden Theile desselben seyen in das Ende des Lei gesteckt, ohne mit einander in Verbindung zu stehen. Sie begleiten d Schiffe in Truppen; und gewiß gewährt es mehr Vergnügen, ihrem Z in den Wellen zu folgen, wie sie lebhaft und anmuthig umherschwimm und sie mit allen Schattirungen des Diamanten, Topasen, Rubinen u Smaragdesstrahlen, als sie in einen gefiederten Lumpen, der einen fliegend Fisch vorstelle, beißen, und auf dem Verdecke matt und ihres prismatisc Glanzes beraubt zappeln und sterben zu sehen. Der Flosser ist ein gefräßige behender und nicht sehr mißtrauischer Fisch; er wirft sich oft mehrere Ma auf eine grobe Lockspeise, die ihm eben die Kinnlade zerrissen hat; e kaut nicht, er verschlingt. Man fand oft ganze fliegende Fische und eisern Nägel in seinem Bauche.

Ein amerikanischer Kapitän sah auch Meerschweine in der Nähe vo Kerguelens-Land. Er versicherte mich, daß diese, wenn seine Matrose gepfiffen hätten, schnell an das Schiff herangeschwommen seyen. Es is dieß aber wahrscheinlich die alte Fabel vom Amphion.

Cook ließ im Weihnachtshafen das Netz einmal auswerfen. Man fing blos eine Art Fisch von der Größe eines kleinen Kabliaus, der aber denen, welche man damals kannte, in Nichts glich. Dieser Fisch hat eine lange Schnauze, einen mit starken Stacheln bewaffneten Kopf, an den hinteren Floßen sehr lange und starke Strahlen, einen dicken Bauch, und einen Leib ohne Schuppen.

Von Muscheln fand man blos einige wenige Küchenmuscheln und Napfmuscheln; auf den Felsen sammelte man einige Seesterne und Seeanemonen.

Man findet auf Kerguelens-Land eine Menge Vögel, als Tölpel, Enten, Albatrosse, Pinguine, Seeraben, Möwen, Seeschwalben; das Fleisch plattfüßiger Vögel, wie z. B. des Tölpels und des Fregattenvogels, ist nicht eßbar. Der Tölpel weiß die Fische auf der Oberfläche des Wassers sehr geschickt wegzufangen; der Fregattenvogel, welcher größer ist, schwarzes Gefieder hat, am Halse und der Brust aber weiß und blaugescheckt ist, streift immer über die Spitzen der Wellen hin, und zwingt den dummen Tölpel und Kormoran oder kleinen Seeraben, ihm die kleinen Fische abzutreten, welche sie aufgefangen haben.

Von plattfüßigen Vögeln findet man auf Kerguelens-Land auch Enten, die ungefähr so groß, als eine Kriechente, aber doch von dieser verschieden sind. Man findet sie in großer Menge an den Abhängen und am Fuße der Anhöhen; die Matrosen Cook's tödteten eine beträchtliche Anzahl derselben. „Wir fanden sie gut", sagt Anderson, „und sie hatten nicht den geringsten Fischgeschmack. Auf der zweiten Reise Cook's fanden wir einige von derselben Gattung auf der Insel Georgien."

Ferner kommt auf Kerguelens-Land vor: der weiße Sturmvogel, der kleine blaue Sturmvogel, der schwarze Sturmvogel und der damenbrettartige Sturmvogel, dessen Eier so groß sind, als Hühnereier. Der damenbrettartige Sturmvogel erscheint sehr oft schaarenweise. Wirft man mit einer Lockspeise versehene Leinen bei einer Windstille vom Schiffe aus,

um Fische zu fangen, so stürzen sich die Sturmvögel, sobald die Lockspeise oben auf das Wasser kommt, hastig auf dieselbe, und streiten sich schreiend darum, wer zuerst anbeißen darf. In weniger als einer Stunde kann man ein Dutzend fangen. Ist der damenbrettartige Vogel, der so groß ist als eine Taube, einmal auf dem Verdecke, so gibt er ein röthliches und stinkendes Oel von sich; er bleibt daselbst wie betäubt und ohne wegfliegen zu können, obgleich sein Flug auf dem Meere äußerst schnell ist. Seinen Namen hat er von seiner Aehnlichkeit mit einem Damenbrette, denn sein Gefieder ist schwarz und weiß gefleckt. Es gibt auch eisenfarbige Sturmvögel.

Ein anderer noch merkwürdigerer Vogel in diesen Strichen ist der Albatroß, von den Matrosen Kriegsschiff genannt. Seine Flügel sind 8 bis 10 Fuß lang, und wenn er die Luft durchschneidet, bildet er gleichsam eine ungeheure weiße Masse, welche ihren Schatten auf dem Meere weit hinwirft.

Es ist schwer, Albatrosse zu tödten, und man könnte sagen, diese ungeheuren Vögel seyen unverwundbar, und das Blei streife nur über ihre breiten Flügel hin. Pulver und Zeit ist verloren. Uebrigens denkt man auch nicht daran, unter diesen Breiten, wo die Winde wie losgelassene Furien toben, und auf diesen Meeren, den gräßlichsten, welche es auf dem Erdkreise gibt, mit einer Flinte auf Albatrosse Jagd zu machen. Wir werden bald sehen, wie man sich derselben bemächtigt und wie man sie erschlägt.

„Die Natur“, sagt Laplace, „hat, indem sie diese Vögel dazu bestimmte, in Gegenden, die mit beständigem Schnee bedeckt sind und unter Eis zu leben, ihnen Alles gegeben, was sie bedürfen, um ein strenges Klima und beinahe immer anhaltende Stürme auszudauern. Ein in Vergleichung zu seiner anscheinenden Größe kleiner Körper ist mit einem sehr fest anliegenden und äußerst dichten Flaum bedeckt; und dessen Oberfläche ist mit einer öligen Substanz überzogen, die der Vogel vermittelst der in seinem Magen enthaltenen Quantität Oel immer wieder erneuert. Mit Hülfe dieses Oeles vermag er auch mit so wunderbarer Leichtigkeit oben auf den größten Wellen zu schwimmen, von denen er, wie man glaubt, jeden Augenblick verschlungen werden sollte. Sein Schwanz, aus kurzen und starken Federn bestehend, ist nicht sehr groß. Sehr lange, gekrümmte, nicht stark befiederte, aber mit ungemein kräftigen Muskeln versehene Flügel verleihen diesen merkwürdigen Vögeln die Fähigkeit, schnell über unermeßliche Räume hinzufliegen, ohne auszuruhen. Ihr Bau ist nichts weniger als zierlich: auf dem kurzen und dicken Hals ist ein Kopf ohne alle Anmuth, mit einem starken und sehr harten Schnabel ausgerüstet, vermittelst dessen er die Haut der großen Seethiere aufreißen kann, deren Leichname oft auf dem Meere herumtreiben.

„Der Anblick dieser verschiedenen Vögelarten, die in der Furche, welche das Schiff im Meere zog, spielten, und mit wunderbarer Behendigkeit die Stücke Zwieback und gesalzenes Fleisch, das Einzige, was wir ihnen bei unserem Mangel an Lebensmitteln mittheilen konnten, aufzufangen suchten, belustigte uns oft. Immer mußte ich mich über das gute Einverständniß wundern, das zwischen ihnen herrschte; die kleine und leichte Möwe nahm im Fluge ungestraft dem Albatrosse einen Theil seiner Beute weg, die dieser dem viel weniger großen, aber noch gefräßigeren Sturmvogel entrissen hatte. Oft wenn sie während einer Windstille in großer Anzahl neben der Korvette auf dem Meer ruhten, theilten sie, ohne daß die Schwächeren unterdrückt wurden, friedlich die Nahrungsmittel, welche ihnen die Matrosen

zuwarfen. Obgleich öfters Sturmvögel auf unsern Segelstangen herumhüpften, so wurden sie nie durch Flintenschüsse verwundet, obgleich die Flinten mit Kugeln geladen waren; der Schall des Schusses schien sie zu erschrecken, sie entfernten sich, kamen aber sogleich nachher wieder zurück. War es wohl die Ungeschicklichkeit der Schützen oder die Dichtigkeit ihres Gefieders, der sie ihre Rettung zu verdanken hatten? Ich kann es nicht sagen, aber ich sah es immer mit Vergnügen; es wäre mir sehr leid gewesen, wenn ich einen dieser armen Vögel mit zerschmettertem Flügel dem Spiel der Wellen überlassen gesehen hätte, die ihn wahrscheinlich bald verschlungen haben würden.

Anderson führt noch einen Sturmvogel von größerer Art auf, den die englischen Matrosen „Mutter-Casey's-Gans“ nannten. „Er war so zahm“, sagt er, „daß wir ihn am Strande mit Stöcken tödten konnten. Er ist so groß als ein Albatroß und fleischfressend, denn er fraß von den todten Phoken und Vögeln, die wir in's Meer warfen. Sein Leib ist braun, sein Schnabel und seine Füße grünlich; es ist wahrscheinlich der, den die Spanier „quebranta uesos“ nennen. Eine Abbildung seines Kopfes findet man in Pernettis Reise nach den Maluinen.

Außer dem größeren Albatroß, der der gewöhnlichere ist, sah Anderson auch den graulichen, den man in hohen südlichen Breiten auf dem Meere trifft, und einen anderen kleineren, dessen Kopf schwarz ist.

„Ich sah auch“, sagt er, „den kleinen Kormoran oder den Seeraben und einen andern, der am obern Theile des Leibes schwarz ist und einen weißen Bauch hat, den nämlichen, den man auf Neuseeland, dem Feuerlande und der Insel Georgien trifft.

„Wir fanden auch den gemeinen Goëland. Seeschwalben von zwei Arten und das Huhn von Port-Egmond; diese leztere Art war nicht sehr zahm und in großer Anzahl vorhanden. Auch gab es einen andern weißen, sehr merkwürdigen Vogel, von dem wir ganze Schwärme in der Bai sahen. Der untere Theil seines Schnabels ist mit einem hornartigen Ring bedeckt. Er ist größer als die Taube. Er hat einen schwarzen Schnabel, und seine weißen Füße gleichen denen des Regenvogels. Einige Personen der Mannschaft fanden ihn so gut als die Ente.“

Auf Kerguelens-Land findet man viel mehr Pinguine, als andere Vögel; wir haben drei Arten bemerkt. Die erstere und größere Art hat einen schwarzen Kopf; der obere Theil des Körpers ist bleigrau, der untere Theil weiß, die Füße schwarz und der Schnabel röthlich. Die zweite Art ist nur halb so groß als die erste, die dritte war 24 Zoll lang und 20 Zoll breit. Der obere Theil des Körpers und der Hals sind schwarz, der übrige Theil ist weiß, ausgenommen einen schönen gelben Bogen oben auf dem Kopfe, der auf jeder Seite in lange weiche Federn ausläuft, die der Vogel wie einen Kamm stellt.

„Die beiden ersten Arten erscheinen in Truppen auf dem Strande. Die größten der Truppe waren bei einander; aber sie gingen mit den andern umher, deren eine größere Zahl war, und die man in einer ziemlichen Höhe auf den Abhängen der Hügel sah. Wir sahen die der dritten Art beständig von den zwei ersten getrennt, aber auf den äußeren Theilen des Hafens in zahlreichen Flügen umherstreifen. Es war gerade ihre Legzeit, und sie legten auf nackte Steine ein einziges, weißes Ei, so groß als ein Entenei. Alle diese Pinguine, von welcher Art sie auch seyn mochten, waren so zahm, daß wir mit der Hand so viel fangen konnten, als wir wollten.“

Penguin Vögel

Außer den Pinguinen, versicherte mich der schon erwähnte amerikanische Kapitän, auch Manchots gesehen zu haben, die von Ferne einem Pinguin gleichen; aber diese haben eine Ferse, wie ein vierfüßiges Thier, und überdieß eine kleine vorwärtsstehende Zehe, Kennzeichen, die in Verbindung mit ihrem langen und spitzigen Schnabel sie nicht wohl mit andern plattfüßigen Vögeln verwechseln lassen. *)

Der Beschreibung von Kerguelens-Land wollen wir noch die Schilderung einer Jagd auf Albatrosse, Pinguine und Seeelephanten beifügen, deren Details sehr merkwürdig sind. Wir verdanken sie dem reisenden Künstler Earle, der sie auf der Insel Tristan d'Acunha mitmachte.

„Da der Morgen sehr schön war, so ging ich in Begleitung von zwei Mann aus, und beschloß den höchsten Berg zu besteigen, der mit dem Pik von Teneriffa zu vergleichen ist, weil man ihn in einer Entfernung von 25 Meilen sieht. Mehrere einzelne Gruppen waren schon vorangegangen, und hatten einen Pfad gebahnt, von dem wir uns wohl hüteten, zu verirren, was aber schwer war. Die Abhänge des Berges sind beinahe senkrecht; hat man einmal 200 Fuß gemacht, so sind sie überall mit Gebüsch besezt, was das Vorwärtskommen erleichtert. Um aber bis zu diesem Gebüsche zu gelangen, ist der Weg so gefährlich, daß der bloße Gedanke daran mich schaudern machte; er geht über glatte, glitschige Felsenstücke, die oft nur lose an den Hauptblöcken hangen; um dich gegen diese natürlichen Fallen zu sichern, hast du nichts, als Grasbüschel, welche dir oft in den Händen bleiben, und wenn du das Unglück hast, auszuglitschen oder einen verkehrten Tritt zu thun, so wirst du an den unteren Felsenstücken zerschmettert.

„Da wir indeß die Vorsicht beobachteten, immer aufwärts und nie unter uns zu blicken, und unserem Körper eine feste Stütze zu geben, indem wir uns an starken Grasbüscheln festhielten, gelangten wir endlich nach vierstündigem mühsamem Marsch auf die Spitze des Berges, dessen nacktes und wildes Plateau eine mehrere Meilen große Ebene ist, welche ansteigend in die von nackten Lavasteinen gebildete Spitze ausläuft, welche düster grau ist und ein ganz wildes Aussehen hat. Wir gingen weiter auf dieser ansteigenden Ebene, aber unser Marsch war sehr beschwerlich; überall war dichtes Gras oder sehr hohes Farrnkraut, unter dem zahlreiche Spalten verborgen waren. Ein düsteres Schweigen, das Schweigen des Todes herrschte in diesen hohen Gegenden, ich meinte an unsern Stimmen ein seltsames, übernatürliches Echo zu hören, und es kam mir vor, als wären wir Riesen.

„Die Luft wurde sehr empfindlich kalt; zugleich bot die Landschaft um uns her einen immer großartigeren und erhabeneren Anblick, der uns beben machte. Einerseits kontrastirte der ungeheure mit glänzenden und silbernen Wolken beladene Horizont seltsam mit den düsteren und schwerfälligen Wolken, die uns im Vorübereilen einhüllten und uns kaum einige Stücke der Landschaft sehen ließen; anderseits zeigte uns der zum Theil in seine Nebel- und Wolkenkappe eingehüllte Pik kahle Steinblöcke. Alles dieß war von wunderbarer Wirkung, die durch unsere Einbildungskraft noch erhöht wurde.

„Da sahen wir ungeheure Albatrosse von ihren Jungen umgeben, die auf diesem beinahe unzugänglichen Orte den Jägern und den Fallen zu

*) S. Blatt 255.

trotzen schienen. Dieser Vogel ist der größte Wasservogel. Sein Gefieder ist vom glänzendsten und reinsten Weiß, den Rücken und die Spitze der Flügel ausgenommen, wo er grau ist. Er legt nur Ein Ei, und für dieses macht er ein Nest von Erde, das er mit einem kleinen Graben umgibt. Wenn das Junge ausgebrütet ist, so dauert es noch ein Jahr, bis es fliegen kann; alsdann ist es mit dichtem, weißem Flaum bedeckt, der schöner ist, als die schönsten Eiderdunen des Nordens.

„Da wir ihnen nahe kamen, erregten sie ein heftiges Getöse, indem sie mit seltsamer Schnelligkeit mit dem Schnabel klapperten. Dieses Getöse und das Ausspeien Dessen, was sie in ihrem Magen haben, sind ihre einzigen Angriffs- und Vertheidigungs-Mittel. Meine Gefährten richteten ein großes Blutbad unter den alten an, welche wegen ihrer Federn einen hohen Werth haben; sie tödteten durch einen Schlag auf den Kopf alle, denen sie beikommen konnten. Werden diese Vögel auf dem Lande überrascht, so können sie nicht leicht entfliehen, weil ihre Flügel sehr groß sind und sie dieselben nur auf einem sehr abhängigen Terrain entfalten. Nun hatten wir sie auf einer Ebene angegriffen, und ohne viele Mühe wurde die Erde mit ihren Leichnamen wie besäet. Ein Schlag auf den Kopf tödtet sie beinahe sogleich.“

„Fünf Monate später“, sagt Earle, „fanden wir auf einem zweiten Ausfluge die Jungen, welche wir verschont hatten, noch in ihren Nestern sitzen. Sie werden ein Jahr lang von der Mutter daselbst ernährt. Der Anblick dieser so im Nest sitzenden Vögel ist sehr anmuthig; ihr Gefieder ist äußerst schön. Diese Albatrosse sind so groß, daß ein Mann an einem einzigen genug zu tragen hat. Als man sie nach unserer Rückkehr abstreifte, sah ich, daß sie sehr fett waren, und ich hörte, dieses Fett solle zum Braten und Backen sehr gut seyn. Das Fleisch ist so zart als Lammfleisch und hat einen sehr feinen Geschmack.

„Außer den Albatrossen hatten die Hunde einige kleine Vögel von der Größe unserer Rebhühner, die aber eher mit dem Pinguin Aehnlichkeit hatten, aufgejagt und gefangen. Das Männchen ist glänzend schwarz, und hat auf dem Kopfe einen großen Kamm von sehr lebhaftem Roth; das Weibchen ist braun. Sie stehen gewöhnlich ganz gerade auf ihren Füßen, welche schön gelb sind, und laufen mit großer Schnelligkeit; dagegen sind ihre Flügel klein, und sie können nicht damit fliegen. Uebrigens sind sie mit tüchtigen Sporen ausgerüstet, um sich vertheidigen und vielleicht auch um auf den abhängigen Felsen, wo sie immer sind, sicherer stehen zu können. Die Matrosen nennen diesen Vogel Coq, ohne Zweifel, weil das einzige Geschrei, das er hören läßt, das Wort Coq sehr bestimmt ausdrückt. Das Fleisch des Coq ist zart, fett und schmeckt herrlich.

„Unsere Gefährten waren entzückt über ihre glückliche Jagd, ungeachtet sie die große Last ihrer Beute über weite Ebenen und beschwerliche und gefährliche Pfade tragen mußten.

„Eines Tags besuchten wir ein sogenanntes Pinguindickicht.

„Wir hörten das lärmende Gewälich und Geklapper der Pinguine schon, ehe wir ans Land kamen. Schaaren von Pinguinen flogen am Strande hin und her; aber das Dickicht hohen Grases, womit der Hügel bedeckt war, schien ihr Hauptquartier zu seyn, und wir konnten sie nicht sehen, da wir keinen Ort fanden, wo wir unser Boot sicher hätten anbinden können; ich schwamm mit zwei der Unsrigen an's Ufer; jeder hatte

einen Sack, um die Eier hineinzulegen, und der vierte blieb in angemessener Entfernung vom Ufer im Boote.

„Ich glaube, daß das von dieser Karavane von Vögeln (wenn ich ihnen den Namen Vögel geben darf) besezte Gebiet wenigstens eine Meile im Umfang hatte. Ueberall war dieser Raum mit dichtem Grase bedeckt, das über Mannesgröße hoch war, und auf allen kleinen Hügeln am Ufer, über die eine Felsspitze emporragte, welche das Ufer beherrschte, sah man Gruppen dieser Vögel mit ihrem seltsamen, ausdruckslosen Blick. Den Lärm zu beschreiben, den sie machten, ist mir unmöglich; er war gräßlich. Indeß mußten wir mit großer Gefahr für unsere armen Ohren in dieses Dickicht dringen. Aber wie die Scene beschreiben, die sich unsern Blicken darbot? Es waren Tausende, Millionen dieser zweifüßigen Wesen, die auf allen Seiten mit ihrer beinahe menschlichen Stimme schrieen und klapperten, und die Erde so gänzlich bedeckten, daß man kaum gehen konnte, ohne einen zu zertreten. Die Gestalt dieser Thiere, ihre seltsamen Bewegungen, und besonders ihre Menschenstimme, brachten mich ganz um die Besinnung, und ich glaubte mich ins Reich der Pygmäen versezt. Die Regelmäßigkeit, die Gleichförmigkeit in ihren Bewegungen, ihre Art, in Reihen sich aufzustellen, wie ein Heer im Lager, überraschten und belustigten mich sehr.

„Sie gingen nicht von der Stelle, als wir uns näherten, nur verdoppelte sich ihr gräßliches Geschrei. Man mußte sie aus ihren Nestern vertreiben, wobei sie indeß einen verzweifelten Widerstand leisteten, da sie mit einem starken Schnabel bewaffnet sind. Man mußte seine Beine und Hände beständig gegen ihre Bisse decken, und zu diesem Ende hatte sich jeder Jäger mit einem kurzen Stocke bewaffnet. Die Matrosen behaupten, die Pinguine schreien, wenn man ihnen ihre Eier wegnimmt, wiederholt: Cover em up! Cover em up! (spicket sie! spicket sie!). Und, sezt Earle hinzu, man mag es mir glauben oder nicht, ich hörte diese Worte von mehreren Stimmen so deutlich ausgesprochen, daß ich mich mehrmals umwandte, um zu sehen, ob kein Mensch neben mir stehe."

„Seltsam ist, daß diese Vögel beinahe unaufhörlich mit einander im Kriege leben, so wie auch die See-Elephanten. Da sie immer in ganz geraden Linien aufgestellt sind, so muß Der, welcher Lust oder Bedürfniß hat, sich im Meere zu baden, zwischen zwei Reihen hindurchgehen; nun picken ihn alle anderen Pinguine, an denen er vorbei muß, und er kommt manchmal sehr schlecht weg. Auch wurden alle diejenigen, die wir aus ihren Nestern vertrieben hatten, von den andern gepickt, als sie durch die Reihen gingen, um einen Platz zu finden.

„Jedes Weibchen legt drei Eier, brütet sie aus, und wenn die Jungen stark genug sind, um ins Meer gehen zu können, so gehen sie dahin, und kommen erst im folgenden Frühjahr wieder ans Land. In der schlechten Jahreszeit ist die Stadt und das Dickicht verlassen, und nur ein Haufen von Ruinen; wenn aber die Sonne die Häuser wieder hervortreibt, so erscheint auch die Bevölkerung wieder, und das Geschrei beginnt von Neuem.

„Unter dem höllischen Geschrei und den Bissen der Pinguine hatten wir endlich ungefähr 1000 Eier zusammengebracht, und doch blos eine Stunde dazu gebraucht. Daraus kann man sich einen Begriff machen, wie viel brütende Vögel vorhanden waren! Auch hatten wir unsere Jagd veranstaltet, ehe die Brütezeit ganz vorüber war, weil wir im lezteren Falle viele ausgebrütete Eier bekommen hätten."

„Wenige Tage nachher", sagt der Erzähler, „hatte ich Gelegenheit, See-Elephanten in der Nähe zu sehen. In der schönen Jahreszeit schlafen diese Elephanten am Lande, und erschrecken nicht über die Annäherung eines Menschen, wenn dieser sie nicht beunruhigen will. Ich beabsichtigte und wünschte eines dieser Thiere nach der Natur zu malen; deßhalb nahm ich mein Album und mein Zeichengeräthe und stellte mich ganz nahe bei ihnen auf, überzeugt, daß ich nie ein so ruhiges Modell gehabt hätte, denn diese Elephanten bleiben ganze Wochen in diesem Zustande der Betäubung. Nur Eine Vorsicht hatte ich zu beobachten, nämlich ihnen kleine Kieselsteine auf den Kopf zu werfen, und sie dadurch aufzuwecken, damit ich ihre Augen sehen konnte. Zum Glück ersparten mir aber die Fliegen drei Viertheile des Geschäftes; sie stachen die Thiere unaufhörlich in die Augenlieder und Nasen, und ich konnte die Gruppe, welche ich vor mir hatte, ganz genau studiren.

„Anfangs betrachteten sie mich mit einer Art Erstaunen, wobei sie ihre kolossalen Häupter in die Höhe hoben; da aber Alles ruhig war, und ich keinen Lärm machte, so hielten sie mich wahrscheinlich für einen Felsen und schickten sich auf's Neue zum Schlafen an. Der See-Elephant ist das unförmlichste Thier, das ich je gesehen habe."

Ein Künstler verirrt sich auf einer Insel.

In diesen Strichen unter 37° 5' südl. Breite und 14° 22' östl. Länge liegt neben zwei Inseln, wovon die eine von den Franzosen „die Unzugängliche", die andere „Insel der Nachtigallen" genannt wurde, die Insel, die der Schauplatz des lezten und gräßlichen Abenteuers des ebengenannten Earle's war. Die Schilderung desselben verdanken wir ebenfalls einem reisenden Künstler, Sainson. „Einst", sagt er, „begleitete Earle Matrosen, welche ans Land gingen. Er hatte sein Album bei sich und wollte einige Skizzen von wilden Ansichten dieses Landes aufnehmen, das nie der Fuß eines Malers betreten hatte. Der Künstler ließ die Arbeiter auf dem Strande, erstieg schwärzliche Felsen, entdeckte tiefe Höhlen, ging von einer Aussicht zur andern, wurde immer neugieriger und erpichter auf seine Arbeit, bis ihn endlich, da er in einer düstern Wildniß angekommen war, ein unwillkürlicher Schrecken ergriff; plötzlich kam ihm der Gedanke ein, er könnte verlassen seyn; er schauderte, ein kalter Schweiß überlief ihn, und er stürzte athemlos einem Felsen zu, von wo aus er die Küste und die Bai übersehen konnte. Verzweiflung! Die eben noch kaum belebte, von Menschenstimmen tönende Küste ist verlassen und stumm! die Bai ist leer! keine Schaluppe, kein Schiff mehr! Das kaum noch ruhige Meer ging hoch und war wie entfesselt, und in weiter Ferne kämpfte die Sloop mit den Wellen, und schien mit ihrer Flagge dem Unglücklichen ein Lebewohl zu sagen und ihn zugleich um Verzeihung zu bitten.

„Lange stand der reisende Künstler wie angenagelt, mit starrem und finsterem Blick, die Haare standen ihm zu Berge, und er war entschlossen, zu sterben. Abends jedoch stieg er an das Ufer hinab, um ein Asyl zu suchen. Aber am Abhang eines Hügels (täuschen ihn seine Augen?) erblickte er eine Hütte, eine englische Strohhütte mit ihrem wohlbeschnittenen Hage und ihrer weißen Wand. Die Milchtöpfe glänzen auf einer Bank neben der Hütte; ein Hund bellt, und bald eilt ein Mann herbei. Nein, der Künstler hat nicht geträumt! Es ist ein Landsmann, ein englischer Korporal,

der Herr der Insel im Namen Sr. britischen Majestät. Man erklärt und umarmt sich, und Earle wird in das Haus seines Wirthes aufgenommen. Bald kommen auch eine Frau und ein Kind an; und der Künstler hat eine Familie vor sich auf der Insel, die er für unbewohnt hielt.

Er lebte daselbst 14 Monate, gepflegt, getröstet und genährt. Seine Wirthe waren an das einsame Leben gewöhnt. Sie fühlten sich glücklich. Einige wohlgenährte Thiere, die man bei Gelegenheit gegen Zwieback und Thee austauschte, eine ärmliche, aber reinliche Küche, ein geschlossenes und wohnliches Häuschen machte den Reichthum der kleinen Kolonie aus. Die Nächte waren lang, die Abende traurig. Der neue Ankömmling brachte Leben unter das arme Dach. Er besaß sein Album; dieß war Alles! Zum Dank für eine so edle Gastfreundschaft lehrte Earle das Kind lesen und bald auch schreiben, und opferte dazu die Rückseiten der Blätter seines Albums.

„Ich sah dieses kostbare Buch, reich an wilden und großartigen Schönheiten dieser seltsamen Insel. Man hätte sagen mögen, die Verzweiflung des Malers habe auf alle diese Scenen eine eigenthümliche Färbung des Schreckens geworfen. Es war etwas Ergreifendes, diese Blätter zu durchlaufen, wo Alles einen so großartigen Charakter an sich trug, und dann war das unförmliche Gekrizel des Kindes auf den Rückseiten der schönen Zeichnungen nicht der uninteressanteste Theil dieser merkwürdigen Sammlung. Zur Zeit, da ich aus Earle's Munde diese Details vernahm, hatte er noch eine peinliche Erinnerung an sein langes Unglück; in seinen Erzählungen schilderte er die Insel als ein verödetes, feierliches, schauerliches Land, wo die Natur ihre ganze schauerliche Großartigkeit vereinigt hatte. Er schilderte mir seine immer gefährlichen Ausflüge in das Chaos der Felsen, seine Phokenjagden, bei welchen der Korporal eine wunderbare Gewandtheit entwickelte, und den leichteren Krieg, den er mit den Pinguinen führte, wenn diese seltsamen Vögel sich Abends wie zu einer Berathung unter einem einzeln stehenden Felsen versammelten, und sich mit Stockschlägen tödten ließen, unbeweglich und ernst, wie römische Senatoren auf ihrem kurulischen Stuhle. Vielleicht verhindert diese Thiere ihr Körperbau, beim Anblick der Gefahr schnell aufzufliegen, und es ist also nicht ihrer Dummheit zuzuschreiben, wenn sie sich so ruhig tödten lassen. Da sie eigentlich Bewohner der Polargegenden sind, so kommen sie nur vom Sturm verschlagen in diese Breiten, und sind alsdann von ihrem Kampfe gegen den Wind ermüdet. Es läßt sich denken, daß alsdann die Jäger eine gute Jagd machen, und alle bis auf den lezten tödten.

„Endlich hielt, nachdem sein Exil 14 Monate gedauert hatte, ein Schiff bei der Insel an, und schickte ein Boot ans Land. Earle erhielt von dem Kapitän einen Platz an Bord, und verließ die Insel, nachdem er ihre gastfreundlichen Bewohner umarmt hatte."

30 Jahre vorher war diese wilde und damals unbewohnte Insel der Schauplatz einer ähnlichen Scene gewesen. Der gelehrte Botaniker du Petit-Thouars vergaß sich, als sein Schiff im Jahr 1793 bei der Insel anhielt, bei der Aufsuchung einiger Pflanzen, und mußte eine Nacht unter einem Baume zubringen. Am folgenden Morgen hielt er sich für verlassen, und dachte schon darauf, wie er sich in dieser Oede einzurichten habe, als ein Boot vom Schiffe kam und ihn abholte.

Unbewohnte Inseln.

Westlich von Kerguelens-Land ist eine Gruppe von vier kleinen Inseln, Marion- oder Crout-Gruppe genannt, und die ebenfalls unbewohnten Prinz-Eduards-Inseln, welche nichts weiter sind, als nackte Felsen ohne alle Vegetation. Sie gehören zu Afrika, so wie auch Diego Alvares und Tristan d'Acunha, von denen wir eben gesprochen haben, und endlich die Insel Bouvet, südlich von den leztern Inseln gelegen. Gehen wir von Kerguelens-Land Nordosten zu 10 Grade weiter, so kommen wir an die Inseln St. Peter und St. Paul und an die Chagos-Gruppe, mit deren Beschreibung wir unser Oceanien beschließen wollen.

Insel St. Peter und St. Paul.

Die Inseln St. Peter und St. Paul, von welchen die erstere auch den Namen Amsterdam bekommen hat, liegen beide unter dem nämlichen Meridian, ungefähr 17 Meilen von einander entfernt, und bei hellem Wetter auf eine Entfernung von 20 Meilen vom Meere aus sichtbar. Sie waren der Gegenstand einer seltsamen Verwirrung.

Die Insel St. Peter oder Amsterdam liegt unter 38° 30' südl. Breite und 75° 28' östl. Länge. Sie ist unbewohnt. Man sieht nur wenige Bäume auf ihr. Im Meere in ihrer Umgebung gibt es Seelöwen, Seehunde, Wallfische, Haifische, Fische und Mollusken, worunter auch ohne Schalen. Sie ist eigentlich ein kegelförmiger Berg, auf dessen Spitze die Oeffnung eines erloschenen Kraters ist. Im Innern der Insel soll es Eidechsen und sogar Füchse geben.

Die Insel St. Paul, südlich von der erstern, liegt unter 37° 47' südl. Breite und 75° 48' östl. Länge. Sie ist dürr und unbewohnt, leicht zugänglich und wird nur von Phokenjägern besucht, die aber häufig dorthin kommen. Im Innern gibt es viele wilde Schweine. Sie erscheint dem Auge in Gestalt eines zirkelförmigen Berges, dessen Mitte in Form eines Kraters ausgehöhlt ist; da eine seiner Wände einstürzte, so drang das Meer hinein. Der Sumpf oder die Lagune, die dadurch im Innern gebildet wurde, wimmelt von Fischen und besonders von vortrefflichen Barschen. Nach Van Blamingh, dem geschickten Seemanne, der zuerst die beiden Inseln sorgfältig untersuchte, fließen unter der Lava warme Quellen und eisenhaltige Wasser; diese wichtige und einer aufmerksamen Beachtung würdige Beschreibung wurde aber von einigen Seeleuten und neueren Gelehrten entstellt. Barrow, von dem Verfasser der Karten Cook's irregeleitet, beschrieb die Insel St. Paul unter dem Namen Amsterdam, und wunderte sich über die Veränderungen, die er dort zu bemerken glaubte. Der gelehrte Beautemps-Beaupré gab in dem Atlas d'Entrecasteaux's 6 Ansichten von seiner Insel Amsterdam, die doch nichts anderes ist, als die Insel St. Paul, wie aus der Vergleichung der Zeichnungen, die sich in dem Werke Valentins finden, hervorgeht. Der ehrenwerthe de Rossel, Redakteur der Reise d'Entrecasteaux's, bemerkte die Verwechslung der Namen nicht, welche doch durch die Breite bewiesen ist, unter welche er die Insel sezt. Horsburgh, Pinkerton und die Geographen haben denselben Irrthum wiederholt.

Geschichte zweier auf der unbewohnten Insel St. Peter oder Amsterdam zurückgelassenen Schotten.

Am 4. November 1827 nahte sich das englische Schiff Palmyra der Insel St. Peter bis auf eine Entfernung von ungefähr 5 Meilen. Die Matrosen sahen einen dicken Rauch, was den Kapitän bewog, so nahe als möglich hinzufahren, weil er vermuthete, das Feuer könnte von Schiffbrüchigen angezündet worden seyn, die damit ein Zeichen ihrer Noth geben wollten. Als man eine Meile weit von der Küste angekommen war, erkannte man wirklich zwei Menschen, welche, auf einer Anhöhe stehend, die Ankunft des Schiffes zu erwarten schienen. Sogleich wurde das Boot ausgesezt, und ein Offizier schiffte sich ein, um sich nach dem Zustande der beiden Leute zu erkundigen und ihnen Hülfe zu bringen, wenn sie derselben bedürften; das Boot kam mit den beiden Fremden zurück.

Ihr erster Anblick erregte Ueberraschung und Mitleiden; sie trugen lange Bärte; die Lumpen ihrer alten Kleider waren mit Stücken von Phokenfellen ausgebessert, wovon das Haar nach Außen gekehrt war. Einer trug Hosen von einer Wildschweinshaut; ihre Schuhe waren ebenfalls aus Wildschweinshäuten gemacht, deren Haare auswärts gekehrt waren. Der eine, Jakob Paine, war 22 Jahre alt; der andere, Robert Proudfoot 48 Jahre; beide waren aus Edinburgh gebürtig und hatten 14 Monate auf dieser Insel gelebt.

Sie hatten sich auf Isle de France auf dem Gouverneur Hunter, einem Schooner von ungefähr 60 Tonnen, eingeschifft, welcher nach Vandiemensland gehörte und auf den Phokenfang ausging. Im September 1826 war dieses Schiff bei der nördlichen Insel St. Peter oder Amsterdam angekommen. Solche Schiffe landen gewöhnlich einen Theil ihrer Matrosen auf verschiedenen Inseln, wo es Phoken gibt, und nehmen sie erst nach einigen Monaten sammt dem Thran und den Fellen, welche inzwischen beigeschafft wurden, wieder ein.

So wurde nun auch von dem Schooner ein Boot mit einem Sack Zwieback, einigen Pfunden Mehl und andern Vorräthen, einem Kessel, einer Pfanne und einer beträchtlichen Quantität Salz zum Einsalzen der Phoken ans Land geschickt. Dieß war Abends; Paine und Proudfoot wurden mit den Vorräthen an einem passenden Punkte gelandet. Am Lande fanden sie zwei ziemlich gute mit Rasen gedeckte Hütten, die wahrscheinlich andern Matrosen zur Wohnung gedient hatten. Das Boot ging sodann wieder an den Schooner zurück, um noch vier Matrosen und weitere Vorräthe herbeizuholen. Kaum war es indeß angekommen, so erhob sich ein starker Wind, das Schiff wurde in die See getrieben und nie wieder gesehen. Die beiden Matrosen waren nun sich selbst überlassen. Als sie am folgenden Morgen ihre Vorräthe musterten, fanden sie, daß beinahe der ganze Salzvorrath vom Wasser verdorben war, und daß keiner von ihnen (ein bei Matrosen seltener Umstand) ein Messer bei sich hatte. Paine hatte das seinige an Bord in seiner Weste gelassen, und Proudfoot das seinige einem seiner Kameraden geliehen. Von Kleidern hatten sie nichts, als was sie am Leibe trugen. Sie sparten ihre geringen Vorräthe so, daß sie 5 Monate lang damit ausreichten; nach Ablauf dieser Zeit mußte ihr Scharfsinn auf Beischaffung anderer Nahrungsmittel denken.

In dieser traurigen Lage mußten sie immer Wache halten, ob sie kein Schiff zu Gesicht bekämen. Im ersten Monate erblickten sie wirklich

mehrere, die aber in zu großer Entfernung vorüberfuhren. Das lezte, das sie sahen, war der Hope, der nach Vandiemens-Land ging; er näherte sich der Küste bis auf einige Meilen, und sezte ein Boot zum Fischen aus. Paine und Proudfoot eilten herbei, und machten den Offizier mit ihrer Lage bekannt: dieser antwortete, er werde, wenn er an das Schiff zurückkomme, vom Kapitän Verhaltungsbefehle einholen; bald aber hatten die beiden Unglücklichen den Schmerz, das Schiff mit vollen Segeln seine Reise fortsetzen zu sehen. Da indeß ihre Vorräthe noch nicht erschöpft waren, so verzweifelten sie noch nicht. Von dieser Zeit an bis zur Ankunft der Palmyra, d. h. ungefähr ein Jahr lang, sahen sie kein einziges Schiff mehr. Der Kapitän des Schooners hatte sich wahrscheinlich in der Insel getäuscht; er hätte auf der südlichen Insel, d. h. auf St. Paul, jagen sollen, wo man Phoken im Ueberflusse findet, während Paine und Proudfoot auf ihrer Insel sich in den 14 Monaten ihres Aufenthalts blos 7 verschaffen konnten.

Die beiden Matrosen glaubten selbst, sie seyen auf der Insel St. Paul, und sahen oft nach Norden, um die Insel Amsterdam zu entdecken; sie wunderten sich, daß sie dieselbe nie zu Gesicht bekämen. Dann hätten sie aber warme Quellen von so hoher Temperatur gefunden, daß sie Fische darin hätten kochen können. John Henri Cox, der St. Paul im Jahr 1790 besuchte, sah den Thermometer in diesen Quellen bis auf 190° Fahrenheit steigen; seine Leute warfen, sobald sie einen Fisch gefangen hatten, denselben in die heißen Quellen, wo er nach 5 Minuten gekocht war.

Unglücklicherweise besaßen Paine und Proudfoot auch kein Geräthe zum Fischfang. Indeß kam ihnen die Vorsehung ein wenig zu *Hülfe*: sie fanden auf den Felsen eine Nadel, ein altes Messer und *einen großen* Nagel, aus dem lezteren machten sie eine Angel, und ein altes Kabeltau diente ihnen als Leine. Nun fingen sie an zu fischen; aber die einzige Fischart, welche sie auf diese Weise fangen konnten, war die, welche die Matrosen Trompete nennen; von Muscheln bekamen sie blos Napfmuscheln. Am empfindlichsten war ihnen, daß es an frischem Wasser auf der Insel fehlte. Es gab gar keine Quellen auf der Insel; sie mußten also Regenwasserpfützen aufsuchen; oft mußten sie mehrere Stunden weit gehen, um ihren Durst zu stillen. Es gibt ziemlich viel Schweine auf der Insel; indeß konnten unsere Matrosen in den 14 Monaten ihres Aufenthalts sich nicht mehr als fünf verschaffen. Sie mußten diesen Thieren nachrennen und sie mit einem Stocke zu Boden schlagen. Einmal fingen sie einige Frischlinge, welche ihrer Mutter nicht so schnell folgen konnten. Diese lieferten den beiden Eremiten eine prächtige Mahlzeit.

Um die Zeit zu zählen, machten sie jeden Morgen ein Zeichen an einen Tonnenreif.

Als sie einst, um den Boden zu reinigen, den sehr dichten Rasen angezündet hatten, ergriff das Feuer einen großen Theil der Insel und der Brand dauerte mehrere Monate.

Um ihre Hülfsquellen zu vermehren, versuchten sie einen Bogen und Pfeile zu machen; aber sie fanden die Zweige der Gebüsche auf der Insel zu zerbrechlich für diesen Zweck. Sie hatten also Nichts, als was sie mit der Hand fingen; aus Mangel an Salz konnten sie ihre Fische nicht aufbewahren, und mußten sich daran gewöhnen, die Nahrung, welche sie sich verschafften, ohne alle Würze zu sich zu nehmen. Mehr als

einmal waren drei Tage hingegangen, ohne daß sie einen Mundvoll zu essen gehabt hatten.

Sie besaßen zwar einen Feuerstahl, aber ihr Zunder war bald verbraucht, und sie fanden keine vegetabilische Substanz, die so trocken war, daß sie ihn damit hätten ersezen können; so war es also in der lezten Zeit ihres Aufenthalts ihr Hauptgeschäft, das Feuer in ihrer Hütte zu unterhalten, besonders während der Nacht; denn wenn es unglücklicherweise erloschen wäre, so blieb ihnen keine Hoffnung mehr, es wieder anzuzünden; auch war dieses heilige Feuer der einzige, ja der Hauptgegenstand ihrer Streitigkeiten; da der jüngere ein großer Schläfer war, so mußte Proudfoot am öftesten an dem Heerde wachen. So oft sie mit einander weit von der Hütte weg gingen, bedeckten sie es sorgfältig mit erdigem Rasen; ja bisweilen nahmen sie der größeren Sicherheit wegen eine brennende Fackel mit.

Nach Horsburgh hat die Insel 12 Meilen im Umfang; indeß glauben die Matrosen, daß sie ungefähr 20 Meilen im Umfang habe, da sie einen ganzen Tag brauchten, als sie dieselbe einmal umgingen. Einst bestiegen sie den höchsten Pik der Insel, und fanden dort den Krater eines Vulkans von 100 Yards im Durchmesser, der so tief ist, daß man den Grund desselben nicht sondiren konnte. Die Insel bringt nichts Eßbares hervor, Petersilie ausgenommen, die sich in großer Menge daselbst findet. Der Boden ist mit dichtem Gestrüpp und Gras bedeckt; als Polster und Decke hatten die beiden Matrosen blos trockenes Gras.

In den Wintermonaten fiel kein Schnee; aber beständig gab es Hagel und Glatteis, und war es sehr kalt. Ihre Gesundheit war glücklicherweise sehr gut; der einzige Unfall, der ihnen begegnete, war ein Sturz Proutfoots von einem Abhang, wobei er an der Schulter verwundet wurde, und in Folge dessen er 4 Monate liegen mußte.

Von Vögeln konnten sie blos Sturmvögel und Schneevögel fangen, deren Fleisch aber einen Fischgeschmack hatte. Die Albatrosse legten ihre Eier auf zu gefährliche Felsabhänge, als daß sie dieselben hätten holen können.

Am 4. November endlich erblickten sie mit der lebhaftesten Freude die Palmyra: als sie das Schiff herankommen sahen, eilten sie an das Ufer hinab, und zündeten ein möglichst großes Feuer an, um dem Schiffe bemerklich zu machen, daß menschliche Wesen auf der Insel seyen, und als sie die Palmyra ihre Flagge aufziehen sahen, stieg ihre Freude aufs höchste, und sie hofften, ihr Elend werde nun ein Ende haben. Indeß machte die Brandung das Landen gefährlich; auch rief der Offizier im Boote den beiden Matrosen blos zu. Als sie seine Stimme hörten, erkannte Paine daran seinen alten Bootsmann; glücklicherweise hatten sie ein langes Tau, das sie dem Boote zuwerfen konnten. Vermittelst desselben zogen sie das Boot ans Land, und wurden endlich erlöst.

Abenteuer des Kapitän Peron.

Den Kapitän Peron, einen Franzosen, erwarteten auch lange und grausame Leiden auf den öden Felsen von St. Peter oder Amsterdam. Die von aller Vegetation entblößte, mit zerstreuten Felsen besäete und von Kalkgebirgen, welche alle Spuren vulkanischer Ausbrüche an sich tragen, durchschnittene Insel hat keine andern Bewohner, als Seelöwen, die zu gewissen Jahreszeiten in starken Truppen ans Land kommen, und deren

Häute im Handel sehr geschäzt sind. An diesem elenden Orte entschloß sich unser Abenteurer mit 4 Matrosen zu bleiben, in der Hoffnung, eine tüchtige Ladung solcher Häute zu sammeln. Er war mit seinem Associé, dem Kapitän Owen, übereingekommen, daß ihr Schiff sie in 15 Monaten wieder abholen solle, und hatte Lebensmittel zu sich genommen, die aber kaum für diesen Zeitraum hinreichend gewesen wären; allein 40 Monate verflossen, ohne daß sie ein Wort von dem Kapitän Owen hörten, und erst einem andern hatten sie ihre Erlösung aus der gräßlichen Gefangenschaft zu danken.

Wie man glauben möchte, sollten die Beschäftigungen mit der Jagd und das Abziehen der Häute der Seelöwen diesen ganzen Zeitraum ausgefüllt haben, und nichts Denkwürdiges sich in dieser Zeit ereignet haben; allein es ging anders; das dreijährige Leben dieser Kolonie von fünf Menschen bietet das wahre Gemälde der fürchterlichsten Entzweiungen dar, von denen die größten Gesellschaften beunruhigt werden.

Die ersten Wochen wurden zu Erbauung einer Hütte und zu Einrichtung in diesem neuen Wohnorte verwendet und Alles ging friedlich dabei zu. Als aber die Lebensmittel erschöpft waren, und die Noth dringender wurde, brachen Zwistigkeiten aus. Von den 4 Matrosen, welche der Kapitän bei sich hatte, waren zwei Engländer und zwei Franzosen. Die beiden Engländer wurden unzufrieden mit dem Kapitän, verbanden sich gegen ihn, und empörten sich offen. Ein heftiger Zwist, den er mit einem von ihnen hatte, gab das Signal dazu. Als er in die Hütte zurückkehren wollte, die alle gemeinschaftlich bewohnten, traten sie ihm mit Messern bewaffnet entgegen, stürzten sich auf ihn und versezten ihm mehrere Stiche mit einer Wuth, deren Opfer er unfehlbar geworden wäre, wenn ihm nicht einer der Franzosen, Gaudin, der ihm ergeben war, beigesprungen wäre und ihn aus den Händen dieser Rasenden befreit hätte. Der andere Franzose, Namens Goujon, war, ob er gleich selbst Unzufriedenheit hatte blicken lassen, so erbittert über diese Frevelthat, daß er sich sogleich auf die Seite des Kapitäns schlug; aber da die Engländer im Besitz der Hütte waren, so waren sie auch Herren der Waffen, der Munition, und somit der ganzen Insel; es gab kein Mittel, sie zum Gehorsam zu bringen. Zum Glück hatte Peron ungeachtet der Wunden, die er empfangen hatte, die Geistesgegenwart gehabt, gegen das Boot zu fliehen und sich desselben zu bemächtigen. Er nahm seine getreuen Landsleute darein auf, und alle drei schlugen ihre Wohnung in einer von der Hütte durch eine in die Insel hineinschneidende Bai getrennten Höhle auf. Man kann sich denken, daß sie an diesem ungesunden Aufenthalte nun doppelt zu leiden und zu entbehren hatten, da sie auch das Wenige nicht mehr besaßen, was sie vorher gehabt hatten. Auf einige Fische beschränkt, waren sie in der traurigsten Lage. Da sie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie kamen überein, daß Goujon, der einige Male die Unzufriedenheit der Empörer getheilt hatte, sich zu ihnen begeben sollte, wie wenn er sich an sie anschließen wollte, und sich über die schlechte Behandlung beklagen sollte, die er von dem Kapitän zu erfahren gehabt habe; durch eine solche Verstellung solle er sich in ihr Vertrauen einschleichen, sich irgend einer Waffe zu bemächtigen suchen, die Steine von den Flinten nehmen, und auf ein Signal, das er von einem Berge herab geben würde, wollte man

sich auf die Meuterer stürzen. Die List glückte, aber es vergingen zwei Monate, bis sie ausgeführt werden konnte. Von der entscheidenden That, welche diesen Bürgerkrieg beschloß und die Empörer der Insel St. Peter stürzte, gibt Kapitän Peron folgenden Bericht:

„Zwei Monate vergingen, ohne daß wir etwas von unserm Emissär hörten. War es Mangel an Muth oder Loyalität? War er unter den Streichen unserer Feinde erlegen? Diese Fragen richteten wir, ich und Gaudin, immer wieder an einander.

„Das unter uns verabredete Signal war, daß Goujon sich auf der Spitze des Berges zeigen sollte, der unsern Schlupfwinkel beherrschte, und von wo aus wir ihn sehen konnten, und daß er im Falle des Gelingens seine Jacke ausziehen sollte.

„Endlich kam der ersehnte Tag; das Signal ward gegeben; Gaudin und ich eilen, wir stürzen uns in das Boot, rudern mit Blitzesschnelligkeit und kommen bei Goujon an. Er stellte mir meinen Säbel, meine Flintensteine und einen von den Engländern verfertigten Dolch zu. Ohne Zeitverlust gehen wir gerade auf die Hütte zu; denn von der Eroberung der Hütte hing der Besitz der Insel ab.

„Godwin und Cook (die beiden Engländer) waren ohne Waffen; den Säbel in der Hand, fordere ich sie auf, sich zu ergeben. Ihre erste Bewegung war, sich meiner Flinte zu bemächtigen, als sie aber sahen, daß sie diese Waffe nicht mehr gebrauchen könnten, warfen sie sich mir zu Füßen, blaß, wie der Verbrecher beim Anblick des Galgens.

„Ich ließ meine Feinde einige Zeit in dieser Stellung; endlich begnadigte ich sie, nach einem derben Verweis unter der Bedingung, daß sie sich sogleich in die Hütte zurückzögen, die uns zur Wohnung gedient hatte, und nie die Grenzen überschritten, die ich ihnen bezeichnete.

„Während des Interregnums hatten die Rebellen die rothe Flagge aufgezogen, indem sie behaupteten, da England im Krieg mit Frankreich sey, so seyen alle Bande zwischen uns gebrochen. Nun befahl ich einem von ihnen, dieses Zeichen des Aufruhrs herunterzuschlagen, und als dieß geschehen war, zeigte ich ihnen den Weg, und sie entfernten sich.“

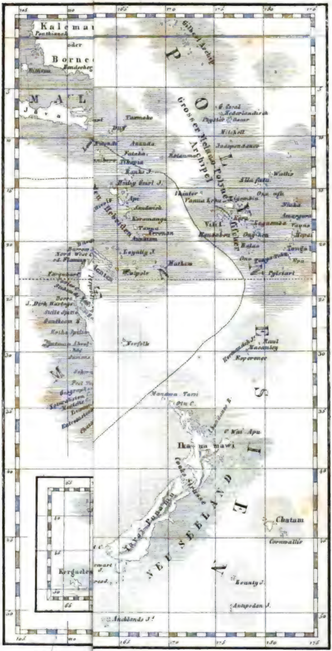
So endigte der erste Krieg, dessen Schauplatz St. Peter gewesen war. Er kostete Niemand das Leben; aber er war, wie in großen Staaten, reich an Elend und Noth.

Gnade erweicht das Herz der Verbrecher nicht; als sich einige Zeit nachher mehrere Male ein Lärm von ihrer Wohnung aus vernehmen ließ, so wurde dieselbe durchsucht, und eine Art Lanze, die man fand, und die sie aus einer Messerklinge gemacht hatten, deutete auf feindliche Absichten. Ein englisches Schiff, das in diesen Strichen vorbeikam, erlöste Peron und seine Gefährten endlich aus ihrem Elende; aber wie wenn ihm auf dieser unglücklichen Expedition lauter Unglück zustoßen sollte, so wurde auch dieses Glück noch dadurch getrübt, daß er 2700 Seelöwenhäute, deren Sammlung ihn so viele Mühe gekostet hatte, zurücklassen mußte, da das Schiff sie nicht mehr zu seiner Ladung aufnehmen konnte.

Gruppe der Chagos-Inseln und fliehende Insel.

Es ist nicht unmöglich, daß man zwischen den Inseln St. Paul und St. Peter oder Amsterdam und der Gruppe der kleinen Chagos-

Inseln (wovon die größte von einigen Kolonisten aus Isle de France in Besitz genommen ist) noch die berühmte Insel Juan de Lisboa findet, deren ungewisse Existenz bis auf diesen Tag der Gegenstand der Nachforschungen so vieler Seemänner und der Arbeiten der größten Geographen und Hydrographen, wie d'Anvilles, Buache's, d'Après's und Horsburgh's gewesen ist. In diesem Falle wäre die Insel Juan de Lisboa, so wie die Chagos-Inseln, welche zwischen dem 4° 30′ und 7° 27′ südl. Breite und 68° 53′ und 70° 20′ östlicher Länge liegen, in die Gränzen unseres Oceaniens einbegriffen, und würde sammt der Chagos-Gruppe zu Malaisien gehören. Die Chagos-Inseln sind Sternkorallenbänke mit einer leichten Lage Erde bedeckt.



Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Allgemeines Gemälde.

Die Malaienlande.

Mikronesien.

Inhalt des zweiten Bandes.

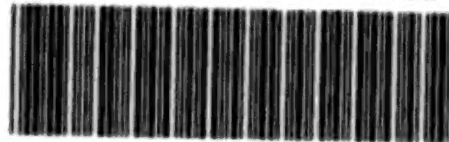
Inhalt des dritten Bandes.

Uebersicht der Abbildungen zum ersten Band.

Uebersicht der Abbildungen zum zweiten Band.

Uebersicht der Abbildungen zum dritten Band.

M313255



Digitized by Google